

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von Robert Hamerling, Wilhelm Jordan und Wilhelm Roscher.)



Breslau 1882.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 22. Bandes.

Julii — August — September.

1882.

Karl Biedermann in Leipzig.	Seite
Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte. Ungedruckte Briefe des Dichters (Fortsetzung)	378
M. Cordus.	
In omnibus charitas. Novelle	I. 151
Robert Hamerling in Graz.	
Amor und Psyche. Gedicht	94
Mit dem Porträt von Robert Hamerling. Radirung von Wilh. Rohr in München.	
Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M.	
Rauhreif. Gedicht	214
Mit dem Porträt von Wilhelm Jordan. Radirung von W. Krauskopf in München.	
U. Koch in Neuses.	
Der deutsche Brahmane	216
Paul Lindau in Berlin.	
Porkeles und Porkelesja von Joh. Scherr	128
Auf dem Wege nach Bayreuth. Eine Sommerfahrt durch den Bayerischen Wald mit den Leitmotiven des Doctors	378
Wilhelm Lübke in Stuttgart.	
Zur französischen Renaissance	66
O. Mejer in Göttingen.	
Der römische Kestner. Zweiter Artikel: 1817—1828	349

Inhalt des 22. Bandes.

Alberta von Puttkamer in Straßburg.	Seite
Aus einem Cyclus. Ein Sommerglück. Novelle in Terzinen.....	373
Wilhelm Roscher in Leipzig.	
Betrachtungen über die neuen preussischen Gesetze zur Erhaltung des Bauernstandes	328
Mit dem Porträt von Wilhelm Roscher. Radirung von Wilhelm Rohr in München.	
Johannes Scherr in Zürich.	
Dreißig Jahre deutscher Geschichte	246
Carl Vogt in Genf.	
Eduard Desor	108. 262
Ernst von Wildenbruch in Berlin.	
Brunhild. Novelle	285
Bibliographie	140. 275. 405






Band 22. — Heft 64.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juli 1882.



Breslau,
S. Schottlaender.

Verlag von S. Schottlaender

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXII. Band. — Juli 1882. — 64. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Robert Hamerling.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Juli 1882.

Inhalt.

	Seite
M. Corvus.	
In omnibus charitas. Novelle	1
Wilhelm Lübke in Stuttgart.	
Zur französischen Renaissance	66
Robert Hamerling in Graz.	
Amor und Psyche. Gedicht	94
Carl Vogt in Genf.	
Eduard Desor. I.	108
Paul Lindau in Berlin.	
Porkeles und Porkelessa von Joh. Scherr	128
Bibliographie.	140
Hierzu ein Portrait von Robert Hamerling. Radirung von Wilhelm Rohr in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

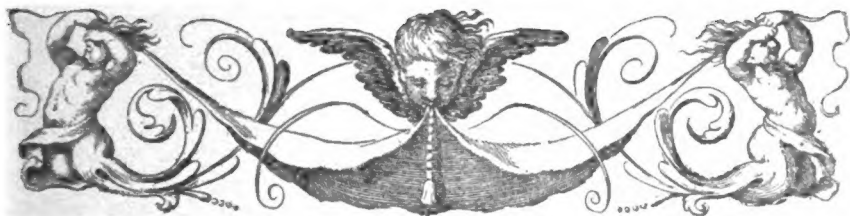
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W., von der Herdstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

VON

Deutsche Verlags-Anstalt vorm. Eduard Hallberger in Stuttgart (Goethe's Werke),
G. Freytag in Leipzig (Das Wissen der Gegenwart),
A. Barthleben's Verlag in Wien (Adrian Baldi's Allgemeine Gedebeschreibung).



UNIV. OF
CALIFORNIA

In omnibus charitas.

Don

M. Corbuz.

1.

Die herbstliche Abendsonne ergoß ihren rothen Schein über die Stadt, welche hoch auf Felsen erbaut, über dem tiefen Flußthal emporragt, — sie erglühte an allen den Spizen und Kanten der alten Thürme, die von früheren Befestigungswerken her noch über den Thoren sich erhalten haben — funkelte an den Zinnen des alterthümlichen Schlosses, und ließ das graue Gemäuer der Klosterkirchenruine in Lebenswärme aufleuchten. Ein Zug Störche, die nach dem Süden steuern, hatte sich wie alljährlich, so auch heute auf ihrer Wanderschaft zur Rast auf diese Firsten niedergelassen, fröhlich klappernd die gastlichen Stätten wieder begrüßend und im warmen Abendscheine die Federn putzend und pustend, welche die Reise durch die Lüfte arg in Unordnung gebracht haben mochte.

Nur auf dem hohen Thurm von Sanct Johannis hatten keine der befiederten Gäste gewagt, ihr Nachtquartier aufzuschlagen; er überragt in einsamer Größe weit alle die ihn umgebenden Thürme und Zinnen und Firsten, und die Häuser der Stadt schaaren sich um ihn, wie Lämmer um den Hirten. Wie in Feuer getaucht stand er gegen den reinen Himmel da und aus seinem Munde ertönte laut und feierlich die Abendglocke hernieder. Unter ihm, zwischen den Häusern, mehrten und dehnten sich schon die Schatten und die sinkende Sonne warf nur schräg noch einen leuchtenden Schein durch die hohen Bogenfenster der Kirche herein, dort, wo zwischen den Säulen die ewige Lampe brennt, Weihrauchwölken am Seitenaltar emporsteigen und der Sand leise knirscht unter den Tritten der wenigen Andächtigen, die zu dem Abendsegnen noch kommen.

Ein letzter Strahl glänzt auch über dem Altar an der Aureole des heiligen Johannes, der milde niederblickt in die weiten Hallen seiner Kirche, ja die liebevollen Augen schauen sogar segnend auch über das Gitter hinaus, welches das majestätische Haus in zwei Theile scheidet. Jenseits desselben herrscht tiefe Stille und strecken sich langgedehnt dunkle Schatten, welche die schlanken Säulen mehr und mehr nebelhaft in der Tiefe verschwinden lassen. Wer nicht wüßte, wie viele dort aufstreben, die stolze Kuppel der Gewölbung zu tragen, und wie lang der Raum sich dehnt, bis wo ihn das hohe Portal abschließt, der bemerkt jetzt in dem Dämmern nicht, daß hier, wo der ~~Beirgung~~ ^{Beirgung} ~~wo~~ und wo die vielen Altäre um den von Sanct Johannis geschart stehen, man sich im kleineren Theile der Kirche befindet.

Der ~~Mann~~ ^{Mann} jedoch, der dort an dem trennenden eisernen Gitter lehnt und hinüber in das Düstere blickt, als könne sein scharfes Auge die Schatten durchdringen, er mag wohl wissen, was da drüben sich befindet — wozu würde er sonst in die Dunkelheit starren, wenn er nicht Unbekanntes zu erkennen glaubte? Einen Altar, aber nur einen, dem allmächtigen Gott errichtet, weiß er dort zu finden, sonst nichts zwischen den Säulen als die Sitzstände der Gemeinde, die Kanzel und über dem Portale die Orgel mit hohem Chöre.

Und doch, es hatte ehemals Zeiten gegeben, wo auch dort drüben viele Altäre standen und kein Gitter trennend sich durch die Kirche zog. Sechs Jahrhunderte sind nun darüber hingegangen, daß Rath und Bürger der ehrfamen Stadt die Kirche hier erbaut und daß unter König Primelaut das Capitel errichtet und ein Dechant mit seinen Capitularen hineingesetzt wurden. Dann, nach Jahrhunderten ruhigen Bestehens, war ein großer Brand verheerend über die Stadt gekommen, der auch die Kirche zerstörte, und abermals hatten Rath und Bürger sie aufgerichtet. Viele fleißige Hände hatten daran gearbeitet und viele fromme Seelen ihr Scherlein dazu geopfert, daß das Gotteshaus würdig wieder emporwachse, schöner, herrlicher, als es vordem gewesen; das reiche Capitel aber hatte seinen Säckel dazu nicht aufgethan, sondern dies Werk seinen Gemeindefindern allein überlassen.

Damals knieten hüben wie drüben die Andächtigen vor den Priestern in Messgewändern, flüsterte die Beichte dem Mann mit der Tonsur an das Ohr und ertönte das Misericordia Domini vom hohen Chor durch die ehrwürdigen Hallen — bis daß der gewaltige Geist eines Luther erstand, der die Seelen aufrüttelte aus tausendjähriger Gewohnheit, und sie an sich band, oder gegen sich aufstachelte. Da war auch Bürgerschaft und Rath der guten alten Stadt seinem Rufe gefolgt und hatte sich zu seiner Lehre bekannt: da war es auch, daß in Sanct Johannis Kirche das Gitter emporwuchs aus den Fliesen des Fußbodens und den Oberchor von dem größeren, nunmehr evangelischen Theile des Hauses abtrennte.

Wie viel Haber aber hatte hüben wie drüben gewüthet, weil jeder Theil seinen Besitzanspruch zu alleiniger Geltung bringen wollte, bis endlich

die Gemüther sich sänftigten und zu gleicher Berechtigung beider Theile sich verstanden; bis der eine ungestört zu diesen Stunden sein Evangelium predigen, der andere zu jener Zeit sein Hochamt halten konnte. Und nun tönt oft die Rede des Mannes im schwarzen Amtstalar von drüben herüber, wenn in stiller Messe hier die Knienden an dem Rosenkranz das Paternoster flüstern, während wiederum das Glöckchen des Ministranten zuweilen leise hinüberschallt zu der Handlung am Taufbecken, als wolle es den evangelischen Glaubensverwandten sagen: wir sind auch da, den Herrn zu verehren!

„Kommt aber ein hoher Festtag des katholischen Kirchenjahres, dann öffnen sich die Pforten des Gitters, dann schwingen die Thorknaben das Weihbecken voran dem Allerheiligsten, der Dechant im großen Ornate, mit allen seinen Capitularen und Kirchendienern, hält den festlich pomphaften Umzug durch den ganzen Raum des Gotteshauses und die Menge kniet dort, wie hier, anbetend nieder,“ schloß der am Gitter lehrende Mann sein nülles Sinnen.

Er warf den Kopf empor, als schüttelte er die Träumerei von sich ab und wieder nach dem helleren Theile der Kirche sich wendend, fiel sein Auge auf das Bild des Heiligen, an dessen Glorienscheine der verglimmende Funke des Himmelslichtes noch haftete. Ein Lächeln flog über das Gesicht des Mannes, als er den Heiligen gewahrte; er nickte ihm heimlich und vertraulich zu, als sehe er einen guten alten Bekannten wieder, nicht aber mit dem ehrerbietigen Gruß, woran jener doch von seinen Verehrern gewöhnt war.

„Da bist Du ja, Sanct Johannes — Du der Erste, den ich wieder begrüßte; denn Deine Thür steht allezeit offen und es zog mich allgewaltig hinein in dies Haus,“ so schien es auf den Lippen des Mannes zu schweben. „Bin ich doch hier, zwischen diesen Säulen und unter dem hohen Gewölbe aufgewachsen und hat doch meine Seele hier gelernt, am Unendlichen aufzustreben. Das macht anhänglich an die alten Hallen. Sanct Johannes! Wie hübsch ist es von Dir, daß Du mich noch eben so freundlich ansiehst wie sonst, ob schon ich doch jetzt mit anderen Augen Dich betrachte, als mit denen damals der Knabe, scheu und nur verstohlen, durch das Gitter zu Dir hinüberblickte. Aber Du bist an Wechsel gewöhnt, alter Freund, und er beirrt Dich nicht. Auch stand das grause Wort ‚Reßer‘ nicht in Deinem sanften Herzen geschrieben, als Du ein Mensch unter Menschen lebstest, und Du kanntest es auch nicht, als man Dich, Gnade spendend, damals hier auf die Leinwand schuf, denn das war vor der Zeit, wo der Mann von Worms lebte und sich mit Rom verfeindete. Dein Auge aber schaut noch ebenso milde vom Altar hernieder wie einstens, da nur solche Gläubige die Kirche füllten, welche Dich als den Heiligen anbeten, und unter Deinem Hört der Liebe und Barmherzigkeit nimmst Du sonder Wahl Alle auf, welche Dein Haus andächtig betreten und sich zu der Lehre Deines Herrn und Meisters bekennen. So ist es recht, Sanct Johannes, jetzt erst versteh’ ich Dich, und

obchon Du bei mir an ängstlicher Scheu und furchtbarer Devotion verloren, hast Du doch unbedingt an meiner Anerkennung gewonnen.“

Noch ein leises Neigen des Hauptes, ein warmes Lächeln um Mund und Auge, dann schritt der Mann leise auf die offene Seitenspforte zu und an dem Weichboden vorübergehend, ohne drin die Finger zu neßen, verließ er die Kirche.

Vor ihm lagen die altersgrauen Gebäude der Dechanei, fürstlich vornehm, wie immer, das eiserne, goldverzierte Gitterthor verschlossen, das ihren Vorhof von dem Kirchplatze absperrt, und da sie auf der schmalen Seite des Platzes steht, wo sich die Häuser dicht an die Kirche drängen, sieht sie stets finster aus unter dem tiefen Schatten, den die hohe Kirche auf sie wirft. Ein grüner Baumwipfel nur blickt mit der äußersten Spitze seiner Krone über das Dach des Mittelgebäudes herüber und verräth, daß auf ihrer Rückseite die Dechanei wohl freundlich aussehen möge.

„Man feiert doch Feste auf jedem Tritt, wenn man nach so langer Zeit in die Heimath wiederkehrt. Darum hielt ich auch von dem Bahnhof aus zu Fuß meinen Einzug in die vielgelobte Stadt,“ sagte wiederum der Mann zu sich selbst. „Alles wird zur Freude des Wiedersehens und Wiedererkennens, selbst die Erinnerung an das Gruseln, das man doch längst verlernt gehabt, wird zum Vergnügen. Mit welcher geheimer Furcht, ehrwürdige Dechanei, habe ich als Junge Dich umschlichen, hinter Deinen finstern Mauern alle Schrecknisse des Klosters und Mönchthums suchend, Deine Würdenträger mit der Ungeheuerlichkeit des Eölibats gestempelt, dem gewöhnlichen Menschenthum entrückt, finster, unbegreiflich und unheimlich für einen freien, wilden Jungen, wie ich es war, bis — — nun, bis auch diese Schrecken der Unnahbarkeit sich lühteten an einem fröhlichen Osterfest!“ fügte er lachend hinzu.

Die alte, dicke Apfelsrau, welche immer auf dem Kirchplatze feil hält, packte eben ihre Körbe ein, als der Mann an ihr vorüberschritt und plötzlich stehen bleibend, ihr fröhlich zurief:

„Guten Abend, Mutter Schrap, noch immer rührig und geschäftig?“

„Feierabend beginnt ja soeben erst, junger Herr,“ antwortete die Frau in der auffallend singenden Sprechweise des Landes.

„Aber Euer Feierabend sollte doch längst schon begonnen haben und Ihr nun in Ruhe Euer Leben pflegen — habt in Wind und Wetter schon so manches lange Jahr hier ausgehalten,“ sagte er gutmüthigen Tones.

„Ja, wie wissen Sie denn das?“ fragte die Alte, mit ihrer Beschäftigung inne haltend und erstaunt zu dem Sprechenden aufblickend.

„Nun, habe ich doch voll und gut meine dreißig Jahre auf dem Rücken und soweit ich diese zurückdenken kann, saßet Ihr hier, Winter und Sommer, und hieltet feil. Habt Ihr doch auch mir als Jungen so manchen Apfel in Gnaden geschenkt, wenn der Dreier, über welchen ich verfügen konnte, nicht ausreichen wollte für die Größe des Appetites, der mich quälte. Alte

Gutthat verpflichtet und es ist nur in der Ordnung, daß ich Euch nun etwas wiederschente. Dieses glänzende Bildniß unseres Landesherrn sollt Ihr haben, wenn Ihr mir sagen könnt, wer ich bin!“

Dabei hatte er einen neuen Silberthaler hervorgezogen und denselben in die Höhe haltend, nahm er mit der andern Hand den grauen Filzhut ab, der ihm tief in der Stirne saß, auf diese Weise der Frau das Wiedererkennen zu erleichtern.

Der junge Mann war von ungewöhnlicher Größe, eine kräftige Gestalt, breit in den Schultern, dabei in allen feinen Bewegungen große Gewandtheit und Sicherheit zeigend. Sein Kopf hatte etwas außerordentlich Gebietendes in Form und Haltung, wie er ein wenig zurückgeworfen auf dem kräftigen Halse saß und erhöhte noch den Eindruck von Energie, den seine Erscheinung hervorrief. Eine Fülle krausen, dunkelblonden Haares, von welchem eine volle Locke auf die breite Stirn fiel, und eben solcher Bart umrahmten das Gesicht, das tief gebräunt war, nur die Stirn war weiß geblieben und ein paar feurige blaue Augen blitzten lebhaft darunter hervor. Das Gebietende des Kopfes wurde aber durch einen Zug warmen Wohlwollens und frischen Humors gemildert, welcher auf dem Gesicht glänzte und dasselbe im hohen Grade anziehend machte. Daran mochte wohl auch die Frau ihn wiedererkennen, denn er hatte kaum den Hut gelüftet und sie ihn aufmerksam angesehen, als sie auch schon rief:

„Ach Du meine Güte, wer anders könnte das sein, als Primariusens wilder Georg, dem immer der Schalk auf dem Gesicht geschrieben stand, wenn er gutmüthig kam, mir die Körbe aufheben zu helfen!“ Aber so anders, so groß und so braun wie Sie geworden sind, wie kann man da gleich Sie wiedererkennen.“

„Ja, zehn Jahre sind eine lange Zeit, und ich habe während dem nicht hinter dem Ofen still gesessen!“ entgegnete er lachend. „Ich denke in die Höhe werde ich seitdem nicht viel mehr gewachsen sein, aber desto mehr in die Breite und Indiens Sonne hat mir die Haut gedunkelt und den Bart wuchern lassen. Es ist dort einigermaßen warm, so zu sagen heiß, Mutter Schrapz, und man braucht dort keinen so dicken Pelz zu tragen, wie der Eurige ist — ich freue mich übrigens, daß der mir wohlbekannte noch immer existirt,“ sagte er, auf dies Kleidungsstück deutend, das die Frau, trotz der milden Luft, übergezogen hatte. Dann fuhr er fort, indem er ihr das Geldstück hinreichte: „Hier ist also der wohlverdiente Thaler, womit ich unsre alte Freundschaft neu besiegle. Und nun gute Nacht!“

Er schüttelte ihr gutgelaunt die runzliche Hand und schnitt ihren Dank, der unerschöpflich zu werden drohte, kurz ab, indem er schnell um die Kirche herum auf die andere Seite des Platzes sich wendete, wo nach Morgen zu das Primariat lag, hell getüncht, mit freundlich blinkenden Fenstern und offener Hausflur, so recht das Bild einer behaglichen, gastlichen Pfarrwohnung.

Als Georg sich dem Eingange derselben näherte, fand in der Haus-

flur eine lebhaftc Debatte statt. Eine ältliche Dienerin unterhandelte hier mit einem Bauer in der lauten, schreienden Art, welche die Wenden beim Sprechen annehmen, als ob sie allezeit in heftigen Streit begriffen seien. Sie trug die nette, kleidsame Tracht der Wendinnen: das kleine, stark gesteipte schwarze Häubchen, das nur auf dem Hinterkopf sitzt, das Vorderhaar dicht anliegend und glatt geschcittelt sehen läßt und unter dem Kinn mit der von einem Ohr zu dem andern laufenden Krause von buntem Rattun geschlossen ist; steif aufgebauschte, kurze weiße Ärmel, schwarzes Nieder, einen bunten, faltenreichen Rock und eine weite, helle Schürze, welche beinahe vollständig den Rock bedeckend, nur einen schmalen Streifen davon frei läßt.

Die Wendin hielt eine lebende Gans in die Höhe, welche der Bauer zum Verkauf gebracht hatte, und rief ihm zu:

„Fett soll Gans sein? Bis od*) stille — denkst, alte Hanka kennt das nicht? Fett is' se nich' und jung is' ooch nich'! Wer' ich lassen laufen so 'ne Gans für uns' Primarius — Hochwürden weß ooch sicher gut, was fett is' und was nich', wenn er's zu essen kriegt, und thut er predigen von Kanzel gegen Betrüger, denkst, ich wer' Hochwürden betrügen lassen in sein' Haus? Nee, das is' sich nicht bei unsre Wenden, das leid' alte Hanka nich'! Geh Du od' weiter mit Dein Gans und sieh wen Du anschmierst. Aber das sag' ich, in Dechanei gehst nu' ooch nich' mit dem Vieh — die Kathol'schen wissen erst recht, was is' fette Gans, was is' magere — nee, mit uns' Herren von Sanct Johannis hast allen nichts zu thun. So, dobry wječor!“**)

Damit drückte sie die Gans, welche den Hals in die Höhe reckte und bei der Auseinandersehung ihrer verwerflichen Eigenschaften widerspenstig sich wehrte und schrie, dem Bauer wieder unter den Arm und resolut den Mann an der Schulter fassend, schob sie ihn nach der Hausthür zu.

Da gewahrte sie den im Eingang Stehenden, welcher, sobald sie ihre Aufmerksamkeit entriistet von der Gans abwendete und nun des Kommenden ansichtig wurde, ihr die Hand entgegenstreckte, freudig ihr zurufend:

„Hanka, alte treue Seele!“

Sie stupte, aber nur einen Augenblick lang, dann sprang sie auf ihn zu und schrie: „Jesus Maria, unsre Zuai!“ ***)

Sie erfaßte seine Hand, dieselbe mit Rüffen bedeckend und wieder und immer wieder ausrufend: „Unsre Zuai, unsre klein' Zuai is' sich wieder da!“

„Ja, da ist er, Hanka, aber über das Kleine ließ sich streiten. Dein Pflögling, alte, treue Seele, ist Dir denn doch Etwas über den Kopf gewachsen und Du solltest Dich wundern, wenn Du jetzt ihn tragen solltest,“ sagte er fröhlich, auf die bewegliche, ihm bei weitem nicht bis an die Schultern reichende Gestalt herniederblickend.

*) Im Dialekt „nur“.

**) Wendisch: Guten Abend.

***) Wendisch: Georg.

„Freilich is' sich so!“ lachte sie glücklich und schlug die Hände zusammen, ihn von dem Kopf bis zu den Füßen bewunderungsvoll betrachtend. „Is' sich siehre groß und siehre scheene geworden. Jesus, die Freud'! Aber hab' ich nich' sagt alleweil: daß giebt sich sicher groß Glück, daß alte Störch' wiederkommen sin? Und guck od', Glück is' sich da, Witajde!“*)

Sie haßte wieder nach seiner Hand, diese abermals zu küssen, er jedoch wehrte sie ab und sagte:

„Aber jetzt laß mich, Sanka, wo ist meine Mutter?“

„Die Frau, freilich die Frau!“ rief sie eifrig, mit von Neuem ausbrechendem Jubel nach dem Hintergrund der Hausspur stürzend, wo sie die Treppe hinauf rief:

„Frau, Frau, er is' sich da!“

Man hörte wie oben eine Thür schnell geöffnet wurde, leichte Schritte kamen eilig vorwärts und als Georg mit heftigen Sätzen, immer mehrere Stufen auf einmal nehmend, die alte, wohlbekannte Treppe hinaufstürmte, trat er am obersten Treppenaufsatz mit einer ältlichen, sanft aussehenden Dame zusammen, die mit gespannter, zitternder Erwartung auf den Kommenden blickte, und sie sanken sich in die Arme.

„Mutter!“

„Mein Sohn!“

Mehr konnten Beide nicht sagen, sie im Uebermaß des Glückes schluchzend, er in gewaltiger Bewegung tief den Kopf herabbeugend auf die Schulter, an welcher er als Kind so oft geruht und welche für ihn jederzeit liebevoll getragen, was er im unbändigen Uebermuth der Knaben- und Jünglingsjahre gefehlt und verschuldet gehabt.

Endlich hob er den Kopf wieder auf und zog die Hand, welche sanft und liebevoll über sein Haar strich und die volle Locke von seiner Stirn schob, ehrfürchtig, zärtlich an seine Lippen; sie aber richtete das thränenfeuchte Auge mit süßem Stolz zu der schönen, männlichen Erscheinung des Sohnes empor. Das also war aus ihrem Liebling geworden! Ein fester Mann, und wie ihr sein warmes, leuchtendes Auge sagte, auch ein unverdorbener Mann; es war nichts in seinem Gesicht, das ihrem Mutterherzen fremd geworden wäre, kein Zug darin, welcher ihre Liebe beunruhigt hätte. So und nicht anders konnte und mußte ihr Georg werden, und wie ihn auch die Welt beeinflusst haben mochte, der gute, edle Kern seines Wesens war derselbe geblieben.

Wie so mancher Sorge, welche ihr Herz deshalb beschwert gehabt, mochte sie jetzt gedenken und in diesem köstlichen Augenblick empfinden, daß diese nun von ihr wichen, denn sie sagte voll Inbrunst leise vor sich hin:

„Gelobt sei Gott!“

„Ja, ihm sei gedankt, daß ich wieder bei Euch sein kann — wie habe ich mich doch nach Eurer Liebe gesehnt,“ stimmte Georg bewegt ihr bei.

*) Wendisch: Willkommen.

„Nun, so komm zu dem Vater!“ drängte sie und seine Hand ergreifend, als ob wie ehemals sie den zögernden Knaben vor diesen Richter führe, sah sie fragend, mahnend, bittend zu ihm auf. „Und Georg — — —?“ sagte sie zögernd.

„Sei unbesorgt, theure Mutter!“ beruhigte er sie. „Ich weiß nun klar genug, wie sehr ich ihn gekränkt und wie viel ich zu sühnen habe.“

„So, Hand in Hand gingen Mutter und Sohn ein Stück den Corridor entlang. Noch immer lagen hier, wie ehedem, graue Teppichläufer auf den glänzenden weiß geschuerten Dielen, die alte große Wanduhr in ihrem schwarzen Gehäuse, tickte noch ebenso laut und regelmäßig wie sonst, und die beiden Oleanderbüsche am Fenster standen auch noch da, nur ein Stück höher waren sie geworden, denn da er zuletzt sie sah. Zehn Jahre waren veronnen, in denen er so viel erlebt, und hier waren sie fast spurlos vorüber gegangen!

Und nun kamen sie an die Thür, welche Georg sonst immer mit Widerstreben überschritt, denn es war selten gewesen, daß nicht hinter derselben eine Müge seiner harrete. Wie oft hatte da die Mutter die Vermittlerin sein müssen, welche den Knaben über diese Schwelle schob, nachdem sie den Vater verzeihend und freundlicher gestimmt hatte.

Heute aber öffnete sie mit glücklichem Lächeln den leise in seinen Angeln sich bewegenden Flügel und rief in das Zimmer hinein: „Albrecht!“

Es war ein großes, tiefes Gemach, in welches die Beiden durch die halbgeöffnete Thür blickten; lange Reihen hoher Büchertästen bedeckten die Wände, nur den nöthigen Raum für Schreibtisch und Sopha freilassend. Ein Mann saß an dem einen der beiden Fenster, in dem letzten Tageslicht noch eifrig lesend. Er war so vertieft in sein Buch, daß die Störung ihm wohl unwillkommen sein mochte; aber es lag etwas in dem Ton ihrer Stimme, etwas Undefinirbares, seltsam Erregtes, als sie seinen Namen rief, was ihn verwundert aufblicken machte.

„Was hast Du, Marie?“ fragte er.

„Albrecht, oh sieh doch, den wir erst in ein oder zwei Wochen erwarteten, unser Georg ist da!“ rief sie mit unaufhaltsam hervorbrechendem Jubel ihm jetzt entgegen und die Thür weit öffnend, daß auch Georg nun mit eintreten konnte, eilte sie mit dem Sohne auf ihn zu.

Der Pastor war von seinem Plaze aufgesprungen, und es war, als zöge es ihn dem Sohne entgegen; aber er bezwang sich schnell und blieb stehen. Fest ausgerichtet lehnte er an dem Fenster und sah erwartungsvoll auf den ihm Entgegeneilenden.

Jetzt stand ihm dieser gegenüber und ihre Augen hingen ineinander.

Der Pastor war eine hohe Gestalt, welche an Größe dem Sohne nicht viel nachgab, aber sie ähnelten einander nicht. Er hatte dunkles, noch kaum mit Grau gemischtes Haar und dunkle Augen; etwas Markiges, ja Streitäbbares lag auf der viereckigen Stirn, um den willensstarken Mund und um das glatte, feste Kinn — etwas, das an einen Kämpfer der Kirche erinnerte, so wie wir uns einen Luther, nicht einen Melancthon denken könnten.

Georg streckte dem vor ihm Stehenden beide Hände entgegen und rief tief bewegt: „Vater, theurer Vater!“

Dieser reichte ihm langsam die eine Hand hin, während die andere sich fest auf des Sohnes Schulter legte und prüfend ihm in die Augen sehend, fragte er gemessen:

„Georg, Du kommst wieder, aber wiekehrst Du zu uns zurück?“

Der Sohn hielt gelassen den forschend ihn durchdringenden Blick aus.

„Deiner würdiger, Vater, hoffe ich,“ entgegnete er ernst und fest.

„Würdiger? Die Franzjusz sind durch viele Generationen, immer vom Vater zum Sohn, Diener der Kirche gewesen und es ist mir hart angekommen, daß der erste, mein einziger Sohn, sich unmöglich machte für diesen hohen Beruf — ein wegen Duell mit tödtlicher Waffe relegirter Student konnte freilich nie die Kanzel betreten, er hatte sich dessen unwürdig gemacht,“ sagte der Pastor und man hörte es seiner Stimme an, daß noch immer diese getäufchte Hoffnung nicht verwunden sei.

„Es war ein unwürdig, knabenhaftes Spiel, das ich mit meinem und meines Gegners Leben trieb, ohne allen triftigen Grund, ich sehe das mit Beschämung ein, Vater,“ stimmte Georg ihm freimüthig zu. „Aber seitdem habe ich dies Leben, das ich um einer Lappalie willen preisgab, das ich aus den Bahnen riß, in welche Du es gelenkt, besser zu schätzen gelernt und in dem Dienst der Menschheit es um höheren Preises willen bloßgestellt. Wenn ich in Indien gegen die ausgebrochene Seuche der Cholera kämpfte und ihre Opfer ihr abzuringen suchte; wenn ich solcher Weise Andern nützte und hoffentlich noch nützen werde, so denke, Vater, daß in der Menschheit ich auch dem Schöpfer diene und laß mich Dich bitten, mir nicht mehr zu zürnen, daß ich um Hoffnungen und Wünsche Deines Leben Dich betrog.“

Er hatte lebhaft und herzlich gesprochen, und sein leuchtendes Auge blickte in eindringlicher Bitte auf das strenge Antlitz des Vaters hin.

„Albrecht,“ bat nun auch die Mutter, da dieser nicht sogleich antwortete, „er kehrt uns nach zehn Jahren wieder heim! Laß das Alte doch nun vergessen sein und nimm die Gegenwart, wie sie ist.“

Der Pastor zog die Hand, welche auf des Sohnes Schulter gelegen, wieder zurück, strich sich damit über Stirn und Augen, als wolle er so aus dem Sinne etwas verwaschen, was darin fest eingewurzelt gewesen, und sagte dann in milderem Tone als vorher:

„Du hast an Stelle des Theologen den Beruf des Arztes erwählt — nun wohl, ich mag nicht bestreiten, daß auch dieser ein edler ist, und füllest Du ihn wirklich mit Hingebung und Pflichttreue aus, so will ich zu vergessen suchen, was nun doch nicht mehr zu ändern und zu erlangen ist. Und so sei mir daheim willkommen, mein Sohn!“

Jetzt erst umarmte er Georg und als sie sich küßten, schlang Frau Marie sanft ihre Arme um Gatten und Sohn, sich zärtlich an die nun endlich Wiedervereinigten schmiegend. Nun erst war ihr Glück voll!

Währenddem schoß Hanka eilig und geschäftig im Haus umher, das Gemach, welches Georg früher inne gehabt und das ihm noch immer verblieben war, schnell für ihn in Bereitschaft zu setzen. Dabei wirbelte ihr der Kopf und zitterte ihr das Herz vor Glück, denn es war ja auch ihr Zuai, der da wieder heimgekehrt war. Sie hatte ihn von seinen ersten Lebenstagen an gepflegt, gewartet und behütet, an ihrer Hand hatte er die ersten Schritte zu laufen gelernt, die ersten Worte, deutsche wie wendische, hatte sie ihm beigebracht, sie hatte sich bereitwillig für ihn geplagt und geduldig sich von ihm plagen lassen, und ihre abgöttische Liebe für ihn hatte sie an die deutsche Familie und an deren Haus gebunden, und ihre treue Anhänglichkeit sich nicht wieder von ihnen trennen lassen, so schwer es ihr auch anfangs geworden, vertrauend sich ihnen anzuschließen.

Der Wende ist ja im Allgemeinen schwer zugänglich und besitzt noch heute dieselbe zähe Widerspenstigkeit, welche er vor einem Jahrtausend dem Christenthum entgegensetzte, indem er Jahrhunderte lang hartnäckig immer wieder öffentlich oder geheim zu dem alten Götzendienste und Aberglauben zurückfiel und stets von Neuem gewonnen werden mußte, bis er wirklich treu zu der christlichen Religion sich bekannte. Mitten unter Deutschen lebend, hat er seine Sprache und eigenthümliche Kleidung beibehalten, sein Charakter ist noch immer der nämliche halsstarrige und schwer zugängliche, der ihn mißtrauisch gegen die Deutschen sein läßt, in steter Besorgniß, von ihnen übervorthelt zu werden, und es dauert lange, ehe er Fremden sich anschließt. Ist er aber einmal gewonnen, dann ist er von unverwundlicher Treue und Anhänglichkeit, dabei zuverlässig in den ihm anvertrauten Obliegenheiten. Man nimmt daher die Wenden gern zu Dienstboten, besonders zur Wartung von Kindern, an denen sie mit wahrhaft rührender Treue hängen.

Von katholischer Confession, war Hanka mit ganz besonderem Mißtrauen zu dem deutschen evangelischen Geistlichen in Dienst getreten, da man sie zur Wartung des Kindes dahin miethete. Sie hielt sich argwöhnisch und verschlossen von der Herrschaft zurück, soweit sie das vermochte, ging viel zur Messe und beichtete oft. An dem Kind, das ihrer Wartung anvertraut worden, hing sie aber bald mit ganzer Seele und unermüdlicher Sorge und Gewissenhaftigkeit. Das waren Vorzüge, welche die junge Mutter nicht übersehen konnte, und die sie mit der sonstigen Art der Dienerin versöhnten, so daß sie dieselbe um sich behielt, so oft auch der Pastor trieb, die störrische, katholische Wandin aus seinem Haus zu entlassen. Nach Ablauf des Dienstjahres mußte aber doch Frau Marie nachgeben und zu einem Wechsel sich entschließen — Hanka wurde entlassen. Sie schied weinend und trostlos, sie konnte sich von dem Knaben nicht trennen, der ebenso unbändig schrie und die neue Wärterin durchaus nicht um sich dulden wollte. Nach einigen Tagen erschien Hanka wieder in dem Pastorhaus, um nach Georg zu sehen und demüthig zu bitten, daß man sie wieder nehme, aber sie wurde consequent ablehnend beschieden. Neuer Jammer und neue Thränen! Nach acht Tagen

tauchte sie abermals auf, um etwas Zurückgelassenes zu holen, wie sie sagte — nach dem Uberglauben der Leute führt etwas Liegeengebliebenes sicher an den verlassenen Ort zurück, und ob schon das Tuch absichtlich vergessen worden war, was thut das, da dieser Glaube sich als zuverlässig erwies? Denn da sie unter tausend Thränen hat, sie doch nicht wieder fortzuschicken, rührte endlich ihre Anhänglichkeit die Herzen, die neue Wärterin wurde entlassen und Hanka in ihrer alten Stellung wieder angenommen. Und nun nistete sie sich zu einem Inventarstück des Hauses ein, das von der Kinderwärterin durch alle Stadien der Hauswirthschaft emporrückte. Niemand dachte mehr daran, sie wieder zu entfernen, so wenig sie die Möglichkeit sich nur vorzustellen vermochte, je diesen Dienst für einen andern zu vertauschen.

Mit ihrem katholischen Gewissen, welches ihr doch anfangs den evangelischen Pastor als Ketzer über alle Maßen verdächtig und verwerflich darstellte, hatte sie sich dahin geeinigt: daß Hochwürden auch an Sanct Johannis Kirche fungire, und wenn ihn dieser große Heilige in seinem Hause dulde, konnte er doch nicht gottlos und verwerflich sein. Seit ihrem zweiten Eintritt in den Dienst ging sie selten zur Beichte, berichtete auch nie mehr über die Familie und deren Verhältnisse im Haus, sondern sie beschränkte, auf Befragen ihres Beichtigers, ihre Antworten hartnäckig darauf, daß sie sagte: „Herr is' sich gut, Frau is' sich gut und klein Quai is' sich siehre gut!“ und darüber war nichts aus ihr herauszubringen.

Ihren sonntäglichen Gottesdienst hatte sie mit den Jahren nach und nach so eingerichtet, daß sie wechselweise „Hochwürden Caplan“ und „Hochwürden Primarius“ predigen hörte, es schien ihr selbstverständlich, daß sie, ob schon Katholikin, aber in dem protestantischen Pfarrhause lebend, sie beiden Theilen von Sanct Johannis Kirche gerecht werden müsse. Sie vereinigte da harmlos ihre katholischen Gebräuche mit dem protestantischen Ritus, betete vor und nach der Predigt ihr Paternoster am Rosenkranz und schlug inbrünstig ihr Kreuz über Brust und Stirn, was aber keinen Eintrag that, sich an der Rede von Hochwürden Primarius andächtig zu erbauen.

Zudem, unter Sanct Johannis Hört einigten sich ja die widerstreitendsten Gegensätze, unter ihm traf zusammen, was sonst in der Welt streng getrennt sich findet, und die Einigung so verschiedener Elemente übertrug sich aus der Kirche auch auf das Haus und das bürgerliche Leben.

So standen auch die Kirchenhäupter der beiden Confessionen, der Dechant Matthias von Göltnitz und der Pastor Primarius Franzius, in einem eigenthümlichen Verkehr zusammen, der viel Freundschaftliches an sich hatte. Während Alles, was sie amtlich mit einander abzumachen hatten, auf schriftlichem Wege aus den beiderseitigen Kanzleien besorgt wurde, trafen sie täglich persönlich in geselligem Verkehr zusammen.

Pünktlich um drei Uhr des Nachmittags fuhr der geschlossene Wagen mit den alten Rappen des Dechanten aus dem Portale der Dechanei und führte Matthias von Göltnitz die einsame Chaussee entlang, nach der kaum

eine Stunde entfernten kleinen Herrnhuter-Colonie. Dort am Gemeinlogis verließ der alte Herr den Wagen und begab sich, von dem Wirth schon erwartet, in ein Stübchen neben dem Gastzimmer, wohin sehr bald auch Pastor Franzius kam, wenn er nicht etwa schon da war, indem er seinen täglichen Nachmittagsspaziergang ebenfalls hier hinaus nahm.

Sie begrüßten einander mit einem freundlichen „Willkommen, Herr Dechant — Herr Primarius“ und begannen dann sofort, bei einer Tasse Caffee, die ersehnte Partie Schach zu spielen, das einzige Spiel, das die frommen Herrnhuter Brüder in dem Bereich ihrer Gemeinde vorzunehmen gestatten.

Vor einer langen Reihe von Jahren hatten sich die beiden geistlichen Herren zufällig hier getroffen und aus dem Zufall war nach und nach eine Regel geworden, die, wenn das Wetter es erlaubte, sie täglich hier zusammenführte zu dem beliebten Spiel, und dabei störte keinen der Umstand, daß der katholische mit dem protestantischen kirchlichen Würdenträger in dem Bereich einer Sectirergemeinde sich zusammenfand, wie auf neutralem Gebiet.

Es wurde wenig gesprochen, die Schachzüge absorbirten ihre ganze Aufmerksamkeit, Beide passionirte und geübte Spieler, die sie waren. Nach Beendigung der Partie traten sie dann gemeinschaftlich zu Fuß den Heimweg an, und nun erst wurde über das und jenes gesprochen, was Männer von gereifter geistiger Bildung und Erfahrung interessirt, in stillschweigender Uebereinkunft wurde aber nie ein Wort geäußert über Amtssachen, oder was ihre beiderseitige kirchliche Stellung betraf. Und wenn nun das Interesse lebhaft und die Herzen in der Unterhaltung angeregt wurden, dann gebrauchten sie wohl einmal den Ausdruck: „bester Freund“ oder „lieber Freund“, anstatt des förmlicheren Herr Dechant oder Herr Primarius, und schieden sie an Sanct Johannis Kirche von einander, so schüttelten sie sich freundlich die Hand, um dann der Eine rechts, der Andre links nach seiner Amtswohnung sich zu wenden. Nie aber besuchte der Eine den Andern dort, mochte auch die Witterung zuweilen viele Tage lang den nachmittäglichen Spaziergang verbieten; nie fuhr der Primarius mit dem Dechanten, so groß auch das Verlangen nach ihrer gewohnten Zusammenkunft und nach der ersehnten Schachpartie sein mochte.

2.

Wie viele Jahrhunderte sind doch über Deine Mauern dahingegangen, ehrwürdige Dechanei, seitdem fast zu gleicher Zeit mit Sanct Johannis Kirche diese Heimstatt für das Capitel erbaut wurde; was haben sie gemodelt und neu geschaffen, was entdeckt und erfunden und welche Wandlung im Denken und Glauben hervorgerufen: Du aber bist äußerlich dieselbe alte und unveränderte geblieben, dieselbe feste, welche Du von Anfang an gewesen und noch immer bist, wie Du finster mit Deinen düstern Gebäuden auf die Außen-

welt blickst, die zwischen Dir und Deiner Kirche unablässig sich bewegt und vorwärts drängt.

Dasselbe hohe Schieferdach, dieselben finstern, klösterlichen Fenster zeigen sich noch dem Beschauer, das nämliche hohe Portal ragt am Mittelgebäude noch stolz empor mit seinen granitnen Säulen und über ihm, in Stein gemeißelt und reich vergolbet, das Wappen des Capitels, welches Sanct Johannes mit dem Agnus Dei zeigt, überragt von dem Geschlechtswappen des damaligen Papstes, unter welchem das Capitel gegründet wurde. Wie so mancher Dechant ist hier aus- und eingefahren, seitdem es da oben prangt, wie so mancher hohe Prälat und fürstliche Besuch darunter eingezogen: andern Sterblichen aber hat sich nur die daneben befindliche Thür, das Pfaffenpförtchen, zum Einlaß geöffnet. Klein, dunkel, von den Jahren geschwärzt, mit einem Lugenfensterchen versehen, steht es bescheiden neben dem Portale, wie der Bettelmönch neben dem Kirchenfürsten. Es ist eben auch in der Kirche nicht Alles gleich!

So unverändert im Aeußeren die Dechanei geblieben ist, im Innern hat sie doch manchen Umbau erlitten, besonders der Mittelbau. Er ist der fürstliche Sitz eines hohen Prälaten und dem Dechanten ausschließlich vorbehalten. Bis an seine Fenster drängt sich der rückwärts gelegene Garten mit den alten mächtigen Bäumen, der manch' lieblichen, schattigen Platz, manch' laubbedeckten Gang enthält, wohin kein Späherauge von Außen zu dringen vermag, umschlossen wie er ist von den hohen Mauern, die bis hart an den Rand der Felsen sich hinziehen, welche am Ende des Gartens schroff nach dem Fluß hinabfallen.

Der an den Mittelbau stoßende linke Flügel, das Capitelhaus genannt, enthält die Wohnungen der Capitulare; sie besitzen ihren abgesonderten Haushalt, der von dem des Dechanten völlig getrennt ist, ebenso ist ein Theil des Gartens für sie abgegrenzt. Der rechte Flügel aber hat keinen Eingang nach dem Garten; unter der Benennung des Fremdenhauses ist er zu einer Zeit, wo es noch keine Hotels gab, für die Gäste der reichen Dechanei eingerichtet worden. Die beiden bis an die Straße vorspringenden Seitengebäude aber, welche dem ganzen Bauwerk die Form eines Hufeisens verleihen, enthalten die Wirthschaftsräume und Stallungen. Sie haben nach dem Kirchplatz hinaus keine Fenster, sondern die dunklen Mauern ragen hier undurchbrochen bis zum First des hohen spitzen Daches empor.

Es war um dieselbe Stunde, wo im Primariat Eltern und Sohn sich des glücklichen Wiedersehens erfreuten, als ein Mann in der schwarzen Tracht der geistlichen Herren durch das Gitterthor vor der Dechanei schritt und dann an dem Glockenzuge des Pfaffenpförtchens läutete, das sogleich lautlos sich öffnete und ebenso wieder hinter dem Eingetretenen sich schloß.

In der weiten, hohen, aber sehr düstern Halle, die ihn aufnahm, brannten schon die Lampen, welche auch eine breite Treppe erhellten, die fürstlich vornehm in zwei Armen nach dem ersten Stockwerk emporführt

und oben an einem weiten Vorzimmer mündet, von welchem aus sich rechts und links Corridore erstrecken, die an ihren Enden mit Thüren abgesperrt sind.

Ein in dem Vorzimmer wartender Diener führte den Kommenden in den linken Corridor bis an eine Flügelthür, an welche er klopfte und dann leise eintretend „Herr Caplan Moser“ meldet.

Es ist ein hohes, weites Gemach, das sich öffnet; dicke Teppiche bedecken den Fußboden und dunkle grüne Vorhänge verhüllen die nach dem Garten gehenden Fenster. Eine große Anzahl geistlicher Würdenträger, in Lebensgröße gemalt und in ihren Farben gedunkelt, füllen die Wände und ein hohes, kunstvoll aus Elfenbein geschnittenes Crucifix steht auf dem großen Schreibtisch, der sich inmitten des Zimmers befindet. An der einen Seitenwand ist ein weißer Kamin angebracht, in welchem schon, trotz der noch warmen Jahreszeit, ein Holzfeuer brennt, heiter und wohlthuend für den weiten, kühlen, düsteren Raum und, soweit der Flammenkreis reicht, ihm ein wenig Behaglichkeit verleihend; denn das gedämpfte Licht der Lampe, die auf dem Schreibtisch steht, vermag nicht die Schatten zu erhellen, welche in den tiefen Ecken sich dehnen, die dunkeln Bilder beinahe verhüllen und an dem hohen Plafond sich unheimlich verdichten.

Der da an dem Schreibtisch sitzt, ist ein Mann in vorgerückten Jahren, kurzes graues Haar umgiebt die Schläfe, läßt aber die hohe Stirn frei bis zu dem Wirbel des Kopfes emporsteigen. Es ist ein feines weißes Gesicht, das bei Annäherung des Caplans von dem vor ihm liegenden Buche sich emporrichtet und in seiner Ruhe nicht leicht zu entziffern ist, ebensowenig als die grauen, tiefliegenden Augen, die in einem stillen stetigen Glanze aufschauen und wohl Andere zu ergründen scheinen, ohne doch sich ergründen zu lassen — ohne Zweifel ein kluges Gesicht, aber nicht warm, nicht kalt — nicht gut, nicht schlimm — nicht freundlich und nicht feindselig aussehend; man könnte jeden solchen Ausdruck sich recht wohl darauf denken und doch ist von alledem keine Spur darauf zu erblicken. Auch seine Figur ist nicht groß und nicht klein zu nennen, wie er, jetzt aufstehend, dieselbe erhebt und nach dem Kamin hingeht. Vornehm ist vielleicht die einzige Bezeichnung, die bei seinem Anblick sofort sich aufdrängt und eine unwillkürliche Scheu rechtfertigt, die seine Erscheinung hervorruft.

„Guten Abend, Herr Caplan. Was bringen Sie mir?“ redete er den Kommenden mit einer wohlklingenden, aber nicht lauten Stimme an. Er ließ sich in einen der am Kamin befindlichen Fauteuils nieder und bot mit einer Bewegung der feinen, wohlgepflegten weißen Hand auch dem Andern einen Platz an.

„Hochwürden, ich war draußen im alten Sanct Johannis-Hospital,“ entgegnete der Caplan, „dort nach dem Befinden einer unserer schwer Kranken zu sehen, der Christine Becker. Sie wird kaum wieder herzustellen sein und wir werden wohl in den nächsten Tagen ihr die letzte Wegzehrung darreichen müssen.“

„So thun Sie, weiß Ihres Amtes ist, ehe es zu spät damit wird,“ meinte ruhig der Dechant. „War das Alles, was Sie mir zu sagen hatten?“

„Nein, Hochwürden, ich komme hauptsächlich des neuen Sanct Johannis-Hospitales wegen. Von dem Hausverwalter des alten Hospitales hörte ich, daß jenes seiner Vollendung nun entgegengehe und dann auch bald von den Kranken bezogen werden solle. Er fügte hinzu, daß dies zum Frühjahr geschehen könne, und daß Herr Pastor Primarius Franzius vom Rath der Stadt schon hiervon unterrichtet worden sei, wegen Einrichtung und Weihung des darin befindlichen Betsaales.“

Der Caplan hatte erregt gesprochen und die letzten Worte scharf betonend hervorgehoben; als er jetzt schwieg, blickte er erwartungsvoll durch die Gläser seiner Brille auf seinen Vorgesetzten hin, um die Wirkung seiner Worte zu erforschen.

Dieser hörte dem Sprechenden gelassen zu, ohne daß sich auf seinem ruhigen Antlitz irgend ein Eindruck des Vernommenen zeigte. Er hatte erst wie zerstreut in die Flammen des Kamins gesehen, als er aber jetzt die Augen davon abzog und auf sein Gegenüber richtete, lag in ihrem stetig stillen Glanze nicht die mindeste Erregung oder Veränderung ausgedrückt.

„Es wird ein neuer Segen für die Stadt werden,“ meinte er endlich gleichmüthig, „wenn das neue Hospital der leidenden Menschheit übergeben werden kann. Das alte war längst schon zu haufällig und zu beschränkt für die Kranken der an Einwohnerzahl beträchtlich herangewachsenen Stadt.“

Der Caplan starrte seinen Vorgesetzten ob dieser ihm unbegreiflichen Ruhe mit grenzenlosem Erstaunen an. „Das wohl, Hochwürden. Aber das alte gehörte doch zur Kirche und zum Capitel Sanct Johannis und stand unter unserm Schirm. Das neue wird abermals Hospital Sanct Johannis heißen — sollen wir es aber uns entziehen lassen, indem der Rath es unter das evangelische Kirchenamt stellt?“ wagte er voll Eifers einzuwenden. Er blickte gespannt auf den Dechanten, ob dieser von dem Folgeschweren der Sachlage nun doch nicht sich ergriffen zeigen werde.

Aber er täuschte sich vollständig, denn dieser blieb unabänderlich ruhig und erwiderte sehr kühl und ablehnend:

„Auch das evangelische Kirchenamt heißt zu Sanct Johannis. Der Rath unserer Stadt hat aus seinen eigenen Mitteln das neue Hospital vor dem Mühlenthor erbaut, er stattet es reichlich und vortrefflich in allen seinen Theilen aus — alles das auf seine alleinigen Kosten — er ist mithin der Besitzer und die Verfügung über das Haus ist sein.“

„Aber die Rechte der Kirche — —“ fiel bestürzt der Caplan ein.

Indem klopfte es abermals an die Thüre, und der Diener trat ein, mit einem silbernen Teller in der Hand, worauf Brieffschaften und Zeitungen lagen. Der Dechant deutete auf den Schreibtisch hin, und als der Diener

das Gebrachte dorthin gestellt und sich wieder entfernt hatte, erhob er sich von seinem Platz und sagte entlassend in der kühlen, ablehnenden Art, womit ein Vorgesetzter den Uebergriß des Untergebenen zurückweist:

„Die Rechte unserer Kirche werden nicht beanstandet werden.“

Der Caplan machte eine äußerst verlegene Verbeugung und stammelte bestürzt:

„Hochwürden, ich wünsche wohl zu ruhen, und bitte zu verzeihen, wenn mein Eifer — —“

„Gute Nacht, Herr Caplan,“ fiel der Dechant ihm in das Wort. „Vergessen Sie nicht, daß ich wünsche: ein Jeder möge dazu thun, daß die Eintracht und der Friede nicht gestört werden, in welchem wir mit unseren Glaubensverwandten hier leben.“

Er machte das Zeichen des Kreuzes, neigte ein wenig den Kopf zum Abschied und während der Caplan sich leise entfernte, schritt er gelassen an den Schreibtisch, die eingegangene Post zu betrachten. Er nahm mehrere Briefe in die Hand, deren Aufschrift er prüfte; sie schienen aber ohne besonderes Interesse für ihn zu sein, denn er legte sie uneröffnet wieder seitwärts hin. Nur einen, von zierlicher Damenhand adressirt, nahm er an sich, indem er ihn ungelesen in seine Brusttasche steckte.

Einige Augenblicke blieb er noch stehen und starrte sinnend vor sich hin, dann begann er das große Gemach in seinem weiten Raume nachdenklich auf und ab zu durchschreiten. Seine Gedanken schienen lebhaft beschäftigt zu sein, als habe er eine ernste Sache schwer und reiflich zu überlegen und auf dem ruhigen Antlitz hatte sich eine dunkle Wolke gelagert, die dem stillen Glanz der Augen etwas Drohendes verlieh. Aber so versunken in Gedanken er auch war, jedesmal im Vorüberschreiten fiel sein Blick, wie magnetisch angezogen, auf eines der Bilder, das gerade dem Schreibtisch gegenüber an der Langseite des Zimmers hing.

Es war das Einzige, von allen denen, welche die Wände bedeckten, das deutlich zu erkennen war, denn der Lichtschein der Lampe und des Kaminfeuers fielen gemeinsam gerade auf dasselbe hin und ließen hell ein edles Greisenantlitz über dem Priestergewande des Prälaten hervorleuchten. Unter dem silberweißen Haar strahlten große blaue Augen hernieder, die etwas wunderbar Brennendes in ihrer Milde und Tiefe hatten, als wollten sie von dem Beschauer nicht lassen, als folgten sie ihm nach, ihn bittend und beschwörend; der Mund ein wenig geöffnet, als solle ein Segenswort über die sanft geschwungenen Lippen gleiten — ein Gesicht, das Einem sofort zum Freunde werden mußte, aber auch zum unablässigen Mahner, der voll Güte uns lieben und sorgend warnen wolle.

Der Priester war stehend in ganzer Figur gemalt, und als bedrückten ihn die schweren Kirchengewänder, die er trug, stützte sich seine linke Hand fest auf die Lehne eines Sessels, während die rechte auf einem Tische ruhte,

und dort auf ein Pergament wies, worauf nur die Worte groß geschrieben standen:

In omnibus charitas.

Das Bild war in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gemalt, wie die Jahreszahl unten in der Ecke zeigte, während der obere Rand des schwarzen Rahmens in goldenen Lettern den Namen Hieronymus Moretanus trug.

Es war das der Name des Dechanten, der noch immer verehrt und gesegnet im Andenken der Stadt fortlebte, der durch seine Milde und verträgliche Gemüthsart von dem Rath und der Bürgererschaft hochgehalten, durch seine tiefe Gelehrsamkeit und anspruchslöse Würde von seinen Capitularen und Geistlichen nicht minder verehrt wurde und das um so mehr, da er nach einer Zeit widervärtigen Streitens und Kämpfens auftrat und versöhnend auf die erhitzten Gemüther zu wirken verstanden hatte.

Was hatte man nach der Gleichstellung beider Confessionen, die durch den Majestätsbrief Kaiser Rudolf II. in diesen Landen sanctionirt worden war, sich über das Besizrecht der Kirche von Sanct Johannis gestritten, das positive Recht des Rathes, als des Erbauers, hatte mit dem historischen Recht des Capitels, als den bis zur Reformation uneingeschränkten Inhaber der Kirche, im Kampf gelegen, ohne daß der eine oder der andere Theil ein Jota davon nachgeben wollte. Von den Kanzeln beider Theile schmähten die Prädicanten maßlos auf einander, und was zu Zeiten eines friedliebenden Dechanten einen Ausgleich mit dem Rath und dem protestantischen Kirchenamt anbahnte, rissen streitsüchtige Nachfolger in ihrem Eifer wieder ein.

Besonders unter Henricus Prätorius wurde der Streit bis zur äußersten Höhe getrieben. Er war, wie der alte Chronist von ihm sagt, ein gar herrschsüchtiger, unverträglicher Herr, von galliger Gemüthsart, der in seinen Prätensionen sogar über die Kirche hinaus Ansprüche an Privilegien des Rathes und der Bürgererschaft erhob und dadurch mit diesen in immer neue Mißhelligkeiten gerieth. Da schwoß der allgemeine Unwille über und trieb das Volk zu bedauerlichen Excessen, indem es die Dechanei überfiel und den Dechant daraus vertrieb, so daß dieser flüchtend, auf dem alten Schloß der Stadt, der Ruhlandsburg, Schutz und Aufnahme suchen mußte.

Es war das für die gute Stadt eine traurige Zeit argen Zwiespalts gewesen, der sich auf alle Lagen und Verhältnisse des Lebens störend übertrug, bis endlich der bald ihm nachfolgende Dechant, Hieronymus Moretanus, die Eintracht herzustellen wußte und dauernd festigte. In Weisheit und Milde einen wahrhaft christlichen Sinn entwickelnd, hatte er sich zum Wahlspruch seines Lebens das bekannte Dictum des heiligen Augustinus gemacht, dessen sich dieser bediente bei den, zu seiner Zeit so heftigen confessionellen Kämpfen in den verschiedenen christlichen Gemeinden:

In necessariis unitas,
In dubiis libertas,
In omnibus charitas,

was bedeutet:

Im Wesentlichen (der Lehrräthe) Einigkeit,
Im Zweifelhafsten Freiheit (der Erklärung),
In Allem aber die Liebe.

Mit diesem Wahlspruch lebte und wirkte Hieronymus, damit wußte er den bestehenden Hader zu beschwören und die erhitzten Gemüther zu besänftigen. Der erste und der letzte Satz waren zum Auf- und Eingang seines Strebens geworden: in necessariis unitas — ja Einigkeit, sie war das Nothwendigste selbst, und wo er mit diesem Satz nicht ausreichen konnte, der letzte: in omnibus charitas, der half gewiß stets, damit kam er immer zu einem schönen, versöhnlichen Ziel.

Und so brachte er es endlich dahin, daß man sich hier in den streitigen Punkten einigte, indem man beide Rechte, das positive, wie das historische, zu Anerkennung und Geltung brachte. Denn jede Confession erhielt einen Theil der Kirche als vollständigen Besiz zuerkannt, nur mit der sonderbaren Clausel, daß dem Capitel das Verschließen der Kirche, als das in der Tradition enthaltene historische Recht, unbenommen, dem protestantischen Kirchenamt aber die Verfügung über die Glöden und deren Verschuß, als positives Recht, vorbehalten blieb.

So, obgleich es niemals ausgeübt wurde, war in Sanct Johannis doch Jeder in seinem ganz besonderen Recht und daraus entstand wiederum die unbedingte Nothwendigkeit friedlichen Zusammengehens, da Kirche und Glöden doch unzertrennlich sind und keine die andere missen kann. Und daß von Neuem keine Störung in den also gewonnenen Frieden trete, dafür sorgte und wirkte Hieronymus unablässig, so lange er lebte, und als er allgemein gesegnet und von allen Parteien betrauert starb, hinterließ er seinen Nachfolgern im Amt, als sein Testament, einen Brief, worin er einem jeden die Eintracht mit den Glaubensverwandten als heiliges Vermächtniß übertrug.

Und die ihm in seiner Würde folgten, waren bisher dem auch nachgekommen, was er sterbend ihnen übertragen — wenn auch nicht immer aus Milde und Liebe, so doch aus Klugheit, die auf diesem Wege mehr zu erreichen mußte, als durch unfruchtbaren Streit erlangt werden konnte. So manchen Dechanten schon mochten die Augen des greisen Hieronymus beschworen haben, nicht zu vergessen, welches Legat ihm zugekommen war, wie sie es auch jetzt eindringlich thaten, so oft im Vorüberwandeln Matthias von Gölitz' Blicke an ihnen haften blieben.

Endlich hemmte dieser sein Auf- und Niederschreiten, indem er vor dem Bilde stehen blieb. Lange und voll tiefen Ernstes blickte er zu diesen brennenden Augen empor, die ihm so vertraut geworden waren in all den vielen Jahren, welche er einsam in diesem Raume mit ihnen zusammen verlebt hatte.

„Sei ohne Sorge, Hieronymus, ich weiß, woran Du mich gemahnen willst,“ sagte er leise. „Was immer auch zur Sicherung unserer Rechte ich

thun muß: ich werde nicht vergessen, daß Einigkeit und Duldsamkeit der Fort ist, unter welchen Du uns, Deine Nachfolger, gestellt hast. Nein, unweise wäre es, Deines Vermächtnisses uneingedenk zu sein, denn: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas!“

Und als sei er endlich mit sich einig geworden, verschwand die drohende Wolke von seinem Gesicht, und es war wieder das ruhige, unergründliche Antlitz von vordem, als er zurück an den Schreibtisch ging und dort an den Knopf einer Glocke drückte.

Der im Vorzimmer harrende Diener trat sogleich ein.

„Fächle, leuchte mir hinüber zur Frau Baronin Vord,“ befahl ihm der Dechant.

Der Kammerdiener zündete eine Kerze an, öffnete hierauf die Thüre, welche in einen weiten Empfangssaal und durch mehrere große, reich ausgestattete Räume führte. Es herrschte eine alterthümliche, aber düstere Pracht in denselben, etwas Ehrfurchtgebietendes, aber nichts Ansprechendes lag in den weiten Räumen; kalt, finster und öde reichten sie sich an einander — die Abgeschiedenheit und Einsamkeit, die in dem Leben des Priesters liegt, war auch ihnen als Stempel unverkennbar aufgedrückt.

Der Diener leuchtete, voranschreitend durch die Säle, bis er in dem letzten an eine, unter der dunkeln Bedertapete versteckte Thür gelangte, an welche er klopfte, während der Dechant einen kleinen Schlüssel hervorzog, die Thür aufschloß und, hindurchtretend, wieder hinter sich abspernte.

3.

Der Dechant befand sich nunmehr im Fremdenhause und in dem hell erleuchteten Gemach einer Dame, das in seiner anmuthenden Behaglichkeit einen wunderbaren Gegensatz bildete zu den soeben durchschrittenen Räumen, von dem Studirzimmer des Dechanten an gerechnet, bis zu dem letzten mit der Tapetenthür.

Hell bekleidete Wände, zierliche moderne Möbel, Blumen an den Fenstern wirkten hier ordentlich überraschend wohlthuend. Ein Theetisch war vorgerichtet, das Wasser brodelte mit behaglichem Summen in der silbernen Theemaschine, Backwerk und kalte Speisen waren gefällig aufgestellt und Couverts für zwei Personen einander gegenüber aufgelegt.

Als der Dechant die Thür geschlossen hatte, rief er: „Mathilde!“ worauf in der offenstehenden Thür, die in das Nebengemach führte, sogleich eine Dame erschien, die schnell auf ihn zutrat und ihm die Hand freundlich entgegen streckte, indem sie sagte: „Guten Abend, lieber Bruder.“

Die Dame konnte einige vierzig Jahre zählen, war eine feine, elegante Erscheinung und ihrem Bruder in den Gesichtszügen sehr ähnlich, nur daß, als Gegensatz zu dem ruhigen, unbeschiffirbaren Ausdruck seines Antlitzes, das ihrige etwas Unruhiges, Leidenschaftliches trug.

„Du kommst heute spät zum Thee herüber — hattest Du so lange

noch Abhaltung, Matthias?“ fragte sie, ihm geschäftig eine Tasse Thee zurecht machend und alles Nöthige zureichend, während er sich an seinem gewohnten Platz niederließ und mit einer gewissen Behaglichkeit an die Lehne seines Sessels sank.

„Nichts von Belang,“ entgegnete er ausweichend. „Es wird Dich aber freuen, Mathilde, ich bringe Dir einen Brief von Gertha mit.“

„Endlich! Sie hat mich jetzt lange genug darauf warten lassen,“ rief sie lebhaft aus und griff eifrig danach. Voller Hast und Erwartung erbrach sie sogleich den Brief und las ihn durch. Dann sah sie wieder zu dem Bruder auf, der unterdeß seinen Thee genoß, und sagte:

„Gertha schreibt mir, daß sie morgen, Freitag, Mittag, zurückkehren werde — wie freue ich mich doch darauf! Ich kann nicht sagen, wie sehr ich sie vermisst habe in diesen sechs langen Wochen, während deren sie in der Hauptstadt verweilte.“

„Ja, es war still hier ohne das Kind,“ stimmte der Dechant ihr bei.

Die Baronin lächelte. „Das Kind! Wer das hörte, würde nicht glauben, daß Du von einem vierundzwanzigjährigen und noch dazu so selbstständigen Mädchen sprichst, wie Gertha es ist.“

„Daß das immerhin sein, Mathilde,“ warf er ein. „Ich bin alt und mir gegenüber ist sie immer noch ein Kind. Zudem ist sie auch mein Kind geworden in den zwanzig Jahren, seit welchen Du mit ihr bei mir lebst.“

In dem lebhaften Gesicht der Baronin zuckte plötzlich eine tiefe Rührung auf, welche ihre Augen feucht erglänzen ließ. Sie reichte ihre Hand dem Bruder über den Tisch hinüber, indem sie weichen Tones sagte:

„Ja, Vaterrechte hast Du wahrlich Dir erworben, Matthias — Gott lohne es Dir — seitdem sie den Vater und ich den Gatten verlor und Du uns beide Vereinsamte, Mittellose bei Dir aufnahmst und das Verlorene uns zu ersetzen suchtest.“

Er drückte flüchtig die dargebotene Hand, und wie um selbst nicht weich zu werden, wehrte er ihre Rührung mit einem leichten Nöcheln ab, indem er entgegnete:

„Nun, nun, bin ich es denn nicht, der dabei gewonnen hat, da ich nur die Schwelle des Fremdenhauses zu überschreiten brauche, um trotz Gölibates meine Familie und meine häusliche Behaglichkeit zu haben? Es liegt so viel Anmuth um die Jugend, die wir im Alterwerden immer tiefer empfinden: Gerthas Gegenwart, Gerthas Geplauder, ihr Lachen und ihre Musik sind erfrischend für mich nach dem Ernst manch schweren Tages.“

„Dann um so besser für Dich und mich, daß wir sie nun bald wieder haben werden,“ rief die Baronin aus.

Eine Pause entstand, während deren sie von Neuem Thee einschenkte und den Bruder mit Speisen versorgte; er aß wenig, aber mit Wahl und augenscheinlich mit gastronomischem Verständniß und mit der Ruhe, die ihn bei Allem kennzeichnete. Endlich fing die Baronin wieder an:

„Heute Nachmittag war Graf Hall bei mir, der des Landtags wegen mit seiner Familie in die Stadt hereingekommen ist. Er bat, daß Hertha mit der Gräfin den Ball besuchen dürfe, welchen die Casino-Gesellschaft nächsten Sonnabend zu Ehren des neuen Landespräsidenten giebt, und so trifft es sich gut, daß Hertha morgen zurückkommt.“

„So, die Halls sind wieder da?“ meinte der Dechant, den Teller fortschiebend und sich wieder in seinen bequemen Sessel zurücklehnd. „Das ist eine unserer besten erbgeessenen Familien, von altem, festem Stamm und gutem Glauben — eine von denen, die schon zu Wittelinds Zeit hereinkamen in das Osterland, gegen die heidnischen Wenden zu kämpfen, und sie haben immerdar treu zu der Kirche gehalten, für welche sie damals hier Grund und Boden erstritten. Ja, alter, fränkischer Reichsadel ist es, während der unsrige, wie aller, welcher die Endsilbe „iz“ am Namen hat, von wendischer Abstammung ist.“

„Hilf Himmel, Matthias, wenn Du genealogisch wirfst, dann ist es Zeit für mich, die Segel zu streichen,“ lachte aufstehend die Baronin.

Indem schlug es auf Sanct Johannis Thurm; neun gewichtige Schläge bröhten durch das Gemach, daß fast die Wände erschütterten. Die Baronin klingelte dem Diener, welcher das Theeservice entfernte und während der Dechant sich in die mitgebrachten Zeitungen vertiefte, trat sie an eines der nach dem Garten sehenden Fenster.

Soeben ging hinter den Hügelkuppen, die stromaufwärts von der Stadt sich hinziehen und dort das tiefe Flußthal einfassen, der Mond auf; obchon er voll war und in ungetrübter Klarheit sich erhob, hatte er doch viel zu thun, mit seinem silbernen Licht alle die Thürme, Zinnen und Firnen zu bescheinen, welche der Stadt ein so majestätisches Ansehen gewähren, und heute Abend von der sinkenden Sonne in so wunderbar glühende Farbenpracht getaucht worden waren. Sie sahen jetzt geisterhaft aus in der silbernen Fluth des Mondenlichtes. Wie die Schatten vergangener Zeiten ragten sie empor, vom weißen Leichentuch umflossen, das ihnen bis auf den Boden nachschleppt; aber es steht der Stadt edel und schön wie der Hermelin eines Königsmantels, an dem die Jahrhunderte gearbeitet haben, daß er so lang und weit herniederwalle.

Denn sie hat eine Geschichte, die Stadt, und sie kann mitsprechen, wenn von dem Einst die Rede ist! Sie ist keine von den neuen Emporkömmlingen, von den jungen Guck-in-die-Welt, die kaum ein paar Jahrhunderte auf ihrem Rücken haben — nein, sie hat deren neun gesehen seit ihrem Entstehen, und doch kommt sie sich immer noch jung und frisch vor, wie das Wasser, das hell und klar ihre Füße umspült — wie die Luft, die ihre Thürme umsäthelt, auch immer noch jung und frisch sind, obgleich sie damals, vor neun Jahrhunderten, schon mit ihr gespielt und gekost haben.

Ja, sie hat eine Geschichte! Aus dem grauen Alterthum ragt sie herüber, wo noch die Sage sich zwischen ihre Blätter drängt, und spricht

in wendischer und deutscher Zunge, in heidnischer und christlicher Sprache, in katholischer und protestantischer Weise zu uns und erzählt von dem, was einstens hier vor und hier unterging.

Aber das Leben fürchtet sich vor dem Todten nicht — es dringt mit seiner Wärme überall wieder hin, wo Altes unterging und webt immer neu und geschäftig über das Vergangene hinweg zu frischem Werden und Sein, und freut sich dessen, was ist; wie lang auch das Leichentuch sei, das herniederwallt.

Flink und fröhlich mit den Rannen am Arm, eilt Hanka über den mondbeschienenen Kirchplatz dahin, nicht leise und verstohlen — nein, laut und sicher klappert sie mit den Holzpantoffeln darauf hin; denn Jeder mag es wissen; sie ist im Haus mit ihren Obliegenheiten fertig, daß sie nun den täglichen Bedarf an Wasser holen kann, und auch daß am Brunnen Einer sie erwartet, mag Jeder erfahren — sie hat mit Heimlichkeiten nichts zu thun.

In Mitten des Kirchplatzes steht das Brunnenbecken mit dem steinernen Roland, dessen ziemlich verwitterte Gestalt dunkel über dem Wasserspiegel sich erhebt, und der mit seinem breiten Schwert noch immer Schirm und Schutz ist für die, welche allabendlich bei ihm sich zusammenfinden. Einstens war, wie die Sage erzählt, der starke und fromme Held mit Streitroß und Schild dahergezogen, hier im Osterland gegen die Heiden zu kämpfen. Darum steht man hier in dem stolzen Glauben, daß die alte Ruhlandsburg, die Feste, um welche dann erst die Stadt erbaut wurde, von ihm gegründet worden sei, und obschon das vielleicht nur eine Fabel ist, wie seine ganze Person es sein mag: Held Roland lebt doch unter dem Volke mit Schwert und Schild und mit dem wunderbaren Klang seines Hifthorns fort, und man glaubt hier an ihn, als an den Gründer der Burg.

Da Hanka dem Brunnen sich näherte, trat aus dem tiefen Schatten, welchen der steinerne Ritter im hellen Mondschein warf, eine Männergestalt hervor.

„Dobry wječor Handry*)!“ rief sie ihm zu.

„Guten Abend, Hanka,“ erwiderte der Angeredete ihren Gruß. „Es ist lange, daß ich auf Dich warte.“

„Ja Handejo**), denk od, mei Juai iſ' kommen!“ sagte sie vergnügt.

„Dein Juai?“ fuhr der Mann grollend auf. „Bin ich nicht Dein Andreas? Darum, Hanka, wozu hast Du da einen Juai noch?“

„Wiſ' od stille, alter Dämel,“ lachte sie lustig. „Juai iſ' mei' Jung-herr, mei' Kind, das ich 'pſlegt hab' — den krieg ich nich' un darentwegen kriegst mich ooch nich' eher!“

„Ja, das Kriegen, Hanka!“ seufzte Andreas alsbald besänftigt. „Denke

*) Wendisch für Andreas.

**) Diminutiv von Andreas.

nur, heute als Hochwürden nach dem Gemeinlogis fahren wollte, frage ich ihn, wie er da am Rutschenschlag steht: „Hochwürden, wie ist's, darf ich nun die Hanka heirathen? Du weißt doch, einmal fragte ich ihn schon und damals sagte Hochwürden: ‚nein‘. Und heute sah Hochwürden mich auch so an, gleich wie ein Nein und sagt' auch: ‚Nein, verheiratheten Rutscher kann ich nicht brauchen — dann verläßt Du meinen Dienst.‘ Wenn Hochwürden so aussieht und so spricht, dann ist das wie ein Punktum und Streusand drum — da heißt keine Maus keinen Faden nicht ab — es ist nichts mehr daran zu ändern. Aber was ist da zu thun, Hanka? Fünfzehn Jahre bin ich bei Hochwürden und pflege die Rappen — jung waren sie und wild, weil ich sie damals überkam und hatte meine Lust, daß ich sie unterkriegte, nun aber: fromm sind sie wie die Lämmer geworden. Soll ich das Viech im Stich lassen? Das will nicht gehen, denk' ich Hanka, aber, was ist da zu thun?“

„Ja freilich die Rappen! Was is' sich da zu thun?“ meinte Hanka mit nachdenklicher Miene und überlegte. Dann sagte sie sehr herzlich: „Weest', warten wir e Bissel länger noch. Fortlaufen kannst' nich', Handrij — nee. Treu muß mer halten so Kind wie Viech. Ist' sich meeglich, daß Rappen sterben bald, oder daß Rappen verkooft werden, hernach denkst', bist frei, Handrij. Un weest, fünfzehn Jahr is' e Bissel Zeit, so lang ock kenn' ich Dich; aber dreißig, das is' e Zeit, un so lang bin ich bei Hochwürden Primarius. Nu' is' sich mei Zuai wieder 'kommen, soll ich da gleich so gehn? Nee, das is' sich nich' bei unse Wenden! Warten wir e Bissel länger noch — wir sehn uns ja alle Tag', Handrijo!“

„Ja, so warten wir ein Bissel länger noch,“ stimmte Andreas ihr auch bei. „Und indessen, Hanka, gieb mir einen Kuß.“

Sie gab ihm einen herzhaften und dann noch einen. Hierauf hielt er ihr die Rannen unter den laufenden Wasserstrahl und sie lief damit nach Haus. Nicht lange, so klapperten die Holzpantoffeln wieder über den Platz, sie kam abermals und er leistete ihr denselben Ritterdienst. Als sie endlich das letzte Mal kam — es war über dem Kommen, Gehen und Blaudern zehn Uhr geworden — da sagte Andreas zu ihr:

„Hanka, Sonntag ist Kirmes' drunten in der Fischau — willst Du?“

Sie nickte vergnügt mit dem Kopf und lachte: „Bis ock stille — freilich will ich! Un, nu' dobra noc!“^{*)}

Noch einmal ein Küssen und ein Händedrücken, dann schied das alte Pärchen von einander, ein Jedes von ihnen erfreut, einander zu haben und zu lieben, aber auch erfreut, noch ein Bißchen zu warten dort, wo es in Treue eingelebt war.

Hinter Hanka schloß sich die Hausthür des Primariats zu und auch an der Dechanei sperrte der Pförtner hinter dem eintretenden Andreas das Gitterthor ab. Auf dem Kirchplatz ward es still und stiller; die Haus-

*) Wendisch: gute Nacht!

thüren schlossen sich und eins nach dem andern verlöschten die Lichter hinter den Fenstern. Tiefe Ruhe nun überall! Nur das Wasser plätscherte eintönig fort in das Becken des Brunnens, und aus dem hohen Kirchenfenster strahlte die ewige Lampe als einziges Licht noch hervor. Daneben aber wandelte ruhig der Mond seine vorgeschriebene Bahn, friedvoll den Strom seines sanften Lichtes herabgießend, und still und in Schlummer lag Alles, was unter Sanct Johannis Hort sich befand.

4.

Inmitten des Ballsaales standen die Herren in einem dichten Knäuel zusammen gedrängt, Uniformen und der schwarze Frack durcheinander gemischt, während die Damen längs den Wänden auf den rothen Sammetpolstern saßen, oder gruppenweise umherstanden, in lebhaftem Gespräch mit einzelnen der Herren begriffen.

Es war eine Pause nach einer Quadrille eingetreten und die erhitzen Tänzerinnen fächelten sich Kühlung zu. Die Herren kritisirten die Damen und diese die Herren, wie das so geht, und manches spitze, satirische Wort Wort flog herüber und hinüber.

Georg war erst ziemlich spät zu dem Ball im Casino gekommen, da er nicht die Absicht hatte, zu tanzen. Er sah sich jetzt von der Mitte des Saales aus den glänzenden Raum und die glänzende Gesellschaft an, dabei sich der Zeit erinnernd, wo er hier als junger Student mit der Leidenschaft der ersten Jugend getanzt hatte. Von seinen damaligen Tänzerinnen waren nur wenige und diese nun als junge Frauen noch gegenwärtig; vielleicht waren auch einzelne der begleitenden Mütter noch da, die im Verlauf der vergangenen Jahre von den älteren Töchtern bis zu den jüngsten herabgekommen waren und ihren Platz als Ballmütter noch nicht aufgegeben hatten — sonst war ihm die Damenwelt fast vollständig fremd.

Obwohl in der Provinz, hatte doch Saal und Gesellschaft einen vornehmen, exclusiven Anstrich und die in der Minderheit anwesenden Bürgerlichen waren von der vorherrschenden Aristokratie ziemlich streng geschieden. Georg konnte sich eines Nüchterns nicht enthalten, als er sah, wie nach dem Tanze die bürgerlichen Damen streng gewissenhaft in ihre Ecke sich wieder zurückzogen.

Zunächst der großen Eingangsthür des Saales, man wußte nicht, hielt sie sich zur rechten oder linken Seite, zu Aristokratie oder Bürgerthum, stand eine junge Dame von hoher, schlanker Figur und vornehmer Haltung, ziemlich einfach in weiße Seide gekleidet. Aschblondes Haar, fest in Zöpfe geflochten, war in einen griechischen Knoten im Nacken zusammen gesteckt, ein goldener Reif mit einer einzelnen blaßrothen Rose hielt wie ein Diadem die Wellen des Vorderhaares zurück und ließ Stirn und Schläfe in durchsichtiger Weiße frei erglänzen. Obwohl sie lebhaft sprach, schlug sie doch die großen grauen Augen selten völlig auf, sondern sie hatte die Art, dieselben durch

die langbewimperten Lider halb geschlossen zu halten und sie nur zuweilen im schnellen Aufblick zu heben, wodurch die Augen dann etwas Bündendes hatten, während sonst das feine Antlitz mit der zarten, durchsichtigen Haut durch die halbgeschlossenen Lider etwas Stolzese, fast an Hochmuth Grenzendes im Ausdruck erhielt. Das Gesicht war vielleicht nicht absolut schön zu nennen, so fein und edel die Züge auch waren, aber dasselbe war entschieden geistreich und interessant, und es war im hohen Grade anziehend, dasselbe zu studiren.

Bei der jungen Dame stand ein älterer und ein jüngerer Herr, beide in feinem schwarzem Gesellschaftsanzug. Ersterer, ein Graukopf mit vollem weißem Bart, schien hauptsächlich die Unterhaltung mit ihr zu führen, welche wichtig sein mußte, denn die feinen Lippen seiner Zuhörerin träufelten sich oft zu einem heitern, anmuthigen Lächeln empor und dabei lachten auch, jählings aufleuchtend, die glänzenden Augen mit, während der junge Herr in vornehmer Ruhe mehr zuzuhören und vor allen Dingen, zu bewundern schien.

Er war von kleiner, schwächtiger Figur, ein auffallendes Gegenstück zu der imposanten Gestalt und zu dem jovialen Ausdruck im frisch gerötheten Antlitz des alten Herrn. Sein glänzend schwarzes Haar lag schlicht um Scheitel und Schläfe, das Gesicht war glatt rasirt, aber merkwürdig starke schwarze Augenbrauen, von der beweglichen Stirnhaut oftmals emporgezogen und wieder gesenkt, gaben dem blassen Gesicht etwas Frappirendes, sonderbar Erstauntes, als ob jene immer mit einem Fragezeichen das begleiteten, was die offenbar kurzfristigen Augen durch das tief auf der Nase sitzende goldene Vorgegnon zu ergründen strebten.

Es lag nichts Dandyhaftes in seiner Erscheinung, wie er mit dem Claquehut unter dem Arm neben der jungen Dame stand; aber die äußerste Eleganz seines Anzuges verband sich mit einem Air außerordentlicher Vornehmheit, die eine kühle Reserve um ihn zog und ihn zwar mit unverkennbarer Bewunderung auf die Dame blickten, aber weder zu dem heitern Lachen der beiden Andern, noch zur Theilnahme an ihrem lebhaften Gespräch sich mit fortreißen ließ.

Georg hatte eine Zeitlang mit wachsender Neugier die interessante Gruppe betrachtet. Als jetzt ein Bekannter grüßend an ihn herantrat, reichte er diesem die Hand hin.

„Guten Abend, Herr von Korinsky,“ sagte er und fügte dann mit den Augen nach der Gruppe deutend hinzu: „Könnten Sie mir wohl sagen, wer diese dort am Eingang sind?“

Der Angeredete folgte seinen Blicken und entgegnete dann:

„Die Grafen Hall, Vater und Sohn.“

„Ich danke. Und die Dame?“

„Oh, das ist die Baronesse Lord!“

„Lord? Wahrhaftig, die kleine Gertha?“ rief Georg freudig aus.

„Wußte ich doch, daß ich die Dame kennen mußte!“

„Sie kennen? Aber bester Freund, vor zehn Jahren kann sie noch nicht den Ballsaal besucht haben,“ warf Korinsky zweifelnd dagegen ein. Doch er wurde überhört, denn Georg hatte ihn verlassen und steuerte durch die ihn umgebende Menge der Eingangsthür zu.

Inzwischen hatte sich der alte Graf mit einer Entschuldigung von der Baronesse abgewendet, indem er sich einem Vorübergehenden mit einer schnellen Frage zugekehrt, und diese eingetretene Unterbrechung in der stattgehabten lebhaften Unterhaltung benutzte der junge Graf, indem er in sehr gemessenem Tone, als ob er tropfenweis die Worte von seinen Lippen fallen lasse, zu der jungen Dame sagte:

„Baronesse, der Cotillon vor dem Souper wird sogleich beginnen. Ich hatte mir vorher erlaubt, bei Ihnen um diesen Tanz zu bitten, ohne noch eine bestimmte Zusage zu erhalten — darf ich hoffen, daß Sie sich nun zu meinen Gunsten entschieden haben?“

„Nein, ich tanze nicht,“ antwortete sie kurz und zerstreut.

Die schwarzen Augenbrauen fuhren erstaunt in die Höhe und ebenso erstaunt blickten die Augen durch das Lorgnon zu der ihn überragenden Dame empor, sie fragend und verwunderungsvoll anstarrend. Endlich senkten sich die Brauen wieder herab und als habe er nicht recht verstanden, hob er in demselben gemessenen Tone abermals an:

„Baronesse meint — —?“

Sie antwortete diesmal gar nicht, ja sie schien offenbar ihn nicht einmal zu hören, und jetzt erst bemerkte er, daß ihre halbgeschlossenen Augen gespannt forschend über ihn hinwegblickten. Plötzlich hoben sich die Lider, die Augen blickten strahlend auf, ein neckisches Lächeln öffnete die Lippen und sie trat unwillkürlich einen Schritt vor, Georg entgegen, dessen hohe Gestalt, Alle überragend, auf sie zukam und endlich mit dem freudigen Ausruf: „Fräulein Gertha!“ vor ihr stand.

„Wirklich, es ist der lange Georg,“ lachte sie. „Verzeihung, Herr Franzius, wenn sich das Schulmädchen von ehemals so ganz sans façon ihres früheren Kameraden und Ritters erinnert,“ fügte sie, schnell sich verbessernd, hinzu.

„Was könnte mich wohl glücklicher machen, als dadurch zu hören, daß Sie überhaupt sich meiner noch erinnern und sofort mich wieder erkennen, während mir es Mühe machte, in der vollendeten Dame meinen früheren kleinen Schübling wieder herauszufinden,“ entgegnete er lebhaft.

„Wer aber auch so lange fort ist, wie Sie, muß sich wundern, die Leute überhaupt noch wiederzufinden,“ meinte sie scherzend.

„Ja, wenn ich neben Ihnen stehe, Baronesse,“ erwiderte er, voll Bewunderung sie betrachtend, „lerne ich erst recht es verstehen, wie lange her es ist, daß ich als Gymnasiast das kleine Mädchen im Schlitten den Schloßberg hinabfuhr, oder mit ihr in der Tanzstunde unseres maître de ballet die zierlichen Figuren des Menuett tanzte.“

„Keine Kränkung, Herr Franzius,“ lächelte sie, mit dem Fächer drohend, „Das kleine Mädchen, als es zuletzt im Schlitten den Schloßberg hinab von dem Gymnasiasten sich fahren ließ, war zwölf Jahre alt; die Vierzehnjährige aber, welche mit dem Studenten während der Herbstferien die Stunden des hauptstädtischen Tanzkünstlers theilte, dünkte sich schon groß zu sein. Wie hätte uns sonst auch Monsieur Lepitre in eine Klasse zusammengesteckt?“

„Ich bitte unterthänig um Entschuldigung ob meines groben Versehens, Baronesse, daß ich damals in der kleinen noch nicht die große Dame erkannt habe,“ entgegnete er mit komischer Berknirschung, „und daß es mir in meiner Erinnerung vorkommen wollte, als habe ich mich bücken müssen, wenn ich dieselbe im Tanze drehete.“

„Ja, wer aber auch an Vänge Alle überragt!“ scherzte sie. „Damals trugen Sie stolz die bunte Studentenmütze, die wie ein winzig Pünktchen über dem i auf Ihrem Haupte saß; bald aber war Mütze sammt Student auf Nimmerwiederkehr verschwunden. Wo haben Sie nur all diese Zeit gesteckt?“

„Ich habe ein gut Theil der alten Mutter Erde umsegelt.“

„So ist aus dem Theologen ein Seemann geworden?“ fragte sie sehr verwundert.

„Das nicht, aber ein Arzt,“ entgegnete er. „Jedoch, Baronesse, ich sehe, man ordnet die Stühle zum Beginn des Cotillons, ich darf daher nicht länger Sie hier aufhalten und leider ebenso wenig mir diesen Tanz von Ihnen erbitten, der doch sicher längst schon vergeben ist. Wollen Sie die Gnade haben, mir einen andern zu gewähren?“

„Ich habe den Cotillon noch nicht vergeben, Herr Doctor, aber so oftmals ihn abgeschlagen, daß ich nun doch nicht ihn tanzen darf. Ich fürchte sogar, ich bin das letzte Mal ziemlich unhöflich verfahren, grade als zu meiner Ueberraschung Ihr Kopf über den andern Häuptern für mich aufging und ich möchte deshalb jetzt noch mich entschuldigen,“ fügte sie, sich umschauend, hinzu.

Aber der junge Graf war nicht mehr da.

Er hatte bei der lebhaften Begrüßungsscene Augenbrauen und Nase immer höher und erstaunter emporgehoben und dann den neuen Ankömmling und Störenfried einer gemessenen Prüfung vom Scheitel bis zum Fuß unterworfen, indem er die Augen langsam an der ganzen Erscheinung herabwandern und wieder emporsteigen ließ. Was er sah, war unleugbar tadellos, vom Weiß der Cravatte und des Gilets bis zur Schwärze der feinen Lackstiefel, von dem Gebietenden der Haltung bis zur Gewandtheit der Bewegungen, von dem sichern Chic geläufiger Salonmanieren bis zu dem Fließenden der Redeweise — alles war tadellos und doch war im großen Ganzen der Mann vollständig anstößig. Die Art der Reminiscenzen, die er hervorrief und die gewisse Vertraulichkeit, welche damit sich breit machte; die so bewunderte vornehme Zurückhaltung der Baronesse, welche dadurch mit einem

schalkhaften Sichgehenlassen vertauscht wurde; das völlige Vergessen der übrigen Gesellschaft und speciell seiner Gegenwart — wie gesagt: der Mann war choquant!

Ein paarmal noch zuckten die Augenbrauen mißbilligend empor, dann knöpfte er einen Knopf seines Fracks zu, nahm den Claque in die rechte Hand und zog sich langsam, die ganze Person eine zugethöpfte Ablehnung, von den beiden Sprechenden zurück.

„Ich sehe, Graf Hall hat mich verlassen,“ begann Gertha wieder, nach vergeblichem Umherschauen. „Wollen Sie nun, Herr Doctor, mir sitzend helfen, diesem Tanz beizuwohnen, so wird mir das sehr angenehm sein. Wir ziehen uns dort an die Wand zurück und Sie erzählen mir, wie aus dem Theologen ein Arzt geworden ist.“

Georg bot ihr sehr erfreut und bereitwillig den Arm und führte sie nach einer der leergewordenen Ruhebänke hin.

„Wenn ich mich hier umsehe,“ nahm er von Neuem sein Gespräch mit ihr wieder auf, „will mir es doch sonderbar erscheinen, was ich Alles erlebt und gesehen habe und was aus mir doch anders geworden ist, während in meiner guten Vaterstadt noch Alles beim Alten geblieben — vom alten Thurm von Sanct Johannis bis herab zu dem Verkaufstand der alten Aepselfrau, ja bis zu der Eintheilung der Gesellschaft im Ballsaal. Pflichtschuldigst wie sich die Zünfte trennten und die hohen Geschlechter von den niederen, wenn ehemals sie im Gewandhaus zu festlichem Gelag oder ehrbarem Tanz zusammenkamen, trennen sich jetzt noch Aristokratie und Bürgerthum hier von einander. Sobald sich die Thüre des Saales vor ihr öffnet, schwenkt jede eintretende Dame nach rechts oder links, je nachdem sie zu Adel oder Bürgerthum gehört, nach den ihr zukommenden Plätzen ab. Nur die Herren bilden in der Mitte eine sich frei bewegende Phalanx und dürfen es wagen, wie sie wollen nach rechts und links Evolutionen zu machen. Ja, sie hat doch einen ansehnlichen Bopf, die gute Stadt, den sie fein ehrbar trägt: So war es vor Jahrhunderten und so ist es geblieben — ist das nicht ein wahrhaft rührender Conservatismus?“ fragte er, lachend vor sich hin blickend.

Gertha sah ihn scharf beobachtend von der Seite an, als ob sie sein innerstes Wesen ergründen wollte; dann senkte sie die Lider über die Augen herab und sagte in ziemlich lebhaftem Tone:

„Und Sie selbst, sind Sie denn gar nicht conservativ?“

Er wendete schnell das Gesicht zu ihr hin und lächelnd sie betrachtend, erwiderte er:

„Heißt das, Sie wünschen mein politisches Glaubensbekenntniß zu hören, Baronesse?“

„Behüte der Himmel!“ rief sie mit komischem Entsetzen dagegen aus. „Ich hasse Politik und greife sie nicht einmal mit Handschuhen gern an. Aber das Alte zu erhalten finde ich schön, gegenüber dieser neuerungssüchtigen Zeit.“

„Auch wenn es Plunder ist, der erhalten wird?“ fiel Georg ein.

„Plunder? Was nennen Sie so? Ich denke, es ist noch nicht viel Gutes bei all diesen Neuerungen herausgekommen!“ warf sie nachlässig hin.

Georgs Augen flammten auf und den Kopf zurückwerfend, sagte er lebhaft:

„Baronesse, das ist eine Lästerung gegen den strebenden und vorwärtsbringenden Geist, die ich wohl aus dem Mund eines vertrockneten Alten oder eines einseitigen Particularisten zu hören erwarten könnte, nicht aber von den frischen Lippen der Jugend, welcher das Vorwärtstreben mit warmem Pulschlag das Herz bewegen muß. Wohl sollen wir mit Pietät das Alte erhalten, wo es groß und schön ist und der Menschheit zu Nutz und Frommen gereicht, und ich selbst blicke hier, wie anderwärts, andächtig auf das hin, was uns als eine Stufe der Geschichte, oder als ein Merkmal der Entwicklung der Menschheit überkommen ist — aber das Richtige erhalten, bloß weil es alt und hergebracht ist, — das ist Plunder und fort damit aus dem hellen Licht des Seins!“ schloß er mit einer wegwerfenden Bewegung die Hand.

Unwillkürlich hatte er sich hinreißen lassen, mit wachsendem Feuer zu sprechen, auch auf seinem Gesicht glühte die Wärme seines Denkens und Empfindens wieder und Gertha war davon überrascht. Fast wie ein erstauntes Kind, dem man ein blendendes Bildniß zeigt, welches es voll Neugierde betrachtet, sah sie ihn voll und ganz mit den leuchtenden Augen an. Dann senkte sie dieselben, als sinne sie über das Gesehene nach, sie wußte nicht, ob sie geblendet oder abgeschreckt davon sei — und endlich, nach minutenlangem Schweigen, sagte sie ablenkend:

„Ich weiß noch immer nicht, wie aus dem Theologen ein Arzt geworden ist — glaubte ich doch, Sie müßten längst eine Kanzel bestiegen haben.“

„Ja, wenn nur nicht stürmisches Temperament und Jugendübermuth mich für dieselbe untauglich gemacht hätten,“ entgegnete er, wieder den scherzenden Ton aufnehmend. „Ich schäme mich beinahe zu erzählen, daß ein Rencontre mit einem Civilisten, der in einem öffentlichen Locale meinen Stuhl genommen hatte und nicht sofort ob dieses Frevels in gebührender Weise um Entschuldigung bat, mich zu einer Forderung hinriß, und zwar, da mein Gegner auf die gewöhnlichen Studentenpaukereien nicht eingeübt war, zu einer Forderung auf Pistolen. Die Bedelle faßten uns zwar im Stadtpark ab, nachdem keine der beiden gewechselten Kugeln getroffen hatte, und ehe noch ein weiterer, erfolgreicherer Schuß nachfolgen konnte; aber mit geladener Pistole in der Hand erwischt, wurde ich wegen Duells mit tödtlicher Waffe von der Universität relegirt und konnte nun auch niemals Pastor werden. Wenn ich es gestehen soll, Baronesse, war mir diese eingetretene Nothwendigkeit sehr erwünscht. Ich hatte nur dem dringenden Verlangen meines Vaters nachgegeben, Theologie zu studiren, obgleich ich in

mir keinen Beruf dazu fühlte, und je mehr ich mich in dieses Studium vertiefte, fand ich darin so viele der Lehren und Dogmen, die sich mit meinen Anschauungen nicht vertragen wollten.“

Gertha sah ihn verwundert an. „Kann das in Ihrer Kirche vorkommen, die sich doch rühmt, frei in ihren Anschauungen zu sein?“

„Glauben Sie denn den Buchstaben dessen, was man Ihnen lehrt?“ fragte er dagegen.

„Heißt das, Sie wünschen mein religiöses Glaubensbekenntniß zu hören, Herr Doctor?“ gab sie schnell seine frühere Frage ihm wieder zurück.

„Durchaus nicht, gnädiges Fräulein!“ lachte er, belustigt von ihrer Schlagfertigkeit.

Dann aber wurde sein Gesicht ernst und den Blick der feurigen Augen sinnend wie nach Innen gekehrt, fuhr er in warmem Tone und eindringlicher Weise zu sprechen fort:

„Nein, Fräulein Gertha, ich frage nicht nach dem, was ein Anderer glaubt. Ein jeder selbstständig denkende Mensch bildet sich wohl als innersten Schatz seines Wesens seinen eigenen Glauben aus, je nach seiner Erkenntniß, und er hat das, nach meinem Dafürhalten, nur mit sich selbst abzumachen. Ich denke wie der alte König Frib: „Mag doch Jeder nach seiner Façon selig werden.“ Meine Façon aber möchte doch vielleicht nicht ganz concret mit dem gewesen sein, was ich zum Seligwerden von der Kanzel lehren sollte. So erlöste mich die geladene Pistole aus diesem Conflict und ich ergriff mit froher Begeisterung das Studium der Medicin, worauf von jeher meine Neigung gerichtet war. Es liegt zwar ein eigenthümlicher Widerspruch darin, daß ich, der ich nicht gut Jemand leiden sehen kann, vermöge dieses Berufes immer dazu bestimmt bin, Anderer Leiden zu sehen; aber es ist damit ja auch die Möglichkeit des Helfens gegeben, und es ist ein wackerer Kampf, den man als Arzt mit den Gebrechen des Leibes und Lebens kämpft. Leider nur erzürnte ich mit diesem Wechsel des Berufes meinen Vater auf das Höchste — ich durfte nicht wieder hierher kommen und in dieser ganzen vergangenen Zeit ihn nicht wiedersehen, obgleich er mich in gütiger Weise mit reichlichen Geldmitteln zur Fortführung meiner Studien ausstattete. Aber er brach sonst alle Verbindung mit mir ab. Nur mit meiner guten Mutter blieb ich in regem schriftlichem Verkehr und einmal, während ich in Wien studirte, konnte ich mit ihr in einem böhmischen Badeort einige Wochen zusammen sein. Dann führte mich mein Studium noch auf mehrere Jahre nach Paris und London, von wo aus ich eine Anstellung bei der Ostindischen Gesellschaft annahm und als Arzt nach Indien ging, wo ich fünf Jahre lang blieb. Das Land ist wunderbar schön, märchenhaft prächtig steigt es vor Einem empor, und wer mit offenen Augen und empfänglicher Seele hinkommt, wird fast überwältigt von der Herrlichkeit seiner Natur und den Denkmälen seiner alten Kunst. Aber auch in diesem Paradiese das Elend der armen Menschheit — wie haben dort

Hunger, wie Fieber und Cholera gewüthet! Als Arzt konnte ich da reiche Erfahrungen sammeln und gegen diese schwarzen Gespenster kämpfen lernen, glücklich, wo ich die Beute ihnen abzurufen vermochte. Endlich trieb mich aber doch wachsende Sehnsucht und der lebhafteste Wunsch, den Vater zu versöhnen, wieder heim und veranlaßte mich auch, die abkürzende Route über Triest, anstatt wie Anfangs bestimmt war, über England zu nehmen und so fiel ich überraschend früher, als erwartet, in dem Elternhause wieder ein.“

Seine Zuhörerin war seinem Bericht mit großer Spannung gefolgt und als er jetzt schwieg, hörte man das Interesse, welches sie empfand, an ihrem erwartungsvollen: „Und nun?“

„Und nun? Ja, eines Theils zieht mich meine Wissenschaft an die Universität unseres Landes, wo mir durch meinen ehemaligen Professor, der früher in Wien war, ein Lehrstuhl in Aussicht gestellt worden ist; anderen Theils möchte ich hier bleiben und hier meinem Beruf als Arzt nachkommen — ich hänge an Vaterhaus und Vaterstadt, und so wild ich in die Welt hinausstürmte und so schön es auch draußen war, es zog mich doch immer hierher zurück. Ja, lachen Sie nur, Baronesse,“ sagte er, in ihre glänzenden Augen blickend, welche voll Interesse zu ihm aufgeschlagen waren. „Ich sehe es Ihren schönen Augen recht gut an, daß Sie über den langen Burschen sich belustigen, der da von Heimweh schwagt!“

„Dann haben die Augen gelogen, denn meine Gedanken waren viel schmeichelterer Natur,“ entgegnete sie freundlich lächelnd. „Ich dachte: überall wo Sie in Ihrem Beruf wirken, leben Sie ja auch für Ihre Wissenschaft und Ihre Vaterstadt werde wohl einen ihrer besten Söhne an sich zu binden verstehen, auf daß er nicht wieder weiter fliege.“

Er sah sie fragend an.

„Wenn der letzte Zusatz nur nicht bloß eine der angenehmen façons de parler wäre, womit man sich gesellschaftlich abfindet, wollte ich mich herzlich daran erfreuen, als an einem Beweis Ihrer freundlichen Gesinnung,“ meinte er.

„Zur Einleitung unserer neu geknüpften alten Bekanntschaft lassen Sie mich Ihnen nur gleich versichern, Herr Doctor, daß ich zu — bequem bin, um nicht zu sagen stolz, um façons de parler als Hilfsmittel zu suchen. Wie ich es sagte, war es gemeint,“ schloß sie herzlich und reichte aufstehend ihm die Hand hin, da soeben der Tanz beendet war.

Es flog ein heller Schein der Freude über sein ausdrucksvolles Gesicht.

„Dann lassen Sie mich Ihnen danken, Baronesse, und zugleich es aussprechen, wie sehr es mich beglückt hat, die große Dame anstatt der kleinen wiedergefunden zu haben.“

Er küßte mit Wärme die dargebotene Hand und verabschiedete sich von ihr.

Der Ball ging vorüber und man fuhr nach Haus.

Gertha war schweigsamer als gewöhnlich geworden, innerlich lebhaft beschäftigt mit dem Wiederfinden des Kindheitsbekannten, der sie als kleines Mädchen immer so sehr belustigt und auf dessen Hilfe sie nie vergeblich gezählt hatte, wenn es galt, auf dem Schulweg eine kleine Extrafahrt mit dem Schlitten, oder ein, nach ihren Begriffen, kühnes und beschwerliches Hinab- und Hinaufklettern des steil nach dem Wasser abfallenden Schloßberges, nicht etwa auf dem gebahnten Wege, nein, auf den Vorsprüngen der Felsen zu wagen; der ihr dort die Blumen pflückte, welche für sie unerreichbar waren und stets einen Scherz oder ein Necken für sie in Bereitschaft hatte, wenn immer sie auf dem Kirchplatz wie Nachbarkinder sich trafen — denn sie gehörten ja beide in Sanct Johannis Bereich.

Gertha hatte in diesen verflossenen zehn Jahren nichts wieder von ihm gehört und auch nicht nach ihm zu fragen gewagt. Ihr Onkel, der Dechant, war nicht mittheilsam und von seinen Zusammenkünften mit Pastor Franzius sprach er nie, auch war es kaum anzunehmen, daß Beiderer von dem Sohne, der sein Mißfallen in so hohem Grade erregt hatte, gesprochen haben würde, während Gertha die kleinen Erlebnisse mit ihrem ritterlichen Kameraden ebenso wenig zu Haus erzählt hatte, da sie für diese Extrabergnügungen keiner Billigung von Seiten der Mutter gewärtig war.

In der nun dazwischen liegenden Zeit hatte sie zwar Georg nicht vergessen, aber doch kaum anders als flüchtig, wenn auch dankbar seiner gedacht, und dennoch hatte ihr das Wiedersehen mit ihm eine lebhaftere Freude gebracht und es war ihr jetzt, als habe ihre Bekanntschaft kaum eine Unterbrechung erlitten. Sie war sich zwar nicht recht klar, ob er ihr noch so wie ehemals gefalle, aber sie fühlte bestimmt, daß er bedeutend und gut sei. Etwas Kleines und Uebles war nicht in dem Mann, aber etwas Außergewöhnliches, das nicht immer in Einklang mit ihren Ansichten stand und ihr vielleicht an ihm unbequemer war, als wenn er geradezu ihr mißfallen hätte. Die Wärme und Tiefe seines Empfindens und Denkens, die er überall da mit hineintrug, worüber er sprach, hatte etwas unwillkürlich Mit hineinreisendes, und doch betraf es oft Anschauungen, die, wenn nicht abstoßend, so doch befremdend für sie waren.

Gertha war eine selbstständige Natur, die Etwas, worüber sie nicht klar war, mit sich selbst abmachte und erst, wenn sie darüber zu einem Resultat gekommen, davon mit der Mutter oder dem Onkel sprach. Vielleicht hatte hierzu viel mit beigetragen, daß das Wesen des stets ruhigen, zurückhaltenden Onkels nicht zu Mittheilungen aufforderte, während die Mutter von einer eigenthümlich leidenschaftlich erregbaren, innerlich ruhelosen Gemüthsstimmung war, die, unklar mit sich, eher des Rathes bedurfte, als Rath zu ertheilen verstand. Gertha schob viel davon auf den frühen Verlust des Vaters, ihres eigenen Vaters, den die Mutter sehr geliebt haben mußte und dessen Tod sie wohl noch immer nicht verschmerzen konnte. Wenigstens war es als kleinem Kind schon Gertha streng verboten worden,

da sie mit der Mutter zu dem Onkel kam, je von dem Vater zu sprechen, und auch jetzt noch, wenn es der Zufall gab, durfte sie nie, auch nur im Entferntesten seiner erwähnen, ohne nicht die Mutter in furchtbare Aufregung zu versetzen. So hatte sie früh gelernt, diese zu schonen und damit war sie einen Schritt weiter zur Entwicklung ihres selbstständigen Charakters gegangen.

Auch am andern Morgen konnte Gertha die Begegnung mit Georg nicht aus den Gedanken verlieren. Unwillkürlich sann sie noch immer über das nach, was er gestern Abend gesprochen und erzählt hatte, und es beherrschte sie das so vollständig, daß, als sie spielend am Flügel saß, sie nach und nach immer träumerischer wurde, aus der Beethoven'schen Sonate unbewußt in freies Phantasiren überging und sich völlig drein verlor. So Gedanken und Töne verschmelzend, hörte und sah sie nichts von dem, was um sie her vorging.

Und doch hatte der Diener die Thür des Salons geöffnet, Jemand angemeldet und da sie keine Abweisung erteilte, auch diesen Jemand eingelassen. Eine geraume Weile war seitdem vergangen, ohne daß der Eingetretene eine Störung durch Sprechen verursachte und die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte.

Endlich ließ sie die Hände traumverloren still auf den Tasten ruhen. Da drang in die eingetretene tiefe Stille der abgemessene Tonfall einer Stimme an ihr Ohr, welche sie unangenehm überrascht aufschauen machte, und da stand auch seitwärts von dem Flügel der junge Graf Hall, der mit einer Verbeugung seine Worte begleitete.

„Baronesse, ich bin ein entzückter Zuhörer Ihres unvergleichlich schönen Spieles gewesen und ich kann nicht unterlassen, meine Bewunderung und meinen Beifall auszusprechen. Darf ich bitten fortzufahren?“

Gertha warf den Kopf zurück und sah ihn stolz und kühl bis zur Geringschätzung mit den halbgeschlossenen Augen an. Er war ihr so überaus gleichgiltig, eine völlige Null, nicht einmal so viel werth, daß er etwas an ihr loben oder schön finden, noch viel weniger aber Zeuge ihres stillen Sinnens und Träumens sein durfte.

„Ich spielte nur für mich selbst,“ sagte sie kalt, erhob sich und lehrte sich, als sei er gar nicht vorhanden, mit stolzer Wendung halb ab, die Noten zusammen zu legen.

Der Graf starrte verblüfft sie an, die Augenbrauen hoben sich bis zur äußersten Höhe ihrer Peripherie und schienen ganz den Weg abwärts verloren zu haben.

Er war weit davon entfernt zu denken, daß man gegen ihn, den Grafen Hall, je geringschätzig sich zeigen könne, aber, obgleich er nicht leicht von Begriffen war, fühlte er doch die maßlos stolze Abweisung heraus, womit Baronesse Vord die Anerkennung ablehnte, welche er ihr darboten wollte, und das brachte ihn aus der Contenance.

Troßdem, als er sich von seinem grenzenlosen Erstaunen wieder etwas sammelte, war es fast Befriedigung, womit er ihre abweisende Haltung betrachtete und zu sich sagte:

„Sie ist stolz für zwei Königinnen!“

Die Stille, welche entstanden war, störte ihn durchaus nicht, und er würde vielleicht noch eine Zeit lang fortgefahren haben, sie in ruhiger Erwägung ihres bewunderungswürdigen Stolzes, der sogar an einen Reichsgrafen Hall sich wagte, zu betrachten; aber Herttha wurde ungeduldig und sagte endlich, als nun die Noten zu einem Stoß zusammengelegt waren, indem sie den Flügel schloß:

„Herr Graf wünscht . . .?“

So zum Sprechen gezwungen, verbeugte sich Graf Hall nochmals und entgegnete:

„Ich wünschte, mich nach dem Befinden von Baronesse und dem der Frau Baronin zu erkundigen.“

„Dann bitte ich, mir zu meiner Mutter zu folgen, Herr Graf,“ sagte Herttha schnell, froh, auf diese Weise ihn loszuwerden.

Sie ging voran, öffnete die Thür zu dem anstoßenden Boudoir und rief hinein:

„Mama, Graf Hall wünscht Dich zu sehen.“

Sie trat höflich mit ein, aber während die Begrüßungen zwischen der Baronin und dem Grafen stattfanden, verließ sie still das Zimmer.

Der Graf hatte sehr bald erschöpft, was er zu sagen hatte, zumal seine Gedanken von einer ihm plötzlich überkommenen Idee sehr in Anspruch genommen waren. Er empfahl sich darum nach kurzer Zeit wieder und bestieg sein unten wartendes Coupé, indem er sich immer wiederholte:

„Sie ist wahrlich stolz genug für zwei Königinnen!“

Zu Haus angelangt, fragte er nach seinem Vater und da dieser in seinem Zimmer anwesend war, ging er zu ihm, verbeugte sich vor demselben und sagte langsamer und gemessener denn je:

„Vater, mit Deiner Zustimmung werde ich mich um die Hand von Baronesse Herttha Lord bewerben.“

Der alte Graf blickte den Sohn überrascht und zweifelhaft an. Er hatte bis jetzt nichts, auch am gestrigen Abend nicht, von einem besonderen Interesse bemerkt, das der Sohn an der Baronesse oder diese an ihm haben könne. Dennoch schmunzelte er mit vergnügtem Lächeln und die Hand auf die Schulter des vor ihm Stehenden legend, entgegnete er in seiner jovialen Weise:

„Bodo, mein Sohn, das ist das Beste, was noch je über Deine Lippen gekommen ist, und wenn Du es dahin bringst, daß sie Dich nimmt, ist es auch das Beste, was Du je in Deinem Leben thun kannst. Meinen Segen sollst Du dazu haben und ich will mich gern zu Deinem Brautwerber bei der Mutter hergeben. Die Göltnitz' sind guter Oster-

ländischer Adel und giebt an Alter dem der Hall's nicht viel nach; auch die Lords aus dem österreichischen Hause sind stiftsfähig und obgleich sie, sowie auch die Gölitz', ohne Vermögen sind, und der Dechant, da er für die Angehörigen so lange schon sorgt, nicht viel zurückgelegt haben kann, brauchen doch die Reichsgrafen Hall nicht danach zu fragen — sie können damit Anderen aushelfen. An Verstand aber besitzt die Baronesse genug, um auch Dir damit auszuhelfen, falls Du dessen benöthigst," fügte er mit verhaltenem Spott hinzu.

"Ich habe, weß' ich bedarf," entgegnete Bobo mit Selbstzufriedenheit. "Ich danke Dir, Vater, für Deine Zustimmung und werde diese Verbindung nun thunlichst beschleunigen."

"Vorausgesetzt, wenn Du die Braut hast, mein Sohn," schaltete bedächtig der Graf ein. "Dafür ist noch keine unterschriebene Sicherheit da, und sie möchte denn doch zuerst nöthig sein!"

Der kleine Graf maß den großen mit sehr verwunderten Blicken.

"Ein Graf Hall fragt nicht vergeblich an," sagte er gelassen.

"Ich würde Dir aber doch zu der Vorsicht rathen, erst zu ergründen, ob Du ihrer Zustimmung sicher bist, ehe Du eine Anfrage wagst," rief ihm der Graf ernst und eindringlich zu.

"Natürlich, Vater," entgegnete Bobo zuversichtlich und zog sich zurück.

5.

Das neue Hospital, welches sich vor dem Mühlenthore erhob, war ein prachtvoller Bau und jetzt, wo die Gerüste nun abgebrochen waren, zeigte es seine edle Architektur, seinen großen Umfang und die weitläufige Gliederung seiner Gebäude frei dem Beschauer. Zwischen großen Höfen und Gärten stehend, kehrte es die schöne Front mit dem Hauptportale dem Mühlenwalle der Stadt zu. Dieser, mit hohen Bäumen besetzt, war ein beliebter schattiger Spaziergang der Einwohner und hier blieb Georg mit seinem Vater einen Augenblick stehen, sich den ganzen Bau des Hospitals, von welchem sie soeben kamen, noch einmal im freien Ueberblick zu beschauen.

Es war ein lieblicher Morgen des Spätherbstes, warm und so klar, daß man von dem Wall aus weithin deutlich das Gebirge überblicken konnte, das im Süden sich hinzog und in der reinen Luft wunderbar nahe gerückt vor ihnen dalag. Links sah man in das Flußthal hinab, wo die Vorstadt Fischau am Wasser sich hinzieht und dann eine Viertelmeile aufwärts die grauen Gebäude einer Pulvermühle sich dunkel hinter Baumgrün hervorhoben.

Das vor ihnen liegende Hospital wohlgefällig betrachtend, sagte jetzt Georg zu dem Vater:

"Wie barmherzig ist doch unser Jahrhundert in der Fürsorge um die leidende Menschheit und wie übel und nothdürftig war doch sonst in den meisten Fällen für die Kranken gesorgt. Was wird jetzt Alles gethan, ihnen zu helfen, Wissenschaft und Kunst, alle Erfahrungen und Entdeckungen, welche

nur in dieses Gebiet einschlagen können, machen sich dem unterthan, die Krankenhäuser sind Paläste geworden und was ehemals am meisten fehlte: Raum und Luft, wird jetzt verschwenderisch ihnen zu Gebote gestellt.“

„Ja, diesen Mangel wirst Du empfindlich genug in dem alten, so erschrecklich engen Hospitale fühlen, da Du Dich ja nun einmal dort zur Assistenz von unserem Medicinalrath hast binden lassen,“ entgegnete der Pastor. „Der alte Mann klagt oft genug schwer über diesen Nothstand und ersehnt mit Ungeduld den Umzug in das neue Krankenhaus. Mag es doch in jeder Hinsicht eine Stätte des Heils werden, aus der kein Unfrieden erwächst!“

„Unfriede?“ fragte Georg, den Vater verwundert ansehend. „Wie sollte das möglich sein?“

„Möglich ist leider Alles in der Welt!“ rief der Pastor voll Verdruss aus. „Wie der Bürgermeister mir mittheilte, ist von dem Capitel Sanct Johannis eine Anfrage an den Rath der Stadt ergangen: wenn der Bet-saal in dem neuen Hospitale so weit gediehen sei, daß er von ihnen übernommen und ausgeschmückt werden könne. Mithin betrachtet das Capitel es als selbstverständlich, daß, wie das alte, so auch das neue Johannis-hospital zu ihm gehöre, und das ist doch durchaus nicht der Fall, da es im Gegentheil von dem Rath schon unter das Primariat Sanct Johannis gestellt worden ist.“

„Nun, Vater, so ist ja die Anfrage ohne allen Belang, da die Sache schon erledigt ist,“ entgegnete Georg, „und ich sehe um so weniger ein, wie da noch Unfriede entstehen sollte.“

„Erledigt? Wenn sie nur nicht erst damit begonnen hat! Die vom Capitel lassen von dem nicht ab, wovon sie denken, daß es ihr Eigen ist,“ erwiderte der Pastor in gereiztem Tone.

„Das thut gewöhnlich Niemand gern,“ lachte Georg dagegen und die Hand beschwichtigend auf des Vaters Arm legend, zog er ihn vorwärts, indem er sagte:

„Komm, erzürne Dich deshalb nicht; es liegt ja noch gar keine Veranlassung dazu vor.“

Der Pastor schien aber nicht ganz dieser Ansicht zu sein und den Verdruss noch nicht verwinden zu können.

„Du kennst nicht das Endlose, welches in solchen Streitigkeiten liegt, Georg, denn sie werden sich auf ihr eingebildetes Recht steifen,“ grollte er.

„So laß es doch nicht zu Streitigkeiten kommen! Du verkehrst so viel mit dem Dechanten, er ist, wie man sagt, ein so überlegter, ruhig gehaltener Mann, setze Dich freundschaftlich und gütlich mit ihm auseinander.“

„Das geht nicht — in unsern persönlichen Verkehr gehört das Amtliche nicht. Zudem ist ja jetzt die ganze Angelegenheit hauptsächlich noch Angelegenheit des Rathes, als des Besitzers des Hauses, dem die Verfügung darüber zusteht.“

„Um so besser für Dich, lieber Vater, dann entgeht Dir alles Verdrießliche der Auseinandersetzung und Du kannst ruhig abwarten, was da wird.“

„Ruhig abwarten?“ Des Pastors Antlitz färbte sich höher, als brause in ihm der Born auf. „Das kann auch nur Einer sagen, der ein so lauer Protestant ist, wie Du es bist! Nein, ich könnte es nicht beantworten, wollte ich durch Abwarten unserer Kirche ein weitausgreifendes Recht entgegen lassen.“

„Immer das Recht, hüben wie drüben, und um dessentwillen geschieht so viel Unrecht durch Streit!“ entgegnete Georg, ohne den Vorwurf in den Worten des Vaters zu beachten. „Ich glaubte, Ihr lebtet hier in Sanct Johannis in tiefem Frieden und schöner Eintracht zusammen, und während anderwärts jezt so viel kirchliche Zwistigkeiten entbrennen, ist mir das immer als ein herrlicher Beweis echten Christenthums erschienen.“

„Dem ist auch so, mein Sohn,“ stimmte der Pastor bei und der Hinweis auf dies schöne Verhältniß wirkte so begütigend auf ihn, daß sich die Wolken auf seiner Stirn wieder lichteten. Es ist seit langen Zeiten nichts vorgekommen, was diesen Frieden gestört, oder was nicht sofort durch beiderseitiges Entgegenkommen sich freundlich gelöst hätte, und Gott sei davor, daß dies anders werde, oder daß von uns einer Störung des Friedens sich schuldig gemacht werde.“

Sie waren unter diesem Gespräch von dem Wall hinab und durch die Vorstadt gegangen und betraten nun durch den tiefen, dunklen Bogen des Mühlenthores die innere Stadt, wo die beiden Spaziergänger sich von einander trennten.

Georg schlenderte gemächlich durch die Straßen dahin. Es war Wochenmarkt und ein dichtes Gedränge wogte in den ziemlich engen und winkligen Verkehrswegen, die sich zwischen dem Hauptmarkt und Sanct Johannis Kirchplatz hinziehen. Schulter an Schulter standen die Wenden, Männer und Frauen, längs den Häusern dahin, Körbe mit ihren Waaren vor sich haltend, während sie gewöhnlich noch eine lebende Gans unter dem Arm hatten. Ein lebhaftes und lautes Durcheinander von Stimmen, ein Schreien in deutscher und wendischer Sprache, als wolle ein Jeder den Andern überbieten, und der singende Dialekt ließ diese Anstrengung nur um so drolliger erscheinen.

Georg, der im Vorüberschreiten die ihn umgebende lärmende Menge belustigt musterte, erhielt von allen Seiten Butter und Eier angeboten und angepriesen, als sei er ein Kauflustiger. Er ließ vergnügt sich vorwärts schieben und stoßen, ihm war ja das Alles ein Wiedersehen und Wiederhören von Altbekannten. Es erfreute ihn, daß er die wendischen Zurufe zum Theil noch recht gut verstand und auf das „Dzén dobry“ (guten Tag) oder das „Pomhaj Béh“ (Gott helfe) sein „Wjers pomazy“ erwidern konnte, eine Antwort, von welcher nicht einmal die Wenden selbst genau wissen,

was sie wörtlich heißt, und doch ist sie die von undenklichen Zeiten her immer gebräuchliche.

Auf dem Kirchplatz hörte das Gedränge auf. Georg bog hinter der Dehanei in die Schloßgasse ein; hier stehen die alten, vornehmen Häuser der alten Adelsgeschlechter des Landes. Man sah, daß sie jetzt bewohnt waren; die Läden waren zurückgeschlagen, Fenster geöffnet, daß die schöne Herbstluft hineinsächeln und mit den dahinter befindlichen Gardinen spielen konnte. Carossen, mit stolzem Wappen am Schlag, fuhrn hin und her, Georg grüßte in die eine — Graf Hall saß darin, dem er an dem Ballabend noch vorgestellt worden war. Von der echten Vornehmheit des großen Herrn, war Graf Hall gleich höflich und zuvorkommend gegen Alle, die Socialität seines Wesens hatte aber an Georgs frischem Humor sofort besonderes Wohlgefallen gefunden und er sich demzufolge länger mit ihm unterhalten. Jetzt fuhr der Graf nach dem Ständehause, wo heute die letzte Versammlung des Landtages war; dann lehren die meisten der daran Theiligten auf ihre Herrensitze zurück, die Häuser in der Schloßgasse stehen wieder einsam und geschlossen da und die Fenster verhüllen sich gegen Luft und Licht, bis der Winter vielleicht die Landbewohner auf einige Zeit zu den Vergnügungen der Stadt wieder hereinführt.

Georg war nun seit mehr denn zwei Wochen daheim und noch immer nicht an die alte Ruhlandsburg gekommen, obgleich sie nah genug dem Kirchplatz, am Ende der Schloßgasse lag; jetzt lockte ihn endlich die köstliche Morgenluft dahin. Er trat durch das mächtige Thor in den großen Hof ein und von dort durch das Ausfallpörtchen auf den Weg, der von hier aus an dem Berg hinabführt und schmal abzweigend, längs der hohen umschließenden Festungsmauer des Schlosses nach einer Art von Bastion läuft, welche auf dem Felsen vorspringt und einen freien Blick in das Thal flußauf- und abwärts gewährt. Eine prächtige alte Eiche beschützte den Platz. Sie stand wie ein Riese der Vorzeit auf dem Felsen da, in dessen Spalten sie tief die Wurzeln hineingezwängt hatte, und breitete schirmend die mächtigen Aeste über die Bastion aus.

Unter der Eiche stand eine weibliche Gestalt; ein leichtes helles Gewand und die Bänder des Strohhutes, der ihr am Arme hing, flatterten in der Morgenluft, während der Kopf unbedeckt gegen den Stamm des Baumes lehnte. Georg konnte das Gesicht der von ihm abgewendet Dastehenden nicht sehen, aber die Gestalt mahnte ihn sofort an Gertha Lord, die er seit dem Ballabend nicht wieder gesehen hatte, und ging schnell auf die Dame zu.

Er hatte sich nicht getäuscht, es war Gertha.

Sie war so tief in Gedanken oder in Betrachtung der jenseitigen, von dem Flußthal aufsteigenden Anhöhe versunken, daß sie sein Kommen nicht bemerkte.

„Guten Morgen, Baronesse! So verloren in Gedanken?“ begrüßte er sie, hocherfreut über dieses Zusammentreffen.

Sie kehrte sich nach ihm um und sah ihn lächelnd an. „Ja, Herr Doctor, ganz verloren in die Erinnerung eines schönen Osternachmittags. Wie dort drüben die Anhöhe besetzt war mit feiertäglich gepuhten Menschen und eine lustige Kinderschaar den grünen Rasenhang hinabließ, im tollen Durcheinander springend, rutschend und sich überschlagend, alle den Otiereiern folgend, die nach gutem alten Brauch der Stadt, an jedem Ostersonntag dort von der Anhöhe hinuntergeworfen werden; wie da, angesteckt von dem allgemeinen Jubel, ich dummes kleines Ding von fünf Jahren mich von der Hand der Wärterin losriß und voll Eifers den bunten Eiern nachsprang und — mich plötzlich in dem Wasser des seichten Ufers liegend fand! Eine erschreckende Abkühlung meines blinden Eifers, an die ich nur zu gut mich noch erinnere und ebenso daran, wie Sie als rettender Ritter austraten und wir in diesem seichten Element unsere erste Bekanntschaft machten, die wir doch früher schon und viel angenehmer im Trocknen schließen konnten.“

Während sie so das Vergangene heiter erzählte, hingen Georgs Blicke mit warmer Bewunderung an ihrem Antlitz, an dem reizenden Spiel ihrer Wienen, wie sich dieselben bei dem Sprechen mehr und mehr belebten und die Träumerei abschüttelnd, die großen Augen mit hellem Glanz zu ihm aufschauten. Sie sah so lieblich aus, der Eifer, womit sie rebete, stand ihr so schön, daß er nur sie sah und dabei fast überhörte, wovon sie doch sprach.

„Denken Sie denn nicht auch noch daran?“ fragte sie nun, da er nichts entgegnete.

„Nein, ich denke und fühle nur das Jetzt!“ erwiderte er leise.

Ein tieferes Roth flog bei seinen Worten, oder vielmehr unter dem heißen, sprechenden Ausdruck seines Auges über ihr Antlitz hin, und den Kopf von ihm abkehrend, sah sie in das Thal zu ihren Füßen hinab.

„Sehr wohl,“ lachte sie, obschon es ein wenig gezwungen klang, „wer das Jetzt nicht genießt, der hat nie ein Sonst für das kommende Einst, woran er mit Freuden zurückdenken kann! Und der herrliche Morgen, verbunden mit dieser Aussicht, ist auch ganz dazu angethan, sich mit voller Seele an dem Jetzt zu erfreuen.“

Sie hatte Recht, es war ein köstlicher Anblick, der sich ihnen darbot. Unter ihnen und rechts flussaufwärts bis unter den Garten der Dehanei fielen die Felsen schroff, nur hier und da mit Buschwerk bewachsen, nach dem Wasser hinab, während links, flussabwärts, die Häuser der Stadt an dem Berg hinabkletterten, majestätisch überragt von den vielen Thürmen, und die Ruine der alten Klosterkirche, von Ephen umspannen, aus dem Häusergewirr sich seltsam emporhob. An dem jenseitigen Ufer stiegen sanft in Rajengewand die Anhöhen auf und zogen ihren gewellten Rücken bis zu einem langgestreckten Viaduct, der als Hintergrund gegen den klaren Himmel die kühn und hoch geschwungenen Bogen von einer Höhe zu der andern über das Thal hinwegspannte. Er gab dem Bild einen schönen Abschluß,

während eine Schaar Esel, mit dem gefüllten Quersack beladen, bedächtig nach dem thurmgekrönten Grabenthor emporschreitend, eine originelle Staffage für den pittoresken Anblick darbot.

„Ist es nicht ein prächtiges Bild, welches wir hier erschauen?“ begann Hertha von Neuem wieder zu sprechen, als möchte sie zwischen sich und ihm keine Pause entstehen lassen. „Sogar der alte Plunder dort drüben,“ neckte sie Georg, auf die Klosterruine deutend, „nimmt sich schön aus und werth, noch im hellen Licht des Seins zu stehen.“

Georg mußte nun auch lachen. „Man muß sich vor Ihnen wehren, Baroness; Sie schlagen Einem, wo immer Sie eine Blöße entdecken. Aber es ist in Wahrheit ein köstliches Bild, das sich vor unsern Blicken ausbreitet, und ich stimme Ihnen auch vollkommen bei, das alte Gerümpel dort wunderschön zu finden und als eine großartige Magnificenz der Stadt, hier der Romantik wegen stehen zu lassen, was anderswo längst zu Raumzwecken niedergерissen worden wäre. Die Stadt fängt schon an mit ihrem alterthümlichen Reiz mich zu umstricken, daß ich mich nicht wieder davon losreißen kann. Ich habe mich hier festwerben lassen, wenigstens vor der Hand, und bin zur Assistentz unseres alten Medicinalrath Halm in das Krankenhaus eingetreten.“

Ein heißes Roth flog über ihr Gesicht und ein heller Schein der Freude sprach aus ihren Augen. „Sagte ich es nicht, daß die Stadt es verstehen werde, Sie festzuhalten? Ich wünsche dazu Glück, Herr Doctor, Ihnen und der Anstalt, denn ich denke, Sie sind gewiß ein tüchtiger Arzt und überdem ein menschenfreundlicher,“ sagte sie lebhaft und warm, ihm die Hand hinreichend.

Er hätte diese gern einen Augenblick in der seinigen festgehalten, aber sie entzog sie ihm sogleich wieder, und den Hut aufhebend, als wolle sie ein längeres Beisammensein mit ihm abbrechen, meinte sie:

„Bleiben Sie noch hier, die Aussicht zu genießen? Ich muß nun heimkehren.“

„Das Beste davon habe ich ja nun genossen,“ sagte er bedeutungsvoll; „Darf ich Sie auf Ihrem Wege begleiten?“

Sie sah ihn nicht an und antwortete nicht sogleich. Sie machte sich mit dem Aufnehmen des Kleides zu schaffen und erst, als sie vorwärtsgehend ihn nicht mehr anblicken konnte, entgegnete sie:

„Bitte, kommen Sie nur mit bis zu Sanct Johannis Kirche, dort trennen wir uns wie ehemals — wir sind ja Nachbarskinder und haben den Weg bis dahin oft genug zusammen zurückgelegt.“

Er ging auf dem schmalen Wege hinter ihr drein und Beide schwiegen.

Ja, oft genug war er mit ihr hier gegangen, seitdem er an jenem Oftertage die erste Hilfe dem kleinen Mädchen geleistet hatte. Wie zutraulich hing diese seitdem an ihm, dem großen, milden Jungen, und wie hatten die knabenhaften Ritterdienste, welche er fortan ihr weihete, um der Bitte

oder des Dankes ihrer glänzenden Augen willen, mit vielen herzhaften Püffen für die Redereien seiner Kameraden bezahlt werden müssen. Er hatte ihr die Dienste geweiht und die Püffe ausgetheilt in dem stolzen Bewußtsein seiner Kraft, gleich stark zum Schuß wie zum Truß, und in seinem Selbstgefühl hatte er von nun an mit ganz andern Augen die alten finstern Mauern der Dechanei betrachtet. Die Entdeckung, daß hinter ihnen solch kleine, liebliche Mädchengestalt wohne, hatte jene mit einem Schläge aller von ihm exträumten Schrecknisse entkleidet und in seinen Gedanken fühlte er sich fortan auf gut kameradschaftlichem Fuße mit den Katholischen.

„Was waren das doch für Kindereien,“ dachte Georg, während mit warmem Entzücken seine Augen an der vor ihm herschreitenden Mädchengestalt hingen; „das hier aber ist volles, schönes Leben — wozu also an das Sonst denken, wenn das Jetzt so viel schöner ist?“

Sie hatten das Ausfallspörtchen erreicht und in den Schloßhof tretend, konnte Georg nun neben Gertha einhergehen. Er knüpfte das Gespräch sogleich wieder mit ihr an und war so überströmend in der Freude, die er empfand, so glücklich in dem Genuß des Augenblicks, der sich ihm darbot, daß auch sie sich mit fortreißen ließ und mehr und mehr der Zurückhaltung vergaß, die sie ihm entgegensetzen wollte.

Als sie die Kirche erreichten, blieb Gertha stehen und sagte lächelnd:

„Bis hierher und nicht weiter; so weit war unser Weg gemeinschaftlich, an Sanct Johannis trennt er sich.“

Er wußte nicht, warum er erschraf, da sie dieses sagte — es klang ihm bedeutsamer, als es gemeint sein konnte, und es that ihm fast weh. Seine Augen flogen bittend über ihr Gesicht.

„Wenn ich aber in die Dechanei komme, mich vorzustellen, darf ich dann auch bei der Frau Baronin es thun?“ fragte er. „Da ich mich so zu sagen hier festgesetzt habe, muß ich doch nun meinen gesellschaftlichen Pflichten genügen.“

„Wenn das eine Pflicht ist, darf ich freilich nicht nein sagen! Und ich denke auch, es wird meine Mutter erfreuen,“ entgegnete sie lächelnd und sie trennten sich.

Als Gertha den Vorhof der Dechanei betrat, sah sie vor der Thür des Fremdenhauses ein Coupé mit der gräßlich Hall'schen Livrée halten und in der Wohnung oben angekommen, hörte sie von dem Diener, daß Graf Hall gegenwärtig sei. In der Erwartung, den alten Grafen zu finden, für welchen sie eine lebhafte Zuneigung empfand, trat sie schnell in das Boudoir der Mutter ein, ihn zu begrüßen.

Der Besuch war aber nicht hier, sondern in dem anstoßenden Salon, dessen Thür halb offen stand, und jetzt hörte Gertha deutlich das tropfenweise Herabfallen der Worte, wodurch Graf Bodo die Wichtigkeit seines spärlichen, aber vielleicht um so inhaltreicheren Redefusses noch zu erhöhen suchte. Sie schrak an der Thür zurück: um Alles mochte sie nicht unnötiger-

weise sich seiner Gesellschaft aussetzen und schnell umkehrend, wollte sie leise sich wieder entfernen.

Die Baronin mußte sehr eilig das Zimmer verlassen haben, den Besuch zu empfangen, ihr Schreibtisch war nicht geschlossen und auf der Platte desselben bemerkte Hertha jetzt ein geöffnetes Etui stehen, das ein Bild enthielt. Sie stutzte und trat neugierig darauf zu, denn sie konnte sich nicht erinnern, dasselbe jemals gesehen zu haben. Sobald sie es aber in Händen hielt, mußte sie auch, wen es darstelle.

Es war das Porträt eines noch jugendlichen, schönen Mannes in österreichischer Uniform, und es konnte nur das ihres Vaters sein! Ja, die dunkle Erinnerung aus ihrer frühesten Kindheit stand plötzlich hell vor ihr da, und heiße Thränen tiefster Bewegung schossen ihr in die Augen. Sie drückte das Bild an ihre Lippen und sank schluchzend auf einen Sessel. Die Liebe zu dem Vater, welche so gar nicht in ihr genährt, ja, durch das gänzliche Schweigen über den Verstorbenen eher unterdrückt worden war, brach sich plötzlich unaufhaltsam Bahn und sie flüsterte zärtlich: „Vater, lieber Vater!“ als könne sie nun endlich einmal in Wirklichkeit zu ihm sprechen. Die Entdeckung seines Bildes war so plötzlich, so unvorbereitet ihr gekommen, daß das natürliche Recht ihrer kindlichen Liebe nun um so stürmischer sich geltend machte; sie vergaß ganz die im Salon Anwesenden, denn ihr Schluchzen wurde immer stürmischer und lauter.

Zum Glück war Graf Bodo aufgestanden, sich zu empfehlen, und über dem Geräusch des Sesselrüdens und der Abschiedsbegrüßungen wurde ihr Schluchzen überhört. Um so heftiger erschraf die Baronin darüber, als sie jetzt eintrat.

„Hertha, liebes Kind, was ist Dir zugestoßen?“ rief sie in höchster Beunruhigung aus.

Hertha zog von dem thränenüberströmten Gesicht die Hände herab, in welchem sie noch das Medaillonbild hielt und fragte vorwurfsvoll:

„Mama, warum hast Du mir das vorenthalten?“

„Barmherziger Gott, das Bild!“ schrie die Baronin heftig auf. „O, daß ich das auch mußte liegen lassen!“

„Warum aber soll ich es nicht sehen, Mama? Es ist ja das meines Vaters. Warum nun willst Du niemals von ihm mit mir sprechen? Es müßte das Deinen Schmerz doch lindern und Deinem Herzen wohlthun,“ sagte Hertha, den Arm liebevoll um die Mutter schlingend.

„Du weißt, daß Du Deines Vaters nicht vor mir und nicht vor dem Onkel erwähnen darfst — was ich Dir als einem Kinde verboten, gilt noch immer,“ rief diese und drängte Hertha von sich hinweg.

„Ich bin aber das Kind nicht mehr, das blind gehorchen mußte. Nenne mir den Grund, Mama, warum Du Solches von mir verlangst.“

„Mein Wunsch muß Dir genügen. Willst Du denn keine Rücksicht auf Deine Mutter nehmen?“ stieß die Baronin leidenschaftlich hervor. „Um

meiner Ruhe willen beschwöre ich Dich, sprich nicht von ihm — hüte ihn still in Deinem Herzen, wie ich ihn in dem meinigen — liebe und ehre ihn in Deinen Gedanken, aber verlange nicht, daß ich von ihm rede.“

„Aber liebe Mama, daß, was Du da von mir begehrt, ist doch so unnatürlich und darum unrecht — —“

Herttha kam nicht weiter, die Baronin rang die Hände und rief in höchster Exaltation:

„Treibe mich doch nicht zur Verzweiflung. Ich darf mein Gelübde nicht brechen, und Du mußt mein Schweigen ehren, auch wenn Du es nicht begreifst!“

Die Aufregung der Mutter war so furchtbar, daß Herttha einsah, sie könne nichts weiter erreichen und so gezwungenermaßen sich dem ergeben mußte, was man von ihr verlangte. Sie bat bloß, als die Mutter das Bild wieder in das Etui legen wollte: „Laß mich es nur noch einmal sehen,“ betrachtete es voll Liebe, drückte noch einen Kuß darauf und gab es traurig zurück.

Die Baronin blieb im hohen Grade verstört und aufgereggt, nur zu dem Mittagsmahl bezwang sie sich zu einer scheinbaren Ruhe; trotzdem sah Herttha, daß des Onkels scharfes Auge zuweilen prüfend und forschend auf der Mutter haften und daß dadurch die innere, kaum zu beherrschende Nervosität derselben sich mehrte.

Aber auch Herttha war innerlich aus ihrem Gleichgewicht gerissen. Sie grübelte über das Eigenthümliche in der furchtbaren Aufregung der Mutter nach, und was das wohl sein könnte, das dieser ein Schweigen über den Verstorbenen als Gelübde auferlegte. Konnte er etwas gethan haben, das nicht genannt werden dürfe. Sie wußte nichts aus dem Vorleben der Mutter, denn diese schwieg über ihre ganze Vergangenheit; sie wußte nichts, was den Vater betraf, nur daß er als Offizier bei einem Aufstand in den österreichisch-italienischen Provinzen gefallen war, hatte sie als kleines Kind erfahren und seitdem nicht wieder vergessen. So fehlte ihr aller Anhalt, worauf sie fußen und dem Geheimniß auf die Spur kommen konnte.

Doch nicht allein dieses beunruhigte sie, fast mehr noch waren es Vorwürfe, welche sie sich machte, unwillkürlich herzlicher gegen Georg gewesen zu sein, als ihr selbst angemessen erschien. Es war schwer, kühl bei seiner Wärme zu bleiben und von dem Zündenden in seinem Wesen sich nicht mit fortreißen zu lassen, wenn man so lange bekannt mit ihm und so angezogen von ihm war. Ja, war sie denn aber das Letztere? Im Ganzen dünkte es ihr noch gar nicht sicher zu sein, ob er ihr überhaupt so gefalle, daß sie ein freundschaftliches Nähertreten gestatten könne, über welches hinaus es jedenfalls nie gehen dürfe, er bürgerlich und Protestant, waren sie ja durch Welten von Verhältnissen und Anschauungen geschieden. Daß trotz diesen Zweifeln und Unzuträglichkeiten er dennoch durch seine Persönlichkeit eine gewisse zwingende Gewalt auf sie übe, beunruhigte sie ungemein und machte

sie mißtrauisch gegen sich selbst: denn es war das so außergewöhnlich bei ihrer sonst stets sicheren, gehaltenen Art, welche immer die Situation zu beherrschen verstand.

Am Nachmittag kam Graf Hall, sich ebenfalls zu verabschieden, ehe er die Stadt wieder verlasse. Da er sich nur zu gut sagte, daß sein Sohn durch seine Persönlichkeit allein kaum jemals die Baronesse gewinnen könne, hielt er es für angebracht, die Mutter als Hilfsarmee für das zu werben, was er selbst so lebhaft wünschte von Bodo errungen zu sehen. Sich allein mit der Baronin findend, sagte er daher in der feinen Weise, welche die Illustration der Worte dem Andern überläßt:

„Mein Sohn ist untröstlich, heute Morgen Baronesse Gertha nicht noch gesehen zu haben und ich beklage das um so mehr mit ihm, als ich nur die Wünsche aufrichtig theilen kann, die er zu hegen magt.“

Die Baronin blickte betroffen auf; sie war auf das Höchste überrascht von der Deutung, welche diesen Worten zu geben war. Hatte sie recht gehört? Irrte sie sich nicht im Sinn? Aber nein, es war kein Irrthum zulässig: Der Blick des Grafen ergänzte unzweideutig, was er zu verstehen gegeben, und diese nicht falsch auszulegende Eröffnung schloß plötzlich einen neuen Himmel vor ihr auf. Das Herz erzitterte ihr vor Freude für das zu erwartende Glück ihres Kindes; dennoch sagte sie sich schnell, lächelte verständnißvoll und sagte verbindlich:

„Nun, Schloß Falkenberg ist ja nicht weit von hier, und so kann Graf Bodo immer nachholen, was er heute versäumt hat. Wir werden uns stets freuen, ihn bei uns zu sehen.“

Der Graf dankte mit herzlichen Worten, küßte die dargebotene Hand und die beiden stillschweigend Verbündeten schieden höchst befriedigt und hoffnungsreich von einander.

Und über diese vor ihr eröffnete neue Herrlichkeit der Zukunft vergaß die Baronin ganz die alterirende Scene des Morgens und legte sich dagegen mit Eifer auf das Pläneschmieden.

„Gott gebe nur, daß sie ihn nimmt,“ dachte sie seufzend. „Er ist doch so hochstehend, immens reich und von unserer Kirche, lauter unschätzbare Vorzüge — all das Unglück und die Schuld der Vergangenheit wären mit einem Male für immer dadurch ausgelöscht. Man ist aber Gerthas nie sicher und ich fürchte, Graf Bodo selbst gilt bei ihr nicht viel — um so mehr müssen das die Verhältnisse thun. Bei ihrem Charakter darf man jedoch nur indirect auf sie einwirken und sie zu beeinflussen suchen. Besser, ich sage ihr noch nichts davon, sonst ist sie jetzt im Stande, kurzweg ihn zurückzuweisen. Ich werde aber nichts verabsäumen, was sie zu diesem so wünschenswerthen Ziele führen, und Alles vermeiden, was sie davon ablenken kann.“

Somit beschloß die Baronin den Tag mit einer beseligenden Erwartung kommender Herrlichkeit.

6.

Wie oft, seitdem Matthias von Göllnitz durch Caplan Moser den ersten Hinweis auf die, das Capitel bevorstehende Veränderung in Betreff des Hospitales empfing, hatte er sich vorgenommen, in Eintracht und Milde die Auseinandersetzung mit dem Rath der Stadt zu führen und allem Streit friedfertig aus dem Wege zu gehen; wie oft, wenn er den Blick von dem Schreibtisch erhob, wo er seine Beweisführung ihres Rechtes aufzeichnete, hatte er, dem Auge des greisen Hieronymus belegend, sich tiefen Ernstes voll zugeflüstert: „In omnibus charitas“ — und trotzdem war er erbitterter in seiner Seele geworden und wuchs der Verdruß in ihm, daß seinen Vorstellungen unablässig ablehnend begegnet wurde.

Im Anfang hatte er bei Einreichung seines Protestes nichts bezweckt, als ein bisher innegehabtes Recht seiner Kirche nicht ohne Gegenwehr und nur mit Vorbehalt fallen zu lassen. Aber mit den hierauf erfolgenden Antworten und Wiederantworten und endlich daraus entstehendem Streit war die Sache, um welche sie sich stritten, bedeutend an Werth vor ihm emporgewachsen, und er wurde dadurch mehr und mehr unnachgiebiger, hartnäckiger in seinem Widerstand und weitgehender in seinen Forderungen gestimmt.

Er bestritt zwar dem Rath durchaus nicht das Recht auf sein Haus, aber er widerstritt ihm, dem Capitel das Recht auf die Anstalt nehmen zu dürfen, wenn jene aus dem alten in das neue Haus übertragen werde. Er abstrahirte also von dem Gebäude, obgleich gerade das dem Capitel gehört hatte, und betrachtete die darin geübte Pflege der Kranken als ein Object, auf welches sie das Anrecht hatten, da zuvörderst von den Nonnen diese Christenpflicht in dem Hospital geübt worden sei und dann erst in weltliche Hände übergegangen war, aber immer unter dem Schirm des Capitels stehend.

Wenn er hätte gegen sich ehrlich sein wollen, würde er sich gefunden haben, auf wie schwankenden Füßen diese Beweisführung stehe, da das neue Hospital von der alten, ihrer Engigkeit und Bauzálligkeit wegen gezwungen eingehenden Stiftung nichts als den Namen haben würde; denn Raum, Gebäude und Einrichtung, alles war neu und von anderen Händen, als denen des Capitels, gegründet worden, wie er ja selbst recht gut wußte. Aber zu einer so aufrichtigen, unparteiischen Erwägung gelangte er nicht mehr, seitdem die Erbitterung in ihm erwacht und gestiegen war.

Dazu kam, daß nun auch das evangelische Kirchenamt in die Auseinandersetzung mit hineingezogen worden war, und daß Pastor Franzius nun ebenfalls meinte, ein seinem Kirchenamt gewordenes Recht verjachten und vor Angriff sichern zu müssen. Er hatte sich geschaut, von seiner Seite den kirchlichen Frieden zu stören, aber da dies nun einmal von der andern Seite geschehen und ihn also das Odium des Friedensbruchs nicht

mehr treffen konnte, war er ein zu streitbarer Charakter, als daß er nicht mit vollen Kräften und ganzer Energie für das Recht, was ihnen nunmehr zustand, eingesprungen wäre. Auch lag es in seiner heftigen Art, leicht ein schärferes Wort, als nöthig war, zu gebrauchen.

Aber Beide, sowohl der Dechant als auch der Pastor, hatten bisher vermieden, irgend eine Andeutung über diese brennende Frage bei ihren täglichen Zusammenkünften in Erwähnung zu bringen; sie sahen sich noch ganz so regelmäßig wie zuvor, spielten ihre Partie Schach und gingen zusammen nach der Stadt zurück. Etwas Fremdes hatte sich freilich in ihren Verkehr nun eingeschlichen, denn des Pastors hitzige Natur zwang ihn, stets auf seiner Hut zu sein, daß nicht unwillkürlich ein unliebsames Wort ihm entschlüpfe, während der kühle, zurückhaltende Dechant noch einen Grad mehr als Reserve spüren ließ.

Trotz diesem Zwang, den sie sich auferlegen mußten, hätte doch Keiner die so zum Lebensbedürfniß gewordene Gewohnheit abbrechen mögen, welche in ihrem beiderseitigen Verkehr für sie lag, und so lenkte denn Andreas, nach wie vor, alle Tage die alten Rappen nach dem Gemeinlogis hinaus, und der Pastor richtete ebenso regelmäßig wie bisher nach dem Mittagsmahl seinen gewohnten Spaziergang dorthin.

Heute jedoch hatten die Unbilden des Wetters eine Ausnahme und den Ausflug unmöglich gemacht. Dem letzten lieblichen Aufleuchten des Herbstes, der noch mit Sommerluft gespielt und mit seiner Milde über die späte Jahreszeit getäuscht hatte, waren nun Novemberstürme gefolgt, welche die Bäume ihres Laubes entblättern und am Himmel die Regenwolken zusammenlegten, die heute allgemach ihre Masse herniedererschütteten.

Hanka war darob sehr unwillig und grollte in ihrer Küche. „Regen is' sich gut für Hochwürden Primarius und für alte Rappen, können sich im Trocknen bleiben. Mei' Zuai aber muß sich derentwegen noch 'naus — fragt Niemand nich': is' sich trocken oder is' sich naß, wenn mei' Zuai helfen soll.“

Mutter Schrapz hielt zwar auch dem Wetter mit ihren Obstkörben auf dem Kirchplatz Stand, sie hatte aber fürsorglich dieselben zugedeckt und ein großes Regendach über die Tonne ausgespannt, in welcher sie in ihren Pelz gewickelt hockte, und sah auch nicht eben gutgelaunt aus der Tiefe ihrer Schutzwehr hervor auf die triefende Außenwelt, welche keinen Räucher erblicken ließ.

Von dem hohen Kirchendach troff das Wasser hernieder und schoß aus dem Abfallrohr wie ein Strom über die breiten Quadern des Fußwegs hinweg, worin aber mit Behagen ein vereinzelter Barfüßler — nämlich ein Junge und nicht etwa ein Mönch — sich vergnügte, auf daß doch Jemand an diesem mürrischen Tage eine Belustigung habe. Die alte Dechanei aber sah finsterner und abgeschlossener denn jemals aus und das Pfaffenpförtchen öffnete sich nur vorsichtig und widerwillig, als das Ziehen der Glocke Einlaß begehrte.

„Hochwürden haben im Augenblick noch eine Audienz zu ertheilen, werden aber sogleich bereit sein, den Herrn Doctor zu empfangen. Ich soll bitten, hier einzutreten,“ flüsterte der alte Käseke Georg als Antwort auf dessen Anfrage zu, und führte ihn in das Arbeitszimmer des Dechanten ein.

Georg betrat dasselbe mit einer gewissen Spannung über den zu erwartenden Empfang. Sein Vater selbst hatte gewünscht, gerade wegen der jetzt eingetretenen amtlichen Differenzen, welche die beiden Confectionen betraf, daß Georg den Höflichkeitsschüchtern gegen den Dechanten nachkomme, um so mehr er doch jetzt im alten Hospital an einer Anstalt thätig war, welche noch unter dem Capitel stand. Und so würde er denn hierher gekommen sein, auch wenn es nicht das Verlangen seines eigenen Herzens gewesen wäre, welches diese Bekanntschaft ihm wünschenswerth machte und ihn längst mit Ungeduld erfüllt hatte, da er nun viel später erst, als beabsichtigt, diesen Besuch abstatten konnte.

Der graue, regnerische Himmel, welcher das Tageslicht verschleierte, ließ des Dechanten großes Gemach noch düsterer und unheimlicher als gewöhnlich erscheinen. Der Wind segte draußen in den alten Bäumen des Gartens und schlug mit den kahl gewordenen Aesten einer hohen Akazie an die Scheiben der Fenster an. Aus dem anstoßenden Saal tönten gedämpft und unverständlich Stimmen herüber, hier drinnen aber war es todtensstill, fast geisterhaft in Gegenwart der vielen großen Bilder, aus denen die Augen alle dem Eindringling entgegenstarrten. Auf dem Schreibtisch lagen offene Schriftstücke umher, und dadurch fing die Situation an, nach einigen Minuten Wartens, peinlich für Georg zu werden. Um auch nicht den leisesten Schein von Indiscretion auf sich kommen zu lassen, durchschritt er den Raum von der Thür bis zu der gegenüber liegenden Wand und längs derselben hingehend, begann er die alten Prälaten zu betrachten. Manches starre, harte Gesicht schaute ihn an, viele geistvollen Züge, aber auch stumpfe, im Belotenthum untergegangene, begegneten hier seinen Blicken.

Jetzt war er bis zu der Mitte der Wand gelangt und stand nun vor Hieronymus' Bild.

Es war sonderbar, wie doch die beiden Gesichter zusammen paßten: das alte, milde, mit dem wunderbar segnenden Blick, und das junge feurige, mit den begeisterungsvoll leuchtenden Augen — aber Liebe und Wohlwollen war beiden gemeinsam aufgedrückt, und wie sie sich anschauten, war es, als ob beide die gleiche Freude im Anschauen theilten; als ob der da oben sage: „Du bist mein Jünger,“ und der da hinauffah: „Du bist mein Meister.“

Je länger Georg hinsah, um so mehr fesselte ihn das Bild, es war ihm nicht möglich, die Augen wieder davon loszureißen und alles ihn Umgebende: wo er war, was er hier wollte, alles versank vor diesen brennenden Augen, und als sei er nur hierher gekommen, darein voll Andacht zu blicken, hob sich erfreut und bewegt seine Brust, daß ihm dieser Anblick geworden.

„In omnibus charitas!“ flüsterte er jetzt gedankenvoll vor sich hin. „Welch' hohen, weitgehenden Sinn umfassen diese wenigen Worte — ja, Dulbung und Liebe, die höchste Weisheit und die höchste Güte liegen in dem, worauf diese ehrwürdige Hand hindeutet.“

Indem legte sich eine Hand gelassen auf seinen Arm und sich erschrocken umkehrend, sah er sich dem Dechanten gegenüber.

Dieser betrachtete aufmerksam und durchdringend das glühende Antlitz, das sich ihm zugewendet. Er hatte erwartet eine Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn zu finden, und war nun überrascht von der völligen Unähnlichkeit und dem doch so Anziehenden und Sympathischen in Georgs Erscheinung. Er war zu sehr Menschenkenner, als daß er nicht in einer Seele hätte lesen können, welche so rückhaltlos sich gab und auf dem Antlitz sich wiederpiegelte, wie die Georgs. Waren es die Worte, welche dieser soeben geflüstert und er vernommen haben mußte — war es das warme Licht tiefempfundener Enthusiasmus, das über des jungen Mannes Gesicht ergossen war? Der kühle, ruhige, berechnende Dechant, in dessen Seele Enthusiasmus wohl kaum zu finden war, konnte sich so wenig wie Andere Georgs fesselndem Einfluß entziehen. Vielleicht auch, wer weiß es? Klopfte sein Herz einstens auch mit heißeren Schlägen als jetzt für Hohes, dem er begeistert nachstrebte, bis der kühle Verstand und die kalte Berechnung das Blut in den ruhigen Kreislauf dämmte, nun aber an dem Feuer, das ihm aus dem Antlitz des jungen Mannes entgegenschlug, entzündete sich unter der Asche wieder ein Funke der längst in ihm ausgebrannten Gluth und erwärmte ihn wieder.

Wie dem auch sei, nachdem er Georg einen Augenblick prüfend betrachtet, legte sich der Schimmer eines freundlichen Lächelns um seinen Mund und ihm die Hand bietend, sagte er in gewinnendem Tone:

„Ich heiße Sie hier willkommen, Herr Doctor.“

„Verzeihen mir Hochwürden, daß ich Ihr Nahen überhört habe über dem Anschauen dieses Bildes,“ stammelte Georg, einigermaßen außer Fassung. „Aber dasselbe ist wie die Offenbarung einer großen Wahrheit und hat mich so mächtig erfaßt, daß all mein Sehen und Denken darin aufgegangen war.“

Des Dechanten Blick streifte an dem Conterfei des ehrwürdigen Hieronymus vorüber und er zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann entgegnete er:

„Ja, es ist eine große Wahrheit, welche diese Hand lehrt und wohl einem Jeden, der ihr folgt.“

Er brach schnell ab und kehrte sich um; Georg war aber so erfüllt von dem Gegenstande seiner Betrachtung, daß die Bewegung des Dechanten ihm entging und er unbeirrt in seiner feurigen Weise zu sprechen fortfuhr:

„Es liegt eine so allumfassende Tiefe in der Liebe, daß, wie in der göttlichen, auch in der menschlichen keine Grenze darin ist: denn wo beginnt sie und wo hört sie auf? sie, die trägt, hilft, duldet, lehrt und bessert, verfähnt und erhebt, verzeiht und unerforschlich giebt, die von allen unsern

Empfindungen uns der Gottheit am meisten nähert. Wird sie also nicht zum Kern dessen, was uns die Religion sein soll? Ich habe oft gedacht, wer in sich die rechte Liebe besitzt, hat auch die rechte Religion und er bedarf keiner weiteren.“

Der Dechant hatte sich Georg wieder zugekehrt und hörte scharf beobachtend dessen Worte an. Sein Auge, durchdringendes Auge folgte jedem Ausleuchten und warmen Erglühen der begeisterungsvoll bewegten Züge seines jungen Gegenüber, ohne daß dadurch die seinigen aus ihrer Ruhe gerissen worden wären.

„Oder vielmehr: er findet sie erst durch unsere christliche Religion, welche ja die der Liebe ist, und die Kirche lehrt diese vor Allem,“ sagte er jetzt, da Zener schwieg.

„Gewiß, aber ich meinte Den, der sie findet und übt ohne diese Hilfe.“

„Der möchte wohl oft irre gehen, Herr Doctor. Die Religion und die Kirche sind ein sicherer Stab, wer ihn entbehrt, der strauchelt nur zu leicht, und wer ihn besitzt, der werfe ihn nicht von sich im Dünkel selbstbewußter Kraft; denn er möchte seiner früher benöthigen, als seine Erdenweisheit für möglich hält,“ erwiderte der Dechant mit besonderem Nachdruck.

Dann wendete er sich um und schritt gegen die Fenster hin, wo sich mehrere Ruheplätze befanden. In einem Armstuhl sich niederlassend, bot er Georg ebenfalls einen Platz an.

„Sie sind, wie ich hörte, weit und lange von hier fort gewesen und erst seit einiger Zeit wieder zurück?“ fuhr er fort zu sprechen.

Georg verbeugte sich zustimmend und sagte:

„Ja, Hochwürden, seit beinahe sechs Wochen bin ich wieder heimgelehrt und hier wider Erwarten schnell in eine große Berufsthätigkeit getreten; denn eigentlich nur Herrn Medicinalrath Galm assistirend, hat dessen plötzliche Erkrankung die Versorgung seiner großen Praxis seit drei Wochen mir aufgenöthigt. Dadurch ist meine Zeit so völlig in Anspruch genommen worden, daß ich viel später erst mich Ihnen vorstellen kann, als es in den Wünschen lag, die mich hierher führen.“

Georg hielt einen Moment inne und dann fügte er mit seinem offenen, anziehenden Lächeln hinzu:

„Und es sind dafür der Wünsche viele, Herr Dechant.“

Dieser sah auf und von Georgs Lächeln angezogen, lächelte er ebenfalls ein wenig.

„Viele?“ fragte er.

„Ja, Hochwürden,“ entgegnete Georg schnell. „Zuvörderst der lebhafteste Wunsch, Ihnen meine Verehrung bezeigen zu dürfen, dann der meines Vaters, daß auch seinem Sohne die Ehre zu Theil werde, von Ihnen gekannt zu sein, während die Wünsche einer meiner Kranken mich zu Ihnen

drängten und . . .“ er zauberte einen Augenblick, wie unentschlossen, ob er fortfahren sollte, dann aber sagte er ehrlich: „und auch noch die eigenen Wünsche, welche dem Onkel einer Kindheitsgefährtin zu nahen verlangten.“

„Ich weiß — meine Nichte hat von dieser Kindheitsbekanntschaft gesprochen, als jetzt Ihrer erwähnt wurde, Herr Doctor,“ meinte ruhig der Dechant. „Aberdings viel der Wünsche auf einmal! Fangen wir bei dem an, was Ihnen zunächst liegt, bei Ihrem Herrn Vater. Wie er mir mit Freunden erzählte, werden Sie hinfort hier bleiben und hier wirken?“

„Vor der Hand ja, Hochwürden, obgleich ich mich noch nicht entschieden habe, ob für immer,“ entgegnete Georg. „Ich wollte beschäftigt sein und nahm daher die Aufforderung gern an, inzwischen dem Krankenhaus meine Thätigkeit zu widmen.“

Bei Erwähnung des Krankenhauses blickte der Dechant auf und fragte:

„Dem Sanct Johannis-Hospital?“

„Dasselbst, Herr Dechant,“ antwortete Georg und fuhr ernster werdend fort: „Und dort hat eine arme Kranke, nunmehr Töbte, mich zum Träger ihrer Wünsche gemacht: ich meine die Christine Becker, Katholikin von Confession. An einem furchtbaren, unheilbaren Leiden darnieder liegend, dessen zu befürchtende Ansteckung sie selbst wünschen ließ, die ihr nöthige Pflege ihrem Kinderkreise zu entziehen und im Krankenhaus zu suchen, rang sie seit vielen Wochen mit dem Tode, der sie gestern erst erlöste.“

Die Aufmerksamkeit des Dechanten war reger geworden; er wußte sofort genau, daß Caplan Moser den soeben erwähnten Namen an dem Abend ihm genannt hatte, als jener den Stachel in Betreff des Hospital's in seine Seele getragen.

„Ich erinnere mich, von der Frau gehört zu haben,“ sagte er. „Wohl ihr, wenn sie nun ausgerungen hat. Was ist mit ihr?“

„Sie hinterläßt sieben Kinder, Hochwürden, darunter eine erwachsene Tochter, welche mit ihrer Arbeit erwerbend der Mutter zur Seite stand, die kleineren Geschwister mit erziehen half und sie jetzt versorgte, seitdem das Leiden der Mutter diese aus ihrem Kreise führte. Wie hat doch das arme Weib sterbend mit der Sorge gerungen, was nach ihrem Tode mit ihren Kindern werde.“

„Sie ist völlig mittellos gestorben, wie es scheint?“ fragte der Dechant.

„Ja, ohne alle Mittel,“ bestätigte Georg. „Die Frau hatte, seitdem sie Wittve war, aus irgend einer Kasse eine kleine Pension für sich bezogen; diese fällt nach ihrem Tode natürlich weg.“

„Nun, es wird auch ohnedem für die Kinder gesorgt werden,“ fiel der Dechant ein. „Sind Knaben dabei, so können diese vielleicht in das Seminar eintreten oder in eine andere Anstalt kommen, ebenso die Mädchen.“

„Herr Caplan Moser hatte schon in derselben Richtung, wie soeben Hochwürden es gethan, der Frau Andeutungen über die Art der Versorgung ihrer Kinder gemacht,“ fuhr Georg in seinem Berichte fort, „und das eben

ist es, was sie in der letzten Zeit bekümmerte und quälte, daß nach ihrem Tode das Häuflein ihrer Lieben auseinandergeprengt werde, die Kinder da und dorthin kommen und einander entfremdet würden. Die Kinder selbst fühlten das Geschiedenwerden als härtestes Unglück und die älteste Schwester mag sich ebenso wenig wie sie von den Geschwistern trennen.“

„Aber das ist doch Thorheit,“ fiel der Dechant ein. „Sie können sich doch nicht selbst erhalten, wovon wollen sie da leben? Während in den Anstalten ganz gute Versorgung ihrer harret.“

„Für des Leibes und des Geistes Nothdurft gewiß, aber für ihre Herzen?“ fragte Georg mit Wärme. „Ist es nicht menschlich gerecht, daß, wenn es zu ermöglichen geht, man den Armen das einzige Glück läßt, was sie in einander besitzen? Die Frau hatte zu mir, ihrem Arzte, schnell ein herzlichcs Vertrauen gefaßt, und da ich in ihrer letzten schweren Lebensstunde ihr beistand, habe ich ihr fest versprochen, mich zum Anwalt der bangen Wünsche ihres Mutterherzens zu machen und Hochwürden dafür geneigt zu stimmen.“


Georg hielt inne und erwartete eine Antwort, da diese aber nicht erfolgte, fügte er hinzu:

„Die älteste Tochter ist arbeitsam und kann sich erhalten; meine gute Mutter will auch gleich dazu thun, daß es dem braven Mädchen nicht an lohnender Arbeit fehle. Wenn nun den Kindern der Unterricht in der katholischen Schule frei zu Theil wird und aus irgend einer Kasse zu ihrer sonstigen Erhaltung etwas gespendet werden könnte . . . ich selbst werde gern mit dazu beitragen, bis die Knaben in die Lehre und die Mädchen selbst in Arbeit treten können.“

Wieder hielt er inne, erwartungsvoll seinen Zuhörer anblickend, der Antwort harrend, welche nun erfolgen werde. Der Dechant schwieg aber noch immer und hielt die ruhigen, festen Augen durchdringend auf Georg gerichtet. Endlich sagte er langsam in einem Tone, aus welchem Mißtrauen ziemlich deutlich hervorklang:

„Sie sind doch Protestant und machen sich zu dem Anwalt Derer, die zu unserer Confession gehören?“

Georg überlegte einen Augenblick. Das nicht zu überhörende Mißtrauen erfüllte ihn mit Bedauern und er hätte darüber mitleidig lächeln mögen; an Prosellitenmachen dachte er gewiß nie! Dann, den Kopf erhebend, warf er ihn ein wenig zurück in seiner sicheren Art, wie im Selbstgefühl seines rechtlichen Wollens, und ließ die feurigen Augen hinüber zu dem Bilde des alten Hieronymus schweifen; seine Lippen bewegten sich, als ob er die Worte flüstere, die dort geschrieben standen, aber er sprach sie nicht aus, sondern sich dem Dechanten wieder zuwendend, der den Ausdruck seines Gesichts recht gut verstanden hatte, sagte er freimüthig:

 „Hochwürden, wenn ich offen sein darf, so muß ich bekennen, daß mich die Confessionen wenig kümmern. Ich bin Mensch, Christ und Arzt, darin

liegt für mich der Inbegriff meiner Würde, meiner Pflicht und meines Berufes, und es hat dabei für mich keinen Belang, ob ich auf lutherisch oder katholisch getauft worden bin, wenn ich nur diesen drei in allen Dingen und Anforderungen gerecht zu werden suche. Und als Mensch, Christ und Arzt habe ich mich zu dem Anwalt dieses armen sterbenden Weibes und ihrer nun hinterlassenen Kinder gemacht und lege deren Wünsche bittend an Ihr gütiges Herz!”

„Also confessionslos — das heißt religionslos,“ sprach der Dechant mit scharfer Betonung.

„Das denn doch nicht, Hochwürden,“ fiel Georg mit Feuer ein. „Wir glauben Alle an Einen Gott und haben Alle denselben Lehrer und Führer, welcher uns den Weg zu ihm leitet, ob wir nun nach ihm uns bloß Christ, oder römisch-katholischen oder evangelisch-lutherischen Christ uns nennen; ob wir zu einer bestimmten Kirche uns ausschließlich halten oder ihrer entbehren können in dem, was wir zu unserer Berufung und Erbauung als Christ bedürfen.“

Er machte eine Pause und fuhr dann ablenkend fort: „Und nun, Hochwürden, was geben Sie mir für die Wünsche, die ich zu Ihnen gettagen?“

„Daß der confessionslose Christ nicht dem römisch-katholischen an Menschenliebe zuvorkommen darf,“ entgegnete der Dechant wärmer, als er bisher gewesen. „In omnibus charitas!“ sprach er nun selbst die Worte aus, welche Georg vorhin nicht auszusprechen gewagt. „Es soll für die Kinder im Sinn und Wunsch der Todten gesorgt werden.“

Er erhob sich entlassend und reichte Georg die Hand. Dieser ergriff sie mit Wärme und Ehrfurcht, indem er rief:

„Das sind schöne, gütige Worte, für welche ich aus voller Seele danke. Und somit ist glückliche Erfüllung allen den Wünschen zu Theil geworden, die mich zu Hochwürden geführt!“

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und wendete sich zum Gehen.

Als er beinahe die Thür erreicht hatte, rief der Dechant mit seiner nicht lauten und doch so klar vernehmlichen Stimme:

„Herr Doctor!“ und als dieser, stehen bleibend, sich wieder zu ihm umkehrte, fuhr jener mit einem bedeutsamen Lächeln fort:

„Und was den letzten Wunsch anlangt in Betreff des Dinkels: die Richtige ist eine gute römisch-katholische Christin und bei ihr wird confessionslos so gut wie protestantisch für gleich irrthümlich gelten.“

„Wohl möglich, Hochwürden; aber unsere Kindheits Erinnerungen umschließen das Utopien, wo man solche Unterschiede nicht macht,“ entgegnete Georg, ebenfalls lächelnd.

„Ich wollte übrigens mir jetzt erlauben, auch bei Frau Baronin von Lord mich vorzustellen,“ fügte er mit Freimuth hinzu.

„So kann mein Kammerdiener Sie gleich von hier aus hinüber geleiten,“ bemerkte der Dechant.

Er berührte die Glocke und gab dem eintretenden Diener die Weisung.

In welcher gehobener Stimmung schritt Georg nach dem Fremdenhause hinüber. Das inhaltreiche Gespräch mit dem Dechanten könnte noch in ihm nach und der Gedanke, nun Gertha zu sehen, in ihrem Daheim, ihrer eigensten Welt sie zu finden, klang wie ein voller Glockenton in die tiefe Bewegung seiner Seele hinein.

Als der vor ihm hergehende Jäschle die das Fremdenhaus verbindende Thüre des Corridors öffnete, und Georg sie überschritt, ging die gegenüber liegende Thüre auf und Gertha erschien in dem Rahmen derselben. Sie blieb überrascht stehen, nicht vorwärts und nicht zurück tretend, so erstaunt war sie, ihn zu sehen und von dieser Seite ihn kommen zu sehen.

Er aber trat schnell zu ihr hin. Auf seinem Gesicht lag ein warmes Licht der Freude, des Entzückens ausgebreitet, daß es unwillkürlich auf ihren Zügen sich widerspiegelte, und ihr Herz schneller klopfte, sie wußte nicht warum?

Sie reichte ihm die Hand und er erfaßte sie mit beiden Händen, sie sagte nur: „Willkommen!“ und er stammelte: „Fräulein Gertha!“ — es war nur ein Moment und die Hände lösten sich wieder, aber Beide hatten in diesem kurzen Augenblick eine Freude erlebt, wie sie nicht oft den Menschen kommt, und als nun die Alltäglichkeit des Lebens wieder an sie herantrat, sie sich in dem Salon befanden und die Baronin zu ihnen kam, mußten sie sich erst auf das Allgewohnte wieder besinnen, als hätten sie zwanzig Jahre in dem Zauberberge zugebracht.

Und kaum hatten sie einige freundliche Worte wechseln können, als der Diener auch schon einen neuen Besuch meldete. Die Thür blieb einige Minuten offen stehen, wie in athemloser Erwartung des Kommenden, und endlich — trat Graf Bodo ein, Gerthas Gesicht kältete sich zum Gefrierpunkt bei seinem Anblick und auch Georg sah nicht beglückt über diese Dazwischenkunft aus; nur auf dem Antlitz der Baronin ging die Freude wie eine Sonne auf und leuchtete Bodo entgegen.

Die beiden jungen Männer wurden einander vorgestellt und begrüßten sich — das heißt: Georg begrüßte den Grafen sehr höflich, dieser jedoch kam nicht über eine sehr unmerkliche Verneigung hinaus und behandelte dann den Platz, wo Georg sich befand, als leere Luft. Es war das ein Kunststück, das nicht so leicht ihm Jemand nachmachen würde, denn Georgs große imponirende Erscheinung war doch nicht gut zu übersehen und hatte überdem für Bodo das bedauerliche Mißgeschick, als Folie dienend, seine eigene Unbedeutung noch auffälliger zu machen, während Georg durch ihn mit einem Schläge in das volle Licht gesetzt und seine Bedeutung erst recht hervorgehoben wurde. Wenigstens Gertha hatte nie lebhafter dieselbe empfunden. Ihr klarer Verstand, ihr gesundes Urtheil und ihre stolze Unabhängigkeit

veranlaßten sie, sofort sich neben den ihr geistig Ebenbürtigen zu stellen und es ihrer Mutter überlassend, mit dem jungen Grafen, dessen jetzt oft wiederholte Besuche ihr nachgerade unerträglich wurden, eine Unterhaltung mühsam dahin zu schleppen, vertiefte sie sich in ein anziehendes Gespräch mit Georg.

Sie hatte diesen während der letzten Wochen nur flüchtig in der Stadt getroffen und gesprochen, da er so angestrengt beschäftigt gewesen, war es jetzt das erste eingehende Gespräch, welches sie wieder zusammen führen konnten, und Beide waren davon erfreut und angeregt, wie durch den ersetzten Genuß von etwas lange Entbehrtem.

Während sie sich rückhaltlos diesem Vergnügen hingaben, hatte Bodo mit tiefer Anbignation zu kämpfen über das Vorhandensein einer ihm so äußerst anstößigen Persönlichkeit, wie Georg es war, an einem Ort, den er als ein ihm zugehörendes Terrain schon betrachtete. Endlich, da Georg keine Miene machte, seinen Platz hier sogleich wieder aufzugeben, hielt er es für seiner Würde unangemessen, dem noch länger Stand zu halten — er erhob sich und verabschiedete sich.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, athmete Hertha tief, wie erleichtert, auf und sagte lachend: „Der Olympier ist gegangen — trösten wir armen Sterblichen uns.“

„Wie liebenswürdig ist doch Graf Hall, der Vater,“ meinte Georg, „der vornehme Mann in der schönsten vollendetsten Bedeutung des Wortes, ohne Ueberhebung, trotz seiner glänzenden Stellung und seiner hervorragenden Eigenschaften — ich trage ihm eine große Verehrung und Bewunderung entgegen, während seinem Sohne — — —“

„Oh, setzen Sie sich diesem gegenüber nicht in unnöthige Unkosten, Herr Doctor,“ fiel Hertha ein, als er zögernd inne hielt, „Graf Bodo bedarf dessen nicht, daß ein Anderer ihn bewundere, denn er besorgt das erschöpfend selbst in höchsteigener Person.“

„Aber Hertha!“ warf die Baronin erschrocken und mahnend ein.

„Aber Mama,“ entgegnete Jene, „was wahr ist, muß gesagt werden, und Graf Bodo selbst würde sich durchaus nicht davon gekränkt fühlen, sondern es ganz in der Ordnung finden, wenn man seine Selbstbewunderung anerkennt, da diese in seinen Augen doch völlig gerechtfertigt ist.“

Die Baronin schwieg, war aber äußerst unzufrieden über Hertha's rückhaltlose Aeußerung und sie hielt es doch nun an der Zeit, ihrer Tochter die Tragweite von Bodos Besuchen auseinander zu setzen, welche jene ganz zu unterschätzen schien. Als sich Georg ebenfalls empfohlen hatte, sagte sie daher sehr ernst:

„Ich wundere mich, Hertha, daß Du Dir noch nicht überlegt hast, was Graf Bodos Besuche doch wohl zu bedeuten haben.“

„Uns zu langweilen, Mama, weil diese Beschäftigung in Gesellschaft angenehmer für ihn ist, als für sich allein,“ lachte Hertha geringschätzig.

„Dazu würde er wohl nicht den Weg von Falkenberg nach der Stadt

zweimal wöchentlich zurücklegen," entgegnete die Baronin. "Nein, Gertha, das Kind bist Du nicht, welches nicht wüßte, daß, wenn ein junger Mann so oft kommt, ein wärmeres Interesse bei ihm vorhanden sein müsse."

"Ein wärmeres Interesse! Mama, Du bist spaßhaft — warm und Interesse, zwei Parabolen, wenn sie bei Graf Bodo für etwas anderes, als sich selbst, angewandt werden."

"Nun, so sage Absicht, wenn Du Interesse nicht willst gelten lassen," fiel die Baronin ärgerlich ein. "Aber daß er eine Absicht Dir gegenüber damit verknüpft, liegt doch auf der Hand und es wäre daher sehr angebracht, wenn Du Dich in Deinen Aeußerungen über ihn mäßigtest."

Gertha hatte lässig im Armstuhl zurückgelehnt gegessen, jetzt richtete sie sich schnell empor und kehrte sich zu der Mutter hin.

"Wozu, Mama?" fragte sie scharf.

"Wozu? Du fragst über alle Begriffe naiv!" stieß die Baronin heftig hervor. "Damit Du Dich nicht bloßstellst, wenn . . . nun, Gertha, Du bist vierundzwanzig Jahre alt, hast schon so und so viele Partien ausgeschlagen, weil Dir keine recht anstand, was für eine willst Du denn machen? Ich hoffe doch, keine unpassende, und denke es ist nun an der Zeit, daß Du vernünftig wirst und an Deine Zukunft denkst."

"O, an die habe ich schon reiflich gedacht, liebe Mama," erwiderte Gertha sehr gelassen. "So wenig ich eine unpassende Partie eingehen würde, ebenso kann ich Dich versichern: bloß um mich zu versorgen, heirathe ich nicht und lieber gehe ich als Gouvernante, als daß ich einen Strohklopf wie diesen Graf Bodo nehme."

"Gouvernante! Das würde sich herrlich für eine Baronesse Lord passen."

"Gouvernante oder Gesellschaftsdame — warum sollte das nicht ebenso gut sich passen, als wenn ich mich neben diese Null stelle?"

"Eine Eins vor eine Null gestellt macht Zehn — bedenke das, liebeß Kind."

"Aber nicht hier, denn die Null würde sich in diesem Falle vor die Eins stellen und diese hätte jene neben sich her zu schleppen — ein unterhaltender Gedanke!"

"Aber Gertha, verscherze Dir doch Dein Glück nicht, überlege es wohl!" bat die Mutter sehr beunruhigt. "Es giebt gescheitere Männer als ihn, das gebe ich zu," — Gertha lachte belustigt bei diesen Worten der Baronin, die jedoch davon unbeirrt fortfuhr: "aber es fragt sich, ob die gescheiterten immer die besseren sind, und eine kluge Frau kann manchen geistigen Mangel ihres Mannes zudecken, einen moralischen nie. Denke doch, Gertha, wenn der Onkel stirbt, wie einsam, wie verlassen wir beide im Leben dastehen, wie völlig ohne Vermögen, auf was sind wir da angewiesen? Dagegen wie reich, wie hochangesehen sind die Hall's, welche Stellung im Leben würdest Du einnehmen, mit welcher Ruhe könnte ich an Deine Zukunft denken."

Ein freudenvolles Dasein, das Du schilderst, Mama, an der Seite eines Gatten wie Bodo ist — viel Glück und viel Befriedigung für das Herz! Du hast doch selbst geliebt und wünschst mir solches Loos," sagte Gertha bitter.

"Oh liebes Kind, wie Manches, was das Herz so heiß begehrt, führt nicht zum Glück und nicht zum Seelenfrieden," seufzte die Baronin schmerzlich auf. Die Thränen schossen ihr in die Augen und immer erregter werdend, fuhr sie dringend, ja leidenschaftlich fort: "Sprich Dein Herz nicht für diesen Bund, Dein Verstand, Deine Einsicht muß es thun und auf diese mußt Du hören. Bedenke doch, welche gute Katholiken sind die Halls, Du würdest im treuen, wahren Glauben mit Deinem Gatten leben, nirgends eine Verschiedenheit der heiligsten Ansichten, der Verhältnisse, der Lebensstellung zwischen Euch, welche Euren Frieden und Euer Glück stören könnte — wie viel muß dagegen oft die Frau aufgeben —"

Sie hielt inne und wendete das Gesicht ab, die leidenschaftliche Erregung desselben zu verbergen.

Gertha war leichenblaß geworden und starrte die Mutter an; bisher hatte sie scherzend und spottend die Sache behandelt, jetzt schien sie plötzlich in tiefster Seele von den Mahnungen der Mutter ergriffen zu sein.

"Und ich hier bloß das Herz," sagte sie endlich sehr bewegt, die Worte der Baronin ergänzend. "Liebe Mama, laß uns dies Thema, jetzt abbrechen, denn es ist zu endlos lang, für Dich und für mich — — nun für mich zu kurz, denn es umschließt nur die vier traurigen Worte: Nichts für das Herz!"

Sie stand auf, umarmte und küßte die Mutter und zog sich schnell zurück.

Seit diesem Gespräch aber ließ die Baronin nicht nach, die Vortheile dieser Verbindung hervorzuheben. Trotzdem aber suchte Gertha den Grafen zu vermeiden, wo sie das konnte, und vermochte sie das bei seinen häufigen Besuchen nicht immer, so war sie kälter noch als bisher gegen ihn, um jede etwaige Hoffnung zurückzuweisen. Dadurch fand Bodo freilich nicht die Möglichkeit, so bald, wie er doch beabsichtigt hatte, seinen Antrag zu stellen; aber abschrecken ließ er sich nicht. Er war im Grunde zu sehr von der Unmöglichkeit überzeugt, daß man seine Werbung abschlagen werde, als daß er sich nicht sicher gefühlt hätte, wenn nicht bald, so doch endlich Gertha zu gewinnen. Ueberdem sah er keinen ihm gleichgestellten Nebenbuhler, so viel Verehrer sie auch hatte, und ein unter ihm stehender wäre ja überhaupt nicht zu fürchten gewesen. Die Mädchen müssen ja doch heirathen, wen besser als ihn aber konnte Gertha erwählen? So mochte sie immerhin noch eine Zeitlang mit ihrem Stolz sich wehren, einem Manne sich unterzuordnen, das schadete ihm nichts — Stolz konnte er immer begreifen und dessen Berechtigung anerkennen.

Er fuhr also fort, im Fremdenhaus der Dechanei seine häufigen Be-

suche abzustatten und rechnete auf die Zeit nach dem Weihnachtsfest, wo Graf Hall mit seiner Familie zu den Wintervergnügungen nach der Stadt kommen und das alte Haus in der Schloßgasse bewohnen wollte, daß er dann dem erwünschten Erfolge schnell nahe geführt werde.

7.

Es ist ein eigenthümlicher Anblick, der sich darbietet, wenn man von der Schloßgasse aus der alten Ruine der Klosterkirche naht und durch die leeren Höhlen der hohen Fensterbogen, an welche der Epheu nun seit Jahrhunderten hinauf klettert und über denselben die alten Rosen der Steinmetzarbeit umarmt, Dächer kleiner Häuser hervorblicken sieht und über die Mauern der Kirche, welche nur noch den Himmel als Dach haben, Rauchwölkchen emporsteigen, die den heimischen Herd lebender Wesen zwischen dieser verfallenden Stätte bekunden.

Betritt man die Ruine durch den geweiteten Eingang, den eingefallenes Mauerwerk gebildet, so findet man ein sonderbares Conglomerat von Bauwerk, welches sich hier eingenistet hat, ärmliche Hütten, oft selbst halb Ruine, und doch ihrer dürftigen Billigkeit wegen bewohnt.

In das Bereich der Schloßfreiheit gehörend, war es in früheren Zeiten die Zufluchtsstätte Derer von der langen Hand und der stoßbereiten Waffe gewesen, welche sich hierher in Sicherheit flüchtend, in diesen Hütten sich ansiedelten und ihr dem Gericht verfallenes Dasein hier kümmerlich fristeten. Seitdem aber auch in diese Reccesse des Verbrechens einer früheren gesetzerloseren Zeit der Arm der Gerechtigkeit zu dringen vermochte, war es der Arbeiterstand, der mit den zum großen Theil äußerst elenden Baulichkeiten vorlieb nahm und sein Heim darin aufschlug.

In einem der besterhaltenen dieser Häuschen wohnte zu ebener Erde Anna Becker mit ihren sechs Geschwistern. Sie saß am Fenster und sticte eifrig. Auf einem Bett, nahe bei ihr, lag ausgestreckt ein kleiner Knabe von sechs Jahren, mit einem Bilderbuche beschäftigt, während neben ihr ein Mädchen saß und sich quälte, an einem Strumpf die Anfangsgründe der Strickkunst zu studiren. Drei größere Knaben waren mit Schularbeit beschäftigt und ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren saß an dem Ofen und schälte Kartoffeln für die Mittagsmahlzeit.

Es sah reinlich und ordentlich in dem Stübchen aus, das so glücklich war, seine beiden kleinen Fenster nach dem offenen Eingang der Ruine zu kehren und dadurch mit hellerem Licht beglückt war, als es den meisten der Häuschen hier zu Theil wurde. Alle im Stübchen waren so eifrig beschäftigt, daß Keines hinaus auf den schneebedeckten Weg blickte, der in diese sonderbare Ansiedlung führte. Plötzlich ertönte ein Klopfen an der Thür und elektrisirte die kleine emsige Gesellschaft. „Der Herr Doctor! Das ist der Herr Doctor!“ erschallte es fröhlich von Aller Lippen und die Knaben sprangen nach der Thür, sie stürmisch aufzureißen, prallten aber ziemlich erschrocken zurück, als sie eine vornehm aussehende Dame davor stehen sahen.

„Wohnt hier Anna Becker?“ fragte dieselbe.

Anna erhob sich schnell, da ihre verdubten Brüder die Antwort schuldig blieben und hat die Dame einzutreten.

„Ich komme im Vorübergehen zu fragen, ob vielleicht meine Tücher nun gestickt sind und ich mehr der Arbeit überschicken kann? Ich bin Fräulein von Dordf,“ sagte Gertha eintretend zu dem Mädchen.

„Ach, verzeihen gnädiges Fräulein, daß ich damit habe länger warten lassen, als versprochen war,“ hat Anna sehr betreten. „Ich habe seit vierzehn Tagen einen Kranken — mein kleiner Bruder hat das Bein gebrochen und dadurch bin ich mit allen Arbeiten sehr in Rückstand gekommen.“

„Das hat nichts zu sagen, so weit es mich anbelangt,“ beruhigte Gertha freundlich; „ich kann recht gut damit noch warten und die weitere Arbeit, welche ich Ihnen schicken wollte, drängt ebenso wenig. Wie beklage ich aber den armen Kleinen — hat er viel Schmerzen?“ fragte sie theilnehmend, an das Bett hintretend.

„Jetzt nicht mehr, Gott Lob, so groß sie auch im Anfang waren; aber der Herr Doctor versteht sie leichter zu machen, nicht wahr, Paul?“ wendete sich Anna an den Knaben.

Der Kleine nickte lachend mit dem Kopfe, brachte aber vor Schüchternheit kein Ja über die Lippen.

„Wer ist denn sein Arzt?“ fragte Gertha, auf den Stuhl sich niederlassend, welchen Anna ihr an das Bett stellte.

„Herr Doctor Franzius, gnädiges Fräulein,“ antwortete Anna bewegt. „Er ist unser treuer Helfer in aller Noth und unser guter Schutzgeist geworden — alle Heiligen segnen ihn dafür! Die Mutter hat er gepflegt mit unendlicher Güte, ihr die letzte schwere Lebenszeit erleichtert und über das Grab hinaus ihre Sorgen gelichtet; für uns, ihre Kinder, hat er sich gemüht und gesorgt, daß wir nach dem Tode der Mutter nicht von einander getrennt würden, sondern vereint bleiben konnten. Es war ein großer Schreck und neue Sorge für mich, als sie mir jetzt den Kleinen mit dem gebrochenen Bein heimtrugen, jedoch durch des Herrn Doctors Güte wurde auch das Kranksein nicht so schwer und die Noth mir benommen, denn er nahm alle Kosten auf sich und Frau Primarius hat Paul mit kräftiger Nahrung versorgt. Und wie liebevoll hat der Herr Doctor den Kleinen behandelt; wenn er einen Scherz machte, vergaß Paul sogar die Schmerzen. Täglich kommt er her zu ihm und immer ist das den Kindern ein Glück, als ob der Weihnachtsmann erscheine. Und wir haben Nichts ihm zu geben, können nichts wieder für ihn thun, als nur ihm danken.“

Dem Mädchen standen die heißen Thränen in den Augen, als sie sprach und sie hielt jetzt in tiefer Rührung inne.

Gertha blickte sie theilnehmend an. „Ja, er ist sehr gütig,“ stimmte sie ihr herzlich bei.

Es hatte inzwischen abermals angeklopft, diesmal war es aber über-

hört worden; jezt öffnete sich die Thür und der Doctor trat nun wirklich ein.

Die Kinder, welche bisher schüchtern und stumm seitwärts gestanden hatten, fanden auf einmal Stimme und Beweglichkeit wieder; mit lautem Zuruf sprangen sie auf den Eintretenden zu und der kleine Kranke streckte ihm Kopf und Hände fröhlich entgegen.

„Nur Ruhe, Ihr Jungen,“ rief Georg gutgelaunt, sich ihrer erwehrend. „Erst bekommt mein Kleiner dort eine Hand, dann ist die Reihe an Euch.“

Indem gewährte er Hertha am Bett sitzend und blieb betroffen stehen. Er hatte sie im Ballsaal und Salon gesehen, ihren Platz in hervorragender Weise ausfüllend, es war ihm überraschend neu, sie nun in der Hütte der Armuth zu sehen, und er mußte sich erst mit diesem unerwarteten Anblick zurecht finden.

„Die Samariterin an dem Bett meines Kranken,“ sagte er endlich, sie begrüßend.

„Nein, Sie nehmen vorweg alle Samariterdienste selbst auf sich, Herr Doctor,“ meinte sie. „Mich hat nur der Zufall hergeführt, da mein Onkel uns veranlaßte, etwaige Handarbeiten hier vollführen zu lassen.“

Sie stand auf und wollte gehen.

„Bitte, Baronesse, verweilen Sie nur einen Augenblick noch, damit ich Sie dann begleiten kann,“ bat Georg dringend. „Ich wollte nur flüchtig nach meinem kleinen Patienten sehen, ob der Schelm das Lachen nicht verlernt habe, denn an seinem Verband kann heute nichts geschehen. Es geht Dir doch sonst gut, mein Junge?“ fragte er.

Es lag soviel Herz in seinem Blick und in seiner Stimme, wie er zu dem Kinde sprach, und das gab ihm einen besonderen unbeschreiblichen Reiz.

Der Kleine schmiegte seinen Kopf zutraulich an Georgs Hand und antwortete: „Ja, sehr gut, Herr Doctor.“

Dieser strich freundlich mit der Hand über den hellen Krauskopf des Knaben hin, dann fing er an, seine Taschen auszuleeren und den Inhalt vor dem Kinde auf das Bett hinzulegen.

„Jetzt paß auf, mein Junge, was hier kommt,“ sagte er lachend. „Ich bringe die Soldaten mit, welche ich Dir versprochen habe, weil Du so ruhig und geduldig gelegen hast, und das hier sind Äpfel von Mutter Schrapz, gerade solche rothbäckige, wie ich selbst als Junge sie so gern aß; ich wette, die schmecken Euch Allen wundervoll, denn Du mußt auch jedem Deiner Geschwister einen davon geben. Wenn ich morgen wiederkomme, dann stellst Du mir die Soldaten auf und da will ich sehen, ob die Arme und Weine noch alle ganz sind, oder ob ich etwa auch da verbinden muß.“

Die Kinder lachten belustigt auf.

„Ja, lacht nur,“ fuhr er fort, „zerbrechen könnt Ihr Schlingel alle, dann muß ich kommen und heilen. Nun, Jungfer Lieschen, wenn für die hungrigen Jungen genug Kartoffeln geschält sind, dann hole die Suppe bei

meiner Mutter und nimm die kleine fleißige Strickerin dort mit, denn die alte Hanka hat aus einer Rübe eine wunderschöne Dame für sie geschnitten, die soll sie sich holen. So, nun lebt wohl.“

Damit reichte er die Hand einem jeden der Kinder, sagte Anna noch einige ermunternde Worte und geleitete dann Gertha hinaus.

Es hatte fest gefroren, unter ihren Füßen knirschte der Schnee und das helle Sonnenlicht glitzerte darauf. Die Sperlinge, welche in Menge in diesem alten Gemäuer hausten und auf dem Wege saßen, flogen vor ihren Schritten auf, wirbelten über ihre Köpfe empor, setzten sich aber hinter ihnen gleich wieder nieder.

„Sogar an der Schwelle der Armuth finden die Vögel noch Brosamen, für sie ist hier immer noch des Reichen Tisch,“ sagte er lächelnd.

Sie antwortete nicht, sie ging schweigend neben ihm her, die Augen gesenkt, wie in tiefer Sinnen verloren. Plötzlich hob sie dieselben zu ihm auf und sagte:

„Sie haben doch ein außerordentlich gutes, warmes Herz.“

Er war überrascht von ihren Worten. „Und haben Sie denn das nicht auch?“ fragte er.

„Ja, aber ich trage die warme Liebe nicht so unaufgefordert den Menschen entgegen — bei mir muß sie erworben sein, bei Ihnen ist es freiwilliges Ueberfließen Ihres reichen Empfindens. Sie sind viel besser als ich,“ fügte sie sehr ernst hinzu.

Er sah sie dankerfüllt an.

„Das ist nicht der Fall, Baronesse,“ wehrte er eifrig dagegen. „Sie sind anders geartet, aber deshalb nicht minder gut und ich darum bei Weitem noch nicht besser. Sie verkennen sich und überschätzen mich viel zu sehr.“

„Nein, ich bin nicht blind, nicht über Andere, nicht über mich,“ entgegnete sie. Sie war bewegter, als er sie noch je gesehen. „Wir waren gute Bekannte,“ fuhr sie fort, „ich wünschte doch, wir möchten nun auch gute Freunde sein.“

Sie hielt ihm die Hand hin, welche er mit Feuer ergriff — ach, er fühlte nur zu sehr, es war ihm nicht genug, was sie ihm bot; er hätte mehr noch begehren mögen, als daß sie Freunde sein sollten!

Er hatte nicht die Geschmacklosigkeit gehabt, aus der Vergangenheit ein Vorrecht für die Gegenwart sich herausnehmen zu wollen und war feinführend in ihrer gegenseitigen Vertrautheit nie weiter gegangen, als sie selbst die Bahn ihm vorzeichnete, und sie wußte diese sehr genau zu umgrenzen, daß dieselbe nicht über ein gewisses Maß freundlichen Bekanntheits hinausgehen konnte. Und dennoch, sie war zu schön, zu anziehend geworden, um ruhig sie anblicken zu können, und von ehedem wissend, welch aufrichtiges und getreues Herz sie besaß, war er schnell und tiefer von ihr gefesselt worden, als er zu zeigen wagte.

„Sind wir denn nicht immer schon Freunde gewesen?“ gab er ihr mit Wärme zurück. „Ich wenigstens fühlte mich ganz als Ihr Freund!“

„Nun, so bleiben Sie es auch,“ sagte sie herzlich und zog nach sanftem Druck ihre Hand wieder zurück.

Ja, er war ein vortrefflicher Mensch! Nicht genug, daß Hertha sich das eingestand, sie hörte auch von allen Seiten sein Lob ertönen, denn er war jetzt in allen Kreisen der Stadt so sehr bekannt geworden und hoch geschätzt durch die Zeit, in welcher er den Medicinalrath Halm als Arzt ersetzen mußte. Aller Orten wurde sein Wissen und seine theilnehmende, wohlthuende Art bei Kranken gerühmt, Viele zogen sogar vor, ihn als Arzt zu behalten, da der alte Halm nach seiner letzten schweren Niederlage seine Praxis einzuschränken wünschte, und auch er konnte nicht genug Georgs treffliche Kenntnisse und Umsicht anerkennen und hervorheben. Und so war dieser schnell beliebt, gesucht, ja geradezu Mode geworden, denn der schöne junge Mann zog Alle an und manche Dame war gern ein wenig leidend, nur um ihn consultiren zu können.

Hertha erfreute sich innig an dieser allgemeinen Anerkennung, welche ihr alter Bekannter und Freund fand, aber keine schien ihr Georgs Werth so in seinem ganzen Umfang hervorzuheben, als die demüthige Verehrung der armen Anna Becker, denn dort kamen seine Vorzüge zu rührendster Geltung. Anna wurde nie müde, dieselben zu rühmen und Hertha nicht, ihr zuzuhören. Sie ging von nun an öfter in das kleine Haus der alten Ruine, aber sie wählte dazu immer eine Zeit, wo sie glauben konnte, sicher zu sein, dort Georg nicht zu finden, denn sie wollte ein Zusammentreffen mit ihm vermeiden. Das erste Mal war es die Eingabe einer augenblicklichen Laune gewesen, daß sie dort im Vorübergehen selbst nach einer Arbeit fragte, was sie doch sonst von dem Diener besorgen ließ; jetzt ging sie mit dem redlichen Wunsche dahin, den Armen sich anzupassen, ihnen auch freundlich zu sein und Wohlwollen zu zeigen, wie Georg es that. Sie konnte jedoch die große Dame nicht so weit abstreifen, daß ihre Gegenwart im Häuschen nicht immer noch einschüchternd und befangen wirkte; wenn aber Georg doch einmal dazu kam, dann brach schnell alles Eis und es waren zwanglos heitere Menschen in dem engen Raum des Stübchens vereinigt. Welches bisher völlig ungekannte Glück war es doch, daß Hertha in der Theilnahme erfüllte, welche diese Armen in ihr erweckten, und so ungemein wohlthuend war ihr diese Regung sanfter Freude, welche sie durchwärmte und froh im Herzen stimmte, daß auch ihr ganzes Wesen eine lebendige Heiterkeit wiederspiegelte.

Die Baronin machte dieser plötzlich ungewöhnlich vermehrte Frohsinn stutzig und beinahe besorgt, denn da Hertha nicht entgegenkommender für Bodo geworden war, konnte diese Gemüthsstimmung nicht zu seinen Gunsten sprechen. Was mochte sie nur innerlich beschäftigen? In der Sorge für die armen Kinder solche tiefgehende Freude zu finden, wie Hertha es that,

schien ihr an dieser unwahrscheinlich zu sein. Die Baronin würde am liebsten mit ihrem Bruder darüber gesprochen haben, doch dieser war jetzt einsilbiger, abgeschlossener denn je; es mußten schwere Amtsgeschäfte auf ihm lasten und ihn bedrücken, und wenn er ersichtlich an Herthas Frohsinn ein Wenig sich erholte, konnte die Schwester gar nicht wagen, etwas dagegen sagen zu wollen.

So ging der December hin und das Weihnachtsfest nahte. Der kleine Paul konnte wieder gehen, aber Georg kam noch immer nach seinen Schülern zu sehen und jetzt traf Hertha ein paar Mal absichtlich dort mit ihm zusammen, denn auf dem Nachhauseweg hatten sie eifrig zu berathschlagen, was ein Jedes von ihnen für die Kinder zu der Bescheerung am heiligen Abend beitragen wolle. Hertha setzte ihre Nadel in Bewegung, das und jenes Kleidungsstück selbst zu arbeiten und eine Puppe zu schmücken. Endlich war unter dieser heitern Geschäftigkeit der Weihnachtsnachmittag herangekommen, wo sie in das kleine Haus der alten Ruine ging und von dem Diener ihre Schätze dorthin tragen ließ.

Sie war in einer eigenthümlich gehobenen Stimmung; es war ihr, als habe sie nie zuvor so tief die Freude an diesem Fest der Liebe empfunden, wie heute. Als sie Annas Stübchen betrat, fand sie Georg schon anwesend, welcher die Kinder soeben unter Gelächter hinausgetrieben und bis zu dem großen Moment zu Nachbarnleuten verwiesen hatte. Nun begannen sie sofort mit Annas Hilfe den Baum zu schmücken; unter fröhlichen Scherzen wurden die Herrlichkeiten daran gehangen und die Lichter aufgesteckt. Welches herzliche Vergnügen fanden sie dabei! Hertha neckte Georg, daß er die schönsten Stücke Zuckerkorn so hoch hänge, daß nur er selbst sie erlangen könne; er dagegen scherzte über sie, daß die von ihr aufgesteckten Lichter alle schief stehen, und beide lachten über einander. Zuweilen begegneten sich ihre Hände in dem Eifer der Arbeit und berührten sich, ohne daß Hertha die ihrigen zurückgezog; es war ein so harmloses Glück in ihrer Geschäftigkeit, als ob sie beide noch die Kinder von ehemals seien und in der alten Vertraulichkeit von ehemals nichts Verhängliches für den jetzigen Augenblick liege. Nun kamen die Gaben an die Reihe, welche auf den Tischen ausgebreitet werden mußten — nützliche Gegenstände für Kleidung und Schule, sowie Spielwerk mancherlei Art, es war eine Lust damit aufzuputzen, so geringfügig im Ganzen diese Dinge auch waren, und immer sagte Hertha sich wieder: Welch ein Reiz liegt doch im Geben, daß ich dadurch solch unbefreibliches Glück empfinden kann, wie jetzt mich erfüllt.

Endlich war Alles geordnet, die Lichter des Baumes angebrannt, daß das enge Stübchen in feenhafter Helle prangte, und die Kinder wurden nun herbeigerufen. Diese standen scheu, starrten die Sachen an und wagten nicht, dieselben zu berühren.

„Ich denke, wir gehen nun,“ sagte Hertha leise zu Georg. „Unsere Freude haben wir doch schon gefunden, die Kinder aber finden die ihrige wohl besser ohne uns.“

Georg stimmte ihr bei und sie verließen zusammen das Häuschen.

Als sie hinaustraten, flimmerten vom Himmel schon Sterne ihnen entgegen, auf der Erde aber leuchtete hier und dort hinter den Fenstern ein Lichterbaum hervor und auf der Straße liefen beladene Menschen noch geschäftig hin und her, Erwartung und Freude auf ihren Gesichtern.

Weber Hertha noch Georg fanden jetzt Worte zum Sprechen, ja sie bemerkten wohl kaum, daß beide schwiegen; in jedem von ihnen klang noch die gehabte Freude nach, und neben einander hinschreitend, empfanden sie es, daß dem Einen durch das Andere jene noch höher und süßer geworden sei.

Als sie dem Kirchplatz sich näherten, schlug plötzlich auf Sanct Johannis Thurm das Gebetglöckchen an — ein paar Schwingungen nur, als wolle es vorerst die Seelen zur Andacht anrufen für das, was ihnen nun kommen solle; dann folgten dem Glöckchen die andern Glocken nach, bis endlich die große mit ihrem majestätisch dröhnenden Schall einfiel und alle nun vereinigt ihren Ruf feierlich hernieder tönen ließen, die Weihe der Christnacht den Menschen da unten zu verkünden.

Hertha erzitterte in tiefster Seele bei diesen feierlichen Tönen, sie waren wie die Ergänzung ihrer bewegten Gedanken und Empfindungen, und unwillkürlich schlug sie andächtig ein Kreuz über Brust und Stirn; doch kaum war es gethan, so erschraf sie und sah betroffen und forschend zu ihrem Begleiter empor. Denn es gemahnte sie plötzlich, daß der da neben ihr herging, doch ein Fremder ihrem kirchlichen Leben sei. Nie war ihr das so zum klaren und bedrückenden Bewußtsein gekommen, wie in diesem Augenblick, wo ihr Herz so freudig bewegt war, mit ihm und durch ihn es war und er doch fremd dabei stand, wenn ihre Hand andächtig das Kreuz schlug, und sie schraf betroffen davor zurück.

Sie war keine so bigotte Katholikin, die gegen Andersglaubende eifert und sie gradezu verdammt; aber von einer sehr bigotten Mutter erzogen, bei einem hohen Priester ihrer Kirche aufgewachsen, waren ihre religiösen Anschauungen streng gläubig in den Kreis ihres confessionellen Lebens gebannt gewesen, sie von der Vorzüglichkeit desselben vor allen andern Glaubensrichtungen durchdrungen worden, und eine engere Gemeinschaft mit Solchen, welche nicht zu ihrer Kirche gehörten, war ihr undenkbar.

Als sie jetzt forschend zu Georg aufblickte, bemerkte sie, daß seine Augen mit den Glockentönen zu den Sternen hinaufgeflogen waren, aber als fühle er ihren Blick, der ängstlich fragend an ihm hing, ob er die Bewegung ihrer Hand gesehen hatte, wendete er sein Auge nun zu ihr hin und sagte gedankenvoll:

„Der alte schöne Weihnachtsgruß: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen,“ tönt er nicht immer auf's Neue mit der Glocken Schall zu uns hernieder? Wie ein Band der Liebe schlingt sich dies Fest seit den ersten Kindheitstagen um unsre Seelen und mahnt uns, an Liebe wiederzugeben, was wir an Liebe empfangen, dem

Höchsten zur Ehre, den Menschen zum Wohlgefallen und der Erde zu einem Bund des Friedens.“

Sie waren auf den Kirchplatz gekommen; vor ihnen ragte das hohe Gebäude von Sanct Johannis empor, hell erleuchtet nur der katholische Antheil desselben. Aus den geöffneten Thüren strömte der Duft des Weihrauchs hervor und eine Schaar Andächtiger drängte hinein, die Geburt Christi zu feiern.

Herttha war stehen geblieben. „Ja, ein Fest der Liebe ist es,“ antwortete sie voll tiefer Empfindung auf Georgs Worte, „und auch ich will nun gehen, es in meiner Kirche zu feiern.“

Sie legte im Anschluß an den soeben empfangenen peinlichen Eindruck und den daran geknüpften Gedanken folgend, eine eigenthümliche Betonung auf das „Mein“, daß Georg, davon betroffen, verwundert sie anblickte.

„In Ihre?“ fragte er gutmüthig lächelnd. „Ist es denn nicht auch die meine?“

Hertthas Augen schweiften unsicher über sein Gesicht hinweg.

„Ja Beide in einer und doch wie ungeheuer von einander geschieden,“ sagte sie sehr ernst.

„Von einem Gitter nur,“ meinte er, immer noch lächelnd.

„Aber eine Mauer könnte nicht trennender sein,“ warf sie ihm ein.

„Nein, denn durch das Gitter, welches uns trennt, können wir ja zu einander blicken,“ entgegnete auch er nun ernst, jedoch voll Innigkeit und den Doppelsinn seiner Worte hervorhebend. „Kann es da ein wesentlich Anderes sein, wohin ich darin gehöre? Ja, hängt denn überhaupt so viel davon ab, ob ich auf dieser oder jener Seite des Gitters stehe? Wenden wir Alle uns mit unsrem Glauben nicht über dasselbe empor an das unerforschliche Wesen, von dem Niemand zu sagen vermag, daß er es kenne, und das doch Jeder an sich fühlt und wir Alle suchen, um zu ihm zu bringen? Glauben wir nicht Alle an einen Gott und ist er nicht ein Geist, der weder hien noch drüben wohnt und den wir im Geist und in der Wahrheit anbeten sollen? Was scheidet uns da von einander.“

„Mehr als sich übersteigen läßt,“ antwortete sie erregt. „Würden Sie denn herübertreten können zu uns Katholiken?“

„Wie Sie es meinen, nein — aber nur weil, wie ich es meine, dieses unnöthig ist; weil ich die Confessionen überhaupt für nebensächlich, einen Wechsel derselben für überflüssig halte,“ sagte er mit herzlich überzeugendem Ausdruck in seiner Stimme. „Ob Katholik, ob Protestant, was hat das im Grunde zu sagen? Christ ist das Wesentliche! Denn die Auslegungen und der Ritus der Confessionen hindern oder fördern meinen Glauben nicht, welcher in beiden Fällen der christliche ist und als solcher an ein Hüben und Drüben nicht gebunden sein kann. Was also scheidet uns, wenn die eigentliche Wahrheit dieselbe ist und bleibt?“

„Der Weg dahin!“ rief sie heftig, fast schmerzlich aus. „Er ist ein

böllig verschiedener, ob er auch zu demselben Ziele strebe! Gute Nacht, Herr Doctor!"

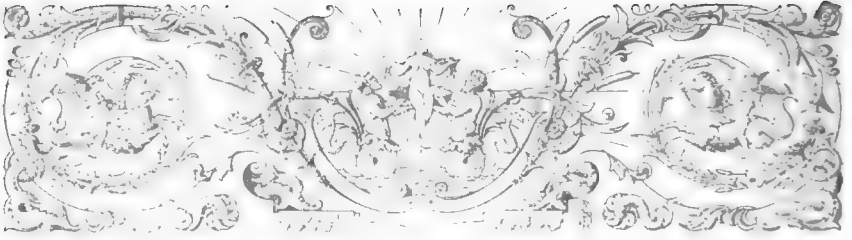
Sie reichte ihm die Hand zum Lebewohl, wendete sich dann schnell von ihm ab und betrat die Kirche.

Georg stand davor und blickte ihr schmerz erfüllt nach. Als er ihre schlanke Gestalt durch die hell erleuchtete Pforte treten und in dem Meer von Licht, Weihrauchdunst und Posaunenschall verschwinden sah, während er einsam auf der dunklen Straße zurückblieb, mußte er plötzlich der Worte des Dechanten gedenken, über welche er gelächelt, da er sie vernommen und die sich nun drohend vor ihm aufzurichten schienen: „Die Nichte ist eine gute römisch-katholische Christin und ihr wird confessionslos, so gut wie protestantisch, für gleich irrthümlich gelten.“ Wie ein schreckendes Gespenst erhoben sich diese Worte jetzt vor ihm, und zum ersten Mal kam ihm das volle Bewußtsein, daß er mit allen Fasern seines Herzens Hertha liebe und nicht von ihr lassen könne, und doch eine Kluft zwischen ihnen liege, über welche hinweg sie nie kommen werde, selbst wenn sie ihren Abel vergessen könne.

Drinnen in Sanct Johannis ertönte das Hallelujah im Jubel über den geborenen Christ und hier draußen schrie in Georg das Weh auf, das aus Menschenfahrungen um Christi Lehre willen für ihn erwuchs. Und so, als er endlich sich losriß von seinem einsamen Platz, trug er aus der Freude des Christfestes einen ungeheuren Schmerz tief im Herzen mit heim, während Hertha, da sie sich an diesem Abend zur Ruhe niederlegte, es mit einem peinvollen Mißklang in der Seele that, welcher alle frohen Glockenklänge des Festes schrill übertönte.

(Schluß folgt.)





Zur französischen Renaissance.

Von'

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —

I.

Der Wunsch, das südliche Frankreich endlich aus eigener Anschauung kennen zu lernen, führte mich in den ersten Frühlingsmonaten vor Kurzem dorthin. Die nördlichen und mittleren Provinzen des an Kunstidentmalen einer alten Culturentwicklung so überaus reichen Landes hatte ich schon vor Decennien auf wiederholten Wanderungen von längerer Dauer kennen gelernt. Aus jenen Studienreisen waren mir auch die Grundlagen zum Aufbau einer Geschichte der französischen Renaissance erwachsen; aus ihren Resultaten namentlich war mein Buch über den Gegenstand hervorgegangen. Obwohl ich dabei mit den eigenen Anschauungen die Ergebnisse fremder Publicationen verschmelzen konnte, blieben immerhin noch manche Lücken übrig. Gleichwohl aber war es der erste Versuch, die gesammte Bewegung der französischen Renaissance, soweit sie die Architektur betrifft, in ein festes kunsthistorisches Bild zusammenzufassen, und sowohl von berufenen Stimmen der deutschen Forschung, wie der französischen Kritik wurde dies damals als ein Verdienst bezeichnet. Man fand übereinstimmend, daß ich eine ansehnliche Reihe neuer, theils unbekannter, theils nicht gebührend gewürdiger Thatfachen dem kunstgeschichtlichen Material hinzugebracht und durch die Einfügung in eine festgeschlossene Kette des Entwicklungsganges den einzelnen Gliedern eine neue Beleuchtung gegeben habe.

Meine grundlegende Aufgabe war vor Allem gewesen, das Verhältniß der französischen Renaissance zur Kunst Italiens festzustellen. Allgemein hatte man früher angenommen, daß es Italiener gewesen seien, welche den neuen Stil nach Frankreich übertragen hätten. Gestützt auf die von Deville veröffentlichten Baurechnungen des Schlosses Gailion, sowie auf die durch

den Grafen de Laborde publicirten Urkunden von Fontainebleau, gelang es mir nachzuweisen, daß die gesammten Bauten in Anlage und Ausführung durchaus von einheimischen Meistern herrührten, wie sie denn auch überall das Gepräge französischer Ueberlieferungen tragen. Und das gilt sowohl von Gaillon wie von Fontainebleau, und selbst bei letzterem Baue war dies so sehr der Fall, daß Serlio sich mehrfach mißbilligend über die Form der Architektur ausspricht. Etwas anderes war es mit der inneren Ausstattung dieses Pracht Schlosses, dessen Stuckaturen und Malereien bekanntlich durch herbeigerufene Italiener ausgeführt wurden, weil in diesen Kunstgattungen die einheimischen Meister nicht hinlänglich erfahren waren und entfernt nicht den Vergleich selbst mit den Italienern zweiten und dritten Ranges aushalten konnten.

Nachdem ich in eingehender Weise dies Verhältniß festgestellt, die Entstehung von Fontainebleau an der Hand der Urkunden aufs Genaueste dargelegt und endlich an allen übrigen französischen Monumenten jener Epoche die gleichen nationalen Grundzüge nachgewiesen hatte, glaubte ich, daß in Deutschland wenigstens unter denen, welche sich um kunstgeschichtliche Dinge kümmern, dies Ergebnis der Forschung als ein allgemein bekanntes anzunehmen sei.

Zu meinem Erstaunen fand ich wenige Jahre nach dem Erscheinen meines Buches einen eclatanten Beweis vom Gegentheile. Als nämlich Mrs. Mark Pattison ihr hübsches Buch über die Kunst der französischen Renaissance veröffentlichte und Prof. Thausing dasselbe in Lützows Zeitschrift besprach (Jahrgang 1850 S. 84 ff.), äußerte er sich u. A. folgendermaßen: „Man ist bei uns gemeiniglich der Ansicht, daß erst die Berufung italienischer Künstler an den Hof der französischen Könige die Renaissance in Frankreich eingeleitet und auf ihren Charakter bestimmend eingewirkt habe, und man pflegt da meist die Namen Leonardo da Vinci, Primaticcio u. zu nennen. Wie muß nun der Leser erstaunen, wenn er findet, daß in den zwei starken Bänden, welche hier das Aufblühen der französischen Renaissance in so bereicherten Worten schildern, von jenen Italienern und ihren einheimischen Schülern fast gar nicht die Rede ist.“ — Erstaunen konnten darüber, nach der naiven Versicherung des Kritikers, doch nur diejenigen, welche nie einen Blick in meine zehn Jahre früher erschienene Darstellung geworfen hatten. Da ich nicht annehmen darf, daß ein Mann wie Prof. Thausing etwas wissentlich verschweigen will, so muß ich bei ihm für den Milderungsgrund plaidiren, daß auch er mein Buch nicht gekannt habe, als er jene Worte schrieb. In diesem Falle freilich muß es einem Kritiker übel anstehen, sich über einen Gegenstand öffentlich auszulassen, in welchem er sich so wenig literarisch bewandert erweist. Dies gilt doppelt bei einem Autor wie Herr Thausing, der seine eigenen Verdienste als eifriger Bionswächter stets zu hüten beflissen ist und schon in frankhafte Zudungen geräth, wenn ein Fachgenosse nur den Namen Dürers ausspricht. Hat dies doch zu wiederholten Malen besonders Ch. Ephrussi erfahren, der den Grimm des Wiener Kritikers dadurch heraus-

forderte, daß er sich's beugehen ließ, verschiedene Arbeiten über den deutschen Meister zur Veröffentlichung, in denen er das Unerhörte wagte, Denkmale ans Licht zu ziehen, die sogar der Kunde seines Rivalen entgangen waren.

Ich erwähne dies Alles nur, um zu zeigen, daß man von Professor Thaulsing, der so eifersüchtig auf seinen eigenen Ruhm ist, offenbar nicht verlangen darf, daß auch er die Verdienste Anderer unparteiisch anerkenne. Und doch giebt es nichts Armseligeres im wissenschaftlichen Leben, als diese Engherzigkeit des Sinnes, die den Horizont abschließt gegen die freudige Theilnahme an Allem, was in frischem Ringen und vielseitigem Schaffen die Erkenntniß zu mehren, die geistigen Güter der Menschheit zu vervollkommen bestrebt ist. Selbst bei einem erklärten Gegner oder Feinde sollte man doch das Persönliche abtrennen und zu einer aufrichtigen Würdigung seiner positiven Leistungen sich erheben können. Aber das scheint freilich nicht Jedermanns Sache zu sein. Neidlose Anerkennung wird in unseren Tagen immer seltener.

Nach jenem Vorgange konnte mich's nicht weiter Wunder nehmen, daß kürzlich in den Graphischen Künsten (Jahrg. IV, Heft 2, S. 43 ff.) bei einer Besprechung von Leon Palustre's Werk über die französische Renaissance ebenfalls mein Buch als gar nicht vorhanden todtgeschwiegen wird. Auch dieser Kritiker hat die kindliche Freude, erst jetzt aus dem Prachtwerk des französischen Autors alles Das zu lernen, was er bereits vor zwölf Jahren aus dem Buche des deutschen Schriftstellers hätte erfahren können. Recht bezeichnend sind diese Vorgänge für unsere deutsche Art, das Einheimische zu Gunsten des Fremden zurückzusetzen. Ich würde indeß diese Dinge mit keinem Worte berührt haben, wenn nicht eben bei Gelegenheit des Werks von Palustre in deutschen Blättern meines Buches nach anderer Seite hin gedacht worden wäre. Der französische Autor hat nämlich bei Besprechung des sogenannten *Maison de Francois I.* zu Paris Veranlassung genommen, ausführlich gegen meine Beschreibung und Darstellung dieses Denkmals zu polemisiren und den Nachweis zu führen, daß ich die ursprünglichen Theile von den bei der modernen Restauration und Umgestaltung hinzugesetzten nicht unterschieden hätte. Auf diese Stelle haben einige, offenbar um meinen literarisch-wissenschaftlichen Ruf zärtlich besorgte deutsche Journalisten sofort in etlichen Zeitungsartikeln hingewiesen und dabei die Erwartung ausgesprochen, daß ich diese Beschuldigung nicht auf mir sitzen lassen würde.

Diesen liebevollen Erwartungen vermag ich leider nicht zu entsprechen, erkläre vielmehr ohne Umschweif und Zögern, daß Herr Palustre ganz Recht hat, und daß ich mich in der That geirrt habe. Es ist mir nie eingefallen, für mich Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen, vielmehr wende ich ohne Zagen auch auf mich das Wort des Dichters an: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt.“ Wer nie gestrebt, wer nie Etwas schaffend hingestellt hat, der mag sich in die Unfehlbarkeitsstoga jener Pharisäer hüllen, die eben deshalb auch nie geirrt haben. Wer aber eine solche Menge neuer That-

sachen für die Wissenschaft ans Licht zu ziehen bemüht war, wie sie z. B. in meiner Geschichte der französischen und mehr noch der deutschen Renaissance vorliegen, der braucht nicht zu erröthen, wenn er auch einmal dem allgemeinen Menschenloos des Irrthums seinen Tribut gezollt hat. Nur ein krampfhaft festgehaltener, nicht ein freimüthig eingestandener Irrthum entehrt den Forscher. In jenem besonderen Falle war ich noch nicht in der Lage, eine zwei Jahre nach Abfassung meines Buches in der *Revue de l'architecture* von 1870 erschienene Arbeit über die ursprüngliche Form jenes Hauses Franz des Ersten benützen zu können. Gleichwohl war mir (S. 164 meines Buches) das Auffallende nicht entgangen, daß sich die *Façade* des kleinen Hauses „von allen übrigen jener Zeit wesentlich unterscheidet,“ aber ich war nicht scharfblickend genug, aus dieser richtigen Wahrnehmung die nothwendigen Folgerungen zu ziehen. Zu meiner Entschuldigung muß ich sagen, daß ich damals im Beginn meiner Studien über die französische Renaissance stand, und daß ich bei gemessener Zeit meines Aufenthaltes mich nicht in der günstigen Lage des einheimischen Forschers befand, der in aller Gemächlichkeit das Monument oftmaligen Untersuchungen unterwerfen und sich dabei des ganzen vorliegenden historisch-kritischen Materials bedienen konnte.

Habe ich also meinen Irrthum eingestanden, so darf ich wohl darauf hinweisen, wie dieser Vorgang abermals ungemein bezeichnend für die bei uns herrschenden literarischen Zustände ist. Ein französischer Autor darf auf unsre Rücksicht rechnen, wenn er eine deutsche Arbeit über ein französisches Thema in dem, was sie etwa Verdienſtliches enthält, ignorirt und nur da ihrer erwähnt, wo er dem deutschen Verfasser einen Fehler nachweisen kann. Aber von unseren einheimischen Kritikern dürfte man doch wohl so viel Unparteilichkeit erwarten, daß sie dem Landsmann Gerechtigkeit widerfahren ließen, nicht ausschließlich einen Irrthum betonten und das von ihm positiv Geleistete mit Stillschweigen übergingen.

Dürfte man? Nein, das darf man offenbar nicht. —

II.

Doch diese Dinge sind unerheblich gegenüber der erfreulichen Thatsache, daß seit einigen Jahren die Beschäftigung mit der französischen Renaissance einen glänzenden Aufschwung genommen hat. Palustre's Werk, von welchem bis jetzt sechs reichhaltige Lieferungen vorliegen, ist so umfassend geplant und nach wissenschaftlicher wie künstlerischer Seite so gebiegen behandelt, daß hier die höchsten Anforderungen erfüllt werden. Die Pracht der Ausstattung, bei welcher der malerische Reiz der zahlreichen Abbildungen die erste Rolle spielt, ist eine solche, wie nur Frankreich sie derartigen Werken geben kann. Die Einheit und Geschlossenheit, die Concentration, welche allen französischen Werken zu Gute kommt, wird wie immer durch den Umstand aufs Höchste gesteigert, daß die französische Literatur ihr Absatzgebiet in der ganzen Welt

hat, was bei der deutschen niemals auch nur annähernd in ähnlichem Maße der Fall sein wird. Man kann in dieser Hinsicht keinen schlagenderen, keinen bezeichnenderen Gegensatz denken, als das Ortwain'sche Sammelwerk über die deutsche Renaissance, das bei ungleich größerem Reichthum, ungleich vielseitigerer Fülle des Inhalts in der Formgebung, Darstellung, gesammten Erscheinung so tief unter dem Franzosen steht, wie der Handwerksbursche unter dem feinen Salonherrn. Aber was hat der Handwerksbursche Alles in seinem Tornister! Andererseits darf denn auch nicht verschwiegen werden, daß Balustre's prächtiges Werk mehr das malerische Moment betont und strenge architektonische Aufnahmen in Grundrissen, Durchschnitten, constructiven und decorativen Einzelheiten vermessen läßt.

Angeichts dieser gesteigerten Antheilnahme, welche die französische Renaissance seit einiger Zeit also erfährt, vermochte ich dem Drange nicht zu widerstehen, meine Anschauungen von den Denkmälern Frankreichs zu erweitern und namentlich diejenigen Theile des Landes kennen zu lernen, mit welchen ich durch Autopsie noch nicht vertraut geworden war. Daher jene vor Kurzem unternommene Reise durch den Süden. Diese Fahrt bewegte sich auf der Linie einerseits zwischen Marseille und Lyon, andererseits zwischen Montpellier, Toulouse, Clermont-Ferrand, Lyon mit der Rückzugslinie Bourg, Besançon, Belfort. Aus diesem weitgebreiteten Gebiete waren mir bedeutendere Denkmäler der Renaissance nur in Toulouse (und etwa Narbonne) durch ältere französische Publicationen bekannt geworden. Es galt nicht allein, diese nun selbst in Augenschein zu nehmen, sondern auch zu untersuchen, was etwa sonst noch der Süden an derartigen Leistungen besitze.

Die Antwort auf diese Frage ist nun allerdings ziemlich dürftig ausgefallen, und wenn die Reise mir nicht die reichsten Anschauungen zugleich über die antiken und mittelalterlichen Denkmäler, die beide in jenen Gegenden so hochbedeutend sind, gewährt hätte, so dürfte das positive Ergebniß für jenen besonderen Studienzweck als ein nicht allzu werthvolles bezeichnet werden. Allein der Forscher muß sehr häufig bei derartigen Entdeckungserreisen — wenn der Ausdruck gestattet ist — auch mit einem negativen Resultat sich begnügen, da auch ein solches für die historische Betrachtung mit vollem Recht seine Verwerthung verlangt. Im vorliegenden Falle wird durch daselbe erhärtet und erweitert, was sich mir als Ergebniß der Betrachtung schon früher bei der Geschichte der französischen Renaissance herausgestellt hatte: daß diese durchaus, ja fast ausschließlich Hofkunst ist, die ihr Gepräge durch die Fürsten und den hohen Adel erhielt, während in Deutschland der neue Stil als Ausdruck der Gesinnungen des ganzen Volkes aus den bürgerlichen Kreisen der Künstler herauswächst und in kurzer Zeit die mächtige Signatur einer volksthümlichen Kunstweise gewinnt. Ist daher in Frankreich die Renaissance eine aristokratische Schöpfung, so hastet ihr dagegen in Deutschland ein demokratischer Zug an. Daher finden wir die formale Durchbildung

dort ungleich höher, feiner, anmuthiger, während bei uns in Deutschland, wie fast immer in unserer Entwicklung, eine gewisse Ungeschlachtetheit der Naturanlage uns gar zu oft die letzte Vollendung, den höchsten Formenreiz versagt. Aber wenn man das Augenmerk auf die angeborene Fülle schöpferischer Gedanken, origineller, eigenthümlicher Conceptionen wendet, wie hoch steht dann die deutsche Renaissance an Fülle und Tiefinn über den Gebilden der französischen Schwesterkunst! Und so war es immer, seit den Tagen der alten Flandrer bis auf die heutige Zeit, bei uns in Deutschland. Wer wird nicht die technische Ueberlegenheit der van Eyck'schen Malerschule über die gleichzeitigen deutschen Schulen bereitwillig anerkennen! Aber wer wird nicht zugleich zugestehen, daß die größere Tiefe, Kraft, Fülle und Innigkeit trotz des geringeren technischen Geschicks bei unsern Meistern des 15. Jahrhunderts zu finden ist! Vollends für die eigentliche Renaissance des 16. Jahrhunderts, wie hoch steht da, selbst wenn wir unsre großen Maler und Bildhauer, unsere Dürer, Holbein, Burgkmaier, Vischer, Kraft, Syrlin und wie sie alle heißen, ganz aus dem Spiele lassen, wenn wir nur die Architektur sammt den decorativen Künsten in's Auge fassen, die deutsche Kunst über ihrer französischen Rivalin! Gewiß ist unsre Renaissance nicht so reich an großen glänzenden Prachtbauten ersten Ranges wie die französische; gewiß ist es ihr nur in bedingtem Maße zu Theil geworden, ihre Schöpfungen mit jener Feinheit durchzubilden, wie es jener von der Hofgunst des mächtigsten Königthums getragenen Kunst gelang: aber dafür verkümmert die französische Renaissance überall da sofort, wo ihr jene Gunst der vornehmen Gesellschaftskreise fehlt, und selbst wo sie für bürgerliche Aufgaben in Anspruch genommen wird, ist es nur ein Abglanz der höfischen Kunst, der uns entgegenstrahlt.

Mit welcher Lust dagegen hat Deutschland gerade in den bürgerlichen Lebenskreisen die Renaissance gehegt und gepflegt! War die neue Kunst doch, genährt durch die humanistischen Studien, mächtig gefördert durch den großen reformatorischen Zug, der auf Erneuerung des ganzen Lebens hindebrängte, aus ihrem Schooße hervorgegangen; wie hätte man nicht mit voller Hingebung und mit allen Kräften sich ihr widmen sollen! Und dabei verschloß man sich keineswegs den vielfachsten Anregungen, die überallher bei uns eindringen; ließ italienische, französische, flandrische und holländische Formgebung auf sich einwirken, berief sogar vielfach fremde Künstler aus dem Süden wie aus dem Nordwesten, oder gab ihnen ansehnliche Aufträge, ohne daß diese vielfachen Einwirkungen den nationalen Charakter unserer Renaissance irgend geschädigt hätten. Denn wenn wir auch, namentlich im Anfang, einzelne Gebilde fremder Kunst auf unserm Boden entstehen sehen, wie die Residenz in Landshut oder das Belvedere in Prag: schließlich ist doch der nationale Geist so mächtig, daß im freudigen Wettstreit aller Kräfte, aller Lebenskreise, aller Stämme eine völlig eigenartige Kunst aus all' dem gewaltigen Ringen sich entfaltet. Und was noch mehr ist: diese Kunst bleibt nicht auf einzelne bevorzugte Punkte beschränkt, vielmehr verbreitet sie

sich mit merkwürdiger Expansionskraft über alle Gebiete gleichmäßig, dringt vom Fuß der Alpen bis zu den entlegensten Gestaden der Nordsee, von den westlichsten Grenzländern bis zu den Küsten des baltischen Meeres und bringt Tausende von Werken hervor, die, wenn man z. B. nur die Epitaphien zählen wollte, eine ganze große Kunstwelt für sich darstellen.

Wie ganz anders in Frankreich! Dort ist es nur die Sonne der Hofgunst, in welcher die Renaissance mit ihrer ganzen Ueppigkeit, geistreichen Feinheit und Grazie sich entwickelt. Mit Recht grenzen daher die Franzosen die einzelnen Epochen in der Geschichte dieser Kunst nach den Regierungszeiten ihrer Könige ab. Vornehmlich ist es, wie allbekannt, die Zeit Franz I., welche ihre schönste Entfaltung sieht, und die zahlreichen königlichen Schlösser sind es, in denen sie zur Herrschaft kommt. Daher hat man den Sitz dieser Kunst in den mittleren Gegenden des Landes aufzusuchen, und die Ufer der Loire und ihrer Nebenflüsse sind noch jetzt mit den köstlichsten Perlen der französischen Frührenaissance geschmückt. Außerdem ist dann der Wettstreit der Großen des Hofes, des hohen Adels und der Kirchenfürsten, ein treibendes Element in der Entwicklung dieser Kunst geworden. Ihre eigentliche Schöpferkraft entfaltet sie demnach in den zahlreichen und mannichfachen Schloßbauten, bei welchen man mit Interesse wahrnimmt, wie die socialen Zustände des Landes sich in einer Architektur spiegeln, deren Grundlage noch die Elemente des mittelalterlichen Feudalschlusses bilden, mit welchen sich zuerst die Formen des neuen Stils äußerlich verbinden, um allmählich tiefer einzudringen und in den daraus sich gestaltenden Bauten den Ausdruck eines neuen Lebenszustandes, einer auf Pracht, Genuß und künstlerisches Behagen ausgehenden Existenz zu erreichen.

Neben den Schlössern sind es dann vereinzelt, meist kleinere kirchliche Werke, Capellen oder auch Kirchenfacaden, Portale und dergleichen, an denen die neue Kunst besondere Prunkstücke hinstellt, die freilich durch Reiz und Fülle der Formen die meisten früheren Werke, namentlich die Arbeiten der spätesten Gothik, zu überbieten suchen. Doch fühlt sich diese gerade im letzten Stadium der Entwicklung nicht selten aufgelegt, den ihr von der Renaissance hingeworfenen Fehhandschuh aufzunehmen, und wenn man Monumente wie die Kirche von Brou mit ihren herrlichen, im Wesentlichen noch der Gothik angehörenden Grabdenkmälern ins Auge faßt, so muß man gestehen, daß ihre überströmende Kraft und Ueppigkeit keine Spur von einer „absterbenden“, dem Untergange geweihten Kunst erkennen läßt.

zieht man nun aber die Summe dieser Werke, so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sie wohl für einzelne Gegenden, zu denen auch die Normandie und die nordöstlichen flandrischen Provinzen gehören, eine gewisse Intensität der Kunstblüthe darstellen, daß aber neben diesen doch immer sporadischen Blüthen einer aristokratischen Kunstpflege die große Masse des Volkes, die breiten und tiefen Schichten des Bürgerthums, die in Deutschland einen so ausdrucksvollen Antheil an der Bewegung nahmen, nirgendso

in dieser Kunst zu einem einigermaßen entsprechenden Ausdruck kommen. Es ist als hörten wir nur ein Concert von einzelnen, allerdings vorzüglichen, hoch hervorragenden Kammermusikern, zum Ergötzen für eine exclusive, im Kunstpharitisismus schwelgende Gesellschaft veranstaltet: aber die großen, mächtigen Massen des Volksgefanges, die gewaltigen, auf dem Strom eines großen Orchesters dahinbrausenden Chöre, in denen sich die tiefe Erregung der gesamten Volksseele zum Ausdruck drängt — alles das, was in der deutschen Renaissance tausendstimmig emporsteigt, das fehlt in der französischen Renaissance. In Frankreich hatte der Volksgeist in der Kunst des gothischen Stils sich mit ganzer Macht und Innerlichkeit ausgesprochen: die Renaissance ließ er im Wesentlichen theilnahmslos über sich ergehen.

III.

Solche Wahrnehmungen fanden, wie gesagt, auf meiner Reise durch den Süden nicht bloß Bestätigung, sondern sogar Verschärfung. Um so auffällender muß diese Thatsache erscheinen, wenn man sie mit der reichen Kunstblüthe vergleicht, welche in jenen Gegenden schon in antiker Zeit, dann aber durch das ganze Mittelalter von der altchristlichen Epoche bis in die spätgothische geherrscht hat. Schon die weltbekannten antiken Denkmäler von Arles, Nîmes, Orange, S. Rémy bis nach Besançon hin stellen uns eine erstaunliche Intensität und Triebkraft der classischen Kunst in jenen Ländern vor Augen. Imposantere Monumente als das Theater von Orange, die Arenen von Nîmes und Arles, kühnere als der Pont du Gard, reichere und elegantere als das Theater von Arles, die Maison quarrée von Nîmes, die Triumphbogen von Orange und S. Rémy weist selbst Italien nicht auf. Und welche Fülle plastischer Werke überrascht uns in den Museen zu Marseille und Arles und an so manchen anderen Punkten! Mit welchem Eifer und Erfolg tritt dann in altchristlicher Zeit die Sculptur in die Fußstapfen der antiken! Welche Reihe prachtvoller Sarkophage aus den ersten christlichen Jahrhunderten, an Reichthum und Mannigfaltigkeit des bildnerischen Schmuckes selbst mit denen des lateranischen Museums wetteifernd, begegnen uns hier auf Schritt und Tritt. Und endlich kann man nirgends das Herauswachsen der mittelalterlich-romanischen Kunst aus der antiken durch Vermittlung der altchristlichen so deutlich verfolgen wie gerade in jenen Gegenden, da bekanntlich in Rom diese Stufe der Entwicklung vollständig fehlt. Die bilderreichen Façaden von St. Trophime in Arles und von S. Gilles zeigen directe Studien nach jenen Sarkophagreliefs, die wir jetzt noch dort im Museum antreffen; die cannelirten Pilaster an der Vorhalle des Domes zu Avignon, in den Kreuzgängen von S. Trophime und von Montmajour (um nur einige wenige herauszuheben) sind getreue Nachahmungen classischer Vorbilder; aber am schlagendsten vielleicht bezeugt die Façade der wenig beachteten Kathedrale von Nîmes den tiefen Eindruck, welchen das elegante Giebelfeld der Maison quarrée auf einen Künstler des

zwölften Jahrhunderts gemacht hat. Denn an diesem Bau, über den ich nirgends eine Notiz gefunden, sieht man einen dem antiken Monumente nachgebildeten Tempelgiebel, der bei aller Nachahmung doch die originellsten Abweichungen aufweist. Ein mächtiges Consolengefims begleitet die Giebelinie, dessen Consolen den antiken Akanthus zeigen, dazwischen prächtige Rosetten, dies alles der Antike getreulich und mit nicht geringer Meißelgewandtheit nachsculptirt. Aehnliche Rosetten wiederholen sich unter dem Gefims, dessen ganze Fläche mit einem von Blumen durchwirkten Bandornament — dieses schon ganz eigenartig — geschmückt ist. Das Horizontalgefims zeigt davon wieder ganz andere Behandlung: lauter prächtige Löwenköpfe, den antiken Traufrinnen nachgeahmt, wechseln mit einzelnen schön gezeichneten Akanthusblättern, frei im Charakter einer antiken Sima. Darunter zieht sich ein Fries von alttestamentlichen Szenen hin, mit der Schöpfungsgeschichte beginnend, in der Behandlung durchaus den altchristlichen Sarkophagreliefs entsprechend. Nirgends sieht man so vollständig wie an diesem merkwürdigen Denkmale das Herauswachsen der romanisch-mittelalterlichen Kunst aus der Antike.

Nicht minder glänzend hat dann das spätere Mittelalter sich hier in Kunstschöpfungen bethätigt; nicht bloß daß die Gothik auf der Höhe ihres Siegeszuges selbst den widerstrebenden Sünden bezwungen und so glanzvolle Monumente ersten Ranges wie die Kathedralen von Narbonne und Clermont-Ferrand, so originelle wie den Chor der Kathedrale von Carcassonne, so durchaus eigenartige wie die Kathedrale von Albi hervorgebracht hat, sondern daß namentlich der Burgen- und Befestigungsbau in einer Reihe gewaltigster Denkmale, wie der Papstburg zu Avignon, dem Schloß König René's zu Tarascon, den riesigen, noch unverfehrt dastehenden Mauern von Avignon, Carcassonne, les Baux und Aigues Mortes, für das Studium der mittelalterlichen Kriegsarchitektur unvergleichliche Beispiele bieten.

Gegenüber diesem unererschöpflichen Reichthum ist es dann fast verblüffend, wie nun die Epoche der Renaissance sich auf diesem weiten Gebiete darstellt. Besonders macht diese Ede einen niederschlagenden Eindruck, wenn man etwa aus Italien kommt, wo von jeher der Kunstgeist so tief dem ganzen Volke eingeboren war, daß bis in die verstecktesten und entlegensten Winkel hinein Alles von künstlerischen Schöpfungen angefüllt ist. Man vergleiche doch die drei mächtigen Seehandelsplätze des Südens, Venedig, Genua und Marseille! Während in Venedig von Anbeginn seines Entstehens bis zu seinem politischen Untergange eine selbständige Kunst unablässig mit zauberhafter Schöpferkraft ihre Wunderblüthen hervorgetrieben hat, während in Genua wenigstens in der Epoche der Renaissance eine herrliche Architektur der Stadt ihr vornehmeres Gepräge aufzudrücken mußte, irrt der Fuß des Forschers vergeblich durch das Gewirr der Straßen und Gassen des alten Marseille, um irgend eine Spur selbständiger Kunstübung aus jener Epoche zu erfassen. Nichts, kein kirchliches, kein profanes Denkmal, nicht einmal ein bescheidenes Hausportal

der Renaissance, wie ich deren doch sogar in dem armjeligen Monaco nicht weniger als drei, wenn auch keineswegs bedeutende, gefunden habe! Gewiß, dem heutigen Marseille fehlt es nicht an großartigen Anlagen und stattlichen Bauten; sein Hafen allein ist ein Wunder gewaltigsten Unternehmungsgeistes; unter seinen monumentalen Bauten darf die Notre dame de la garde mit ihrer kühnen Silhouette, noch mehr aber das imposante Palais de Longchamps mit seinen prächtigen Cascaden und seinen schönen Sälen für die künstlerischen und naturhistorischen Sammlungen mit Ruhm genannt werden; aber das kann uns doch nicht den völligen Mangel an Monumenten der Renaissance (und mit Ausnahme der unbedeutenden Kirche St. Victor auch des Mittelalters!) vergessen machen. Wie soll man sich diese Armuth der von jeher reichen und mächtigen Stadt erklären? War es der Umstand, daß sie seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Frankreich einverleibt wurde und keine Selbständigkeit des Culturlebens zu entwickeln vermochte? oder war es die ausschließliche Herrschaft des kaufmännischen Geistes? — aber dieser hatte doch die italienischen Schwesterstädte niemals abgehalten, sich zu einer hohen Kunstpflege zu erheben!

Wie dem nun auch sei: Thatfache ist, daß dieselbe befremdende Wahrnehmung im ganzen Süden Frankreichs sich in allen größeren und kleineren Städten wiederholt. Wenn man beim Durchstreifen jedes unbedeutenden italienischen Nestes durch Zeugnisse eines selbständigen Kunstlebens erfreut und erfrischt wird, so hat es für den Wanderer etwas Niederdrückendes, durch anderthalb Duzend französische Städte kreuz und quer umher zu irren, das entsetzliche Kieselplaster namentlich der kleineren südfranzösischen Städte zu erdulden, und für all diese Strapazen so wenig belohnt zu werden. Die bürgerliche Architektur dieser Städte, so weit sie nicht etwa prunkvollen modernen Erneuerungen angehört, ist von einer Monotonie, Nüchternheit und Charakterlosigkeit, die sich an Straßen, Gäßchen und öffentlichen Plätzen überall gleich bleibt. Wie würde man erquickt aufathmen, wenn wenigstens dann und wann ein stattliches Haus des Barocco oder ein zierliches der Rococozeit sich dem enttäuschten Auge darböte. Aber auch davon ist kaum irgendwo die Rede. Die einzige Ausnahme macht Toulouse. Hier hat die Renaissance Spuren einer selbständigen Blüthe hinterlassen. Es ist daher nicht mehr als billig, wenn ich mit dieser hochbedeutenden Hauptstadt des Languedoc beginne.

Toulouse gehört schon durch die Schönheit seiner Lage zu den anziehendsten Städten Frankreichs. Der Kern der Stadt schmiegte sich in einem großen Halbkreis an den breiten Strom der Garonne, die in prächtiger Biegung von Süden nach Nordwest strömend, in raschem Lauf ihr klares Alpengewässer dahinwälzt. Steht man auf einer der beiden Brücken, welche die Stadt mit der Vorstadt St. Cyprien verbinden, so schließen die schneebedeckten Spitzen der Pyrenäen das reiche landschaftliche Bild aufs Prächtigte ab. Ein Kranz breiter Alleen, Boulevards und öffentlicher Plätze, wie

überall, selbst in den kleinsten Städten Südfrankreichs, mit herrlichen Platanen bepflanzt, trennt die mittelalterliche Stadt von den Vorstädten. Anziehender für uns wird aber Toulouse durch eine ansehnliche Zahl mittelalterlicher Monumente, die mit ihren rothen Ziegelmassen überall die Silhouette beherrschen. Es ist der Backstein, der hier weithin in dem fruchtbaren Flachlande, das sich am Fuß der Pyrenäen ausbreitet, den Charakter des mittelalterlichen Kirchenbaues bestimmt. Bezeichnend sind namentlich die mächtigen Glockenthürme, wie sie bei den Kirchen von St. Sernin, der Dalbade, der Jacobiner und dem ehemaligen Augustiner-Kloster in überaus origineller Weise sich gestalten. Denn die Architekten haben hier schon früh in resoluter Weise bei den Schallöffnungen auf jede Bogenform verzichtet und die Oeffnungen durch gleichschenklige Dreiecke abgeschlossen, wodurch sie der Nothwendigkeit entgingen, sich auf die Herstellung von Formsteinen einzulassen. Man kann nicht rationeller, sparsamer und zweckmäßiger die Formen des Haussteins in Backstein übersetzen. Dabei ist es namentlich bei dem riesigen Centralthurm von St. Sernin interessant zu beobachten, wie in den unteren Geschossen der romanische Rundbogen noch herrscht und erst in den oberen diese spätere Vereinfachung der Construction zur Geltung kommt. Alle diese Thürme haben etwas Festungsartiges und sind offenbar als Warten und zur Vertheidigung errichtet. Dies Festungsartige tritt noch entschiedener bei der Composition mehrerer Facaden, so bei der Jacobinerkirche und der Dalbade, aber auch bei der Kirche S. Nicolas in der Vorstadt St. Cyprien markant hervor. Auch in Albi werden wir dieselbe Tendenz sowohl an der Kathedrale wie an S. Salvi kennen lernen. In diesem merkwürdigen Zwitterwesen, das die kirchlichen Denkmäler zugleich als militärische erscheinen läßt, ist ein Nachhall der furchtbaren Katastrophen der Albigenserkriege zu spüren. Fast alle nach jenen Zeiten dort errichteten Kirchen tragen dasselbe Gepräge kriegerischen Trostes. Aber auch sonst bieten die Kirchen der Stadt manches Merkwürdige. Vor Allem tritt schon in dem Schiff der Kathedrale, welches der spätromanischen Zeit angehört, die dem Süden eigenthümliche Tendenz nach mächtigen einschiffigen Räumen hervor. Es ist ein Raum von etwa sechzig Fuß Breite, mit niedrigen Kreuzgewölben in Form schwerer Spitzbogen des Uebergangsstils auf breiten Gurten überdeckt. Der Raum wirkt dadurch noch auffallender, daß man an ihn später, etwa seit dem 14. Jahrhundert, einen riesigen gothischen Chor mit Umgang und einem Kranz von 17 Capellen anfügte, der aber nordwärts soweit aus der Ase des alten Baues herausgerückt ist, daß das Gewölbe des ungeheuer hohen Mittelschiffs durch die nördliche Langhauswand halbirt wird. Als man in hochfliegender Eifer diesen gigantischen Chorbau begann, hatte man keine Ahnung, daß das Unternehmen später durch die Kriegsunruhen zum Stillstand kommen und dadurch für die späteren Zeiten ein Zustand von fast unerträglicher Mißgestalt herbei geführt werden würde. Um dieser grotesken Unregelmäßigkeit die Krone aufzusetzen, wurde

schließlich die Fassade mit einem schief angelegten Portal ausgestattet und erhielt in dem einzigen ausgebauten Thurm ein kolossales Fragezeichen, welches mitten zwischen dem alten Schiffbau und dem gothischen Chor seine fast brutalen Massen rücksichtslos gen Himmel streckt.

Der hier im Langhaus der Kathedrale vielleicht zuerst in bedeutenderen Verhältnissen aufgetretene einschiffige Bau wurde sodann später in diesen Gegenden öfter mit Vorliebe angewandt. So zunächst in der Kirche du Taur, einem gothischen Gewölbebau, ähnlich der Kathedrale noch ohne begleitende Capellen angelegt; nur am Querschiff (so darf man die beiden dem Chor angrenzenden breiten Gewölboche bezeichnen) sind niedrige Capellen angebracht; der Chor selbst aber besteht wunderlicher Weise aus zwei polygonen Zwillingssapfiden, die durch einen Zwischenbau verbunden sind; eine höchst originelle Anordnung. So ferner in der eleganten gothischen Kirche der Franziskaner (Cordeliers) mit durchgebildetem Capellensysteme. So endlich in der prächtigen Kirche der Dalbade, einem höchst gewaltig wirkenden Raum von etwa 60 Fuß Spannweite, in der Anlage noch frühgothisch, aber im 15. Jahrhundert mit eleganten Sternengewölben ausgestattet, die sich auch über den fünfseitigen Chor fortziehen. Zwischen die Strebepfeiler sind Capellen eingebaut, über welchen an der Südseite sich ein Emporengehöf hinzieht. Es ist dieselbe Anordnung, welche in der Kathedrale von Albi ihre höchste Ausbildung erreichen sollte. Die Fassade der Dalbade erhielt zur Zeit Franz I. eines der prächtigsten Portale in den üppigen Formen der Frührenaissance, von welchem ich in meinem Buche bereits berichtet habe. Das ungeheure Bogensfeld, ehemals leer und durch zwei kleine ovale Fenster häßlich durchbrochen, hat in jüngster Zeit durch einen einheimischen Künstler ein großes farbiges Terracottarelief der Krönung der Madonna erhalten, welches in trefflicher Weise den Stil der Robbia nachahmt.

Weiläufig mag erwähnt werden, daß diese Kirche der Ausgangspunkt des entsetzlichen Albigenerkrieges war, denn hier sah zur Vesperzeit das fanatisirte Volk an den Wänden weiße Kreuze, deren größtes zum Portal hinausschwebte, um den blutigen Schlächter Simon von Montfort als den Führer des Kreuzheeres zu bezeichnen.

Da ich einmal von eigenthümlichen Grundrißbildungen spreche, so möge noch der Jacobinerkirche gedacht sein, als eines der bedeutendsten zweischiffigen Gebäude des Mittelalters. Es ist ein hoher, mächtig wirkender Raum, durch sieben schlank Rundpfeiler in zwei gleich hohe und gleich breite Schiffe getheilt, von je 30 Fuß Spannweite. Schlank gothische Kreuzgewölbe auf kräftig gebildeten Rippen bedecken den imposanten Raum; der polygonale Chorschluß aber entfaltet sich mit einem reichen Sternengewölbe, dessen Rippen von der letzten Mittelsäule aufsteigen, und in ihrem schlanken Aufschließen jenen prächtigen Eindruck hervorrufen, den die palmenartigen Gewölbe englischer Capitelhäuser, oder um näherliegende Beispiele zu erwähnen, die herrlichen Gewölbe der Remter in Marienburg und des Artushofes in

Danzig gewähren. Auch hier waren ehemals Capellen zwischen den Strebepfeilern eingebaut, die nur noch am Chor erhalten sind. Der achteckige Thurm dieser Kirche, ebenfalls in Backstein ausgeführt, gehört zu den schönsten der Stadt.

Gegenüber diesen vereinfachten Grundrissanlagen bietet sodann St. Sernin bekanntlich eines der großartigsten Beispiele mehrschiffiger romanischer Anlagen, denn neben dem Dom zu Pisa und der in der Revolution zerstörten Abteikirche von Cluny ist es der einzige fünfschiffige Bau, den die romanische Epoche hervorgebracht hat, noch bereichert durch ein dreischiffiges Querhaus mit vier Apsiden, wozu noch am Chor ein Umgang mit fünf weiteren Apsiden sich gesellt. Ein gewaltig aufstrebender Centralthurm schließt diese mächtige Anlage auf's Wirkungsvollste ab. Im Innern kommt bekanntlich das südfranzösische Tonnengewölbsystem zu seiner großartigsten Entfaltung. Auffallend aber ist besonders das außerordentlich kühne Höhenverhältniß des Innern, das in mancher Beziehung an den kaum minder gewaltigen Dom zu Mainz erinnert. An dieser Kirche hat nun die Frührenaissance, ähnlich wie an der Dalbade ein besonderes Prachtstück in dem eleganten Portal hingestellt, welches in einigem Abstände dem älteren Portal des südlichen Seitenschiffs vorgeseht. In marmorartigem Kalkstein ausgeführt, ist es eine der zierlichsten Compositionen aus der Zeit Franz I. Eine hohe Bogenpforte ruht auf fein gegliederten Rahmenpilastern und wird von einem System vorspringender Pfeiler mit vortretenden schlanken Säulchen eingefast, deren Schaft gegürtet und in den oberen Theilen mit den subtilsten Ornamenten gleichsam überhaucht ist. In den Bogenzwickeln sieht man Medaillons mit zerstörten Füllungen, in dem Fries und dem hohen Bogenfelde, welches unter einem einfachen Giebel das Ganze abschließt, breiten sich die zartesten Laubranken aus. Dieses schöne Portal wird gleich allen übrigen dortigen Arbeiten aus jener Epoche einem trefflichen einheimischen Künstler Nicolas Bachelier zugeschrieben. Natürlich wird auch das Portal der Dalbade auf ihn zurückgeführt.

Alle diese und noch manche andere mittelalterliche Kirchen verleihen der prächtigen Stadt ein stolzes, historisch monumentales Gepräge. Dazu kommen aber noch zahlreiche Profanbauten, welche sämmtlich den verschiedenen Epochen der Renaissance von ihrem ersten Beginn bis zu ihrer üppigsten, schon zum Barocken neigenden Ausbildung angehören. Was ich von diesen Werken nach früheren Publicationen in meinem Buche bereits besprochen habe, will ich hier nur flüchtig berühren; anderes aber ist als Ergebnis neuerer Studien ausführlicher hervorzuheben. Zu den frühesten dieser Bauten gehört das ehemalige Jesuitencollegium in der Rue des Balances. Die Fassade, gleich den meisten älteren Bauten dort, in Backstein ausgeführt, trägt im Wesentlichen noch mittelalterliches Gepräge. Das gilt namentlich von den Fenstern mit ihren Kreuzstäben und deren spätgothischen Profilierungen und Durchschneidungen. Das gilt auch vom Portal, dessen flacher Rund-

bogen sammt der höchst wunderlichen Bekrönung von Fialen und häßlich geschweifter Bogeneinfassung den Bankrott des gothischen Stils zu verkünden scheint. Die Renaissance wagt sich denn auch in den beiden wappenhaltenden Putten und in den Medaillons mit hübschen männlichen und weiblichen Büsten bereits hervor. Der kleine innere Hof ist von reizender Anlage, aber nur an der Eingangsseite und dem rechten Flügel alt, dies freilich allerliebste in einem noch unsicher tastenden Stile behandelt. Das Portal in der Mitte hat hübsche Rosetten in der cassettirten Wölbung. Darüber erhebt sich auf sehr flach gespannten Bögen eine dreifache obere Arcade mit zierlich durchbrochener Balustrergalerie. An dem rechten Flügel spannt sich ein einziger, später ausgemauerter Flachbogen über die ganze Länge der Wand, in den Ecken von den graziösesten Candelabersäulchen eingefasst. Im oberen Geschoß entwickelt sich die Architektur in ausgeprägteren Formen, mit gegürteten korinthischen Säulen, deren oberer Theil cannelirt ist. Die Fenster mit ihren Kreuzstäben sind noch mittelalterlich, im Uebrigen Alles sehr originell und pikant und durchweg in Haustein ausgeführt. Man sieht auch hier, wie an den meisten anderen Orten, daß die Renaissance den Backsteinbau zu verdrängen sucht, weil er für ihr Bedürfniß nach feineren reicheren Formen ungenügend erscheinen mußte. Vergessen darf man übrigens dabei nicht, daß hier im Mittelalter niemals, wie etwa in Norddeutschland und Oberitalien, der Versuch gemacht worden war, einen künstlerischen Terracottastil zu begründen. Man hat hier vielmehr den Backstein immer nur für die Massen und die großen Flächen verwendet, alle Detailformen dagegen an Fenstern, Portalen, Gesimsen u. dgl. dem Haustein überlassen.

Dies Verhältniß tritt nun auch während der Entwicklung der Renaissance bald wieder in sein altes Recht. So sieht man es schon an dem originellen Hôtel Meynier, welches auch als Maison Lasbordes bezeichnet wird, malerisch an der Rue du vieux raisin gelegen. Man erkennt sofort zwei Epochen der Ausführung, und zwar einen älteren Theil aus der Zeit Franz I., etwa um 1515 entstanden, dem dann um 1550 eine Erweiterung in üppigen, zum Theil schon barocken Formen hinzugefügt wurde. Der ersten Epoche gehört der Hauptbau an, mit dem in der linken Ecke des Hofes noch nach mittelalterlicher Weise angeordneten Treppenthurm, der den Haupteingang enthält. Dazu kommt rechts ein kleinerer nur wenig vortretender. Höchst merkwürdig ist, daß die Eckfenster sammt ihrer Umrahmung um die Ecke herum gebrochen sind, was mehr von der ledigen Raibetät als vom Stilgefühl des Meisters zeugt. Sämmtliche Fenster dieser älteren Theile sind mit feinen korinthischen Pilastern eingefasst, die gleich den Friesen der Bekrönung mit den zierlichsten Ornamenten bedeckt sind. Auch die zahlreichen Medaillonbüsten über den Fenstern des Treppenhauses, sowie die reizenden Putten über dem Portal gehören derselben anmuthigen Frührenaissance.

An diesen Kern baute man etwa dreißig Jahre später eine Verlängerung der beiden Flügel mit größeren, berber behandelten Fenstern, bei

welchen Atlanten und Karyatiden, namentlich auch Hermen mit spiralförmig gewundenen schlangenartigen Beinen an die wunderlichen Ausschweifungen des beginnenden Barocco erinnern. Aber wie dieser Stil auch mit seinem effectvolleren Orchester den früheren zu überbieten sucht: gegen die feine Anmuth desselben vermag er doch nicht aufzukommen. Dieselbe Formgebung herrscht auch an der Straßenfacade. Der innere Hof wird durch einen gleichzeitigen niedrigen Verbindungsbau mit Arcaden auf elegant behandelten Pfeilern und Halbsäulen von der Straße getrennt. Die Vorhalle hat ein hübsch gegliedertes steinernes Tonnengewölbe.

Die classische Schöpfung der dortigen Renaissance ist aber das Hôtel d'Assézat. Hier ist unverkennbar die Einwirkung von Lescoths edlem Louvrehof zu spüren; die spielende Heiterkeit der Frührenaissance weicht einem größeren Ernst der Formgebung und der Verhältnisse; ja, was letztere betrifft, so gehört der Hof des Hôtel d'Assézat mit seinen drei Ordnungen schlanker gekuppelter Säulen — unten toskanisch, in den beiden oberen Geschossen korinthisch — zu den edelsten Bauten seiner Art. Auch die Verbindung der Fensterarchitektur mit dem Hauptsystem der Gliederung ist geradezu mustergiltig zu nennen. Auch hier bestehen alle Flächen aus einem sorgfältig behandelten Ziegelmauerwerk, während die structiven Theile aus Haustein gebildet sind. Zur malerischen Wirkung trägt in hohem Grade der stattliche Treppenthurm bei, in dessen schlankem achteckigem Aufbau das Ganze gipfelt. Als Erbauungszeit ist das Jahr 1555 angegeben.

Was sonst noch in Toulouse an Bauten der Renaissance vorkommt, bewegt sich in den Formen einer üppig zum Barocken ausartenden Spätzeit. So zunächst das Hôtel Catelan, das besonders durch ein prachtvolles Portal an der Straße die Aufmerksamkeit erregt. Gekuppelte korinthische Säulen mit cannelirten Schäften fassen es ein, von Karyatiden und phantastisch barocken Aufsätzen überragt. Der Eindruck ist im Ganzen schon sehr überladen. Das Innere bietet nicht viel, da zu einer stattlicheren Hofanlage entweder der Raum oder die Mittel fehlten. Man tritt zuerst in einen engen Durchgangshof, der eine bescheidene Pilasterarchitektur zeigt. Dem zweiten größeren Hofe fehlt jede höhere architektonische Ausbildung; hübsch ist nur ein kleiner, rund heraustretender Treppenthurm, auf elegantem Tragstein mit Consolen und Festons ruhend, von Putten gehalten. Das größte Prachtstück dieses Stiles ist aber die sogenannte „Maison de pierre“ in derselben Straße unweit der Dalbade-Kirche gelegen. Hier ist schon die Facade ein Werk von bedeutendem, ja man darf sagen fast unerhörtem Aufwand, prunkvoll und überladen, aber als Composition schwerfällig und fast unerfreulich. Hier tritt das prahlerische System der späteren Renaissance auf, durch eine einzige kolossale Säulen- oder Pilasterstellung — hier sind es riesige korinthische Pilaster mit cannelirten Schäften — der Facade eine gewisse Größe des Eindrucks zu verleihen. Während aber über den Capitälern durch das verkröpfte Gebälk und einen mächtigen

Consolentries Raum für ein oberes Geschoß gewonnen wird, vermißt man um so empfindlicher einen genügenden Unterbau, und wenn es auch kein Geringerer als Palladio gewesen ist, der das Beispiel für diese Anordnung gegeben hat, so bleibt sie darum nicht minder verwerflich. Eine Folge davon war dann die unorganische Anordnung des großen Doppelportals, das mit seinen vorgeetzten Säulen und weit herausspringendem verkröpften Gesims unschön die große Pilasterordnung durchschneidet. Uebrigens ist Alles an dieser pompösen Fassade gethan, was das Urtheil bestechen könnte, denn alle Flächen sind in verschwenderischer Ueppigkeit mit einer stark in's Kraut geschossenen Ornamentik überladen und selbst die großen Pilaster haben in der Höhe des Erdgeschosses eine Bekleidung von Blumen und Fruchtgestons, Tropäen, Emblemen und Masken erhalten, die im stärksten Fortissimo dieses Stils componirt ist. Selbst die steinernen Fensterrahmen, im Hauptgeschoß kreuzförmig angeordnet, sind in Ornamente aufgelöst. Besonders prachtvoll sind die Wappen über den beiden Portalen, welche paarweise von eleganten weiblichen Figuren gehalten werden: dies Alles gleich der ganzen Ornamentik mit großer Virtuosität ausgeführt. Daß aber der Architect dieser Fassade mehr ein blendender Decorateur als strenger Componist war, beweist auch die schwerfällige Art, wie er über dem weit vorspringenden Hauptgesims das Ganze durch eine Reihe gerader und gebogener Giebel abschließt. Endlich noch eine Bemerkung über die Form der Portale: anstatt mit einem Bogen schließen sie mit einer polygon gebrochenen Oeffnung, ein Beweis, wie sehr man damals auf Neues, Ungewöhnliches erpicht war.

Im Innern gestaltet sich der ungefähr quadratische Hof mit breiten Arcaden vorn und zur Linken ungemein stattlich; aber die Verhältnisse leiden unter einer gewissen Schwere und die Formen der ionischen Pilaster, sowie der reichen Ornamentik an barocker Ueberschwänglichkeit. Die Flächen sind auch hier in Backstein ausgeführt. In dem rückwärts liegenden Flügel öffnet sich in der Mitte ein prachtvolles Barockportal, von mächtigen Hermen eingefast, deren Beine bis auf die Füße in jenen wunderlichen Kasten stecken, welche in der damaligen französischen Architektur beliebt waren. Als Erbauungszeit des immerhin imposanten Palastes wird das Jahr 1612 angegeben.

In diese Zeit fällt nun auch der prachtvolle Hofbau des Capitol-Palastes. Hier wechselt nach einer in der Zeit Heinrich IV. beliebten Weise Ziegel und Haustein in der gesamten Architektur, die durch den Wechsel dieser bunten Schichten ein neues malerisches Element gewinnt. Bekanntlich war es die Regierung jenes wohlwollenden Fürsten, in welcher besonders seit dem Edict von Nantes nach den bangen Stürmen fanatischer Religionskriege das Land endlich wieder aufathmete. Aber der öffentliche Zustand war so tief zerrüttet, die Finanznoth so drückend, Handel und Verkehr so gelähmt, daß es strenger Nüchternheit und ausdauernder Energie

bedurfte, um so schwere Schäden zu heilen. Solche Zeiten sind, wie ich schon früher ausgeführt habe, nicht dazu angethan, jene freie Stimmung zu schaffen, aus welcher die edle Blüthe der Kunst hervorkeimt. Vergleicht man daher die Regierung Heinrich IV. mit den Zeiten Franz I. und selbst noch Heinrich II., so bekommt man den Eindruck ernster Mannesjahre voll Arbeit und Mühen, die auf fröhliche Jugendtage mit ihrer Lust an den bunten Spielen der Phantasie gefolgt sind. Der Verstand, die Besonnenheit haben jetzt die Herrschaft, und während Sully die Finanzen wieder herstellt, während der König mit allem Eifer den Bürgerstand zu heben, Handel und Gewerbe zu fördern bemüht ist, muß das Schöne hinter dem Nützlichen zurücktreten.

Hält man diesen Gesichtspunkt im Auge, so wird man Schöpfungen wie die in Rede stehenden nicht unterschätzen. Die Anlage des Capitol-Hofes hat in der That in den Verhältnissen und in der Gestaltung des Einzelnen etwas Imposantes. Die beiden Portale, namentlich das Hauptportal mit dem reichen Aufbau, der die Statue des Königs trägt, gehören zu den stattlichsten Compositionen der Zeit, wenn auch der ausgebauthe Fries, der zerschnittene Giebel und manche andere Formen schon stark barock sind. Jedenfalls haben wir es hier mit einem Künstler zu thun, der ein höheres Compositionstalent und einen bedeutenderen Sinn für Verhältnisse besaß, als der des oben besprochenen Baues. Damit ist nun aber so ziemlich erschöpft, was Toulouse an Werken der Renaissance bietet.

IV.

Was mir sonst auf meinen Streifzügen als Arbeiten der Renaissance dort vorgekommen ist, trägt durchaus das Gepräge vereinzelter zufälliger Impulse und nicht einer zusammenhängenden, mit Nothwendigkeit sich entwickelnden Kunstblüthe. Ein merkwürdiges Werk indeß, welches bis jetzt bei uns zu wenig Beachtung gefunden hat, bietet die Kathedrale von Albi. Die kleine stille Stadt, einst der Ausgangspunkt der unglücklichen Albigenser, wird von Toulouse durch eine Seitenbahn in kurzer Zeit erreicht. Von Weitem schon fesselt den Blick des Heranfahrenden die gigantische Backsteinmasse der aus der grünen fruchtbaren Ebene aufragenden Kathedrale. Der Bau wurde gegen Ende des 13. Jahrhunderts recht eigentlich als Siegeszeichen der herrschenden Kirche über die niedergeworfene Regerei errichtet, doch währte die Ausführung des riesig angelegten Werkes bis in den Ausgang des Mittelalters, denn die prachtvolle Freitreppe mit dem offenen Porticus, welcher an der Südseite den Hauptzugang bildet, sowie die herrlichen Steinschranten des Chores, gehören der üppigsten Gothik vom Anfang des 16. Jahrhunderts, die Ausmalung des ganzen Innenraumes aber, von der ich hier zu reden habe, ist erst während der Blüthe der Renaissance erfolgt. Steht man unten am Flusse, so baut sich ein ungemein reiches und pikantes landschaftliches Bild auf. Den Vordergrund des sanft

ansteigenden Terrains behauptet mit seinen ausgedehnten Gärten und seinen düster aufragenden mittelalterlichen Massen der bischöfliche Palaß, ein völlig erhaltenes Werk der gothischen Epoche. Weiter rechts, hoch darüber hinaus, erhebt sich mit ihren riesigen Strebepfeilern und ihrem mächtigen Westthurm, ernst und streng wie eine Festung, die der heiligen Cäcilie gewidmete Kathedrale.

Seit ich zum ersten Male einen Grundriß dieser gigantischen Kirche in Abbildung gesehen, will sagen seit mehr als drei Decennien, lebte in mir der Wunsch, aus eigener Anschauung die Wirkung einer solchen Anlage kennen zu lernen. Mit ungewöhnlicher Spannung daher schritt ich durch die schmalen Straßen der kleinen Stadt dem Monument entgegen. Auf einem freien Platze am Ende der Hauptstraße, hoch über dem stark abfallenden Ufer des Larn gelegen, ragten plötzlich, vom Glorionschein einer klaren Abendsonne übergossen, die rothen Backsteinmassen mir entgegen. Man kann die Einfachheit und Schmucklosigkeit nicht weiter treiben, als hier geschehen. Der Architekt hat den gothischen Stil mit seinen kühnen Wölbungen und seinen Strebewerken aufgenommen, aber er hat ihn in die Sprache des Südens und des schlichtesten Backsteinbaues übersetzt. In ungegliederter Rundung, man möchte sagen elefantenmäßig primitiv, ragen die kolossalen Strebepfeiler dicht gedrängt auf, kaum für die schmalen zweitheiligen Spitzbogenfenster, die zwischen ihnen die Flächen durchbrechen, Raum gewährend. Die Fialenkrönungen der Strebepfeiler hat man neuerdings zu ergänzen angefangen. Ganz in derselben Weise ist auch der riesige Westthurm angelegt und gegliedert. Ein fast brutaler Troß — als wenn sich darin die rohe Siegesfreude über die Niederwerfung der Heßer spiegelte — charakterisirt den ganzen Bau.

Um so wunderbarer wirkt nun der an der Südseite angebaute offene Porticus, zu welchem man auf einer Freitreppe von fünfzig Stufen emporsteigt. Dies ist ein Werk des üppigsten Flamboyantstils vom Ausgang des Mittelalters, in einem feinen marmorartigen Kalkstein mit der höchsten Virtuosität des Meißels ausgeführt. Mit Staunen betrachtet man diese durchbrochenen Bogen, die reichgeschmückten Pfeiler und Fialen, diese in Stein mit spielender Leichtigkeit verzauberten Blumen, den ganzen schmuckvollen Apparat einer Kunst, die den höchsten Wirkungen einer genial entfesselten Decoration nachjagt. Ich kenne Ebenbürtiges von dieser Art nur in dem Lettner von St. Madeleine zu Troyes und in der Kirche von Vrou mit ihren Grabmälern. Ausgeführt wurde dies herrliche Werk unter dem Bischof Louis von Amboise (1473—1502), einem Mitglied jener durch ihren Kunstsinne berühmten Familie, welche namentlich unter Georg von Amboise durch die Erbauung des Schlosses Gaillon und durch das noch erhaltene prachtvolle Grabdenkmal in der Kathedrale zu Rouen in der Kunstgeschichte unvergeßlich ist. Den größten Eindruck aber macht das Innere der Kirche. Man denke sich einen Raum von über 97 Meter Länge und einer Breite von

20 Meter, das Ganze als einschiffige Halle von den riesenhaftesten Dimensionen bis zu einer Höhe von 30 Meter emporgeführt, bedeckt mit spitzbogigen Kreuzgewölben, zwölf in der ganzen Länge des Baues, denen nur die nach innen gezogenen Strebepfeiler als Widerlager dienen. Zwischen diese Strebepfeiler hat der Architekt quadratische Capellen eingefügt, welche den ganzen Bau umziehen, am polygonen Chorschluß aber sich zu fünf polygonen Capellen gestalten. Ueber diesen Capellen ist ein zweites Stockwerk angelegt, das einen oberen Umgang um den ganzen Bau bildet, und dessen Kreuzgewölbe zur Höhe des mittleren Gewölbes emporgeführt sind. Diese Anordnung ist von außerordentlicher Wirkung, denn erst durch den Gegensatz all dieser schmalen Capellen gewinnt die ungeheure Weite des Mittelraumes ihre dominirende Bedeutung. Diese einschiffigen, mit Capellen besetzten Kirchen scheinen recht eigentlich dem Raumgefühl des Südens zu entsprechen, denn wir finden sie besonders in Italien, aber auch in Catalonien, wo die Kathedrale von Gerona wohl das gewaltigste Beispiel dieser Art ist, wahrscheinlich unter dem Einfluß von Albi und anderen südfranzösischen Bauten entstanden. Diese Anlage hat dann zu dem festungsartigen Charakter, den der Bau nach außen bietet, beigetragen, denn über den flachen Dächern der Capellen steigt die hohe durchbrochene Brustwehr auf, welche den ganzen Bau umzieht und am Thurme sogar vierfach sich wiederholt. Weiläufig gesagt, trägt auch eine ältere Kirche von Albi, die in der Nähe der Kathedrale gelegene Kirche St. Salvi, ebenfalls einen festungsartigen Charakter.

Zum Schönsten, was nun das Innere dieser gewaltigen Kathedrale bietet, gehört der unter demselben Louis von Amboise ausgeführte Chorbau. Man mußte nämlich bei der einschiffigen Anlage des Ganzen dem Gottesdienst des Clerus dadurch einen geschlossenen Raum schaffen, daß man die östliche Hälfte des ganzen Raumes durch steinerne Schranken abtrennte, welche rings umher noch einen Umgang gestatten. Gegen das Schiff ist dieser Umgang sammt dem Chore durch ein prachtvolles, durchbrochen gearbeitetes Gitterwerk abgeschlossen. Diese ganze ausgedehnte Anlage, die ungefähr 50 Meter Länge bei 12 Meter Breite mißt, ist in demselben üppigen Flamboyant-Stil der spätgothischen Zeit wie der äußere Porticus, ausgeführt, überbietet diesen aber noch an Feinheit und virtuoser Pracht. Noch glanzvoller aber gestaltet sich das Innere durch die Gemälde, welche alle Wandflächen und Gewölbe dieses ungeheueren Raumes im Schiff wie in den Capellen und den oberen Umgängen bedecken. Der Ausdehnung nach ist es wohl ohne Zweifel die größte Frescomalerei der Welt. Der Charakter des Ganzen bewegt sich im Ornamentalen wie im Figürlichen durchaus im Stil der italienischen Renaissance und es kann kein Zweifel sein, daß man italienische Künstler für die Ausführung berufen hat. Bischof Louis von Amboise (1502—1510), der Neffe seines gleichnamigen Vorgängers, hat dies Werk gestiftet, welches durch seine Nachfolger Charles und Jaques de Robertet zwischen 1510—1520 vollendet wurde. Das Todesjahr Rafaels dürfte ungefähr das Vollendungsjahr dieser

Fresken sein. Wohl sieht man sofort, daß es nur Künstler zweiten und dritten Ranges waren, welche diesem Werk ihre Kräfte widmeten; aber der decorative Effect ist von außerordentlicher Pracht und Schönheit. Besonders setzt die strahlende Frische der Farben, vorzüglich an den großen Gewölben des Schiffes, den Beschauer in Erstaunen. Die Farben sind von so leuchtender Pracht, daß man zuerst an neuere Restaurationen glauben möchte, bis man sich überzeugt, daß davon nicht die Rede sein kann, daß Alles so strahlend und frisch ist, als hätten die Künstler gestern ihre Arbeit vollendet.

Bei genauerer Prüfung erkennt man auch hier bald das erstaunliche decorative Geschick, welches selbst der letzte damalige Italiener als gemeinsames Erbtheil besaß. Nicht wenig trägt zu der harmonischen Wirkung die reiche Abstufung und Abwechslung bei, welche in der gesammten Anordnung meisterlich durchgeführt ist. Sämmtliche Gewölbe in den Capellen, den Emporen und dem Mittelraum sind auf blauem Grund meistens mit Ranken von köstlichem Reichthum und Geschmack der Erfindung geziert, während die Rippen eine Ornamentik von goldigem Sammtton zeigen. So wirkt das Ganze wie ein Netzwerk von himmelblauen Bildfesseln, die durch Goldrahmen prachtvoll zusammengehalten werden. Zu diesem ornamentalen Grundaccord, der wie ein harmonisches Orchester das Ganze umspielt, gesellt sich als Text gleichsam eine Reihe heiliger Gestalten in besonders gemalten Nischen, im Mittelschiff Patriarchen und Propheten, deren Reigen mit der Gestalt Christi, das offene Evangelium in den Händen, endet; außerdem Heilige und Märtyrer, symbolische Figuren von Tugenden, und zwischen all' dem Reichthum lauscht aus den Anathusranken eine Schaar spielender Putten, untermischt mit der ganzen heiteren Fabelwelt der Renaissance. Es ist ein Zauber in diesem Farben- und Formenrausch, ein unererschöpflicher Reichthum der Erfindung, eine spielende Leichtigkeit der Ausführung und dabei ein Glanz und eine Leuchtkraft der Farbe, daß man geradezu wie geblendet ist. Betrachtet man die Figuren im Einzelnen, so sieht man bald, daß man es durchweg mit handfertigen Künstlern zweiten Ranges zu thun hat, denen eine tiefere Beseelung der Gestalten nicht am Herzen lag. Das obere Gewölbe, welches natürlicherweise zuerst ausgeführt wurde, verräth die tüchtigeren Kräfte und die sorgfältigere Behandlung. In den übrigen Theilen zeugt Manches von geringerer Hand, aber auch hier ist die decorative Wirkung so vortrefflich, daß man den Plan zum Ganzen einer tüchtigen leitenden Kraft zuschreiben muß. Dabei bleibt es immer erstaunlich, wie diese beispiellos ausgebehnte Arbeit bei aller Mannigfaltigkeit eine so wohl-durchdachte Harmonie erkennen läßt.

Während sämmtliche Gewölbe in der oben geschilderten Weise behandelt sind, ist für die Wände der oberen und unteren Capellen eine bloße Decoration farbiger Muster aufgespart, auch diese wieder von größter Mannigfaltigkeit: Zickzack und andere lineare Ornamente, quadratische Felder mit allen erdenklichen Verzierungen, darüber folgt dann ein Anathusfries mit Putten und

anderem Figürlichen, endlich eine gemalte Balustrade als Abschluß. Uebrigens fehlt es auch hier nicht an einzelnen figürlichen Compositionen, wie denn in der heiligen Kreuzcapelle die Darstellungen aus dem Leben Constantins und der heiligen Helena durch große Lebendigkeit sich auszeichnen. Besonders anziehend sind diese Werke durch die den Künstlern des 15. Jahrhunderts eigene Naivetät, welche die alten Geschichten in das Costüm der eigenen Zeit zu kleiden liebte, wodurch denn auch diese Bilder ein culturgeschichtliches Interesse wecken. Und zwar erinnern ihre Formen an diejenigen, welche man auf den Gemälden des Gentile da Fabriano antrifft. Eine ganz besondere Stellung nimmt die große Schilderung des jüngsten Gerichts ein, welche die westliche Schlußwand des Mittelschiffs bedeckt, offenbar noch ein Werk des 15. Jahrhunderts.

Ueber die künstlerischen Urheber dieser großartigen Decoration scheint urkundlich nichts festzustehen. Dem Stile nach erinnern die Werke bald an Florentiner aus der Schule Ghirlandajos, bald an Oberitaliener, dann wieder an die Bolognesen der Schule Francias. Einige Auskunft gewähren die Bilder selbst in ihren Weischriften. Man liest mehrfach an den Gewölben der oberen Umgänge die Jahreszahlen 1511 und 1512. Außerdem eine Anzahl von Künstlernamen, welche die aus dem Stil der Gemälde geschöpften Vermuthungen bestätigen. So unter Anderem: Ambrosio Lorenzio de Modena, Be . . . de Bologna, Violano Julio italiano, Dio . . . Antonio de Lodi, Ursilio, Carpo, Purchio, Paulo Julio. — Auch ein Künstler von Carpi nennt sich mit einer ausführlichen Inschrift in der ersten südlichen Chorcappelle: „Ioia Franciscus Donela, pictor italus, de Carpa, fecit anno 1513.“ An einer anderen Stelle, rechts neben dem Hauptportal, liest man den Namen einer Frau; sei es, daß hier ein Künstler eine ihm werthe Persönlichkeit verewigen wollte, sei es, daß wir darin eine Malerin zu erkennen haben: „Lucrezia Cantora Bolognese“.

Noch eine Bemerkung sei hier am Platze. Zu der ursprünglichen Ausstattung gehörten in sämmtlichen Fenstern Glasgemälde, von denen indeß nur wenige erhalten sind. Diese wenigen aber beweisen den richtigen künstlerischen Instinct, der in allen diesen Werken damals maßgebend war. Sie sind nämlich in ganz lichten hellen Tönen gehalten, um der farbigen Pracht der Fresken keinen Eintrag zu thun. Um so thörichter ist man bei der modernen Restauration verfahren, indem man Glasgemälde von sehr tiefen und satten Farben hat einsetzen lassen. Man hätte nichts ersinnen können, was die Wirkung der Gemälde mehr zu beeinträchtigen geeignet wäre. Ueberhaupt schließen Glasmalerei und Wandmalerei einander eigentlich aus, und es ist nichts Zufälliges, daß der Norden mit seiner Gothik und seiner prachtvollen Glasmalerei das Fresco unterdrückte, während Italien den Glasgemälden nur untergeordneten Werth beimaß und dafür eine große Frescokunst ausbildete, die ihre Höhenpunkte in den Schöpfungen Michelangelo und Rafaels erreichte.

Und noch zu einer andern allgemeinen kunsthistorischen Betrachtung giebt die Kathedrale von Albi Anlaß: zu der Wahrnehmung, wie die Renaissance außerhalb Italien — und das gilt sowohl von Frankreich wie von Deutschland — oft mit der einheimisch gothischen Kunst friedlich Hand in Hand geht. Während die großen Constructionen noch mittelalterlich sind, während die Steinarbeit, wie hier am Chor und dem äußeren Porticus, noch in den Händen einer einheimischen Schule ist, die den ganzen Glanz des Flamboyantstils anbietet, um mit der neuen vom Süden her eingebrungenen Kunst zu wetzeln, hält diese letztere in den Werken der Malerei ungehindert ihren Einzug. Ein ähnliches Beispiel liegt uns auch in Deutschland vor, wo die Stadtkirche zu Pirna von gothisch geschulten Meistern als spätmittelalterliche Hallenkirche errichtet wurde, während die malerische Ausschmückung der Gewölbe aus derselben Zeit die üppigen Formen der Renaissance verräth.

Das kleine Albi, von dessen Kathedrale ich mich nur schwer zu trennen vermochte, sollte mir noch eine ganz unerwartete Ausbeute für meine Studien gewähren. In der Rue Timbal fand ich ein bescheidenes Backsteinhaus mit charaktervoller Rustica an den Einfassungen der Fenster und Thüren, offenbar etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts angehörend: die Kreuzstäbe der Fenster mit dicken Atlanten, Engellköpfen und anderem Figürlichen decorirt, wie es dieser Stil unter der Regierung Heinrich II. liebt. Ueberaus malerisch wirkt der kleine Hof, der freilich jetzt sehr vernachlässigt ist. Links eine halbvermauerte Arcade von zwei sehr flach gespannten Bögen auf einer toskanischen Mittelsäule, darüber im obern Geschoß eine noch gedrücktere Arcade, in der Ecke ein runder Treppenthurm mit einfacher Wendelstiege, am rechten Flügel zwischen den ziemlich dorb behandelten Fenstern in einer Nische die sehr lebendig gearbeiteten Büsten Franz I. und seiner Gemahlin. Das Ganze, trotz unbedeutender Verhältnisse, charaktervoll und originell. In derselben Straße sieht man noch ein kleines Fachwerthaus aus derselben Epoche, die Fenster in ein System von ionischen Pilastern gefaßt, an welchem jene unmittelbare Uebertragung des Steinstils in den Holzbau stattfindet, die wir überall in der Renaissance wahrnehmen, und die stets den Untergang der selbständigen Holzarchitektur bezeichnet.

V.

Wo wir sonst uns im Süden Frankreichs umschauen, wird unser künstlerisches Interesse meistens zwischen den Ueberresten des classischen Alterthums und den Werken der gothischen Epoche getheilt. Die letztere ist's, welche der alten bischöflichen Stadt Narbonne ihr Gepräge giebt. Die Lage der Stadt erhält einerseits durch die zackigen Linien der Cevennen, andererseits durch die schneeigen Gipfel der Pyrenäenketten einen großartigen Charakter; endlich erinnert ein Blick von dem hohen Thurm der Kathedrale an die unmittelbare Nähe des mittelländischen Meeres. Die Kathedrale selbst, fast gleich-

zeitig mit dem Kölner Dom entstanden, steht an Großartigkeit der Anlage, Schönheit der Verhältnisse, Reinheit des Stils hinter jenem kaum zurück. Nur sind die Formen etwas dünner und wohl auch später. Ein ganzer Kranz polygoner Capellen begleitet den Umgang, der sich um den zu kühnster Höhe gesteigerten Chor hinzieht. Wie wenig weiß man bei uns von solchen Monumenten ersten Ranges, die kaum minder erwähnenswerth sind, als ihr Kölner Rivale. Wer kennt z. B. die Kathedrale von Clermont-Ferrand, einen Bau, der auf etwas früherer Stufe den Typus einer reich ausgebildeten frühgothischen Bischofskirche in einer Großartigkeit, Consequenz und Schönheit vertritt, daß unser Kölner Dom schwer dagegen aufzukommen vermöchte!

Zwischen die nördlichen Chorpfeiler zu Narbonne ist ein kleines bischöfliches Grabmal der Frührenaissance eingebaut, das in seiner bescheidenen Zierlichkeit sehr anziehend sich darstellt. Als Wandgrab angelegt, lehnt es sich mit der Rückseite an die Umfassungsmauer des Chores. Zwei schlanke, gegürtete Säulen mit corinthischen Capitälen, zwischen ihnen in der Mitte ein decorirter Pfeiler mit ähnlichem Capital, erheben sich auf einem reich geschmückten Unterbau und tragen ein Gebälk, dessen Fries zwischen kleinen Säulenstellungen abwechselnd mit geflügelten Engelsköpfen und Todenschädeln decorirt ist. Als hätte der Gegensatz dieser wunderlichen Ornamentik noch schärfer betont werden sollen, sind die Engelsköpfe möglichst pausbäckig dargestellt. Auch am Postament des Unterbaues ist mit Todenschädeln, Handskeletten und ähnlichem Knochenwerk eine unliebsame Ornamentik in Scene gesetzt. Gefälliger ist der Sarkophag decorirt, der zwischen graziösen Balustersäulchen Statuetten von Klagefrauen enthält, wie sie unter der Bezeichnung „*li plourans*“ so oft an französischen Monumenten vorkommen. Die Figur des Verstorbenen, welche der Sarkophag ohne Zweifel trug, ist wahrscheinlich in der Revolution zerstört worden. Ebenso wie dieses Monument ist ein anderes an der Südseite des Chorumgangs in weißem Marmor ausgeführt, aber im elegantesten gothischen Stil des 14. Jahrhunderts. Es ist keine Frage, daß es an künstlerischer Vollendung jenem erstgenannten entschieden voransteht: wieder ein Beweis, daß die französische Kunst in den Formen des Mittelalters sich mit besonderem Geschick und mit nationaler Vorliebe ausgesprochen hat.

Außerdem wäre hier nur noch die von mir früher schon besprochene sogenannte „*Maison des nourrices*“ zu erwähnen. Es ist eins der wunderlichsten Beispiele südfranzösischer Ueppigkeit und dürfte füglich als Heiligthum der hundertbrüstigen Artemis von Ephesus bezeichnet werden. Es ist, wie ich schon gesagt habe, eins der seltenen Beispiele, wo die Architektur in's Bizige und Komische fällt.

Eine ganz andere Welt thut sich vor uns auf, wenn wir in Nîmes und Arles den Boden der classischen Kunst betreten. Besonders Arles ist durch die Feinheit und den Reiz seiner Römerwerke wahrhaft bezaubernd. Man darf sagen, daß eine griechische Anmuth aus seinen Denkmälern strahlt,

wie bis auf den heutigen Tag seine Frauenwelt durch eine Feinheit und Schönheit hervorragt, welche von dem bekannten Typus der Französinen, namentlich der Pariserinnen, so weit abweicht, wie eine Proxitenische Venus von einer nackten Frauengestalt Cabanels. Wie stark grade hier die Antike gewirkt und bis in die altchristliche, ja bis in die romanische Epoche noch geherrscht hat, erkennt man an den reichen Ueberresten architektonischer und plastischer Kunst, welche das dortige Museum zu einem der interessantesten in seiner Art machen, erkennt man sogar noch an der Facade und am Kreuzgang von St. Trophime, woselbst im 12. Jahrhundert noch die Antike sich lebendig erweist.

Doch nicht von diesen Werken habe ich zu reden, sondern nur von einigen Denkmälern der Renaissance, die freilich in abgelegnem Versteck aufzusuchen sind. Die Wanderung aber ist eine der reizvollsten und lohnendsten. Wir schreiten an dem antiken Theater vorbei, von dessen ehemaliger Schönheit die beiden noch aufrecht stehenden korinthischen Säulen des Bühnengebäudes eine lebendige Vorstellung erwecken. Eine prächtige Promenade nimmt uns auf und wir wandeln unter dem Schatten herrlicher alter Platanen, wie sie als wahres Labfal in allen diesen südfranzösischen Städten an den Hauptstraßen und Plätzen angetroffen werden, ostwärts hinaus, wo das große antike Gräberfeld der Aliscamps (Elysii campi, Champs Elysées) uns aufnimmt. Ein breiter rasenüberwachener Weg, von Cypressen umgeben, bezeichnet die Richtung der alten Gräberstraße, zu beiden Seiten eingefasst mit einer Anzahl riesiger Steinsarkophage, einige noch mit ihren Deckeln versehen. Ernste historische Stimmung ergreift uns, denn wir wandeln auf der Stätte, wo die alten römischen Familien von Arles und neben ihnen die Christen der ersten Jahrhunderte ihre letzte Ruhe gefunden haben. Die schönsten bildwerkgeschmückten Grabdenkmäler hat man von hier in das Museum der Stadt gerettet; von hier stammen die eleganten antiken Grabsteine, z. B. jener reizende einer gefeierten Künstlerin, der mit verschiedenen musikalischen Instrumenten geschmückt ist; von hier stammen auch die zahlreichen prächtigen altchristlichen Sarkophage, auf welchen die junge christliche Kunst so gern die Wunderthaten des Erlösers dargestellt hat, um den Hinterbliebenen den Trost und die Hoffnung auf seine todbegwinde Macht zu wecken. Weitberühmt war seit alten Zeiten dieses Todtengefilde, denn schon Dante in seinem „Inferno“ sagt:

Si come ad Arli ove 'l Rodano stagna
Fanni i sepolcri tutto 'l loco varo,

und ähnlich heißt es bei Ariost:

Presso ad Arli ov' l'Rodano stagna
Piena di sepolture è la campagna.

Die schlichten, kolossalen Steinsärge, deren manche durch eine Zwischenwand zu doppelten Ruhebettungen gestaltet sind, bilden eine riesige Allee, welche uns zum Eingang eines mittelalterlichen Klosters mit halbzerstörter Kirche aus

romanischer Epoche führt. Das Mittelschiff ist gleich den Seitenschiffen nach Art der meisten südfranzösischen Kirchen jener Zeit mit Tonnengewölben bedeckt, aber der vordere Theil sammt der Fassade ist, wohl in den Schreckentagen der Revolution, niedergerissen worden, und jetzt liegt die ehemals geweihte Stätte mit ihren halbverwüsteten Mauern offen und verödet da. Chor und Kreuzschiff sind am besten erhalten, und über letzterem erhebt sich auf kräftigen Rundpfeilern ein Glockenthurm, der mit seinen rundbogigen Schallöffnungen in zwei Geschossen das Ganze malerisch bekrönt.

Am südlichen Kreuzarm nun hat sich eine Capelle erhalten, die ein elegantes Werk der besten Renaissancezeit ist. Ein quadratischer Raum, in den Ecken durch elegante korinthische Säulen mit prachtvoll decorirten Schäften gegliedert, wird durch einen ebenfalls reich geschmückten, mit herrlicher Athynsranke bekleideten Fries und prächtiges Consolengesims abgeschlossen. Darüber entwidelt sich ein hohes Gewölbe aus vier aufsteigenden Kappen, die noch in mittelalterlicher Weise durch Gurte verbunden werden. Sie vereinigen sich zu einem quadratischen Oberlicht, das von einer kleinen Kuppel bekrönt wird. Das Ganze, etwa um 1550 entstanden, sehr elegant und fein.

Eine andere ähnlich behandelte Capelle neben jener ersteren ist nicht viel später. Sie unterscheidet sich nur dadurch, daß sie eine achteckige Grundform, achteckiges Gewölbe und Oberlicht hat, dies Alles von verwandter Ausführung, aber mit einem dorischen Triglyphenfries ausgestattet. Die acht Ecksäulen, die wahrscheinlich derselben antiken Ordnung angehören, sind bis auf die Postamente verschwunden.

Zum Schluß begeben wir uns nach dem benachbarten Tarascon, wo ein bis jetzt wie es scheint gänzlich unbeachtet gebliebenes Denkmal der Renaissance uns erwartet. Der öde, armselige Ort, der dem Vorbeifahrenden nur durch die gigantischen Massen seines am Rhone-Ufer aufragenden alten Schlosses bemerkbar wird, war einst die Residenz des „guten“ Königs René. Aber von dem heiteren Leben an seinem musenfreundlichen Hofe geben die finsternen Mauern und Thürme des durch ihn erbauten Schlosses keine Ahnung. Nirgendß gestatten die fensterlosen Flächen, die gleichsam blind in der heitersten Landschaft liegen, einen Blick in die Herrlichkeit der umgebenden Natur und die Zinnenkränze mit ihren drohenden Machicoulis vollenden den Eindruck einer Zeit, die noch tief im Feudalismus des Mittelalters mit seiner Gesetzlosigkeit und Fehdelust vergraben war. Erst im engen Hofe des jetzt als Gefängniß dienenden Baues spricht sich in der weiten Rundbogenhalle und der zierlichen Wendeltreppe die Stimmung wohnlichen Behagens aus, und von der Plattform des Daches schweift das Auge entzückt über die liebliche Landschaft, welche der stolze Fluß weithin durchströmt.

Liegt hier Alles noch im strengen Bann des Mittelalters, so bietet die benachbarte Kathedrale, ein nicht gerade bedeutender Bau der romanischen Epoche, eine jener Ueberraschungen, wie sie dem Forscher zuweilen zum Er-

saß für mancherlei Enttäuschungen geboten werden. Am Westende des Schiffes steigt man nämlich zu einer Unterkirche herab, welche das Grab der dort hochverehrten heiligen Martha enthält. Am Eingang dieser Crypta erhebt sich rechts ein prachtvolles Marmorgrab der Renaissance. Eine Inschrift in schönen Uncialen belehrt uns, daß im Jahre 1476 König René seinem werthgeschätzten treuen Diener Johannes de Cossa, der auf den Wunsch des Königs sein Vaterland verlassen habe, um ihm zu folgen, dieses Denkmal habe errichten lassen. Friedvoll ruht die edle Gestalt des Seneschalls im Gebet mit gefalteten Händen auf einer einfachen Tumba. Die Füße setzt er auf einen Hund, das Sinnbild der Treue, welches sonst auf mittelalterlichen Denkmälern weniger den Männern als den Frauen beigegeben wird. Seine korinthische Pilaster, mit zierlichen Ornamenten bedeckt, umschließen das Ganze, oben schweben zwei Genien mit Blumengewinden, während zwei andere den Schild des Ritters halten, auf den sie sich wehmüthig stützen. Das edle Monument ist völlig überhaucht vom feinen Geiste der Frührenaissance, und da es wohl das früheste Monument des neuen Stils auf französischem Boden ist und in eine Zeit hinaufreicht, wo schwerlich schon ein einheimischer Künstler die classische Formwelt zu beherrschen wußte, so muß man es unbedingt einem Italiener zuschreiben. Wir erhalten somit einen neuen werthvollen Beweis von den damals gleichzeitig herrschenden verschiedenartigen künstlerischen Strömungen, denn während man den Schloßbau noch in der Weise des Mittelalters auführte, wählte man für das Grabdenkmal die eleganten Formen des neuen Stils.

Mit diesen spärlichen Denkmälern erschöpft sich die Ausbeute an Renaissance, welche sich mir im Süden Frankreichs geboten hat. Ich kann nicht umhin, die Dürftigkeit derselben nochmals zu betonen und die Frage aufzuwerfen, wie sich diese Thatsache culturgeschichtlich erklären läßt. Dabei ist zunächst an jenen, schon in den Vordergrund gestellten Satz anzuknüpfen, daß die französische Renaissance so gut wie ausschließlich Hofkunst ist. Aber warum, aus welchen tieferen Gründen drang sie nicht in das Volksleben ein, wurde sie nicht der unmittelbare Ausdruck des französischen Volksgeistes?

Man darf wohl die Behauptung aufstellen, daß Frankreich in dem von ihm geschaffenen gothischen Stil den einzigen, völlig entsprechenden Ausdruck des nationalen Genius gefunden hat. Vergessen wir nicht, daß jener Stil Hand in Hand geht mit der mächtigen Erhebung des französischen Königthums, das durch Philipp August seine siegreichen Kämpfe gegen die mächtigen Vasallen begann und unter Ludwig VIII. und seinem Nachfolger zur weiteren Consolidirung der königlichen Gewalt schritt, bis endlich unter Philipp III. und IV. die äußere Abrundung und innere Befestigung einer starken Monarchie zum Abschluß kam. Es ist das heroische Zeitalter des französischen Königthums, das nun auch, seiner äußeren Verbreitung entsprechend, das ganze Land bis in den fernen Süden mit jenen glanzvollen Denkmälern der gothischen Architektur bedeckte, die man als Siegesmonumente der Monarchie bezeichnen

kann. Zugleich als Siegesdenkmal der herrschenden Kirche, als deren Bundesgenosse und Kämpfer besonders im Niederwerfen der albigensischen Ketzerei sich die französischen Könige bewährt hatten. Berechnende Politik und Glaubensschwärmerei gingen dabei Hand in Hand, und Ströme des vergossenen Ketzerblutes bildeten den festen Kitt.

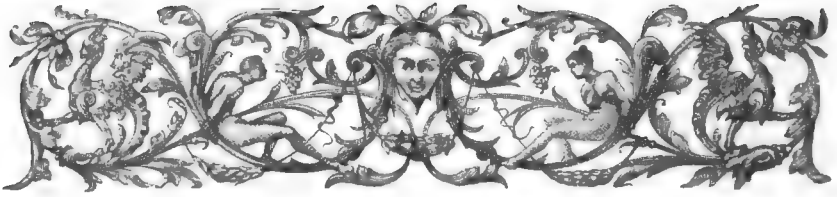
Deutschland hat nicht annähernd Ähnliches aufzuweisen. In derselben Zeit als Frankreich durch seine Könige sich zur Größe und nationalen Einheit erhob, trat in Deutschland der Zerfall der Kaisermacht und des Reiches unaufhaltsam hervor. Wir haben daher auch in unseren Monumenten diese Zersplitterung, den Mangel an Größe und Kraft zu beobachten. Nur die Städte sind es, die jede für sich ein Sonderleben in Politik und Cultur führen, dem aber der Ausdruck hoher gemeinsamer Ziele immer mehr abhanden kommt. Unsere Gothik vermag sich mit der französischen nicht entfernt zu messen.

Ganz anders wurde es, als die neue Zeit heraufzog, als durch den Humanismus bei uns die Begeisterung für das classische Alterthum entfacht ward, die Renaissance ihre Schwingen ausbreitete, die Reformation zur völligen Erneuerung des Lebens von innen heraus den Anstoß gab. Da drang auch die Kunst, welche man die „antifische“ nannte, als uraltes Erbtheil der Menschheit bei uns ein, wurde von unseren großen Künstlern, Dürer und Holbein an der Spitze, frei aufgenommen und selbstthätig ausgebildet und entfaltete sich in wunderbarem Reichthum, in vollem Frühlingsglänze zu einem wahrhaft nationalen Stile, in welchem alle Kreise der Nation den Ausdruck ihres Wollens und Ringens erkannten. Nun habe ich aber in meiner „Geschichte der deutschen Renaissance“ die merkwürdige Thatsache zu verzeichnen gehabt, daß überall, wo das geistige Leben seine Erneuerung durch die Reformation fand, auch diese neue Kunst sich am kraftvollsten entwickelte, während dort, wo das geistige Leben durch bigottes Festhalten an der alten Kirche oder gar durch gewaltsame Ausrottung der evangelischen Lehre verkümmerte, auch die Renaissance nur dürftige Blüthen trieb, oder, wie am bairischen Hofe, durch Herbeiziehung von Italienern und Niederländern einen fremdartigen Charakter empfing. Wohl giebt es einzelne katholische Fürsten, wie Albrecht von Brandenburg und Bischof Julius von Würzburg, welche als eifrige Pfleger der Renaissance auftraten: aber ihre volle Stärke und Eigenart entfaltet sie doch erst an den protestantischen Höfen in der Pfalz, in Württemberg, Hessen, Sachsen, Brandenburg, Anhalt, Mecklenburg, Braunschweig und wie sie alle heißen. Mit ihnen aber wetteifert die ganze Reihe der ebenfalls der evangelischen Lehre zugethanen Reichsstädte, von Augsburg, Ulm, Rothenburg und Nürnberg bis Halberstadt, Hildesheim, Hameln, Braunschweig, Bremen, Danzig in einer wahrhaft unerschöpflichen Fülle und Freudigkeit des Schaffens. Ich habe diese Beobachtung einfach aus dem Studium der Denkmäler geschöpft, also Nichts dabei erfunden oder willkürlich gedeutet; und wir wollen diese Thatsache um so heller und lauter

betonen, als gerade neuerdings ultramontane Lügengeschichtsschreibung sich nicht entblödet hat, ein Zerrbild jener großen Zeit zu entwerfen und die herrliche Geistes that der Reformation ins Fahrenhafte zu entstellen.

Wenden wir nun diese Beobachtungen auf die französische Renaissance an, so werden wir aus ihnen wichtige Aufschlüsse schöpfen. In Italien warf der Genius der Nation sich ausschließlich auf die künstlerische Wiedergeburt und schloß sich von der kirchlichen oder sagen wir lieber von der religiösen Erneuerung des Lebens aus. Den nordischen Nationen war ein ähnlicher Entwicklungsprozeß nicht gestattet; sie konnten sich der kirchlichen Reform nicht entziehen. Wir wissen aber, mit welcher Grausamkeit in Frankreich die Ketzerei verfolgt und blutig ausgerottet wurde. Damit war auf lange Zeit dem geistigen Leben aller höhere Aufschwung geknickt und zugleich dem künstlerischen Schaffen die volle Frische und Freude gestohlen. So kam es denn, daß die neue Kunst nirgends jene hohen Geister hervorbrachte, die wie bei uns vor Allem Dürer und Holbein aus dem tiefsten Seelenleben des Volkes die Gedanken der ganzen Nation verkörperten, daß vielmehr diese Kunst, glänzend, formvollendet wie sie war, doch eine äußerliche blieb und nur als Dienerin des höfischen Lebens sich bethätigte. Daher ward unsre deutsche Renaissance Volkskunst, allerdings meist mit jenen formalen Mängeln, die einer solchen leicht anhaften; aber die französische war und blieb auf Jahrhunderte Hofkunst, aristokratisch geschliffen, brillant und elegant, aber ohne jene gewaltige Lebensfülle und Gedantentiefe, welche den Stolz der deutschen ausmacht.





Amor und Psyche.

Eine Dichtung in sechs Gesängen.

Von

Robert Hamerling *).

— Graz. —

Vierter Gesang.

Ausgestoßen aus dem Paradiese
Durch der neid'schen Schwestern bösen Anschlag
War nun Psyche. Aber froh nicht wurden
Des Gelingens ihres Anschlags diese.
Denn als neugierglühend sie des andern
Tags zum Felsen stürzten, zu erkunden,
Ob gefolgt dem bösen Rath die Schwester,
Wähnend, tragen würde sie der Zephyr,
Wie vordem er immer sie getragen,
Unvertrauten sie, wie sonst, dem Wind sich,
Mit dem Fuß hinaus ins Leere hastend;
Aber Zephyr, keine Schwinge regend,
Lachte tückisch, und ins Bodenlose
Taumelt hin das Paar, das schändliche, kläglich
Haupt und Glieder am Geflipp zerschellend.

Aber Psyche auch will nicht mehr leben.
Fortgeeilt auf unwegsamen Pfaden
Ist sie bis ins öde Waldgebirge.
Und verzweiflungsvoll von eines Abgrunds
Rand springt sie hinab, den Tod zu suchen.

Doch auf eine blumig weiche Stelle
Gleitet sie in dicht begras'ter Thalschlucht,
Wo soeben auf dem grünen Rasen,

*) Diese Dichtung wird im Herbst d. J., illustrirt von Paul Thumann, im Verlage von Adolf Ege zu Leipzig erscheinen.

Zwischen dessen Gräsern Hyacinthe
Blüht und Crocus, heiter sich gesellen
Holde Nymphen, schlingend einen Reigen.
In der Mädchen Mitte tanzte, tollte
Eine Mannsgehalt, mit Ziegenfüßen,
Zweien Hörnchen, einem langen Bocksbart,
Einen Fichtenkranz um's Haar geschlungen,
Und ein zottig Luchsfell um die Schultern;
Tanzt im Bockssprung, spielt mit heller Syring
Auf zum Tanz sich selber und den Nymphen.

Doch als plötzlich nieder in den Reigen
Stürzt vom Fels das arme Kind, daß schreiend
Auseinanderstieben die Erschrocknen,
Da erbarmt der gutgelaunte Waldgott
Sich des Mädchleins, trägt in seine Hütte
Die Betäubte, weckt sie neu zum Leben,
Labt mit Milch sie, Brot und süßen Feigen,
Spielt ihr zur Erheit'ung auf der Flöte.
Auch die Nymphen nah'n sich, wißbegierig,
Fragen nach des zarten Mädchens Schicksal,
Hören staunend, mitleidsvoll die Kunde,
Trösten mit Gesang und Tanz die Uermsle.
Doch am freundlichsten der Waldgott redet
Zur Verstoß'nen, rath' ihr fortzuwandern,
Muthig den Geliebten aufzusuchen,
Zu versöhnen ihn mit Liebesworten.
„Aber ach,“ versetzte Psyche traurig,
„Wo ihn finden? Ist er doch geflügelt,
Und von allen Göttern keiner wechselt
Wohl so rasch den Aufenthalt wie dieser!“
„Freilich wohl!“ versetzt darauf der Waldgott;
„Kenn' ihn ja, den leichtbeschwingten Liebling
Aller Götter, hab' vor Zeiten selbst auch
Kunstgerecht einmal mit ihm gerungen.
Wo er eben weilt? ich kann's nicht sagen.
Aber willst Du Sicheres erkunden,
Nah' hier haust im tiefsten Eichenforste
Eine greise Seherin, befreundet
Gar dem Lichtgott selbst, dem allbewußten.“

Weiter wandert die betrübte Psyche,
Bis sie stößt im tiefsten Eichenforste
Auf des Lichtgotts hochbetagte Freundin.
Und sie wandte sich zu ihr und fragte
Nach der Spur des Gottes. D'rauf die Greisin:
„Überall zu Hause sind die Götter,
Alle Wege führen zu den Göttern.“
Psyche seufzt: „Wohin in dieser Weite

Nehm' ich meine Richtung?" Drauf die Greisin:
 „Blick' um Dich, und nach dem fernsten Punkte,
 Den Du siehst, stets lenke Deine Schritte!“
 Wieder flehte Psyche: „Zeig', ich bitte,
 Zeig' den nächsten Weg, der führt zum Gotte!“
 Sprach die Greisin: „Was Dich führt zum Gotte,
 Ist der Weg nicht, Kind, es ist das Wandern!“
 Weinend Psyche klagt: „O wie die Sehnsucht
 Ungeduldig mir im Busen wüthet!“
 Jene drauf: „Je größer Deine Sehnsucht,
 Desto näher, Kind, bist Du dem Ziele!“
 Fortfuhr Psyche: „Ach, und wenn ich nahe,
 Nah' gekommen ihm nach langer Wand'ung,
 Wird er mir sich zeigen wollen? wird er
 Nicht sich sprödd' in Nebelschleier hüllen,
 Mitleidslos entschwinden?“ Drauf die Greisin:
 „Eine Gluth der Sehnsucht giebt's, der Inbrunnst,
 Der kein Gott vermag zu widerstehen.“ —

Mild getröstet, aber doch voll Unruh'
 Ging von hinnen Psyche. Rastlos wandert
 Ueber Berg und Thal sie durch die Länder,
 Wund den Fuß, zerrissen die Gewande,
 Aus dem Waldborn trinkend und sich nährend
 Von der Sträucher Beeren, von der Bäume
 Früchten, die auf ihrem Weg sie findet.
 Ach, den schönen Gott stets muß sie suchen,
 Und auch flieh'n zugleich: der Liebesgöttin
 Tempelsitze, wo vielleicht auch Amor
 Eben weilet mit der holden Mutter,
 Darf sie ja nicht wagen aufzusuchen,
 Arg bedrät vom Horn der Schaumgebornen.
 Und so wandelt sie denn rathlos, ziellos,
 Aber eingedenk des Worts der Greisin.
 Wenn im Waldesdickicht sie geschlummert,
 Geht erwachend sie am Morgen dahin,
 Wohin just die Blumen ihre Kronen
 Neigen, oder Palmen ihre Wipfel,
 Oder wohin rieselnd geh'n die Wasser,
 Oder folgt dem Zug der Wind' und Wolken,
 Folgt der stillen Strömung aller Wesen,
 Die ihr ja vertraut wie Brüder waren,
 Und ihr allgesammt zu wandern schienen
 Nach demselben Ziel, dem schönen Gotte.
 Und die Wesen alle waren ihr auch
 Wohl- und trautgesinnt: des Waldes Thierlein
 Gingen gern mit ihr ein Stück des Weges,
 Und wenn wo sie rastete, ermüdet,

Blieb das Eidechselein in ihrer Nähe,
Das den Menschen gern bewacht im Schläfe,
Daß kein giftiges Gewürm ihn steche.

Oftmals klagte Psyche: „Ach was hilft mir's,
Wenn mir traut und hold sind alle Wesen,
Doch erbarmungslos der Vielgeliebte!
Denn wie heiß ich auch nach ihm verlange,
Stets an ihn nur denke, zu ihm flehe,
Nimmer, nimmer will er doch erscheinen!
Werd' ich niemals seine süßen Züge
Wieder schau'n, sein Auge, seine Wangen,
Wie ich sie entdeckt mit freud'gem Schrecken
Bei dem Schein der frevelhaften Lampe?
O daß ich zum mind'sten seine Stimme
Noch einmal vernähme — daß noch einmal,
Wenn auch ungesch'n, er zu mir spräche,
Wie er unsichtbar zu seiner Psyche
Sprach vor Zeiten, losend oder scheltend!
Ach, er ist ein schöner Gott; doch wahrlich,
Halb doch hatten Recht die neid'schen Schwestern:
Unheilbringend ist er auch und grausam,
Und geflügelt — ganz ein grimmer Drache!“ —

Also klagt auf ihrer langen Irrfahrt
Psyche schmerzlich oft, und wenn der Schlummer
Nächtens sinkt auf ihre müden Lider,
Wird sie heimgesucht von bösen Träumen,
Wie der Liebesgott sie quält im Jorne.
Meist als Falter steht sie sich im Traume,
Um das Licht der Liebesfackel flatternd;
Oder Amor kommt als Vogelfsteller,
Hascht den Falter, faßt ihn bei den Flügeln,
Setzt ihn auf die Hand sich, hebt empor ihn,
Triumphirend, bindet wie ein Ringe
Ihn an einen Faden, läßt ihn fliegen,
Hält ihn sengend über eine Flamme,
Gleich als wollt' er läutern ihn im Feuer.
Manchmal spannt er sie an seinen kleinen
Muschelwagen, spannt sie manches Mal auch
Gar an einen Pflug, in Sonnengluthen
Steinig Ackerland mit ihr durchpflügend.
Manchmal bindet er an eine Säule
Sie, wie über eine schuld'ge Sclavin
Eine Geißel schwingend, unerbittlich.
Sinkt sie dann zu seinen Füßen nieder,
Hebt empor zu ihm die Hände, stehend
Um Erbarmen, dann wohl scheint ihn Mitleid
Plötzlich zu beschleichen und er wendet,

Eine Thräne aus dem Aug' sich trocknend,
 Sein Gesicht. Beim Anblick solcher Thräne
 Schöpft sie Trost in die gekränkte Seele,
 Sprechend zu sich selbst: Es muß wohl gut sein,
 Daß ich leide; würd' er sonst mich quälen?" —

Ueber Berg und Thal fortwandert Psyche.
 Spricht zu ihr einmal ein harmlos Schlinglein,
 Das sich ringelte im Sonnenscheine:
 „Komm und suche Rath bei meiner Herrin;
 Komm zu ihr in jenen Marmortempel,
 Schutz und Hilfe Dir von ihr ersiehend!“
 Schüchtern in den Tempel trat das Mädchen;
 Sieh, da saß auf blum'gem Thron die blonde,
 Ueppig schöne Göttin, auf dem Haupte
 Einen Aehrenkranz, ein Aehrenbündel
 In der Hand, und einen Korb voll Aehren
 Auch zu Füßen. Flehend bat sie Psyche,
 Mittlerin zu sein ihr bei dem schönen
 Liebesgott und seiner strengen Mutter.
 Aber barsch erklang ihr eine Stimme:
 „Fort von hier! an dieser heil'gen Stätte
 Ist nicht Raum für solch' ein schweifend Mädchen,
 Das verlegt hat ewige Gesetze!
 Hast Du nicht zerstört die heil'gen Bande,
 Die so traut verknüpften Sohn und Mutter?
 Gegen eine Mutter, welcher frevelnd
 Du den Sohn entriessen, heischest Hilfe
 Du von einer Mutter, die das eig'ne
 Frevelhaft entriß'ne Kind betrauert?“

Eilig flüchtet Psyche. Besser rathen
 Will der Pfau ihr, will der Frühlingsguckuck.
 „Komm“, so sprachen sie, „zu unsrer Herrin,
 Zu der Gattin komm des Göttervaters,
 Rath und Hilfe Dir von ihr ersiehend!“
 In den stolzen Marmortempel wagte
 Schüchtern Psyche sich, wo lilienarmig,
 Farrenäugig saß, in Prachtgewanden,
 Hoheitsvoll, den Fuß in Goldsandalen,
 Um das Haupt den sterngeschmückten Schleier,
 Juno, die erhab'ne Himmelsheerin.
 Wieder flehte Psyche: „O versöhne,
 Götterfürstin, mich dem pfeilbewehrten
 Liebesgott und seiner strengen Mutter!“
 Aber barsch erklang auch hier die Stimme:
 „Hebe Dich von hinnen! Heil'ge Sühnung,
 Fromm geschloss'nen Ehebund nur schirm' ich,
 Nicht die Tändelei verliebter Herzen!“

Von des Göttervaters Ehgesponfin,
Die des Gatten Liebeslaunen zürnend
Stets verfolgt, und in den Tod, in Wahnsinn
Strafend jagte seine ird'schen Buhlen,
Heißeßt Du, daß sie die flücht'ge Thorheit
Fördere des eitlen Götterknaben?
Fort! sonst trifft das Schicksal der Erzeugten
Inachos' Dich, des Aegypterkönigs!"

Wieder flüchtet Psyche. Jetzt drängte
Sich der Wolf des Lichtgotts, sich der Rabe,
Sich der Schwan heran zu ihr, wohlmeinend,
Sprechend: „Unser'm Herrn, dem schönen, hohen
Gott Apollo, Kind, Dich anvertraue!
Ihm, dem Gott, der bändigt alle Schrecken,
Ihm, dem großen Heilgott, dem Befreier!"

Und das herrlichste der Götterbilder
Sah sie steh'n in stolzer Marmorthalle,
Sieghaft schreitend, glanzumstrahlt die Stirne,
Heldenhaft das stolze Haupt erhoben,
Aber reich umwallt von gold'nen Locken.
„Herr der Licht- und Heilgott, sprach sie stehend,
Wirf den Strahl des Lichts in meine Nacht auch,
Und erlös' auch mich von meinem Uebel;
Mache mir geneigt die Liebesgöttin,
Und versöhne mich dem holden Amor!"

Antwort klang ihr aus des Priesters Munde:
„Nicht umsonst des Lichtgotts heil'ger Schwelle
Nah'st Du, Mädchen! Gerne wird erhehlen
Deines Herzens Nacht er, gern befreien
Dich auch von dem Uebel! Doch das Uebel,
Das Dich quält, o Kind, es ist der schöne,
Aber unheilvolle Liebeswahnsinn,
Der die Herzen füllt mit bitter'm Leide.
Aus dem Herzen Dir die Liebe tilgen
Und das holde Bild, wofür Du glühest,
Muß der Gott mit seiner Strahlen Zauber,
Soll er Dich von Deinem Leid erlösen!"

„Aus dem Herzen mir die Liebe tilgen?"
Stammelt Psyche bleich, erschrocken; „nimmer!
Nimmer möcht' ich von der Liebe lassen;
Lieber trag' ich Leid durch's ganze Leben!"
Und sie eilt von dannen, raschen Schrittes,
Angstvoll flüchtend vor des Gottes Strahlen.

Während so umher das Mädchen irrte,
Schmachtete der Liebesgott, der holde,

In der Haft der schönen, strengen Mutter.
 Als er los von Psyche sich gerissen,
 Fühlt' er Leid im Herzen, aber Schmerz auch
 Fühlt' er von der Wunde, die der Tropfen
 Glüh'nden Oeles in die Haut ihm brannte.
 Senfzend lag im goldenen Gemach er.
 Aber Kypris wiegt' in blauer Meerfluth
 Badend just die Götterpracht der Glieder.
 Sieh, da kam der silberweiße Vogel,
 Welcher glättend streift des Meeres Hochfluth,
 Und sein schwimmend Nest baut in den Wogen,
 Gern den silberfüß'gen Meerfran'n dienend.
 Er berichtet der erschrocknen Göttin,
 Daß ihr Sohn im Leid darniederliege,
 Krank an einer Wunde, die ein Mädchen,
 Das er liebt, mit einem schönen Tropfen
 Glüh'nden Oeles in die Haut ihm brannte.

„Wie?“ rief Kypris hochzürnt, „mein Knabe
 Hat ein Liebchen? ei, wer ist die Kühne,
 Die's gewagt, den bartlos eiteln Knaben
 Zu verführen? ist's der Nymphen eine?
 Ist sie von der Horen Zahl? der Musen?
 Ist es meiner muntern Grazien eine?“
 Schwachhaft drauf der dienstbefleiß'ne Vogel:
 „Nicht der Grazien eine noch der Nymphen,
 Nicht der Horen noch der Musen eine
 Hat Dein Söhnlein Dir berückt; ein sterblich
 Mädchen — Psyche, dünkt mich, ist ihr Name —
 Ist's, die unablässig nach ihm trachtet.“
 Ausruft unmuthsvoll die holde Kypris:
 „Psyche liebt er? jene eitle Psyche,
 Die sich unterfing, zu meiner eig'nen
 Nebenbuhlerin sich aufzuwerfen,
 Meinen Namen selbst sich anzumäßen?
 Meint er, schweigend werd' ich Solches dulden?
 Etwa gar das Püppchen ihm vermählen?“

Eilig taucht mit diesen Jornesworten
 Aus dem Meer die holde Liebesgöttin.
 Angelangt im goldenen Gemache,
 Ruft entgegen sie dem kranken Sohne:
 „Ei, was muß ich hören? meine Feindin,
 Welche zu verderben ich Dich sandte,
 Hast Du gar zum Liebchen Dir erkoren?
 So vollzogst Du meinen strengen Auftrag?
 Mir zu geben sie zur Schwiegertochter,
 Denkst Du, tüd'scher Knabe? Ja, ein Knabe
 Bist Du, bist ein Kind, ein thöricht Kind nur,

Und Du denkst an Liebchaft und Vermählung?
 Traun, der tollste ist's von Deinen Streichen!
 Liebest ja sie stets, die tollen Streiche,
 Kecken Muthwill treibend allerorten,
 Unheil stiftend, heil'ge Bande trennend,
 Ungeweihte knüpfend! Triebst Dein Spiel ja
 frevelnd selbst mit des Olymps Bewohnern!
 Hast Du mich nicht selber, Deine Mutter,
 Spielend auch mit Deinem Pfeil verwundet?
 Ungerath'ner, Dich verstoßen werd' ich,
 Einen andern Pflegling mir erlesen,
 Dem ich diese Flügel, diesen Bogen,
 Diese Pfeile schenke, die ich wahrlich
 Nicht zu solchen Thaten Dir verliehen!"

Ihr erwidert der beschwingte Knabe:
 „Was verbrach ich denn, daß gar so schwer Du
 Mich verdammsst, Du sonst so traute Mutter?
 Einen Knaben nennst Du mich? ein Kind nur?
 Weißt Du nicht, wie alt ich bin? warum doch
 Wär's für mich allein nur ein Verbrechen,
 Liebend mir ein holdes Kind zu fördern?
 Ich, der so viel Liebesgluth entfachte,
 Soll mich selbst auf ewig ihr verschließen?
 Bist Du nicht auch selbst der Liebe Göttin,
 Und Du willst verdammen sie, die Liebe,
 Sie aus Deinem eignen Haus verbannen?
 Und mein Thun, mein Wesen rügst Du scheltend?
 Bin ich mehr gewesen als Dein Sendling?
 Leb' ich dienend nicht Dir stets zu Willen?
 Warum machst Du heute mir zum Vorwurf,
 Was Dir sonst gefiel, und was, das Haar mir
 Streichelnd, nur mit einem holden Lächeln
 Du zu ahnden pflegtest? ei, und hast Du
 Nicht seit Monden oftmals mich getadelt,
 Daß ich nicht derselbe mehr, daß ernster
 Ich geworden, daß in mir den munt'ren,
 Tollen Knaben kaum Du mehr erkennest?"

„Traun, so ist's!" versetzt die holde Venus.
 „Wohl gewahrt' ich, daß Du jüngst verloren
 Ganz die schöne Munterkeit des Knaben,
 Daß kopfhängerisch, nachdenklich, schweigsam
 Du geworden; ja, ich hörte senfzen
 Dich, und einmal meint' ich gar im Auge
 Des Unsterblichen, des Götterliebings,
 Meines Sohnes, etwas wie ein Thränchen,
 Ja, ein menschlich Thränchen zu erblicken.
 Pfui der Schand! und das Alles, Alles

Nur um jener schönen Psyche willen?
 Krank an Chorheit bist Du, liebes Söhnlein!
 Mutterpflicht mir ist es, Dich zu heilen.
 Dich in strenger Haft zu halten denk' ich,
 Bis an Leib und Seele Du genesen.
 Und zur Wächterin Dir geben will ich
 Eine Greisin, die mir sonst verhaßt ist.
 Dieses Weib, die Nüchternheit geheißten,
 Häßlich, hager, aber treu und wachsam,
 Wird Dich pflegen, Dir die Wunde fühlen,
 Wird vor neuen Streichen Dich bewahren,
 Wird, wenn nöthig, Deinen Köcher leeren,
 Deine Pfeile Dir zerbrechen, schlaffer
 Spannen Deinen Bogen, und, damit nicht
 Etwa gar die Lust zu flieh'n Dich ankommt,
 Deiner Flügel Spitzen Dir beschneiden!"

So ereiferte die holde Göttin
 Vor dem Sohne sich, und wie gedroht sie,
 Hielt sie mitleidslos in strenger Haft ihn,
 Gab zur Wäch'trin ihm die finst're Greisin.

In der That verwandelt war seit Monden
 Ganz der schöne, muntre Götterknabe.
 Bleicher war geworden ihm die Wange,
 Scherz und Muthwill schienen jetzt verhaßt ihm,
 Und er hatte schier verlernt zu flattern.
 Taglang lag er, saß er, sinnend, träumend,
 Und, wie Psyche, hatt' auch er gar bange,
 Böse Träume Nachts in seinem Schummer.
 Er auch sah im Traum von seiner Liebsten
 Sich gepeinigt oft in schöner Weise,
 Er auch sah von ihr vor einen Wagen
 Sich gespannt, in's Joch geschnürt, mühselig
 Wüstes Feld zu pflügen, sah gefesselt
 Sich, an eine Säule festgebunden,
 Sah von ihr als Vogel sich gefangen,
 Und zu Markt gebracht in einem Käfig,
 Sah von ihr sein Flügelpaar beschnitten,
 Oder ausgerissen, sah die Urne
 Auf dem Rücken festgeschnürt, erbärmlich
 Unter ihren Händen seinen Bogen,
 Seinen Köcher auch mit allen Pfeilen
 In den Flammen aufgeh'n und verkohlen.

Immer dacht' er schmerzlich nur an Psyche.
 Sehnsuchtsvoll verlangt' er sie zu sehen,
 Wieder sich an ihrem Kuß zu laben.
 Und je mehr er liebte, desto bitter

Grollt' er ihr, daß schön'd' sie mit dem ihren
Auch sein schönes Liebesglück vernichtet.

Eines Tages flog ein bunter Falter
Zu ihm in's Gemach, das streng verriegelt
War für Götter und für Menschen. Flatternd
Eine Weile, seht' auf Amors Bogen,
Der zur Seit' ihm lag, bedeckt von Staube,
Sich zuletzt der Falter, froch entlang dann
Auf und ab des Bogens Strang und Bügel,
Unge scheut, und ließ sich nicht verschrecken.
Ihn betrachtete gespannt der Knabe.
Psyche sah er jezt in jedem Falter;
Und nun überkam ihn der Gedanke:
Ach vielleicht hat gar die strenge Mutter
Das geliebte Mädchen mir verwandelt,
Und es muß nunmehr auf zarten Schwingen
Flattern durch die Lüfte, jedes Windes
Spiel und jedes wilden Knaben Beute!
O gewiß! sie ist's, die arme Psyche!
Wär' sie sonst mir in's Gemach geflogen?
Ganz in meine Nähe drängt sie traut sich,
Kriecht entlang des Bogens Strang und Bügel,
Will nicht weichen!" — Also denkend streckt er
Aus den Daumen und den Zeigefinger,
Und ergreift den Falter bei den Flügeln
Sacht, und spricht zu ihm mit Koseworten:
„Sei begrüßt mir, mein geliebtes Seelchen!
Habe sehnsuchtsvoll nach Dir geschmachtet!“
Und er drückt ein Küßchen auf des Flatt'ers
Bunte Flügelspracht, hinzu noch fügend
Manche traute süße Liebesrede.
Und dann plötzlich wieder faßt der Groll ihn,
Und er denkt des schmähhchen Verrathes,
Denkt des glüh'nden Tropfens, dessen Brandmal
Seinen blüh'nden Götterleib entstellte.
Und schon ist er dran, dem armen Falter
Auszuzupfen seine bunten Flügel,
Zu zerquetschen mit den Rosenfingern
Seinen zarten Leib ihm: und so schwanzt er,
Chörich eifernd, zwischen Zorn und Liebe.

Solches sah und hört', im Winkel kauernd,
Finstern Blicks die Hüterin, die greise.
Und sie hinterbracht' es flugs der Göttin.
Diese, merkend, daß in Liebesthorheit
Unverbesserlich ihr Söhnlein rase,
Und vergebens Späher durch die Lande
Nach der Spur der Schuldigen entsendend,

Rafft sich zürnend auf, in den Olymp sich
Zu begeben und den Götterboten
Anzuwerben als beschwingten Helfer.

Von den Schwärmen sanfter Turteltauben,
Welche um das Haus der Herrin nisten,
Schweben vier heran, schneeweiß befiedert,
Beugen ihre schillernd-bunten Hälse
Freudig in das Joch des gold'nen Wagens,
Welcher Kypris trägt zu lichten Höhen.
Durch die Wolken aufwärts mit der Göttin
Hebt das Glanzgefährt in's höchste Blau sich,
Von der Vögel Schaaren dicht umflattert,
Welche schmetternd, jubelnd, freudeschwelgend,
Mit dem süßesten Gesang des Aethers
Weiten Raum erfüllen; schen zur Seite
Weicht der Habicht, weicht der stolze Ar selbst,
Vor den Tauben und den andern Schwärmen
Munt'rer Vögel im Geleit der Göttin.

Angelangt in den olymp'schen Höhen,
In den goldnen Saal eintritt die Huldin.
Und Mercur, den fußbeschwingten Boten
Grüßt sie freundlich, spricht zu ihm die Worte:
„Niemals, wie Du weißt, mein theurer Bruder,
Hat gehandelt ohne Deinen Beistand
Deine Schwester Kypris. Wieder heisch' ich
Deine Hilfe nun: ein Mädchen such' ich,
Das an mir, wie nie ein Weib, gefrevelt.
Ihre Spur verlor ich und nicht weiß ich,
Wer ein heimliches Asyl ihr bietet.
Dir nur ist es möglich, theurer Bruder,
Hinzueilen auf beschwingten Sohlen,
Hin in alle Länder, zu verkünden
Allem Volke, was ich jetzt Dir sage:
Götterzorn wird treffen unversöhnlich
Alle, die dem Mädchen Schutz gewähren!
Jenem aber, der in meine Hände
Liefert diese Schuldige, Verhaftete,
Soll — beim Styx geschworen sei's — der Preise
Höchster werden: sieben süße Küsse
Von dem Munde selbst der gold'nen Venus!“

Kypris sprach's, und seine Füßelsohlen
Unterband sich rasch der Götterjüngling.
Zu den Völkern hin in alle Lande
Bracht' er unverweilt die Götterbotschaft:
„Götterzorn dem Frevler, unversöhnlich,
Welcher schüßt der hohen Liebesgöttin

Flücht'ge Sclavin Psyche! Doch der Preise
Höchster dem, der sie nach Paphos liefert
Als Gefang'ne: sieben süße Küsse
Von dem Mund der gold'nen Venus selber!"

Alenthalben regte die Gemüther
Mächtig auf die hohe Götterbotschaft,
Und in Aller Mund war wieder Psyche.
Angespornt von jenem höchsten Preise,
Glühte jedes ird'schen Mannes Seele,
Lechzend nach dem Kuß der Götterlippe.
An ein Lauschen ging es, an ein Spüren,
An ein Jagen nach der armen Pilgrin,
Daß sie nirgends mehr sich sicher fühlte,
Als im Walde bei den wilden Thieren,
Die bei sich sie bargen in den Höhlen.
Tiefer Gram erfasst sie und Verzweiflung.
Doch zuletzt so zu sich selber spricht sie:

„Wie, wenn ich der Göttin, Gnade stehend,
Demuthsvoll mich würfe selbst zu Füßen?
Gradehin nach jenem Orte ginge,
Welchen ich am ängstlichsten gemieden?
Weilt zu Paphos nach des Götterboten
Kunde jezt die Göttin, weilt gewißlich
Auch der Sohn, mein heißgeliebter Amor,
Ebendort jezt im Gefolg der Mutter,
Und vielleicht ihn wiedersehen werd' ich!
O ich will die Zürnende versöhnen!
Mich zur Magd, zur Sclavin ihr verdingen!
Mag sie quälen mich, mag sie mich schlagen,
Keines bittern Leides will ich achten,
Alles Schwerste will ich gern vollbringen,
Weiß ich nur mir nahe den Geliebten!“

Also spricht bei sich die Mädgehegte,
Rafft sich auf und wandert hin gen Paphos.
Angelangt im Heiligthum der Göttin,
Wird die Zitternde von einem Boten,
Den gesandt die hocherfreute Venus,
Hingeleitet nach verborg'nem Orte,
Wo, für Menschen unzugänglich, aufschlug
Ihren ird'schen Sitz die Liebesgöttin,
Wo in Rosenlauben, dornenlosen,
Hof sie hält, und strahlenden Gemächern.

Wie geblendet sank zu Boden Psyche,
Als sie schaute Jovis hohe Tochter,
Die, umgeben von der Grazien Dreizahl,

Ihr entgegentrat, nicht in dem vollen
 Glanze des Olymps, nur wie zur Noth es
 Noch ertragen mag ein sterblich Auge.
 Fremde Düfte, fremde Harmonien
 Weben sinnverwirrend durch die Halle,
 Und die schwindelnde, die arme Psyche,
 Spät erst wagt sie, durch der Grazien trautes
 Wort und lächelnd milden Blick ermuntert,
 Ihre sanften Augen aufzuschlagen
 Zu der stolzen Götterfrau, und knieend,
 Flehend mit erhob'nen Händen spricht sie:

„Nimm mich auf zur Sclavin, hohe Göttin!
 Sücht'ge mich, denn büßen will ich gerne,
 Auch was ich unwissentlich gefrevelt!
 Ach, wenn jemals mich, ein sterblich Mädchen,
 Menschen thöricht-blind mit Dir verglichen,
 Zürne nicht, denn nur mit Deinem Bild ja,
 Das sie sich gemacht von Deiner Schöne,
 Konnten sie des Mädchens Reiz vergleichen,
 Nimmer mit Dir selbst, die sie nicht kannten!
 Und wenn, ach, mir unverdient zu Theil ward
 Deines Sohnes Huld, o so bedenke,
 Daß es stets der Götter Art gewesen,
 Schönstes Recht der Götter, schönste Tugend,
 Daß zu Menschen sie herab sich lassen,
 In ein sterblich Herz ein Theilchen gießen
 Ihres Glanzes, ihrer Götterwonne.
 Leidvoll, dürftig ist des Menschen Wesen,
 Ohne Götterhuld muß er verderben.
 Hast Du selbst, der Götterfrauen schönste,
 Nicht beglückt manch ird'sches Herz, an manches
 Ird'schen Lieblings Busen traut geruhet?
 Wenn ich ihn besaß, den Götterknaben,
 Als Gemahl, ach, hab' ich's nicht gesühnet?
 Nicht schon dadurch, daß ich ihn verloren?
 Dadurch, daß so kurz mein Glück gewesen?
 Nimmer ja verlang' ich seine Gattin
 Fernerhin zu heißen; Eins nur will ich:
 Dienen Dir und ihm — als Magd, als Sclavin!“

So das Mädchen, demuthsvoll und schüchtern.
 Hehr die Göttin stand, die siegbewußte,
 Froh des unverwundlich hohen Reizes:
 Gegenüber ihr des Staubes Tochter,
 Bläß, verwelkt im Leid der langen Irrfahrt.

„Ei, Nachtfalterchen,“ versetzt, des Mädchens
 Bleiches Antlitz, ärmliche Gewande

Musternd, Kypriß, „wie zerzaust, verblichen
Deine Flügel sind! was ist geworden,
Kind, aus Deiner vielgepries'nen Blüthe?
Wie verblendet warst Du, eitles Mädchen,
Statt der freier schönsten Dir zu wählen,
Als noch rosig leuchtete Dein Wänglein,
Einem Gotte schweifend nachzutrachten,
Durch die ganze Welt ihm nachzujagen,
Hungernd, dürstend, siech, in Frost und Hitze,
Wad'rer Erdensöhne Trost verschmähend,
Widerstehend jeglicher Verlockung!
Siehst Du nun, was allzuhoheß Trachten
Dir gebracht zum Lohn? zur Vogelscheuche
Wardst Du schier, und jener blöde Knabe,
Den Du krank gemacht mit Deinen Reizen,
Wird, Dich wiedersehend, rasch genesen —
Herzlich schämen sich des einst'gen Liebchens!“

Sprach's und ging von dannen, reizvoll lächelnd.
Psyche seufzte, schluchzte. Doch da nahen
Tröstend hold sich ihr die heitern Grazien.
„Ob die Göttin,“ sprachen sie voll Mitleids,
„Aermste, Dich auch ganz beraubt der Schönheit,
Sage nicht; wir geben im Geheimen
Etwas Dir von jener Zauberschminke,
Welche wir verwahren, welche Kypriß
Selbst aus unsern Händen nimmt, und welche:
Häßliche sogar mit Huld umkleidet!“

Jezzo kam ein Diener, führte Psyche
Fort in eine enge, dunkle Kammer,
Wies ein Lager ihr auf weissen Blättern,
Sperrte dann die Thür mit ehr'nem Riegel.
Aber Psyche ruhte sanft und wohllich
Auf den weissen Blättern, denn sie wußte,
Daß, ob auch getrennt durch ehr'ne Riegel,
Nah' sie schlumm're dem geliebten Amor.





Eduard Desor.

Lebensbild eines Naturforschers.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

I.



Es mag etwa um das Jahr 1837 gewesen sein, als ein Flüchtling in meinem elterlichen Hause in Bern vorsprach.

Mein Vater war im Frühjahr 1835 von Gießen an die neugegründete Universität in Bern übergesiedelt, wo er die Professur der medicinischen Klinik übernommen hatte. Die Regierung hatte ihm ein ihr gehöriges Haus an der Herrengasse vermietet, welche ihre richtige Bezeichnung erst in ihrem französischen Namen, rue des ministres, fand. Es waren in der That zum großen Theile Predigerwohnungen — alte Häuser mit einem dunklen Eingange, einer Wendeltreppe im Innern und in jedem Stocke nur zwei Zimmer, eines nach vorn gegen die Straße, eines gegen die Mure hin, auf der Südseite, mit der großartigen Aussicht auf die Schneeberge des Berner Oberlandes. Die acht lebendigen Kinder waren so gut als möglich in den oberen Stockwerken untergebracht; der Vater hatte sein Zimmer ebener Erde von der Straße aus, hoch über dem kleinen steil abschüssigen Garten, zu dem man durch zwei Kellerstockwerke gelangte; im ersten Stock befand sich das Esszimmer mit einem berühmt gewordenen Tische, den der Vater nach eigenen Entwürfen hatte construiren lassen und den er mit rührender Sorgfalt alljährlich neu mit weißer Oelfarbe anstrich, die er selber rieb und lachte, so daß während einiger Tage der Geruch des Leinölfirnisses das ganze Haus erfüllte. Der Tisch war rund, hatte Platz für 14—16 Personen und in seiner Mitte drehte sich auf einem soliden Postamente eine zweite, kleinere Platte, auf welche die Schüsseln gestellt wurden. So konnte also kein Tischtuch aufgelegt werden. Wer sich bedienen wollte, drehte die Platte, bis die Schüssel vor ihn kam. Neulinge waren oft sehr

betroffen, wenn in dem Augenblicke, wo sie den Suppenlöffel in der Hand hielten, die Schüssel vorbeirutschte, aber man gewöhnte sich bald daran und fand es praktisch.

Schlag zwölf Uhr stellte der Vater die stets rauchende Pfeife in die Ecke und sagte zu dem jungen Manne, mit dem er eine Zeit lang in seinem Zimmer gesprochen hatte: „Kommen Sie, wir wollen essen.“ Es waren stets einige Gedecke mehr aufgelegt, als die Familie Köpfe zählte. „Ein Landsmann aus Friedrichsdorf bei Homburg, kommt aus Paris,“ sagte der Vater. „Nehmen Sie dort neben Carl Platz. Sie kennen sich ja wohl von Gießen her?“ Und zu der Mutter gewendet: „Luise, ist das Stübchen leer?“ — „Ja,“ entgegnete die Mutter nickend. — „Run gut, so bringen Sie heute Mittag Ihre Siebensachen her und nehmen Sie vorlieb!“

Es befand sich nämlich unten in dem Hause ein kleines Stübchen, welches der Vater als Wartezimmer benutzte. Man hatte ein Bett und das nöthigste, einfachste Mobilier hineingestellt und es diente den Flüchtlingen als Unterschlupf. Es wogte fürmlich damals in der Schweiz von Schiffbrüchigen aus aller Herren Ländern, die meistens mit Glücksgütern nur sehr wenig gesegnet waren. Alle kannten das Stübchen und den runden Tisch im Vogt'schen Hause; Alle wußten, daß sie dort eine Zuflucht finden konnten, daß Diejenigen, welche ihre Wissenschaft dem Vaterlande geopfert hatten, wie der Vater sich ausdrückte, bald wieder abziehen mußten, während man den unverdient Unglücklichen mit Rath und That an die Hand ging, ohne viel Worte darum zu machen. Hatte man ja doch selber Einiges mit durchmachen müssen. Die Regierung hatte meinem Vater bei seinem Abzuge noch eine empfindliche Demüthigung zugebracht und ich hatte einige Monate später vor dem berücktigten Georgi flüchten müssen und war nur mit knapper Noth seinen Klauen entronnen.

Der Vater sowohl als ich erinnerten uns Desors nur dunkel. Während seines Rectorates hatte ihm der Vater einmal wegen irgend einer Vappalie „einen Rüssel“ ertheilt und ich, damals noch Gymnasiast, hatte ihn einigemal auf dem Turnplatze unseres Hausgärtchens gesehen. Turnen war damals höchst staatsgefährlich und den Studenten auf's Strengste verboten. Man hatte es aber meinem Vater nicht wehren können, in seinem Gärtchen hinter dem Hause einige Turngeräthe aufstellen zu lassen, von welchen er behauptete, er habe sie aus hygienischen Gründen nöthig. Freilich turnte er nicht selbst, sondern begnügte sich, nur zuweilen einen Gang mit dem Stoßrappier zu machen, das er meisterhaft handhabte; von mir sagte mein Erzeuger, ich sei zwar stark in der Theorie, aber schwach in der Praxis, und da die übrigen Söhne nur noch kleine Jungen waren, so benutzte die Familie selbst Red und Warren sehr wenig; konnte aber mein Vater es hindern, daß die Mitglieder der Burschenschaft den niedrigen Zaun überkletterten und unter Leitung von Epieß, dem bekannten Turnlehrer, sich übten?

Diese Anhaltspunkte genügten, um Desor in unserem Hause in Bern aufzunehmen, wo er bald heimisch wurde.

Eduard Desor war im Februar 1811 in Friedrichsdorf bei Homburg geboren als Sprößling einer alten Hugonottenfamilie aus der Umgegend von Lunel in Südfrankreich. Das benachbarte Heinrichsdorf, ebenfalls eine französische Colonie, war ursprünglich von Picarden bevölkert und noch in seiner Jugendzeit konnte man, wie er mir manchmal erzählte, im Accent, in Sitten und Gewohnheiten die Weber und Landbauern der beiden Dörfer unterscheiden. Sein Vater war für die Verhältnisse des Dorfes, in dem die Familie Desor noch jetzt existirt, ziemlich begütert; es wurde also beschlossen, den älteren Sohn Medicin, den jüngeren, Eduard, die Rechte studiren zu lassen. Staats-Universität für Hessen-Homburg war Gießen.

Freilich boten sich in der kleinen Landgrafschaft damals nicht viele Aussichten, weder für den einen, noch für den anderen Beruf. Homburg als Badeort für die große Welt war noch nicht erfunden; Herr Blanc war noch nicht als leuchtendes Gestirn für Homburg und speciell für Friedrichsdorf aufgegangen, denn in der Colonie holte sich später der Gründer von Monaco seine Lebensgefährtin, eine Jugendgespielin Desors, die als Schwiegermutter eines Napoleoniden und eines Fürsten ihr mit erspielten Millionen beschweretes Dasein enden sollte. Die Landgrafschaft führte ein bescheidenes Stillleben; ihr absoluter Souverain half seinen beschränkten Einkünften dadurch auf, daß er österreichischer General wurde und in Ungarn auf den Gütern der Esterhazy, Karolyi und anderer Magnaten dem edlen Maidwerk fröhnte. Einige Amtleute besorgten gleichzeitig die ganze Regierung, Justiz und Verwaltung und benutzten mit weiser Mäßigung den Schloßthurm, die weiße Rübe genannt, zur Befänftigung etwaiger aufgeregter Gemüther.

Dieses idyllische Stillleben wurde nun freilich in unangenehmer Weise durch das Jahr 1848 gestört. Der Landgraf wurde als österreichischer General pensionirt und zog sich mit einem Kammerdiener, dem alten Joseph, nach Homburg zurück, wo er in einem Jagdpavillon residirte, das Schloß aber leerstehen ließ. Als vorsichtiger Mann hatte er den Zeitläufen Rechnung getragen und auf der Durchreise durch Darmstadt den „braven Jaup“, der dem „edlen Gagern“ als Ministerpräsident gefolgt war und seinen Liberalismus dadurch bethätigte, daß er mich meiner Stelle als Professor in Gießen entsetzte, eindringlichst gebeten, ihm einen geeigneten Mann zu empfehlen, welcher das absolutistische Hackbrett der Landgrafschaft in ein constitutionelles Pianino umzustimmen vermöge.

Der „brave Jaup“ hatte einen ebenso braven Schwager Wansa, der als Universitäts-Secretär in Gießen versauerte, freilich aber auch, wie mein Vater zu sagen pflegte, die besten Absichten mit den schwächsten Einsichten zu vereinigen wußte. Wansa war der geeignete Mann; er trank täglich nach zweitem dem Frühstück „einen Schwarzen“ mit dem Landgrafen und brachte ihm ebensoviel constitutionelle Weisheit bei, als er selbst besaß. Nach dem tollern

Jahr hatten sich die Wogen des politischen Lebens auch in der Landgrafschaft, deren Vertreter im Parlamente der blonde Benezek war, um so leichter geglättet, als die Nachbarstaaten für die Säuberung des Gebietes von Revolutionären gründlich bedacht gewesen waren. Landgraf und Minister tranken in größter Gemüthsruhe ihren Schwarzen, während der alte Joseph das Gewehr putzte, mit dem ersterer in der Früh einen Bock geschossen hatte, und die Zufriedenheit war um so größer, als Herr Blanc unterdessen seine segensreiche Wirkksamkeit entfaltet und damit den Finanzen besser auf die Beine geholfen hatte, als das schönste Tabaksmopol es hätte thun können.

Aber kein Glück kann ewig dauern.

Eines Tages begegnete der österreichische Gesandte am wiederhergestellten Bundestage in den Laubgängen des Parles einen in effigie gehängten ungarischen Obersten. Hatte die Excellenz am grünen Tische Unglück gehabt, oder war sie aus anderer Ursache übler Laune — sie stellte ein Auslieferungsbegehren und verlangte die einstweilige Verhaftung des Obersten. Tragischer Conflict! Der Minister schwankte zwischen seinem liberalen Bewußtsein und der Verpflichtung gegenüber einer befreundeten Bundesregierung, der Landgraf zwischen seiner Stellung als österreichischer General und souverainer Fürst. Einstweilen, bis Bansa in Rotteds und Welters Staatslexikon sich Raths erholt, wurde der Oberst verhaftet, genau nach der Grundregel der Berner Verwaltung: G'heit-ne numme hingere; mer werde däh später scho g'sehe! (Werfet ihn nur hinein — wir werden dann später schon sehen!)

Gräfin R., eine der bezauberndsten Frauen der hohen ungarischen Aristokratie, eilt herzu, von ihrem lieblichen Töchterchen Palma begleitet. Sie sucht den Minister auf, den sie durch ihre Liebenswürdigkeit gänzlich bestrickt. Sie kommt nur aus Mitleid mit dem Gefangenen; sie ist überzeugt durch des Ministers staatsrechtliche Deductionen, daß derselbe vollkommen correct vorgegangen ist; sie will nur den Oberst sehen, ihm die kleine Palma zuführen, die er sehr liebt. Der Minister begleitet sie bei dem ersten Besuche. Die Gräfin, in Thränen erstickend, eilt an das Fenster. Der Minister, im Innersten bewegt, sucht sie zu trösten. Unterdessen kost das Kind mit dem Obersten, der es auf seinen Knien wiegt, in ungarischer Sprache. Man trennt sich. Der Minister ist entzückt über die Haltung der Gräfin, die den Gefangenen nur gefragt hat, ob und womit sie ihm den Aufenthalt in der Zelle erleichtern könne. Sie wird ihm Blumen, Ledereien und einen Sessel schicken und giebt dem Minister das Ehrentwort, daß sie nicht mit dem Obersten correspondiren werde. Aber das Kind darf sie doch täglich dem Gefangenen zum Troste schicken?

Die kleine Palma lernt jeden Morgen eine ungarische Lektion, die sie Nachmittags dem Gefangenen auf sagt. Sie recitirt ihm Verschen. Innerhalb dreier Tage ist Alles in Ordnung, der Gefängnißwärter, die wachhabenden Polizeidiener — Alle wissen, daß sie auf den Gütern der Gräfin

herrlich und in Freuden leben können, sobald sie mit dem Obersten das Weite gesucht haben werden.

Aber so weit will es die Gräfin nicht kommen lassen. Der Minister hat ihr Alles gesagt, ihr alle Schreiben vorgelegt; sie weiß, daß er von Wien ein officiellcs Auslieferungsbegehren erwartet, das mit Extrapost kommen muß. Sie wünscht den Landgrafen zu sprechen. Der Minister sucht Ausflüchte. Sie nimmt Quartier beim Postmeister und hilft diesem beim Mustern der Eingänge, erfährt alle Einzelheiten des Dienstes. Sie fährt vierspännig spazieren, so daß sie der Landgraf sehen muß. Beim Schwarzen fragt der Landgraf nach der Dame. „Es ist die ungarische Gräfin K.,“ sagt der Minister. — „Die Gemahlin des Grafen Georg K.“ fragt der Landgraf. — „Zu dienen, Durchlaucht.“ — „Was,“ braust der Landgraf auf, „und das haben Sie mir nicht gleich gesagt! Ich kenne die Dame, ich bin Wochen lang ihr Gast gewesen; soll ich durch Sie in den Ruf eines Flegels kommen? Joseph, Staatslivree anlegen, Karten tragen, den Thronsaal in Ordnung bringen! Meine Uniform! Sie gehen gleich hin, Banja, und sagen, ich lasse die Gräfin um Entschuldigung bitten und fragen, wann ich sie besuchen könne.“

Die Gräfin läßt sich entschuldigen, sie könne den Landgrafen nicht standesgemäß bei sich empfangen, aber sie wünsche eine Audienz.

Ich habe selten mehr gelacht als bei der Erzählung dieser Audienz. Die paar Soldaten, die das Gewehr präsentiren, der alte Joseph an der Treppe, auf der man noch die Besenstriche in dem dicken Staube der Jahrzehnte sieht, die Spinnweben an den Fenstern, die krächzenden Thüren, die verschossenen altfränkischen Möbel, der Landgraf in seiner ungarischen Husarenuniform, die ihm so eng geworden ist, daß er sich nur mit größter Mühe setzen kann, und mitten darin die kleine Frau, die alle Kunst der Toilette und alle Liebenswürdigkeit ihres Wesens aufbietet, um den alten Nimrod zu umstricken, der zuletzt alle klugen Rätke vergißt, die ihm der constitutionelle Minister einzutrichtern versucht hat. „Ich kann Ihnen den Gefangenen nicht geben, gnädigste Gräfin, ich bin österreichischer General!“ — „Aber Durchlaucht sind Souverain!“ — „Ja,“ sagt der Landgraf und wirft sich in die Brust, daß alle Nähte der Uniform knacken, „ja, ich bin Souverain!“ — „Run,“ sagt die Gräfin, schließen wir einen Vergleich. „Wann erwarten Sie das Auslieferungsbegehren?“ — „Morgen.“ „Gut! bleiben Sie österreichischer General bis übermorgen Abend. Wenn aber bis dahin das Schreiben nicht eingetroffen ist, so werden Sie Souverain und geben mir bei Sonnenuntergang den Gefangenen? Ihre Hand darauf!“ „Mein Ehrenwort!“ Die Gräfin geht zur Thüre, wo, wie sie wußte, der Minister harrete. Sie ruft ihn herein, wiederholt ihm den Vertrag und der Landgraf bestätigt sein Wort. Banja ist ruhig — heute Abend muß die Anzeige kommen, morgen schickt er einen Postillon nach Frankfurt, übermorgen früh spätestens reitet die Extrapost ein.

Die Aufregung hat der Gräfin Migräne gemacht. Sie kann den

Minister nicht empfangen; aber der Postmeister speist bei ihr. Ein helles Feuer brennt in dem Kamin. Der Postmeister kann sich nicht von ihr trennen. Die Briefe werden heraufgebracht. Sie tändelt und scherzt. „Was ist denn das für ein Couvert mit den großen Siegeln?“ „Von der österreichischen Gesandtschaft in Frankfurt.“ — „Bitte, zeigen Sie doch.“ Er reicht ihr das Couvert; sie springt mit einem Satz zum Kamin. „Postmeister,“ sagt sie mit flammenden Augen, „an dem Briefe hängt das Leben eines braven Mannes. Stehen Sie nicht auf, sonst fliegt es in das Feuer.“ „Gräfin, Sie bringen mich um's Amt!“ — „Das wäre nicht das Schlimmste,“ antwortet sie. „Das können wir doppelt und dreifach wettmachen, wenn nöthig.“ Sie schellt. „Anspannen, sogleich, der Postmeister muß über Land! Hören Sie! Sie haben mir den eisernen Schrank gezeigt, in welchen sie die Briefe legen, welche Sie persönlich zu übergeben haben. Geben Sie den Schlüssel.“ „Gräfin!“ Sie macht eine Bewegung, als wolle sie den Brief in das Feuer werfen. Der Postmeister giebt den Schlüssel. „Gut,“ sagt sie und steckt den Brief ein. „Jetzt, Postmeister, fahren Sie über Land. Sie kommen erst morgen Abend nach Sonnenuntergang wieder. Ich reise nach Sonnenuntergang ab. Sie werden den Schlüssel hier in dieser Commode finden. Glückliche Reise, Postmeister, und wenn Sie die geringste Unannehmlichkeit haben sollten, geben Sie getrost Ihre Entlassung. Mein Wort, es soll Sie nicht gereuen. Ein Graf R'scher Intendant steht sich dreimal besser, als ein heffen-homburgischer Postmeister.“

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, sagte die Gräfin, als er zur Thüre hinaus wankte. Als ich aber den Wagen über das Pflaster rollen hörte, fiel ich wie todt zu Boden und alle schreckliche Aufregung löste sich endlich in einem Strome von Thränen. Das war gut. Aber Alles war noch nicht gethan. Ich packte zusammen, traf alle Anordnungen zur Abreise. Der Oberst war benachrichtigt; so ging der Tag hin. Der Minister schickte von Stunde zu Stunde — kein Postmeister, kein Brief. Der Landgraf war brummend in den Nebel hinausgegangen, um einen Hasen zu schießen. Es war ein kalter, nasser Septembertag. Der Reisewagen stand zur Abfahrt fertig vor der Post. So ging ich denn gegen Sonnenuntergang zu dem Jagdpavillon. „Durchlaucht sind eben zurückgekommen und im Begriffe sich bequem zu machen,“ sagt Joseph. Ich drückte ihm einige Goldstücke in die Hand und stoße die Thür auf. Der Landgraf steht starr vor Erstaunen. „Durchlaucht,“ sage ich, „die Zeit ist um: Sie haben nichts erhalten? Der Souverain tritt in seine Rechte. Geben Sie mir den Entlassungsbefehl für den Obersten.“ — „Aber Gräfin, ich bitte!“ „Ist Ihr Ehrentwort ein leerer Schall?“ „Gräfin,“ sagt der alte Herr, „beleidigen Sie mich nicht.“ — Er schreibt. „Hier Gräfin.“ Da, erzählte sie, hab' ich mich nicht halten können — ich bin ihm um den Hals gefallen und hab' ihn auf seinen nassen, stacheligen Schnauzbart geküßt und dann bin ich fortgerannt, als ob mir die Sohlen brennten, habe dem constitutionellen Langweiler, dem Minister, den Wisch unter

die Nase gehalten, den Obersten herausgeholt, in den Wagen geschmissen, und als wir über die Chaussee flogen, daß die Funken stoben, da kam uns eine Extrapost entgegen, die der österreichische Gesandte schickte und ich sagte zu dem Obersten: „Der kommt, wie Genf zum Dessert. Rißelt Sie's nicht am Halse? Aber die Oesterreicher heuten keinen, sie hätten ihn denn vor.“

Rehren wir von dieser Abschweifung zu dem Gießen von 1831 zurück. Desor hatte den Bauernsturm in der Wetterau als loyaler Vertheidiger der Stadt unter den Befehlen meines Oheims, des ehemaligen Lieutenants in der Blücher'schen Armee, späteren revolutionären Advocaten in Gießen, Paul Follenius mitgemacht. Die Bauern, so sagte man, raubten und plünderten; sie verlangten in der That nur aller Orten „die Papiere“ und verbrannten Gerichtsacten und Steuerregister so lange, bis sie in einem reichen Dorfe Melbach, dessen Einwohner viele Hypotheken und Rentenbriefe besaßen, so gründlich geprügelt wurden, daß sie aus einander stoben und nach Hause gingen. Erst einige Tage nachher rückte Prinz Emil von Hessen, dem Napoleon in der Schlacht von Leipzig zugerufen hatte: *En avant, roi de Prusse!* mit Heeresmacht in das empört gewesene Land, und da seine Dragoner keine anderen Feinde vor sich fanden, schossen sie in demselben loyalen Dorfe Melbach einige Bauern, welche gerade Äpfel pflückten, mit den Pistolen von den Bäumen, was vollkommen genügte, allen Widerspenstigen einen hohen Begriff von der Staatsmacht des Großherzogthums beizubringen. Ehe aber die Hilfe kam, hatte Gießen den Widerstand gegen die Bauern organisiert und sich mit einer doppelten Vorpostenkette von Sonntagsjägern mit Jagdflinten umgeben, die bei dem Anrücken der weißen Rittel tragenden Bauern Feuer geben und sich dann auf das Hauptcorps zurückziehen sollten. In der Ecke eines Wäldchens stand beim Zwielicht ein leiblich und geistig kurzschichtiger Professor der Jurisprudenz auf verlorenem Posten. Er sieht etwas Weißes in den Büschen, ruft dreimal *Werda?* und als er keine Antwort erhält, feuert er. Die ganze Vorpostenkette feuert, die Trommler rasen auf ihren Kalbsellen, die Glocken läuten Sturm, das Hauptcorps saßt Posto — als aber Niemand sich zeigen will, reitet mein Onkel an der Spitze einer Patrouille hinaus, den Schützen, Professor Weiß, als Führer mit sich nehmend. Sie finden in einem Busche einen kläglich blökenden Hammel, dem Weiß ein Bein zererschossen hatte. Das „Hammelfest“ wurde noch lange Jahre hindurch mit einem Bankett gefeiert, bei welchem zur Versiegelung des brüderlichen Zusammenstehens der Gießener Bürger in den Stunden der Gefahr jedesmal zum Schlusse eine allgemeine Keiserei in Scene gesetzt wurde.

Für einen Studiosen der Rechte, welcher der Wissenschaft halber den Studien oblag, da ihm ja doch die Heimath keine Aussichten bieten konnte, war Gießen damals zu bewegt; Desor ging also nach Heidelberg. Aber er kam aus dem Regen in die Traufe. Wer dachte zu den Zeiten des Hambacher Festes an Mackelbey, Mittermaier und Thibaut, an Institutionen und Pandecten? Die Freude mit Wirth und Siebenpfeifer, den Desor später in Bern ebenfalls als Flüchtling wiederfand, dauerte nicht lange; das Ham-

bacher Fest wurde, nach Metternich's Ausdruck, das Fest der Guten, die Mainzer Centralcommission arbeitete mit Hochdruck und es gab Viele, welche das Leben auf dem nichtsnutzigen Pariser Pflaster der patriotischen Existenz in einer moralischen deutschen Gefängniszelle vorzogen.

Desor gehörte, ich muß es leider gestehen, dieser Meinung um so mehr an, als er beide Sprachen, deutsch und französisch, vollkommen beherrschte. Später fügte er noch englisch hinzu und selbst italienisch, obgleich ihm letztere Sprache nicht ganz so geläufig war, wie die drei andern. Die Handhabe der Sprachen war um so erwünschter, als er in Paris daran denken mußte, sich selbst seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Die Eltern waren gestorben, das Vermögen so weit verzehrt, daß mit knapper Noth die Kosten des Studiums für den älteren Bruder, den Mediciner, herbeigeschafft werden konnten. Aber der junge Heidelberger Bursche von einundzwanzig Jahren hatte einen lebhaften Geist, eine unermüdlige Arbeitskraft und einen guten Appetit, den er befriedigen mußte. Sein juristisches Studium konnte ihm nicht von dem geringsten Nutzen sein. Der Jurist ist an die Scholle gebunden; unter den Tausenden von Flüchtlingen, Stromern, aus ihrem Vaterlande Hinausgeworfenen, die ich während meines Lebens gesehen und kennen gelernt habe, waren die Juristen stets die Unglücklichsten, die ihre geistige Errungenschaft im fremden Lande über Bord werfen und andere Erwerbszweige ergreifen mußten.

Nichts ist irrthümlicher, als die landläufigen Ansichten über Paris, die namentlich in Deutschland umgehen. Aus der Romanliteratur, aus den Theaterstücken und dem Treiben um den jetzt zu Grunde gegangenen Bal Mabille setzt sich der zu Hause hockende oder die Weltstadt flüchtig besuchende Philister ein Bild des modernen Babels zusammen, das nur einer dünnen Schicht der Bevölkerung entspricht, welche wie Del über einer ungeheuren Zahl tüchtiger und emsiger Arbeiter schwimmt, die in allen Kreisen der Bevölkerung den Kern bilden.

Desor fand in Paris einige Freunde aus Frankfurt, die mit ihm, wie die Franzosen zu sagen pflegen, den Teufel am Schwanz herumzogen und bis zu seinem Tode mit ihm befreundet blieben. Der Eine war bei Firmin Didot als Commis eingetreten, — er ist jetzt an der Spitze der bedeutendsten naturwissenschaftlichen Verlagshandlung in Paris, die es sich besonders zur Aufgabe gesetzt hat, das französische Publikum mit den englischen und deutschen Werken im Gebiete des Darwinismus bekannt zu machen. Der Andere arbeitete in einer Buchdruckerei, kehrte später nach Frankfurt zurück und leitet eines der größten Geschäfte der Mainstadt. Es war ein kleiner Kreis intelligenter, tüchtiger, fleißiger junger Männer, die hart arbeiteten und sich mit Wenigem begnügen mußten, wenn sie sich ein Vergnügen gönnen wollten.

Damals vielleicht noch mehr als jetzt war die Kenntniß mehrerer Sprachen in Paris ein Schlüssel, der alle Thüren öffnete. Als ich bei meinem ersten Besuche auf der Bibliothek des Pflanzengartens dem Bibliothekar die Titel einiger deutschen und englischen Werke übersetzt hatte, war mir unmittelbar

die Bibliothek zu allen Stunden des Tages geöffnet, wo nur die Beamten des Pflanzengartens Zutritt hatten. Nach wenigen Wochen war Desor mit der Uebersetzung des großen Werkes von Carl Ritter über Geographie betraut.

Man kann gerade nicht sagen, daß dieses Werk, trotz seiner Vortrefflichkeit, trotz der neuen Grundlegung der Wissenschaft, die man ihm verdankte, in Frankreich großen Anklang gefunden habe. Im buchhändlerischen Sinne war diese Uebersetzung eine verfehlte Speculation; der Verleger kam kaum auf die Kosten; aber sie bildete eine regelmäßige Einnahmequelle, zwang den Uebersetzer, sich in mancherlei Wissenschaftsgebieten umzuthun, die ihm bis dahin ganz fremd gewesen waren und machte ihn zugleich in wissenschaftlichen Kreisen bekannt. Desor wurde durch sie zu den Naturwissenschaften und namentlich zur Geologie geführt.

Einige biographische Notizen behaupten, Desor sei durch die Vorlesungen Elie de Beaumonts, die er mit äußerstem Interesse besucht habe, der Geologie gewonnen worden. Ich weiß nicht, ob Beaumonts Vorlesungen, die ich selber später als Grundlage der ersten Auflage meines Handbuchs der Geologie und Petrefactenkunde benutzte und mit wahrer Todesverachtung bis zum Schlusse hörte, jemals einen Menschen für Geologie haben begeistern können. Der Mann quälte sich und seine Zuhörer in furchtbarer Weise; die Art, wie er eine unendliche Fülle von Thatfachen in schrecklicher Verlegenheit, welche ihm die Kehle zuzuschnüren drohte, bald nur flüsterte, bald brüllend hervorpolsterte, wirkte so peinigend, daß man zu meiner Zeit von einem Menschen, dem man ein Uebermaß von Geduld zuschreiben wollte, zu sagen pflegte, er habe zwei Vorlesungen Beaumonts in derselben Woche angehört.

Raup und Kipstein hatten bei Eppelsheim am Rhein den jetzt noch einzig vorhandenen Schädel eines Riesenthieres, *Dinotherium giganteum*, entdeckt, das sich besonders dadurch auszeichnet, daß es im Untertiefer zwei ungeheure, nach unten gerichtete, säbelförmige Hauer trug. Die Ansichten der Gelehrten waren getheilt; die Einen stellten das Thier, der Aehnlichkeit seiner Backzähne wegen, in die Nähe der Tapire; die Andern sahen in ihm ein Rüsseltier, den Elephanten ähnlich; die Dritten hoben Charaktere hervor, welche auf die pflanzenfressenden Walthiere, die Seekühe, hindeuteten. Raup brachte den Schädel, auf Blainvilles Einladung hin, nach Paris und stellte ihn in einer Bude auf den Boulevards öffentlich aus, indem er zugleich die unglücklichste aller Hypothesen veröffentlichte, wonach das Thier wegen des Mangels von Vorderzähnen den Faul- und Gürteltieren angeschlossen werden sollte.

Es wäre dem guten Raup wohl zu gönnen gewesen, wenn er mit seiner Ausstellung einiges Geld verdient hätte. Seine Besoldung in Darmstadt war die eines verdienstvollen, kenntnißreichen Mannes, der seine ganze Kraft für die Hebung des ihm anvertrauten Museums einsetzte — er hatte zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig.

Trotz energischer Beihilfe von Desor, der die nothwendige Reclame besorgte, verunglückte die Speculation so sehr, daß ohne die Beihilfe der

Pariser Akademie der Riesenschädel im Versuch hätte bleiben müssen. Den Ankündigungen nach glaubten die Pariser wenigstens ein Mammoth mit Haut und Haaren in der Bude zu finden. Die Enttäuschung der ersten Neugierigen, die nur eine braune Knochenmasse vor sich sahen, welche ihrer Einbildungskraft durchaus keinen Anhaltspunkt bot, pflanzte sich mit Windeseile über die Boulevards fort. Raup konnte von Glück sagen, daß er mit einem blauen Auge davon kam und seinen Schädel zurückführen durfte.

Für unseren Freund war aber nun der Anstoß gegeben, weiter in die Naturwissenschaft einzubringen. Vielleicht hätte er sich in Frankreich, in Paris eine Stellung erkämpft, wenn nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß ihn aus seiner Dase herausgeschleudert hätte. Die Auflage von Ritters Geographie verbrannte im Magazin; der Verleger war froh, diesen Umstand zur Lösung seines Vertrages benutzen zu können und . . .

Ach! Welcher Held bestand den harten Streit —

Zumal, wenn er ihn nicht bestehen wollte —

Mit Amors tüdischer Verschlagenheit?

Sie hieß Helena und er Eduard — was braucht es mehr, um griessgrämige, alte Tanten, härbeißige Oheime und eifersüchtige Nebenbuhler in Bewegung zu bringen? Ein Unschulds-Ausflug nach Montmorency, ein Eselsritt durch die Kirchenwälder genügte, um eine schwer wiegende Denunciation wegen „Entführung einer Minderjährigen“ vom Stapel laufen zu lassen.

Eduard hielt nicht Stand vor des Geschickes Mächten. Mit einigen Franken und einer genauen Beschreibung des damals neu erfundenen Verfahrens der Fabrikation von Stearinkerzen, die er in der Schweiz zu verwerthen hoffte, in seinem leichten Reisekoffer, strandete er in dem Flüchtlingsstübchen, wie in dem Anfange gemeldet wurde.

Aber vierzig Jahre später suchte die Theure den Traum der Jugend wieder auf, mit denselben schwärmerischen Gefühlen, die sie trotz vielfachen Umherstreifens, sogar in Mexico, im innersten Herzensschrein bewahrt hatte. Zwei ausgebrannte Vulkane können nicht in Flammen ausbrechen. Sie war ein „sentimental zudringliches Weibsbild“, er ein „einsilbiger Griesgram“ geworden, dessen leere Höflichkeit die Erinnerungen ausgelöscht hatte. So ändern sich die Zeiten!

II.

Es war Nichts mit den Stearinkerzen. Die Bereitung der Dochte, ihre Tränkung mit Vorfäure, wodurch sie sich krümmen und verbrennen, war unserem Freunde ein Geheimniß geblieben. Die schweizerischen Fabrikanten hätten mit den bougies à l'Etoile nicht concurriren können. Er lief sich müde bei den Lichterziehern der guten Stadt Bern, ohne Erfolg.

„Dessauer,“ sagte meine Mutter eines Tages, (sie hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, Desor sei nur die französische Aussprache) „Dessauer, Sie können französisch. Hier muß Jedem arbeiten. Geben Sie den Kindern französische Stunden, damit Sie etwas zu thun bekommen. Oder, wenn Sie das nicht wollen, helfen Sie mir im Garten arbeiten!“

Desor zog vor, den Mädchen französische Stunden zu geben. In den Zwischenstunden suchte er nach einer Stelle als Lehrer, Secretär, Buchhalter, was es auch immerhin sein mochte.

Wir hatten uns befreundet. Ich hatte die Chemie, der ich mich in Gießen unter Liebig's Leitung gänzlich hingeeben hatte, in Bern aufgeben müssen, wo mich der dortige Professor der Chemie, Brunner, nur mit Widerstreben in seinem Laboratorium als einzigen Schüler aufgenommen hatte. Während die Niederschläge abfiltrirten, fing ich, von Langeweile geplagt, Kreuzspinnen, Schmeißfliegen und Hummeln und secirte sie. Professor Valentin, der neu ernannte Lehrer der Physiologie, leitete mich zu der vergleichenden Anatomie. Aber ich trieb daneben, dem Wunsche meines Vaters gemäß, meine medicinischen Studien weiter. „Man kann nie wissen, wo Hasen laufen,“ sagte der Vater. „Kranke giebt es überall und auf dem Doctorsattel kannst Du durch die ganze Welt reiten. Nützt es nichts, so schadet's nichts. Hast Du den Doctor, da kannst Du hernach treiben, was Dir gefällt.“ Das leuchtete mir ein; ich arbeitete angestrengt und Desor half zuweilen mit. Er sehnte sich nach einer anderen, geregelten Beschäftigung. Aber es verstrich fast ein Jahr ohne Aenderung.

Eines Tages war Desor zu Fellenberg nach Hofwyl gegangen, wo man ihm einige Aussichten eröffnet hatte, als Agassiz bei meinem Vater vorsprach. Man saß Abends um den runden Tisch, die Speisen dampften, der Wein perlte in den Gläsern und man hörte Agassiz zu, der mit Begeisterung von seinen großen weitgeschichtigen, wissenschaftlichen Plänen sprach. Er klagte und jammerte wegen Ueberbürdung. Um sein Werk über fossile Fische weiter führen zu können, habe er eine Lithographie gründen müssen, die fortlaufende Vorlagen verlange; und wenn er auch Material für hunderte von Tafeln habe, so sei doch der beschreibende Text im Rückstand; an sein Werk über die Süßwasserfische Europas, das Zoologie, Anatomie und Entwicklungsgeschichte in Monographien behandeln solle, wage er gar nicht zu denken; die Gletscherfrage, wegen deren er sich vor einem Jahre mit Leopold von Buch auf der Naturforscher-Versammlung in Neuchâtel herumgezankt habe, erheische dringend eingehende Studien; wenn nicht Freund Valentin ihm seine Beihilfe für die Anatomie der Seeigel zugesagt habe, so müsse er auch hier einhalten; er sei ein geschlagener Mann, wenn er nicht die geeignete Hilfe finde. „Sie könnten wohl,“ wandte er sich zu mir, „in meinen Nöthen mir beistehen? Kommen Sie, sobald Sie Ihre Examina gemacht haben, zu mir und helfen Sie mir bei meinen Fischstudien!“ Ich sah meinen Vater an, er nickte nur beifällig. „Abgemacht,“ sagte Agassiz, sein Glas hebend, „auf Wiedersehen in Neuchâtel! Jetzt sollte ich noch einen jungen Mann haben, der die Feder zu führen verstünde, einige Kenntnisse in Naturwissenschaften hätte und im Französischen sattelfest wäre, denn ich muß in dieser Sprache publiciren. Wenn Sie mir einen solchen zuweisen könnten, Papa Vogt, so würde ich den Tag segnen, der mich hierher geführt hat!“

„Biel verlangt,“ sagte mein Vater, „aber man kann ja zusehen.“

Defor blieb die Nacht in Hofmühl und den andern Tag auch. Dann kam er wie zerschlagen zurück. Man hatte ihn hingehalten, aber schließlich erklärt, alle Stellen seien besetzt.

Beim Abendessen sagte der Vater: „Wie wäre es, Defor, wenn Sie morgen einmal nach Neuchâtel hinübergingen? Agassiz war da, er braucht einen Secretär. Ich meine, das könnte Ihnen passen. Ich gebe Ihnen ein paar Zeilen an ihn mit.“

Defor turnte hinüber; Tags darauf kam ein Brief, man möge ihm seine wenigen Habseligkeiten schicken. Er bleibe bei Agassiz. Ich möchte bald nachkommen.

Einige Monate darauf, im August 1839, machte ich mein Doctor- und Staats-Examen und wenige Tage später kam ich in Neuchâtel an. Wir sollten dort fünf Jahre zusammen bleiben.

Fünf Jahre in der *Principauté modèle*, wie die Neuenburger sie nannten! Ich wundere mich noch heute darüber, und wenn ich es erzähle, will man es mir nicht glauben. Aber es ist doch so.

Ich fand meinen Freund Defor in dem Hause schon vollkommen installiert. Er hatte dort sein Zimmer, während ich mich in der Nähe einquartierte. Aber wir speiseten bei Agassiz, der mein Logis zahlte. Sonst war absolut gar nichts abgemacht zwischen uns. Wenn Agassiz Geld hatte, gab er uns, was wir brauchten. Als ich zwei Jahre später auf einer Reise, in Gletscherangelegenheiten einen meiner Oheime, einen ehrfamen Beamten, in Deutschland besuchte, sagte er: „Nun, Carl, Du hast ja wohl in diesem Neuschâteau eine Anstellung vom Staate?“ — „Nein, Onkel.“ — „Oder von der Stadt?“ — „Auch nicht, Onkel!“ — „Dann hat Dich wohl der Professor, der Agassiz, angestellt?“ — „Ebenso wenig.“ — „Dein Vater kann Dir aber doch kein Geld geben?“ — „Er giebt mir auch keines, Onkel!“ — „Aber, Kreuzdonnerwetter, wovon lebst Du denn? Du bist ordentlich angezogen, hast Geld in der Tasche, reisest umher — ich glaube, Junge, Du stiehst!“ — „Aber, Onkel, ich verdiene mir, was ich brauche.“ „Papperlappap! Davon kann man nicht leben, wenn man keine Anstellung hat!“

Es war, wenn ich mich so ausdrücken soll, eine wissenschaftliche Fabrik mit Gütergemeinschaft. Unten in dem an der Promenade am See gelegenen Hause zwei große Magazinräume, vollgepfropft mit Fossilien und sonstigen Materialien. Im vorderen Raume ein großer Tisch, mit fossilen Fischen, Zeichnungen und Tafeln belegt, an dem Defor arbeitete und einem jungen Menschen, der zugleich Ausläufer und Stiefelpußer war, die Beschreibungen in die Feder dictirte. Monsieur Charles war in einer guten Schule, denn Defor hielt ihn sehr streng und rügte jeden Fehler mit stachlichen Bemerkungen; der junge Mann ist später in Amerika ein geachteter Zoologe geworden.

An diesen Raum stieß ein zweiter, mit allen anatomischen und zoologischen Geräthschaften ausgerüstet. Hier arbeitete ich an meinen Fisch-

Anatomien und schliß mir selbst an einem großen Schleifstein Durchschnitte von fossilen Schuppen und Zähnen und meine Fingernägel mit ab. Im Herbst stieß als Dritter in Bunde Gressly zu uns.

Gressly ist noch heute eine populäre Figur im Jura. Ein ungeschliffener Edelstein, aber wie ungeschliffen! Er war in einer Kneipe letzten Ranges in Pension gegeben, denn dort gefiel es ihm am besten. Im Frühjahr zog Gressly aus, um den ganzen Sommer bis zum ersten Schnee im Jura Geologie zu treiben. In einem Schnappsack trug er die gesammelten Versteinerungen und ein paar Schuhe; in den weiten Taschen seines Rockes den Hammer, die Boussole, einige Karten und Notizenbücher. Hatte er Hunger, so fiel er in dem nächsten Bauernhause ein, ebenso zur Nacht. Man nahm ihn gern auf, denn er gab den Bauern an, wo sie Mergel und Wasser finden könnten, und er amüsierte die Kinder, indem er ihnen aus Mandelfernen Ratten ausschnitt und aus alten Zeitungen tanzende Frösche ausriß. Oft gaben ihm die Bauern einen Zehrpennig mit, den er in der nächsten Kneipe politisirend vertrank. Im Herbst fiel er bei irgend einem Bekannten für den Winter ein: bei Thurmann, dem bekannten Geologen, in Bruntrut, bei Quiquerez, dem Alterthumsforscher, in Delsberg, bei Disteli, dem berühmten Zeichner, in Olten, bei Agassiz in Neuchâtel — später hatte er sein Winterquartier bei Desor. Er fiel ein mit einem Schatz ungeordneter Beobachtungen, origineller Gedanken, putzte seine Versteinerungen, statt sie mit der Bürste zu bearbeiten, mit der Zunge, legte sich mit den Schuhen in das Bett, und wenn man ihn zwang, ein sauberes Hemd anzuziehen, so legte er es über das schmutzige an. Eines Tages kam Gressly ganz aufgebraucht bei Desor zum Essen. Er hatte sieben Hemden über einander an.

Desor hatte eine wahre Leidenschaft am Dressiren. Hunde, Katzen, Vögel, Alles war abgerichtet und dressirt zu mancherlei Kunststücken. Aber an Gressly, den er später ganz zu sich nahm, scheiterte alle seine Kunst. Ich war im höchsten Grade erstaunt, als Desor den kleinen Struwelpeter bei seinem Eintreten anfuhr: Aber Gressly! Geh' gleich hin und wasche Dich, dann will ich Dich mit dem Vogt bekannt machen! Als ich später Gressly auf meiner Nordfahrt mitnahm, mußte ich es genau ebenso machen!

Desor brachte Ordnung in Gresslys Manuscripte und Notizen. Klarheit im Ausdruck war ihm ein wesentliches Bedürfniß. Wir sagten von ihm, das gehe so weit, daß er Anderen Dinge klar machen könne, die er selber nicht verstehe. Als Gressly alt wurde, von Rheumatismen geplagt, wurde er Haushier bei Desor, der ihn bis zu dem Augenblicke behielt, wo er in eine Heilanstalt gebracht werden mußte. Trotz aller Schrullen und Sonderbarkeiten war Gressly eine anhängliche, treue Seele. Das wilde Gestrüpp war nur ein äußeres Geranke.

Morgens um acht Uhr, im Sommer schon früher, waren wir an der Arbeit. Das Gespräch wurde in der Sprache fortgeführt, in welcher man sich zuerst begrüßt hatte. Mittags zottelte Gressly in seine Kneipe „Zum Fisch“, während wir in den dritten Stock hinaufstiegen, um mit einer Suppe

und einem Stück Brot unser zweites Frühstück einzunehmen. An die Hauptmahlzeit in der Mitte des Tages gewöhnt, kam mir das Anfangs hart an; später aber fand ich, daß diese Eintheilung für strenge Arbeit die geeignetste sei. Ich glaube, daß man die Einbuße an Nationalreichtum, die Deutschland durch sein Mittagessen erleidet, auf Millionen berechnen kann.

Als ich in Neuchâtel eintraf, weilte Frau Agassiz mit ihren Kindern in Karlsruhe und an ihrer Stelle führte Agassiz' Mutter die Haushaltung, eine würdige, fein gebildete Matrone, die ihren Sohn um den Finger wickelte und Freund Desor so sehr unterjocht hatte, daß er Sonntags zuweilen für sie zur Kirche ging. Sie versuchte es auch mit mir, als ich ihr aber freimüthig versicherte, ich sei seit meiner Confirmation niemals mehr zur Predigt gegangen, war sie klug genug, nicht wieder auf diesen Punkt zurückzukommen. Man konnte es einer waadtländischen Pfarrerswitwe nicht übel nehmen, daß sie die Schäflein des Herrn auch fernerhin in den allgemeinen Stall zu sammeln suchte. Aber nichtsdestoweniger war es ein trauliches und angenehmes Wesen, das mit der alten Dame in das Haus einzog; sie ging auf Scherz und Spaß ein und man brachte manchen Abend gern mit ihr zu, wenn sie nach dem Diner ihren Lehnstuhl an den Tisch rückte, eine große Brille aufsetzte und einen Strickstrumpf in die Hand nahm, als wolle sie stricken. Sie war zu einsichtig, als daß sie durch das Klappern der Nadeln unsere Unterhaltung oder Arbeit gestört hätte.

Agassiz war der liebenswürdigste Gesellschafter, den man finden konnte, heiter, meist wohlgelaunt, in jedes Wechselspiel der Stimmungen leicht eingehend, eine durchaus sympathische Natur. Er erfaßte die größten Aufgaben mit spielender Leichtigkeit, überwand die Schwierigkeiten ohne Anstrengung und entwickelte eine unglaubliche Energie, wenn es galt, eine Kugel in das Rollen zu bringen. Ich habe nie einen Menschen begegnet, der ein so hervorragendes Talent auf zoologischem Gebiete gewesen wäre. Nach Jahren erinnerte er sich bei dem flüchtigen Durchgehen einer Sammlung, daß er da oder dort ein ähnliches Stück gesehen habe. In der Herbeischaffung von Material war er findig, wie keiner; wenn es aber zusammen gebracht, flüchtig überschaut, nach dem ersten Ueberblicke geordnet war und es nun an die methodische Verarbeitung gehen sollte, dann fiel er zusammen, wie ein Taschmesser und war nur mit größter Mühe festzuhalten. Ich kann mit vollkommener Wahrheit sagen, daß von all den großen und bedeutenden Werken, die während unseres fünfjährigen Zusammenseins hergestellt wurden, Agassiz höchstens fünf Druckbogen geschrieben hat. Desor besorgte größtentheils seine ausgebreitete Correspondenz, die Beschreibung der fossilen Fische, die Redaction der Bücher über die Gletscher, der Monographien der Stachelhäuter (Echinodermen), der fossilen Muscheln; ich hatte den anatomischen Theil des Werkes über die fossilen Fische, Skelet, Schuppen und Zähne, die Monographie der Fische des alten rothen Sandsteines, die Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Süßwasserfische, die Redaction der deutschen Ausgabe des Gletscherbuches. Nur das zoologisch Beschreibende war insofern im Voraus vorbereitet, als

Agassiz in den Museen seinem Zeichner Dinkel die abzubildenden Stücke bezeichnet und Namen dafür erfunden hatte, eine Lieblingsbeschäftigung, der die Wissenschaft manch' wohlklingendes Wort verdankt.

Agassiz sprach bezaubernd schön und drückte sich im Deutschen und Französischen, weniger im Englischen, mit Eleganz und Feuer aus. Wenn er gut vorbereitet war, was freilich nicht immer der Fall, und der Gegenstand, über den er sprach, ihn besonders anzog, so entwickelte er eine Wärme, eine Begeisterung, der man nicht zu widerstehen vermochte. Desor war unter uns Dreien die kühlfte und am meisten zur Skepsis geneigte Natur, und seine kurzen, aber tief einschneidenden Bemerkungen konnten den leidenschaftlich aufgeregten Agassiz manchmal aus Rand und Band bringen, zumal wenn er fühlte, daß Desor richtig den wunden Fleck getroffen hatte. Aber die aufgeregten Wogen glätteten sich bald wieder; die Schwächen dieses ursprünglich gutmüthigen und liebenswürdigen Charakters sollten erst später hervortreten.

Das Fürstenthum Neuenburg und Valenbys (Neuchâtel et Valangin) war ein merkwürdiges, aus Mittelalter und Pöpszeit, aus Monarchie und Republik, aus Weinbauern und Uhrmachern zusammengebrantes Gemisch. In Neuchâtel, der Hauptstadt, und in den Weingeländen längs des Sees war das Centrum der Loyalität und des absoluten Stillstandes; in dem Val de Travers, ganz besonders aber in dem sich eines sibirischen Klimas erfreuenden, die Hauptstadt an Einwohnerzahl weit übertreffenden Bergdorfe la Chaux-de-Fonds das Centrum der Industrie und der Bewegung. Der König von Preußen ernannte den Gouverneur, den einzigen nicht neuenburgischen Regierungsbeamten, der Nichts zu thun hatte, als alljährlich nach Neuenburg zu kommen, seinen Jahresgehalt von 10,000 Franken einzustreichen und sobald als möglich wieder abzureisen. In der Zeit meines Aufenthaltes (1839—1844) bekleidete der General von Puel die Stelle. Er kam regelmäßig im Sommer, und wenn er nicht bei uns saß und über Naturwissenschaften plauderte, lag er im Wasser des Sees und erstaunte das Publikum durch seine Schwimmkünste. Aber er hielt es nie lange aus, und wenn sein Aufenthalt sich über einen Sonntag erstreckte, wo er seine fromme Clique nicht einladen durfte, bat er uns zu Gaste, um, wie er sagte, einmal Mensch sein zu können in dem Neste. Er nahm stets warmen Antheil an unseren Arbeiten, besuchte uns, als wir auf den Mergelsteinen hausten und belustigte sich in der Nacht, die wir unter einem großen Steine auf dem Eise zubrachten damit, seinem Nachbar Agassiz mit dem Finger die Wassertropfen zuzuleiten, welche unsere Ausdünstung auf dem kalten Steine condensirte.

General Puel war stets sehr geldbedürftig. Er war als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt worden, um die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm IV. zu notificiren und hatte den Rückweg über Neuchâtel genommen. Man erzählte sich mancherlei. Er lud uns zu Tische und plauderte beim Dessert von seiner Mission und der mit Diamanten besetzten Tabaksdose, die Louis Philippe ihm geschenkt. „Ja, man hat uns davon erzählt,“ sagte ich. Desor lachte, Agassiz warf mir einen zürnenden Blick

zu. „Was ist's?“ rief der General. „Heraus damit! Was sagt man? Ich will's wissen!“ „Man erzählt sich hier,“ sagte ich, „Sie hätten die Dose zu dem Hof-Juwelier geschickt, um die echten Steine herausnehmen und falsche einsetzen zu lassen, der Juwelier habe sie aber mit dem Bemerken zurück-
 geschendet, er bitte um Entschuldigung, aber es seien schon falsche drin!“ Die anwesenden Neuenburger waren starr vor Entsetzen, der General aber lachte, daß ihm die Thränen in den Bart liefen und sagte: „Ganz so verhielt sich die Sache nicht, aber etwas Wahres ist schon daran!“

Außer durch den Gouverneur war Preußen noch durch einen Werbeoffizier und einen Militärarzt vertreten, der die Untersuchung der zu dem Jägerbataillon angeworbenen Recruten zu besorgen hatte. Beide wollten aus Langeweile ebenfalls Naturwissenschaften treiben. Der Offizier hatte von Zeit zu Zeit eine Abwechslung, denn da die übrigen Cantone die Werbung nicht garantirt hatten, so brannten ihm bei jedem Transporte nach Basel der größte Theil der angeworbenen Taugenichtse durch und er hangte und bangte beständig in schwebender Pein zwischen Handgeld und Recrutenmangel. Gab er kein Handgeld, so bekam er keine Recruten, wohl aber Rüssel aus Berlin, und gab er Handgeld, so brannten die Schlingel beim ersten Schritt auf bernischem Grund und Boden durch und er hatte das Nachsehen. Da schlich er denn trübselig an dem Ufer des Sees hin und her und beschäftigte sich mit einer Statistik des Fischfanges der Möven; er zählte, wie oft eine Möve stoßen mußte, bevor sie einen Fisch fing. Der Militärarzt aber bethätigte sein Interesse an den Naturwissenschaften dadurch, daß er als echter Berliner mit Hartnäckigkeit den Satz versocht, eine in der Spree gefangene Schleie in Bier gekocht, sei schmackhafter als eine Seeforelle in Weinsauce.

Die Abende brachten wir meist in einer liberalen, so weit man überhaupt in Neuenburg liberal sein konnte, Gesellschaft zu, welche der Cercle des marchands hieß und in deren trübem, rauchigem Zimmer als einziger Schmuck das lithographirte Porträt des „Häringsgrafen Pourtales“ hing. Den Namen hatte der Stammvater des Geschlechtes von einer Speculation in Haringen, welche als das non plus ultra kaufmännischer Combination jedem neu Eintretenden bei der Aufnahme erzählt wurde. Ein Concurrent war dem noch nicht in den Grafenstand erhobenen Pourtales zuvorgekommen und hatte alle Häringe aufgelaufen. Pourtales aber kaufte alle Fässer, so daß sein Nebenbuhler seine Häringe nicht verpacken konnte und klein begeben mußte.

Wir hatten den Philistern, die dort Regel, Villard und Landsknecht um Wein und gebadene Häringe spielten, nach alter Gießener Sitte Namen gegeben: Der Buchrath, der Baurath, der Commerzienrath und vor Allem der Stadtrath, ein Mitglied der Municipalität, die aus neun Mitgliedern bestand, aber den Titel „Messieurs les quatre Ministres“ führte. Der Volkswitz behauptete, sie trügen diesen Titel mit Recht, denn obgleich neun an der Zahl, hätten sie doch nur Verstand für vier. Der Stadtrath aber war eine Respectsperson. Abends mit dem Schläge Zehn klopfte er seine

lange Pfeife aus und empfahl sich; wenn er aber eine neue Pfeife stopfte, so sah man sich fragend an. Die unehelichen Kinder, deren Väter nicht bekannt wurden, fielen nämlich dem Fürsten von Neuchâtel als Heimathlose zur Last; unser Stadtrath hatte also das Amt, beim Eintritt der Wehen herbeizueilen und mit der Gebärenden ein scharfes Verhör nach dem Vater des Wesens anzustellen, das sie zur Welt bringen sollte.

Am Sonntage fiel Agassiz in ein Heer von Cousins und Cousinen, Tanten und Onkeln und wir speisten dann mit den Freunden in einer Pension oder wenn nur irgend Wetter danach war, wurden Ausflüge in die Nachbarschaft, auf den See oder die Berge gemacht. Oft lehrte man erst am Montage wieder heim, gerade zur rechten Zeit, um die hundert Stadträthe (so viele waren es für ein Städtchen von 5000 Einwohnern) im Frack, mit Predigermäntelchen und Bässchen zur Sitzung ziehen zu sehen, deren Verhandlungen so geheim gehalten wurden, daß sogar kein Diener hereintreten durfte, sondern der jüngste Stadtrath den Thürhüter machen mußte. Es waren wichtige Interessen zu vertreten. Chaux-de-Fonds, dieser Abgrund der Corruption, hatte ein Theater — in dem frommen Neuchâtel wurden nur Concerte erlaubt. Eine Truppe sollte, von Bern kommend und nach Chaux-de-Fonds gehend, in Neuchâtel übernachten. Furchtbare Aufregung! Messieurs les quatre deliberiren, der Stadtrath behandelt die klügliche Frage und schließlich wird der Beschluß gefaßt, daß lieberliche Komödiantenpact sei in der Kneipe „Zum Fisch“ zu interniren und eine Wache vor die Thür zu stellen, damit jeder Contact mit den sittenstrengen Bewohnern Neuenburgs verhütet werde. Desor hatte bei dieser Gelegenheit einen scharfen Wortwechsel mit dem Stadtrathe; er behauptete, man könne uns nicht verbieten, unsern Freund Gressly in seiner Wohnung im „Fisch“ zu besuchen, und schließlich brachen wir unter seiner Führung durch und brachten einen vergnügten Abend mit den Schauspielern zu.

So vergingen unter harter Arbeit und stiller Vergnügtheit die Winter, die allerdings ungemüthlich wurden, wenn Frau Agassiz heimkehrte, und uns mit Kindergeschrei, daß sie für die Entwicklung der Lungen sehr zuträglich hielt, mit versalzenen Suppen und verholzten Braten regalisierte, die mit einer vollständigen Interesselosigkeit für unsere Arbeiten, für die Erfolge ihres Mannes und mit einer absoluten Theilnahmslosigkeit an Allem, was um sie vorging, gewürzt waren. Agassiz, der ein außerordentlich liebedürftiges Herz hatte und kein Entgegenkommen fand, wurde nervös, gereizt, hing bald schwermüthig den Kopf oder stürmte hinaus zu seinem Zeichner, hinauf auf die Lithographie, arbeitete noch viel weniger als vorher und machte sich Luft durch theoretische Discussionen über das Wesen der Dinge und die Verschlingung der organischen Typen, die er sich von dem Naturphilosophen Carl Schimper geholt hatte, mit dem er seine Studienzeit in München zugebracht hatte.

„Muß,“ sagte Desor dann wohl bei meinem Eintreten in das Arbeitszimmer (da ich von Bern gekommen war, wurde ich ganz allgemein nur der

Muß genannt) „heute schimperts!“ Ich wußte dann, was die Glode geschlagen hatte und bereitete mich auf eine Discussion über Verwirbelung des Schädels, vorgezeichnete Schöpfungspläne, Weisheit der Natur und ähnliche Themata vor.

Mit dem Frühjahr begannen die Vorbereitungen zu den Excursionen auf den Unter-Aargletscher, die von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annahmen und bei der Erweiterung der Aufgaben auch stets zahlreichere Mannschaft erforderten. Das Grimselhospiz war der Ausgangspunkt; Führer und Arbeiter dem Haslithale entnommen; der Grimselwirth, Zybah, der später wegen Brandstiftung zum Tode verurtheilt, aber begnadigt wurde, leistete uns in wohlverstandenen eigenem Interesse hilfreichen Beistand. Im ersten Jahre, 1840, blieben wir nur acht Tage auf dem Gletscher und campirten unter einem gewaltigen Steinblocke, der den pompösen Namen „Hôtel des Neuchatelois“ erhielt. Im zweiten Jahre wurde ein kleines Zelt, im dritten ein größeres von 60 Fuß Länge aufgeschlagen, das in drei Abtheilungen getrennt war — vorn der Speise- und Arbeitsraum, mitten unser Schlafraum, hinten der Schlafraum der Führer und Arbeiter. Der Steinblock diente als Küche und Kamin, denn strenge wurde der Grundsatz festgehalten, daß in dem Zelte, trotz alles noch so grellen Temperaturwechsels, niemals Feuer angezündet werden durfte. An hellen, heiteren Tagen kam es nicht selten vor, daß wir tagsüber in Hemdbärmeln auf dem Gletscher hantierten und eine Stunde nach Sonnenuntergang das Wasser in den Flaschen auf unserem Tische zu Eis gefror. Bei diesen Expeditionen, die später von Dollfuß-Auffet, dem bekannten Industriellen Mülhausens, noch längere Zeit, aber in etwas mehr comfortabler Wohnung, fortgeführt wurden, waren die Arbeits-Departemente getheilt. Agassiz leitete das Ganze; Desor, der bald als unermüdblicher Bergsteiger, sogar etwas tollkühner Kletterer sich zeigte, besorgte wesentlich die Vorstöße in die Hochregionen und auf die Gipfel; ich hatte zoologische und mikroskopische Untersuchungen und die Aufsicht der Arbeiter, wenn Agassiz und Desor auswärts beschäftigt waren; ein äußerst genauer Topograph, Bild von Zürich, war mit Vermessungen beschäftigt und wurde von Mr. Charles unterstützt; Apotheker Nicolet von La Chaux-de-fonds stellte die Flora der Felsen zusammen und ein Maler, Burckhardt, zeichnete das Panorama der Umgegend.

So fehlte es während der Monate Juli und August, die wir dort in 8000 Fuß Höhe mitten auf dem gewaltigen Aargletscher, vier Stunden Weges von dem Grimselhospiz zubrachten, weder an vielfacher Beschäftigung, noch an mannichfacher Anregung. War das Agassiz'sche Haus in Neuenburg schon ein Durchgangspunkt für die Naturforscher der Schweiz und des Auslandes, so wurde das Hôtel des Neuchatelois bald ein wahrer Taubenschlag, in welchem beständig Gäste an- und abzogen. Viele hielten sich ernstlicher Studien halber längere Zeit bei uns auf; Andere blieben nur eine Nacht; mit den Touristen und Neugierigen wurde nicht viel Federlesens

gemacht; man speidte sie zur Grimsel zurück, die während der ganzen Zeit dieser Expeditionen stets mit Gästen gefüllt war.

Es war ein außerordentlich bewegtes Leben dort oben. Die Freunde mußten mit allen Thatfachen bekannt gemacht, die Gegner belehrt, ihre Einwürfe widerlegt, ihre Zweifel beseitigt werden — wie manche Nacht haben wir dort bis gegen den Morgen bei dem Lichte einer in eine Flasche gesteckten Kerze zugebracht, in unsere Mäntel gehüllt, bei dampfendem Grog und glimmenden Cigarren, und das in eisige Stille versunkene Thal gefüllt mit unseren Wechselreden! Schweizer, Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, Amerikaner strömten herbei und die meisten engeren Freundschaften wurden hier während eines strebsamen Zusammenlebens geschlossen, das die Herzen einander näher bringen mußte.

Wenn aber diese Gletscherfahrten, die zu vielfach beschrieben worden sind, als daß ich näher darauf eingehen sollte, den Glanzpunkt des Agassiz'schen Wirkens in der Schweiz bildeten, so vollendeten sie auch den Ruin seiner Verhältnisse. Trotz der Beihilfe, welche der König von Preußen auf Humboldt's Betrieb gewährte, trotz der Zusteuern, welche besonders aus England flossen, häuften sich die Schulden. Mochten wir im Winter auch noch so angestrengt arbeiten, um die Kosten durch den Ertrag unserer Feder zu decken, die begonnenen Werke fortzuführen, Lieferungen über Lieferungen den Abonnenten aufzubürden, es war nicht möglich, den Bedürfnissen einer großen Lithographie, einer Druckerei zu genügen — um so weniger, als die Produktionskosten durch diese theueren Expeditionen in außerordentlicher Weise gestiegen waren. Desor, der das Rechnungswesen zum Theil in die Hand genommen hatte, bemühte sich vergeblich, Ordnung hinein zu bringen, neue Hilfsquellen zu eröffnen, unzweckmäßige Ausgaben zu verringern — seine Bemühungen scheiterten um so mehr, als Agassiz nie den Abgrund sehen wollte, an dessen Rande er stand, und stets neue, großartige Entwürfe zu wissenschaftlichen Unternehmungen ausheckte, die jahrelange Arbeit und Hunderttausende von Franken als Vorlage benöthigt hätten.

Zu diesen stets mehr lastenden Schwierigkeiten hatten sich häusliche Zerwürfnisse gesellt, die ich erwähnen muß, da sie später auf das Verhältniß zwischen Desor und Agassiz bestimmend einwirkten. Frau Agassiz war eines Tages plötzlich mit den Kindern abgereist, zuerst zu ihrer Schwiegermutter, um bei dieser Klage über den Sohn zu führen, dann nach Deutschland — für das kleine Städtchen, dessen Klatzch und heuchlerische Gleißnerei war zu viel vorgegangen, was nicht gänzlich verdeckt werden konnte.

So kam denn ein Ruf, den Agassiz nach Nordamerika erhielt, als eine willkommenene Lösung von Zuständen, die völlig unheillich zu werden drohten.

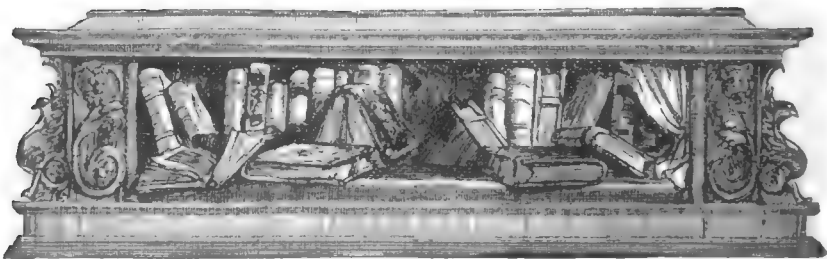
Unheillich auch deshalb, weil in Agassiz mehr und mehr ein Streben hervortrat, seine eigene Arbeitslosigkeit mit der Arbeit von uns zu decken, sich selbst aber Alles und Jedes anzueignen.

Da er uns erhielt und unsere wirklich äußerst mäßigen Ausgaben deckte, so hatte er ohne Zweifel das Recht, unsere Mitarbeit an seinen Werken im

vollsten Maße in Anspruch zu nehmen. Er hatte die Vorarbeiten zu den fossilen Fischen gemacht, die Pläne zu den Gletscheruntersuchungen festgestellt; — wir führten hier nur aus, was er begonnen. Aber daß er nun auch Alles, was wir selbständig concipirt und gearbeitet hatten, als sein alleiniges, geistiges Eigenthum in Anspruch nahm, das wollte uns Beiden und mir am wenigsten, nicht in den Kopf. Es hatte harte Kämpfe gekostet, bevor ich es durchsetzen konnte, daß die Entwicklungsgeschichte der Fischen, zu welcher er nicht das Geringste beigetragen hatte, unter meinem Namen erschien. Um die Anatomie der Bachforellen zu bearbeiten, hatte ich mich zu einem Freunde, Dr. Baszowicz in St. Zmierz, begeben, da ich dort alle Tage frisches Material haben konnte; ich kam nach einigen Monaten mit der vollständig ausgearbeiteten Monographie zurück und obgleich Agassiz vor dieser Vollendung nie eine Spur von der ganzen Sache gesehen hatte, mußte ich zugestehen, gegen alle Wahrheit, daß ihm die Ausarbeitung der Knochen- und Nervenlehre zugeschrieben werde. Da er in Jahren mein Anatomiezimmer nicht betreten hatte, so war ich zu dem Entschlusse gekommen, die Entwicklungsgeschichte der Geburtshelferkröte hinter seinem Rücken auszuarbeiten. Er war sprachlos vor Erstaunen, als ich ihm das gedruckte Werk mittheilte — aber, statt einzusehen, daß er auf diesem Wege nicht mit mir fortgehen könne, glaubte er später in Amerika sogar dieses, sowie das Werk über die Entwicklungsgeschichte der Fische sich öffentlich aneignen zu können, indem er sagte, er habe nur aus Großmuth, um einem jungen Menschen die Wege zu bahnen, gestattet, daß mein Name auf dem Titel der von ihm allein gefertigten Arbeit genannt werde. Meine Verwandten in Boston zwangen ihn zum öffentlichen Widerruf in derselben Gesellschaft, wo er die Unwahrheit gesagt hatte.

So war denn, als der Ruf nach Amerika gekommen und angenommen war, mein Entschluß gefaßt. Ich wollte auf eigenen Füßen stehen. Agassiz beschwor mich unter Thränen, mit ihm zu gehen, aber ich blieb fest. Nach Beendigung aller Arbeiten für ihn, ging ich nach Paris, wo ich mit hundert geliebten Franken in der Tasche ankam.

Desor blieb. Er war zu eng mit Allem verwichsen. Die Vereinigten Staaten zogen ihn an. Die Verhältnisse in Neuchâtel wurden, so weit möglich, liquidirt; die Schulden geordnet unter Beihilfe der Verwandten. Während Agassiz die letzten Dinge ordnete, ging Desor nach dem Norden, nach Schweden und Norwegen, wo er die Gletscher-Erscheinungen studirte, deren Kenntniß gerade für Nordamerika äußerst wichtig war. Er kam zurück nach Paris, wo er mit mir in dem Naturforscher-Hotel der Rue Copeau Nr. 4 wieder zusammentraf und mit äußerstem Fleiße ein großes Schlußwerk über die Gletscher: „Système glaciaire“ ausarbeitete. Mit Benutzung der Pariser Sammlungen schloß er die Untersuchungen über Seeigel, die er in Neuchâtel begonnen, vorläufig ab. Agassiz hatte sich endlich losreißen können und nach kurzem Aufenthalte in Paris gingen Beide dem neuen Bestimmungsorte entgegen.



Porkeles und Porkelessa.

Von Johannes Scherr.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —



Im Jahre 1848 einer der bekannten Führer der Demokratie, Karl d'Ester, sich durch die Flucht den Scherereien mit der preussischen Polizei entzog und in dem angenehmen Gefühle der Sicherheit von der Schweiz aus seinen Gesinnungen unbehellig den allerungezwungensten Ausdruck geben konnte, da brachte der „Kladderabatsch“ in seiner Sylvesternummer, als Gruß von den Alpen, die witzigen Verse:

Auf den Bergen lebt sich's frei.
Grüßen Sie, mein Vester,
Unsere guten Hinkeldeh!
Achtungsvoll

Karl d'Ester.

Während des Lesens der neuesten Erzählung von Johannes Scherr „Porkeles und Porkelessa“*) sind mir plötzlich diese Verse, Erinnerungen aus früherer Kindheit, wieder eingefallen, und haben mich bis zur letzten Seite summend begleitet. Solche Einfälle, so thöricht sie bisweilen erscheinen, sind, wenn man ihnen näher nachforscht, oft verwünscht gescheit; und ich habe mich nicht sonderlich anzustrengen brauchen, um den Zusammenhang zwischen dem scherzhaften Vierzeiler und dem Buche, mit dem ich mich beschäftige, herauszufinden.

Es ist kein Zufall, daß „Porkeles und Porkelessa“ nicht in Berlin oder Wien geschrieben worden ist. Ich glaube sogar, daß dieses Buch in

*) Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann. 1882.

einem der großen Mittelpunkte deutschen Lebens und Schaffens überhaupt nicht hätte geschrieben werden können, wenigstens nicht so. Es ist ein böses Mädchen aus der Fremde, das Jedem eine Gabe ganz besonderer Art darbringt: Dem Nessel, Jenem Dornen; und der Jüngling wie der Greis am Stabe schleppen sich weiblich durchwalzt von dannen. „Eine böse Geschichte“ nennt Johannes Scherr das Buch, und das ist eigentlich die einzige Gutmüthigkeit, derer er sich schuldig macht; denn durch diese Bezeichnung hat er seinen Recensenten das Handwerk erleichtert. Es ist mir auch wirklich nicht eine Besprechung zu Gesicht gekommen, die sich die sinnige Anknüpfung hätte entgehen lassen, und die nicht mit den Worten eingeleitet worden wäre: „ja, es ist in der That eine recht böse Geschichte.“

Im Uebrigen aber ist die Gutmüthigkeit gerade keine der bezeichnenden Schwächen des Verfassers und seines Werkes. Die Schärfe der Satire und die Herbheit des Tones erregen sogar unser Erstaunen, und die olympische Ruhe, mit der nach rechts und nach links die Hiebe ausgetheilt werden, sind uns etwas ganz Ungewohntes geworden. Es ist eine Rücksichtslosigkeit in dem Buche, wie man sie sich in dieser unverminderten Kraftfülle eben nur auf den freien Bergen bewahren kann.

Der verstorbene Leipziger Professor Böllner, der abgesehen von seinen Verdiensten als Naturforscher auch in der Polemik Ausgezeichnetes geleistet hat, die, wenn man die geistige Kraftverschwendung für den Spiritismus und die vierte Dimension außer Acht läßt, die bedauerliche Festigkeit des geistvollen Menschen, der eine zweifelhafte Sache vertritt, entschuldigt, und die Uebertreibungen der tapfern Parteilichkeit in Abzug bringt, viel Witziges, Sinn- und Lehrreiches enthält, hat vor zehn oder zwölf Jahren einmal als Einleitung zu einem streng wissenschaftlichen Werke über die Natur der Kometen eine sehr bemerkenswerthe Abhandlung geschrieben, welche sich namentlich auch über die Beziehungen zwischen gesellschaftlichem Verkehr und wissenschaftlicher oder künstlerischer Arbeit ausläßt. Daran anknüpfend hat denn auch Eduard von Hartmann einen großen Aufsatz über die Symptome des Verfalls im Künstler- und Gelehrtenthum veröffentlicht, welcher den Faden der von Böllner angeregten Gedanken weiterspinnt. Es muß bemerkt werden, daß die beiden genannten Gelehrten niemals ein im gewöhnlichen Sinne gesellschaftliches Leben geführt und die Andacht und Einsamkeit ihres Arbeitszimmers niemals verlassen haben. Die Beiden stimmen nun in der Ansicht überein, daß unsere Gelehrten, Schriftsteller und Künstler durch den geselligen Verkehr erheblich geschädigt werden.

Eduard von Hartmann ist ein geschworener Feind des sogenannten „Salons“, der die gedanken- und gemüthlose Phrase zur Herrscherin mache, das künstlerische und literarische Kunst- und Gildentwesen fördere, die Versicherungen auf gegenseitige Lobhudelei beseitige und dem weiblichen Geschlecht in Kunst und Wissenschaft einen verderblichen Einfluß beilege, der somit die sachlichen und persönlichen Interessen völlig verschiebe. Er hält es geradezu für

ein Unglück, wenn ein Gelehrter, Schriftsteller oder Künstler „salonfähig“ ist. „Der Salon ist es, der den deutschen Gelehrten in den Ansteckungsbereich der Algalplätte des Diplomaten und Hofmannes, der Eitelkeit des Künstlers, der Habgier und des prahlerischen Luxus des Börsenspeculanten führt, ihn durch den augenöthigten Vergleich mit seiner eigenen gesellschaftlichen Stellung unzufrieden macht, und ihm die um die Außenwelt unbefümmerte Freudeigkeit der Arbeit zerstört; der Salon ist es, der ihn lehrt, in der ihm von den genannten Kategorien, am meisten aber von Seiten der Damen zu Theil werdenden Veräufserung einen Ersatz zu finden für das, was ihm versagt ist; einen Ersatz, der den Grundquell seines wissenschaftlichen Schaffens vergiftet.“

Zöllner geht noch weiter. Er will, um sich seine volle Unbefangenheit zu bewahren, sogar die persönliche Bekanntschaft vermieden sehen. Er ist daher auch ein Feind der Naturforschercongresse, weil diese eben die persönliche Bekanntschaft vermitteln, weil da bei der Flasche Freundschaften besiegelt werden, die die redliche von allen Rücksichten befreite Gegnerschaft zur Unmöglichkeit machen sollen. Diese Gegnerschaft sei nothwendig als Gegengewicht zu dem unvermeidlichen Cliquenunwesen. „Wäre ich,“ sagt Zöllner, „je im Stande gewesen, meine im dritten Theil dieser Schrift vorgeführten psychologischen Untersuchungen vorzunehmen, wenn ich die Liebenswürdigkeit eines Tyndall oder die Eleganz eines Hofmann — (Zöllner spricht von unserem berühmten Chemiker) — mir persönlich gegenüber zu erfahren und schätzen gelernt hätte?“

Dem leider im rüstigsten Mannesalter gestorbenen Zöllner thut keine Kritik mehr weh, und der lebende Eduard von Hartmann, der ein so warmer Freund der rücksichtslosen Offenheit ist, wird es sich gefallen lassen müssen, wenn man ihm sagt, daß seine und seines Gesinnungsgeoffenen Anschauungen, die hier als allgemeine Lehrrsätze auftreten, doch recht individuelle und durch persönliche Verhältnisse eingegebene sind. Die Weiden machen eben aus der Noth eine Tugend, aus ihrer eigenen Unlust oder Unfähigkeit, den gesellschaftlichen Umgang zu pflegen, eine heilsame Lehre für die Allgemeinheit. Das verhindert jedoch nicht, daß in ihren Ausführungen sehr viel Richtiges und Zutreffendes enthalten ist. Und wenn man die Uebertreibungen und Einseitigkeiten bei Seite läßt, so bleibt immerhin noch genug übrig, das beherzigenswerth erscheint.

Und nicht bloß der Gelehrte, auch der Schriftsteller, und vor allem der Kritiker empfindet die unerquidliche Wahrheit, die in dem Gesagten steckt. Es wäre ein langes Kapitel zu schreiben, wie der gesellschaftliche Verkehr, der Austausch von Artigkeiten einwirkt selbst auf Diejenigen, die sich der strengsten Grundsätze befleißigen und immer bemüht sind, am Schreibtisch die Unbefangenheit wiederzugewinnen, die der Salon ihnen unbemerkt wegscamotirt; wie durch die Großstadt, durch das Zusammenleben von Gleiches Erstrebenden, durch rein persönliche Beweggründe, die mit der sachlichen Leistung gar nichts

zu thun haben, sich unberechtigte Gegnerschaften und ungehörige Verbindungen herausbilden, wie die unvermeidliche Begegnung zwischen schaffenden Künstlern und Schriftstellern und den Beurtheilern der künstlerischen und schriftstellerischen Schöpfungen die Kritik abschwächt und verweichlicht. Kein Schriftsteller kann sich berühmen, und wäre er der strengste, gewissenhafteste und rücksichtsloseste, daß er über das Werk eines Andern, mit dem er im freundlichen Verkehr steht, dessen liebenswürdige Persönlichkeit er schätzt, von dessen redlichem Arbeiten er sich selbst zu überzeugen vielleicht die Gelegenheit hat, mit dem er möglicherweise sogar in Freundschaft verbunden ist, ebenso unbefangen urtheilt, wie über das Werk eines Dritten, der ihm ganz fern steht, den er nie gesehen hat und voraussichtlich auch nie sehen wird. Der Kritiker, der sich von allen persönlichen Beweggründen völlig befreien wollte, könnte nur in der Wüste leben. Lebt er aber in der Großstadt und hat er über das mißlungene Werk eines Mannes zu urtheilen, dem er gestern die Hand gedrückt hat, und der ihm morgen die Hand schütteln wird, so stellt sich neben seinen Schreibstuhl, auch wenn er nach bestem Gewissen redliche Arbeit thun, wenn er Alles, was er auf dem Herzen hat, sagen und nichts verschweigen will, dennoch, ihm selbst vielleicht unbewußt, die unsichtbare Gestalt der Rücksicht, die bei jedem scharfen Worte zu einer freundlichen Milde rung mahnt, und wennschon der Inhalt unerfreulich sein muß, wenigstens in der Form beschönigend wirkt. Das thut die Großstadt. Die Form wird sanfter, geschniegelter, höflicher, urbaner, und es ist kein Zufall, daß urbanus von urbs und höflich von Hof abstammt.

Im Allgemeinen halte ich das übrigens keineswegs für ein Unglück. Es schadet nichts, wenn die Kritik, die in der Gesinnung immer ganz rücksichtslos sein soll, in der Form nach einem gefälligen Ausdruck sucht und das Unangenehme möglichst verbindlich und möglichst wenig verlegend sagt. Wenn die Pille bitter schmeckt, so ist es zum mindesten kein Unheil, daß man sie vergoldet. Unter dem Vorwande der Objectivität und Unparteilichkeit wird namentlich von den Jüngeren, die sich entweder die Hörner noch nicht abgelassen haben, oder bestrebt sind von sich reden zu machen, oder endlich, — wie wohl am häufigsten geschieht und am nachsichtigsten beurtheilt werden muß, — die Wirkung des öffentlichen Wortes noch nicht ermessen können, oft arger Unfug getrieben. Einfache Tölpelereien und Rüpelereien, die sich dies Mäntelchen der sogenannten Objectivität umhängen, brüsten sich da als raue Wahrheiten, thun so, als ob sie Gott weiß was wären, und beanspruchen wo möglich obenein noch Respect. Es ist ein Glück, daß da der städtische Verkehr eine begütigende und besänftigende Wirkung übt; und es ist sicherlich ein geringeres Uebel, daß durch diesen die volle Rücksichtslosigkeit allmählich beseitigt wird, als daß ein Chorus von unsäthigen Schimpfereien zur allgemeinen Verrohung im Umgang das Seinige beiträgt. Es ist gut und recht, daß die Kritik im Allgemeinen, um ein oft gebrauchtes Bild noch einmal zu gebrauchen, dem Beispiele Buffons folgt, den Staats-

rod, das weiße Jabot der civilisirten Nationen anlege und den Galanteriebeugen anschnalle.

Wenn aber hie und da einmal ein Einzelner, dem es seine Mittel gestatten, der unserm Leben und Treiben geographisch weit entrückt ist, wenn ein solcher Mann auftritt, der sich nicht bloß die Handschuhe, sondern auch noch den Rock auszieht, die Hemdärmel aufstreift und nach dem so beliebten Besenstiele greift, so habe ich gar nichts dagegen einzuwenden. Es ist ein Schauspiel, das zunächst eine gewisse komische Gewalt hat, und dem sich auch wegen seiner reinigenden Wirkung die innere Berechtigung nicht absprechen läßt. Neben all den wohlwollenden und geschmeidigen Leuten, die sich immer in der feingesitteten Sprache ausdrücken, die niemals die Stimme lauter erheben, als zum Verständniß gerade nöthig ist, die eine jede feste Behauptung zurückweisen und nur von „unmaßgeblichen“ und „unvorgreiflichen“ Meinungen sprechen, und deren Grammatik die Hilfsverba „dürfte“, „könnte“, „möchte“ zu Hauptzeitwörtern erhoben hat, gefällt mir ein Mann wie Johannes Scherr, der sich weder um Riß noch Raß kümmert, der so laut und voll spricht, wie er gerade will, und schreit, wenn es ihm Vergnügen macht, der um deutlich zu sein, auch vor einer hahnbüchernen Grobheit nicht zurückschreckt.

Von seinem Schweizer Holsirschemel aus betrachtet Johannes Scherr die Dinge und Menschen, persönlich allem Parteigetriebe entrückt, und er ärgerte sich über dies und das. Nun übt er Vergeltung, und die Leute, die ihn geärgert haben, will er nun auch ärgern. Alles, was sich bei dieser einsamen Betrachtung in ihm langsam an Galle angesammelt hat, spritzt er in „Porkeles und Porkelessa“ aus.

Er ist ein strenger und leicht erregbarer Mann, dem die Galle leicht aufsteigt und in dessen Brust die reine Freude nur selten Einkehr hält. „Nimmer werde ich eines Menschen schonen. Ich sehe sie alle mit unglaublichem Verdrusse, und Hof und Stadt bringen mir keinen Menschen vor die Augen, über den mir nicht die Galle überläuft. Ich werde vertrießlich und schwer-müthig, wenn ich die Menschen so miteinander umgehen sehe, wie sie thun. Alles ist voll schändlicher Schmeicheleyen, voll Ungerechtigkeit, Eigennuß, Verrath, Betrug — ich kann es nicht länger aushalten. Ich möchte bersten. Ich bin entschlossen, mit dem ganzen menschlichen Geschlecht zu brechen . . . Ich hasse alle Menschen so sehr, daß es mir leid seyn sollte, wenn sie mich für verständig hielten . . . Mein Abscheu ist allgemein und alle Menschen sind mir verhaßt; etliche, weil sie böshaft und tückisch sind, andere aber, weil sie den Böshaften höflich begegnen und sie nicht so heftig hassen, als tugendhafte Gemüther das Laster hassen sollten. Es sind Seelenstiche für mich, wenn ich sehe, daß man mit dem Laster noch so behutsam umgeht. Ja, oftmals kommt mir plötzlich die Lust an, von allen Menschen hinweg und in eine Wüste zu fliehen.“

So sagt der „Menschenfeind“ in der vortrefflichen Uebersetzung von

Wartling, Hamburg bei Herold 1752, und mir ist, als hörte ich aus den verdrießlichen Seiten von „Porkeles und Porkelessa“ dieselbe Stimme wieder. Lebte er nicht schon in der Vereinsamung, auf dem entlegenen Fleck, wo man „ein Ehrenmann zu sein die Freiheit hat“, Scherr würde wie Alceft schließlich Ernst machen, dem Gewühl entrinnen, um jene abgelegene Scholle aufzusuchen:

„cet endroit écarté

Où d'être homme honneur on ait la liberté.“

Scherr hat mich mehrfach an den Menschenfeind erinnert, in dessen Auffassungen gewiß viel Verkehrtes, Uebertriebenes, Unbilliges ist, aber trotz alledem ist Alceft eine sympathische Gestalt.

Es ist mir daher auch nicht möglich, in die scharfen Verurtheilungen einzustimmen, die „Porkeles und Porkelessa“ in fast allen Kritiken gefunden hat. Wenn man Scherr zum Vorwurf gemacht hat, daß er die Juden wie ein Antisemit und die Antisemiten wie ein Jude angegriffen habe, so sehe ich nicht ein, wie das zu einem Vorwurf berechtigen könne. Es scheint mir im Gegentheil für die völlige Unbefangenheit des Polemikers zu sprechen. Freilich, lebte Scherr in unserer Mitte, wäre er unmittelbarer Zeuge der wüsten Geschmacklosigkeiten hüben und drüben gewesen, so würde er diese Frage voraussichtlich am liebsten bei Seite gelassen haben. Dem Unerquicklichen ist sie nun endlich entrückt, sie ist jetzt nur noch langweilig.

Die Schale, in welcher Scherr seine Satire gesammelt hat, und deren Inhalt er über die Köpfe eines verehrlichen Publikums ausschüttet, ist so schmutzlos wie nur möglich. Der geistreiche Mann hat sich nicht sehr angestrengt, um eine besonders hübsche Erzählung zu erfinden. Die Erzählung ist eben nur ein Vorwand, um den Leuten, die mit den Romanhelden und dichterischen Figuren nichts zu thun haben, allerhand Unangenehmes zu sagen. Die Erfindung ist also nicht das Bemerkenswertheste.

Ein christlicher Streber, Julius Reichardt, Candidat der Sociologie, drängt sich in eine jüdische Familie, die des Herrn Porkeles, heßt dessen Sohn Aaron-Arthur zu einem Zweikampf, der Aarons Tod herbeiführt, wird von Porkeles adoptirt, gründet eine Zeitung, verbündet sich mit einer nihilistischen Abenteuerin, die sich ihm aufdrängt, Berline Zebulonow, und die Weiden morden das ganze Haus aus. Mit dem Hunde wird experimentirt, dann muß die Stieftochter Gertrud daran glauben, dann die Frau, die einzige sympathische Erscheinung, und dann der lächerliche, aber eigentlich nicht schlechte Porkeles selbst. Sie theilen den Raub, trennen sich und leben in Ehren und Freuden weiter.

Wo spielt die Geschichte, und wann? Die letzte Frage ist leichter beantwortet als die erste; da Auerbachs Tod erwähnt ist, so liegt die Zeit der Handlung nur wenige Monde hinter uns. Aber bei aller Mühe ist es mir nicht gelungen, den Ort zu entdecken. Einige Andeutungen lassen auf Berlin schließen. Die beiden Raubmörder fahren nach dem Süden, trennen sich in Leipzig, er geht westlich und sie östlich. Das würde also der Vor-

aussprechung nicht widersprechen. Es wird auch einmal das Volk redend eingeführt, und es spricht da so: „Det is nu so, uns kleene Schelme hängt man merschtentheels, aberst die großen hängt man niemals nich.“ Johannes Scherr gestattet mir wohl die Bemerkung, daß dieser dialektische Versuch herzlich schlecht ausgefallen ist. „Det“, „kleen“ und „groß“ ist wohl berlinisch, aber „merschtentheels“ ist wieder rein sächsischen Ursprungs. Ueberhaupt fehlt der Geschichte jede örtliche Farbe. Der Leser wird viel eher an Wollentkultusheim als an Berlin erinnert.

Es ist eine Nordgeschichte in des Wortes weitester Bedeutung. Ob seine „böse Geschichte“ an sich eine Satire sein soll auf schlechte Romane — ich weiß es nicht. Aber auch in dem Falle hat sich der Verfasser die Arbeit etwas leicht gemacht, und er würde sich nur wenig haben anzustrengen brauchen, um die Lächerlichkeiten und Geschmackswidrigkeiten der literarischen Stallknechte, die die Krippen der Leihbibliotheken mit Futter füllen, wuchtiger zu geißeln. Aber wie gesagt, die ganze Geschichte ist gleichgültig, und es verlohnt nicht der Mühe, dabei länger zu verweilen.

Das Nebensächliche ist hier die Hauptsache, und das, was nicht zur Erzählung gehört, das Wesentliche. Auf jeder Seite eine unverblünte oder nur wenig verblünte Grobheit gegen diese oder jene bekannte, gewöhnlich auch beliebte Persönlichkeit; ein Seitenhieb auf Zustände und Verhältnisse, die den Verdruß des grollenden Einsiedlers erregen. Er ärgert sich über die Commentare zum „Faust“ und führt uns demgemäß einen Schriftsteller vor, den er so zeichnet: „Er stöberte in Bibliotheken herum, verkehrte in Archiven, berieth sich mit Antiquaren, Autographensammlern und Kuriositätenjägern, stieg in Plunderkammern hinauf, leerte angeschimmelte Papierkörbe aus und stürzte übelriechende Kehrichtfässer um. Kurz, er forschte, forschte heftig. Nachdem er so ein kolossales, wahrhaft „grundlegendes“ Material zusammengebracht, machte er sich an's Verarbeiten desselben. Nach allen Regeln strenger Methode, versteht sich. Das Kreißen des Berges war ein schweres, doch schließlich wurde glücklich die Maus geboren. Und was für eine Maus! Eine Riesenmaus, welche man auch für einen Elephanten hätte nehmen und ausgeben können: — Die nur insolge schändester Schicksalstüde weltunberühmt gebliebene historisch-kritisch-philologisch-biologische Abhandlung „Ueber den Kausalzusammenhang zwischen den Frostbeulen der Frau Geheimrätthin Christiane von Göthe und der symbolisch-allegorischen Eiszeit im zweiten Theile des Faust.“

Er ärgert sich über die falsche Humanität, die in Bezug auf die Behandlung der Verbrecher herrscht, und namentlich darüber, daß man ein jedes Verbrechen auf Unzurechnungsfähigkeit, auf Wahnsinn zurückführen will. Die Specialität eines andern seiner Helden ist also die Wahnsinnwitterung: „Nämlich, so oft ein recht raffiniert geplantes und recht brutal verübtes Verbrechen, Mord, Brand, Gewaltthatung und anderes Schandbare und Schensüßige ruckbar wurde, witterte unser Humanitätskäufeler auf

hundert Meilen weit in dem „angeblichen“ Verbrecher einen Wahnsinnigen. Sofort trat er mit allen Waffen der Wissenschaft und Dialektik für den „armen verirrten Menschenbruder“ ein und zu verschiedenenmalen hatte er es glücklich dahin gebracht, daß „die Opfer einer fehlerhaften Organisation der Gesellschaft,“ d. h. die Mörder, Räuber, Brenner, Schänder, behufs „wissenschaftlicher Beobachtung“ in Irrenanstalten gebracht wurden, woraus sie dann bei der ersten ihnen passenden Gelegenheit sich drückten, um draußen ihren gewohnten räuberischen, mörderischen, brennerischen u. s. w. Lebenswandel menschenbrüderlichst fortzusetzen.“

Er ärgert sich über die französische Literatur, namentlich über „Rana“, welches Buch einem unschuldigen jungen Mädchen zufällig in die Hände fällt: „Plötzlich fuhr sie zusammen und blieb eine Secunde stehen wie angewurzelt. Ein brennendes Roth färbte ihre zarten Wangen. Mit einer Gebärde des Abscheus schlug sie das Buch zu, wandte sich, ging zurück, warf das schwefelgelbe Ding auf die Bank hin, eilte zu einem nahebei plätschernden Springbrunnen und tauchte ihre beiden Hände in die Schale desselben, als gälte es, sich von einer hässlichen Beschmutzung zu reinigen.“

Ich müßte mich sehr irren, wenn er sich nicht auch über die „Rossische Zeitung“ ärgerte und wenn sich der folgende Satz nicht auf diese bezöge: „Bekanntlich haben die „verkappt republikanischen“ Fortschrittsblätter die Gepflogenheit, auf ihrer ersten Seite einen oppositionellen Leitartikel zu bringen und auf der zweiten oder dritten verschiedene höfische Schweifwedelartikelchen.“ Er ärgert sich über den harmlosen, längst begrabenen Hofrath Ludwig Schneider, und er läßt eine seiner Damen ausrufen: „Schade, daß der Hintertreppenrath Louis Tailleur nicht mehr lebt. Du hättest bei ihm ein Privatissimum über tiefere Speichelleckerei hören müssen.“

Er ärgert sich über Stöcker, bei ihm Istokly geheißen, den er „einen von christlichgermanischem Eifer nicht verzehrten, sondern recht wohl genährten Hofderwisch“ nennt, „unter dessen Auspicien der Rummel einer antisemitischen Liga zu Spectakeln begann“, über Stobeleff, „einen jener fahrenden moskowitischen Dramarbasen auf eff und off mit Schnurrbärten und ohne, welche „freiwillig=gouvernemental“ in Panславismus machen und wuthschäumende Stand-, Brand- und Schandreden gegen Deutschland und alles Deutsche loslassen.“

Besonders schlecht zu sprechen ist Scherr auf Sacher-Masoch, den er schon durch eine bosshafte Verunstaltung des Namens zu kränken sucht: Mocher-Schmierach. Da findet sich folgendes liebenswürdiges Gespräch:

„Aber wo kommst denn du her, Berline?“

„Zunächst von unserem alten Freunde Mocher-Schmierach, der dich schön grüßen läßt. Ich wollte im Vorbeigehen den alten Pelz bei ihm abholen, in welchem er mich früher für sein universales Journal „Auf der Spitze“ als die „Eva im Zobel“ photographirt und den ich ihm zurückgelassen hatte, damit sein internationales Genie sich derweil nicht verkältete.“

Uebrigens ging der besagte photographische Akt in Gegenwart seiner Frau vor sich: du brauchst also nicht eifersüchtig zu sein.“

„Eifersüchtig? Auf den Schmierack oder Schmierakel? Bah!“

„Die Zuneigung scheint gegenseitig zu sein. Mocher-Schmierack haßt alles Deutsche.“

„Wie alle Zigeuner und Schnurrantinnen, alle Stabuler und Landstörzerinnen thun.“

„Er hat aber doch mitunter hübsche Einfälle. Zum Beispiel diesen, daß er ein haarsträubendes Deutsch mit polakischen Endungen und hannakischen Wendungen schreibt, sicherlich nur in der Absicht, die deutsche Grammatik in der Achtung der Franzosen u. s. w. herabzusetzen. Um dir einen Gefallen zu thun, liebster Julius oder theuerster Aaronleben, will ich jedoch zugeben, daß der gute alte Freund nur ein plumper Affe unseres feinen Turgénjew sei.“

„Eitel und unverschämt wie ein richtiger Affe ist er schon.“

Sacher-Masoch braucht sich übrigens nicht zu beklagen. Er ist in guter Gesellschaft. Auch Größere werden nicht geschont. Richard Wagner wird sogar wo möglich noch schlechter behandelt. Scherr führt einen Doctor Ariel Pfizkauf in seine Geschichte ein, „welcher in Bayreuth seine Studien gemacht hatte und vom „Meister“ mit dem Zeugniß der Apostelweihe in die schöne Welt entlassen worden war, um die frohe Botschaft der kunstwerklichen Zukunft oder der zukünftigen Kunstwerklichkeit unter den Christen, Juden und Heiden zu verkünden. Mit besonderem Nachdruck, d. h. mit dem lutherisch-grobianischen Flegel des 16. Jahrhunderts unter den Juden. Denn die Erfahrung hatte ja gezeigt, daß aus dem Stroh antisemitischer Gemeinplätze eine Masse von jüdischen „Patronatscheinen“ herauszudreschen wäre. Doctor Pfizkauf stieß beim Sprechen stark an mit der Zunge, aber wenn er stotterte, so stotterte er stets nur in Stabreimen. Auf seiner götterdämmerungswild flatternden Genie-Mähne trug er ein dem Modell vom Varette des Meisters Nr. 1 genau nachgebildetes Ding. Auch dem Meister Nr. 2 erwies er pietätvolle Huldigung und zwar dadurch, daß er sich ebenfalls eine Platte scheeren ließ und in einer Soutane herumliefe.“

Aber das genügt Scherr noch nicht, um sich den Unwillen, den er über Wagner empfindet, vom Leibe zu schreiben. Noch bei manchen anderen Anlässen steigt ihm der Groll auf; und er macht seiner verdorbenen Laune Lust. So als er den Vorschlag des Bier-Monopols bespricht. Da meint er, es müsse ein „Monopol-Weih-Festspiel“ alljährlich die Bierfeier verherrlichen; und zwar soll das Festspiel zusammengesetzt sein aus „Hopfenstangen-Reimen“ und „Malz-Maisch-Motiv-Zeitungen“. Schließlich schreibt der schriftstellerische Jünger Richard Wagners nach einem letzten Artikel in der „gelben Löwenhaut-Weis“ seiner Meisters: „Vor der Hand giebt es keine deutsche Literatur; der Rest ist Rapunzel, Rhabarber und Raupenstraß.“ Mit diesem Räthselswort, dessen Sinn und Bedeutung wohl erst das Kunstwerk der Zukunft darstellen wird, zog er sich großend in sein Bayreuther Stabreimheim zurück.“

Auch die Todten, kaum Verstorbenen schon Scherr nicht. Er verhöhnt die Mittheilung: „dem Dichtersfürsten, der die Dorfgeschichten erfunden, hätte der Hofberwisch Iffiodi das Herz gebrochen.“ Hier hat Scherr Unrecht. Freilich war Auerbach schon längst leidend, und wäre uns vielleicht entrisen worden, auch wenn er nicht am Ende seines Lebens um seines Glaubens willen manche unverdiente Kränkung hätte erfahren müssen; aber die Gemüthsbewegung, die sich seiner bemächtigt hatte, hat seinen Zustand gewiß nicht gebessert — und wenn diese unliebame Bemerkung unterblieben wäre, hätte es nichts geschadet.

Wer Scherrs Vorliebe für Rabelais und Fischart aus seiner eigenen Literaturgeschichte kennt, wer sich erinnert, mit welcher Begeisterung er von dem großen Franzosen spricht, „bei dem Alles kolossal ist: also auch der Zynismus und die Pöte, die unausbleiblichen Begleiter jeder durchschlagenden Romik“ — wie er Johann Fischart als vielseitigen Mann preist, „der alle Richtungen und Strömungen seiner Zeit zu literarischer Gestaltung gebracht und dabei die Sprache, welche er eine Menge neuer Wendungen und neuer Wortbildungen lehrte, mit der wahrhaft übermüthigen Meisterschaft eines Aristophanes behandelte, dem er überhaupt in Vielem ähnlich ist“ — wie er sich über die köstliche Grobheit dieses braven Fischart freut, der wird es ganz natürlich finden, daß Johannes Scherr sich an diese Vorbilder hält. Könnte er sich vom dichterischen Heroldsamte nach seinem Belieben einen Stammbaum anfertigen lassen, so würde er am Liebsten auf Aristophanes als seinen Stammvater zurückgehen und die Bilder Rabelais' und Fischarts in seinem Ahnensaale aufhängen.

Unsere Zeit mit ihrem lebhaften Austausch und leichten Verkehre ist aber der Satire in großem Stile nicht günstig, und auch Scherr in seiner gewählten Vereinsamung hat unter dieser allgemeinen Strömung zu leiden. Aber das, was er greifen kann, greift er: zunächst das Kleid.

Das zeigt sich schon in der Erfindung der Eigennamen. Der Vater heißt Iffastar Porkeles, früher Schweineles, die Köchin Ziporah Rosenthau, die Professoren Thabbaeus von Schnupfenheim, Witukind von Krei=Sching, Fulgentius Mausöhrle, der Redacteur Emanuel Schnodderheim, Herausgeber der „Mudelmader Zeitung“. Außerdem kommen noch Namen vor wie Tobias Babbler, Schwarbelius Magenlob u. s. w. Man kann das ja ganz hübsch finden, wenn man will. Mir scheint aber diese Art von Romik etwas wohlfeil und ein bißchen verjährt. Es erinnert doch gar zu sehr an den Pfarrer Redlich, den Candidaten Demuth, den Studenten Flott, den Heuchler Schleicher, die Jungfer Lustig u. s. w.

Einige dieser Vermummten sind auf den ersten Blick zu erkennen. Witukind von Krei=Sching soll unbedingt Heinrich von Treitschke sein. Er nennt ihn „einen gebornen Chinesen, aber aufgepappelten Germanen, ja U=germanen. Hörte man ihn von Deutschthum, von seiner Deutschheit, von deutscher Gottesfurcht und Frauenminne, von deutscher Unterthanenzucht und

deutscher Gemüthlichkeit begeistert rednern, so müßte man glauben, seine Altvordern hätten im Teutoburger Walde mit Armin dem Cherusker geräucherten Speck gegessen und mit der Frau Tusnelba Eichellasse getrunken. Nicht selten freilich schlug ihm das angestammte Chinesenthum durch das anempfundene teutonische Varenfell. Dann begegnete ihm das Wunderliche, daß er die chinesische Reichsgeschichte mit der deutschen verwechselte und umgekehrt — Zeuge dessen sein großer, erzchinesisch gedachtes und rein deutsch geschriebenes Historienwerk, „Die Wunderblume der Mitte“, allworin er die Dynastie Hong-Tong verherrlichte“ u. s. w. Der Geheime Rath Professor Dr. von Schnupfenheim soll wahrscheinlich Fr. Bischof sein. Man darf wenigstens annehmen, daß die Bemerkung, dieser Gelehrte habe in einem berühmten Buche in zwei Bänden das Belträttsel gelöst, d. h. bis zur unwidersprechlichsten Evidenz nachgewiesen, daß die Welt nichts anderes sei, als ein Schnupfen Gottes oder — correct Hegelsch zu sprechen — des Absoluten — auf „Auch Einer“ gemünzt sein soll. Die wichtigste Namensfindung und Verdrehung ist folgende: Einer der Mitarbeiter der Zeitung heißt Walduin Zwiebel. In Ungarn nennt er sich Zwiwenji Wolubinar, in Böhmen kurz und wohlklingend Wenzel Prbst und er endet schließlich als Hojrath Wolbawski Edler von Zwiwal in Wien.

Diese Spielereien mit den Eigennamen erstrecken sich übrigens nicht bloß auf die erfundenen Personen und dichterischen Gestalten. Napoleon III. wird zum Beispiel unter Anspielung auf den Geliebten seiner Mutter (Königin Hortense), den holländischen Admiral Verhuël, und auf seine große Nase Verhuëlius Naso genannt, Ferdinand Lassalle mit antisemitischer Geringschätzung Feist Lasal.

Die Sprache Johannes Scherr's und seine Vorliebe für Neubildungen sind bekannt. Bisweilen findet er auch recht Gutes. Ich bedauere noch immer, daß man das Wort „Rückwärtser“ für Reactionär, das Scherr schon vor langen Jahren erfunden, noch nicht allgemein angenommen hat. Auch das Zeitwort „mittelaltern“ („da Deutschland mittelalterte“) finde ich bezeichnend und gut gebildet. Die an früheren Stellen angeführten Wörter „welt-unberühmt“, „rednern“ u. s. sind scherzhaft und brauchbar. Weniger behagen mir andere Neubildungen: „weibiglich“ in dem Gegensatze zu männiglich; „landsfräulich“ im Gegensatze zu landsmännisch; „Nachdrucksamkeit“, „hochdrucksam“ sind entbehrliche und unschöne Spielereien. Wörter wie „Mittelmaßplattendruckwalze“, „Völkerschröpsmaschine“, „Hauptsaugstrang“, „Seiblobposamist“ sind schwerfällig und kaum auszusprechen. Wortspielereien wie „Reptilienfoundländer“, „Philanthröpfe“ streifen hart an die Geschmacklosigkeit; und Wörter wie „demokrähig“ und „revoluzig“ thun mehr als das. Bei Wendungen wie „Stimmungen und Wollungen“, die „Aug'-um-Auge- und Zahn-um-Zahn-Art“ kommt der Verfasser nicht auf die Kosten der Anstrengung. Bezeichnend für die ganze Schreibweise ist der eine Satz, den ich hier anführen will: „Er hatte den liberalen Blättern ihre Kniffe und Pfiffe gründlich abgeguckt und suchte sie zu überkneifen und zu überpfeifen.“

Diese Schrullen zeigen sich auch in andern Kleinigkeiten, die alle sehr beabsichtigt sind. Scherr theilt sein Buch nicht in Kapitel oder in Abschnitte, sondern in „Zeddel“. Er schreibt Bismarck beständig mit einem langen s: „Bismarck“ während der Reichskanzler, der es doch eigentlich wissen mußte, hartnäckig die Schreibweise mit einem Schluß-s aufrecht erhält.

Wenn Scherr aber will, kann er auch einfach und schön schreiben: „ohne Wunderlichkeiten und Absunderlichkeiten“, würde er sagen. Ich will von dem schlichten und edlen Anfange des 13. Kapitels: „Von einem verklungenen Harfenton“ nur die ersten Sätze hier wiedergeben:

„Eine Frühlingsmitternacht liegt lau und thauschwer über der großen Stadt und schwichtigt mäßig das tosende Treiben auf den Straßen. Eins jener tausendfältigen Geräusche, deren Zusammenklang das Rauschen eines Katarakts nachäfft, er stirbt nach dem andern. Der künstlich und gewaltsam verlängerte Tag läßt endlich der Nacht ihr Recht. Eine Million menschlicher Wesen schickt sich zum schlafen an. Nur das Laster tollt und taumelt noch hinter dichtverhängten Fenstern und das Verbrechen schleicht im Schatten der endlosen Häuserzeilen nach Beute. In der wolkenlosen schwarzblauen Riesenkuppel droben flimmern die Sternemyriaden, überstrahlt von dem feuchten Glanz des spät im Osten heraufgestiegenen Mondes.

Die „Sonne der Schlummerlosen“ wirft ihre silbernen Stralen in Fülle auf das junge Blättergrün des großen Gartens hinter dem Hause Porkeles, spielt wie lieblosend über die Blumenbeete hin, wühlt sich in das blühende Fliedergebüsch an der Hauswand ein und steigt, gesättigt mit dem scharfen Liladuft, zu einem offenstehenden Fenster im ersten Stockwerk empor, wie neugierig, dort hineinzuspähen.

Da drinnen in dem jungfräulichen Schlafgemach ist es still, stiller noch als die Stille des Schlafes. Man könnte vom Garten herauf das Flüstern der vom leisen Nachthauch bewegten Blätter hören.“

Scherr wird sich mit „Porkeles und Porkelessa“ wenig Freunde machen. Er weiß wahrscheinlich, daß der, der es Allen recht machen will, Gefahr läuft, es Keinem recht zu machen, und deshalb macht er es sich bequem und verdirbt es lieber gleich mit Allen. Nicht ein Einziger kommt ungeschoren davon: wer ihm unter das Messer geräth, muß daran glauben. Aber wie der Wanderer, der keinen Baken in der Tasche hat, in dem bekannten Verse des Juvenal:

Cantabit vacuus coram latrone viator

sein Liedchen trällert, wenn ein Strauchdieb auf ihn eindringt, so kann auch der Schriftsteller, der sich in Porkeles und Porkelessa durch keine Anspielung getroffen fühlt, mit vergnügten Sinnen das sonderbare Buch lesen und freundlich darüber urtheilen.



Illustrirte Bibliographie.

Wenn die illustrierte Bibliographie noch einmal an die **Illustrationen Menzels zu den Werken Friedrichs des Großen** (Berlin, A. Wagner) anknüpft, so geschieht es nicht, um die Notiz im vorigen Hefte dieser Zeitschrift zu vervollständigen, denn es läßt sich zwar ohne Zweifel über jenes köstliche Werk noch



Titelfeld der Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. Von A. Menzel. Verlag von A. Wagner in Berlin

viel sagen — aber da man ja überhaupt nicht hoffen kann, einen solchen Gegenstand zu erschöpfen (man müßte denn den Raum und die Muße und vor Allem die geduldigen Leser des großen Hogarth-Erklärers zur Verfügung haben) — so wäre hier sicher nicht auf denselben zurückgegriffen worden, hätte sich nicht zufällig die Gelegenheit geboten, das, was jüngst trocken erörtert worden war, anschaulich zu ergänzen.

Denn jene Notiz war eigentlich insofern entschieden zu kurz gekommen, daß ihr nicht nach der Gepflogenheit dieser Zeitschrift Illustrationsproben hatten beigelegt werden können. Da aber, wie damals erwähnt, die Anzahl der Abzüge von den



König Friedrich seinem Gefolge voran auf galoppirendem Schimmel über das Feld zu seinen Truppen hinsprengend.

Originalstöcken eine streng begrenzte gewesen ist, so schien es unmöglich, diesem Bedürfnis zu entsprechen. Nachdem sich indeß die Möglichkeit, trotz alledem hier doch Probedrucke aus dem Werke zu geben, herausgestellt, ist es wohl nur natürlich, sie zu benutzen und den Lesern wenigstens eine entfernte Vorstellung von dem Ganzen zu geben. Wenn man ein Blatt von Menzel bekommen kann, so verwerthet man es mit Freuden.

Von den drei Zeichnungen, die hier zum Abdruck gelangen, ist die erste, die das Titelblatt ziert, schon im vorigen Hefte kurz beschrieben und erläutert worden. Da aber wohl auch eine bessere Beschreibung hinter der Anmuth und Laune des Bildes selbst zurückgeblieben wäre, so wird dieses wirklich höchst bezeichnende Blatt wohl nicht ungern gesehen werden. Was die anderen beiden anlangt, so ist es vielleicht ganz

zweckmäßig, hier den Text von Ludwig Pietzsch herzusetzen. Er beschreibt und erklärt sie so kurz und treffend, daß es besser nicht gut geschehen kann; außerdem bietet sich dem Leser Gelegenheit, nicht nur Pietzsch' Arbeit, sondern auch, insofern man den dort gegebenen Quellenachweis betrachtet, die Menzels näher kennen zu lernen. Zu dem ersten dieser beiden Blätter: König Friedrich seinem Gefolge voran auf galoppirendem Schimmel über das Feld zu seinen Truppen hinsprengend (Vignette zu Capitel VI. der „Geschichte des siebenjährigen Krieges“; geschnitten von D. Vogel), bemerkt der Verfasser, Folgendes:

„Das ereignisreiche Kriegsjahr 1757 bildet den Gegenstand dieses Capitels. Zugleich von den Oesterreichern im Süden, den Franzosen im Westen, von den Schweden im Norden und den Russen im Nordosten bedroht, mußte der König seine Macht nach



Husaren-Bedetten.

allen Seiten hin vertheilen, und er selbst schien sich zu vervielfältigen, um überall persönlich mit einzugreifen. „Die Menge der Verpflichtungen, die er während dieses Feldzuges zu erfüllen hatte (schreibt Friedrich), war unendlich; nach allen Seiten hin mußte man sich vertheidigen. Das war nur möglich, indem man die gleichen Truppen an verschiedenen Orten verwendete.“ Dies rasche Zagen von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, um bald die Siege durch neue, in weit entlegenen Theilen des Landes zu verdoppeln, bald erlittene Niederlagen (wie bei Collin) durch desto glänzendere Triumphe vergessen und wieder gut zu machen (wie Roßbach und Leuthen), hat der Zeichner in seiner Composition versinnlicht. Eine bestimmte Scene des Capitels ist nicht darin dargestellt.“

Ueber die beiden Husaren-Bedetten (Vignette zum „Appendix zur Geschichte meiner Zeit“, welcher die Correspondenz des Königs mit Sir Thomas Villers bezüglich die Geschichte des Friedens von Dresden enthält — geschnitten von D. Vogel) sagt der Text:

„In dem 14. Briefe, den der König 1745 schreibt, heißt es: „Eher sehen Sie, daß ich und meine Armee zu Grunde gehen, als daß ich auch nur die geringste Kleinigkeit

von diesem Vertrage ablasse.' Der König hatte, wie daraus hervorgeht, Ursache, auch nach jenem Frieden auf seiner Hut zu sein. Der Zeichner versinnlicht diese Situation durch die beiden scharf ausspähenden, ruhig mit gezogenem Säbel in der Faust zu Pferde haltenden Husarenposten im offenen Felde, über welches in der Ferne einzelne Offiziere zu aufgestellten Truppenabtheilungen hinsprengen."

Man sieht, es sind zwei Aufgaben, bei denen es verhältnismäßig noch leicht gewesen war, den malerischen Punkt zu finden, während sie andererseits eine ziemlich deutliche Vorstellung geben von dem Geist, in dem die Illustration ausgeführt worden ist. Von der Flottheit, Schärfe und Sicherheit der Zeichnung geben sie ein ganz vorzügliches Bild. Erwähnt muß indeß werden, daß die hier gegebenen Drude, deren Stöcke auf dem Wege der Galvanoplastik gewonnen wurden, die Schönheit der mittelst der Originalstöcke hergestellten Abzüge doch nicht erreichen. Dort ist Alles weit schärfer und feiner herausgekommen. Gerade die eigenthümliche Schönheit und Kraft des Strichs, welche die Holzschnneider bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hatten, scheint bei der mechanischen Uebertragung ziemlich zu leiden. Man sieht das recht deutlich, wenn man die Originalabzüge mit den Nachdrucken vergleicht.

Zimmerhin wäre es, wie schon neulich ausgeführt worden, sehr erfreulich gewesen, eine Ausgabe nach Galvanos, die ja doch noch außerordentlich schön sind, zu erhalten. Leider muß man nach allen Versicherungen auf diese Hoffnung, das Werk recht eigentlich vollständig zu sehen, für das Erste Verzicht leisten. Die Gründe, welche den Gedanken einer Volksausgabe unräthlich erscheinen lassen, sind leicht zu vermuthen; jedenfalls ist aber nicht hier der Ort, sie zu besprechen. Man muß sich ihnen beugen und kann nur bedauern, daß eine freundliche Hoffnung damit zunichte wird.

Ein Punkt, der bei der jüngsten Anzeige — nicht übersehen, wohl aber vergessen worden war, bleibt noch nachzutragen. Es gilt einer rühmenden Erwähnung des Registers. Es ist eine ganz vorzügliche Arbeit, die man sich kaum besser ausgeführt denken kann, und welche jedem gelehrten Werke zum Muster dienen könnte. Nach längerem, häufigen Gebrauch hat sich dieses Register als ein ganz untrüglicher Führer erwiesen, dessen Kenntniß nie versagt. Sucht man nach einer bestimmten Darstellung — nach jener Bedette z. B. — so findet man sie unter dem Stichwort Husaren; sucht man nach der Illustration einer bestimmten Schrift, so hat man ein alphabetisches Verzeichniß der einzelnen Werke Friedrichs zu seiner Verfügung; und sogar ein drittes Register giebt es noch, worin die Blätter nach dem allgemeinen Charakter ihrer Darstellungen (Porträts, Burleskes, aus der alten Geschichte entnommen u. s. w.) eingeordnet sind. Ohne Zweifel schuldet man auch diese angenehme Zugabe der fleißigen Hand, die den Text verfaßt hat. Man empfängt sie dankbar, da man zu diesem Werke häufig genug zurückkehrt, um in einem müßigen Augenblicke nach einem besonders lieb gewordenen Blatte zu suchen.

— ck.

Die *Adria* von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Wien, A. Hartleben.

A. v. Schweiger-Lerchenfeld, dessen Feder ja schon verschiedene Werke ähnlicher Art ihre Entstehung danken, ist ein getreuer und guter Reiseführer durch die Küstländer des adriatischen Meeres. Der Stoff ist auch reizvoll genug, vor Allem reich an Abwechslung; denn von den Karsthöhen bei Triest bis zu der lachenden Ebene Brindisis und von der Cultur Oesterreichs und Italiens bis zu der Wildheit Montenegros bieten sich hinreichende Gegensätze. Die Illustration ist freigebig, in gutem Holzschnitte, der vielfach nach Photographien hergestellt zu sein scheint, also eine Gewähr für äußerste Wahrheit bietet. Außerdem soll dem Werke eine große Karte beigegeben werden; ein Plan von dem Triestiner Hafen liegt einer der ersten bereits erschienenen Lieferungen bei und erweckt die Erwartung, daß auch hier allen Anforderungen genügt werden wird. Das Werk ist auf 30 Lieferungen berechnet, von denen gegenwärtig vier vorliegen.

Goethes Werke. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Dünker. Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt (vorm. E. Hallberger).

Die illustrierte Ausgabe der Werke Goethes bildet das Seitenstück zu denen der Werke Schillers und Shakespeares, die schon früher im gleichen Verlage erschienen sind. Die Ausstattung der beiden ersten vorliegenden Hefte (im Ganzen sollen etwa 85 ausgegeben werden) ist eine recht ansehnliche: gelbgetöntes Papier, gefälliger Druck; die Bilder sind ausgezeichnet geschnitten und stammen aus bewährten Ateliers. Wir nennen von den Künstlern, die zu den ersten Heften beigezeichnet (ohne den ungenannt bleiben zu nahe treten zu wollen!) nur Lossow, E. Gehrtz, Grot-Johann, W. Volz, E. Wagner, Liezen-Meyer u. s. w. Die Auswahl des Textes hat H. Dünker übernommen; auch diese Aufgabe ruht also in den bewährtesten Händen. Die Sammlung soll Alles enthalten, was von Goethes Schriften für den gebildeten Laien nöthig ist. — Wir gedenken auf das schöne Werk noch ausführlicher zurückzukommen. —ck.

Matthias Claudius der Wandsbeder Bot. Auswahl aus seinen Werken, eingeleitet von Karl Gerol. S. VIII und 225 S., mit Portrait von Claudius. Gotha, 1882, F. A. Perthes. Geb. M. 2. —

Der Idee dieser Auswahl liegt von Seiten des Herausgebers wie des Verlegers die Absicht zu Grunde, die Schriften des Wandsbeder Boten noch populärer zu machen, als sie es schon in weiten Kreisen des Vaterlandes sind. Nicht die Gesamtschriften verdrängen, sondern den Weg zu diesen noch mehr zu bahnen und zu ebnen, das ist der Sinn des kleinen Buches. Wohl zeigen die neuen Auflagen von Claudius' Schriften, daß Sinn und Liebe für diese eigenartigen kleinen Schöpfungen in deutschen Landen eher im Zu- als Abnehmen begriffen sind. Gleichwohl geht diese strengere Auswahl von der Ueberzeugung aus, daß sich Viele noch stoßen an dem Fremdartigen und nur für jene Zeit ganz Genießbaren in manchen kleinen Productionen des Dichters. Nicht für den Litterarhistoriker ist daher diese Quintessenz des Asmus, auch nicht für den an die Claudius'sche Eigenart schon gewöhnten Liebhaber, der sich von keinem seiner Lieblinge trennen mag, sondern für den Leser, der erst eingeführt werden soll in diese kleine bunte Welt. Manchem Leser wird das Gebotene für immer genügen, anderen wird es nur ein Vorgesmack sein, der den Appetit nach mehr weckt und reizt. Die Anordnung steht in der Mitte zwischen chronologischer und sachlicher Zusammenstellung. Die Einleitung ist auf denselben Leserkreis berechnet, den der ganze Versuch im Auge hat. Die kleine Sammlung hofft besonders auch auf eine Propaganda für den Wandsbeder Boten in Süddeutschland, wo er bisher sich doch ungleich weniger eingebürgert hat, als in seinem heimatlichen Norden.

Amey Jay, Musikstudien in Deutschland. Aus Briefen in die Heimath. Mit Erlaubniß der Verfasserin ins Deutsche übertragen. 8. VIII u. 206 S. Berlin, 1882. Rob. Oppenheim.

Die vorliegenden Briefe einer Amerikanerin in die Heimath, die im Original bereits in zweiter Auflage erschienen sind, werden auch dem deutschen Leser nicht minder Vergnügen als dem amerikanischen gewähren, da sie, in unmittelbarer Frische niedergeschrieben, ein lebendiges Bild von den Beziehungen der Verfasserin zu den hervorragenden musikalischen Persönlichkeiten, wie Liszt, Hans von Bülow, Taubert, Joachim, Kullak und — Deppe geben. Neben mancher richtigen und von guter Beobachtung zeugenden Bemerkung läuft viel Schiefes und Vorurtheilsvolles mit unter als — Ganzes jedoch wird das Büchlein musikalische Leser interessieren. Ein Abschnitt von 36 Seiten — der letzte — führt die Ueberschrift: „Bei Deppe“. In den einleitenden Sätzen dazu sagt die Schreiberin: „Nachdem ich noch drei oder vier Stunden bei Kullak

genommen, gab ich ihn auf und bin nun unter einem neuen Lehrer, Herrn Deppe: ich vermute ihr werdet mich für verrückt halten zc.“ Die Uebersetzung ist gradezu schlecht zu nennen; sie scheint von einem Deutsch-Amerikaner herzurühren.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Hamberg, Alex. Brüdner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmanns böcker, Th. Fathé, Ludw. Geiger, R. Gösche, Gust. Herzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, W. Oden, M. Philippsohn, S. Ruge, Th. Schiemann, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Walz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf, herausgegeben von Wilhelm Oden. 48. und 49. Abtheilung. Lexikon-Format. Mit Porträts, Illustrationen und Karten. Berlin, 1882, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Preis pro Abtheilung M 3. —

Das großartige Unternehmen ist jetzt in der Mitte seines weiten Weges angelangt, jeder neue Schritt ist ein Beweis für die Trefflichkeit der dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee und der Einzelleistungen. Die „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker“, das großartige Epos der Völkerverwanderung, oder, wie der Verfasser, Felix Dahn, richtiger sich ausdrückt, Völkerausbreitung, der Kampf der Germanen mit dem absterbenden Weltreich der Römer, des siegenden Christenthums mit dem untergehenden griechisch-römischen Heidenthum ist mit dieser 48. Abtheilung (in 2 Bänden) vollendet; Felix Dahn hat sie mit der einbringlichen Gelehrsamkeit des Forschers und Gelehrten und dem Pathos des Dichters erzählt. — In der 49. Abtheilung beginnt Professor Martin Philippson in Brüssel seine Geschichte von „Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.“, eine Aufgabe, für deren Lösung der Verfasser sich durch vorangegangene Arbeiten vor Vielen befähigt gezeigt hat. j

Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Geschichtliche Entwicklung ihres Vorstellungsinhalts. Von Julius Lippert. Berlin, Theodor Hoffmann.

Zwei frühere, allgemein anerkannte, Werke des Verfassers: Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion und Die Religionen der europäischen Culturvölker in ihrem geschichtlichen Ursprung finden in diesem gewissermaßen ihren Abschluß — falls man das so nennen darf, was dieselben Untersuchungsmittel nun auch auf den wichtigsten Gegenstand, die Entwicklung des Christenthums, anwendet. Hier wie dort sind es vorwiegend Menschen- und Volkskunde, die zum Reden gezwungen werden, um für die einzelnen Thatfachen zu zeugen. So entrollt der Verfasser ein breites Geschichtsbild, dessen Licht auf den Massen liegt, nicht auf einigen Wenigen, mit denen die stilisirende Geschichte ihre Schauspiele vorzuführen liebt. Für ihn ist die geschichtliche Erscheinung eine Wirkung, die sich aus der Lage des Allgemeinen zwingend ergibt, und wobei die Einzelnen nur zufällig ihre Rolle spielen, die an ihrer Statt auch Andere hätten ausführen können. Dieser Satz wird hier auch auf die Geschichte der Gedanken und Vorstellungen angewendet, und darin liegt, wo nicht der unbestrittene Werth, jedenfalls die Bedeutung dieses Buches und seiner beiden Vorgänger. So wird auch für die Entlehnungen, die das Christenthum bei den von ihm ersetzten Religionen gemacht hat, eine methodische Anschauung gefunden, die ihrerseits wieder mannigfache Formveränderungen des Christenthums erklärt. Diese Entwicklungsgeschichte führt bis auf die Reformation und wirkt auf diese wie auf jede wichtige Frage schon des Mittelalters eigenthümliche Lichter. — Außerdem bietet das Buch, wie das ja in seinem Stoff und dessen besonderer Bearbeitung schon begründet liegt, eine der vollständigsten Sammlungen des einschlägigen culturgeschichtlichen Stoffes. Was über Glauben und Aberglauben und über die mannigfaltigen daraus erslickenden Anschauungen, Sitten und Gebräuche ermittelt ist, das hat auch hier seinen Platz gefunden; unter den Einzelheiten seien hier nur das Hengenwesen, die Teufelsbündnisse, die Drachenkämpfe, Heiligenlegenden zc.

genannt. Ihre Erklärung und Ableitung ist häufig höchst originell, wie auch die Bemerkungen über die Entstehungen der Feste u. manches völlig Ueberraschende bieten. Zu diesen schon durch ihre Zusammenstellung werthvollen Thatfachen bietet das Buch einen ausgezeichneten Schlüssel in Gestalt eines sorgfältigen, ausführlichen, wirklich brauchbaren Registers — einer solchen Seltenheit, daß sie wohl besonders ehrende Erwähnung verdient. Dasselbe wird der Verbreitung des Buches jedenfalls förderlich sein. — Zum Schluß stehe noch die — vielleicht überflüssige — Bemerkung, daß dieses Werk kein theologisches ist. Es ist vielmehr rein wissenschaftlich und schiebt nirgends das bunte Glas irgend eines Dogmas zwischen sich und den Gegenstand seiner Betrachtungen. Es kann also von Jedermann ohne Anstoß gelesen werden. Und es hat Anspruch darauf, nicht nur wegen seines Gegenstandes, sondern auch wegen der sachlichen Bearbeitung desselben. —ok.

Culturhistorische Bilder aus der deutschen Reichshauptstadt. Von Oskar Schwebel. Berlin, Abenheimsche Verlagsbuchhandlung. (G. Noël.)

Ein sehr starker Band, dessen Schilderungen mit der Gründung von Berlin beginnen und bis auf unsere Tage herunterreichen. Allerdings keine erschöpfende Darstellung, sondern hier ist ein Vorfall, dort eine Gestalt herausgegriffen und behandelt worden, wie gerade den Verfasser seine Arbeiten auf irgend etwas führten. In Folge dessen ist natürlich die Vertheilung des Stoffes eine ziemlich ungleichmäßige, und höchstens der zweite Band, zu dem der Verfasser, wie er versichert, die Vorarbeiten schon gethan, könnte die Gleichmäßigkeit wieder herstellen. Inbeß im Grunde liegt an ihr wenig. Die Zeit für ein umfassendes culturgeschichtliches Werk über Berlin ist noch gar nicht gekommen, und das, was wir brauchen, das sind eben Bücher gleich dem vorliegenden, welche zunächst die Arbeit aus dem Rohstein herausbauen; später werden die allgemeinen Gesichtspunkte immer noch rechtzeitig gefunden werden. — Es steckt ein sehr achtungswerthes Stück Arbeit in dem Bude; wieviel, das ermüht der Verfasser selbst wohl nicht recht, denn zum großen Theil sind Forschungen darin verwerthet, die derselbe in lebenslänglicher Beschäftigung gewonnen, und welche hier bisweilen nur beiläufig zur Geltung kommen. — Es ist schon öfters hier betont, daß Büchern dieser Art an dieser Stelle ein besonders theilnahmvolles Entgegenkommen wird; leider kann man nur, so sehr man es wünschen mag, kaum hoffen, bald noch eine größere Reihe solcher Darstellungen zu besitzen. Die Vorarbeiten dazu liegen eben noch gar zu sehr im Argen, und nicht häufig findet sich Jemand, der seinen Gegenstand schon seit Langem in dem Grade beherrscht wie Oskar Schwebel. Hoffentlich lenkt dieses Buch, dem man aufrichtig die weiteste Verbreitung wünschen kann, in erneueter Mäße die Aufmerksamkeit auf die Entwicklungsgeschichte der Hauptstadt. Je mehr diese der Brennpunkt des Volkslebens wird, desto mehr gewinnt auch Alles, was mit ihr zusammenhängt, an Wichtigkeit im Süden wie im Norden. In solchen Anregungen darf man wohl noch mehr die Bedeutung dieses Buches suchen, als in dem zweiten Ziele, das der Verfasser selbst sich aufgestellt: „Ein Doppeltes schwebte dem Verfasser als der Zweck seiner Schilderungen vor. Verbreiten wollte er die Liebe zu dieser großen, guten, edlen und hochsinnigen Stadt Berlin und hinweisen auf das Eine, was noth thut, und was wir in unseren Tagen über dem Streite der Parteien so oft vergessen als höchste Pflicht aufzufassen: die unbedingte Hingabe jeder Kraft zum Dienste des Vaterlandes.“ Freilich soll das die Geschichte lehren; aber man muß doch erst die Menschen daran gewöhnen, daß sie nach diesen Lehren fragen mögen. Und auch da fühlt Oskar Schwebel das Richtige: „Obwohl nur wissenschaftlich gesichertes Verwendung gefunden hat, so hat der Verfasser doch die heute wiederum beliebte trodene und mit dem gelehrten Apparate sich mehr oder minder brüstende Art der Darstellung verschmäht. Er meint, es sei Sache des Baumeisters, das Gerüst abzubauen, sobald der Bau vollendet ist.“ Gewiß: jene Art der Geschichtschreibung arbeitet zunächst ausschließlich für die Fachgenossen, sie ist in

dieser Form völlig unfruchtbar, Sand und Lehm, bis erst der wirkliche Ackermann darüber kommt, der diesen Boden mit Geist düngt und daraus Nahrung für die Vielen zu gewinnen weiß. Es wird nur zu häufig vergessen, daß die Geschichte schließlich sich doch nicht ganz Selbstzweck ist. — Wer dieses Buch in die Hand nimmt, wird sicher Stunden angenehmster und belehrendster Unterhaltung verbringen; und er wird sich auch der schlicht ansprechenden Form erfreuen können, wozu der Verfasser seinen Inhalt gegossen hat. — Einer von Schwebels Aufsätzen behandelt übrigens quellenmäßig die Ereignisse, die Willibald Alexis in seinen Roland von Berlin verflochten hat. Wir möchten die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne auf die vaterländischen Romane dieses Dichters hinzuweisen, der in der Literaturgeschichte zwar sein wohlgesichert warmes Plätzchen hat, dessen Werken indeß der wechselnde Tagesgeschmack die verdiente Beachtung entzogen zu haben scheint. Für jeden Berliner wäre es eigentlich Pflicht, jene zu kennen — eine leider meist unerfüllte Pflicht — denn sie schildern die bedeutsamen Tage unserer Geschichte in schöner Berklärung; aber auch sonst sollte Jeder sich mit dem behaglichen Humor, der gesunden Phantasie und dem edlen, gedankentiefen Sinne dieses Dichters bekannt machen. Die Gelegenheit dazu ist da: erst kürzlich ist, irren wir nicht, bei D. Janke in Berlin, eine Vollausgabe seiner besten Schriften erschienen.

Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethes Privatacten. Am fünfzigjährigen Todestage Goethes herausgegeben von Richard und Robert Keil. Leipzig, Edwin Schömp.

Dieses Buch ist eine Rettung. Es wendet sich gegen den abgeschmackten Vorwurf, daß Goethe kein Herz für die Noth seines Vaterlandes gehabt habe. Man hat diese unverständige Redensart, die meist ausgesprochen wird, um in einem ebenso unverständigen Nachsage Schiller in einen erfundenen Gegensatz zu seinem großen Freunde zu bringen, schon oft genug abgethan. Goethe war sich eben seiner Aufgabe bewußt, weil er sich seines Werthes bewußt war. Er wußte, daß es nicht sein Geschäft war, handelnd in jene großen Schicksale einzugreifen; wohl aber hatte er erkannt, daß seine Lebensaufgabe sei, sein Wesen nach allen Seiten hin vollkommen und mustergiltig zu entwickeln. Und er hatte erkannt, daß unfruchtbare Leidenschaft — hätte sie auch dem Höchsten gegolten — ihn in der Erfüllung seiner Aufgabe nur stören konnte. So hat er geistig Alles gethan, um sich jene Leidenschaft vom Halse zu halten. Wo es aber sein Geschäft so mit sich brachte, d. h. wo der weimar'sche Staatsminister, der Goethe ja nebenbei auch war, eingreifen konnte und eingreifen die Pflicht hatte, da hat Goethe diese Pflicht redlich, ja eifrig erfüllt. Das beweist dieses Buch. Es legt aus den Quellen dar, daß Goethe keineswegs, wie es die Abgunst behauptet, die schweren Octobertage nach dem Unglück von Jena damit ausgefüllt hat, seine Papiere zu bergen, eine alte Liebeschuld einzulösen und im Allgemeinen um sein armes Leben zu zittern; daß vielmehr seine Hand und sein Auge überall waren, um dem unglücklichen Lande die Kriegsnöthe zu erleichtern und in dem allgemeinen Wirwar, worin sogar einen Augenblick sein fürstlicher Freund untergehen zu sollen schien, zu retten, was nur immer zu retten war. Man lese nur diese Briefe und Actenstücke und man wird sich überzeugen, wie nöthig Goethe damals sein kühles Blut brauchte. Da warf in Jena der Feind die Sammlungen auf die Straße, um seine Verwundeten unterzubringen, da wandte sich Eichstädt an ihn um 1000 Pfund Lumpen, die die Franzosen verlangten, eine Quantität, die man doch nicht immer in irgend einer Ecke liegen hat, da forderte man Dolmetscher, bat um Auskunft in Einquartierungsfragen. — Und das Alles waren nur die kleinen Sorgen und Nöthe: vor alledem galt es das ganze Land, wo das Unterste über das Oberste gestürzt war, einigermaßen wieder in Schick zu richten. Es ist eine erstaunliche Fülle von Arbeit, die Goethe, wie aus diesen Acten hervorgeht, in jenen Tagen bewältigt hat — und man ist viel mehr verwundert, daß er wenigstens nach Erledigung des Drängendsten noch hat an

seine Geliebte und an seine Papiere denken können. — Das Buch ist ein schönes Todtenopfer, das die beiden Brüder dem Meister spargebracht haben. Und zugleich legt man es mit einem gewissen Gefühle der Bebmuth aus der Hand: es ist das Letzte, an dem die Beiden gemeinschaftlich gearbeitet haben; Richard wurde selbst abgerufen, noch ehe es vollendet war. — Weßhalb übrigens das Titelblatt die Worte „nach Goethe's Privatacten“ ohne — und „am Todestage Goethe's“ mit dem völlig überflüssigen, ja falschen Apostroph zeigt — das ist eine düstere Frage, über die wohl nur der Corrector der betreffenden Druckerlei befriedigende Auskunft zu geben im Stande ist. —ck.

Ernst von Wildenbruch, Der Menonit. Trauerspiel in 4 Acten. 8. 111 Seiten.
Berlin, 1862, Freund u. Jedel. M. 2. —

— — **Harold. Trauerspiel in 5 Acten. 8. 160 S. Berlin, 1862, Freund u. Jedel.**
M. 2. —

Beide Werke des hochbegabten Dramatikers haben ihre Bühnenprobe bereits mit großem Erfolge bestanden. Die sehr gut ausgestatteten Bändchen werden den Zeugen der Aufführungen eine willkommene Gabe der Erinnerung sein, den anderen werden sie mit zwei der bemerkenswerthesten Erscheinungen unserer jüngsten dramatischen Literatur bekannt machen.

Friedrich der Große. Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. 6. und 7. Band. 8. 608 und 434 S. Berlin, 1881.82. Alexander Dunder.

Dieses großartige Unternehmen, welches unserer geschichtlichen Literatur zu hoher Ehre gereicht, ist in erfreulichstem Fortschreiten begriffen, eine Thatfache, die nur mit aufrichtiger Genugthuung zu begrüßen ist. Die vorliegenden beiden Bände umfassen die Documente der Jahre 1748 und 1749, und diese geben nicht minder wichtige Aufschlüsse als die der früheren Jahre. Auf die letzten Ansätze Frankreichs und Englands, noch kurz vor dem Nachener Frieden Preußen wieder in Bewegung zu bringen, lassen sie volles Licht fallen. Deutlicher als bisher zu erkennen war, fällt in's Auge, daß der Frieden von Aachen nicht der Beginn der Ruhe, sondern der Unruhe war. Die unmittelbar dem Nachener Frieden folgende Bedrohung Schwedens durch Rußland spannt seinen Blick und seine Energie. Es war nicht zu durchschauen, wie weit Oesterreich mit Rußland auch in dieser Frage einig war, ob England in dieser Frage führte oder geführt werde. Kein glänzenderes Zeugniß kann der beharrlichen Friedensliebe des Königs, seiner Voraussicht und Umsicht ausgestellt werden, als es die Rathschläge ablegen, die er in diesem, in den folgenden Jahren der schwedischen Regierung unermüdet erteilt hat. Er mahnt ebenso dringend, Rußland nicht den mindesten Vorwand zur Einmischung zu geben, als sich auf jede Eventualität gefaßt zu halten, er empfiehlt, ebenso gemäßig als fest aufzutreten, er läßt nicht ab, unaufhörlich Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit, Vermeidung jedes Conflicts, jeder Spannung mit den Ständen dringendst anzurathen. Ebenso vorschauend und umsichtig zeigen die Documente dieser Bände den König um die Ausgleichung der zwischen Schweden und Dänemark bestehenden Differenzen bemüht, nicht minder klar und sicher in dem engeren Verhältniß mit Frankreich, der nicht beabsichtigten Wirkung der russischen Demonstrationen gegen Schweden. In der sehr vorzeitigen Frage der römischen Königswahl, mit welcher Georgs II. interessirter Eifer das deutsche Reich beschenkte, weiß König Friedrich sich von vorn herein zu bescheiden und Frankreichs kriegerische Aufwallungen zu dämpfen.

Ueber den weiteren Fortgang des großen Unternehmens berichtete der ausgezeichnete Geschichtschreiber Max Dunder noch in der öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie zur Feier des königlichen Geburtstages: Der achte Band: die Correspondenzen der zweiten Hälfte des Jahres 1750 und die des Jahres 1751, befindet sich unter der Presse, der neunte Band, das Jahr 1752 und die erste Hälfte des Jahres 1753, ist

in der Handschrift vollendet. Der emsige Fleiß und die ausdauernde Sorgfalt, mit welcher der Privatdocent Dr. Koser sich der ihm obliegenden Redaction zu unterziehen fortfährt, begründet die Aussicht, daß diese Publication im übernächsten Jahre mit ihrem zehnten und elften Bande bis zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges vorrücken wird. Mit dem Eintritt in diese Periode gewinnt die militärische Correspondenz des Königs eine so hohe politische und kriegsgeschichtliche Bedeutung, daß derselben erhöhte Beachtung und breiterer Raum zuzugestehen sein wird, als für die Epoche der beiden ersten schlesischen Kriege geschehen ist, aus welcher nur diejenigen Stücke militärischen Charakters Aufnahme in die Correspondenz erhalten haben, die in nächster Verbindung mit den Combinationen der auswärtigen Politik standen. Welche Bedeutung der vollständigen Wiedergabe der militärischen Anordnungen und Befehle des Königs aus der Zeit dieses Krieges für die Geschichte Preußens, für die allgemeine Kriegsgeschichte beizubringen würde; wie erst mit solcher die Grundlagen für das historische und strategische Urtheil über Kriegsort und Kriegsführung des Königs, für die Kritik zeitgenössischer Uebersieferungen zweifelhaftesten Werthes gewonnen sein würden, bedarf keiner Ausführung. Und selbst damit wäre immer noch nicht das Verständniß darüber erschlossen, wie es der König ermöglicht hat, seinem kleinen, armen und mit jedem Kriegsjahre weiter erschöpften Lande die Mittel eines so unvergleichlich ausdauernden Widerstandes abzugewinnen, bevor nicht weiterhin der „politischen Correspondenz“ wenigstens zunächst für diese Jahre die Publication der Documente der finanziellen und staatswirthschaftlichen Thätigkeit des Königs zur Seite gestellt sein wird. — Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne von Neuem hervorgehoben zu haben, daß die Publication auch dem Unternehmungsgeist unseres deutschen Buchhandels das glänzendste Zeugniß ausstellt, besonders wenn in Erwägung gezogen wird, daß das Absatzgebiet für ein so weitschichtiges Werk ein ziemlich eng begrenztes ist. Dabei hat der Verleger nicht etwa gespart, im Gegentheil: die Ausstattung ist einfach musterhaft.

Ludwig Meyer, die römischen Katakomben. Auch unter dem Titel: Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Birchow und Fr. von Holzendorff, 8. 72 S. Berlin, 1882. 1 Hef. 10.

Wer ein klares, anschauliches Bild von dem Wesen und der Bedeutung der Katakomben, des unterirdischen Roms, gewinnen will, der wird seinen Zweck nach der Lectüre dieser sehr gut geschriebenen, den archäologischen Jargon vermeidenden, dabei aus voller Beherrschung des Stoffes hervorgegangenen kleinen Schrift voll erreicht haben.

E. Neumann. Neuere Geschichte des Preussischen Staates vom Hubertsburger Frieden bis zum Wiener Congreß. 1. Bd. 8. XVIII u. 572 S. Gotha, 1882, F. A. Perthes, M. 10. —

Das vorliegende Werk bildet eine Fortsetzung zu Stenzels Geschichte des preussischen Staates. Stenzel schließt mit dem Ende des siebenjährigen Krieges, aber ohne den Frieden selbst noch mit behandelt zu haben. E. Neumann hat den Faden aufgenommen und denkt ihn von 1763—1815 fortzuführen. Von dieser großen Arbeit liegt hier der erste Band vor, der in zwei Büchern vom Frieden zu Hubertsburg bis zum Abschluß der ersten Theilung Polens führt. Der Verfasser, ein schon durch mehrere Arbeiten auf diesem Gebiete erprobter Forscher, ist an die ersten Quellen selbst gegangen, hat Häußers Auszüge aus dem Berliner Staatsarchiv eingesehen und für das Jahrzehnt von 1767—77 fortgesetzt. Vor Allen waren die Gesandtschaftsberichte aus Petersburg, Warschau, Wien, Constantinopel, Paris, dann die geheimen Cabinetstracten und die geheime Correspondenz Friedrich II. mit Finkenstein über die russisch-preussischen Verhandlungen, betreffend die Theilung Polens, seine ergiebige Quelle. So ist durch gewissenhafte und umfichtige Forschung ein Werk entstanden, aus dem sich ein allseitiges getreues Bild der zweiten Periode der Regierung Friedrich des Großen

entnehmen läßt. Der Schwerpunkt dieses Bandes liegt auf der Darstellung der politischen Verwicklungen, die mit der ersten Theilung des lebensunfähig gewordenen Staates 'enden.' Diese wichtige Episode tritt durch Reimanns Forschung in helleres Licht. Es wird dadurch evident, daß der Plan der Theilung von Friedrich stammt. Derselbe scheiterte zuerst an Rußlands unannehmbaren Vorschlägen, bis die Kaiserin Katharina erst anderthalb Jahre später ihn wieder aufnahm und Oesterreich für den Antheil an dem Vergleibungsplane gewann. In diesem Stücke tritt der Verfasser auch der Ranke'schen Auffassung entgegen. Mit der ersten Theilung Polens und der neuen Organisation Westpreußens schließt der vorliegende Band des gediegenen Werkes.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Austriaca.** Betrachtungen und Streiflichter. Leipzig, 1882. Duncker und Humblot.
- Baibie** Allgemeine Erdbeschreibung. 7. Aufl. Lief. 1. Wien, A. Hartlebens Verlag. 75 Pf.
- Baumgarten**, Dr. Joh., Amerika. Stuttgart, 1882. Riegersche Verlagshdlg. geh. M. 5.
- Beketoff**, Professor A., Die Ernährung d. Menschen. Aus d. Russischen übers. von Ludwig Bauer. Rudolstadt, 1882. H. Hartung u. Sohn. geh. M. 1.
- Chattopādhyāya**, Nisikānta, The Jātrās. London, 1882. Trübner & Co. geh. 2 sh.
- Erfindungen der neuesten Zeit.** H. 5—9. Leipzig. Otto Spamer. à 50 Pf.
- Erokmann-Chatrian**, Ausgew. Werke. Herausgeg. v. Ludwig Pfau. L. 8—6. Stuttgart. Riegersche Verlagshandlung. geh. à 50 Pf.
- Glindoley**, Anton, Geschichte des dreissigjährigen Kriegen. I. Abthlg. Leipzig. G. Freytag. gebd. M. 1.
- Gotthelf**, Jeromias, Wie Anne Babi Jowkger haushaltet. Neue wohlfr. Ausg., 2 Bde. Berlin. Jul. Springer. geh. M. 3.
- Göttinger**, Reallexicon d. deutschen Alterthümer. Heft 11. Stuttgart. W. Urban. M. 1.
- Hagen**, Edmund von, Kritische Betrachtung der wichtigsten Grundlehren des Christenthums. Hannover. Commissionsverlag von Carl Schüssler. geh. M. 4.
- Humboldt**, Monatsschr. f. d. ges. Naturwissenschaften, Stuttgart. Mai 1882. Ferdinand Enke. M. 1.
- Lenau**s sämmtl. Werke. 2 Bde. geb. Leipzig. Bibliograph' Institut.
- Liebescher**, Dr. Georg, Japans landw. und allgemeinwirthsch. Verhältnisse. Jena, 1882. Gustav Fischer. geh. M. 5.
- Meurer**, Handbuch d. Alpinesport. Wien. A. Hartlebens Verlag. geb.
- Nordlandsfahrten.** Lfg. 20. Leipzig. Hirt u. Sohn.
- Pawel-Rammigen**, Alexander Baron, Dichtung u. Wahrheit. Leipzig, 1882. eleg. geb. M. 4.
- Preyer**, Johann N., Hannibal, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien, 1882. Carl Gerold's Sohn.
- Reinhard**, Album des klassischen Alterthums. Lfg. 1. Stuttgart. Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung. geh. à 1 Mk. 50 Pf.
- della Rocca**, Fürstin, Skizzen v. Heinrich Heine. Wien. A. Hartlebens Verlag.
- Schulz**, Die Kunst des Bauchredens. Erfurt. Bartholomäus. —.
- Schwabacher**, Dr. Simeon Leon von, Denkschrift über Entstehung und Charakter der in den südlichen Provinzen Russlands vorgefallenen Unruhen. Stuttgart, 1882. Levy u. Müller. 40 Pf.
- Thies**, Gustav, Otto vom Puck. Drama. Cassel u. Berlin, 1882. Theodor Fischer.
- Wagners** Hermann, Illustr. deutsche Flora. II. Aufl. Lfgn. 14—18. Stuttgart. Julius Hoffmann. à 75 Pf.
- Weber**, Georg, Allgemeine Weltgeschichte. 2. Aufl. 1. Liefg. Leipzig. 1882. Wilhelm Engelmann. M. 1.
- Wildenradt**, Johana von, Der letzte Wendenkönig. eleg. geb. Leipzig, 1882. Liebeskind.



Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Nürnberg

1882.

Unter dem Protectorate Sr. Majestät des Königs Ludwig II.
**Bayrische Landes-Industrie-, Gewerbe- und
 Kunst-Ausstellung.** [818]

Grösste der bis jetzt in Deutschland abgehaltenen Ausstellungen, in einem herrlichen grossen Park gelegen. Neue eigenartige Anordnung. Gute Restaurationen. Vortreffliche Concerte. Prachtvolle Beleuchtung. Unmittelbare Nähe der Stadt.

Eröffnung 15. Mai. Schluss 15. October.
Grosse Verloosung. Wohnungsbureau am Bahnhof.

Rundreisen im Norden.

Kopenhagen - Stockholm - Kristiania.
**Rundreisebillets zwischen Deutschland,
 Dänemark,
 Schweden u. Norwegen.**

Für Touristen.

Für Touristen.

Im Interesse des reisenden Publikums wird besonders darauf aufmerksam gemacht, dass Rundreise-Eisenbahn-Billets durch die an **grossartigen Naturschönheiten reichen nordischen Länder**, zwei Monate gültig und zu billigen Preisen, vom 1. Mai d. J. an in Berlin und Hamburg an den Stationen der Berlin-Hamburger und Altona-Kieler Eisenbahn zu haben sind.

Tour I: Preis: Reichsm. 111,80 Pf. II. Klasse.

Hamburg - Fredrikshavn - Gothenburg - Stockholm - Malmö - Kopenhagen - Korsör - Kiel - Hamburg.

Tour II: Preis: Reichsm. 147,60 Pf. II. Klasse.

Hamburg - Fredrikshavn - Gothenburg - Trollhättan (der Niagara Schwedens) - Kristiania (event. Brøntheim) - Kiel - Falun (Dalecarlien) - Upsala - Stockholm - Malmö - Kopenhagen - Korsör - Kiel - Hamburg.

Tour III: Preis: Reichsm. 137,70 Pf. II. Klasse.

Hamburg - Fredrikshavn - Gothenburg - Trollhättan - Kristiania - Stockholm - Malmö - Kopenhagen - Korsör - Kiel - Hamburg.

**Zur
 Beachtung!**

Von oder nach Stockholm bis Motala können die resp. Reisenden die Seereise über den vielbesungenen Mälar-See (das „Auge Schwedens“ genannt) und durch den grossartig angelegten Göta-Kanal wählen. — Die Monate Juni bis September bieten dem Reisenden im Norden den unschätzbaren Vortheil einer angenehmen Wärme, reinen Luft und heller Nächte. [830]

In dem **Klaffker-Verlag** des Bibliographischen Instituts in Leipzig erschien soeben: [833]

Lenaus sämtliche Werke,

mit Biographie, Einleitung und Anmerkungen.
 2 Bände. Preis gebunden 4 Mark.

Die Biographie bringt zum erstenmal die Namen derjenigen Persönlichkeiten, welche von Einfluss auf die poetische Produktion und den Lebensgang des ebenso grossen wie unglücklichen Dichters gewesen sind. Die Einleitungen geben über die Entstehungszeit und den geschichtlichen Stoff der grössern Dichtungen Aufschluss, ausserdem sind alle in den spätern Auflagen weggelassenen Gedichte und Strophen und im Anhang eine Reihe geistreicher Bemerkungen und Schilderungen aus Lenaus Briefen beigebracht.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

*„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk,
wesshalb ich es bestens empfehlen kann.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt
kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember
1878.“*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

*„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbare Tafel-
wasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar
1879.“*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes
als vorzüglich gut verträgenes Getränk, unvermischt oder auch
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt,
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang
ein. 16. März 1879.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

*„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, inson-
derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879.“*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

*„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser,
das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 22. — Heft 65.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

August 1882.

Breslau.
S. Schottlaender.

August 1882.

Inhalt.

	Seite
M. Corvus.	
In omnibus charitas. Novelle. (Schluß).....	151
Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M.	
Rauhreif. Gedicht	214
U. Koch in Neuses.	
Der deutsche Brahmane	216
Johannes Scherr in Zürich.	
Dreißig Jahre deutscher Geschichte.....	246
Carl Vogt in Genf.	
Eduard Defor. (Schluß).....	262
Bibliographie.	275
Hierzu ein Portrait von Wilhelm Jordan. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstablage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

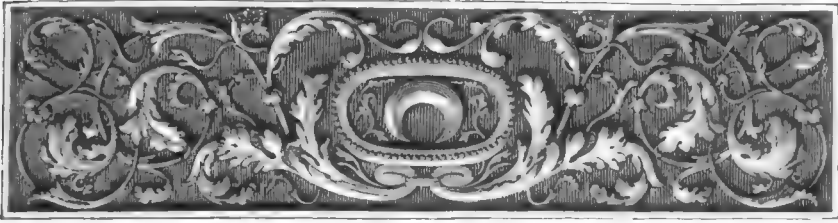
XXII. Band. — August 1882. — 65. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm Jordan.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



In omnibus charitas.

Don

M. Corbuz.

(Schluß.)

8.



Vielleicht war Niemand von denen, welche an dem zwischen dem Capitel und dem Rath der Stadt jetzt entstandenen Zwiespalt theilhaftig waren, so davon erfreut um des Streites selbst willen, als Caplan Moser es war. Er hatte die erste kühle Abweisung des Dechanten, als er ihn auf die Gefährdung ihrer Rechte aufmerksam machte, nicht verschmerzen können, und da dieser nun doch in eine wachsende Streitfrage sich hatte verwickeln lassen, deren Führung ihn je länger je mehr erbitterte, war das gewissermaßen ein Triumph für den Caplan, und er suchte heimlich dazu das Feuer zu schüren, wo das in seinen Kräften stand, ohne dem Dechanten gegenüber sich selbst daran zu verbrennen.

Während von protestantischer Seite über die Sache bisher tiefes Schweigen beobachtet worden war, ließ jetzt der Caplan da und dort Andeutungen darüber fallen und suchte dabei die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Man fing in dem Publikum an, sich von dem Streit zuzulüftern und Partei für und wider zu ergreifen. Nun verlautete auch davon, daß der Dechant bei dem Gericht eine Klage gegen den Rath, wegen dessen Weigerung, das Recht des Capitels anzuerkennen, eingereicht habe, daß er aber abfällig beschieden worden sei, und dieser Entscheid noch vor Ende des Jahres in die Dechanei gelangt wäre.

Matthias von Göllich hatte bei seiner Klagführung auf Rücksichten gerechnet, die man, wie früher schon in ähnlichen Fällen, auf das historische Recht der Tradition nehmen werde, und mußte nun zu seiner Enttäuschung entdecken, daß jetzt dem nicht der Fall sei. Jedoch er ließ es nicht dabei bewenden, sondern hoffte, was bei dem niedern Gerichtshof abgewiesen

worden, werde an dem höchsten des Landes eine andere Beurtheilung und bessere Würdigung der Verhältnisse im Osterland finden, und beschloß nun, appellirend seine Beschwerden durch alle Instanzen zu führen. Aber er wurde durch diesen verlängerten Kampf von Tag zu Tag schroffer und gereizter in seinem Sinn, wenn auch die altgewohnte Selbstbeherrschung es ihm möglich machte, die äußere kalte Ruhe zu wahren. Der Streit peinigte ihn, das war klar und raubte ihm von seinem innern Gleichmaß und seine Sicherheit, und es war bezeichnend, daß er es in seinem Studirzimmer vermied, die Augen nach Hieronymus' Bild zu lehnen, wenn aber doch einmal sein Blick darauf fiel, sagte er wie entschuldigend zu sich selbst: „Ich kann nicht anders, die Umstände zwingen mich dazu.“

Vielleicht hätte er jetzt gern gesehen, den Streit nicht begonnen zu haben; da dies aber nun einmal geschehen war, sollte und mußte er nach seinem Willen und seiner Ansicht zur Krönung ihrer Interessen zu Ende geführt werden. Indem er das Nothwendige darüber mit seinen Capitularen besprach, bediente er sich doch nie der niederen Werkzeuge, wie Caplan Moser eines war; als aber bei dem Neujahrsempfang aller Diener seiner Kirche er der Bebrängniß erwähnte, welche jetzt störend auf ihnen allen hier lastete, sagte er nicht mehr wie ehemals zu ihnen: „Ich wünsche, Jeder thue dazu, daß die Eintracht und der Friede nicht gestört werde, in welchen wir mit unseren Glaubensverwandten hier leben,“ und diese Auslassung trug schlimme Früchte, indem Mancher sich dieselbe zu Ruße nahm.

So hatte diesmal das Fest der Weihnacht und des Neujahrs nicht Frieden in der guten alten Stadt eingeläutet und gar mancher seiner Bewohner blickte erregt oder besorgt auf das, was das neubegonnene Jahr bringen werde.

Auch Gertha schien es den Frohsinn der letzten Wochen plötzlich wieder benommen zu haben; sie sah ernst und angegriffen aus und war auch nicht heiterer, als sie auf den dringenden Wunsch der Mutter bei einem Ball des Präsidenten von Tanner erschien, dem ersten bedeutenden Fest des Winters. Ein großer Theil des Landadels der Provinz war nun für einige Wintermonate in die Stadt übergesiedelt und heute in der Gesellschaft anwesend, Graf Bobo hatte neben Gertha Posten gefaßt, und obgleich sie bald von einem großen Kreis Herren umgeben war, schien er seinen Platz neben ihr, als etwas ihm Zukommendes, nicht aufgeben zu wollen und seine Beharrlichkeit fing an aufzufallen. Endlich schnitt Gertha das ihr Lästigwerdende ab, indem sie erklärte, einige Damen begrüßen zu wollen, und aus dem Kreise trat.

Georg hatte sie bis jetzt nur von Weitem begrüßt, da es ihm widerstanden, sich unter die Menge der Herren an sie heranzudrängen; nun trat er ihr in den Weg und bewillkommnete sie.

Wie anders war doch heute ihre Begrüßung als an jenem Ball im Herbst, da sie zuerst sich wiedersehen. Damals waren sie voll rückhalts-

loser Freude des Wiederfindens und Wiedererkennens — heute lag eine Befangenheit auf ihnen, die keines von ihnen überwinden konnte. Seit dem letzten Gespräch am Christabend war etwas in ihnen lebendig geworden, was bis dahin unklar in ihnen gelegen und etwas zwischen sie getreten, was Beide bedrückte und Keines doch zu heben vermochte. In ihr rang eine ängstliche Scheu vor ihm mit einer Unsicherheit ihrer selbst, die sie beunruhigten; in ihm brannte eine heiße Liebe, die er nicht mehr zurückzudrängen vermochte und die er doch nicht bekennen und keine Entgegnung für dieselbe erhoffen konnte.

Und dennoch, als er sie anblickte, beunruhigt in ihren bleichen angegriffenen Zügen forschend, verrieth der besorgte Blick seiner Augen nur zu sehr die Wärme seiner Empfindung. Gertha fühlte sich dadurch nur immer bekommener werden und ihre Unsicherheit wachsen.

„Sind Sie leidend gewesen, Fräulein Gertha?“ fragte er bekümmert.

Sie versuchte zu lächeln und sagte, seinem Blick ausweichend:

„Ein wenig abgespannt nur. Mama glaubte, Berstreuung werde mich wieder auffrischen, und so will ich sehen, ob dieses Mittel hilft.“

„Indem Sie es mit dem Tanzen versuchen — gewiß, Baronesse, das heitert auf!“ rief er aus und ein warmes Lächeln lag wieder auf seinem Gesicht. „Bitte, wollen Sie auch mir einen Tanz gewähren?“

Das Herz schlug ihr heftig und trieb die Blutwelle ihr heiß nach dem Kopf empor. Er that nichts und sagte nichts, was sie hätte zurückweisen müssen oder können, und dennoch war sie von seinen Worten beängstigt wie noch nie zuvor, so daß es fast den Athem ihr benahm. Sie hätte gern „nein“ auf seine Bitte gesagt und wollte es doch auch nicht, und als ihr Blick unsicher den seinigen streifte und seine Augen so bittend auf ihr lagen, vermochte sie es gar nicht — es war ihr, als sei sie willenlos diesen stehenden Augen gegenüber.

So sagte sie „ja“ und gab ihm den nächsten Tanz.

Die Musik begann noch nicht, aber sie blieben neben einander stehen, es war, als ob sie nicht wieder von einander loskommen könnten — sie vergaß ganz, daß sie doch Andere hatte begrüßen wollen.

Wie herzlich und heiter hatten sie in den letzten Wochen mit einander verkehrt, wie unbefangen glücklich waren sie zusammen am Christfeste noch gewesen, und heute wollte das einfachste Gespräch sich nicht anknüpfen lassen. Nichts hatte sich ereignet seit den zwei Wochen, die dazwischen lagen, und doch war Keines mehr dasselbe. Eine Welt von Gedanken und Empfindungen war seit dem Scheiden vor Sanct Johannis Kirche in ihnen erstanden, und einmal emporgewachsen, waren jene nicht wieder zu bannen: es war wie der Genuß vom Baume der Erkenntniß gewesen und Beide hatten sich damit aus einem Eden verbannt.

Endlich fing Gertha an, das Peinliche ihres stummen Nebeneinanderstehens sich bewußt zu werden und sie suchte ängstlich nach Worten, das

Schweigen zu brechen — da ertönten die ersten Klänge der Musik und sie athmete erleichtert auf. Der Tanz mit ihm, vor welchem sie erst sich gefürchtet und dennoch ihn gewünscht hatte, war ihr jetzt eine Erlösung aus dem Banne, der sie gefangen hielt; sie erinnerte sich plötzlich von früher her, wie gut Georg getanzt; ein heißes Entzücken kam über sie, als er seinen Arm um sie legte, ein Rausch, wie sie noch nie ihn empfunden, der sie übermannte und fortriß auf den sanften Wogen des Walzers. Sie hätte nicht aufhören mögen so dahin zu schweben, nichts denkend, nichts erwägend, nur in dem süßen Gefühl sich verlierend, von seinem Arm auf den Tönen getragen zu werden. Unwillkürlich hob sie den Kopf zu ihm empor und da begegneten ihre Blicke den feurigen Augen, die so berebt von Liebe sprechend und um Liebe bittend auf ihr lagen, und sie erwachte aus dem Taumel, der sie ergriffen. Sie wurde tödtlich bleich und fühlte, daß sie, schwerer und schwerer werdend, wie vergehend an seinem Arme hing.

„Mir schwindelt,“ flüsterte sie mit verlöschender Stimme.

Er sah sie erschrocken an und stehen bleibend, hielt er sie im Arme fest, daß sie nicht falle; denn er glaubte, eine Ohnmacht sei über sie gekommen. Sie erholte sich aber bald wieder und ließ sich von ihm aus dem Saal geleiten, erklärte jedoch, nicht mehr tanzen zu können. Sie bat ihn, ihre Mutter herbei zu rufen und verlangte, mit dieser nach Haus zu fahren. Nur fort aus seiner Nähe zu kommen, drängte es sie, und allein mit sich die Herrschaft über sich wieder zu gewinnen. Bekümmert sah Georg sie scheiden; sie war so seltsam gegen ihn, sagte so eigen Lebewohl, ohne ihn anzusehen, als er sie in den Wagen gehoben, und er lechzte doch danach, noch einen Blick von ihr zu erhalten.

Welche unruhige, qualvolle Nacht verbrachte aber Gertha, gebannt zwischen Vorwürfen und Furcht vor sich selbst. Wie hatte nur alle Sicherheit und Willensmacht sie gänzlich verlassen können, daß sie, allen ihren Grundsätzen entgegen, so plötzlich gekommenen Gefühlen unterlag! Ihre festen Ansichten in Glaubenssachen und ihre Anschauungen über die Schranken, welche die Lebensstellung, die sie einnahm, um sie zog, lehnten sich gegen die Schwachheit auf, welche sie ergriffen hatte. Wie konnte sie, die erste, in ihr altäblich, streng gläubig Haus solche Verirrung der Gefühle tragen!

Sie überhäufte sich mit Selbstanklagen über den Verkehr mit Georg im Häuschen der Anna Becker. Von Anfang an fühlend, daß er eine unbegreifliche Macht besitze und auf sie ausübe, hätte sie nicht so thöricht sein sollen, von einem guten Werk, das zu thun sie sich einbildete, sich in Sicherheit einflößen zu lassen und einen wachsenden Verkehr mit ihm einzugehen. Wie blind war sie doch gewesen! Aber sie mußte, koste es was es wolle, im Keime ersticken, was sie nicht einmal sich selbst eingestehen mochte, daß es in ihr Wurzel geschlagen; sie mußte sich selbst wiederfinden aus dieser entsetzlichen Verwirrung ihrer Gefühle, welche sie überkommen. Gleicher Glaube und gleicher Stand — wo in diesen beiden Grund-

bedingungen für eine Gemeinschaft im Leben keine Uebereinstimmung stattfand, mußte ihr Herz schweigen.

So ging die Nacht dahin, kaum daß ein kurzer, unruhiger Schlummer auf ihre heißen Augen sich senkte. Endlich, es war noch nicht sechs Uhr am Morgen, trieb sie die innere Unruhe von ihrem Lager empor; sie fühlte sich wie gebrochen und haltlos und lechzte nach einem Halt und nach Frieden mit sich. Mit fieberhafter Hast kleidete sie sich an, sie wollte zur Beichte gehen; dort mußte ihrem Gemüth die verlorene Ruhe, ihrer Seele die Festigkeit wiederkommen.

Es war ein rauher, kalter Morgen, die Straßen noch in tiefe Dunkelheit gehüllt. Die eisige Luft, welche sie anwehte, durchschauerte sie. Sie zog den Mantel und den Schleier dichter um sich zusammen und schritt gebeugten Hauptes hinüber in die Kirche.

Nur Wenige waren zur Frühmesse gekommen und knieten betend um den einen erleuchteten Altar. Auch sie warf sich nieder und neigte den Kopf auf die gefalteten Hände, aber sie konnte kein Gebet finden; der Rosenkranz hing an ihrer Hand, aber es war ihr nicht möglich, ein Paternoster zu flüstern. Sie dachte nur: „Laß meinem Herzen den Frieden!“ — doch ob sie mit diesem Wunsche an das göttliche Wesen sich wendete, das unser Flehen wie den sichern Port in der Agonie unserer Seele sucht, oder ob sie, an der Erde haftend, an den sich richtete, der ihren Frieden gestört — sie wußte es nicht, aber keine Sammlung wollte über sie kommen.

Endlich erhob sie sich und trat in den Beichtstuhl.

Wenn sonst sie hierher gekommen, war es zumeist geschehen, einer vorgeschriebenen Pflicht zu genügen, selten um den Drange des Herzens zu folgen und seit längerer Zeit war sie gar nicht hier gewesen. Heute aber war es das sehnsüchtige Verlangen ihrer Seele, welches sie an diese Stätte trieb, sich von der Qual oder Schuld ihres Herzens zu befreien und dagegen den Frieden wieder zu finden.

Sie kniete nieder und lehnte den müden Kopf, indem die Gedanken so wirt durcheinander jagten, erschöpft an die hölzerne Zwischenwand. Nicht lange so naheten Schritte, daneben kniete Jemand nieder und jetzt öffnete sich auch das hölzerne Ohr des Beichtstuhls, durch welches das geflüsterte Wort von ihr zu einem Andern das tragen sollte, was sie jetzt erfüllte und beschwerte. Der drüben kniete, sprach ein Gebet und nun horchte er auf, ihr Bekenntniß zu empfangen.

Aber was sollte sie nun sagen und bekennen? Sie zögerte und wußte nicht, womit zu beginnen. Was sie nicht einmal sich selbst zu gestehen wagte, daß es in ihr glühe und nach Leben und Wesenheit ringe, wie sollte sie in Worte fassend, dasselbe zur ausgesprochenen Wirklichkeit machen und einem Andern es anvertrauen? Sie konnte das nicht — nein niemals! Wenn es überhaupt nicht existiren durfte, konnte es auch nicht ausgesprochen werden. Sie schrak davon entsezt zurück und — ihr Mund blieb geschlossen.

Der daneben kniete und horchte, welches bange Bekenntniß sich ihm nun offenbaren werde, sagte endlich, da Alles still blieb: „Bitte, sind Sie nun vorbereitet zu sprechen?“

Sie erhob jählings den Kopf, der an der Wand lehnte: „Nein, ich kann nicht!“ entgegnete sie geängstigt mit tonloser Stimme, stand auf und floh aus dem Beichtstuhl. Ihr war, als verfolge sie Etwas von dort, das sie zurückziehen wolle zur schuldigen Beichte: sie wollte aus der Kirche eilen, aber die Knie zitterten ihr vor all der Erregung und die Füße vermochten kaum sie zu tragen. Erschöpft lehnte sie sich an, ihre Hände suchten nach einem Halt und da umklammerten sie die eisernen Stäbe eines Gitters. Ja, eines Gitters. Hatte er nicht gesagt: „Was scheidet uns? Ein Gitter nur, durch das wir zu einander blicken können!“

Und sie lehnte daran und suchte hindurch zu blicken.

Drüben ging der Küster leise umher und brannte einzelne Lampen an; wie sie aufflammten war es, als ob da und dort ein Stern in der Dunkelheit aufleuchte und der übrige Theil der Kirche lag unter der hohen Gewölbung nur in um so tiefere Nacht gehüllt da. Lautlos betrat da Einer und dort wieder Einer das Haus; es war ja Sonntag und der protestantische Gottesdienst beginnt zu so früher Stunde. Wie Schemen huschten die dunkeln Gestalten dahin und verschwanden in den Gestühlen des Schiffes. Auch auf dem hohen Chor blinkten nun Lichter auf und bewegten sich Kommende, und plötzlich fiel feierlich und hehr der volle Ton der Orgel mit einem Choral in die tiefe Stille des weiten Hauses ein.

Gertha hatte mit den heißen, überwachten Augen hinübergestarrt und war dem gefolgt, was jenseits des Gitters sich bewegte und dort in dem Dunkel aufleuchtete, ohne daß sie dabei etwas dachte; denn ihre Seele war des Denkens müde. Als jetzt der volle Orgelton ihr Ohr traf, kam sie zum Bewußtsein ihrer selbst zurück: aber was sie hörte, drang so beruhigend auf sie ein, als müsse unter diesen Tönellen alle Angst ihres Herzens sich legen und sie athmete auf.

Da streifte Jemand an ihr vorüber; es war der Sacristan, der verwundert die einsam sich anlehrende, tief verhüllte Gestalt anblickte. Gertha sah sich um; die Kirche war leer geworden und auch sie mußte nun gehen — ein längeres Verweilen hier konnte auffällig werden.

Zögernden Schrittes verließ sie die Kirche, sie hätte so gern länger noch den Orgeltönen gelauscht, und als sie an der kleinen protestantischen Kirchenpforte vorüber ging, blieb sie dort stehen, noch ein wenig dem Chorale zuzuhören. Aber die kalte Winterluft durchschauerte sie eilig hier draußen, auch gingen so Viele an ihr vorüber, welche die Dastehende neugierig anstarrten; sie betrat deshalb leise mit den Anderen das Haus und suchte sich an einer Säule ein Plätzchen, wo sie ungesehen den Orgeltönen noch lauschen konnte.

Sie zog den Schleier dicht vor das Gesicht, schloß die Augen und

lehnte den Kopf zurück, so ungestört von der Außenwelt, ließ sie die Töne besänftigend und erhebend zu sich sprechen. Sie hörte wohl, daß Jemand nahe und Platz neben ihr nahm, aber sie beachtete es nicht — sie hörte nur weiter und weiter den Tönen zu und hätte gewünscht, daß noch lange sie so fortklingen möchten.

Doch da endete der Choral, eine augenblickliche Stille trat ein, dann fiel die Orgel von Neuem ein. Diesmal aber mit dem Gesang der Gemeinde.

Herttha erwachte wie aus einem Traume und blickte verwundert sich um.

Die da neben ihr saß, war eine Wendin im Sonntagsstaat. Das weiße Häubchen saß anstatt des alltäglich schwarzen auf dem Kopfe und eine dicke Tade mit hochaufgebauschten langen Ärmeln war über das Nieber gezogen. Sonderbarer Weise hielt sie in ihren Händen einen Rosenkranz und ihre sich bewegenden Lippen verriethen, daß sie daran ihr Paternoster bete. Jetzt schloß sie ihr Gebet, schlug noch andächtig ein Kreuz über Brust und Stirn und öffnete dann das mitgebrachte Gesangbuch, eifrig die an dem Chor aufgesteckte Liedernummer darin suchend. Dann legte sie das Buch vor sich hin und da sie bemerkte, daß die neben ihr Sitzende ohne ein solches sei, schob sie dasselbe näher zu dieser hin, mit ihren arbeitsdicken Fingern auf die betreffende Nummer deutend.

„Das hier is' sich dran,“ sagte sie erläuternd, freundlich mit dem Kopfe Herttha zuneigend.

Sie selbst schien sich mit dem Aufschlagen des betreffenden Liedes zu begnügen, denn sie nahm nun wiederum ihren Rosenkranz vor und ließ, weiter betend, die Kugeln daran durch ihre Finger gleiten. Wenn wir ehrlich sein wollen; es würde auch das Lesen des Liedes eine schwierige Arbeit für ihre Buchstabirkunst gewesen sein, denn sie hatte sich mit Lesen und Schreiben nie sehr abgegeben: aber wie der Rosenkranz für die Kirche bei „Hochwürden Caplan“, so hielt alte Hanka das Gesangbuch für die von Hochwürden Primarius als unerlässlich nothwendig und sie schlug das zu singende Lied darin getreulich auf, auch wenn sie dasselbe nicht lesen konnte.

Hertthas Augen waren erstaunt dem sonderbaren Thun ihrer Nachbarin gefolgt, und doch that es ihr eigentlich wohl, in dieser eine ihres eigenen Glaubens zu finden, die, so wie sie selbst, sich hierher verirrt hatte. Sie verlor dadurch ihre ängstliche Scheu, sich an einem für sie so unpassenden Ort zu befinden und gewann ein wenig Ruhe wieder. Anstatt nun fortzugehen, blieb sie noch länger da. Es war ihr, als finde sie in dieser fremden Umgebung sich besser in ihrem Innern wieder zurecht; ein Gefühl des Ausruhens kam über sie, das ihr unendlich wohlthuend war, nach der Angst und Selbstqual der verfloffenen Nacht. Als sie die Wendin betrachtete, die so harmlos ihre katholischen Glaubensgebräuche in einen protestantischen Gottesdienst übertrug, fühlte sie sich eigenthümlich davon ergriffen und

vielleicht war es etwas von dem, was Georg zu ihr gesagt: daß wir alle doch an Einen Gott glauben, der als ein Geist weder an das Diesseits noch an das Jenseits des Bitters gebunden sei, was nun als stiller, friedvoller Gedanke versöhnend und erhebend in ihr auflebte.

Die versammelte Gemeinde hatte gesungen, man hatte vor dem Altar das Evangelium verlesen und dann abermals gesungen — da wendete sich Sanka wieder zu ihrer Nachbarin hin, an deren Rosenkranz in den Händen sie ebenfalls die Katholikin erkannt hatte und sagte:

„Nun kommt sich Hochwürden uns' Primarius zu predigen von Kanzel.“

Sie sagte das sehr stolz und voll Ehrfurcht und in einem Gefühl ähnlich dem, als wenn ihr obliege, hier in diesem Theil von Sanct Johannis mit die Honneurs des Hauses zu machen, da sie doch auch zu dem Primariat gehörte.

Hertha fuhr bei diesen Worten erschrocken empor — Georgs Vater! Alle kaum ein wenig beschwichtigte Unruhe stürmte wieder in ihr auf; sie konnte nicht länger hier bleiben, sie wollte und mußte fort. Sie erhob sich zum Gehen; aber es war schon zu spät dazu, der Pastor stand bereits auf der Kanzel und fing an zu sprechen. So war sie gezwungen, noch länger zu bleiben und sank wieder zurück auf ihren Platz.

Pastor Franzius war ein anerkannt beliebter Prediger, voll zündender Redekraft und fesselndem Vortrag; Hertha hörte aber nichts von dem, was er sprach. Sie hatte das gebeugte Gesicht tief in die Hände gedrückt und lag so auf die vor ihr befindliche Brüstung des Kirchenstuhles gelehnt da; ihre Thränen flossen unaufhaltsam, aber nicht wohlthuend; sie weinte in bitterer Pein um etwas, das sie verloren geben mußte.

Wie lange das gewährt, sie wußte es nicht — da schwirrten plötzlich hoch über ihnen Glockentöne durch die Luft, laut und anhaltend, erschreckend und unverständlich zu jeziger Stunde herunterruhend. Beunruhigt horchten Alle auf: was hatte das zu bedeuten? Da und dort erhob sich Einer aus der Versammlung und eilte zur Thür, auch der Pastor auf der Kanzel stockte in seiner Rede und plötzlich drang der bange Ruf: „das ist Feuerlärm!“ durch die Kirche.

Dieser Angstruf machte die Versammelten erzittern, alle erhoben sich und stürzten nach den verschiedenen Ausgängen hin, Jeder für sein Daheim mit bangen Sorgen erfüllt. Ein Drängen und Stoßen entstand, ein panischer Schrecken, die Sinne verwirrend, ergriff die Menge, eine ängstliche Hast, banges Rufen, schmerzhaftes Schreien Getretener und Gequetschter in dem sich sinnlos überstürzenden Menschenknäuel — es war ein Tumult ohne Gleichen!

Auch Hertha war aufgesprungen, rathlos sich umblickend, wo sie am schnellsten unbemerkt hinaus gelangen könne; sie, von deren Gegenwart an diesem Ort Niemand wissen durfte, war plötzlich in eine furchtbar peinliche Lage hier gekommen.

Da erfaßte sie Hanka hülfreich am Arm und rief:

„Hier ist sich nächste Weg zu Primariat durch Sacristei von uns' Hochwürden,“ und wollte Hertha vorwärts ziehen.

„Nein, nein, nicht dorthin! Ich muß in die Dechanei gelangen!“ stieß Hertha hervor, in grenzenloser Angst und Verwirrung sich verrathend.

Alte Hanka war gar nicht so sehr erstaunt von dieser Entdeckung, wer ihre Nachbarin sei, als jede Andere es gewesen sein würde. Sie, die von ihrem Handrij doch ganz genau kannte, wer bei dem Dechanten lebte, mußte zwar nun schnell Bescheid, wen sie vor sich habe, aber ohne daß sie darin etwas Absonderliches gefunden haben würde, wenn sie in diesem Augenblick überhaupt an so etwas hätte denken können. Die Kirche war ihr auf beiden Seiten Sanct Johannis, des Heiligen, Haus und wenn sie sich darin hüben wie drüben daheim fand, warum hätte eine Andere das nicht auch thun sollen?

Nach der ihr gewordenen Weisung steuerte sie nun, resolut Bahn brechend, mit Hertha zu der, der Dechanei zunächst liegenden Thüre hin, immer sich vorstellend, um ihre Begleiterin zu schützen und diese doch nicht vom Arme lassend. So brachte sie dieselbe endlich glücklich hinaus und sagte dann gutmüthig zu ihr, beruhigend auf die jetzt im Morgenlicht vor ihnen stehende Dechanei deutend:

„So, Gnaden mag od' stille sein, alte Dechanei brennt sich nich'! Nu' will ich sehen, ob sich auch in Primariat nich' Feuer ist.“

Und damit eilte Hanka hinweg, ohne erst einen Dank abzuwarten.

Aber es brannte auch in dem Primariat nicht, so wenig als sonst in einem der Häuser am Kirchplatz; nirgends stieg ein Feuerschein oder eine bedenkliche Rauchwolke an dem Morgenhimmel auf und alle, die entsezt nach Hause eilten, fanden an keinem Ort der Stadt die geringste Spur einer Feuersbrunst vor. Und doch läuteten noch immer die Glocken auf Sanct Johannis hohem Thurm und riefen herunter zu so ungewöhnlicher Zeit, unverstänglich für Alle, welche es hörten.

9.

Nein, für Alle war es doch nicht unverstänglich gewesen, weshalb die Glocken erschallten, denn in der Vorstadt bewegte sich ein Leichenzug hinaus nach dem katholischen Kirchhof, voran die Chorknaben das Kreuz tragend gefolgt von Seiner Ehrwürden dem Caplan Moser.

Also einem Begräbniß hat das störende und unerklärliche Läuten gegolten! Aber mit dieser sich ergebenden Aufklärung begann die stattgefundene Störung des Gottesdienstes einen viel ernsteren Charakter anzunehmen. Seitdem die beiden Confessionen in Frieden und Verträglichkeit sich geeinigt hatten zu einer gleichen Berechtigung im Besiz von Sanct Johannis Kirche, war die Einrichtung getroffen und streng innegehalten worden, daß während der festgesetzten Stunden des Kirchendienstes der einen oder andern Seite alles ver-

mieden werde, was zu einer Störung desselben dienen könne. Demzufolge waren auch Leichenbegängnisse, wenn sie unter Glockengeläut stattfinden sollten, immer auf eine Stunde verlegt worden, in welcher kein Gottesdienst war.

Indem es sich nun aufklärte, was der Grund des unbefugten Läutens gewesen, während der Primarius noch auf der Kanzel stand, brach unter den Protestanten ein allgemeiner Unwille sich Bahn, zumal da mit dieser veranlaßten Störung auch so viel Unheil hervorgerufen worden war. Vielen von denen, welche in Sorge und Hast aus der Kirche eilen wollten, war es übel genug in dem furchtbaren Drängen ergangen. Gestoßen und getreten, gequetscht und fast erdrückt, die Kleider zerrissen, dieser und jener Gegenstand verloren, so hatte Jeder, der aus diesem sinnlos sich überstürzenden Menschenknäuel hervortam, genugsam zu Klagen und fühlte nun eine grenzenlose Empörung über das Unbefugte und Unheilstiftende, dessen das katholische Kirchenamt sich schuldig gemacht hatte.

Am tiefsten entrüstet war aber wohl Pastor Franzius. Er hatte kaum erschrocken wie alle Uebrigen, die Kanzel verlassen und war in die Sacristei geeilt, als er den ebenso erschrockenen Küster in den Thurm hinauffschickte um eine Erklärung über das Läuten einzuholen. Dieser brachte die Nachricht zurück, daß der katholische Glöckner eines Leichenbegängnisses wegen, auf Anordnung des Herrn Caplan Moser, die Glocken angezogen habe.

Pastor Franzius schwoll die Bohnader auf, als er dies hörte.

„Aber das ist ja unerhört und wider alles Recht und alle Uebereinkunft!“ rief er außer sich vor Entrüstung. „Sie wissen drüben doch sehr wohl, daß bis gegen ein halb neun Uhr bei uns die Predigt währt; wie können sie sich da unterfangen, dieselbe zu stören und noch dazu mit unsern eigenen Glocken! Ist es jetzt dahin gekommen, daß sie meinen, sich Alles gegen uns herausnehmen zu dürfen? Dem wollen wir doch ein für alle Mal vorbeugen. Rufen Sie mir sofort unsern Glöckner herbei, ich will ihm Weisung ertheilen, die vor solchem Unfug hinfort uns schützen soll.“

Nicht minder erschrocken war aber auch der Dechant, als man sich endlich genöthigt sah, ihm die Kunde über das stattgefundene ärgerliche Ereigniß mitzutheilen. Da gleich nach dem protestantischen Gottesdienst das katholische Hochamt begann, hatte man mit der Mittheilung bis nach demselben gezaubert; so war der Mittag herangekommen, ehe der Dechant endlich das erfuhr, was durch die daraus entstandenen Folgen sich so schlimm erwies, daß ein Verbergen unmöglich wurde.

Von dem Gehörten auf das Aeußerste betroffen, befahl er sofort Caplan Moser herbeizurufen, und ihn erwartend, ging er unruhig in seinem Zimmer auf und ab, unwillig bei sich erwägend, welche Tragweite bei den jetzt schon gereizten Verhältnissen diese Ungebührlichkeit haben werde. Unwillkürlich machte er sich vorwurfsvolle Gedanken darüber, daß durch den Streit, welchen er jetzt mit den Evangelischen führte, seine Untergebenen sich berechtigt fühlen möchten, weniger vorsichtig in Vermeidung von Störungen

mit den Glaubensverwandten zu sein. Der Eifer derselben geht ja in solchen Fällen nur zu leicht weiter, als es in der Absicht und den Wünschen des Vorgesetzten liegt, und daraus wachsen oft ungeheure Wirkungen hervor, die wieder zu bewältigen dann die Macht gebriecht.

„Am besten wird es sein, ich wende mich gleich selbst an den Primarius, um dieser stattgefundenen Störung wegen auszugleichen, was möglich ist,“ sagte er stehend bleibend zu sich selbst. „Es darf nicht geschehen, daß mir und dem Capitel zur Last gelegt werde, was die Thorheit eines Untergebenen verschuldet hat. Doch ist es klüger, ich schreibe; Franzius ist so heftiger Gemüthsart, daß in der Entrüstung, welche sicherlich er jetzt empfindet, ihm leicht ein böses Wort entschlüpfen könnte, das ich nicht überhören dürfte und wodurch denn die Sache noch schlimmer gemacht würde.“

Er begab sich sogleich an den Schreibtisch und begann mit der ihn nie verlassenden klugen Ueberlegung an den befreundeten Gegner zu schreiben, sorgsam die Worte erwägend, mit denen er ihm sagte, wie leid ihm diese vorgekommene Ungehörigkeit sei und daß er dieselbe genau untersuchen und auf das Strengste bestrafen werde. Eben überlas er das Geschriebene noch einmal, da klopfte es an der Thür und Jäschke ließ den Caplan eintreten.

Der Dechant legte den Brief aus seiner Hand und drehte sich nach dem Kommenden um, welcher äußerst befangen auf ihn zu trat. Ohne sich zu erheben, ließ er denselben vor sich stehen und richtete die Augen scharf und durchbohrend auf ihn.

„Herr Caplan, was ist das für ein grober Unfug, über welchen mir berichtet worden ist?“ rebete er ihn streng an. „Wie konnten Sie nur die Würde der Kirche, welcher Sie dienen, also vergessen, und ein derartiges Aergerniß veranlassen, das bei der geringsten Ueberlegung und Umsicht zu vermeiden war?“

Der Caplan schlug demüthig die Augen nieder und obgleich er recht gut gewußt, was er Ungehöriges that, als er die Zeit für das Läuten anordnete, sagte er dennoch:

„Hochwürden wollen gnädigst bedenken, daß nur aus einem Versehen die Unannehmlichkeit entstanden ist. Die Leichenfrau drängte mit einem schleunigen Begräbniß zu möglichst früher Stunde, da ein längeres Aufgebahristehen der Leiche nicht mehr thünlich sei. Indem ich daher den Conduct nach acht Uhr anordnete, ist übersehen worden, daß zu dieser Zeit möglicherweise die evangelische Predigt noch nicht beendet und deshalb das von den Leidtragenden gewünschte Läuten der Glocken störend sein könne.“

„Das ist gar keine Entschuldigung; denn bei dem streng Regelmäßigen der Kirchenstunden konnten und durften Sie das nicht übersehen,“ fiel der Dechant ein. „Sie haben damit nicht nur sich selbst, sondern, was bedeutend schlimmer ist, auch Ihre Behörde bloßgestellt und weitgehendes Unheil an-

gerichtet. Ich bin nicht gesonnen, demgegenüber Ihre Person zu halten, denn ich müßte dadurch Ihren Fehler mit auf uns nehmen.“

Der Caplan erschrak und blickte betreten auf — das hatte er von dem Dechanten nicht erwartet. Aber er sammelte sich schnell wieder und versuchte Jenen da zu seinen Gunsten zu stimmen, wo er, seiner Ansicht nach, jetzt am ehesten zu fassen sein müsse.

„Hochwürden wollen einen Diener der Kirche fallen lassen, jetzt, wo von jener Seite die Rechte dieser Kirche bebrängt werden?“ sagte er in demüthiger Bernürschung.

Der Dechant hob den Kopf gebietend empor.

„Gerade deshalb werde ich Sie nicht halten, denn wo das Capitel sich über Andere zu beschweren hat, dürfen diese es nicht über uns thun,“ entgegnete er voll Würde und machte eine kurze, kalte, entlassende Bewegung der Hand.

Moser stand wie vernichtet vor ihm da; sein Gesicht war todtbleich geworden und die Augen starrten erschrocken auf seinen Vorgesetzten hin, aber er wagte nicht, etwas zu erwidern. Bitternd verneigte er sich und trat zurück; da klopfte es abermals an der Thür und der Kammerdiener trat mit ungewöhnlicher Hast und Aufregung in das Zimmer ein.

„Hochwürden wollen entschuldigen,“ sagte er erregt, „draußen steht der Glöckner und berichtet, daß er zu dem Nachmittagskirchendienst nicht einläuten könne, indem er die Glockenkammer verschlossen gefunden habe.“

Der Dechant blickte den Sprechenden betroffen an. „Wie sagst Du? Verschlossen?“ fragte er gebehnt, als höre er nicht recht.

„Ja, verschlossen, Hochwürden, und wie ihm der evangelische Glöckner gesagt, ist das auf Anordnung des Herrn Primarius geschehen, sowie daß er ferner zum Läuten der Glocken erst im Primariat sich Erlaubniß und Schlüssel holen müsse.“

Der Caplan war, während der Diener sprach, neugierig einige Schritte wieder näher herangetreten, den unglaublichen Bericht mit anzuhören. Dabei flammte es in seinen Blicken höhnisch auf, als freue er sich der neuen Wendung der Dinge, bei welcher er nur profitieren konnte.

Da Täsche schwieg, entstand eine Pause; der Dechant schien sich von der Ueberraschung zu sammeln oder zu überlegen. Endlich sah er nach der Uhr und sagte:

„Es ist beinahe eine Viertelstunde über die festgesetzte Zeit des Läutens schon vergangen.“

„Ja, Hochwürden,“ entgegnete der Kammerdiener. „Der Glöckner war erst bei dem Herrn Caplan Moser, sich Weisung in diesem sonderbaren Fall zu holen und da er dort erfuhr, daß Seine Ehrwürden in der Dechanei seien, lief er hierher. Aber über alle dem ist viel Zeit verstrichen.“

„Es ist gut, der Mann mag gehen,“ meinte der Dechant, so ruhig wie immer, als sei gar nicht Erregendes vorgefallen. „Für das jetzige Einläuten

wird es nun doch zu spät und unsere Gläubigen müssen ohne dasselbe die Kirche aufsuchen.“

Nachdem der Diener das Zimmer verlassen hatte, haftete wieder ein tiefes Schweigen auf den beiden Anwesenden. Der Dechant starrte in finsternem Sinnen vor sich hin und schien die Gegenwart des Caplans vollständig vergessen zu haben. Endlich räusperte sich dieser ein wenig, um sich seinem Vorgesetzten bemerkbar zu machen und die unheimliche Stille zu unterbrechen. Da blickte der Dechant empor und den Caplan gewahrend, sagte er hart:

„Sie noch hier? Da haben Sie Gelegenheit gehabt, nun selbst anzuhören, wohin Ihr grobes Versehen führt und zu welcher strafbarem Verschulden es durch das Schlimme seiner Folgen wird. Was daraus entsteht, es kommt auf Sie!“

Jetzt bangte nun doch dem Caplan vor dem, was er angerichtet hatte, und seine eigene Lage fing an, ihm immer unbehaglicher und bedenklicher zu werden.

„Die Evangelischen sind in ihrem Recht,“ fuhr der Dechant fort, „denn die Glocken gehören ausschließlich ihnen, wir aber sind nun gezwungen, von ihnen es uns zu erbitten, wenn wir des Läutens bedürfen. Für das Ave Maria darf dasselbe heute nicht abermals ausfallen und es muß sofort aus unsrer Kanzlei an das Primariat das Gesuch ergehen, zu den für unsern Kirchendienst nöthigen Stunden unsrem Glöckner die Glockenkammer stets zu öffnen. Gehen Sie, besorgen Sie, daß das ungesäumt geschieht und mir das Gesuch zur Durchsicht vorgelegt werde.“ Er hielt einen Moment inne, dann fuhr er mit drohend erhobener Stimme wieder fort: „Aber auch wir haben ein besonderes Recht in Sanct Johannis Kirche und wir wollen uns dessen ebenfalls bedienen. Mittwoch früh ist evangelischer Wochengottesdienst, da werden auch wir dafür sorgen, daß die Thüren der Kirche nicht ohne unsere besondere Erlaubniß geöffnet werden können.“

Er erhob sich und an den Schreibtisch sich lehrend, stand er mit dem Rücken nach Hieronymus' Bild gekehrt da. „Vor der Hand mögen Sie noch hier in Ihrem Amte verbleiben, Herr Caplan,“ sagte er entlassend zu diesem, „die weiteren Bestimmungen über Sie behalte ich mir aber vor.“

Er machte das Zeichen des Kreuzes über Moser und dieser zog sich zurück, demüthig sich verbeugend. Raum aber hatte er das Gemach verlassen, so ergriff der Dechant den soeben geschriebenen Brief, riß ihn mitten durch und warf die Stücken in die Flammen des Kamins.

„Sie wollen es nicht anders — nun so sei es denn also,“ sagte er leise, mit drohend funkelnden Augen. „Durch sein Vorgehen hat Franzius diesen Brief nun unmöglich gemacht — wohl, so sei, wie jede persönliche Entschuldigung, auch ferner jeder persönliche Verkehr zwischen uns zerrissen. Dahin sollte es nicht kommen; nein, ich wollte den Streit auf einen Boden lenken und halten, wo er fern von uns Beiden blieb und ausgekämpft wurde.“

Aber Thoren, die wir sind, wenn wir uns einbilden, in fester Hand die Fäden zu halten, woran wir den Gang der Ereignisse leiten! Um eines Andern Unverstandes willen gleiten sie nun unaufhaltsam aus meiner Hand und was noch daraus werde, ich kann es nicht mehr hindern.“

Er drückte mit rascher Hand, wie unter einem gewaltsamen Entschluß, an den Knopf der Glode, und als Kästle eintrat, befahl er:

„Andreas mag nicht einspannen — ich fahre heute nicht aus.“

Aber auch Pastor Franzius ging heute nicht hinaus nach dem Gemeinlogis der Brüdergemeinde, ob schon es ein schöner, heller Wintertag war. Die Entrüstung und der Zorn, welcher sich seiner bemächtigt hatten, gährten so wild in ihm auf, daß umsonst Frau und Sohn sich bemühten, ihn etwas zu besänftigen. Vergeblich stellten sie ihm vor, daß das ungebührliche Vorkommniß doch sicherlich auf einem Versehen beruhen möchte, welches dem Dechanten ebenfalls auf das Höchste unangenehm sein werde: er hörte nicht darauf und nahm das Geschehene als eine Unbill, die ihnen absichtlich zugefügt worden.

Erst als am Nachmittage das Schreiben aus der Dechanet gebracht wurde, worin für die festgesetzten Stunden des katholischen Kirchendienstes das Oeffnen der Glockenkammer und der ungehinderte Gebrauch der Glocken erbeten wurden, legte sich sein Zorn ein wenig und er sagte mit großer Genugthuung:

„So, nun haben sie in ihrem stolzen Uebermuth sich erinnern müssen, wem doch eigentlich diese Glocken gehören und wen sie um deren Benutzung zu befragen haben.“

„Aber wie mögen sie nur darauf kommen, gerade jetzt darum zu bitten,“ fragte Georg sehr erstaunt.

„Weil ich, damit sie nicht wieder zur Unzeit läuten, die Glocken habe verschließen lassen und mir deucht, ihr Nachmittagsläuten ist dadurch ausgefallen,“ entgegnete der Pastor.

Seine Frau erschrak heftig. „Albrecht, ich bitte Dich, wie konntest Du das thun!“ rief sie aus.

Auch Georg war bekümmert dabon und blickte sehr bestürzt auf.

„Ich fürchte, Vater, es war nicht gut gethan, sie zu dieser Bitte zu zwingen — Du kannst dadurch mehr verloren als gewonnen haben,“ sagte er vorwurfsvoll. „Eines begangenen Versehens wegen wird auch ein stolzer Gegner um Entschuldigung bitten — eine dafür erhaltene Demüthigung wird er aber nicht verschmerzen.“

„Und doch sollte ihnen diese recht heilsam sein,“ warf der Pastor heftig dagegen ein. „Mit dem ganzen jetzt geführten Streit haben sie sich ihrer Rechte weit überhoben und es ist nöthig, daß sie an die Anderer wieder erinnert werden. Du siehst, sie bitten nicht einmal um Entschuldigung wegen des abscheulichen Vorfalles.“

„Wie können sie das nun, nachdem Du gestraft, ehe Du sie angehört

haßt? Letzteres warst Du ihnen doch erst schuldig, und es war nicht gütig, dem vorzugreifen."

"Sie hatten bis Mittag Zeit genug dazu, die Sache zu klären, wenn ihr keine gehässige Absichtlichkeit zu Grunde lag; dennoch ist nichts geschehen."

"Wer weiß, Vater, ob der Dechant sogleich die Sachlage erfahren und was er selbst erst zu untersuchen gehabt," suchte Georg zu entschuldigen.

Der Pastor brauste aber wieder auf und rief: "Ach, lehre Du mich doch nicht die Curie kennen — sie hält sich nun einmal in Allem für unfehlbar!"

Aber innerlich mochte es ihm doch leid werden, so scharf vorgegangen zu sein, denn Montag Nachmittag unternahm er seinen gewohnten Spaziergang. Er traf jedoch den Dechant nicht an, hörte auch von dem Wirth des Gemeinlois, daß jener Tags vorher schon nicht dagewesen sei, und das Absichtliche in diesem Wegbleiben herausführend, flammte des Pastors Verdruß wieder heller auf und auch er blieb nun von dem altgewohnten und beliebten Besuche des Ortes weg.

Am Mittwoch Morgen aber, zu äußerst früher Stunde, da kam der Küster in das Primariat gestürzt und ließ eiligst den Pastor wecken, der heute nicht das Amt zu versehen hatte und daher noch schlief. Als der Küster endlich vorgelassen wurde, rief er in höchster Bestürzung dem Pastor entgegen:

"Hochwürden, was soll ich thun? Alle unsere Kirchenthüren in Sanct Johannis sind von innen verriegelt; es ist nicht möglich, auch nur eine davon zu öffnen."

"Das kann doch unmöglich sein, Schulze — haben Sie es denn ordentlich versucht? In der Kälte gehen die Schlösser oft streng," meinte der Pastor zweifelnden Tones.

"Nein, Hochwürden, davon rührt es nicht her," entgegnete kopfschüttelnd der Küster. "Die Schlüssel drehen sich ganz leicht in dem Schloß, aber die Thüren gehen nicht auf, sie sind von innen verriegelt. Nur die Sacristei konnte ich von außen öffnen, jedoch die Thüre, welche von da in die Kirche führt, ist auch von innen versperrt. Was soll ich aber nun thun? Die Zeit drängt, in einer halben Stunde soll unser Gottesdienst beginnen," rief der Mann keunruhigt aus.

"Das ist ja geradezu empörend!" brauste jetzt der Pastor hitzig und laut auf. "Das heißt uns herausperren aus dem Haus, wo hinein wir gehören. Aber ist denn jetzt nicht drüben Frühmette und haben Sie da nicht bei dem Sacristan sich erkundigt, wer sich dessen nun wieder unterfangen hat?"

"Freilich war ich drüben, Hochwürden," entgegnete der Küster kleinlaut, als fürchte er sich vor dem Ausbruch des heftigen Aergers, den er nun hervorrufen mußte. "Der Sacristan aber meinte: es geschehe auf Anordnung des Herrn Dechanten, denn das Recht, die Kirche zu verschließen, gehöre ihnen zu; sie hätten bisher es nur nicht geübt."

Bei dem Anhören dieser Worte färbte sich das Gesicht des Pastors

dunkelroth bis hinauf unter die Haare der hohen Stirn, doch wie auch die Lippen in heftiger Erregung zuckten, sie blieben geschlossen und er entgegnete nichts; aber er stützte sich mit seiner Rechten so fest auf den Tisch, neben welchem er stand, daß dieser ächzte, als müsse die Gewalt der anschwellenden Muskeln das Holz in tausend Splitter zerbrücken.

Endlich ergriff er das Licht, das auf dem Tische stand, winkte dem Küster ihm zu folgen und schritt ihm voran in sein Studirzimmer. Dort warf er mit zitternder Hand einige Worte auf ein Papier, schloß dasselbe, schob es hastig dem Küster hin und sagte mit heiserer, beinaß versagender Stimme:

„Schnell in die Deckane!“

Als der Küster gegangen war, sank Franzius an die Lehne seines Stuhles zurück und stöhnte:

„Oh diese Schmach, mir ist, als ob ich daran sterben müsse! Und doch darf ich mich nicht beklagen, sie haben hier das Recht und ich, ich habe es herausgefordert — denn wie Du mir, so ich Dir!“

Unterdessen hatte es sieben Uhr geschlagen und verschiedene Kirchengänger hatten sich vor den verschlossenen Thüren zusammengefunden, verwundert darüber berathschlagend, was das zu bedeuten habe. Vorübergehende gesellten sich neugierig zu ihnen, ein lebhaftes Debattiren entstand über das seltsame Vorkommniß, man witterte sofort eine neue Unbill der Katholischen, und als nun endlich die Pforten sich öffneten und man den Grund der Verzögerung erfuhr, drang eine erzürnte und grollende Menge in die noch finstern Hallen der Kirche ein.

10.

Wenn Du aufwachen könntest zu irdischem Leben, o Hieronymus, wie traurig würde Dein Auge jetzt auf die Welt um Dich her blicken! Was war aus Deiner Saat der Milde, Liebe und Duldsamkeit geworden, die Du ausgestreut, damit in einem fröhlichen Gedeihen dieselbe zum Heile der Menschheit emporwachse? Was die Weisheit erfunden, damit für Dein „in necessariis unitas“ ein Zwang zu steter Eintracht sich ihnen auferlege, hat nur dazu gedient, sie jetzt weiter auseinander zu bringen, denn Dein „in omnibus charitas“ es war beinaß Allen verloren gegangen, und denen es noch im Herzen wach geblieben, sie stehen vereinzelt da und ihre Stimme verhallt ungehört in dem Tumult der Leidenschaften, der Zwietracht und des Haders.

Die See, die eben noch ruhig im Sonnenschein lag, sie kann nicht schneller ihren klaren Spiegel verändern, wenn ein plötzlicher Gewittersturm daherdrauß und sie trübe aufbäumen macht, als es jetzt mit den Gemüthern hier der Fall war, die seit den letzten Ereignissen in der Stadt alle Ruhe und allen Frieden verloren hatten und in ein wildes Aufstürmen, Anklagen und Streiten verfallen waren. Das am Sonntag Morgen entstandene Unheil, so entrüstet man deshalb über das katholische Kirchenamt auch war, hätte

doch schließlich auf ein unabsichtliches Versehen zurückgeführt werden können; durch den Zwischenfall mit dem Absperren der Glocken und der Kirchenthüren trat aber die Absichtlichkeit auf beiden Seiten klar zu Tage, und ein Jeder im Publikum stellte sich nun kampfergrimmt zu seiner Partei und erging sich in Vorwürfen und Schmähungen über die andere, natürlich die seinige als die allein verfolgte erklärend.

Alles wurde hervorgehoben, was sich zu einem Angriff der Gegner eignete, kleine Mißheiligkeiten, die sonst unbeachtet geblieben, war man jetzt nur zu gern bereit, mit Vorliebe an das Licht zu ziehen und als Uebergriß dem Andern zur Last zu legen. Bei der so nahen Nachbarschaft und fortwährenden Verührung der beiden Confectionen in derselben Kirche, brachte beinahe jeder Tag etwas, das Grund zu Beschwerde und Klage wurde. Wie oft hatte doch früher, wenn drüben gerade stille Messe war, das Glöckchen des Ministranten herüber getönt, während hier eine schlechte Trauung oder Taufe stattfand, Niemand hatte sich davon gestört gefühlt; wie oft war sonst es vorgekommen, daß eine verlängerte Ausdehnung des evangelischen Gottesdienstes den Anfang des katholischen verzögerte; wie so manches Mal hatte der Primarius selbst den katholischen Sacristan gefragt: „Es wird doch nicht schaden? morgen früh kann möglicherweise unser Gottesdienst um eine Viertelstunde sich verlängern?“ Und regelmäßig hatte der Sacristan geantwortet: „Es thut nichts, Hochwürden, der Herr Dechant hat anbefohlen, daß wir mit dem Anfang warten, bis drüben Alles beendet sei.“ Jetzt aber beschwerte man sich über solche Vorkommnisse, als ob einer Störung auf dieser oder jener Seite und wollte sie nicht dulden. Und während wie in der Kirche so auch im Leben sonst Protestanten und Katholiken einträchtig zusammen verkehrt hatten, trat jetzt Zwietracht überall ein, wo diese mit ihren Interessen zusammentrafen oder durch irgend welche Beziehung mit einander verbunden waren. So spitzten sich die Verhältnisse von Woche zu Woche schärfer zu und wurden immer unleidlicher.

Im Primariat, wie auch in der Dechanei, herrschte eine trübe, gedrückte Stimmung und aller Frohsinn schien aus dem Leben verbannt zu sein; selbst die alte Hanka lachte nicht mehr, ging schweigend und bestürzt einher und wurde von Tag zu Tag scheuer, als wisse sie nicht, zu wem sie sich halten solle. Denn wenn sie jetzt zur Beichte kam, lag ihr der Caplan in den Ohren, sie müsse dieses lehrerische Haus und den ärgsten Feind ihrer Kirche verlassen, und Andreas, so oft er sie sah, drängte in sie, von diesen Irrgläubigen fort in einen andern Dienst sich zu begeben. Arme Hanka, und das konnte sie nicht über ihr Herz bringen, denn sie gehörte zu den Evangelischen durch ihre anhängliche Liebe so gut wie zu den Katholischen.

Und wie schwer lasteten diese Verhältnisse auf Georgs Seele, denn er fühlte nur zu wohl, daß er bei alledem unrettbar am meisten verlieren müsse. Wie oft blickte die Mutter beunruhigt in sein trübes, bekümmertes Gesicht und sanft ihm die volle Lode von der umwölkten Stirne streichend, suchte

sie fragend und forschend in seinen Augen zu lesen, welches Leid er trage, und er konnte ihr doch nicht enthüllen, was ihn mit so unsagbarem Schmerz erfüllte. Und von ihm ging die arme Frau nicht minder besorgt zu dem Gatten, um da beruhigend zuzusprechen, aber vergebens sich mühend, ihn milder und versöhnlicher zu stimmen.

Der Pastor war jetzt ganz Streiter und zwar hitziger Streiter seiner Kirche. Er eiferte gegen die Römlinge, wo er es konnte, und wenn er auch nicht von der Kanzel gegen sie sprach, feuerte er doch seine Pfarrkinder an zu einem wachen Glauben, der für das Licht arbeite, das ihnen aufgegangen und gegen die Finsterniß sie wappne, welche immer und ewig gegen das Licht kämpfen und es zu verdrängen suchen werde. Was aber unter seinen Worten verborgen lag, konnte ein Jeder sich deuten.

In der Dechanei sah es nicht besser aus.

Matthias von Göltnitz war in seiner kalten Zurückhaltung verschlossener denn je, in seinem Blick aber lag ein stilles, unheimliches Feuer, das genugsam verrieth, wie heiß das wohl in ihm brennen mochte, was ihn jetzt so unausgesetzt beschäftigte, obgleich er nie davon sprach. Nur einmal, den Tag nach dem verhängnißvollen Sonntag, hatte er zu der Baronin gesagt:

„Mathilde, wir leben jetzt hier in einer schweren, prüfungsvollen Zeit; unsere Kirche wird hart bedrängt und ist in einen heftigen Streit mit den Evangelischen verwickelt, zu dessen gesegnetem Ausgang uns Gott und alle Heiligen helfen mögen, wir alle aber müssen eifrig beten, daß jener uns werde. Um so mehr ist es aber jetzt geboten, daß Deine Vergangenheit begraben und vergessen sei. Darum gedenke unablässig des Gelübdes, unter dessen Ablegung und treuem Halten Du allein Aufnahme bei mir finden konntest.“

Die Baronin war furchtbar bleich geworden und blickte beängstigt auf ihren Bruder.

„Sei darüber beruhigt, Matthias, ich vergesse nicht, was ich Dir gelobt, und was zu Gertha und zu meinem Seelenheile nothwendig ist, ich erkenne das nur zu gut. Für das Geschehene habe ich gebüßt, so viel ich konnte; meine Seele ist aber immer noch davon niedergebeugt und beängstigt, daß durch mich nicht neues Unheil entstehe.“ Und sie reichte dem Bruder die Hand, als erneuere sie damit ihr Gelübde.

Fortan war sie in tiefem Schmerz versunken, um der Bedrängniß willen, die ihre heilige Kirche zu tragen hatte, bekreuzte sich in Abscheu vor diesen Irrgläubigen, welche solches Leiden über jene heraufbeschworen, und eiferte dagegen, sich der Berührung mit Kettern, als mit etwas Verderbenbringendem, auszuweichen.

Gertha hörte ihr schweigend zu und beugte sich still unter der Last, die sie in ihrem Innern zu tragen hatte.

Als sie an jenem Sonntagmorgen in Angst und Hast aus der Kirche eilte, fragte sie nicht danach, was die Ursache der dort entstandenen Aufregung sei; sie fühlte nur sich aus der Kirche vertrieben, worin sie nicht gehörte und welche sie nicht hätte betreten sollen. Denn war es nicht ein

neues Unrecht gewesen, daß sie, die den Beichtstuhl mit dem Verlangen aufsuchte, ihr Herz durch das Bekennen unberechtigter Gefühle und Wünsche zu erleichtern und zu reinigen, dennoch ohne Beichte und Absolution ihn wieder verließ, von denselben geheimen Wünschen ihres Herzens sich verlocken lassen konnte, zu den Irrgläubigen hinüber zu gehen, wo sie immer wieder in eine geistige Gemeinschaft mit dem trat, den sie doch fliehen wollte und mußte?

Wie erschreckt und tief erschöpft langte sie zu Hause an und sank auf ihr Lager hin, den Kopf verwirrt und beängstigt in die Kissen vergrabend, und als die Baronin, nichts ahnend von den Vorkommnissen des Morgens, zu später Stunde aufstand, fand sie ihre Tochter in heftigem Fieber liegend. Es war keine ausgesprochene Krankheit, in welche Gertha nun verfiel, aber wochenlang befand sie sich in einem leidenden, erschöpften Zustand, der sie gleichgiltig nach außen sein ließ, während sie in ihrem Innern mit einer Ruhelosigkeit zu kämpfen hatte, welche ihre Kräfte aufrieb.

Es hatte nicht der eingetretenen Ereignisse bedurft, daß sie sich sagte, wie unstatthaft für sie eine Verbindung mit Georg sein würde; aber in diesem Sturm der Meinungen und des Glaubenseifers, welchen die Baronin, leidenschaftlich wie immer, auch an ihr Krankenlager trug, klangen in ihr die Vorwürfe nur um so lauter, welche sie sich machte. Und doch, in dem heißen Kampf, den ihre Seele zu bestehen hatte, traten ihre Standesvorurtheile jetzt mehr in den Hintergrund, ja zuweilen betraf sie sich sogar auf dem versteckten Gedanken, ihren Adel doch nicht als allzu großes Hinderniß zu betrachten gegenüber Georgs gewinnender Persönlichkeit und der hervorragenden Bedeutung seines Geistes und Charakters. Aber diese neue Schwäche ihres Herzens, sobald sie sich derselben bewußt wurde, ließ sie nur um so mehr vor sich selbst erbangen, sie könne auch geneigt werden, ihm gegenüber schwach in ihren Glaubensansichten zu werden, welche sie doch unabänderlich von ihm scheiden mußten. Um so eifriger vergegenwärtigte sie sich, wie viel schroffer noch die Trennung zwischen den beiden Confessionen geworden sei durch den Kampf, der jetzt sich entsponnen, wie undankbar es wäre, daß sie in das Haus ihres Onkels einen Irrgläubigen bringe, der noch dazu der Sohn dessen war, der ihrer Kirche so viel Leid zufügte. Nein, niemals wäre das statthaft gewesen, jetzt aber weniger denn je.

Sie hatte in diesen Wochen des Krankseins Niemand zu sich gelassen, als Mutter und Onkel, auch dann nicht, als sie das Bett wieder verlassen konnte. Georg hatte in der ersten Zeit einige Male nach ihrem Befinden sich erkundigt, war aber nie von der Baronin angenommen worden und wagte nun unter den jetzigen Verhältnissen nicht, wiederzukommen. Aber Gertha hatte ebenso wenig Graf Bodo vorgelassen, so oft er auch nachfragen mochte. Endlich drang die Mutter darauf, daß sie wieder Besuche empfangen und in Gesellschaft gehe; es wurde der Baronin doch bange, wenn Gertha nun nicht bald zu Gunsten des Grafen sich entscheide, dieser, abgesehen, eine andere Wahl treffen möchte.

So ging denn Hertha aus und nun war es Georg möglich, hin und wieder in Gesellschaft mit ihr zusammen zu treffen; aber sie lehnte alles Tanzen entschieden und beharrlich ab, und in ihrem Wesen zurückhaltender gegen Georg werdend, beschränkte sich ihr gegenseitiger Verkehr auf ein immer geringeres Maß. So schmerzlich ihn dieser Wechsel berührte, befremdete er ihn doch nicht all zu sehr, da er es auf Rechnung des Glaubensstreites tragen mußte, wenn sie seine Nähe vermied und seinen Blicken auswich; gehörte er doch in ihren Augen zu den Feinden ihrer Kirche. Er hatte einmal versucht, mit ihr ruhig und versöhnlich über das zu sprechen, was jetzt die Verhältnisse störend heraufbeschworen, sie aber hatte ihn kühl und bestimmt zurückgewiesen, indem sie sagte:

„Lassen wir das — wir verstehen einander darin nicht.“

Gegen Bodo zeigte sie sich jetzt weniger schroff abweisend. War Georg anwesend, hatte er versucht ein paar herzliche Worte zu ihr zu sprechen, hatten seine Augen besorgt, bittend, sehnüchlig auf ihr geruht, während sie gleichmäßig ruhig ihm begegnete, dann konnte es vorkommen, daß sie sich plötzlich zu Bodo mit mehr Freundlichkeit denn gewöhnlich wendete, und dieser begann zu hoffen, daß er dem Ziele seiner ausdauernden Werbung endlich nahe sei, bis dann plötzlich die alte Kälte an ihr ihn wieder von einer Aussprache zurückhielt.

Zu das Häuschen zu Anna Becker war Hertha nicht wieder gegangen; sie schickte ihr Arbeit und den Kindern das und jenes, was diese erfreuen konnte, aber sie selbst kam nicht wieder hin. Jene Zeit, in welcher sie dort so glücklich gewesen, lag wie die einer großen Versuchung hinter ihr und sie mochte nicht einmal mehr daran zurückdenken.

Aber Georg ging nach wie vor hin, und wie schroff auch jetzt die Meinungsverschiedenheit unter den Menschen hervortrat, Anna in ihrer demüthigen Verehrung blieb dieselbe Dankerfüllte, die in Georg ihren guten Schutzgeist sah und hoch hielt. Er hatte nicht danach gefragt, ob sie seines Glaubens seien, als er den verwaiseten Geschwistern half; wie sollte nun sie in ihrem Dank und in ihrer Verehrung nachlassen, bloß weil er zu ihrer Kirche nicht gehörte?

So war der Januar und der größte Theil des Februar dahingegangen, als plötzlich der alte Medicinalrath Helm starb. Er war seit der Krankheit im Herbst nie wieder recht ordentlich kräftig geworden, obgleich er einen Theil seiner alten Berufsthätigkeit nochmals übernommen hatte. Durch seinen Tod entstand aber nun eine Lücke, die sofort wieder ausgefüllt werden mußte, und es war natürlich, daß die meisten von Helms Patienten sich Georg zuwendeten, der schon früher dessen Stelle vertreten hatte und dem man so wohl gewogen war. Auch das Krankenhaus kam bis auf weitere Entscheidung vorläufig unter seine ausschließliche Leitung und er war dadurch wieder auf das Aeußerste in Anspruch genommen.

„Man bekommt Sie nirgends mehr zu sehen, Doctor, man müßte denn selbst krank werden,“ sagte Herr von Korinsky zu Georg, welcher ihm auf der Straße begegnete. „Lassen Sie doch einmal die Kranken sein und kommen

Sie zu den Gefunden, wäre es auch nur, um zu lachen, denn Sie sehen zum Erschrecken ernsthaft aus, man erkennt sie kaum wieder. Darum ohne Widerrede, ich halte Sie fest, Sie müssen heute Abend mit mir in das Theater gehen.“

Dabei faßte er Georg unter den Arm und zog den Halbwiderstrebenden mit sich fort.

Es war ein gefülltes Haus, einem gastirenden Schauspieler von Ruf zu Ehren, und was zur guten Gesellschaft gehörte, war größtentheils unter den Anwesenden gegenwärtig. Ihnen gegenüber sah Georg Herta neben Gräfin Hall an der Brüstung der Loge sitzen, hinter ihr stand Graf Bodo, die Hand auf die Lehne ihres Sessels gelegt. Sie saß still und theilnahmslos da, als interessire sie weder das Spiel noch die sie umgebende Gesellschaft. Georg blickte forschend zu ihr hinüber und suchte in ihren Mienen zu lesen. Wie viel Fremdes lag doch jetzt für ihn darin, was sie ferner und ferner von ihm drängte. Die Kluft, die nun einmal zwischen ihnen lag und welche ein herzlicher Verkehr vielleicht nach und nach zu überbrücken vermocht hätte, weiteten jetzt die traurigen Verhältnisse zum unermesslichen Abgrund, über welchen hinweg wohl nimmer Etwas die Brücke zu schwingen vermochte.“

Endlich hob sie einmal die Lider auf; da gewahrte sie Georg in der Loge gegenüber und ihre Augen begegneten den seinigen, welche forschend mit eindringlicher Innigkeit auf ihr ruhten. Er grüßte hinüber und sie dankte leicht, dann lehrte sie sofort das Gesicht hinweg.

„Wir werden bald ein Brautpaar zu beglückwünschen haben,“ sagte Herr von Korinsky zu Georg.

„So? Jemand von Ihrer Bekanntschaft?“ meinte dieser gleichgiltig, um nur etwas zu erwidern.

„Ja, so gut wie von der Ihrigen,“ entgegnete Korinsky. „Sehen Sie doch dort hinüber: das Eis in Fräulein von Lords Blicken scheint endlich an der reichsgräßlichen Sonne zu schmelzen.“

Georg fuhr herum, wie von einer Wiper gestoßen.

„Das ist nicht wahr!“ stieß er heftig hervor. Doch besann er sich sogleich und einlenkend, fügte er hinzu: „Verzeihen Sie, bester Freund, aber was Sie da annehmen, kann unmöglich wahr sein; ich weiß, wie gering Fräulein von Lord über diese äußerst unbedeutende Persönlichkeit denkt.“

„Thut nichts, lieber Doctor,“ lachte Korinsky dagegen. „Der Stand vergoldet die Menschen und das Gold verherrlicht noch den Stand. Es ist ja ein öffentliches Geheimniß, daß Graf Hall sich unausgesetzt um die Baronesse bewirbt und es sieht jetzt nicht so aus, als ob sie ihn zurückweisen wolle.“

In der That, Herta hielt noch immer den Kopf seitwärts in halber Wendung Bodo zugekehrt und schien jetzt angelegentlich mit ihm zu sprechen. Sie sah zwar sehr bleich aus und die Augen blickten nicht zu ihm auf, aber um ihren Mund lag etwas wie der matte Schein eines Lächelns und sie redete unausgesetzt zu ihrem stummen Verehrer.

Georg hatte einige Augenblicke lang starr zu ihr hinüber gesehen, dann warf er den Kopf zurück und sagte zu seinem Nachbar:

„Vielleicht — Sie können Recht haben, Korinskij! Ansichten ändern sich, warum nicht auch die ihrigen? Er ist ja ein Graf und ein frommer katholischer Christ,“ fügte er bitter hinzu. „Doch gute Nacht, ich habe noch einen Kranken zu besuchen.“

Und ohne eine Erwiderung abzuwarten, verließ er schnell das Haus.

Als Gertha den Kopf wieder umwendete, war Georg verschwunden und sie athmete erleichtert auf.

Am andern Morgen aber ließ der Dechant seine Nichte zu sich bescheiden und als sie in seinem Zimmer erschien, wies er ihr einen Platz ihm gegenüber am Kamin an und sagte:

„Gertha, wie ich von Deiner Mutter höre, bewirbt sich Graf Bobo Hall sehr eifrig um Dich . . .“

„Onkel, sage lieber, belagert Dich Graf Bobo consequent,“ fiel Gertha ein. —

. . . „und Du gedenkst ihn anzunehmen?“ fuhr der Dechant fort, ohne ihre Zwischenrede zu beachten.

„Vielleicht — — — wahrscheinlich sogar,“ sagte sie leichtthin und zuckte mit den Achseln. „Wenn es denn einmal geheirathet sein muß, ist es so ziemlich gleich Wen; denn ein Mann ist wie der andere, vorausgesetzt, daß er kein ungebildeter oder schlechter Mensch ist und nicht außer unserer Sphäre steht.“

„Aber muß es denn überhaupt geheirathet sein, wenn kein tiefgehender Herzenswunsch Dich dazu treibt? Ich sehe die Nothwendigkeit dafür nicht ein, Gertha,“ warf der Dechant bedächtig ein.

„Du siehst das nicht ein, Du guter Onkel?“ rief sie aus. „So laß Dir doch das von Mama auseinanderlegen, die vom Morgen bis zum Abend nie müde wird, mir darüber Vorlesungen zu halten. Denn erstens,“ fuhr sie fort, den Zeigefinger der rechten Hand an den Daumen der linken legend, „habe ich schon so und so viele Partien ausgeschlagen aus keinerlei anderm triftigen Grund, als den der französischen Könige, wenn sie keinen anzugeben wußten: *car tel est notre bon plaisir*. Zweitens,“ ein Zeigefinger berührte den andern, „bin ich darüber schon vierundzwanzig Jahr alt geworden — eine bedenklich hohe Ziffer in den Altersstufen eines jungen Mädchens. Drittens,“ der Mittelfinger kam an die Reihe des Zählens, „sind Mama und ich ohne alles Vermögen — drei gewichtige Gründe, um das Nothwendige einer Heirath mir darzulegen,“ rief sie, die drei Finger in die Höhe haltend. „Nun aber kommen wir zu den Gründen, welche das Vortheilhafte gerade dieser Partie glänzend beweisen und da ist Nummer eins: ein Graf, noch dazu ein reichsunmittelbarer Reichsgraf von und zu Hall auf Falkenberg, Robitz und noch sechs anderen Besitzungen, Du ersparst mir das Aufzählen ihrer Namen, und dieser Graf begehrt meine Hand; zweitens: er ist mehr oder weniger ein Simpel, daher ein Wachs in meiner Hand und dadurch ich einstens alleinherrschende Reichsgräfin; drittens: soll er mich

anbeten, soweit er es vermag, jemand Anderes als sich selbst anzubeten, viertens: erzeige ich mit dem Darreichen meiner Hand eine Gnade, nach welcher der gute alte Graf und die ganze Sippe der hochgeborenen Familie verlangen; fünftens: er gehört zu unserer Kirche. Onkel, ich bitte Dich, kannst Du da noch fragen warum, wenn drei Gründe der Nothwendigkeit für eine Heirath und fünf des Vortheils für diese Verbindung sprechen? Und ob schon mir der alte Graf bei weitem lieber wäre, als der junge, kann ich jenen doch nicht haben, da er schon eine Reichsgräfin besitzt, während dieser dringend nach einer verlangt und so muß ich wohl ihm aus der Verlegenheit helfen, indem ich mich endlich seiner Belagerung ergebe.“

Sie hatte schnell, halb spöttisch, halb neckend gesprochen; jetzt hob sie den Kopf empor und blickte den Onkel lachend an, als wolle sie dadurch sein Lachen ebenfalls herausfordern.

Dieser aber sah ernst und prüfend auf Gertha hin und schien mit seinen Augen, scharf blickenden Augen jeden Zug ihres Antlitzes zu durchforschen; jeden ihrer Gedanken zu sichten. Endlich sagte er langsam und bedächtig:

„Gertha, das ist Galgenhumor — mir scheint, Du spielst Komödie mit Dir und mit mir.“

Sie wurde einigermaßen verwirrt unter seinem durchdringenden Blick, ihre Wangen färbten sich höher und sie wendete die Augen von ihm hinweg. Sie schüttelte aber die Befangenheit mit Gewalt wieder von sich ab und meinte mit einem Anklang von Bitterkeit in ihrer Stimme:

„Und spielen wir denn nicht alle mehr oder weniger Komödie hienieden? Es kommt nur darauf an, daß der Spielende selbst an seine Rolle glaubt.“

„Kind, rede Dir doch solche Paradoxen nicht ein, deren Thorheit nur zu schnell sich offenbart,“ entgegnete der Onkel mahnend. „In weissen Leben keine Wahrheit ist, für welche er es ausnußt, der thäte besser nicht zu leben. Geh, mir altem Manne machst Du nichts weis.“

Gertha blickte betroffen vor sich nieder und die Hände fest ineinander gepreßt, schien sie mit einer tiefen Bewegung zu ringen. Der Onkel beobachtete sie eine Zeitlang und da sie nichts entgegnete, begann er wieder und diesmal herzlicher, als wolle er ihr zu Hilfe kommen:

„Es liegt übrigens keine Nothwendigkeit vor, daß Du aus Sorge um Deine Zukunft Dich vermählst, beunruhige Dich um diese nicht. So lange ich lebe, bist Du bei mir geborgen und habe ich auch keine Schätze ansammeln können, so viel erhältst Du einmal von mir, wenn ich die Augen schliesse, daß Du ohne Sorgen leben kannst, auch wenn Du unvermählt dastehen solltest. Das wollte ich Dir zu Deiner Beruhigung sagen, liebes Kind.“

Es lag eine große Güte in dem Tone seiner Stimme, die um so tiefer wirkte, als er sonst so kalt und zurückhaltend war.

Gertha erhob sich und eilte auf den Onkel zu. Vor ihm nieder-knieend, ergriff sie seine Hand und sagte bittend:

„Beschäme mich doch nicht so tief, daß Du meinst, um des leidigen Rammons willen könne ich mich dazu bestimmen lassen, ein Ehebündniß mit

dem Grafen zu schließen. Ich habe Dir erzählt, welche gewichtigen Gründe Mama hat, diese Verbindung als geboten und vortheilhaft zu halten; wenn ich mich dem endlich füge, geschieht es, sie zu beruhigen und ihren Wünschen zu genügen, nicht aber den eigenen, denn ich habe in dieser Beziehung keine, und ein Jeder, den ich heirathen soll, ist mir so gleichgiltig wie der Andere.“

„Oder, weil vielleicht ein Anderer Dir nicht gleichgiltig ist, Du aber diesen nicht haben kannst,“ dachte der Dechant bei sich selbst, mit den flugen, forschenden Augen in ihre Seele dringend.

„Habe Dank, herzlichen Dank für Deine große Güte, lieber Onkel, aber womit Du mich auch der Zukunft wegen beruhigen willst — es ist doch wohl besser, ich komme den Wünschen der Mutter nach,“ fügte sie nach einer Pause in gepreßtem Tone hinzu und küßte ihm tiefbewegt die Hand.

„Nun, so thue, was Du für gut und recht hältst — aber überlege es reiflich, ehe Du Dich bindest,“ entgegnete er.

Sie beugte den Kopf vor ihm nieder und er gab ihr seinen Segen; dann erhob sie sich von ihren Knien und verließ das Zimmer.

Der Dechant blickte aufmerksam ihr nach, bis sich die Thür hinter ihr geschlossen, dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und sann sehr beunruhigt über sie nach.

Sie war in letzterer Zeit anders geworden — er hatte es nicht beachtet in der Eingenommenheit dessen, was ihn jetzt so ausschließlich beschäftigte, nun er über sie nachdachte, fiel es ihm sofort auf. Sie hatte gar nicht mehr muscirt; er verlangte jetzt nicht danach und so hatte er es auch nicht bemerkt, daß ihr Flügel gänzlich verstummt war. Die erwärmende Heiterkeit, welche sie noch vor dem Weihnachtsfeste, ja in noch erhöhtem Maße da erfüllte, war ganz verschwunden, sie war ernst, trübe gestimmt — doch das waren sie Alle jetzt. Aber sie war träumerischer geworden, oft mit den Gedanken abwesend und zerstreut in ihren Antworten; ihre Lebhaftigkeit war einem apathischen Zustand gewichen; etwas Gleichgiltiges, Interesseloses an dem, was sie umgab oder sie betraf, war über sie gekommen — das konnte nicht durch die Bedrängniß ihrer Kirche hervorgerufen worden sein. Ebenso wenig konnte Graf Wodo diese Störung in ihr Gemüthsleben gebracht haben, das sah er nun recht gut ein, wenn auch der Entschluß, den sie in Betreff seiner zu fassen hatte, sie sehr beschäftigen mochte. Aber wie er Gertha kannte, ihre Selbstständigkeit und ihr Unabhängigkeitsgefühl, würde sie unleidliche Wande eher von sich abschütteln, nicht aber auf sich nehmen, und der Mutter Wille allein würde sie nicht dazu bestimmen können, letzteres zu thun.

Es mußte also jetzt etwas Anderes in ihr Leben, was sie so sehr verändert hatte. Jedoch wenn das, wie er fürchtete, eine tiefe Neigung war, und zwar eine, der kein Genüge werden konnte, für wen mochte sie dieselbe empfinden? Sie hatte immer unbefangen von Allen gesprochen, mit denen sie gesellschaftlich verkehrte, und er hatte von Keinem gehört, der, außer Graf Wodo, in letzterer Zeit ihr besonders nahe getreten wäre.

Indem mußte er plötzlich an Doctor Franzius denken, wie dieser vor ihm gestanden und erst stöhnend, dann aber mit dem warmen, herzzgewinnenden Lächeln freimüthig zu ihm gesagt, daß seine Wünsche lebhaft verlangt, dem Dunkel einer Kindheitsbekannten zu nahen.

Der Dechant fuhr erschrocken empor. Das war der Mann, der wie kein anderer mußte es sein! Er sah ihn noch dort stehen mit den feurigen begeisterungsvollen Augen, er hörte wieder, was dieser mit überströmender Seele sprach, er dachte daran, wie sympathisch ihm der junge Mann sofort gewesen, wie viel mehr noch dieser einem Weibe es sein müsse, und noch dazu einem, mit welchem alte, süße Erinnerungen ihn schon verknüpften. Ja, dieser mußte es sein, der in Hertha einen Aufruhr der Gefühle hervorgerufen — und das jetzt — und wenn sie wüßte — — —!

Er war so beunruhigt, so entsetzt von diesem Gedanken, daß er ihn nicht ausdenken mochte, sondern sich schnell erhob und sofort zu seiner Schwester hinüber sich begab.

Er fand sie glücklicherweise allein und sagte ohne Umschweife zu ihr:

„Matthilde, hast Du über Alles und Jedes gegen Hertha geschwiegen, was Euerer Vergangenheit ausmacht? Kennt sie nichts von ihrem Vater, nichts von den damaligen unglückseligen Verhältnissen und Vorkommnissen? Du weißt, ich habe nur unter der Bedingung Euch Beide bei mir aufgenommen und an Hertha Vaterstelle vertreten, daß darüber ewiges Schweigen und Vergessen herrsche.“

„Aber Matthias, Du hast mich neulich schon darnach gefragt und ich habe Dir bei meiner Seele Heil versichert, daß ich mein Gelübde getreulich gehalten habe und es nie brechen werde. Keine Silbe über das Vergangene ist über meine Lippen gekommen und wird es jemals!“ rief die Baronin bestürzt aus. „Was ist geschehen, daß Du daran zweifelst?“

„Nichts, ich wollte mich nur dessen nochmals versichern,“ antwortete der Dechant ernst, aber nun wieder völlig gelassen. „Wie die Zeiten jetzt stehen, muß mir um so dringender daran liegen, daß diese — traurige Episode Deines Lebens ohne Nachspiel für das unsrige sei. — Ich habe übrigens, Deinem Wunsche nachkommend, mit Hertha wegen des Grafen Fall gesprochen — sie ist ihm nicht geneigt, scheint aber dennoch entschlossen, seine Vererbung annehmen zu wollen, und es ist am Ende auch gut, wenn das geschieht, obgleich der junge Mann zu unbedeutend für sie ist und ich ihr einen geistig hochstehenden Gatten gewünscht haben würde. Sonst hat Hertha keine Bekanntschaften, die zu einem intimeren Verhältniß führen könnten?“

„Nein, ich wüßte keine, Matthias,“ entgegnete die Baronin zuversichtlich. „Seitdem Graf Bodo sich so auffallend um sie bewirbt, haben alle Anderen mit ihren Huldigungen sich mehr von ihr zurückgezogen.“

„Es ist gut,“ meinte der Dechant, sich erhebend. „Wie war es doch, machte nicht Doctor Franzius bei Euch Besuch?“

„Ja und er hat ihn auch vor Weihnachten zuweilen wiederholt. Aber seitdem in dieser für uns so traurigen, bedrängnißvollen Zeit er

einige Male abgewiesen worden ist, wie nicht anders sein konnte, hat er den Takt gehabt, nicht wieder vorzusprechen.“

„Ich erwartete das,“ sagte der Dechant kühl und entfernte sich.

11.

Es war ein regnerischer, aber milder Märztag gewesen, jetzt funkelten einzelne Sterne und die umschleierte Scheibe des Mondes zwischen dem dunkeln Gewölk des Himmels hervor, als Hanka wie gewöhnlich am Abend mit den Rannen nach dem alten Rolandsbrunnen ging. Aber nicht still und fröhlich, wie sonst, klapperten ihre Pantoffeln auf den Steinen des Kirchplatzes dahin — bedächtig, fast zaubernd war ihr Schritt, als zögere sie, etwas Unangenehmes entgegen zu gehen. Und doch stand dort, bei dem steinernen Ritter, Andreas ihrer harrend, fest und gewichtig an das Brunnenbeden sich lehrend; aber obgleich er in der nahenden Gestalt seine Hanka recht gut erkannte, trat er doch mit keinem Schritt ihr entgegen.

Jetzt stand sie vor ihm und sah in sein Gesicht; wie finster und drohend war es doch!

„Pomhaj Böh, Handrij,“*) sagte sie ängstlich, weil er gar so grimmig aussah.

Andreas erwiderte ihren Gruß nicht. Er hatte die Hände in die Taschen seiner Jacke gesteckt und bot ihr keine zum Willkommen dar, oder zum Halten der Rannen unter den laufenden Wasserstrahl, wie er doch sonst immer gethan.

„Sprich doch deutsch, Hanka — Wendisch verstehe ich nicht,“ rief er in gereiztem Tone ihr zu.

„Nu denn doch guten Abend,“ entgegnete sie willfährig und dabei sah sie ihn so bittend an, daß er von Stein sein mußte, wie der Ritter dort oben, wenn er nicht freundlicher wurde.

Trotz alle dem blieb er aber finster und wie angewurzelt auf seinen gespreizten Beinen dastehen und stieß als Entgegnung nur barsch hervor:

„Das also kannst Du doch sagen, weil ich es verlange — aber wie steht es, Hanka, wirst Du nun auch thun, was ich von Dir will?“

Sie schlug beängstigt die Augen nieder und schwieg; sie wußte recht gut, was nun kommen werde und wofür sie kein Ein und Aus in ihrer Noth wußte.

„So antworte doch, wenn Du nicht willst, daß ich wild werde!“ schrie er sie an. „Weißt Du etwa nicht, was ich von Dir verlange? Wie oft schon habe ich Dir gesagt, daß Du diese Ketzer und Verfolger unserer heiligen Kirche verlassen sollst. Willst Du es nun endlich thun?“

„Aber denk od, Handrij . . .“

„Nichts denk' ich,“ fiel er ihr heftig in das Wort, „als daß Du nichts mehr mit Denen da zu schaffen hast, seitdem sie uns verfolgen. Du bist eine gut Kathol'sche und gehörst nicht mehr zu diesen Evangel'schen.“

*) Gott grüße Dich, Gott helfe.

Hanka trat dicht zu dem Erzürrten heran, legte den Arm wie beschwichtigend um seine Schulter und sagte treuherzig:

„Bis od stille, Handrij — hab' ich Dich denn fragt, derweil ich Dich lieb hab': bist ooch von unse Wenden oder von deren Deutschen? Soll ich nu' fragen: is' sich mei' Zuri und sei' Eltern von deren Kathol'schen oder von deren Evangel'schen? Soll ich derentwegen se nich' lieb haben und Treu halten, nu' mer sich dreißig Jahr' beinander gewest sin'? Aee, Handrijo, 's Lieben fragt lei' Bissel, was mer sin' — von uns' Kirch von Sanct Johannis sein mer aberst alle, und Treu muß mer halten, so hüben wie drüben.“

Sie sah ihm ängstlich bittend in das Gesicht, er aber schüttelte ihren Arm ab und sagte, trotzig ihr in die Augen blickend:

„Nun meinethwegen, so bleib bei Deinem Zuri und seinen Leuten, aber das sage ich Dir zum letzten Male: wenn Du dort bleibst, dann hast Du mit mir nichts weiter zu thun und ich kenne Dich nicht mehr — wir sind geschiedene Leute. So, nun weißt Du es und kannst Dich danach richten. Gute Nacht auch!“

Und er drehte sich kurz um und rannte davon.

„Handrij, mei' Handrijo!“ rief sie schmerzzerfüllt ihm nach; er aber hörte gar nicht darauf, sondern stürmte fort, ohne sich nach ihr umzusehen.

Da saß nun Hanka am andern Tage in ihrer Küche auf der Ofenbank, die Hände vor das Gesicht geschlagen und weinte, daß nur so die dicken Thränen zwischen den Fingern hindurch flossen. Auf dem Herd brodelten die Töpfe und ein bedenklicher Geruch von verbrannten Speisen erfüllte die vier Wände ihres Territoriums — sie achtete nicht darauf, denn Alles war ihr vergällt im Leben und sie hatte für nichts mehr Sinn, Freude und Muth.

Die ganze Nacht hindurch hatte sie vor trübselig schweren Gedanken nicht schlafen können und den ganzen Morgen über trug sie dieselben mit sich herum. Sie hatte gesounen und gegrübelt, so viel sie es vermochte, über das, was sie nun thun solle, aber sie war in der Einsalt ihres Herzens zu keinem Ergebnis gekommen. Sie konnte von ihrem Andreas nicht lassen, und konnte doch auch nicht von ihrer alten, lieben Herrschaft gehen. Und so saß sie da, völlig verzagt und rathlos, und strömte die Noth ihrer Seele in herzbrechenden Thränen aus.

Die Glocke von Sanct Johannis hatte längstens schon laut die Essenszeit verkündet, sie hatte es nicht beachtet; sie, die sonst so geschäftig und gewissenhaft war, rührte sich nicht von dem Platz und weinte nur immer fort.

Da ging die Küchentür auf und die Pastorin rief herein:

„Aber, Hanka, wo bleibt denn heute das Essen? Wir warten darauf und der Herr wird ungeduldig.“

Ah das Essen, damit sah es heute trostlos aus! Die Suppe war davon gelaufen, der Braten verbrannt, das Gemüse zusammen getrocknet und es war nicht daran zu denken, etwas davon zu genießen.

„Albrecht, was ist das doch für ein Elend mit Euren kirchlichen Streit, wie jammervoll wirkt er auf unser ganzes Leben ein!“ rief die Pastorin auf das Tiefste verstimmt aus, als sie ohne Aussicht auf ein Mittagessen zu den Daraufwartenden in das Zimmer zurückkehren mußte. „Draußen sitzt Hanka und weint, weil ihr Andreas es nicht länger duldet, daß sie bei uns Evangelischen im Dienst bleibt, und darüber hat sie das ganze Mittagessen verderben lassen, so daß wir nun mit kalter Küche uns begnügen müssen.“

„So laß sie doch gehen — die Katholikin paßt jetzt überhaupt nicht mehr zu uns,“ fuhr der Pastor entrüstet auf. „Das verlorene Essen ist aber die geringste Noth — ich habe ohnedies keinen Appetit.“

Georg blickte besorgt auf den Vater und sagte: „Du siehst auch krank und angegriffen aus. Ich habe Dich so oft schon gebeten, lieber Vater, etwas zu gebrauchen, oder wenigstens mehr zu gehen — Du bist an den täglichen größeren Spaziergang so lange gewöhnt gewesen, er fehlt Deinem Körper nun und Du befindest Dich schlecht.“

„Weil mich der fortwährende Verdruß, den ich habe, quält und mein Amt jetzt eine schwer zu tragende Bürde ist — das macht mich elend. Wohin sollte ich übrigens gehen? Mein Spaziergang war sonst mit einer Anregung, einem liebgewordenen Zweck verbunden — ich alter Mann kann nunmehr nicht so planlos umherlaufen.“

„Siehst Du, Albrecht, wie viel Du, wie viel wir alle jetzt entbehren müssen, während wir sonst so glücklich in Eintracht und Frieden hier lebten,“ wendete sich Frau Marie vorwurfsvoll an ihren Gatten. „Hat es in den verflossenen dreißig Jahren uns gestört, daß Hanka Katholikin ist? Hat sie es gestört, daß wir Protestanten sind? Hat sie nicht zu uns gehört wie ein Glied der Familie? Wie wir nun ohne sie fortkommen sollen, ist mir nicht denkbar; denn eine so treu anhängliche, zuverlässige Dienerin erhalten wir so leicht nicht wieder. Und ihr selbst ist das Scheiden von uns eine ebenso unbegreifliche Sache, aber was hilft es? Ihr Andreas und der Beichtiger bestehen fest darauf, daß sie unser Haus verläßt.“

„Oh, diese katholischen Priester!“ fiel hier der Pastor empört in ihre Worte ein. „Wie sie doch die Gemüther bedrängen und zu Zwistigkeiten aufstacheln, um ihr Ansehen und die Macht ihrer Kirche zu erhöhen. Ist es nicht eine Sünde, so störend in das persönliche Leben des Einzelnen einzugreifen zu wollen?“

Georg blickte trübe auf und konnte sich nicht enthalten zu sagen:

„Ich bitte Dich, Vater, macht Ihr es denn viel anders? Eifert Ihr nicht auch und veranlaßt Zwistigkeiten, anstatt milde zur Versöhnlichkeit zu sprechen? Wie unevangelisch erscheint mir doch Euer Thun auf beiden Seiten! Ihr wollt Christi Lehren verkündigen und vergeßt doch, daß er predigte: wir sollen uns unter einander lieben und vertragen — über Euren jetzigen Streit ist Euch der wahre Sinn des Evangeliums verloren gegangen.“

Der Pastor schien betroffen von diesen Worten zu sein; er sah vor

sich nieder und schwieg einige Augenblicke. Dann seufzte er und sagte in unsicherem Tone:

„Traurig genug, daß es zu diesem Streit kommen mußte, der mich selbst genug bedrückt, aber die Schuld trifft doch nur den, welcher ihn begonnen und uns gezwungen hat, in dem Besiz unseres Rechtes uns zu vertheidigen.“

„Indem Ihr den Streit weiter ausdehnt — nehmt Ihr dadurch nicht dieselbe Schuld auf Euch? Wo Zwei Ein Recht haben und darin zusammenstreffen, sollen sie gemeinsam gehen — Ihr habt nun gesehen, wohin Ihr kommt, wenn Jeder das seinige gesondert zur Geltung bringen will.“

„Ein so lauer Protestant wie Du, wenn Du überhaupt noch einer bist, Georg, sollte hier gar nicht mitreden,“ warf sehr gereizt der Pastor ein.

„Ja, eifrige Protestanten und Katholiken seid Ihr,“ stimmte Georg in bitterem Tone bei, „aber mir scheint, Ihr stellt die Confession obenan und vergeßt darüber der Religion selbst. Besser ein lauer Protestant oder keiner, aber dafür ein warmer Christ sein! Seid Ihr aber das, wenn Ihr alle Liebe und Duldsamkeit vergessen könnt? Ihr selbst, wir Alle leiden darunter, Jeder trägt schwer daran und Mancher — verliert all sein Glück dadurch.“

Er strich mit der Hand über die düster blickenden Augen und lehrte schnell sich ab.

Unterdessen waren kalte Speisen aufgetragen worden und man setzte sich zu einem kurzen und sehr verstimmtten Mittagsmahl. Als Georg sich dann erhob, das Zimmer zu verlassen, rief ihm die Mutter nach:

„Georg, vergiß nur nicht, den Armenbazar zu besuchen, der heute Nachmittag stattfindet.“

„Ich liebe zwar die Wohlthätigkeit nicht, die auf Schaustellung ausgeht,“ entgegnete er; „jedoch wenn Du es wünschest, Mutter, will ich hingehen. Jetzt aber will ich sehen, wie unsrer treuen Hanka zu helfen oder zuzusprechen ist.“

„Ach, mei' Zuri,“ seufzte die Jammernde auf, da er ihr herzlich zuredete, „wär' ich od' da, wo Wasser sich am allertiefsten is'. Ich hab' mei' Handrij so lieb — un' hab' mei' Zuri un' sei' Eltern so lieb, un' kann nich' gehn un' nich' bleiben — was is' sich da zu thun, als sich zu sterben?“

„Hanka, versuche es noch mit dem Leben, das Sterben kommt immer noch zeitig genug, und tröste Dich mit mir, denn mir ergeht es ebenso traurig wie Dir. Doch scheinen will es mir, als ob wir, die wir um den Streit uns nicht kümmern, dafür aber um so mehr zu lieben verstehen, die einzigen wirklichen Christen hier sind, und daß die Einfalt des Herzens oftmals besser das Richtige trifft, was viel Klügere nicht zu finden wissen.“

Man war in die Zeit der Fasten getreten und die Winterbergnügungen waren beendet, diesmal auch auf protestantischer Seite früher als gewöhnlich — es hatte kein rechter Impuls zu dergleichen Freuden in diesem Winter geherrscht. Ein Wohlthätigkeitsbazar für die Nothleidenden der Stadt sollte

nun heute den Abschluß bilden und Vornehme und Geringe strömten dazu nach dem Gewandhaus.

In dem großen Saale desselben drängte sich die Menschenmenge zusammen, beschauend, bewundernd und kaufend. Die hübschesten und elegantesten Damen der Stadt bedienten die Verkaufstische, und die am meisten bewunderten zogen natürlich auch die meisten Käufer an. Hertha's Tisch hatte demzufolge eines lebhaften Zuspruches sich zu erfreuen und zeigte schon eine bedeutende Abnahme seiner Verkaufsgegenstände, als Georg in den Saal trat. Trotz dieses glücklichen Resultates sah sie sehr ernst aus und ihr auffallend bleiches Gesicht, mit der weißen Camelia im Haar, blickte wie eine Lilienblüthe aus der dunkeln Kleidung hervor, welche sie trug.

Und doch, wie um so ergreifender durch diese Blässe erschien Georg ihre Schönheit, wie zitterte ihm das Herz bei ihrem Anblick und drängte alle die Bitterkeit zurück, welche er in letzter Zeit ihrerwegen empfunden.

Er hatte sich unbemerkt ihr genähert und stand seitwärts von ihr da, einen günstigen Augenblick zu erhaschen, in welchem ihr Tisch einmal frei von Herzudrängenden sein werde und er allein mit ihr sprechen könne. Aber Graf Bodo schien auch auf diesen Moment gewartet zu haben, denn als jetzt eine augenblickliche Leere entstand und Georg herantrat, hatte sich der Graf schon von der andern Seite Hertha genähert und er hörte diesen sagen:

„Ist Frau Baronin mit hier?“

„Nein,“ entgegnete Hertha, „Mama war nicht wohl genug, mich hierher zu begleiten.“

„Wir werden morgen die Stadt wieder verlassen und nach Falkenberg zurückkehren,“ begann Bodo auf's Neue in seiner bedächtigen Sprechweise. Er hielt einen Augenblick inne und fügte dann hinzu: „Darf ich mir vorher noch eine Unterredung mit Ihnen allein erbitten, Baronesse?“

Hertha wurde noch um einen Schein bleicher, als sie es schon gewesen, bleich bis unter die fest auf einander geschlossenen Lippen. Aber sie zauderte nur einen Augenblick mit der Antwort, dann entgegnete sie entschlossen:

„Ich werde Sie morgen früh erwarten, Herr Graf.“

Bodo lächelte befriedigt und sah sie selbstgefällig mit stolzer Siegesfreude an, stockte aber, als wisse er nicht recht, was er nun noch sagen solle. Endlich besann er sich, daß sie doch die Dinge, welche vor ihr auf dem Tische lagen, zu verkaufen hier sei, und seine volle Börse hervorziehend, fing er an, unter den Gegenständen herumzusahlen.

Hertha stand bewegungslos wie eine Bildsäule da, die Augenlider halb gesenkt und den Kopf ein wenig seitwärts geneigt, theilnahmlos vor sich niederblickend und weder den Grafen, noch sonst etwas um sie her beachtend.

Georg aber vermochte nicht mehr länger sich zurückzuhalten, in ihm suchte es heiß und wild auf, seitdem er das Vorhergesprochene vernommen hatte. Er trat grüßend an sie heran, hoffend, durch seine Gegenwart den Andern endlich zu vertrieben und ein paar Worte mit ihr wechseln zu können.

Er wußte zwar nicht, was er ihr sagen wolle und dürfe, aber etwas von dem mußte ausgesprochen werden, was ihn mit so wildem Schmerze folterte.

Bei seinem Anblick fuhr Hertha zusammen und richtete erschrocken den Kopf empor, dabei streifte sie an eine hinter ihr befindliche Säule an und die weiße Camellenblüthe in ihrem Haar fiel abgebrochen auf den Tisch herab. Im Fallen berührte sie die Hand des Grafen, der noch immer unschlüssig unter den Dingen suchte, die vor ihm lagen.

Jetzt blickte er zu Hertha auf und die herabgefallene Blüthe ergreifend, sagte er:

„Baronesse, verkaufen Sie mir gegen den Inhalt meiner Börse diese Blume, welche Sie in Ihrem schönen Haar getragen.“

Hertha lächelte, aber es sah beinahe geringschätzig aus und erwiderte:

„Nehmen Sie, Herr Graf, es ist ja für die Armen.“

„Ich danke, Baronesse,“ sagte er, ihr die Börse hinreichend und die Blume zu sich steckend. „Ich nehme sie als ein glückliches Pfand für morgen an.“

Er trat seitwärts, weil neue Ankömmlinge herandrängten; da trafen seine Blicke auf Georg, hochmüthig sah er an ihm vorüber mit der Impertinenz seines unfehlbar sichern Siegesbewußtseins und kaum zu einem leichten Gruß sich herbeilassend.

In Georg kochte das Blut immer wilder auf und seine Augen funkelten zornig. Er zog ein Goldstück hervor und dasselbe auf den Tisch legend, sagte er bitter:

„Da die Blume, als verkäuflich, ihren Käufer gefunden hat, so giebt es hier nichts mehr, was ich für mich erlangen möchte. Ich lege daher meine Gabe für die Armen hier nieder, Baronesse, ohne Anspruch auf irgend einen Gewinn damit zu verbinden.“

Hertha zitterte, aber sie hielt seinen erzürnten Blick aus und entgegnete:

„Ich danke im Namen der Armen.“

Erst als er fort von ihr gegangen war, sank sie wie erschöpft auf einen der hinter ihr stehenden Stühle nieder. Aber es sollte ihr keine lange Erholung vergönnt sein, denn sie hörte eine ihr bekannte Stimme sagen: „Nun, Baronesse Lord, ist denn noch etwas für mich zu kaufen da?“ und als sie aufblickte, sah sie vor ihrem Tisch den Präsidenten von Tanner, mit zwei Damen stehend, von denen die eine seine Frau, die andere Hertha völlig fremd war.

„Gewiß, haben Sie nur die Güte auszusuchen, Herr Präsident,“ antwortete sie mechanisch, in der übernommenen Rolle als Verkäuferin.

Dann begrüßte sie Frau von Tanner, während der Präsident unter den Verkaufsgegenständen sich umsah. Inzwischen fixirte die fremde Dame unausgesetzt Hertha und endlich, da der Präsident gewählt und bezahlt hatte, wendete sie sich an Frau von Tanner mit der Bitte:

„Wollten Sie wohl die Güte haben, liebe Freundin, mich mit der jungen Dame bekannt zu machen?“

„Oh verzeihen Sie mir, daß es nicht schon geschehen ist,“ rief Frau von Tanner aus. „Baroness Gertha Lord, — Frau von Hellmuth, welche ich voriges Jahr in Karlsbad kennen zu lernen das Glück gehabt und die heute auf ihrer Durchreise uns die Freude ihres Besuches geschenkt hat.“

Gertha verbeugte sich förmlich, die Fremde aber sagte in eigenthümlicher Bewegung:

„Gertha! Es kann nicht anders sein. — War Ihre Frau Mutter nicht ein Fräulein von Göltnitz?“

„Ja, gnädige Frau,“ erwiderte Gertha erstaunt. „Wenn Sie meine Mutter kennen sollten, sie lebt mit mir hier bei meinem Onkel, dem Dechant von Göltnitz?“

„Dann bitte ich, liebe Freundin, mich ein paar Worte mit der jungen Dame wechseln zu lassen,“ bat die Fremde Frau von Tanner. Während sich diese mit ihrem Gatten discret zurückzog, trat Frau von Hellmuth um den Tisch herum, näherte sich schnell Gertha, ergriff deren beide Hände und ihr mit tiefer Bewegung in die Augen blickend, rief sie:

„Gertha, liebes Kind, weißt Du denn wirklich nicht, wer ich bin?“

Diese sah erstaunt und verwirrt die Sprechende an. Sie hatte keine Idee, wer dieselbe sein könne, der Name sowohl wie die Persönlichkeit waren ihr vollständig fremd, so angestrengt sie auch in deren Zügen zu lesen suchte, um eine etwa erloschene Erinnerung wieder zu erwecken.

Es war ein ansprechendes Gesicht; große braune Augen waren liebevoll auf sie gerichtet und ein anmuthiger Mund zuckte mit halb trauriger, halb freudiger Bewegung, als überwältigte sie eine tiefe Empfindung.

Die Dame mochte ungefähr vierzig Jahre zählen und das Bekanntsein mit Gertha mußte wohl in deren früheste Kindheit zurückgreifen, da die Fremde nichts davon gewußt hatte, daß die Baronin hier lebe, was doch seit nunmehr zwanzig Jahren der Fall war. Und doch, wie intim mußte sie mit ihnen sein, da sie Gertha mit „Du“ ansprach.

„Verzeihung, gnädige Frau,“ sagte diese endlich, von der Erfolglosigkeit ihres Nachdenkens überzeugt, „aber soviel ich auch darüber sinnen mag, kann ich mich doch nicht erinnern, daß und wenn ich Sie gesehen haben könnte.“

„Aber mein Name — sagt dieser Dir nichts?“ fragte die Fremde traurig.

„Es thut mir sehr leid, sagen zu müssen, daß auch dieser mir gänzlich fremd ist — es muß schon lange her sein, wenn ich ihn doch gehört haben sollte,“ mußte Gertha bekennen.

„Und ich bin doch Deine Tante, Gertha, Deines Vaters Schwester, die als Patkin Dich aus der Taufe gehoben hat!“ rief Frau von Hellmuth schmerzlich berührt aus.

Es ist schwer zu beschreiben, welcher ungeheure Jubel Gertha erfaßte, als sie mit dem Ausruf: „Meines Vaters Schwester!“ sich der Fremden in die Arme warf. Endlich etwas von dem Vater, der ihr immer entrückt worden war, über den sie so viel im Stillen gesonnen und gegrübelt und der sie um so mehr beschäftigt hatte, als man ihr Alles entzog, was in

Bezug mit ihm stand und ihr Aufschluß über ihn geben konnte. Jetzt aber umfaßte sie Jemand, der ihm auch zugehörig gewesen: seine Schwester, von deren Existenz sie nicht die geringste Ahnung gehabt, und die noch überdem zu ihr selbst in so besonders naher Verbindung stand.

Frau von Hellmuth hatte die Tiefbewegte in stürmischer Freude an sich gedrückt und geküßt, dann sagte sie:

„Aber Gertha, so hast Du in Wahrheit nie von mir gehört?“

„Niemals, liebe Tante,“ entgegnete Gertha mit Thränen tiefer Bewegung im Auge. „Mama ist von einer grenzenlos leidenschaftlichen Erregung, wenn nur entfernt des Vaters gedacht wird — sie spricht darum nie über ihn und auch ich darf seiner nicht erwähnen. So weiß ich, sein Kind, nichts, was ihn und seine Familie betrifft.“

„Aber wie ist das nur möglich? Sie hat doch Deinen Vater so leidenschaftlich geliebt,“ sagte Frau von Hellmuth mit schmerzlichem Erstaunen. „Wir sind seit seinem Tod von Deiner Mutter getrennt gewesen, sie hat allen Verkehr mit seinen Angehörigen vollständig abgebrochen, sowohl persönlich als brieflich — es ist hier nicht der Ort, eingehend darüber zu sprechen. Sie war für mich und die Meinen vollständig verschwunden und ich ahnte nicht, ob sie, ob Du noch unter den Lebenden seien. Und nun dieses unverhoffte, wunderbare Auffinden — es ist ein Geschenk des Himmels, das mir damit wird! Wie gern möchte ich auch Deine Mutter wiedersehen, aber ich will nicht ihr überraschend in das Haus fallen — frage sie, wenn ich morgen zu ihr kommen darf.“

Gertha sann einen Augenblick nach, ehe sie antwortete, dann aber entgegnete sie: „Ich denke, liebe Tante, es wird besser sein, Du fragst selbst schriftlich bei ihr darum an, ohne unserer Begegnung zu erwähnen, über welche auch ich schweigen werde. Denn nach dem bisherigen Verhalten meiner Mutter und nach dem, was Du mir soeben gesagt, ist fast zu befürchten, sie werde Dich nicht sehen wollen und vielleicht auch mir eine Annäherung an Dich verbieten. Ich aber bin nicht gesonnen, ein Wiedersehen und eine eingehende Aussprache mit Dir mir zu versagen, wenn ich auch eine aufregende Scene mit Mama vermeiden will. Man hat nicht recht an mir gethan, nicht recht und liebevoll an dem Todten gehandelt, alles, was meinen Vater betrifft, mir vorzuenthalten. Ich bin nun in den Jahren, hierin für mich selbst entscheiden und dem sehnlichen Verlangen meines Herzens nachkommen zu können, sei es auch, was es wolle, das sich mir da enthüllen mag. Erlaube mir, Dich aufzusuchen, liebe Tante, gewähre mir diese Bitte.“

„Von Herzen gern, liebe Gertha, Du kommst damit meinem sehnlichsten Wunsche entgegen und kannst auch in Betreff Deiner Mutter besser beurtheilen, als ich's vermag,“ rief Frau von Hellmuth aus. „Komme morgen früh zu mir, ich aber werde Deiner Mutter ein Billet senden und nimmt sie meinen Besuch an, nicht eher zu ihr gehen, als bis ich Dich gesehen

habe. Also morgen früh auf Wiedersehen! Jetzt aber müssen wir uns trennen, Du hast hier Pflichten zu erfüllen und ich darf meine Freunde nicht länger warten lassen.“

Und mit einer herzlichen Umarmung trennten sie sich von einander.

Inzwischen hatte auch Georg den Saal wieder verlassen und war, Schmerz und Entrüstung im Herzen, fortgeeilt. So war es also wirklich wahr, was man gesagt: Gertha nahm die Werbung des Grafen an — nach dem heute Gehörten und Gesehenen konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen. Sie trug ihrem Abelftolz und dem, was sie ihren guten Glauben nannte, Rechnung, indem sie einen Grafen und einen Katholiken zum Gatten erwählte — aber nicht das war es, was Georg so im Tiefsten empörte und verlegte, sondern daß sie über diese beiden Grundbedingungen ihres Lebens das an sich so Erbärmliche der Persönlichkeit übersehen und vergessen konnte, welche der zufällige Träger jener beiden zu einem Ehebündniß ihr so wichtigen Erfordernisse war. Sie zerstörte damit selbst das Bild von Schönheit, Größe und edler Harmonie ihres Wesens, das in seinem Herzen gelebt, und er zürnte ihr doppelt, um dessentwillen, was sie ihm nahm, indem sie an sich selbst verlor, was er in ihr gesucht hatte.

Als er an Sanct Johannis Kirche vorüberkam, läutete man eben zum Abendsegen ein, der alte, traute Klang, der ihn damals in die Kirche gelockt, als er die Vaterstadt nach langem Umherschweifen wieder betrat. Unwillkürlich trat er auch heute in den geöffneten Eingang und sah hinein auf des Heiligen Bild, das da über dem Altar thront.

„Saint Johannes, es wird Zeit, daß ich mein Bündel schnüre und wieder weitere wandere — es scheint, für mich soll nirgends eines langen Bleibens sein,“ flüsterte er vor sich hin. „Weißt Du noch, alter Freund, wie Du der Erste warst, den ich hier wieder begrüßte und wie froh mein Herz da war? Nun ist es mir zum Brechen traurig geworden! Das Scheiden ist freilich eine schlechte Erfindung für das Herz, das liebt, und doch ist es immerhin besser, als an seinen Gefühlen dahin zu fiedien und elend und erbärmlich daran zu Grunde zu gehen. Du hast gesagt: „Liebet Euch unter einander“ — aber das thun sie nicht, obgleich sie zu Dir gehören wollen. Sie streiten sich und hassen sich, und wenn sie sich nicht hassen, so meiden sie sich kalt um Ansichten willen, mit denen Keiner noch sich besser und glücklicher gemacht hat, dafür aber Andere um so unglücklicher. Ich will nicht wie meine alte Santa sagen: „was ist da für mich zu thun als zu sterben“ — aber zu gehen, dazu wird es nun an der Zeit für mich sein; denn die völlig selbstlose Liebe, die nichts für sich selbst bedarf, habe ich noch nicht zu üben gelernt. Du aber übst sie, Saint Johannes, denn Du blickst liebend und segnend auf Alle nieder, obschon sie Deinen Herrn und Meister, so gut wie Dich selbst, mit ihrem Thun verleugnen.“

Wieder, wie damals an jenem Herbstabend, nickte er vertraulich dem Heiligen zu, aber das sonnige Lächeln fehlte auf seinem Gesicht, welches damals dasselbe so anziehend machte, und die düstere Wolke, welche jetzt auf

seiner Stirne lag, verfinsterte sich noch, als er an der alten Dechanei vorüberschritt, um nach Haus zu gehen.

Hier aber hatte sich viel verändert, seitdem er am Nachmittage das Primariat verlassen, und er fand eine ganz unerwartet freudige Erregung vor, die einen merkwürdigen Gegensatz bildete zu der Verstimmung, welche am Nachmittage die Gemüther einnahm und die ihn selbst jetzt schmerzlicher denn je erfüllte.

Der Pastor befand sich in einem wahren Siegesjubel; denn von dem höchsten Gerichtshof des Landes war die völlig abschlägige Zurückweisung der von dem Dechanten gestellten Beschwerde und Klageführung eingegangen. Indem so die Angelegenheit in Betreff des neuen Johannis-Hospitals endgiltig beigelegt wurde, war das Recht, welches nunmehr das protestantische Kirchenamt an die neue Anstalt hatte, glänzend anerkannt und gesichert worden.

Aber auch die Mutter war von hoher Freude erfüllt, indem sie dem Sohne ein von dem Rath ausgefertigtes Schreiben übergab, welches die definitive Ernennung Georgs zum Director des neuen Krankenhauses enthielt, das mit dem Beginn des nächsten Monats eingeweiht werden sollte.

Diese beiden Nachrichten von großer Tragweite waren ganz danach angethan, die peinlich empfundenen, störenden Verhältnisse wenigstens augenblicklich vergessen zu lassen.

„Doch einmal wieder einen Sonnenblick in das trübe Wirtsal unseres Kirchenamtlichen Lebens,“ rief der Pastor mit unverhültem Triumphe aus. „Natürlich mußte es so kommen, es war nicht anders zu erwarten, das Recht ist ja völlig auf unserer Seite — aber das viele Streiten konnte Einen selbst um die Befugniß des Rechtes besorgt machen.“

„Wie wird aber der Dechant enttäuscht sein — auch er fühlte sich im Recht,“ meinte Georg.

„Er wird freilich bestürzt über diese Entscheidung sein; doch ist er ein zu gescheiter Mann, als daß er nicht mit gegebenen Thatfachen rechnen sollte.“

„Und Dich selbst nun als leitende Kraft an der neuen Anstalt zu sehen, Georg, Dich für immer hier zu haben, welche Freude für unser Leben,“ fiel die Pastorin glücklich ein.

„Ja, Georg, das ist ein Stolz für mich und söhnt mich nunmehr vollständig mit der Wahl Deines Berufes aus,“ stimmte Franzius sehr befriedigt bei. „Du das Leibliche, ich das geistige Wohl der Menschen in Händen habend, arbeiten wir nun zusammen für unsere Gemeinde.“

„Ich würde nur nicht ausschließlich für diese wirken, denn die Anstalt fragt ja glücklicherweise nicht danach, wozu Glaubens der ist, welcher da leidet, sondern hilft Jedem, der dessen bedarf. Und so gleichgiltig mir an und für sich die Sache erscheint, ob der Betfaal dieser oder jener Confession angehört, da doch das Haus zu anderen als kirchlichen Zwecken erbaut und die Hauptsache die ist, daß die Kranken gut darin gepflegt werden, so möchte ich doch Dich bitten, Vater, durch den gewonnenen Sieg Dich versöhnlicher stimmen zu lassen. Versehe Dich in des Dechanten Lage; denke wie Dir

jezt sein würde, wenn das Recht der andern Partei zugesprochen worden wäre! Erwinnere Dich, welche gute Freunde Ihr so viele Jahre hindurch gewesen, und wie schwer Du an Eurem Bruch und an all den Zwistigkeiten trägst, die auch Du mit hervorgerufen hast."

"Du hast Recht, Georg," rief der Pastor lebhaft aus. "Noch nie in meinem Leben war eine Zeit, die so voll peinlicher Eindrücke und voll aufreibenden Verdrusses war, wie die leztvergangene — ich glaube, sie hat an meinem Leben gezehrt."

"Nun wohl, so nimm diese Störung wieder aus Deinem Leben hinweg," drang Georg voll warmen Eifers in den Vater ein. "Jetzt, wo Eure Hauptstreitigkeit beigelegt ist, führe eine Verständigung herbei und versöhne Dich mit dem Dechanten — ihm wird dieser Zwist nicht minder schrecklich als Dir gewesen sein."

"Das läßt sich nun nicht so leicht und schnell thun, wie Du annimmst," warf der Pastor zaubernd dagegen ein. "Die Zeit allein vermag das wieder auszugleichen, ich aber werde sicherlich dazu thun, daß es geschehe."

"Nein, Vater, damit wird nichts erreicht, die Zeit bringt nur neue Mißhelligkeiten hervor, wenn nicht von beiden Seiten ein einträchtiges Zusammengehen besteht. Gleich mußt Du Dich mit ihm versöhnen, Du hast das beste Mittel dazu in der Hand. Wie in Sanct Johannis Kirche so lange Zeiten hindurch beide Confectionen einträchtig neben einander bestanden haben, so biete dem Dechanten an, daß Ihr Euch auch zu gleicher Benutzung des Betsaales im Hospitale einigen wollt. Du bist der Siegende, Vater, Dir kommt es zu, der Großmüthige zu sein."

Der Pastor sprang von seinem Plaze auf und mit wieder erwachender alter Heftigkeit rief er aus, indem er Georg fast zornig anblickte:

"Du weißt wohl nicht, was Du mir da ansinnst? Wir sind im guten, alleinigen Recht."

"Das Ihr auch nicht verliert, wenn Ihr für fest zu bestimmende Zeit dem Capitel die Mitbenutzung des Betsaales zugestehet. Laß mich Dein Friedensbote sein, lieber Vater," drängte Georg immer lebhafter auf ihn ein, "laß mich als Mittelsperson dem Dechanten dies Anerbieten bringen und damit meine erste und einzige, aber sicherlich schönste Mühewaltung für die neue Anstalt vollziehen."

Der Pastor war unruhig und hastig im Zimmer auf und ab gegangen, Georgs Ansinnen überraschte ihn allzu gewaltig und dessen Eifer in dieser Angelegenheit trieb ihn arg in die Enge; bei den lezten Worten, die jener gesprochen, blieb er aber stehen und sich schnell nach ihm umkehrend, fragte er scharf:

"Deine erste und einzige? Was soll nun das wieder bedeuten?"

"Daß ich um einen Lehrstuhl an der Universität mich bewerbe und daher diese Stelle nicht annehmen kann — das Anerbieten kommt zu spät für mich."

"Thorheit, Du wirst doch nicht die schöne, bedeutende Stellung Dir hier entgehen lassen!" warf der Pastor voll grenzenlosen Verdrusses dagegen ein.

Auch die Mutter war auf das Aeußerste bestürzt und tief bittend: „Georg, Du wirst uns doch das nicht zu Leide thun?“

„Lassen wir das jetzt unerörtert bleiben — dagegen stimme in dem bei, was ich im Interesse des allgemeinen kirchlichen Friedens von Dir erbitte, Vater,“ sagte Georg mit großer Wärme.

„Ich bin ja nicht abgeneigt — aber laß mich nur erst das ruhig überlegen — auch müßte ich vorher dem Bürgermeister davon Mittheilung machen.“

„So gehe zu ihm, er wird sicherlich nichts dagegen haben, wenn Du es befürwortest; denn mit dem kirchlichen Frieden steht das Wohl aller seiner Bürger in nahester Verbindung und dieses versöhnliche Abkommen liegt so sehr an der Hand, daß es deshalb keines Zauberns und langen Ueberlegens bedarf.“

12.

Das helle Morgenlicht blickte mit seinem goldenen Scheine in das düstere Studirzimmer herein und ein Sonnenstrahl, der zwischen den dunkeln Gardinen sich hindurch gestohlen hatte, lag schmeichelnd auf dem Haupte des Dechanten, aber er zeigte nur, daß dort das kurze graue Haar jetzt völlig weiß geworden war und daß auf der sonst so marmorglatten Stirn tiefe Furchen sich eingegraben hatten, ohne daß der freundliche Morgengruß der Sonne ein Behagen in dem alten Herrn zu erwecken vermochte.

Denn dieser blickte mit finstern Augen auf das bedeutungsvolle Papier nieder, das ihm gestern den endgiltigen Bescheid des obersten Gerichtshofes gebracht hatte. Abgewiesen worden, ohne jede weitere Möglichkeit der Wehr und Klage, war er mit seinen Ansprüchen und durch diese erhaltene Zurückweisung war die Entziehung seines vermeintlichen Rechtes erst recht zur empfindlichen Kränkung für ihn geworden. Hätte er nicht geklagt, sondern eine gütliche Auseinandersetzung mit seinem Gegner gesucht, wenn diese auch keinen Erfolg für ihn gehabt, sie konnte nicht so peinlich für ihn sein, als jetzt dieser kalte, schroffe Abweis mit der nüchternen, klaren Widerlegung seines von ihm behaupteten Rechtes. Wie bereute er das, wozu er sich hatte hinreißen lassen und daß er dadurch aus dem ruhigen, sichern Gleis seines bisherigen Lebens getreten war. Ihm war, als ob er von der Höhe, die er eingenommen, einen Stoß hinab in die Tiefe erhalten habe; sein heller, scharfer Verstand, der bisher immer den richtigen Weg ihn geleitet, hatte ihn unwillkürlich daran gewöhnt, an die Unfehlbarkeit seiner eigenen Voraussicht und Meinung zu glauben und sich in seiner sichern Unumstößlichkeit als über der Mehrzahl der Menschen stehend fühlen lassen. Jetzt wurde ihm die Fehlbareit desselben nüchtern dargelegt und er damit unter die Zurenden gewiesen.

Es war das ein harter Schlag, den sein Stolz erhielt, eine empfindliche Herabsetzung seiner Weisheit und Einsicht, und er war in diesem Augenblicke vielleicht weniger erbittert auf den Gegner, der ihn besiegt, als

erbittert auf sich, daß er Anlaß gegeben, ihm eine solche Niederlage zu bereiten.

So im Tiefsten verletzt, brütete er über das ihm Widerfahrene nach, als plötzlich ein Frauenkleid auf dem dicken Teppich des Fußbodens einher rauschte und eine zitternde Hand sich unruhig auf seine Schulter legte.

„Matthias, ich bitte Dich, hilf mir und rathe, was ich thun soll,“ rief die Baronin beängstigt aus. Es war erst neun Uhr und sie im Morgenkleide und in augenscheinlicher Verwirrung und Hast zu dem Bruder hinüber geeilt.

Er wendete langsam, gleichgiltig den Kopf nach ihr um, als könne das, was sie bringe, von keinem Belang sein gegenüber dem, was er da in den Händen hielt.

„Was giebt es, Mathilde? Du störst mich,“ sagte er zurückweisend.

„Verzeihe, wenn das der Fall ist, und doch mußte es geschehen. Dies dieses Billet, das ich soeben erhalten habe, und dann urtheile selbst.“

Sie reichte ihm ein zerknittertes Billet hin, das deutliche Spuren zeigte, wie dasselbe in ihrer zitternden Hand mochte zusammengekrampft worden sein und es waren doch nur folgende herzliche Zeilen darauf geschrieben:

„Geliebte Mathilde, gestern bin ich auf der Durchreise hier zu einem kurzen Besuch bei Präsident von Tanner eingetroffen und höre da zu meiner freudigen Ueberraschung, daß Du, die so lange für mich Verlorene, bei Deinem Bruder in der Dechanei hier lebst. Ich hoffe, was Dich früher uns so gänzlich entückt hat, ist nun durch die vergangenen Jahre ausgeglichen worden, oder wenigstens daß es kein Hinderniß bildet, endlich einmal ein Wiedersehen mit Dir mir zu gestatten. Ich wollte nicht hinterlistig Dich durch Ueberraschung dazu zwingen, indem ich Dich unvorbereitet aufsuchte, sondern bitte Dich, daß Du selbst mir eine Zeit angiebst, wenn ich Dich heute sehen kann, da ich morgen wieder abreise. Mit unveränderter Liebe Deine treue Schwester Helene von Hellmuth.“

Als der Dechant Vorstehendes gelesen und fragend zu seiner Schwester aufblickte, sagte diese:

„Ja, Matthias, es ist Helene, Dorcks Schwester — welche Fügung des Himmels, daß sie hierher kommen und hier von mir hören mußte!“

Der Dechant stand unwillkürlich schnell, fast hastig auf und sagte, augenscheinlich auf das Tiefste erschrocken:

„Das ist allerdings unglücklich — im hohen Grad unglücklich, daß es jetzt geschieht! Es ist Herthas wegen von vielleicht ungeheurer Tragweite und hätte, bei der Lage unserer Verhältnisse hier, sich nicht schlechter treffen können. Mathilde, es läßt sich nicht vermeiden, Du mußt Frau von Hellmuth sofort ein Billet mit der Bitte schicken, daß sie Dich aufsuche, aber Du mußt allein mit ihr sprechen und sie um Herthas willen bitten, daß sie über das Vergangene schweige. Sage ihr, daß ich Vaterstelle bei Hertha vertreten, daß ich diese erzogen und für ihr Wohl zu sorgen gesucht nach meinem besten Ermeßsen, und daß sie daran nun nicht rütteln und nicht störend eingreifen

darf. Wirst Du klug und vorsichtig sein, Mathilde? Rufe mich hinzu, wenn Du Deiner nicht sicher bist."

"Ja, ich werde Dich rufen lassen, Matthias — vor Deiner Weisheit wird jeder ihrer Einwürfe zu nichts werden, wenn sie deren überhaupt erhebt!"

"Sie wird deren erheben, verlaß Dich darauf; sie ist Lord's Schwester und Hertha's Pathin, und sie wird denken, daß es ihre Pflicht sei, dies zu thun. Da fällt mir ein, wo hast Du Eure Papiere? Die Bestimmungen, welche Lord Dir hinterlassen hat? Geib sie mir einmal zur Durchsicht herüber."

"Die habe ich ja alle Dir übergeben, Matthias, als Du uns in Deinem Hause aufnahmst."

"So? Dann werde ich sie verwahrt haben. Jetzt aber eile, Mathilde — verliere keine Zeit, daß Dein Billet zu ihr gelange."

"Sogleich — ich bin nun ruhiger, da Du die Sache in Deine Hände nimmst," entgegnete die Baronin und entfernte sich.

Er aber war nicht ruhig — das war nur zu gut auf seinem Gesicht zu lesen, da er jetzt allein und unbeobachtet war. Er warf sich wieder in den Sessel vor seinem Schreibtisch nieder und stützte sorgenschwer die Stirn in seine Rechte.

"Auch das noch," sagte er leise vor sich hin. „Was ich gethan, vor meinem Gewissen kann ich es verantworten — aber vor dieser Frau, vor Hertha, vor der Welt? Wer weiß, wie sie mich verurtheilen würden! Ich dachte, daß Vordem werde nie wieder zur Sprache kommen, es war ja das so leicht zu vermeiden, und wenn Hertha jetzt den Grafen heirathet, könnte auch Alles unerörtet im Schooße der Kirche bleiben. Aber nun diese unglückselige Dazwischentunst — wenn Hertha jetzt davon erfährt, welchen ungeheuren Eindruck auf sie, welche Störung in allen Plänen würde das wohl hervorrufen! Was nützt doch alle Voraussicht unsres Verstandes, ein Ohngefähr kann Alles zu nichts machen, was wir klug geordnet zu haben meinen. Und Lord's Bestimmungen — ich muß doch einmal danach sehen.“

Damit schloß er einen Kasten des Schreibtisches auf, drückte darin an einer Feder und es öffnete sich vor ihm ein geheimes Fach. Eine Menge Schriftstücke lagen darin; er langte ein Paket derselben hervor und begann darunter zu suchen. Zum größten Theil waren es alte Documente mit vergilbter Schrift; er legte ein Stück nach dem andern bei Seite — was er suchte, war nicht darunter. Plötzlich kam ein dickes Pergament in seine Hand, an seidner Schnur hing das Siegel des Capitels daran und mit dicken Lettern stand obenauf geschrieben: Mein Testament.

Erschrocken starrte der Dechant darauf hin, scheu, fast furchtsam hielt er es in seinen Händen und doch zauderte er, dasselbe, wie die anderen Schriftstücke bei Seite zu legen. Hieronymus, es war Dein Legat!

Wie lange doch war es nicht in seine Hand gekommen; wie war in der Erbitterung und in dem gereizten Kampfe der letzten friedlosen Zeit selbst die Erinnerung daran ihm aus dem Gedächtniß geschwunden, ja wie hatte er

sich entwöhnt, den Blick hinüber nach dem Bild des greisen Priesters zu lehren und in den liebevoll mahnenden Augen zu lesen, was jetzt an Vorwurf für ihn darin geschrieben stand. Denn er war den Weg gegangen, den sein Stolz, seine Erbitterung ihn trieb, er hatte sich eingeredet, daß er ihn gehen müsse und dieser hatte ihn weiter und weiter abgeführt von der Mäßigung seines bisherigen Lebens und ihn in immer neue Zwistigkeiten und Kämpfe gestürzt. Aber er hatte in tiefter Seele doch recht gut gefühlt, daß er damit vor dem Richter dort nicht bestehe, und daß er das Legat verleugne, welches von diesem auch ihm überkommen war.

Und jetzt, da war es ihm wieder in die Hand gefallen, wo seinem Stolz die harte Demüthigung geworden und auf den Eifer die Ernüchterung der Enttäuschung eintrat, als wolle auch der dort drüben sein Urtheil über ihn sprechen und ihn an das wieder gemahnen, was er vergessen gehabt. Und Matthias von Gölitz war nicht der Mann, der feige von sich schob, was der Todte ihm sagen wollte, wenn auch das verdammend ihn treffen mußte. Er schlug das Pergament langsam auseinander, breitete es vor sich aus und dann las er:

In nomine Domini. Amen.

Gruß und Segen allen, so mir folgen in dem heiligen Amt, an meiner Statt es auf sich nehmen und Schutz und Pfleger dieser heiligen christlichen Kirche sein sollen!

„Liebet euch unter einander,“ hat Sanct Johannes gesagt, und wer sich zum Dienste an die Kirche stellt, dessen Schirmherr Er ist, der muß auch die Liebe vor Allem haben, „in omnibus charitas“, denn Ihr vermöget nichts ohne diese. In dem nämlichen Gotteshaus stehen wir hier mit den Religionsverwandten im Dienste des Herrn, wie aber könntet Ihr darinnen gemeinsam bestehen, so Ihr nicht in Liebe einander duldet und helfet, so Einigkeit Euch nicht die nothwendigste Pflicht ist: „In necessariis unitas“. So Ihr Euch nicht vertragen und Hader aussäet, wird Haß aufgehen und Zwietracht wuchern — nein, Duldsamkeit müßt Ihr üben und Liebe säen, auf daß Ihr Einigkeit erntet. Zwiespalt schwächt Eure Kraft, Einigkeit aber macht Euch stark im Herrn.

„Darum bitte ich mit sterbendem Munde Euch, Geliebte, wachet über Eure Untergebenen, daß sie vor Allem die Liebe pflegen, aber wachet zuerst und zuvörderst über Euch selbst, daß die Liebe nicht von Euch weiche; denn Ihr seid die Leuchte und müßet den Weg zeigen denen, so da unter Euch stehen; wenn sie fehlgehen durch Euch, kommt auch ihr Irren auf Euch. So nehmet als mein heilig Vermächtniß Sanct Augustinus Spruch: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas, den bedenket und thut danach allezeit; auf daß der Religionsfriede in achtgenommen, und gut nachbarlicher Wille mit den Religionsverwandten gepflanzt und erhalten werde. Entschlaget Euch alles Schmähens und Invektirens, duldet die, welche wie Ihr nach demselben ewigen Lichte streben, in rühmlicher Verträglichkeit

neben Euch, auf daß in Liebe und Einigkeit zuerst und allein die Ehre Gottes gefördert und erreicht werde. Seine Gnade aber sei mit Euch in Ewigkeit. Amen! Hieronymus Moretanus.“

Der Dechant hatte das Testament langsam durchlesen, oft inne haltend, erschüttert von dem, was Anklagendes für ihn in diesen mahnenden Worten lag. Nun faltete er das Pergament wieder zusammen und hob den Blick zu Hieronymus auf — wie lange hatte er nicht in dessen liebevoll sorgende Augen geblickt und da er jetzt hineinsah, schienen sie bekümmert auf ihn herabzuschauen.

„Du trauerst über mich Fehlenden, Hieronymus,“ sagte er. „Dein in omnibus charitas, ich habe es vergessen gehabt und weil ich von der Liebe gelassen, ist auch Dein in necessariis unitas verloren gegangen. Die, welche unter mir stehen, habe ich durch mein Thun zu Haß und Zwietracht verleitet und ihre Schuld wird auf mich kommen, wie Du es sagst. Und mit dem Streit, den ich begonnen, habe ich nichts erreicht, als häßlichen Zwiespalt mit den Glaubensverwandten, ein traurig Zerwürfniß mit dem alten Freund und harte Demüthigung für die eingebildete Unfehlbarkeit meines Wissens und Willens. Und wie wird das noch enden? Immer neue Wirren erheben sich drohend vor mir und rufen mir zu: Du bist nichts als ein fehlender Mensch!“

Er neigte den Kopf auf die Hand, wie gebeugt von dem, was als schwerer Vorwurf auf ihm lastete; da schreckte ein leises Klopfen an der Thür ihn aus seinem peinlichen Sinnen auf und zwang ihn, die sorgenvolle Stirne zu glätten. Mit der alten Gewohnheit eiserner Selbstbeherrschung kehrte ihm schnell die äußere Ruhe wieder und er wendete sich gelassen nach dem Eintretenden um.

„Herr Doctor Franzius,“ meldete ihm Jäschke.

„Franzius? Doctor Franzius?“ Ueberrascht blickte der Dechant auf — was wollte dieser von ihm? Und jetzt, wo Jene den Sieg über ihn davon getragen hatten?

„Er mag eintreten,“ sagte er endlich, schob die hervorgelangten Papiere wieder in ihren geheimen Behälter zurück, schloß das Fach ab und erhob sich, den jungen Mann zu begrüßen.

Georg stand sich verbeugend vor ihm und nun ruhten Beide Augen ernst und fragend auf einander. Was lag doch zwischen ihrem ersten Zusammentreffen und heute! Wie sehr war der Dechant in dieser kurzen Spanne Zeit gealtert, und wie trübe umschleiert war auch das Feuer der glänzenden Augen geworden, die damals mit so zündendem Enthusiasmus von Hieronymus Bild zu Matthias von Göltnitz sich kehrten! Aber auch jetzt wachte ein erwärmender Schein darin auf, als Georg nach kurzer Begrüßung sagte:

„Da ich das erste Mal zu Hochwürden kam, führte mich so mancher Wunsch hierher; heute bin ich so glücklich mit Besserem vor Ihnen erscheinen zu können, denn hoffentlich ist es der Friede, den ich bringe.“

„Den Frieden?“ wiederholte der Dechant erstaunt und zweiselnb.

„Ja, Hochwürden, und lassen Sie mich glauben, daß er ein willkommener sei, daß die Bervürnisse, welche die letzte Zeit hervorgerufen, Ihnen ebenso bebrückend und störend gewesen, als sie das meinem Vater waren, der in dem aufrichtigen Wunsch, das alte, schöne, einträchtige Verhältniß zwischen Hochwürden und ihm und zwischen den beiden Schwesterkirchen hier wieder herbeizuführen, Ihnen die Hand zu einem versöhnlichen Ausgleich bietet. Mit Genehmigung des Rathes dieser Stadt trägt er Ihnen die Mitbenutzung des Betsaales in dem neuen Hospital an, auf daß dort, wie hier in Sanct Johannis alter Kirche, ein einträchtiges Zusammengehen der beiden Confectionen für alle Zeiten stattfinde.“

Georg schwieg, aber auch der Dechant blieb stumm, als müsse er sich von seiner Ueberraschung erst sammeln. Er hatte mit großer Spannung dem Sprechenden zugehört, erst beinaß ungläubig, ob er auch recht vernehme, dann mit wachsendem Erstaunen und einem eigenthümlich bewegten Ausdruck auf dem sonst so verschlossenen kalten Gesicht. Jetzt holte er tief Athem, wie erleichtert von einer ungeheuren Last, die von ihm weiche, und streckte Georg die Hand entgegen, welche sogar ein wenig zitterte.

„Sie sehen mich ergriffen von dem, was Sie mir mittheilen, Herr Doctor,“ sagte er mit leisem Wehen der Stimme. „Ja, Großes bringen Sie mir! Wer den Zwist gekannt, wer unter seiner beeinträchtigenden Wirkung gelitten, weiß, was die Versöhnung bedeutet und wie heiß ersehnt der Friede ist. Wollen Sie es Ihrem Herrn Vater sagen, wie glücklich er mich mit dem macht, was er mir großmüthig bietet? Glücklich nicht bloß um dessentwillen, was dadurch für die Angehörigen meiner Kirche gewonnen wird, sondern hauptsächlich der Eintracht wegen, die er uns damit wieder zurückführt!“

„Gewiß und mit Freuden werde ich ihm das sagen,“ rief Georg lebhaft und herzlich aus, „denn es wird ihm sehr wohlthun zu hören, daß Hochwürden das, was ich bringe, in dem Sinn aufnehmen, in welchem es dargeboten wird.“

„Und er hätte auch keinen besseren Ueberbringer dazu wählen können,“ entgegnete der Dechant, wohlwollend zu Georg aufblickend. „Empfangen Sie selbst vielen Dank, Herr Doctor; denn irre ich mich nicht, so sind Sie gewiß nicht bloß Träger, sondern auch Förderer dieses freundlichen Entgegenkommens gewesen?“

„Jedenfalls wird es mir für alle Zeit ein schöner, befriedigender Gedanke sein und bleiben, daß ich als Vermittler des Friedens hier auftreten konnte, und das wird mich beglücken, auch wenn ich wieder fern von hier bin,“ entgegnete Georg ausweichend.

„Wollen Sie uns denn schon wieder verlassen?“ fragte der Dechant betroffen und sah mit unwillkürlichem Bedauern auf ihn hin. „Ich glaubte, es sei Ihre Absicht, nunmehr hier zu bleiben?“

Es flog ein dunkler Schatten über Georgs Gesicht und die ehrlichen Augen blickten trübe vor sich nieder. „Möglicherweise gehe ich schon bald wieder fort,“ entgegnete er kurz, als werde es ihm schwer, viel darüber zu sagen.

„Wie sehr beklage ich das,“ wollte da der Dechant aufrichtig empfunden sein Bedauern aussprechen; denn die warme Sympathie, welche Georg in ihm erweckt hatte, war durch das, was dieser ihm heute brachte, noch um Vieles lebhafter geworden. Indem mußte er aber daran denken, wie gefährlich doch wohl dieser selbe junge Mann für Gertha sei; seine alte Klugheit berechnete schnell, daß mit Georgs Scheiden auch das Schwinden einer großen Sorge verbunden sei, und flüsterte ihm zu: „es ist ein Glück, wenn er geht.“ So, trotz seines innigen Wohlwollens für Georg, siegte doch der starre Katholik in ihm über diese freundliche Regung, er war froh, eine drohende Gefahr loszuwerden und da er zum Lügen sich nicht herablassen mochte, entgegnete er nur: „Ich werde nie aufhören, theilnehmend Ihrer zu gedenken.“

„Ich danke, Hochwürden, für Ihre freundliche Gesinnung,“ entgegnete Georg. Unwillkürlich streifte sein Auge Hieronymus Bild und bitter lächelnd haftete es an den dort geschriebenen Worten; aber er sagte nichts weiter, verbeugte sich und ging.

13.

Als Georg über den Vorhof der Dechanei schritt, sah er forschend hinüber nach den Fenstern des Fremdenhauses. War der Graf schon dort erschienen? Wenn nicht, so wurde er doch erwartet und jedenfalls mit Freuden, während an ihn, den Freund mit dem Herzen voll heißer Liebe gar nicht mehr gedacht wurde. „Auf die Seite geschoben und vergessen,“ murmelte er vor sich hin. Er warf stolz und heftig den Kopf zurück und mit der flachen Hand durch die Luft streichend, als lösche er etwas damit aus, sagte er nur noch: „Vorbei,“ und trat hinaus auf den Kirchplatz.

Er hätte nun hinüber zu dem Vater gehen sollen, um diesen über die erfüllte Mission zu berichten, aber es war ihm unmöglich, jetzt in der Nähe Gerthas zu bleiben — das, was sich nun bei ihr ereignen würde, was seine ihn marternde Phantasie ihm mit lebhaften Farben ausmalte, trieb ihn fort mit der Gewalt tief verletzter Gefühle — er hätte mögen Meilen zwischen sich und Gertha legen.

Er bog schnell in die Schloßgasse ein, immer hastiger vorwärts schreitend, als könne er so dem Fürchterlichen hinter sich entgehen; den Schloßberg hinab eilte er den Weg, der durch die Vorstadt Fischau führte, welche längs des Flusses sich hinzieht und in deren letzten Häusern einer seiner Kranken lag. Dort wollte er zunächst hingehen.

Es war ein Tag, wie man zuweilen im Vorfrühling ihn erlebt, lieblich und voll einschmeichelnden Reizes, als ob er eine Verheißung für die nun bald kommende Herrlichkeit sei. Eine laue Luft wehte wie Frühlingsahnung über die Erde und kräuselte sanft die klare Fluth des Wassers, auf welches das Sonnenlicht sein blitzendes Gold hinwarf; das lichte Blau des Märzenhimmels blickte gleich Berggipfeln zwischen den leichten weißen Wolkenflöckchen hervor; alles war so hell, so frei, wie vom Frohsinn beschwingt

als sei jegliches Trübe nun überwunden, daß der Winter in seinem Gefolge gehabt. Nur Georg empfand nichts von dieser ihn umwehenden lieblichen Verheißung, denn in seiner Seele sah es so finster aus, als wolle es da niemals wieder Frühling werden.

Plötzlich, als er so von der Pein seines Herzens getrieben vorwärts eilte, sah er vor sich in einiger Entfernung eine schlanke Frauengestalt dahinschreiten, die er unter Tausenden sofort heraus erkannt haben würde, eine Gestalt so edel und schön, wie sie nur Gertha angehören konnte. Bei diesem Anblick wirbelte es ihm im Kopf! Wie konnte sie jetzt hier sein? Erwartete sie nicht den Grafen? Oder hatte diesen die Ungeduld heute Morgen zu so früher Stunde zu ihr getrieben, daß alles schon zwischen ihr und ihm ausgesprochen und abgeschlossen war?

Wie dem auch sei, ohne zu überlegen, was und warum er es that, eilte er mit hastigen Schritten an den letzten Häusern der Vorstadt vorüber, ihr immer nach. Er hatte sie fliehen wollen, Meilen zwischen sich und sie legen, weil er ihr grollte so wild und bitter, wie nur ein heißes, tief verwundetes Herz es vermag, und jetzt, da er ihre Gestalt vor sich dahin gehen, die Falten ihres Kleides sanft sie umwehen sah, da vergaß er den Groll, und den Schmerz und die Wunde — alles sank zurück, er dachte nur daran, wie er sie liebe, und eilte ihr nach, so schnell er vermochte.

Endlich überholte er sie. Wo die Straße sich zweigt zwischen den fahlen Bäumen der aufsteigenden Anhöhe und dem steinigen Uferrand des Flusses, der eine Weg aufwärts nach den eine halbe Stunde weiter abgesehen liegenden Gebäuden der Pulvermühle führt, der andere längs des Wassers hin an der Villa des Präsident von Tanner vorbeigeht, blieb er stehen und sah ihr in das Gesicht.

„Gertha!“ rief er leidenschaftlich erregt ihr zu, alle gesellschaftlichen Formen, alles was Beide jetzt mehr und mehr auseinander gebracht, jede Verschiedenheit der Ansicht und Stellung vergessend, nichts sehend und denkend, als nur sie, die er liebte, und sich allein mit ihr hier unter dem lichten Frühlingshimmel.

Sie stand bei seinem Anruf still, verwirrt ihn anblickend, als habe er aus weiter Ferne sie plötzlich zu sich zurückgerufen. Auch sie überhörte, wie kurzweg er doch nur bei ihrem Namen sie genannt, fassungslos ob des plötzlichen unerwarteten Zusammentreffens ihn anstarrend. Ihre Verwirrung gab ihm aber seine eigene Fassung zurück, er glaubte, sie verlegt zu haben und sagte deshalb ruhiger:

„Verzeihung, Baronesse, daß ich der Formen vergessen konnte und bei Ihrem überraschenden Anblick nur daran dachte, daß wir doch einmal gute Freunde gewesen!“

Sie lenkte die Augen befangen von ihm hinweg und entgegnete unsicher:

„Freunde? Sind wir das nicht noch und können es bleiben?“

Bei ihren Worten gährte es aber wild in ihm wieder auf und er stieß heftig hervor:

„Auch wenn Sie nun Gräfin Hall werden, meinen Sie!“ Und er lachte bitter.

Sie jedoch schrak zusammen, denn jetzt erst fiel ihr wieder ein, was sie vollständig vergessen gehabt: daß sie dem Grafen eine Unterredung für heute Morgen zugesagt hatte. Die plötzlich gefundene Tante, das besprochene Zusammentreffen mit ihr, alles das, was sie nun endlich über den Vater hören werde, hatte sie so ausschließlich beschäftigt und erfüllt, daß darüber Graf Wodo als völlig gegenstandslos in Vergessenheit versunken war.

Georg aber deutete ihr sichtlich Erschrecken anders und abermals alle Formen bei Seite setzend, rief er mit gewaltsam hervorbrechender Leidenschaft aus:

„Sollten Sie es denn wirklich nicht wissen, Gertha, wie es in meinem Herzen aussieht? Sollten Sie es denn nicht verstanden haben, wie heiß es in Liebe für Sie glüht? Ich bin kein eingebildeter Thor, der anmaßend sich überhebt; aber bei Gott! meine Liebe und den Platz, den mein redlich Streben im Leben mir anweist, ich würde sie für hoch genug halten, um mich damit auch um Maronessa Lord zu bewerben, wenn Ihr Herz für mich sprechen könnte, und doch für zu gering, Gertha, wenn Ihre Liebe einen Anderen, als den Besseren, über mich emporheben würde. Aber was kann Ihrem Herzen jene Puppe von einem Manne sein? Weiß ich es nicht, mit welcher Geringschätzung Sie über ihn geurtheilt haben? Und dennoch sehen zu müssen, daß Sie ihn erwählen, bloß weil er Ihren Standesvorurtheilen, Ihren schroffen religiösen Ansichten entspricht, das ist Höllepein; denn dadurch lassen Sie mir nicht einmal den Schatz von Verehrung und Freundschaft im Herzen zurück, den ich Ihnen mit meinen besten Gefühlen entgegen getragen habe. Und Sie, Sie fragen noch, ob wir nicht Freunde bleiben können?“

Wie herbe klangen seine Worte, und als Gertha nun doch zu ihm aufblicken mußte, sah sie in seinen Augen das zornige Funkeln und die dunkle Wolke, die auf seiner Stirne lag. Sie selbst war bleich und zitternd auf ein Felsenstück gesunken, das aus dem steinigten Uferstrand emporragte. Aber obgleich ihre Augen jetzt fest gebannt an ihm hingen, versagte ihre Stimme doch die Kraft, eine Erwiderung hervorzubringen. Er ließ ihr auch kaum die Zeit dazu, denn er fuhr sogleich in heiß sich überstürzender Rede wieder fort zu sprechen, als sei es ihm Lapsal, endlich einmal das Leid und die Bitterkeit seiner Seele vor ihr ausschütten zu können.

„Und haben Sie denn überlegt, Gertha, was Sie thun?“ begann er wieder. „Ihr ganzes Sein und Wesen einem Manne hinzugeben und für nichts weiter, als das armselige Glück, eine Grafenfrone zu tragen und den eingebildeten höheren Werth Ihrer kirchlichen Satzungen zu genügen? Sie, das Weib mit dem edlen Herzen, die so groß dachte und fühlte, haben Sie denn ganz vergessen, daß Sie den Mann, dem Sie sich zu eigen geben, lieben, und wenn das nicht, so doch ihn hochschätzen müssen, wenn Sie nicht sich selbst verkaufen wollen? Ist das, was Sie gewinnen, solchen Preises

wert? Oh, Gertha, ein Mensch ohne Liebe ist wie eine Blume ohne Duft — alle Schönheit der Form und aller Reichthum der Farbe ersetzt das Röstliche nicht, was ihr an dieser Wundergabe gebricht. Wollen Sie solch duftlose Blüthe am Stamm des Lebens stehen? Können Sie es denn ertragen, vor Allem der Liebe zu entbehren? In omnibus charitas — steht das nicht mit leuchtender Schrift in Ihrem Hause geschrieben? Oh, Gertha, lieben Sie, wen es auch sei — vor dieser Entscheidung Ihres Herzens will ich mich beugen, wie vor meines Richters Spruch und Ihr Freund bleiben immerdar; aber der Gertha, die sich solchem Mann für solchen Preis verkauft — — nein,“ stieß er immer heftiger werdend hervor, „wir können keine Freunde bleiben! Und darum ist es auch besser, wir scheiden von einander. Leben Sie wohl!“

Es lag ein so ungeheurer Schmerz der Liebe in seinen Worten und doch auch so viel Bohn, wie sie heftig, heiß und rüchhaltslos hervor sich drängten. Und es war gut für Gertha, daß er so zornig sprach; denn konnte sie widerstehen — wenn er weich und bittend zu ihr gesprochen, sie hätte es kaum vermocht. Sie hatte die Augen nicht von ihm gewendet und das feurige Blitzen der seinigen ausgehalten, ja es war wie ein wonnenvoll schmerzliches Entzücken über sie gekommen, in dieses glühende Antlitz voll schönen Mannesstolzes und tiefer Mannesliebe zu blicken. Aber bei seinen letzten Worten bäumte sich ihr Selbstgefühl auf gegen die Geringschätzung, welche darin lag, und sie fuhr beleidigt empor. Sie wollte reden, aber es kam nur ein halb unterdrückter Laut, wie ein Stöhnen, über ihre Lippen, und er vernahm es nicht einmal. Er hatte bei seinem Lebewohl den Kopf stolz zurückgeworfen, noch einmal traf sie der heiße, zornige Blick seiner Augen, dann wendete er sich schnell um und in wilder Aufregung, wie er gesprochen, eilte er nun auch von ihr hinweg.

Doch da hatte er in der zornigen Hast seines ungestümen Forteilens den falschen Weg eingeschlagen; anstatt an dem Ufer hin, war er in den Pfad aufwärts eingebogen, welcher nach der Pulvermühle führte. Sie wußte aber, dort mußte er wieder umkehren; eine Strecke ging der Weg zwischen dem Gehölz dahin, dann langte er bei dem Militärposten an, welcher hier jedem Unberufenen das Weitererschreiten verwehrte.

So sank sie denn wieder auf den Stein an dem Uferrand hin und wartete da, bis daß er wiederkehre; dann aber wollte und mußte sie zu ihm sprechen. Sie durften so nicht auseinandergehen, nein, es wäre ein zu entsetzliches Scheiden gewesen, wenn es denn überhaupt geschieden sein mußte.

Aber konnte sie denn zu ihm sagen: weil ich Dich liebe, aber Dir nicht angehören kann, nehme ich diese Null eines Mannes zum Gatten; gerade weil es ganz undenkbar ist, daß mein Herz ihn jemals lieben könne, flüchte ich mich zu ihm, um mich vor mir selbst zu bewahren, daß ich nicht thue, was ich nicht darf. Nicht seine Grafenkrone lockt mich, aber sie schützt

mich vor mir selbst, daß ich nicht der Gewalt unterliege, welche Du auf mich übst, und dadurch allen meinen Ansichten und Grundsätzen untreu werde.

Nein, das Alles konnte sie ihm nicht sagen; aber etwas mußte doch gesagt werden, daß er nicht so gering von ihr dachte, als er es gethan. Sie sich verkaufen! Ihr stolzes Selbstgefühl und ihr unabhängiger Wille erhoben sich empört gegen diese Worte. War sie darum den harten Kampf mit sich selbst eingegangen, weil alle ihre Ansichten in Collision mit ihren Gefühlen gerathen waren, daß sie nun einen verächtlichen Handel mit sich treibe?

War es denn aber so unwahr, was er sagte? Sie hatte nur an die unübersteigliche Scheidewand gedacht, die sie zwischen sich und ihm aufrichten müsse, und nicht an das, was dahinter lag — jetzt erschrak sie vor der Erbärmlichkeit, zu der sie sich verstehen wollte: zu einem Leben ohne Wahrheit, denn ihr Herz gehörte Georg. Sie empfand es deutlich: wenn sie auch ihren Abel hinwerfen müsse, würde sie trotzdem das höchste Glück der Erde bei ihm finden. Ja, der Erde! Aber da war noch etwas über der Erde, wohin ihr Glaube ihr den Weg zeigen sollte — und da war sie mit ihrem rechtenden Verstand wieder auf demselben Punkt angekommen, von wo sie ausgegangen. Nein, tausendmal nein — sie mußte das heiße Herz zügeln und die Liebe zum Schweigen bringen, denn diese war unverträglich mit ihrem Glauben, und er mußte der stärkere von beiden sein.

So saß sie da und harrte, Minute auf Minute verging, und sie sann und starrte unverwandt nach der Stelle des Weges, wo er wieder hinter den Bäumen hervortreten und zu ihr zurückkehren mußte — da hörte sie plötzlich das brausende Heranrollen eines Wagens, einen markerschütternden Schrei, darauf immer näher heranstürmende Pferde und jetzt sah sie aus dem Gehölz von der Pulvermühle her einen Wagen mit zwei Pferden bespannt die Anhöhe herabrasen, deren Leitung dem darauf befindlichen Soldaten völlig verloren zu sein schien. Gertha sprang entsezt auf die Seite. Die Thiere stürmten auf das Wasser los und mußten im nächsten Moment mit dem Wagen von dem Uferrand hinabstürzen. Da in der höchsten Noth versing sich eines der Thiere in den Strängen und kam zum Stürzen. Der Wagen stand, kaum mehr denn eine Hand breit von dem Uferrande; es war wie ein Wunder.

„Ist denn Niemand da zum Helfen?“ schrie der entsezte Soldat, sobald der Wagen hielt. „Oben liegt Einer am Wege, der mir die Pferde aufhalten wollte und von diesen umgerissen wurde. Wahrscheinlich ist er überfahren.“

Dieses hören und vorwärts stürzen, war für Gertha eins. Was der Mann sagte, konnte nur Georg betreffen, der in unglückseliger Haft den Weg dorthin eingeschlagen hatte und noch immer nicht wiederkehrte. Verzweiflungsvoll eilte sie vorwärts. Kaum berührten ihre Füße den Boden, immer eifriger werdend unter der rasenden Angst, welche sie sinnlos machte und vorwärts jagte.

Und dort, ja dort vor ihr, wo die Bäume sich jetzt lichtetten, da lag an dem Rand des Weges hingestreckt eine Gestalt, allmächtiger Gott, es war

Georg! Ein Schrei, gewaltfam, als ob ihr die Brust zerspringe, entrang sich der Verzweiflung ihres Herzens und auf den Daliegenden zustürzend, rief sie in maßlosem Jammer aus:

„Georg, Georg, gehe nicht fort ohne mich! Nimm mich mit, denn ich kann nicht sein ohne Dich!“ Und sie sank neben ihm nieder.

War es ihr Schrei, der ihn allmächtig noch einmal in das Leben zurückgerufen hatte? Sein Kopf hob sich jählings empor. Die vollen Locken waren ihm wild über die verstörte Stirn gefallen und sein Gesicht war farblos, wie das eines Todten; seine Augen aber waren verschleiert und sterbenstraurig auf Gertha gerichtet und die bleichen Lippen zitterten, als er zu sprechen versuchte.

„Ich lebe ja noch!“ flüsterte er leise.

Da schlang sie die Arme leidenschaftlich um seinen Hals, drückte ihren Kopf an den seinen und preßte die Lippen an seine bleiche Wange, sie mit heißen Thränen überströmend, und dazwischen stammelte sie:

„Er lebt! Er lebt noch! Gott der Gnade habe Dank! Und sei barmherzig, nimm ihn nicht fort von mir — laß ihn mir — was sollte ich sein ohne ihn? O Du allein weißt, wie sehr ich ihn liebe.“

Unter ihren Küßen und Thränen, unter ihren Worten und Schluchzen war Georgs Gesicht aschfahl geworden; es war, als könne er das nicht länger ertragen und er wehrte sich dessen. Sich plötzlich aufrichtend, hob er Gertha, die fest mit ihren Armen an ihm hing, mit empor. Unruhig forschend betrachteten seine Augen die Erregte und mit gepreßter Stimme, die in ihrer Bekommenheit nach Athem zu ringen schien, sagte er langsam:

„Halte ein, Gertha! Besinne Dich und laß ab von dem, was Du sprichst! Es ist ja kein Sterbender, dem Du den letzten Trost geben willst — kein Verwundeter, dem Dein Mitleid Balsam reichen möchte — nein, nur Einer, der von dem Fall besinnungslos gewesen und der dem Leben angehört und so gesund ist, wie Du selbst es bist, und der dann von Dir fordern möchte, was Du jetzt, in einer Täuschung befangen, selbstvergessen ihm bietest.“

Sie starrte ihn an, als rede er irre; doch da sich die volle, beseligende Wahrheit ihr aufdrängte, klammerten sich ihre Arme nur um so fester um ihn, als wäre sie haltlos, sobald sie von ihm lasse müsse. Nur noch das liebende Weib war sie, das endlich die Fesseln gesprengt, womit sie ihr Fühlen unterdrückt gehabt und nun in zwangloser Hingabe den reichen Schatz ihrer Liebe vor ihm ausschüttete. So gewiß ist es: die Liebe ist die stärkste unserer Seelenkräfte und an Macht sogar dem Glauben überlegen. Der ganze künstliche Aufbau, womit sie ihr Gefühl in Schranken gelegt, mußte in Trümmer zusammenfallen, als gegenüber dem vermeintlichen Verlust des Geliebten die Liebe in siegreicher Allgewalt gegen alle Einwendungen des Glaubens hervorbrach.

„Nein, keine Täuschung mehr, wenn Du lebst, Georg,“ rief sie in leidenschaftlicher Freude aus. „Dein bin ich und Dein laß mich bleiben,

denn in meiner Liebe zu Dir ist der Gehalt meines Lebens, Täuschung war es nur, wenn ich vermeinte, ohne diese Liebe sein zu können. Georg, stoße mich nun nicht von Dir zurück; ich habe es mit überwältigender Macht an mir empfunden, wie untrennbar ich zu Dir gehöre — erst der Tod mit seinen Schrecken hat mich es gelehrt, daß, wo immer Du stehst, im Leben wie im Sterben, mein Platz bei Dir ist, und weiß auch mein Glaube sei, die Liebe ist stärker und selbst er kann von Dir mich nicht trennen.“

„Hertha, meine Hertha!“ schluchzte er auf und preßte sie an sich. „Ich Dich von mir stoßen, der ich Dich mit aller Macht der Seele liebe und es nicht zu ertragen mußte, daß ich Dich verlieren solle? Du mich lieben, Du mein! Gibt es Worte, das auszusprechen, was an Seligkeit für mich Glücklichen darin liegt? Aber Geliebte, hast Du bedacht: Du müßtest viel opfern, und nicht ohne Kampf mit den Deinen würdest Du mir angehören können?“

Sie blickte stolz zu ihm empor in sein offenes, edles Gesicht. „Wenn es ein Opfer ist, Georg,“ sagte sie zuversichtlich, „so ist es das geringere, welches ich damit bringe, ein unendlich größeres wäre es, müßte ich leben ohne Dich. Und den Kampf mit den Meinen fürchte ich nicht — nun meine Liebe den Kampf mit mir selbst bestanden hat, sicht keines Menschen Widerstand mich an.“

Jetzt tönten verschiedene Stimmen, immer näher kommend und hastige Schritte Herbeieilender an ihr Ohr. So versunken in Seligkeit sie an einander hingen, mußten sie doch nun die umschlingenden Arme lösen und an ihre Umgebung denken. Dem Soldaten war es endlich gelungen, sein Geschirr in Aussicht lassen und mit einigen Leuten herbeieilen zu können, um dem vermeintlich Verunglückten ihren Beistand zu bringen. Georg beruhigte sie darüber, daß er völlig unverletzt von dem Falle geblieben sei, dann trat er mit Hertha den Rückweg zur Stadt an.

Bitternd hing sie an seinem Arme.

„Es war der Aufregung zu viel für Dich, geliebte Hertha,“ sagte er besorgt. „Laß Dich in eines der ersten Häuser führen, damit Du Dich dort ein wenig erholen kannst, ehe ich Dich heimgeleite.“

„Du wirst noch mehr als ich der Erholung bedürfen, Georg. Gehe mit mir in das Haus des Herrn von Tanner, wo ich erwartet werde und wohin ich eilen wollte, als Du mich triffst. Ach Georg, ich hatte ja den Grafen und die Zusage einer Unterredung mit ihm vollständig vergessen, und erst Du hast mich wieder daran erinnert. Was liegt doch zwischen jenem Moment, wo Du zu mir sprachst und jetzt; wie ist es nur möglich, daß sich in dieser kurzen Spanne Zeit die rasende Verzweiflung des Todes und das höchste Glück, welches Menschen empfinden können, zusammengedrängt und daß man die Kraft hat, es zu ertragen!“

14.

Georg führte Gertha bis an die Villa des Herrn von Tanner. Sie hing so kraftlos an seinem Arme, so erschöpft von alle den gehaltenen Gemüthsregungen, daß ihm bange war, sie zu verlassen, ehe er sie unter der Fürsorge der Tante wußte, von deren unverhofftem Auffinden sie ihm erzählte.

Wie viel hatten sie sich zu sagen, wie viel drängte sich ihnen jetzt in Kopf und Herzen zusammen, wie anders hatte sich plötzlich Alles für sie gestaltet und wie würde Gertha der Ruhe und Sammlung bedürfen, um mit der Entscheidung ihres Herzens der Mutter und dem Onkel entgegen zu treten. Es kam ihr nicht in den Sinn, die neugefundene Tante als Fürsprecherin sich gewinnen zu wollen; konnte sie doch nicht einmal ahnen, wie diese selbst sich zu dem eben geknüpften Bunde stellen werde, und Gertha fühlte in sich Kraft genug, alles, was man ihr entgegen setzen werde, mit festem Willen zu bekämpfen.

Als sie sich der Villa näherten, kam ihr Frau von Hellmuth schon an dem Gartenthor entgegen und empfing sie mit den Worten:

„Endlich bist Du da, liebe Gertha — ich harre Deiner lange und fürchtete schon, Du werdest nun gar nicht kommen.“

„Ich hatte einen furchtbaren Schreck zu bestehen, und ich und mein Begleiter bedürfen beide der Erholung. Er wäre beinahe überfahren worden und ich fand ihn ohnmächtig am Wege liegend. Liebe Tante, es ist mein Verlobter,“ sagte Gertha tief bewegt, und freudig zu Georg aufblickend, fügte sie hinzu: „Georg, das ist die gestern gefundene Tante.“

„Ah, Graf Hall!“ rief Frau von Hellmuth lebhaft aus, indem sie Georg die Hand entgegen reichte und mit herzlicher Freude und unverkennbarem Wohlgefallen ihn betrachtete. „Frau von Tanner hat mir schon davon gesagt, daß diese Verlobung zu erwarten sei.“

Georg küßte die dargebotene Hand, dann entgegnete er mit ruhiger Würde:

„Sie irren sich in meiner Person, gnädige Frau.“

Gertha aber legte ihre Hand wieder in seinen Arm und sagte stolz:

„Nein, liebe Tante, dieser hier ist Herr Doctor Franzius, den ich über Alles liebe und hochschätze und mit ihm, nicht mit dem Grafen Hall, habe ich mich diesen Morgen verlobt.“

„Dann verzeihen Sie meinen Irrthum,“ stammelte Frau von Hellmuth sehr verwirrt.

Es war für sie ein äußerst peinlicher Moment und sie suchte so schnell als möglich darüber hinwegzukommen, indem sie hinzufügte:

„Aber hier so zwischen Thor und Haus — bitte, Herr Doctor, kommen Sie näher und suchen Sie mit Gertha Erholung im Zimmer.“

Damit ging sie den Beiden voran in das Haus und führte sie in eines der Zimmer ein.

Gertha drängte es, der Tante gegenüber die Lage klar zu stellen;

als daher die Thür sich hinter den Eintretenden geschlossen hatte, sagte sie schnell zu ihr:

„Kann Dich gefunden und kennen gelernt, bist Du, liebe Tante, doch die Erste, welche von unserm Verlöbniß erfährt — weder Mama noch der Onkel haben bis jetzt eine Ahnung davon. Auch weiß ich sehr wohl, daß mir ein harter Kampf bevorstehen wird, denn daß Georg nicht von Adel, wird noch nicht einmal so schwer gegen ihn in die Waagschale fallen, als daß er Protestant ist.“

Frau von Hellmuth blickte in großer Verwunderung sie an.

„Aber warum soll denn das gerade so schwer gegen ihn wiegen?“ fragte sie sehr erstaunt. „Deine Mutter hatte doch auch einen Protestanten zum Gatten erwählt.“

„Was sagst Du? Mein Vater Protestant?“ stieß Gertha hervor und faßte mit beiden Händen nach ihrem Kopf, als drehe sich plötzlich die Welt in wildem Kreise um sie herum.

„Mein Gott, wie Du mich anstarrst, Gertha! Was erschreckt Dich denn also?“ fragte die Tante. „Weißt Du wirklich nichts davon? Aber Du bist doch selbst auch protestantisch getauft und solltest, nach der letzten Verfügung Deines Vaters, protestantisch erzogen werden — ist das denn nicht der Fall?“

Gertha sah die Tante an, als koste es ihr Mühe, den Sinn ihrer Worte zu begreifen und sich in dem zurecht zu finden, was sich da plötzlich vor ihren Blicken enthüllte. Sie hatte irgend eine Schuld in der Vergangenheit ihres Vaters zu finden gefürchtet, und nun diese so ganz unerwartete Aufklärung über ihn! Endlich faßte sie sich so weit, daß sie mit leiser, bebender Stimme zu sagen vermochte:

„Nein, ich bin Katholikin und ich habe von alledem nichts gewußt, nichts geahnt. Darum also, mein armer Vater, durfte ich von Dir nichts erfahren und hat man von Dir mich zu trennen gesucht! Mein Gott, wie dazüß des Glaubens wegen ein Kind von dem Vater geschieden werden und das durch die eigene Mutter? Was hat das hier zu sagen, ob ich Katholikin bin?“

Es ist schwer zu beschreiben, wie plötzlich, wie unvermittelt Lepteres an seiner alles Andere überragenden Bedeutung in ihr verlör.

Als sie noch eben Georg ihre Liebe gestanden und ihr Herz ihm zu eigen gegeben hatte, war es nach hartem Kampfe mit sich selbst und mit dem Gefühl gesehen, daß sie etwas lange in sich Gehegtem, mit ihr Aufgewachsenem und fest Verknüpftem untreu werde, daß eben die Liebe in ihr an Kraft selbst ihrem Glauben überlegen sei. Jetzt aber, da sie hörte, daß der eigene Vater, den sie mit liebevoller Pietät verehrte, Protestant gewesen, sie selbst auch so getauft und nach seinem Wunsche so erzogen werden sollte — Fülle, die ihr noch eben undenkbar gewesen wären — füllte sich auf einmal vor ihr die Luft aus, welche sie für unermesslich gehalten. An dem Naturgemäßen der Empfindung, daß zwischen Vater und Kind verschiedene Con-

fessionen keine Scheidewand bilden könne, zerstob das Schrofte ihrer Glaubensansichten wie Spreu vor dem Winde, und Protestant und Katholik standen in naher Verwandtschaft neben einander da — die trennende Mauer schwand vor ihren Blicken hinweg und das Gitter, durch das wir zu einander sehen können, war keine Schranke mehr.

Alles Nähere, was sie verlangte über jene merkwürdigen Vorkommnisse zu erfahren, erzählte ihr nun Frau von Hellmuth, welche mit großem Eifer ihr die früheren Verhältnisse ihrer Eltern enthüllte.

Gertha's Mutter hatte als junges, elternloses Mädchen bei einer alten alleinstehenden Tante in Böhmen gelebt und dort den Hauptmann von Lord kennen gelernt. Beide faßten schnell eine glühende Neigung für einander und heiratheten sich auch, trotzdem die Baronin durch diese Verbindung mit ihren streng katholischen Verwandten gänzlich zerfiel, welche die Verheirathung mit einem Protestanten durchaus nicht dulden wollten. Sie hing aber mit solcher Leidenschaft an ihrem Gatten, daß ihr das Glück seines Besizes die Entfremdung mit ihrer Familie überwog, sowie es damals sie nicht störte, daß er Protestant sei. Sie war auch damit einverstanden, als auf seinen Wunsch Gertha protestantisch getauft wurde, da deren schwächliches Leben nach der Geburt eine schnelle Taufe nöthig machte. Lord hatte aber immer gefürchtet, daß bei der leidenschaftlichen Natur seiner Frau die streng katholische Richtung ihrer Familie auch bei ihr mit der Zeit zum Vorschein kommen könne und dem war es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß er als seinen letzten Willen die Bestimmung hinterließ: seine Tochter, an welcher er mit großer Bärtlichkeit hing, solle protestantisch erzogen werden. Leider nur hatte er kein Vermögen zu hinterlassen, durch dessen Vermachung sein Wille auch gerichtlich zwingende Macht erhalten konnte, während so die Erfüllung desselben der Pietät und dem Gewissen seiner Frau überlassen blieb.

Er fiel bei der Bekämpfung eines Insurrectionsversuches in Italien, wo er die letzten beiden Jahre seines Lebens stand und mit Frau und Kind in Venedig wohnte. Sein Tod versetzte die Baronin in grenzenlose Verzweiflung, auch war der Verlust des geliebten Mannes ein um so traurigerer für sie, als, ohne Vermögen, sie nur auf eine kleine Pension für den Lebensunterhalt nun angewiesen war. Die Eltern Lord's, welche damals noch lebten, boten ihr zwar die Aufnahme in ihrem Hause an, sie aber lehnte dieses Anerbieten nach einigem Zögern ab, indem sie schrieb, daß ihre eigenen Angehörigen, von ihrer traurigen Lage gerührt, sich mit ihr aussöhnen, und sie und ihr Kind bei sich aufnehmen wollten, unter der Bedingung, daß sie sich von den Verwandten ihres Mannes gänzlich trenne. Sie müsse das annehmen und dem gestellten Verlangen unbedingt nachkommen, um das früher von ihr begangene Unrecht, welches nun schwer auf ihr lastete, wieder gut zu machen.

Dieser Brief war die letzte Nachricht von ihr gewesen, damit war sie verschwunden; sie hatte Venedig mit Gertha verlassen, man konnte nicht erfahren, wohin sie sich gewendet, die alte Tante war schon früher gestorben

und da sie sich von den Angehörigen ihres Mannes trennen wollte, wäre auch jede weitere Nachforschung nutzlos geblieben.

„Der Zufall erst hat mich wieder mit Euch zusammengeführt,“ schloß Frau von Hellmuth ihren Bericht. „Scheint es nicht, als sei es geschehen, damit durch mich die Vergangenheit enthüllt werde und ich Die anklage, welche mit solcher Lieblosigkeit an meines Bruders Andenken gesrevelt und so gewissenlos an Dir gehandelt haben?“

Hertha war gespannt den Mittheilungen der Tante gefolgt; eine tiefe Bitterkeit erfüllte sie, daß die Mutter so den Todten verleugnen konnte und sprach sich auf ihrem Gesicht und in dem Ton ihrer Stimme aus, als sie jetzt sagte:

„Wenn mein Vater eines Vergehens sich schuldig gemacht hätte, man konnte nicht härter gegen ihn sein; als ob er ein Verbrecher sei, hat man von ihm mich zu scheiden gesucht.“

Georg blickte sie beunruhigt an.

„Wer wollte und könnte das Unrecht leugnen, das geschehen ist — aber, theure Hertha, laß nun dasselbe nicht zwischen Dich und Deine Mutter treten und so Dein eigenes Glück stören,“ warf er begütigend ein.

„Im Gegentheil, es wird Dir vielleicht nun den Weg zu Deinem Glücke ebnen helfen,“ meinte Frau von Hellmuth zuversichtlich. „Deine Mutter, Hertha, erwartet übrigens meinen Besuch, so können wir nun gemeinsam zu ihr gehen — jetzt bedarf es keiner Verheimlichung mehr.“

Georg begleitete die beiden Damen und an der Dehanei trennten sie sich.

Hier wurde Hertha mit großer Entrüstung und heftigen Vorwürfen von der Baronin empfangen, da seit einer Stunde Graf Bodo Hall ihrer harre, dem sie eine Unterredung zugesagt und demohnachtet sich entfernt habe; die Vorwürfe erstarben aber plötzlich auf den Lippen der Baronin, als sie, zu ihrem Entsetzen, Frau von Hellmuth hinter ihrer Tochter eintreten sah.

„Ja, Mama, staune nur, das ist Tante Helene, welche mit mir kommt, Dich aufzusuchen,“ sagte Hertha, sich zu möglichster Ruhe zwingend. „Laß Dir von der Tante erzählen, wo ich jetzt gewesen bin und was ich da erfahren habe, währenddem ich nothwendiger Weise mit dem Grafen sprechen muß.“

Dieser hatte eine harte Probe der Geduld zu bestehen gehabt, sie jedoch ziemlich stoisch ertragen, obgleich es einigermaßen herabstimmend für sein Selbstgefühl sein mußte, daß Hertha seinem bedeutsamen Besuche nicht erwartungsvoller entgegen harrete.

Er ließ aber durchaus keine Empfindlichkeit merken, als sie ihn mit den Worten entgegen trat:

„Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich nicht gleich anwesend sein konnte, da Umstände mich zu einem frühen Ausgang zwangen.“

„Mein Verlangen, Sie zu sprechen, Baronesse, ist allerdings auf das Aeußerste gesteigert worden,“ antwortete er, so gemessen wie immer. „In Ihrer Hand liegt es aber, mich tausendfältig für diese Verzögerung zu entschädigen, bin ich doch gekommen, diese Hand für mich zu erbitten. Wollen

Sie, Baronesse, mich nun um so glücklicher machen, indem Sie meine Bitte erhören und einwilligen, meine Gemahlin zu werden?"

Herttha sah den Grafen mit aufrichtigem Bedauern an; sie fühlte sich ihm gegenüber nicht frei von Vorwurf und dieses Bewußtsein legte in ihre Stimme einen Grad von Wärme und Theilnahme, welche sie bisher niemals ihm gezeigt hatte.

„Ich bedaure lebhaft, Herr Graf, diese Frage an mich gestellt zu hören, da ich die mir gebotene Ehre nicht annehmen kann; denn meine Hand ist nicht mehr frei, und ich bitte herzlich um Vergebung, wenn in meinem Wesen etwas gelegen hat, was Sie zu Hoffnungen berechtigen konnte,“ sagte sie weich.

Graf Bodo blickte ganz verblüfft zu ihr auf — wurde ihm nicht da in aller Form ein Noth verabreicht, ihm, den Grafen Hall? Aber es war doch kaum denkbar, daß dem also sein könne — er hatte wohl nicht recht gehört!

Er schob das Lorgnon etwas höher und sah Herttha schärfer an, um auch mit den Augen einem stattgefundenen Irrthum seines Gehöres nachzuhelfen.

„Bernahm ich recht? Baronesse wäre schon verlobt?“ fragte er.

„Ja, Graf Hall, und da ich Ihnen volle Offenheit schulde, sei Ihrer Discretion auch der Name meines, nur erst im Geheimen mit mir Verlobten anvertraut; es ist Herr Doctor Franzius,“ entgegnete sie ihm würdevoll.

Es war eine eigenthümliche Wirkung, welche diese Worte hervorbrachten. Der Graf fuhr zurück, als habe er einen Schlag in das Gesicht bekommen. Er und dieser bürgerliche Doctor, in einer Linie als Bewerber um die Hand der Baronesse nebeneinander stehend, und als den Abgewiesenen ihn, den Reichsgrafen Bodo Hall! Er starrte Herttha an, als sähe er ein Gespenst vor sich stehen.

Endlich nach und nach faßte er sich soweit, daß er versuchen konnte, ein wenig zu überlegen.

Geringe Leute machen um jede Kleinigkeit einen ungeheueren Lärm, dachte er; sie können keine Partie Whist verlieren, ohne nicht sich lebhaft zu ärgern, und keinen Stoß mit dem Ellenbogen bekommen, ohne nicht einen Streit anzufangen — wer wird so plebejisch sein, Verdruß oder Kränkung zu zeigen? Zudem, wenn er um solchen Nebenbuhlers willen abgewiesen werden konnte, war seine Werbung überhaupt ein arger Mißgriff gewesen.

Er senkte daher die erstaunten Augenbrauen und das hinaufgeschobene Lorgnon wieder herab, griff nach seinem neben ihm stehenden Cylinderhut, räusperte ein wenig die etwas heiser und unsicher gewordene Stimme und sagte dann sehr ruhig, mit einer Verbeugung, als habe Herttha soeben den ersten Walzer ihm abgeschlagen:

„Entschuldigen Baronesse meine Frage.“

Darauf schritt er gelassen zur Salonthür hinaus.

„Jedenfalls wird er nicht an gebrochenem Herzen sterben, und das Peinliche dieses Augenblickes war vielleicht größer für mich, als für ihn,“ dachte Herttha, als sie langsam hinüber nach dem Zimmer der Mutter schritt.

Dagegen überstieg die Aufregung, der Zorn, die Verzweiflung der Baronin alles Maß, als sie die Abweisung des Grafen und Hertthas Liebe

für den bürgerlichen und protestantischen Doctor Franzius erfuhr. Vergebens suchte Frau von Hellmuth für die Richte zu sprechen und die Vergangenheit als Bundesgenossin herauf zu beschwören. Die Baronin überhäufte die Tochter mit Vorwürfen und Drohungen, und als diese nichts fruchteten, mit Klagen und Bitten, aber Alles prallte an der Festigkeit ab, womit Hertha ihr erwiderte:

„Ich thue aus Liebe, was auch Du, Mama, aus Liebe gethan hast.“

„Und was auch Du später bitter bereuen wirst, Hertha, verlaß Dich darauf, sowie ich es meines Glaubens wegen tief bereut habe,“ warnte die Mutter.

„Nein, Mama, denn auf Georgs Seite steht ja auch mein Vater, und den harten Kampf, welchen ich mit mir bestehen mußte, hättest Du mir ersparen können, wenn Du mich nicht über den Todten in völligem Dunkel erhalten,“ sagte Hertha vorwurfsvoll.

„Konnte ich denn anders? Sei doch gerecht gegen mich! Als der Onkel sich mit mir wieder aussöhnte, geschah es nur unter der Bedingung des vollständigsten Schweigens über Deinen Vater, das ich ihm heilig geloben mußte; Du so wenig als Andere sollten erfahren, daß er Protestant gewesen und Du protestantisch getauft seist, damit das wieder ausgelöscht werde, womit ich so furchtbar geklüt, wozu die Leidenschaft und Schwachheit meiner Liebe zu Deinem Vater mich veranlaßt hatte, und worüber ich selbst nun die tiefste Reue empfind. Matthias wollte kein protestantisches Element in seiner Familie dulden, und er wird es auch jetzt nicht; wie er sich von mir deshalb lössagte, wird er es von Dir thun, wenn Du auf diesem Bündniß beharrst.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tapetenthüre, welche aus den Zimmern des Dechanten nach denen der Baronin führte, und Matthias von Böllniß trat ein.

Ueberrascht blickte er auf die leidenschaftlich erregte Gruppe der drei Damen und konnte sich sofort denken, wer die dritte sei, welche dort neben Hertha saß, den Arm um deren Schulter gelegt. Ein Schatten peinlichster Ueberraschung und Verdrusses glitt über sein ruhiges Gesicht, und er zauderte unwillkürlich einen Moment, ehe er die Thür hinter sich abschloß und vorwärts trat.

„Mein Bruder Matthias — sieh hier Frau von Hellmuth, meine Schwägerin,“ sagte die Baronin vorstellend nach dem ersten, bei seinem Eintritt empfundenen Schreck und fügte dann hinzu: „Alle unsere Vorsicht war vergeblich, Matthias, der Zufall ist uns zuvor gekommen und hat Helene mit Hertha zusammengeführt. Diese weiß Alles — ja noch mehr —“ Sie hielt zögernd inne, dann fuhr sie mit wieder hervordrechender Festigkeit fort: „Nun, Hertha, sage Du dem Onkel selbst, was ich gar nicht auszusprechen wage!“

Frau von Hellmuth hatte sich bei den vorstellenden Worten der Baronin erhoben und war dem Dechanten entgegen getreten, der inmitten des Zimmers stehen blieb, forschend die Augen auf die neue Erscheinung der Dame richtend. Diese sagte zu ihm, noch ehe Hertha etwas zu äußern vermochte:

„Unsere Bekanntschaft, Herr Dechant, beginnt leider mit einem scharfen

Mißklang. Sie werden es der Schwester nicht verargen, wenn sie schmerz-
lich das empfindet, was an dem Andenken und an den Rechten meines
Bruders gesündigt worden ist, und Einwendungen gegen das gänzliche Unter-
drücken seines letzten Willens erhebt.“

„Der Schwester, nein,“ entgegnete ruhig der Dechant. „Sie finden mich auf
jeden Vorwurf vorbereitet, den Sie mir machen können und den ich erwartet habe.“

„Wenn Sie somit die Berechtigung meiner Vorwürfe anerkennen, ver-
stehe ich noch weniger, Herr Dechant, wie Sie dieselben veranlassen konnten,“
warf mit Nachdruck Frau von Hellmuth ein. „Meine Nichte ist protestantisch
getauft, der letzte Wille ihres Vaters bestimmte, daß sie auch so erzogen
werden solle — trotzdem haben Sie das Alles unterdrückt und das Kind
katholisch erzogen.“

Der Dechant hörte gelassen die Sprechende bis zu Ende an, ohne seine
stehende Stellung zu verändern oder im Geringsten von seiner Ruhe zu verlieren.

„Ich hatte gesagt, daß ich es der Schwester des Verstorbenen nicht
verarge, wenn dieselbe mir Vorwürfe macht, ich habe aber damit nicht aus-
drücken wollen, daß ich letztere für gerecht erachte,“ nahm er mit Würde
das Wort wieder auf. „Sie übersehen, daß ich Priester meiner Kirche bin,
deren Dogmen ich als die allein wahren anerkenne, und wenn ich das Kind
bei mir aufnahm, für dasselbe sorgte und es erzog, konnte es nur geschehen,
indem ich es auch diesem wahren Glauben zuführte.“

„Selbst das Ihnen und Ihren Ansichten zugestanden, Herr Dechant,
rechtfertigt das doch keineswegs Ihr Thun; denn dem Vater Herthas waren
auch die Lehren seines Glaubens die allein wahren, welche er seinem eigenen
Kinde zugänglich gemacht zu wissen wünschte. Sie haben aber auch später
dem reifen Mädchen jede Mittheilung über den Willen ihres Vaters entzogen,
während doch ihrem selbstständigen Ermessen die freie Wahl zwischen den
beiden Dogmen, worauf sie getauft und worin sie erzogen worden war, über-
lassen werden mußte. Hier kann die Taufzeugin Herthas so wenig schweigen,
als es die Schwester des Verstorbenen vermag.“

„Oh, laßt doch den Glauben sein und streitet nicht um diesen,“ fiel
hier Hertha mit Bitterkeit ein. „Warum aber den Vater mir entrücken?
Warum mir ihn nochmals nehmen, nachdem schon der Tod mir ihn geraubt
hatte? Onkel, warum hast Du mir das gethan?“ fragte sie ihn vorwurfsvoll.

Bei diesen plötzlich hervorbrechenden Vorwürfen kehrte der Dechant
betroffen das Gesicht zu der Nichte hin und betrachtete sie mit unverkennbarem
Schmerz; noch nie war ein solcher Ausdruck von tiefem Leid auf diese sonst
so unbeweglichen Züge getreten.

„Weil ich nicht auch Deine Seele der Gefahr aussetzen wollte, daß
der Irrthum darin Wurzel schlage,“ erwiderte er bestimmt, aber fest.
„Wenn ich den Vater Dir nahm, ohne zugleich Dir ihn zu ersetzen, so wäre
es ein Frevel gewesen, den ich beging. Hertha, hier muß Dein Herz Richter
sein über das, was ihm genommen und ihm wieder gegeben wurde — auf
Deinen Vorwurf war ich nicht vorbereitet.“

„Ach, Onkel, daß Du mich dazu zwingen mußtest! Du hast mir so viel gegeben, reiche Liebe lange Jahre hindurch, und mein Herz könnte nie anders, als Dir heißen Dank dafür zollen — aber wie viel freudiger noch würde es das thun, wenn nicht die Liebe zu dem eigenen, so ungerechterweise mir entrückten Vater sich nun vormurfsvoll gegen Dich wenden müßte! Und was hast Du erreicht mit dieser unduldsamen Härte? Du wolltest den Vater mir nicht lassen, weil er Protestant war, dagegen hat mein Herz einen Protestanten zum Vatten sich gewählt — willst Du nun auch diesen nicht dulden? Ihn von Dir stoßen und mich mit ihm? Denn, Onkel, ich lasse nimmer von ihm ab und von ihm kannst Du mich nicht trennen!“ rief sie leidenschaftlich aus.

Der Dechant starrte sie an, nicht erschrocken oder überrascht, nein, nur forschend, als wolle er einen Namen in ihren Augen lesen, noch bevor er von ihren Lippen ausgesprochen wurde.

„Doctor Franzius?“ fragte er endlich.

„Ja, Georg! Sein großes, liebevolles Herz gehört mir und ich habe ihm das meine gegeben. Gott mag entscheiden, in welcher Seele der Irrthum ist, ob in seiner, ob in unserer — so wie er aber ist, liebe ich Georg für Zeit und Ewigkeit und da ich mich ihm ergeben habe, gehöre ich ihm auch rückhaltlos an, ohne Vorbehalt und Clausel, und nichts soll von ihm mich wieder trennen,“ entgegnete Gertha, muthig und entschlossen dem Onkel in die Augen blickend.

„Also doch!“

Wehr sagte er nicht. Er lehrte die Blicke von ihr hinweg, neigte nur noch in ernster Würde den Kopf gegen Frau Hellmuth und die Tapetenthür öffnend, verließ er das Zimmer.

„Er geht, ohne ein weiteres Wort zu sagen!“ rief bestürzt die Baronin aus. „Du siehst es nun, Gertha, er giebt diesen Bund niemals zu und unbeugsam, wie er ist, wird er Dich von sich stoßen.“

Gerthas Augen füllten sich mit Thränen, sie drängte dieselben aber gewaltsam zurück, indem sie entgegnete:

„So muß ich das Unvermeidliche tragen — aber von Georg lasse ich nicht.“

Stunde auf Stunde verging, der Abend nahte: der Dechant kam nicht wieder herüber; auch zum Thee erschien er nicht, sondern ließ sich einen Zmbiß auf sein Zimmer bringen. Er schien jede weitere Auseinandersetzung abschneiden zu wollen und die Unnachgiebigkeit seines Willens damit kund zu thun. Während die Baronin in immer steigende Rathlosigkeit und Verzweiflung dadurch gerieth, wuchs in Gertha die Erbitterung über das ihr und ihrem Vater zugefügte Unrecht, und sie suchte alle Seelenkräfte zu sammeln, um mit Festigkeit den Kampf mit dem Onkel aufzunehmen. Sie schrieb an Georg einige Zeilen, ihn von dem Stand ihrer Angelegenheit zu benachrichtigen und wenn sie darin unwillkürlich ihren getränkten kindlichen Gefühlen Worte lieh, gab sie ihm aber auch die wiederholte Versicherung, daß sie, wie es auch komme, muthig und fest an ihrer Liebe zu ihm halte und auf die seinige sich stütze.

Frau von Hellmuth war sehr enttäuscht von der durch Hertthas Eingreifen abgebrochenen Unterredung mit dem Dechanten fortgegangen, verschob aber ihre Abreise, um, wenn nöthig, ihrer Nichte helfend zur Seite zu stehen.

15.

Der Dechant hatte langsam die weiten, öden Räume durchschritten gehabt, welche zwischen dem Fremdenhause und seinem Studirzimmer lagen. aber in dasselbe zurückgekehrt, rastete er auch hier nicht, sondern wanderte ruhelos darin auf und nieder. Es kamen zwar Amtsgeschäfte, welche abgefertigt werden mußten, und er vollzog sie mechanisch; dann aber trieb ihn dieselbe Ruhelosigkeit wieder umher, immer unter der Last der ihn bedrängenden Gedanken gehalten, welche nicht von ihm ablassen wollten. So verging der Tag und die Nacht trat ein; er suchte sein Lager auf, doch er fand keinen Schlaf. Seitdem er die vielen langen Jahre in diesen Räumen gelebt, hatte noch nie ein Tag ihm solche Pein gebracht, kein Augenblick ihn mit solcher Unruhe in der Seele gefunden.

Alles, was er befürchtet hatte, war gekommen, ja, mehr als das! Aber so entseßlich ihm doch erst der bloße Gedanke an die Möglichkeit eines Bundes zwischen Herttha und Georg gewesen, war es nicht sowohl dieser, was ihm jetzt so fürchterliche Qual verursachte.

Die Frage Hertthas: „Was hast Du erreicht?“ tönte ihm unaufhörlich in der Seele nach.

Er hatte nichts erreicht, nur verloren!

Denn unleugbar fühlte er es, wie die Unbulsamkeit und Härte, welche er gegen Hertthas Vater geübt, nun den Stachel gegen ihn selbst lehre; wie deshalb das Band zwischen ihm und ihr sich lockere und ihre Liebe sich von ihm wenden werde — und der sonst so kalte Dechant konnte nicht das Herz des Mädchens entbehren, das er als sein Kind betrachtete, dem er, der einsame Priester, die Sorge und Liebe eines Vaters geschenkt.

In früheren Jahren hatte er zu wenig mit seiner Schwester zusammen gelebt, als daß in ihm ein tiefgehender Bruch entstanden wäre, da er sich wegen ihrer Verheirathung mit ihr gänzlich überwarf. Jetzt war dem anders. Ein Zerreißen seiner wärmsten, innigsten Gefühle würde mit dem Lossagen von Herttha verbunden sein — ein Bruch, der ihm bis auf das Mark des Lebens drang. Herttha aber, das wußte er, würde es darauf ankommen lassen. Ihre heiße Reigung für Georg verband sich nun mit der gekränkten Liebe für den todtten Vater und ihr selbständiger Wille würde sich an ein Nein des Onkels noch weniger kehren, als die leidenschaftliche Mutter sich damals von dem des Bruders abhalten ließ.

Bisher hatten ihm die Glaubensansichten über den menschlich schönen Gefühlsregungen gestanden und er hatte das Herz Anderer so wenig als sein eigenes in Betracht gezogen; jetzt hätte er aufstöhnen müßen vor Schmerz über das, was diesem Herzen genommen werden sollte.

Und Georg — wie würde dieser ihn ob des Geschehenen beurtheilen?

Hier stand der Dechant vor einer neuen Pein, die ihm unerträglich schien. Noch nie in seinem Leben hatte er solch demüthigendes Gefühl der Beschämung empfunden, als gerade Georg gegenüber seine Handlungsweise weder vor der Liebe und Duldsamkeit, noch vor der Gerechtigkeit entschuldigen zu können, so sehr er es auch bisher vor sich selbst zu thun gesucht hatte. Georg würde ihn darum verdammen, das sagte er sich, und so sonderbar es scheinen mag, er konnte nicht gelassen die Achtung des jungen warmfühlenden Mannes missen, dem doch er, der welterfahrene, geistig hochstehende Greis den Irrthum seines freistrebenden Geistes vorwarf.

„Irrthum?“

Als er nach der schlaflos verbrachten Nacht, wieder grübelnd über das Geschehene, in seinem Zimmer auf- und niederschritt, und ihm jetzt dieses Wort vor die Seele trat, fragte er sich plötzlich unwillkürlich: Aber wo liegt in Wahrheit der Irrthum? Konnte er denn so ganz unbedingt sicher sein, daß seine Anschauungen, seine Ansichten die allein richtigen seien?

Betroffen hemmte er die ruhelosen Schritte und blieb sinnend stehen. Da fiel sein Blick auf Hieronymus' Bild. Sonderbar! Noch nie war ihm dessen liebevoller Blick so tief in die Seele gedrungen, noch nie hatte er so berechtigt zu ihm gesprochen, wie in diesem Augenblick.

„Dein milbes Herz würde vielleicht nicht geschwankt haben mit der Antwort auf diese Frage, Hieronymus,“ dachte er, als er zu dem Bild hintrat und in dies edle Greisenantlitz emporblickte. „Du würdest sagen: da, wo die Liebe fehlt, da ist der Irrthum; und wahrlich, Du könntest Recht haben! Denn ist die Liebe zu Gott das vornehmste unserer Gebote, so kommt das der Liebe zu dem Nächsten jenem gleich und dann würden die irren, welche das eine oder das andere dieser beiden Gebote vergessen. In omnibus charitas, das ist das Wahre: Ich habe so lange mit diesen Worten vor Augen mit ihnen zusammen gelebt und erst jetzt will die ganze Tiefe der Wahrheit, welche darin liegt, sich mir enthüllen.“

Wie bin ich aber da dem Irrthum verfallen gewesen! Ich habe die Schwester von mir gestoßen gehabt, um der Ansichten ihres Vaters willen und sie nur wieder bei mir aufgenommen, indem ich der Tochter den Vater nahm; ich habe aber sehen müssen, daß alle meine ihr geschenkte Liebe Gertha nicht ersetzen konnte, was ich diesem gegenüber an Liebe und Duldsamkeit verleugnete. Denn wie heilig ist doch das Vaterrecht! Ich, der ich mir es nur von der Natur erborgt, wie fühle ich mich auf das Tiefste verletzt, da mir es wieder genommen werden soll.“

Und nun mußte er sich auch sagen, wie die, welcher seiner Ansicht nach die Irrgläubigen waren, doch der duldbenden Liebe mehr bekundet, als er. Sie hatten freiwillig seiner Kirche das geboten, was zu fordern alles Recht abgesprochen worden war. Dort hatte Georg am gestrigen Morgen gestanden und ihm den neugewonnenen, vortheilhaften Frieden gebracht; wie heißersehnt war ihm dieser, wie dankersüß war er, und nun brach um seiner unduldsamen Härte willen der Unfriede in seinem eignen Hause wieder aus.

Der Dechant fuhr mit der Hand über die gefurchte Stirn und beschattete die düster blickenden Augen — er war kein Schwächling, der nicht schonungslos die Wahrheit sich bekannte, wo diese seinem Verstande sich aufdrängte, aber es war furchtbar bitter, sich dieselbe so gestehen zu müssen, wie er es that.

Da klopfte es an der Thür, leise öffnete sich diese, Kästke sprach anmeldeend einen Namen aus und als der Dechant die Hand von den Augen hinwegzog und ausblidte, sah er Georg wieder dort auf der Schwelle seines Zimmers stehen.

Dieser zauderte einen Augenblick vorwärts zu treten. Gertha hatte so fest überzeugt von des Onkels Unbeugsamkeit ihm geschrieben, daß es gewagt schien, wenn er kam, demselben eine Zustimmung abzugewinnen. Unsicher prüfend hingen seine Augen an dem alten Herrn; doch der nachdenklich ernste, aber nicht, wie er gefürchtet hatte, kalt abweisende Blick, dem er begegnete, gab ihm seine Zuversicht und seinen Freimuth wieder und er ging rasch auf den Dechanten zu.

Zweimal erst im Leben hatten sie vor einander gestanden, beide Male aber war ihr Zusammentreffen von großer Bedeutung für Jeden gewesen. Während Georgs frisches, warmes Herz schön und rein die Saiten anzuschlagen wußte, die auch in des Dechanten Brust einen Widerhall zu wecken vermochten, war des alten Herrn nie sich verleugnende Würde dem jungen Mann ehrfurchtgebietend entgegen getreten, und wie verschieden sie auch im Denken und Fühlen waren, in tiefer gegenseitiger Achtung begegneten beide sich.

Des Dechanten Handlungsweise in Bezug auf Gerthas Vater widersprach freilich Georgs freisinnigem und liebevollem Wesen vollständig, und doch ließ gerade seine vorurtheilslose und menschenfreundliche Denkungsart ihn am ehesten nachsichtsvoll den alten Herrn beurtheilen, und die Kränkung und Bitterkeit, welche jetzt Gertha empfand, that ihm sowohl um ihres als auch um dessentwillen leid, der doch bei allem Unrecht reiche Vaterliebe ihr geschenkt, hatte. Und diese milde Beurtheilung ließ ihn jetzt mit derselben Achtung auf die würdige Person des Dechanten blicken, als er mit einem gewissen Grad von Vertrauen zu ihm sagte:

„Hochwürden, als ich gestern vor Ihnen stand, glaubte ich diese Stadt verlassen zu müssen, weil ich eine tiefe, nicht mehr zu unterdrückende Neigung für unerwidert hielt; seitdem wurde mir aber die beseligende Gewißheit zu Theil, daß meine Gefühle entgegnet werden. Fräulein von Lord hat sich mit mir verlobt, und ich würde nun die mir verliehene Ernennung als Director des neuen Hospitales annehmen und mein Heim hier gründen, wenn auch Hochwürden Ihre Einwilligung zu unserm Bunde geben. Ich weiß, daß meiner Gertha Liebe unverbrüchlich fest mir angehört, aber ich möchte sie so gern mit dem Segen dessen an mich binden, der so lange Vaterstelle bei ihr vertreten hat. Schon einmal habe ich mich nicht vergeblich mit einer Bitte an Ihr gütiges Herz gewendet, und auch heute, wo es doch so Vielem gilt, daß ich zu erbitten wage und ich weiß, daß ein Opfer der Anschauungen damit verbunden ist, will mich eine frohe Zuversicht nicht verlassen.“

„Wir haben schon früher über diese Anschauungen gesprochen, junger Mann,“

entgegnete der Dechant, das Wort aufgreifend, als beruhe darauf die Hauptsache dessen, was Georg gesagt. „Die unsren gehen freilich himmelweit auseinander.“

„Und doch trafen wir in einem Punkte zusammen, Hochwürden, in dem der christlichen Liebe,“ fiel Georg lebhaft ein. „Es hält wohl Jeder seine Anschauungen für die richtigen, ohne doch den Andern davon überzeugen zu können. Wer will sagen, welcher Recht hat, welcher nicht? Trifft aber nicht die Liebe da das Rechte, wenn sie die Anschauungen Anderer duldet und sich über keines reblichen Menschen bestes Fühlen und Erkennen unduldsam überhebt?“

„Sie wissen? Herttha hat Ihnen erzählt . . . ?“ stieß der Dechant statt aller Antwort hervor.

Es lag ein solcher Ausdruck tiefinnerster Seelenqual in dem Blick, der diese Worte begleitete, ein Bekennen dessen, was man dem Dechanten jezt zum Vorwurf machte, und was er darum litt, daß eine heiße Gluth sich über das Gesicht Georgs ergoß, fast beschämt, daß ihm dieser unwillkürliche Einblick in diese sonst so fest verschlossene Seele geworden, und er beeilte sich, dem peinlichen Empfinden des alten Herrn zu Hilfe zu kommen, indem er schnell und herzlich sagte:

„Ich weiß, daß Dem, der viel geliebt, auch viel vergeben wird und daß, sobald nur Herttha wieder ruhigen Gemüthes ist, sie, eingedenk Ihrer großen väterlichen Liebe, auch unverändert die Gefühle einer Tochter Hochwürden darbringen wird.“

Als Georg so zuversichtlich sprechend vor ihm stand, mit dem leuchtenden Widerschne inneren Glückes auf seinem Gesicht, erwärmend, hell und offen, als habe das Sonnenlicht sich dort festgesetzt, erschien er plötzlich dem Dechanten wie die Verkörperung des Friedens selbst. Er brauchte nur die Hand nach ihm auszustrecken, und ihn an sich zu ziehen, und er gewann den Frieden mit sich, mit Herttha, mit der Welt; wie man auch über sein früheres Thun urtheilen mochte, die Versöhnung mit dem Allen lag in Georg, wenn er diesen an sich band. Es kostete ihn nur ein wenig Duldsamkeit mit den Ansichten eines Anderen, durfte er da zaudern?

Er legte plötzlich die Hand auf Georgs Schulter, ein warmer Glanz schimmerte in den sonst so kalten Augen und er sagte in einem außerordentlich wohlwollenden Tone:

„Sie haben gestern mir Großes gebracht, junger Mann, heute ist es an mir, das zu erwidern. Wenn ich Einen Herttha zum Vatten wünschen möchte, so ist Ihre Persönlichkeit, Herr Doctor, mir die liebste dazu, obgleich ich Ihnen offen bekenne, daß ich gerade diesen Bund gefürchtet habe und gern das Schließen desselben vermieden hätte. Aber wir denken und Gott lenkt — so nehmen Sie nun meinen Segen.“

Und so kam es, daß am Nachmittag desselben Tages Andreas die alten Rappen nach monatelanger Pause wieder nach dem Gemeinlogis zu lenken hatte, und daß in wunderbarem Einverständniß der Primarius ebenfalls seinen Spaziergang dorthin wieder antrat, beide von dem Impuls des Dankes getrieben, denn Jeder hatte von dem Andern etwas Großes erhalten, der Eine für die Glieder seiner Kirche, der Andere für seinen Sohn.

Als die beiden alten Herren nach so langer trüber Zeit sich endlich wieder sahen, reichten sie sich zwar nur stumm die Hand, aber sie hielten diese länger fest, als sonst geschehen war, als wolle jeder das Gefühl neu-gewonnenen Glückes nach langer Entbehrung in diesem Drude empfinden, und in tiefer Bewegung blickten sie einander an. Doch wagte Keiner das Dazwischenliegende zu berühren, da in den eigenen Vorwürfen auch so viele für den Andern lagen, und Keiner mochte die Freude des köstlichen Augenblickes durch einen Schatten trüben.

Sie setzten sich, wie ehemals, zu der schmerzlich entbehrten Partie Schach nieder, aber sie spielten heute Beide schlecht. Jeder gab Blößen, welche der Andere übersah für sich auszunutzen, und endlich inne werdend, wie unaufmerksam sie spielten, beendeten sie die Partie und traten gemeinsam den Rückweg wieder an.

Und nun dankte Jeder dem Andern rückhaltslos für das, was er großmüthig gab.

Sie waren bis an Sanct Johannis Kirche zusammen gegangen und standen still, sich hier zu trennen, um der Eine links, der Andere rechts nach seiner Amtswohnung sich zu wenden; da zauderte der Dechant einen Augenblick und sagte dann:

„Lieber Freund, für morgen früh ist Ihnen mein Besuch zugebach. Sie haben meiner Kirche zu viel zugestanden, als daß ich nicht selbst den Dank dafür bringen möchte. Jetzt aber, bitte, treten Sie einen Augenblick bei mir mit ein; denn ich möchte diesen glücklichen Tag nicht beschließen, ohne Sie mit meinem ältesten Freunde bekannt gemacht zu haben.“

So gingen sie denn zum ersten Male gemeinsam über den stillen Vorhof der Dechanei und die breite Treppe empor, nach dem düstern Studirzimmer des Dechanten. Die alten Prälaten starrten verwunderungsvoll den neuen Ankömmling an, nur Hieronymus' sanfter Blick begrüßte ihn liebevoll, als Matthias von Göllich den wiedergewonnenen Freund zu ihm geleitete.

„Betrachten Sie dieses Bild und lesen Sie die Worte, auf welche der längst Verstorbene noch immer mahnend hinweist,“ sagte der Dechant. „Wir Beide waren eine Zeitlang davon abgewichen und darum irre gegangen. Sie, lieber Freund, haben zuerst den Weg dahin wiedergefunden, nun aber lassen Sie uns auch immerdar fest daran halten; damit uns Einigkeit und Friede nicht wieder verloren gehen.“

„Nein, nicht ich war es, der den Weg dahin zurück gefunden hat — ich mag mich nicht besser machen, als ich bin,“ warf der Pastor beschämt dagegen ein. „Mein Sohn hat mich dahin gewiesen und diesmal bin ich seiner Leitung gefolgt.“

„Eine harte Lehre für uns beiden Alten, daß er doch hier wohl christlicher dachte, als wir,“ entgegnete leise der Dechant, als möchte er seine Worte selbst diesen verschwiegenen Wänden nicht hören lassen.

Und wieder, wie an dem ersten Abend unserer Erzählung, steht des Mondes volle Scheibe am klaren Himmel, und gießt die reiche Fülle seines

milden Lichtes auf alle die Thürme und Zinnen und Firſten der guten alten Stadt hernieder und verklärt auch ein paar glücklich blickende Gefichter, die an einem der Fenster der alten Dechanei lehnen. Das des Mädchens hob ſich ſtrahlend zu dem des Mannes empor; das Gefühl, welches das Weib nicht miſſen kann: daß ſie zu dem Manne ausblicken kann, den ſie liebt, ſie empfand es in vollem, reichem Maße, und da ſie nun ihr Herz ihm zu eigen gegeben, hing ſie in aller Demuth der Liebe an ihm.

Und unten auf dem Kirchplatz, bei dem ſteinernen Roland, beſcheint das Mondenlicht auch zwei glückliche Menſchen.

Andreas hatte ſofort die große Bedeutung herausgefühlt, als er den Wagen wieder nach dem Gemeinlogis zu fahren hatte, und wenn es mithin zwiſchen den beiden hohen Gegnern zu einem Compromiß gekommen ſein mußte, war er ſchnell zu einem gleichen bereit.

Nachdem er geſtern Abend, ſowie den Tag vorher, von dem Stellbichein am Brunnen trozig fern geblieben war, harrete er daher heute Hanka's mit einem ſehr verſöhnlichen Geſicht, ging ihr entgegen, als er die Holzpantoffeln über den Kirchplatz daherkloppern hörte, und nahm ihr ſofort ritterlich die Rannen wieder ab.

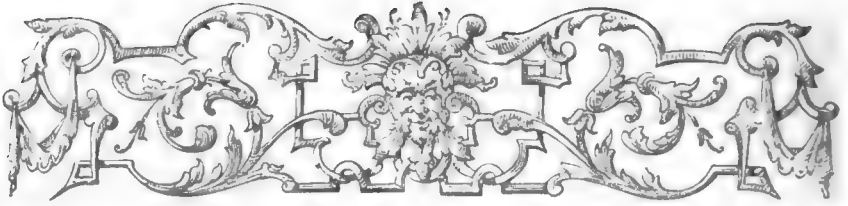
„Dent' od', Handrij,“ rief ſie ihm zu, „mei' Zuri iſ' ſich worden Doctor in neues Hoſpital un kriegt Gnaden Dei jung Fräul'n, un' mei' Zuri ſagt: willſt Du ſich Kutſcher ſein bei ihm — nu', Handrijo — —“ ſie hielt inne und ſah ihn prüfend an; dann aber ſchlang ſie plötzlich die Arme um ſeinen Hals und lachte: „nu', dann kriegſt alte Hanka ooch!“

„Ob ich will, Hanka!“ rief er und küßte ſie ſtürmiſch.

Indeſſen rückte mit leiſen Schritten die Nacht weiter vor; ſtill und ſtiller ward es auf dem Kirchplatze, die Thüren wurden verſchloſſen und die Lichter verlöſchten hinter den Fenſtern. Eintönig pläſchert nur noch das Waſſer in das ſteinerne Beden des Brunnens, ſonſt tiefe Ruhe nun überall. Hinter den hohen Bogfenſtern brennt ſtill der ewigen Lampe Dämmerſchein in dem Dunkel der weiten Kirche, aber über derſelben ragt Sanct Johannis Thurm hoch und hehr empor in das Reich des Lichtes und der Klarheit, und weiſt die Blicke hinauf, wo auch in den Sternen für uns geſchrieben ſteht:

In omnibus charitas!





Rauhreif.

Don

Wilhelm Jordan.

— Frankfurt a/M. —

I.

Ein Frühlingstraum ist übernacht
Dem Winter eingefallen:
Den Laubwuchs hat er nachgemacht
Mit zarten Eiskrystallen.

Die harte Hand, die kahl gepflückt
Den Hagedorn, den Flieder,
Hat beide wie zum Fest geschmückt
Mit weißem Straußgefieder.

So prahlt der strenge Lebensfeind
Der grünenden Gefilde
Mit eitler Lügenkunst und scheint
Verliebt in sein Gebilde.

Das Spitzengligan am Strauch,
Das Schneegelock der Linde
Beschirmend, hat er jeden Hauch
Verpönt dem Morgenwinde.

Die sonst so starre Pappel ahmt
Die schön geschwungne Reize
Der Palme nach, so schwer umrahmt
Juwelenschmuck die Zweige.

Zur Erde nieder beugt die Last
Das fächergrün der Tanne,
Als ob von silbernem Damast
Ein Prunkgezel sie spanne.

Ja, kalter Künstler, schön gelang
Dein Trug, als ob es lenzte;
Doch fehlt das Beste, der Gesang,
Dem Frühlings-Eisgespenste.

II.

Die Drossel sträubt ihr Federkleid
Und zirpt verdrossne Klage,
Daß ähnlich ihrer Wonnezeit
Sich puht die Zeit der Plage.

Sie hungert, seit der Boden froh
Und wähnt, nie bringe wieder
Ein Lenz den Bäumen grünen Flor,
Ihr Liebeslust und Lieder.

Ich aber lasse wohlgemuth
Den Eisgrim draußen scherzen,
Vom raschen Gange warmes Blut
Und frohen Troß im Herzen.

Weit sichtbar wie 'n Kometenschweif
Indem ich rüstig schreite
Entströmt mein Athem, der mit Reif
Mir selbst den Bart beschneite.

Mich muthen traut wie Märchen an
Die Wintertraumgebilde,
Als schlafe hier im Zauberbann
Der Garten der Brunhilde.

Ich weiß, die Erde wird verjüngt
Zu neuer Maienwonne,
Ihr winterlicher Panzer springt
Dem Flammenschwert der Sonne.

III.

Der Tagstern blinzelt von Südost
Durch dunstige Gardinen
Und sieht, was weiß der Meister Frost
Umwoben, mit Rubinen.

Die Röthe blaßt indem er steigt
Und hinter Nebelwänden
Zwar scharf die volle Scheibe zeigt,
Doch ohne Kraft, zu blenden.

Nun springt er aus der trüben Schicht
Und siegend niederstutten
Mit einem Meeressturz von Licht
Die schöpferischen Gluthen.

Die Erde fühlt sie. Jeden Ast
Ergreift ein leises Zittern;
Herunter stäubt der Gligerglast
Wie tausend Demantstittern.

Bald wird des Winters Puderspott
Als Wurzeltrank verschwinden
Und eignes Haar der Strahlengott
Draus spinnen für die Linden.

IV.

Doch weckt mir, was die Drossel zirpt,
Nicht auch ein trübes Ahnen,
Daß wirklich einst die Erde stirbt
Mit starren Oceanen?

Ein Wort vom jüngsten Tage spricht
Des Rauhreifs kaltes Prangen
Und mischt in meine Zuversicht
Auch mir ein ernstes Bangen.

Ja wohl, der Sonne Schöpfergluth
Wird auch einmal verschwülen,
Und dann der Frost so Luft als Fluth
Versteint dem Stein vermählen.

Wann blutig roth sie Mittags loht,
Dann kommt der Weltenwinter
Mit auferstehungslosem Tod
Und keinem Lenz dahinter.

Dann muß, gefahrt in Gletschereis
Von meilendicken Schollen,
In Finsterniß den Jahreskreis
Die Erdenleiche rollen.

Doch erst wann ganz die Erdnatur
Sich unserm Willen beugte,
Ihr Walten ganz der Mensch erfuhr,
Erlischt die Himmelsleuchte.

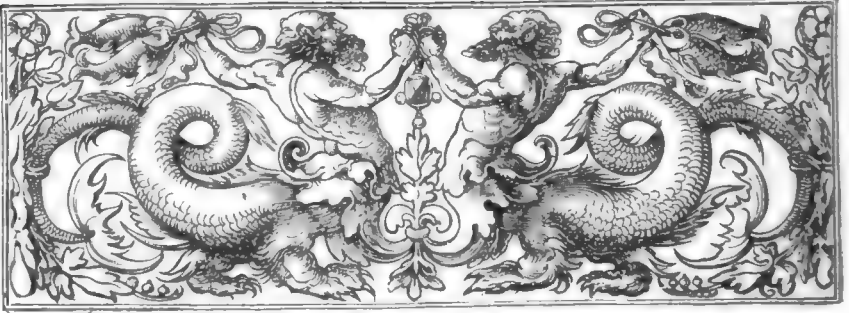
Getrost voran! Der Weg ist weit;
Denn was vom Urgeheimen
Sich weltbewußt in uns befreit,
Ist eben erst im Keimen.

Hat's völlig einst den Weg vollbracht,
Dann, letzter Winter, hülle
In ewges Eis mit ewger Nacht
Das Grab der Gottesfülle. —

So, Winter, stählst dein Vorge droh
Den Muth mir. Ohne Klage
Betracht' ich ernst, doch schönheitsfroh
Dies Bild vom jüngsten Tage.

Und weil die Nachtigal dich schieht,
Die Drosseln zirpend grollen,
Soll andachtsvoll mein Manneslied
Verdienten Dank dir zollen.





Der deutsche Brahmane.

Von

A. Koch.

— Neues. —



egel nennt in seiner Philosophie der Geschichte die ehrwürdige heilige Religion der alten Inder einen durch Opiumrausch bewirkten Wahnsinn und läßt in ihren durchdachten Pantheismus eine Idee nur zufällig hineinspielen. Wäre diese materielle Auffassung die richtige, so würde der vom Sanskritologen Rückert mit Absicht für sein bedeutendstes Werk gewählte Titel, die Weisheit des Brahmanen, nur abgeschmactt erscheinen. Schelling dagegen hat in ganz directem Widerspruche mit seinem bedeutenden Rivalen die indischen Cultusformen als dem Christenthume am nächsten stehend erkannt, insofern als unbedingte Selbstverleugnung in beiden Religionen verlangt wird und Mönchsthum und Askese ihnen beiden gemeinsam sind. In der That würde es eine Verhöhnung des menschlichen Geistes sein, wollte man wie der erstgenannte Philosoph den Kinderglauben der ältesten Welt mit dem Namen sinnloser Abgötterei und lächerlicher Thorheit brandmarken. Derjenige verräth seine eigene Ignoranz, der die geheimnißvolle Symbolik, in welche die Kindheit des Menschengeschlechtes ihre ersten Erfahrungen über Wesen und Erscheinungen der Natur einleidete, und zwar nicht aus Affection, sondern aus Unbefangenheit, mit unbescheidener Arroganz verurtheilen wollte. Nicht geistlos und wild zersplittert ist die Religion unseres mächtigen Mutterlandes, von dem die ganze Welt ihren sprachlichen und mythologischen Ausgang genommen hat, nicht verächtlich sind die leidigen Elephanten-Rüssel, die umschlungenen Schlangen-Genüßel, die Schildkröte im Weltensumpf, die Königsköpfe an einem Rumpf, wie unser Altmeister Goethe sich in seiner bekannten Moquerie über diese orientalische Theologie und Poesie auszudrücken beliebt. Auch Rückert, der gerade, als er den alten Brahmanen zu schreiben begann, in Erlangen eingehende Sanskritstudien trieb, begnügte sich nicht mit jener

blos äußerlichen Auffassung der alten Gesetzbücher und Traditionen aus der ersten Morgendämmerung der Menschheit, er sah vielmehr in dem scheinbar maßlosen Wirrwarr und den bizarren und verworrenen Träumen indischer Sagen natürliche Ereignisse, wirkliche Begebenheiten und deutbare Ausflüsse sinniger Phantasie. Der Name unseres Werkes ist hauptsächlich aus Rüderts eigener Erfahrung als Universitäts-Professor der orientalischen Sprachen zu erklären, und Weisheit des Brahmanen heißt zunächst nichts anderes als moralische Betrachtungen, entstanden bei der Lectüre der Sanskritwerke und bei der öffentlichen Erklärung derselben vom Katheder herunter. Sauer mußte es sich unser armer Professor bei diesen feinen Studien werden lassen. Er besaß mit seinem Freunde und vis-à-vis Professor Pfaff nur ein gemeinschaftliches Exemplar von Bopps Ausgabe des *Ral*, und dieser seltene Schatz wanderte täglich von einer sorgsamten Hand zur anderen, bis am Schluß in dankbarer Erinnerung an gemeinsam überstandene Schweißtropfen bei der schwierigen Entzifferung indischer Geheimschrift des Herrn Professor Pfaff eigene Tochter mit dem Namen Damajanti beehrt wurde. Diese indischen Studien des Dichters am *Ral* haben nun den bekannten Rüdertologen Dr. Meyer zu der kühnen Hypothese geführt, eine specielle Quelle für unsere Weisheit im *Malobaya* zu finden. Vergeblich sucht man hier auch nur nach den geringsten Anklängen. Der universelle Rüdert verlangt von seinen Biographen philologische, besonders orientalische Kenntnisse. Solche anstrengende Arbeiten legten nun dem Dichter den natürlichen Wunsch nahe, es auch einmal mit der Reflexionslyrik zu versuchen, und so versteckt sich hinter der nachlässig vorgehaltenen Brahmanenmaske der vielseitige Pädagoge und der lebenswürdige Poet selber, der in Indien, dem Lande der Gelüste und Träume sämtlicher Völker, immer mehr Reichthümer und Schätze fand, daher denn das Werk ihm unter den Händen zu einem dickleibigen Bande wurde. Führt schon die Sagen aller Zeiten mit Vorliebe nach Hindostan als dem gemeinsamen Vaterlande, als der Insel des Glücks und der Zufriedenheit, als dem irdischen Paradiese, so erfaßte Rüderts mächtiger, heroischer Genius in indischer Philologie bald die Grundlage comparativer Religionsphilosophie. Der griechische Gott der Weltcultur Bacchus mit seinem Heere von Satyrn, der die Versöhnung der Völker durch seine Indiensfahrt bewerkstelligte, mußte ihm leicht wieder in Hanu und seinem Kampfgefährten, dem listigen Affenkönige Hanuman, erkennbar werden, und die dem Orient und Occident gemeinsam sinnige Naturbetrachtung führte ihn endlich zu dem gewaltigen Gedanken, das Universum, den Osten und Westen, den Anfang und das Ende der Bildung, zu einem dichterischen Diwan zusammen zu fassen. Selbst die düsteren Lehren der Veden von den verschiedenen Weltaltern, in denen die Verworfenheit des Menschengeschlechtes eine immer größere geworden sei, so daß es zuletzt noch in seiner Begierde verkommen werde und dem Tode unabwendbar anheimfalle, mußten den Schleier, der sie dem unheiligen, irdischen Auge verbarg, vor Rüdert fallen lassen. Gewohnt die göttlichen Einrichtungen nicht mit dem bloßen natürlichen Blicke eines draußen

stehenden, eines Egotreifers, anzusehen, verwandelte sich für ihn der alte pessimistische Mythos von Wischnu, als dem Repräsentanten der vier Zeitalter, in sein diametrales Gegentheil der freudigen Versöhnung. Sein himmlischer Blick drang durch die Symbolik hindurch bis zu einer historischen Auffassung der Personifikationen des höchsten Wesens, er streifte die äußeren ceremoniellen Zusätze ab und behielt als Kern des Gottes eigene Verheißung: „Wenn ich gleich als Herr aller geschaffenen Dinge meiner Natur nach weder geboren werde, noch sterbe, so offenbare ich mich doch vermöge meiner Allmacht. Von Zeit zu Zeit, so oft die Tugend in Verfall geräth, und Laster und Ungerechtigkeit sich in der Welt erheben, werde ich sichtbar und erscheine die Gerechten zu erhalten, die Bösen zu vernichten und die Tugend von neuem zu gründen.“ Dem vertrauensvollen Bewußtsein des Dichters geht demnach die Welt nicht ab-, sondern aufwärts, bis in endlicher Ausgleichung der Gegensätze das Reich des Friedens blüht,

Wo mit erneutem Sinn die ganze Brüderschaar
Lebt, wie im Anbeginn das erste Menschenpaar.

Wir bedauern sonach, einem bedeutenden Gelehrten, dem das wesentlichste Verdienst um eine richtige Würdigung unseres Lehrgedichtes nicht abzuspprechen ist, hier entgetreten zu müssen. Herr Gymnasialdirector Kern in Berlin hält den Titel „Weisheit des Brahmanen“ für nicht sonderlich gewählt. Rückert hatte dagegen noch einen besonderen Grund bei der Tauffrage, nämlich einen etymologischen. Der Name Brahmane hat zunächst gar nichts mit dem Gotte Brahma, dem „Sagenden Ich“ zu thun. Brahmanen gab es, wenn auch nicht als Kaste, lange bevor jener Gott existirte. Als die alten einförmigen Bedagötter der Natursymbolik dem Volke nicht mehr genügten, wurde der verwirrte Polytheismus in einen theilweisen Monotheismus umgeformt, insofern als Brahma wenigstens die Leitung der verschiedenen Göttergestalten übernahm. Er ist der Gedanke, dem jede Anschaulichkeit und Lebendigkeit abgeht; während die beiden anderen Hauptgötter, Civa, die rächende Sonne oder der Zerstörer, und der sorgende Erhalter Wischnu überall in allen möglichen Formen verehrt werden, ist Brahma ein Geschöpf der Philosophie geblieben, das neben seinem Weibe Saraswati, „dem Worte“, die gesammte geistige Thätigkeit in ihrer vollendetsten Erscheinung umfaßt. Die Brahmanen als Priester verdanken ihren intellectuellen und moralischen Einfluß erst der allmählichen Entwicklung nach dem großen Eroberungszuge des vedischen Volkes aus dem Pendschab und vom Indus in das Plateau von Dekan. Das Wort Brāhmā bedeutet vielmehr ursprünglich Gebet, Anbacht, kräftige Anrufung, jenes ungeflümmte Witten, das, wie auch bei den Hebräern und anderen Orientalen, der Gottheit die Gewährung abbringen will. Stammwort ist brih, anstrengen, in Anstrengung bewegen. Aus dieser ältesten Form hat sich der Name brahmā gebildet als Bezeichnung dessen, der das Gebet spricht und die heilige Handlung vollführt. Der Begriff Brahmane geht unmittelbar aus dem neutralen brahma hervor und bedeutet

Veter, Opferer, und wirklich tönt aus dem gottesfürchtigen Munde der großen Gemeinde, die in unserem Werke versammelt ist, das Hohelied der Andacht und Bitte. Ora et labora, bete und arbeite, um Dein Land vom Giftbaum zu befreien, das ist des deutschen Brahmanen Weisheit.

Nichts Besseres kann der Mensch hinieden thun, als treten
Aus sich und aus der Welt und auf zum Himmel treten.

Wie Indra, der oberste Gott des alten vedischen Glaubens, der hypostasirte freundliche Tageshimmel mit seiner hellerscheinenden Sonne, die Höhle erbricht, um die verborgenen Schätze des befruchtenden Wassers und die milchreichen Kühe für seine aufrichtigen Verehrer an's Licht zu ziehen, so liegt es auch in dem allgütigen Plane des christlichen Gottes, mit seinem Walten am Unmittelbarsten in das Ergehen der einzelnen Menschen einzugreifen, wenn diese sich vor ihm klein und in ihm groß fühlen. In des ehrwürdigen Sängers gastfreiem Hause blieb es auch zuletzt altfränkische Sitte, den Familientisch mit einem Dank- oder Bittgebet einzuleiten, und wie Herr Beher uns in einem seiner zahlreichen Werke erzählt, erwiderte unser Dichter, dem gerade äußerer Schein und Formelwesen am verhaßtesten war, einst einem jungen Theologen, der ihn aus Mißverständniß des ungläubigen Pantheismus beschuldigte, demuthsvoll: Wie unsere Zeit beschaffen sei, ersehe man deutlich daraus, daß sie das Knien verlernt habe; so lange nicht alles wieder auf den Knien liege, werde es nicht besser werden. Und in allen Schichten der Neufessler Gesellschaft wird noch heute vielfach an Rückerts allsonntägigen Kirchenbesuch gedacht. Von den hellen Fenstern seiner Wohnung in der alten Coburg und auf seinem neuen Tusculum, zu dessen Idyllen es ihn immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt zurückzog, hatte der andächtige, aber lebensmuthige Rückert so oft seine geistreichen braunen Augen auf die denkwürdige Lutherveste schweifen lassen. Das neue Zion, wie der große Reformator sein stilles Asyl markig genug bezeichnete, rief ihm mit lauter Stimme täglich das gewaltige Hohelied des Protestantismus

Eine feste Burg ist unser Gott!

in tausend Tönen zu, und in dieser Gottesfurcht, verbunden mit einer sinnigen Lust an der schönen Gotteswelt und mit einem lebendigen Naturgefühl, das ihn von Jugend auf gekennzeichnet hatte, besteht seine ganze Weisheit.

Die helle Gotteswelt, wie sieht sie voll Gebilde
Schönleuchtender, wie hell voll Blumen im Gesilde!
Und was du selber thust, und was du selber bist,
O fühle, wie's voll Lust Blum' unter Blumen ist.
So blühe dich nur aus, so dufte nur und lebe,
Und pflückt man dich zu Strauß, vor'm Blumentod nicht bebe.

Der fruchtbare Baum der Erkenntniß und Weisheit, der mit seinen musivischen Aesten das große didaktische Gedicht umfaßt, trägt Blätter der buntesten Farbe. Sieht man unsere Gnomen mit einem zergliedernden und zerlegenden Mikroskop an, dann freilich bleibt nur ein großer Carneval zurück,

und doch will Rüderts Meisterwerk ein lockendes Kaleidostop sein, das schillernd die Wechselwirkung seiner gelehrten Thätigkeit und seines poetischen Genius reflectirt, denn wie alle seine orientalischen Gedichte ist auch die indische Weisheit Poesie in der Sprache seiner Wissenschaft. Der feste Grund des halb in zierlich gothischem, halb in feierlichem Pagoden-Stile aufgebauten Lehrgebäudes ruht im beschaulichen Orient, während das heitere und hell-tönende Glockenspiel seiner schlank zum Himmel strebenden Spizthürme die friedliche Melodie von der einheitlichen Menschheit über sein damals noch zerrissenes Vaterland verbreitet. Ich habe, sagt Rüderts bedeutendster Schüler, Graf v. Platen, in seiner Dedication des Hais an seinen Freund Otto v. Bülow, dem Perser nachgefühlt und nachgedichtet, wie ein östlicher Sänger, wenn er bei uns lebte, etwa den Occident aufgefaßt und geschaut haben würde, und so hat denn auch unser westlicher Dichter einem glühenden, formenreichen Oriente die Fülle für die Fülle des Occidents entliehen. Die Gedichte unserer Sammlung ähneln in der Form den gerechten und vorurtheilsfreien *lettres persanes* des französischen Historikers Montesquieu. Gleich stark und gewandt in der Handhabung der Sprache seiner Heimat und des Geistes des Orients, ist nach Gottschalls mit seinem ästhetischen Gefühle gewählten Ausdruck Friedrich Rüdert der erste Indogermane, der eigentliche Vertreter der arischen Stammesliteratur, der sprachgewandteste Vermittler des Ostens und Westens, der auf die deutsche Sprache einen wahren Pfingstgeist herabgeschworen hat, daß sie in den ungewohntesten Zungen redete. In seinen Werken stanno alle asiatischen Mufen dem Dichter einen Besuch ab. Daher auch in dem bei der Wiener Rüdertfeier gesprochenen Prologe als Zweck der freien orientalischen Reproduction die Vereinigung des Geistes und der Kraft des Morgens mit dem deutschen Gemüthe, mit dem Herzen des Abends bezeichnet wird. Herr Beyer, dessen unbestreitbaren Verdiensten um eine klare Sichtung des reichen biographischen Original-Materials wir ebenso willige Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie wir seinen kritischen und ästhetischen Standpunkt zurückweisen müssen, hat in den „Nachgelassenen Gedichten Friedrich Rüderts, erschienen Wien 1877“, einen werthvollen Brief unseres Dichters an seinen Freund und Gefährten auf dem Parnas, Melchior Meyr, dem Publikum übergeben. Durch den deutschen Musenalmanach für 1836 hatte der schwäbische Dichter die ersten Bruchstücke der Weisheit kennen gelernt und darauf eine Recension eingeschickt. Meyr erhielt nun von Rüdert außer einer Ermunterung für seine Poesie einige specielle Mittheilungen über die Geschichte des Lehrgebichts.

„Ich schreibe seit einem Jahre und länger“, meldete Rüdert, „lauter Bruchstücke eines Lehrgebichts. Möchte endlich eine schöpferische Begeisterung hineinfahren und das Chaos zur Welt, zu einem Ganzen machen. Sehen Sie Sich doch auch die Stücke an, die ich in Schenl's Charitas gegeben. Für's nächste Jahr werde ich unsere Taschenbücher und auch Zeitschriften mit Aehnlichem überschwemmen. Wären Sie hier, so gäbe ich Ihnen einige

Mappen voll zum Durchblättern, aber abschreiben, auch nur ausjucken kann ich nichts, sondern immer nur Neues schreiben. Es muß alles hinein, was ich eben lese: vor acht Wochen Spinoza, vor vierzehn Tagen Astronomie, jetzt Grimms überschwänglich gehaltreiche deutsche Mythologie.“

In der That wird die gesammte Welt, wie sie sich zum Makrokosmos gebildet hat, in dem weitaus bedeutendsten didaktischen Gedichte unserer neueren Literatur zum Gegenstande der Speculation gemacht, Theologie, Philosophie, Kosmogonie, Literatur, stilles Gelehrtenleben stehen neben und durch einander.

Aus Ost und West erheb' ich Geisteszuchten,
Zu lohn'n königlich all meinen Kronbelehnten.

Aber das Rad sinkt nur zur Tiefe, um wieder empor zu tauchen, und so entströmt auch aus der buntesten Mannigfaltigkeit der goldenen Lieder immer wieder das Urprincip, die Einheit, zum Mikrokosmos zurück, und wenn die kühne Vermuthung ausgesprochen ist, der Brahmane sei von Rückert trotz seiner Universalität als schließlicher Convertit zum Christenthume beabsichtigt gewesen, so muß auch diese vermittelnde Ansicht nicht ganz von der Hand gewiesen werden. Nur möchten wir als Schlußstein der Entwicklung unseres alten Brahmanen den christlichen Humanismus, nicht die Dogmatik bezeichnen. Für die Entwicklung der Gottesidee wird unser Werk mit seiner kräftigen Sprache wirklich mehr beitragen, als alle Percys oder Heißsporne der Orthodorie. Rückert ist weder Unchrist noch Gegenchrist, aber Feind aller intoleranten positiven Religionen.

Eine fernere Sendung von Bruchstücken erfolgte an den Phönix, als Gegenstück großer Noth und Trübsal, die er zum neuen Jahre zu bestehen hatte. Auf eine Mittheilung hiervon erwiderte ihm Meyr aufmunternd, daß das letzte Ziel aller Dichtkunst das Göttliche, Hohe und Heilige sei, und wenn zur feierlichen Lyrik noch die Lebendigkeit eines religiösen Epos oder Drama hinzutrete, dann sei die Spitze des Musensitzes erstiegen.

Die sechsbändige Gesamtausgabe war 1839 vollendet, unter den glücklichen Auspicien seines besten Freundes aus der Erlanger Universitätszeit. Der kleine Gelehrte Kopp war der praktische Geschäftsmann gewesen. Da Rückert in diesem Falle, wie auch sonst, sich zu einer schleunigen Veröffentlichung nicht entschließen konnte, weil ihm jede richtige Selbstkritik mangelte, so mußte des originellen Professors sichere Feder mehrfach beansprucht werden, wie bei anderen Gelegenheiten der gesunde Rath Hr. Schubarts, der schon als jugendlicher Student sich mit dem genialen Jeneser Privatdocenten befreundet hatte, und die allgemeine Weltkenntniß des Stadtgerichtsraths Scheler vorhalten mußten.

Scherzhast geißelt er seine eigene Wahllösigkeit bei der Beurtheilung seiner Leistungen mit den bekannten Versen:

Als ich meine Lieder sammeln sollte,
Gut' und schlechte scheiden wollte,
Dacht' ich unparteiischer Gefellen

Zwen zu Nichtern zu bestellen.
 Aber uneins wurden sie im Amte,
 Der erklor, was Der verdamnte.
 Selbst warf ich nun mich auf zu richten,
 Konnt' es auch nicht besser schlichten,
 Was mir hent gefiel, mißfiel mir morgen,
 Nun so mag der Himmel sorgen
 Und der Leser. Hier empfängt er alle,
 Les' er aus, was ihm gefalle.

Im Jahre 1843 gab Rückert aus den sechs Bänden eine Anthologie in einem Bande heraus, der weit über tausend Gedichte weniger enthält; er glaubte mit einer solchen Ausgabe in usum delphini einer Pflicht gegen seine Nation nachzukommen. Wenn er nur mit seinen literarischen Freunden bei dieser Gelegenheit gleich noch die vielen zurückgebliebenen trivialen und klatschhaften Gedanken gestrichen, die störenden Anorren und die dunklen Ranken abgeschnitten hätte!

Herrn Dr. Beyer, der mit ungedruckten und unbekannten Actenstücken und Manuscripten von fast allen Seiten bereitwilligst unterstützt ist, hat wohl die Masse der neuen wissenschaftlichen Eindrücke zu einem blinden Enthusiasmus für den ihm auch persönlich bekannt gewordenen Dichter fortgerissen. Alle Schriften dieses Rückertbiographen können sich dem Vorwurfe der Einseitigkeit nicht entziehen, sie haben nur compilerischen Werth. Dazu kommt, daß der genannte Herr in den unverzeihlichen Fehler verfällt, noch lebende Familienglieder, die dem Verfasser dieser Schrift gleichfalls lieb geworden sind, in recht bedenklicher Weise und ohne Schonung in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzuziehen. Dieselbe Geschwäßigkeit und Kleinlichkeit kann auch nur den werthlosen, dabei an Zeit- und Geldaufwand kostbaren Stammbaum der einfachen Familie gepflanzt haben.

Unseres großen Lyrikers hauptsächlichster Fehler ist nach unserer Ansicht, daß er dem status divinus d. h. dem göttlichen Dichterhauche unbedingt nachgeben muß.

Die Leier immer hängt gestimmt in meiner Klause
 Und wartet, welch' ein Sturm durch ihre Saiten brause.

Rückerts dichterische Phantasie eignet sich gern ohne Unterschied jede sinnliche Erscheinung an, aber er retouchirt nachher zu wenig, für eine Superrevision fehlt ihm das Geschick.

Mich freut's am Abend nicht, daß mir manch Lied entsprungen,
 Mich freut's nur, wenn ich weiß, daß keines mir mißlungen,
 Was thut's, wenn keins entsprang? Doch wenn nur eins mißlang,
 Mit diesem muß ich dann mich plagen Tage lang.

Oft knüpft er an die poetische Empfindung, wie und wann sie ihn mit ihrer Gewalt packt, gleich die hohe Reflexion, die ihn häufig genug zu unnatürlichen Künsteleien, häßlichen Wortspielen und unerfreulichem Silbenstechen verleitet. Selbst die gleichgiltigsten und plattesten Dinge des alltäglichen Lebens und seiner eigenen Erfahrung müssen andererseits Stoff für unschöne Ge-

legenheitsgedichte liefern. Er wird zum lebendigen Improvisator, der sich nicht einmal die Ruhe gönnt, ein längeres Gedicht zu verfassen. Volltönende Perioden haßt er gradezu, weshalb er denn auch z. B. in seinen Dramen über lyrische Ergüsse niemals hinauskommt. Kann man sich ein gehaltloseres und schaleres Wortspiel denken, als:

Ein muth'ger Will' ist gut, doch besser will'ger Muth,
Doch Willmuth und Muthwill ist eine böse Brut.

Rückert hat Tage, an denen das Gemüth statt in Gottes, in seiner eigenen Hand steht; auch Homers Muse schläft zuweilen, aber Apollo entzieht ihm seine Gunst und Minerva ihre Hulb nie bis zur entseßlichen Vangeweile, die auch den folgksamsten Leser bei den unerquicklichen Worten befallen muß:

Das Gähnen, lieber Sohn, es ist zwar unwillkürlich,
Doch abgewöhnen mußt Du Dir's als ungebührlich;
Drum wenn beim Lernen Dir ein Gähnen kommt, so hemm' es.
Entschlossen mit dem Schloß der Rähne niederklemm es.

Diese Prosa der Wirklichkeit ist denn doch der Welt des Schönen conträr entgegengesetzt.

Die sinnliche Realität, wie sie aus manchen gereimten naturgeschichtlichen Malereien spricht, z. B. aus der ausführlichen Beschreibung eines unfruchtbaren Elephanten muß jeden künstlerischen Genuß verkümmern, und wenn er auch in der vollendetsten Form uns geboten würde. Ein solcher unnützer Ballast verhindert die an und für sich schon schwierige Fahrt an allen gefährlichen Klippen und hochgehenden Wogen unseres tiefen Meeres vorbei. Was Horaz in seiner *ars poetica* sagt:

Non satis est pulchra esse poemata: dulcia sunt,
Et quocunque volant animum auditoris agunt,

zu deutsch, das Gedicht soll nicht nur schön, sondern auch passend sein, ist zu allen Zeiten der oberste Grundsatz der Poeterei gewesen. Für die Ueberführung concreter Leiblichkeit in die Dichtkunst tröstet selbst Rückerts eigenes Wort nicht:

Hätt' ich den Vers, an dem Du nichts hast, nicht gemacht,
Hätt' ich auch den, woran Du viel hast, nicht erdacht.

Wie es Perlen giebt, die am besten versteckt in der Muschel bleiben, so giebt es gelegentliche Poesien, die sich am schönsten ungedruckt und ungeschrieben präsentiren, die am sichersten der Meister für sich behält. Viel leichteren Eingang beim Publicum würde unser Dichter gefunden haben, wenn er die unbedeutenden, gleichgültigen Ereignisse seines eigenen Bewußtseins von der höheren Sphäre der Dichtkunst entweder ganz ausgeschlossen oder sie wenigstens nicht als störendes Flickenwerk in den hehren Tempel seiner Weisheit eingefügt hätte. Die poetische Vorstellung, Empfindung und Leidenschaftlichkeit magt bei jedem wahren Dichter in innerer Lebendigkeit auf und ab, ist sie aber aus ihrer Unmittelbarkeit herausgetreten, so kommt als zweite Aufgabe die verständige Betrachtung hinzu. Noch schlimmer aber ist ein

anderer Vorwurf, den wir besonders den Uebersetzungen machen müssen. Der Gelehrte und Dichter sprechen oft durcheinander, statt neben einander. Die akademische und poetische Thätigkeit sollen sich gegenseitig durchdringen, nie aber soll der Gelehrte den Dichter überbieten, sonst spricht die kalte Reflexion, nicht die freie Phantasie. Wollte Rückert einem größeren Publicum einen richtigen Begriff von der unbeholfen contrahirenden, glutinirenden Sprechweise der Indier geben, so hätte er sein bedeutendes Talent als Uebersetzer in entsprechenden Noten unter dem Texte und in Scholien zeigen können.

Wenn aber selbst die Fach- und Sachkenner überflüssige Einbürgerungen von Wortverbindungen ärgern, die dem Indischen adäquat langathmig geformt sind, so müssen erst recht den Laien, der kein Verständniß für hindostanische Euphonie hat, bedenkliche Compositionen, wie Menschenbusensdämmerungen, Weltwettlaufrennspiel, Nachttäuschungstruggespenst ennuyiren. Gottlob ist unser deutsch-indisches Gesetzbuch verhältnißmäßig sehr arm an solchen Naturalisationsversuchen. Uns will bedünken, daß derartige metrische Spielereien für ein gewöhnliches Ohr zu Schade sind. Man sieht ihnen Schritt für Schritt die gelehrte Mühe an, der Geist des Sanskrit ist aber Natürlichkeit. In einer prosaischen Ankündigung der Uebersetzung von Dschami's Joseph und Suleicha geht Rückert so weit, jede Tendenz zum Modernen-Angenehmen bei den Uebertragungen aus dem Orientalischen zu tadeln, es sei außer einer materiellen auch eine gewisse formelle Treue wichtig; ganz gewiß ist diese gleichfalls nöthig, aber der Dichter muß nur nicht verlangen, daß ein Anderer als ein Gelehrter sich an Neuerungen ergötzt, die unserem Ohre ganz unerträglich bleiben werden. Wir gestehen gern, daß die Epigonen der classischen Periode das naheliegende Bedürfniß nach neuen, überraschenden Wendungen fühlen mußten, um die Sprache vor drohender Verarmung zu schützen, aber wir wenigstens würden das Alte lieber ruhig bis auf bessere Zeiten behalten, als zum Beispiel gehäufte Participia, an denen besonders Mal laborirt, aus der Gangesdichtung übernehmen. Wenn nun aber Herr Beyer Rückerts sprachliche Verdienste mit Fischart vergleicht, so möchte doch eine Parallele zwischen den Silbendenzungen und Wortstelzungen des Humoristen und der Sprache des ernststen Dichters etwas schief gerathen. Fischarts Zeit fühlte überdies das Bedürfniß nach Abschluß der Sprache, nicht nach Vervollkommenung derselben. Aber trotzdem bleibt Rückert doch der größte Lyriker unter den Vermittlern der Classik und der Gegenwart, und wir geben Herrn Dr. Beyer willig Recht, wenn er eine weitere Verbreitung für ihn verlangt, als er in unserer prosaischen Zeit gefunden hat. Allerdings ist er keine Lectüre für den weichen Divan, sein Gedankenreichtum und die Schönheit der Form will auf dem harten Stuhle bewundert werden. Mit der Feder in der Hand müssen seine Werke gelesen werden, und in dieser Gesinnung sind wir seinen klaren Spuren durch die wohnliche Behausung, durch die schattigen Gänge seines Dichterhaines gefolgt bis hin zur stillen Bank auf dem schätzreichen Goldberg, und überall haben wir uns herzlich an

der gesunden Seele, dem tüchtigen Charakter, dem reichen und thätigen Geiste erfreut.

Gleich dem Vogel auf sich Nüderst schwingt
In des Sprachgebiets Umhegung,
Alles tanzt gleich, Alles klingt,
Jedem Buchstab' wird Bewegung.
Besser kennt er, als wir's ahnen,
Dichtergarten bunt Gemisch.
In der Sprache der Germanen
Ist er wie im Fluß der Fisch.

Doch gewiß ein begeistertes Lob, noch dazu eines Ausländers, des Dänen Andersen. Schon die geschickte Wahl des ernstern und ruhigen Alexandriner für unser Buch der Weisheit muß gefallen. Mit dem taktmäßigen Schritte eines Reiterregimentes rückt das Metrum vorwärts. Nirgends sind ferner reiche Metaphern und geschmackvolle Symbole, wie sie besonders der Orient in unermesslicher Fülle darbot, geeigneter wie in paränetischen Gedichten. Mit einem unübertrefflichen Vergleiche nennt Gregorovius in seinem Italien die Metapher den Schmetterlingsstaub auf den Flügeln der Muse. Ihr wundervoller sonniger Glanz erhebt die Poesie am meisten; nur lahm und geknickt könnte sie ihre himmlische Bahn beschreiten, wenn sie nicht vom Puppentraume zu erwachen und mit köstlichem Schmutz sich über Zeit und Raum zu schwingen vermöchte. Die Vielseitigkeit dieser zierlichen Kunst ist in unseren Weisheitssätzen geradezu erstaunlich. Wie das Licht mit Wohlgefallen im klaren Prisma sich bricht, wie in der Fluth des ruhigen Sees die Luft des Himmels sich gern spiegelt, so spielt die reine, heitere Phantasie hier ohne Uebertreibung und Ueberbürdung, ohne Künstelei und Verzierlichkeit mit dem natürlichen Krystall genialer Symbolik. Nicht nur treffen wir die beiden Vergleiche Plato's von den beiden Rassen, „das eine zieht hinauf, das andere zieht hinab, daß schwer der Lenker sie erhält in gleichem Traß“ und von der dunklen Höhle, wo wir wie Gefangene nur trübe Schattenbilder sehen und mit Mühe zur Anschauung des Wirklichen im Tageslichte der Ideen gebracht werden, sondern wir greifen auch in ein solches Füllhorn originaler, absichtsloser, nicht gesuchter Verbildlichkeiten, daß es schwer wird, die besten Früchte auszuwählen. Nüderst selbst stellt an ein Sinnbild die Aufgabe, es müsse sein, was schon der schöne Name nennt: ein Sinn mit einem Bild auf's innigste vereint,

„Schön sei das Bild, tief sei der Sinn und wahr,
Und mit einander eins untrennbar sei das Paar.“

Wie köstliche Perlen zu einer schmuckreichen Kette an einander sich reihen, so zieht sich als rother Faden durch das umfangreiche Labyrinth werthvoller Lebenserfahrung eine überraschende Parallele nach der anderen. Während Goethes Lyrik außer durch volksthümliche Anschaulichkeit besonders durch herzliche Innigkeit bezaubert, während Schiller seine Gedanken in idealer Erhebung ausmalt, gefällt sich Nüderst in einer gemüthvollen, andächtigen Belehrung, für die er immer das richtige Bild zu treffen weiß. Naturalistischer

läßt sich wohl kaum die ewige Regenerirung der Natur verfinnlichen, als in dem schwungvollen Gleichniß vom Schöpfungsbrunnen, aus dem der Herr in goldnen Eimern das befruchtende Raß in die traurige Wüste ausgießt, die nun zur Lebensau wird.

Wo eine Welle kam, blüht' eine Frühlingsbraut,
 Wo eine Abschied nahm, da war verweltet ein Kraut.
 Und wo in Aische war ein Pflanzenleib zerfallen,
 Schnell war er neu gebaut an rinnenenden Krystallen.
 Der Schöpfer schöpfte fort, der Brunnen ward nicht leer,
 Wie wohl ihm fort und fort entschöpft ward Meer und Meer.
 Denn was von oben goß der goldne Eimer nieder,
 Das alles unten floß zurück zum Brunnen wieder.

Während Bürger in seinen Wildern immer einen vulgären Ton anschlägt, blendet Rückert bei aller Einfachheit durch Eleganz der Symbolik. Den Wandersmann läßt er aus der Wüste kommen und in ein von Bäumen kühl beschattetes Thal treten, wo er sein Bild plötzlich im klaren Quell erblickt.

Dann ruft er staunend aus. Wer bist Du? und mit Staunen
 Hört er der Felsen Mund: Wer bist Du? entgegenraunen.
 Sich selbst nur sieht der Mensch im Spiegel der Natur,
 Und was er sie befragt, das wiederholt sie nur.

Pindar knüpft seine herrlichen Oden an die wirklichen Ereignisse aus der Geschichte der olympischen Sänger, und Horaz geht bei seinem berühmten *integer vitae* von der zufälligen Begegnung mit einem Wolfe aus; so verwendet auch Rückert seine Gebirgsreise, auf der er einen munteren Quell aus einem Felsen hat springen sehen, zu einer realistischen, nützlichen und originellen Betrachtung über den Wechsel des Glücks und Unglücks im Leben.

Aus Felsen springt der Quell und Freiheit will ihm ahnen,
 Das Schicksal reißt ihn schnell auf ungewählte Bahnen.
 Er möchte dort hinab, doch muß er da hinunter;
 Er schlingt und schlingelt sich und spielt mit Kiesel'n munter.
 Er sammelt sich zum See, doch seine Lust ist kurz;
 Er muß aus weichem Bett zum jähen Wassersturz.
 Da meint er zu versprüh'n, doch kurz ist auch die Dual;
 Er schnaufet aus und fliehet ein stiller Bach im Thal.
 O Wandersmann am Quell, so wechselt Leid und Glück,
 Das Leben rinnet schnell und kehret nie zurück.

Originalität, Natürlichkeit, Eleganz und Nützlichkeit sind die wesentlichen Vorzüge der metaphorischen Diction des alten Brahmanen, und bei dem ungeheuren Material, das in unserer Sammlung aufbewahrt liegt, verschwinden leicht die wenigen Gemeinplätze, banale Gedanken und Weiterschweifigkeiten. Zur poetischen Maschinerie gehört nun ferner der Reim.

Arthur Schopenhauer, der geistreiche, aber verbissene Philosoph, behauptet, daß glücklich gereimte Verse durch ihre Emphase die Empfindung erregen müßten, als ob der in ihnen ausgesprochene Gedanke schon in der Sprache prädestinirt gelegen habe, also gleichsam vom Dichter nur angeeignet sei. Von allen Gattungen bedient sich die lyrische Poesie am liebsten des Reimes.

Das Reden, Täuschen und Spannen der Rückert'schen Reime, die mannigfaltigen symmetrischen Verschlingungen derselben, das empfindungsvolle Spielen mit Gleichklängen des Anfangs und Endes, die lebendigen, frischen, anmuthigen Reimalereien, alle diese Vorzüge stellen den Dichter weit über die anderen jüngeren Lyriker. Doch folgt auch hier dem verdienten Lobe der vollendeten Schönheit der hinkende Note nach. Rückert's Stolz, eine eigene Dichterschule gründen zu wollen, die, unbekümmert um die alte Schultechnik, eine neue Aera auch der freien Behandlung des Gleichklanges inauguriren sollte, hat ihn oft zu einer bedenklichen Auffassung von der Reinheit der Reimes verleitet, wie neulich noch Dr. Symons in Berlin nachgewiesen hat. Dazu kommt, daß die Wortaccentuation mit einer Lizenz behandelt wird, die die weitesten Grenzen überschreitet; die störenden Elisionen des &, unter denen die Glätte des Verses leidet, lehren überall wieder, und vor allem verliert das Plastische des Metrums durch kühn mitten zwischen die Distichen eingeschobene Tristichen, die den Eindruck unvollendeter Gedanken machen, und wenn aus ihrer Anwendung des Autors reformatorisches Verlangen wieder hergeleitet werden sollte, so wird er auch mit dieser Verjüngung auf allseitigen Widerstand stoßen. Doch wo so unendlich viele wunderschöne Blumen gedeihen, wie in unserem reichen Dichtergarten, von denen jede sich bemüht, ihren Platz zu schmücken, ohne daß es einer leicht gelingt, die andere niederzublühen, bleibt zum Schluß nur ein wohlthuernder Gesamteindruck zurück. Verschiedenen Blumen ist verschiedener Sinn gewogen, und allen und überall gefallen zu wollen, wäre eine Thorheit. Wer sich auffällig und selbstsüchtig bemüht, nur Besonderes zu bringen, gestaltet leicht eine Mißgeburt statt eines Wunderdinges. Menschenkunst darf man nicht zu nahe ansehen, der Zauber verschwindet unter dem Vergrößerungsglase, wenn des Dichters schönstes Werk spitzfindig zergliedert und in Einzelheiten zerlegt wird. Unser Rückert spricht aus Herzbedarf für Herzbedarf, wie ein lebendiger Quell bricht die poetische Weisheit aus seiner Brust hervor. Den wahren Dichter macht das hohe Selbstgefühl, das sich auch einmal emancipiren will, das fröhliche Vertrauen im bunten Gewühl der Welt. Die Wandelgänge und Widersprüche des Lebens erfreuen ihn auf jedem Schritt, und besser ist es zu überschlagen, was nicht gefällt und interessirt, als über dem Geschäft plumper oder hämißcher Kunsttricherei Nieder verdorren zu lassen, die frisch der frischen Welt gefallen und Herzen mit Duft und Glanz neu beleben sollen. Die Kunstkritik, die von Rückert nun freilich in ihrer Totalität als ein Geschäft für Dumpe und dummes Vieh ausdrücklich bezeichnet wird, hat die hohe Aufgabe, das Unschöne objectiv und geschmackvoll zu beleuchten, aber

Sich selbst entwürdigt, wer Ehrwürdiges vernichtet,

Der Menschheit Stolz und Lust mit Lust unmenſchlich richtet.

Wenn wir bei den schwachen Augenblicken unseres eigenen Lieblings, in dessen reiches inneres Leben uns der längere Aufenthalt in Neuſes selber einen tiefen, unvergeßlichen Einblick gegeben hat, nur allzulange verweilt haben,

so mag uns dieser Schritt als nothwendig zu gute gehalten werden; wir thaten ihn aus Liebe, um beiden Extremen das richtige Gleichgewicht zu halten, der einseitigen Lobhudelei, die nur Vollendung sieht, wie der schmähsüchtigen Tadelsucht eines Heine, Prutz und Consorten. Die müßige Frage endlich nach Berechtigung der didaktischen Poesie überhaupt berühren wir hier nur kurz. Jedem begnadeten Dichter muß es freistehen, in beliebigen Formen dem individuellen Drängen seines Geistes Befriedigung zu geben, und warum gerade der ethische Zweck der Lehre, Ermahnung und Warnung zu einem sittlich gebiegenen Leben von der Lyrik ausgeschlossen bleiben soll, ist nicht abzusehen. Lessing hat einmal behauptet, ein in Reime gebrachtes philosophisches System sei kein Gedicht, und wirklich sind damit die richtigen Grenzen der Reflexionslyrik gefunden, denn kalte Gelehrsamkeit wird, in poetische Floskeln gekleidet, unerträglich. In Rückert überflügelt nun einmal die Idee die Erscheinung, sein hohes Talent verweist ihn, wie G. Schwab richtig bemerkt, mehr auf das Erhabene als auf das Schöne, und übrigens ist seine „mannhafte Poesie“ gar nicht einmal speculativ allein, sie giebt gern der ganzen Exposition einen stofflichen, epischen Vordergrund und erhebt so über leere Abstraction und langweilige Sentimentalität zugleich. Daher Weiße als besonders verdienstlich hervorhebt, daß Rückert bei aller Philosophie und Theologie in seinen Sitten- und Weisheitsprüchen immer noch Dichter bleibe, der in der Form der Betrachtung der Leidenschaft seine ganze Individualität zur Geltung kommen lasse. Die Lieder unserer Sammlung sind das Echo seiner Brust, denkende Gefühle, die das erfahrene Alter gereift hat, Beweisführungen mit Gründen in Sachen des Herzens. Weltweisheit will er lehren, nicht Weisheit dieser Welt, doch Weisheit, die zu gut nicht für die Welt sich hält. Derselbe Dichter, der in seiner Sturm- und Drangperiode den Liebesfrühling sang, ist in der harten Schule des Lebens dem Fliederkranz der Romantik entfremdet:

Mannhafte Poesie ist, was ich hier, o Sohn,
Dir bringe, denn du hast die Knabenhafte schon,
Mannhafte Poesie, die Grundsatz und Gedanken
Führt gegen Phantasie und Traumwelt in die Schranken.
Nicht stehen bleiben sollst du nur beim Knabenhaften,
Wer werden will ein Mann, darf nicht am Knaben haften.

Der Ernst der Gesinnung hat allmählich die Stelle des tiefen Gefühls eingenommen. Gefühlslyrik ist zur Gedankenlyrik geworden.

Wo der Gedanke fehlt, die unverwandte Richtung
Auf hochgestecktes Ziel, da ist ein Tand die Dichtung,
Das Fantasienspiel der Kindermärchenlieder
Ist mit der Kindheit hin, und Niemand bringt sie wieder.

In tausend kleine Gänge nach rechts und links verzweigt sich dieser Grundstock unserer poetischen Belehrung. Das Niesenbouquet ist zugleich aus Erzeugnissen des natürlichen Bodens und aus kunstvollen Treibhausgebilden, aus starren Producten des kalten Nordens und dem unvergänglichen Lotos

des Südens zusammengebunden, und wie die Wasser ein und desselben Berges sich in gewaltige Ströme, die ihre stolzen Wellen mit dem Ocean zu mischen eilen, und in bescheidene Bäche sich theilen, die ihre klaren Fluthen im lieblichen Wiesenrunde verlieren, so läßt Rückert seine Universalität in unendlich viele particulare Gebiete auseinandergehen. Ihr gemeinsamer Ursprung ist die Humanität

und zwar, wenn auch nicht offen ausgesprochen, so doch leicht zwischen den Zeilen lesbar, eine Humanität, die auf christlicher Basis ruht. Der Grundgedanke seiner Weisheit, von dem alle anderen wie Strahlen von einer gemeinsamen Sonne sich scheiden, ist die Liebe zu einem höchsten Wesen, das den Makrokosmos und den Mikrokosmos regiert. Aller Schematismus und alle hohe Speculation genügen nicht für die Erforschung der letzten Gründe, weil sie immer verschieden ausfallen müssen. Um den Grundgedanken der Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit gruppirt sich das ganze Material. Dabei läßt sich aus dem scheinbaren Chaos der Sprüche mit Leichtigkeit eine Partie nach der anderen erkennen, die innerlich Zusammengehöriges umfaßt und dasselbe Princip der Composition hat. So enthält nach der augenblicklichen Stimmung Rückerts und der wechselnden gelehrten und poetischen Thätigkeit das siebzehnte Buch die Duranologie und Astronomie, das fünfzehnte die Beschreibung einer Gebirgsreise, während das vorhergehende vierzehnte Buch die tiefsten moralischen und ethischen Fragen erörtert.

Die Weisheit, Gnan im Sanskrit, zieht nach der Sage der Inder in jeden Körper ein, den die Wahrheit beherrscht, und die bilderreiche Mythe weiß uns hübsch zum Kampf um das unfehlbare Geschöpf Brahmas zu reizen, das nur der Begierdelose gewinnen kann. In keinem indischen Werke ist nun die Religionswissenschaft freier und universeller aufgefaßt, als im Bhagvat-Geeta d. h. in dem Liede Bhagvats, mit welchem Beinamen der Gott Krishna hier meist bezeichnet wird. Wir stehen nicht an, in dem Studium dieses wunderbaren Buches, das zu ganz anderen Zeiten und an ganz anderen Orten Platos, Schellings, Spinozas, abstracte Speculationen vereinigt hat, die Hauptquelle zu finden, aus der unser Brahmane für seinen östlichen Divan geschöpft hat. Nach Kern freilich enthält der Bhagvat-Geeta ascetische Betrachtungen und die Lehre der Yogi, der indischen Heiligen, die in der klösterlichen Kostrennung von der Welt, in grämlicher Entjagung ihre ersehnte Ruhe finden, in der Realität nur verführerische Idole des Marktes sehen und die Rückkehr in das Nichts durch ewige Meditation zu erreichen streben, allein ein tieferes Studium und eine idealere Auffassung indischer Religion hätte den gelehrten Herrn, der aus unbekannten Gründen diesmal eingehendere Mühe verschmähte, von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen müssen, daß in den Gesprächen zwischen Krishna und Arjoon die eigentliche Geburtsstätte unserer Weisheitssprüche liegt. Schon A. W. von Schlegel nennt dieses Werk ein *carmen philosophicum, quo vix aliud ullum sapientiae et sanctitatis laude per totam Indiam celebrius exstat.*

Allerdings ist indische Religiosität, materiell gedeutet, eine negative, bei der es auf Thätigkeit gar nicht ankommt, ihre Andacht ist eine durchaus abstracte. Die geistige Disciplin verpflichtet den Gläubigen zu den seltsamsten Kasteiungen. So berichtet ein gelehrter Reisender, er habe einst im heiligen Benares einen Mann getroffen, der tagelang unbeweglich an einem Tempel stand, sein rechter Arm und Hand waren in ein rothes Tuch gehüllt, in das er die Rosenkranz-kugeln herabfallen ließ. Bei jeder Kugel nannte er den Namen des Gottes, und aus seinen convulsivischen Bewegungen erkannte man leicht, mit welcher Hefigkeit er die weltlichen Gedanken zurückdrängte. Der gottesfürchtige Einsiedler lebt in Indien in einer menschenleeren Gegend auf einem nur mit Thierfell und Coussa-Gras bedeckten Sitze, den Körper hält er im beständigen Gleichgewichte, Kopf und Nacken rührt er nie, den Blick heftet er auf die Spitze der Nase, und das einzige Wort des großen Schweigers ist das mystische Om, lauter Pflichten, wie sie gewiß nicht leerer und abgeschmackter gedacht werden können. Dem Jnder kommt es eben darauf an, Körper und Geist in ewiger Spannung und in constanter Devotion zu erhalten, allein wenn der gebildete Brahmane unserer Zeit die abergläubischen Vorschriften der Beden befolgt, so unterwirft er sich den gemeinen religiösen Vorurtheilen der anderen Klassen nur, um seine Autorität unter dem Volke aufrecht zu erhalten und um sein Brod zu verdienen. Die Zahl der aufgeklärten Jnder, die in Folge der klaren Lehren Krishna's nicht nur an die Einheit Gottes glauben, sondern auch sein Gebot der Toleranz befolgen, ist überraschend groß. Die Belehrung Arjoons durch die Gottheit spricht eben den univervellen Gedanken aus, den wir bei Rückert immer wiederkehren sehen:

was für eine Religion der Mensch auch haben mag, sie ist für ihn, wenn er sie genau befolgt, besser als jede andere Religion.

Was soll dies Wort Krishna's anders heißen, als Gott offenbart sich in allen Zungen und allen Religionen? sie alle führen zur Seligkeit. Nicht Allah ist Gott, nicht Brahma allein ist das höchste Wesen, die gesammte Welt erkennt eine Gottheit an in verschiedenen Gestalten. Die Genesis aller Religionen ist ein und dieselbe, Natur und Genius reichten sich zu ihrer Begründung die Hand. Kein christlicher Priester braucht sich in seiner Predigt und Katechismusstunde der Lebensansicht zu schämen, welche Krishna seinem geliebten Jünger empfiehlt. „Derjenige, welchem Eisen, Stein und Gold gleichgiltig sind, der im Glück wie im Unglück derselbe und gut gegen seinen Freund und Feind ist, der ist geschickt im höchsten Wesen aufgelöst zu werden. Die, welche frei von Stolz und Unwissenheit sind, sich unablässig damit beschäftigen, ihr Gemüth auszuforschen und ihre regellose Begierde zu mäßigen, deren Gemüth wird nicht mehr stürmisch sein, und sie steigen in den Ort hinauf, der ewig dauert. Der dreifache Eifer, die körperliche, mündliche und geistige Anstrengung genügen nicht als solche; nur wenn der Eifer vom höchsten Glauben beseelt ist, wird die Wahrheit erreicht. Der Gottesdienst der geistigen Disciplin ist unendlich über den Dienst der Opfer erhaben, die Werke bekümmern Brahma

nicht, der Gläubige wird durch keine Werththätigkeit gebunden.“ Es ist protestantisch wird diese freisinnige Doctrin des todigen Krishna, wenn wir sie rational, nicht orthodox auffassen. Der Glaube macht uns allein selig, das ist der Unterredung kurzer Sinn, dem auch der indische Freidenker nachlebt. Was kümmert im Besonderen unseren Dichter das Ceremonialgesetz? Sein Universalismus sieht tiefer, selbst die indische Abcese ist ihm nicht eine Verirrung des Verstandes, sondern nur eine andere Form der staunenden Versenkung in die unausnennbare Gottheit.

„Unter meinen Kindern, heißt es an einer anderen Stelle unseres Gebetbuches, liebe ich vorzüglich, dessen Herz frei von Feindseligkeit der Freund der ganzen Natur ist, dessen führende Seele dieselbe Festigkeit im Schooße des Elends wie im Schooße der Freude behält.“ Standhaftigkeit im Unglück ist also die Moral des Ostens und Westens. „Schau, Arjoon, sagt unser ehrwürdiges Testament, dessen Sittenlehre etwa 4000 Jahre alt ist, meine göttlichen Formen, deren Gattungen ebenso verschieden sind wie die Gestalten und Farben von einander abweichen. Sieh! in diesem Körper ist die ganze belebte und unbelebte Welt. Ich will dir ein himmlisches Auge geben, meine göttlichen Einrichtungen zu betrachten!“ Wir wenigstens vermögen in diesem brahmanischen Bibelworte nur eine Umschreibung der Psalmstelle zu finden: Herr, wie ist die Welt Deiner Güte so voll! „Ich umfasse alles,“ sagt Krishna, „ohne an etwas gebunden zu sein und ohne alle Eigenschaften theile ich alle Eigenschaften, ich bin das Innere und Aeußere, das Bewegliche und Unbewegliche der ganzen Natur, sowie eine einzige Sonne die ganze Welt erleuchtet, so erhellte die Weltseele alle Körper.“ Selbst dieser Pantheismus wird in unserem kostbaren Bhagwat-Geeta historisch gemildert, und dichterisch verklärt könnte selbst die christliche Theosophie ihn als den ihrigen adoptiren. Das durch die alten Beden geheiligte System wird auch heute noch immer mehr umgedeutet und verinnerlicht.

Die zweite wichtige Quelle für die östliche Hälfte unseres Divans ist der mystische Perser Dschelaleddin Rumi. Er war der berühmte Stifter des muhammedanischen Ordens der Mewlewi, und seine religiösen und lyrischen Ghasele, die er der Sage nach in der Gluth der Begeisterung, auf eine Säule gestützt, improvisirt haben soll, gelten vom Ganges bis zu den Moscheen Konstantinopels als das unfehlbare Brevier für alle frommen Derwische. Diese Nachtigall des beschaulichen Lebens hatte schon einmal unserem Dichter geschlagen, und ihre klagenden Mollöne waren einst von ihm in die milde Melodie einer himmelansteigenden deutschen Lerche transponirt, aber während seines ganzen Lebens klingt ihre zauberische Musik ihm nach. Die Mesnemi oder Doppelverse unseres Scheichs genießen noch immer fast dasselbe Ansehen wie der Koran und haben wie dieser den ehrenden Beinamen sherif erhalten. Der Titel eines Hohepriesters vererbt sich fortwährend unter den Gliedern seiner Familie. Wie die Perser das poetischste Volk des ganzen Orients sind, so kann man selbst ihre einfachsten

Kaufleute und ungebildeten Handwerker, deren Geschäfte sie nach Stambul führen, in den dortigen Straßen mitten unter Europäern mit Begeisterung unsere musterhafte Erbauungsschrift recitiren hören. Alle islamische Poesie ist vorzugsweise sententiös, und so werden denn auch hier Märchen und Erzählungen als bloße Vehikel für tief sinnige Betrachtungen über das religiöse Leben benutzt. Die Doctrin des Rumi ist übrigens nicht originell, sondern auf persischen Boden wieder verpflanzter Sufismus. Von einem solchen Sufi, d. h. einem der Askese lebenden, in einfache Wolle, die auf arabisch *ssôf* heißt, gekleideten Derwisch, wurde unser Ordensstifter einst belehrt. Nach ihm ist die höchste Stufe der Seligkeit die reine Liebe Gottes, die in der absoluten Einheit zwischen Gott und seinen Geschöpfen aufgeht. Gott ist das Licht, und das Licht ist Gott, unerschaffen, ewig und unförplich; wie aber aus dem Schatten das Licht erkannt wird, so zeigt sich Gott uns in seiner Welt, er ist der Eine in Allem und das All in Einem. Diese Theologie unseres pantheistischen Ordens ist wiederum von Rüdert religionsphilosophisch idealisirt, indem er den Grundgedanken, die Liebe Gottes, auch auf den Occident überträgt. Schon die besseren und intelligenteren Sufis verwahren sich übrigens ausdrücklich gegen den einseitigen Vorwurf des Pantheismus, sie wollen die Vorschriften des Korans und ihres großen Lehrers nicht orthodox dem Buchstaben nach, sondern dem Geiste nach gedeutet wissen. So ist auch die Gluth der Ekstase der Derwische, die sich äußerlich im convulsivischen Tanze ausdrückt, der von klagenden Flötenklängen der Buße und Versöhnung begleitet wird, den Freigeistern eine Inspiration des Himmels. Mit den prächtigsten Bildern, aus dem Naturleben der Orientalen entnommen, Bildern, um deren willen allein schon die Lectüre der Mesnevi unserer nüchternen Zeit zu empfehlen ist, wird die Gottesliebe verherrlicht, in der wir sein, leben und weben sollen; unergleichlich schön ist das folgende Ghazel aus dem Divan unseres geistreichen Scheichs:

Die Pilger, die zur Kaaba ausgegangen,
Wenn endlich sie zum Ziele hingelangen,
Seh'n sie ein Haus von Stein, erhaben, heilig,
Von kahlen Thalabhängen ringsum umfängen.
Sie ziehen aus und hoffen Gott zu schauen —
Sie suchen viel, umsonst ist ihr Verlangen!
Doch schallt wohl eine Stimme aus dem Tempel,
Wenn dessen Schwell' inbrünstig sie umfängen.
Was betet ihr zu Thon und Stein, ihr Thoren?
Das Haus verehrt, nach dem die Reinen rangen!
Des Herzens Haus, das Haus des Wahren, Ewigen,
O selig, die in diesen Tempel drangen!

Die Gottesliebe, soll sie rein sein, muß stumm und wortlos bleiben, so daß der Vogel der Liebe, die Nachtigall, von der kleinen Mücke lernen kann, die aus angeborener Reigung zum Lichte sich verbrennt und auch im Sterben keinen Laut von sich gibt. Der forschende Verstand dient dem Menschen nur so lange zum Leiter, bis er seine eigene Unwissenheit erkennt.

Nur wenn dein Wissen von dir selber dich befreit,
Nenn' ich das Wissen besser als Unwissenheit.

Durch diese berühmten Worte eines arabischen Weisen wurde Numi einst für die Soff'sche Lehre gewonnen. Wie nun Gott der Ursprung alles Seins ist, so hat jedes Zeitalter durch ihn seine Schrift der Offenbarung, in dem einen schafft er, in dem anderen stürzt er, und will ich seine Wege ergründen, so muß ich zum Skeptiker werden. Die concrete Welt fällt und steigt nach des allmächtigen Allah Willen allein.

Beständig ist das Weltall im Bergehn,
Um immer neu dann wieder zu erstehn;
Wandelnd zugleich und ruhend alle Zeit,
Wechset es jeden Augenblick sein Kleid.

Aber dieser Fatalismus schließt gar nicht die Freiheit der Individuen aus. Nicht Zwang ist unser Handeln, „ein Thor ist, wer sich selbst den Kerker schließt, entinnen aus der Haft, das heiß ich List“. Ungern nur trennen wir uns von diesem berühmten Orden, dessen Lehren wir ganz nach dem Originale zur Bekräftigung unserer Ansicht näher verfolgt haben, daß die orientalische Philologie genügende Elemente in sich schließt, um sie in den großen Gedanken der Universalität mit hineinzuziehen. Jedoch eilen wir auf die andere Seite des Divans, die europäischen freundlicheren Quellen zu erforschen, die denn doch mehr nach dem Mittelpunkte unseres Kunstgedichtes zu liegen, als die trüben Ströme Asiens. Bei jeder großen Maskerade giebt es stumme Begleiter, die pantomimisch das Gesamtbild beleben müssen, und so dient der Hindostaner, Perser, Araber hier nur zur Verstärkung der dramatischen Handlung. Die Hauptrolle fällt uns anheim. Außer den bunten Gefolgschaften zeitgenössischer Fragen der Politik, Literatur, Gelehrsamkeit und der königlichen Suite von Freundschaft und Familie markiren sich besonders drei Hauptgestalten in unserem langen Zuge, um die sich Alles zu bewegen scheint, Angelus Silesius als cherubinischer Wandersmann, der Naturphilosoph Schelling als Sieger über Fichte den Redner und Reuses, die schöne Dame, Arm in Arm mit ihrem Liebling Rückert lachend und scherzend. Der katholische Joh. Scheffler, nach einem spanischen Mystiker und seinem deutschen Vaterlande Angelus Silesius genannt, ist durch das in alle Gesangbücher übergegangene Kirchenlied bekannt: Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht. In unserer Procession erscheint er als geistreicher Abbé. Seine religiösen Gedichte, sowie die Sinn- und Schlußreime, die später vermehrt unter dem Titel „der cherubinische Wandersmann“ herausgegeben wurden, zeichnen sich durch außergewöhnliches Gottvertrauen und ergebungsvolle Seelenstimmung aus. Wie sein berühmter Zeit- und Glaubensgenosse Fr. v. Spee jüngst einen Bearbeiter in Simrock gefunden hat, so ist unser Wandersmann durch Kern wieder einem größeren Publicum zugänglich geworden. Sein Idealismus, der die Consequenzen des vom Mönche Eckhart begründeten Pantheismus zieht, gipfelt in den Sätzen, daß die Welt durch das Uebermaß der göttlichen Liebe geschaffen sei, und daß Gott selber seine

Seligkeit durch die menschliche Seele fühle. So fern Rückert im Allgemeinen den mystischen Anschauungen steht, so mußte ihn doch der in ihnen liegende Hauptbegriff der Liebeseligkeit, zu deren Propheten er sich vorzugsweise macht, umsomehr fesseln, als die ganze damalige Zeit unseren Angelus mit Vorliebe studirte; der allerdings stark klatschhafte Barnhagen macht in seinen Ecgebüchern auf diese Zeitstimmung mit der ausdrücklichen Nennung unseres epigrammatischen Werkes aufmerksam, das auch schon der Form nach ganz an unseren Brahmanen erinnert. Jedenfalls brauchen wir nicht bis zu den fernen Zeiten des weit weniger gelesenen Dominicaner Tauler und seiner ascetischen Selbstverleugungslehre zurückzugehen, die J. E. Braun zum Verständnis der occidentalen Mystik heranzieht. Rückert hat mit den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts noch eine andere Aehnlichkeit, die bisher noch nicht genügend gewürdigt ist. Der Titel „geharnischt“ für seine politischen Sonette ist ganz in dem Sinne jener Zeit gewählt und offenbar dem kräftigen Geiste des alten Secretärs Weddherlin nachgebildet. Die innere Verwandtschaft unseres mystischen Wandersmannes mit Fichtes „Anweisung“ führt eine weitere höchst wichtige Figur uns vor. Der große Wissenschaftslehrer präsentirt sich uns auch hier in seinem bekannten Ornate eines Rhetors, der mit priesterlichen, pathetischen Worten, die ihn überall kennzeichnen, ein geistreiches pädagogisches Colleg „die Anweisung zum seligen Leben“ lieft. Die ewige Jagd nach Glückseligkeit, der Materialismus, kann nach ihm Niemand beglücken; wahrhaft befriedigt ist nur, wer sich nach der Wiedervereinigung mit dem Ewigen sehnt. Der mystische Urgrund alles Seins ist die ewige Einheit des Göttlichen und Menschlichen, aber immer verhüllt uns die Form das innere Wesen, unser Auge selbst ist unserem Auge im Wege, wir sind zwar Licht, aber stehen uns selbst im Licht. Gott ist nicht ein leerer Schatten jenseits der Wolken, sondern will in jeder Sphäre des Lebens erfaßt sein. Religion ist daher nicht Glauben, sondern Schauen. So weit ließe sich Rückert nun allenfalls den großen Weltweisen gefallen, aber es deducirt dieser weiter: Es giebt fünf Stufen der Erkenntniß, die höchste ist die des Weisen. Diese Einsicht ist im Christenthum geschichtlich geworden, und zwar am meisten im Johannesevangelium, das nicht, wie das alte Testament beginnt, sondern mit dem Gedanken: im Anfang war das Wort. Himmel und Erde sind gar nicht erschaffen, sie sind ewig, von Anbeginn an war die Weisheit, das Bewußtsein als Dasein Gottes, die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen, und diese Einheit ist in der Geschichte zuerst in Jesus zur Wirklichkeit geworden. In schroffem Gegensatz gegen Fichtes Formalismus vertheidigt nun im benachbarten Auditorium der poesievolle Schelling in jugendlicher Begeisterung die selbständige Geltung der Natur; vor seinen erstaunten Commilitonen demonstriert er seines Rivalen Grundsatz als falsch, daß die Natur nur Object des Bewußtseins, blos phänomenal sei. Instinctmäßig, sagt er, hat schon immer die Sprache das Denken mit dem Lichte verglichen, und es ist richtig, daß im Denken sich vollendet, was im Lichte begonnen

wird. Schellings Naturphilosophie sieht im Licht nicht nur ein Sinnbild, sondern die eigentliche Vorstufe des Denkens, den ersten Ausdruck und Uract der Idealität, den Anfang des Erkenntnißprocesses, sowie den Anfang der Weltentwicklung. Die Natur hat wirkliche Realität, und so lange wir bei der Betrachtung der Dinge nicht von uns selber loskommen können, so lange können wir nicht Natur denken. Mit dieser Idee setzt Schelling an die Stelle des trügerischen Idealismus des Ich den Idealismus der Natur, und durch diese Empirie gewinnt er leicht Rückert für sich. Professor Fortlage hat bekanntlich einmal wunderlicher Weise behauptet, daß unser Dichter sich in der Weisheit des Brahmanen zum Ausdruck Fichte'scher Philosophie gemacht habe. Allein so sehr sein Wort auch in die Wagtschale fallen mußte, weil langjährige Freundschaft ihn mit dem Alten von Neuses verband, wir können in unserem Dichter nur das Gegentheil lesen: aus dem Idealismus der Natur leitet er erst den des Ich ab und läßt die durch einen selbständigen Willensact Gottes entstandene Außenwelt unser Bewußtsein erst vermitteln. Nimmt man noch hinzu, daß ein anderer, viel älterer und innigerer Freund, Schubart, bei Rückert in späteren Jahren eine vorherrschende Neigung zum mystischen Pantheismus, der aber nicht näher bezeichnet wird, entdeckt haben will, so wird der gordische Knoten noch verwickelter. Der Wahrheit am nächsten kommt nach unserer Ansicht des Dichters eigener bedeutender Sohn Heinrich in Breslau, der die aus innerlichster Vertiefung des Gemüths hervorgegangene Weisheit des Brahmanen mit der Schellingschen Philosophie vor dessen Uebergang zum ausgebildeten Positivismus, zur Offenbarungsphilosophie zusammenstellt. Mit sich selber geräth selbst dieser Gelehrte in einen unlöslichen Widerspruch, wenn, wie Fräulein Amalie Sohr in ihrer erst vor ganz kurzer Zeit erschienenen interessanten Biographie des geistreichen Professors berichtet, seine Notizen aus dem Jahre 1834 die Bemerkung enthalten, sein großer Vater habe stets Platon gegenüber betont, es lasse sich kein wissenschaftlicher Beleg ohne gründliches Studium der Hegelschen Philosophie denken. Die philosophischen Studien des Dichters hätten zuletzt in Hegel gegipfelt, den er auf das höchste geschätzt habe. Bei so verschiedenen Ansichten der allernächsten Verwandten und Freunde ist es wohl auch einer vierten bescheidenen Stimme gestattet, sich vernehmen zu lassen, zumal da sie ihren Ton nach Neuseser Schlüssel moduliren kann, doch wollen wir hier noch nicht der Aufgabe des letzten Theils der Arbeit vorgreifen, der den philosophischen Standpunkt unseres Dichters definiren soll. Rückert gesteht direct und indirect, daß er keinem Systeme bis in die letzten Consequenzen folge, nach seiner ganzen Geistesrichtung aber mußte er am meisten von dem frischen, lebendigen Naturcultus des schwärmerischen Schelling angezogen werden, der ihm schon als jugendlicher Gelehrter durch seinen kühnen Bruch mit dem Kant'schen Dualismus imponirt hatte und nun aus einem Meister und Lehrer Hausfreund und zugethaner College in Erlangen geworden war. — Mehr aber als alle diese Gründe hat unseren

vielseitigen Dichter der stille Aufenthalt im eigenen bescheidenen Familienitz, dem anspruchlosen Neufes, zur philosophischen Ruhe mit sich selbst geführt. Sein treuer Freund Schubart nennt daher unser Lehrgebieth geradezu die Frucht eines alljährigen Aufenthaltes in seinem behaglichen Gute, das er nach Schelers umsichtiger Vermittlung von 1838 an auf eigene Rechnung übernahm. Seit dieser Zeit ist ihm das geräuschlose fränkische Dorf stets der liebste Fleck des Erdenrundes geblieben. In seiner glücklichen Ehe mit seiner anmuthigen, sittsamen Gattin, der edelgesinnten Louise, dem Idealtypus eines fränkischen Mädchens, ähnlich der Dorothea Goethes, mußte dem gemüthreichen Dichter die ländliche Einsamkeit zu einem irdischen Paradiese werden. Immer wieder jubelt daher seine Seele, wenn er sein buen retiro erreicht hat. Seit dem März 48, als ihn die Revolution von den lästigen Schranken des großstädtischen Lebens auf immer befreite, wählte er zu seiner permanenten Sommer- und Winterresidenz die Freudenroßburg an der hellen Lauter, wo er als alter Geh. Rath seinen Lebensherbst versingen wollte, wie er einst als verliebter Dichter den Liebesfrühling dort gelebt hatte. In seinem mit Einfachheit ausgestatteten gastlichen Hause, das jedem lieben Freunde ein herzliches salve entgegenwinkte, konnte er als unbefrittener Regent nach seinem Belieben ohne die beschwerliche, ihm stets verhaßte Rücksicht auf höfische Etiquette schalten und walten. Innige Freude machte es ihm dabei, die Erziehung der Söhne und Töchter, die ihm das grausame Geschick nicht entrißen hatte, im eigenen Hause durch einen Lehrer zu leiten, und mit welcher Voracht er dabei zu Werke ging, damit der junge Baum einst seine Früchte trage, erweisen die zahlreichen pädagogischen Grundsätze, die der erfahrungsreiche Brahmane unserer Beherzigung empfiehlt. Am erregtesten aber ging es immer in der dicht umrankten Veranda des blumenreichen Gartens her oder in den schattigen und buschigen Gängen, wo der lebenswürdige Dichter mit seinem fränkischen Freundeskreise wie echte Peripatetiker speculirend auf und ab zu wandeln pflegte. Oft wurde in einer akademischen Sitzung beim Genuß der levantischen Bohne und holländischen Knausters nebst importirter Habanna wissenschaftlich debattirt oder mit Hinzuziehung der verständigen Gattin gemüthlich geplaudert. Es kann sich Niemand wundern, daß bei solcher geistigen und herzlichen Anregung die schöne, viel umworbene Dame Neufes in ihrem freundlichen grünen Sonntagskleide, den geistreichen Gesichtszügen und den lächelnden, fast coquett reizenden Augen bald die Herrin aller seiner Gedanken wurde. Der kleine, lebendige Weltmann mit sprühenden Augen und beredter Zunge dort am gemeinsamen Kaffeetisch (wir erlauben uns die Facta ohne Schaden für die Wahrheit zum Theil zu antedatiren) ist der liberale Realpolitiker Freiherr von Stockmar, an den der Dichter die herrliche Epistel gerichtet hat:

Leise gelullt vom Hauche des nie so lenzlichen Lenzes.

Von seiner Praxis als einfacher Arzt in Coburg bis zu seinem Tode stand der gefeierte, mit Ehren und Würden aller Länder überhäufte Diplomat mit

seinem früheren Studiengenossen, der immer derselbe schlichte Mann geblieben war, im vertrautesten Verkehr. Der bedeutendste unter des Dichters Söhnen, der leider früh verstorbene, schon erwähnte scharfsinnige Prof. F. Rückert, von dem die deutsche Literatur noch manchen werthvollen Beitrag erwarten konnte, hebt ausdrücklich den wohlthuenden und anregenden Einfluß des Freiherrn hervor, indem die hinterlassenen Tagebücher häufig die Anmerkung enthalten: geschrieben nach einem Spaziergange mit Stockmar auf den Goldberg. Mit aristotelisch-logischer Schärfe erörterten die beiden Peripatetiker in gegenseitiger Offenheit die patriotischen Fragen des besten Staates. Unabhängigkeit, Rücksichtslosigkeit der Gesinnung, volksthümlicher Geist adelte sie beide, den vornehmen Baron wie den königlichen Dichter. Sie beide sahen das alleinige Heil ihres durch Particularismus zerklüfteten Vaterlandes in einer Einigung desselben unter Führung des jugendlichen und lebensfähigen Preußen. Konnte nun auch die bedeutende politische Capacität den linguistischen und philosophischen Studien des unzertrennlichen Freundes keinen Geschmack abgewinnen, so verstand Stockmar doch, dem univervellen und humanen Dichter bis in das innerste Herz zu sehen. Anders gestaltet ist das dritte Glied des akademischen Bundes, der viel gepriesene und zugleich laut geschmähte Staatsminister v. Wangenheim. Hinter einem Scheinliberalismus versteckt er seine aristokratische Ueberzeugung. Gewohnt Alles, was sich zu seiner Höhe nicht erheben konnte, als Nebenache zu betrachten, war er einst in seiner Arroganz so weit gegangen, dem hohen Magistrat von Coburg Insolenz und Einfalt in der Verwaltung vorzuwerfen. Der preußenfreundliche Baron und der großdeutsche Wangenheim, der in einer Trias seines Vaterlandes einziges Wohl erkennt, begegnen sich allemal mit einer gewissen Zurückhaltung und Kälte, während unser nachgiebigerer Wirth über den treffenden ästhetischen und schöngeistigen Urtheilen seines alten Wangenheim gern die Politik und die sonderbaren chevaleresken Neigungen vergißt, die ihn soweit verführen, stets in Begleitung von fünf bis sieben Prachtexemplaren von Hunden in das stille Gehöft einzurücken. Die Meuseker Akademie vereinigt aber noch andere heterogene Elemente in sich. Alljährlich erscheint aus Berlin der romantische Dichter Fr. Schubart zu seinem Ferien-Servitute. In grellem Contraste zu dessen reactionärer und hierarchischer Gesinnung steht ein anderes, zeitweises Glied der Tafelrunde, der unglückliche, revolutionäre Kupferstecher und Poet C. Barth aus Hildburghausen, den Rückert auf seiner italienischen Reise kennen gelernt hatte. Zwei würdige Geistliche, der Wetter und Kirchenrath Emil Rückert aus Schweina bei Liebenstein, allgemein wegen seiner gewagten etymologischen Bemerkungen gefürchtet, und der menschenfreundliche, alle Frömmelerei hassende Hosprediger Henkel in Coburg vermehren den heiteren und harmlosen Kreis, der seinen Abschluß durch die beiden Juristen, Stadtgerichtsrath Scheler, den bekannten praktischen Agenten Rückerts, und ganz zuletzt noch durch den freisinnigen, von Preußen disciplinirten Staatsanwalt Oppermann erhält. Eine gemischtere Gesellschaft, so recht für Allseitigkeit ge-

schaffen, kann man sich doch schwerlich denken. Die Stunde der Demaskirung hat endlich geschlagen, die schöne Dame Neufes, die in Liebe und Freundschaft bisher unschuldig mit unserem Dichter ländelte und scherzte, lüftet keusch erröthend ihren zauberischen Schleier, der sie profanen Blicken verhüllte, und unserem entzückten Auge strahlt die göttliche Camöne entgegen, den ewigen Bund mit ihrem Liebling erneuernd und erweiternd.

Mein Lieblingsaufenthalt, noch einmal recht zum Schluß
 Nachst du mich freundlich an, eh' ich dich lassen muß,
 Wo blühte mir ein Glück, wie das dein Schooß mir trug?
 Beschränkt, mir ausichtreich, klein, eng, mir groß genug;
 Ansprechend anspruchlos, lieb, weil vorlieb ich nehme,
 Behaglich und bequem, weil ich mich selbst bequeme.
 Freu' dich! Noch manchen Herbst sollst Du mich wiedersehn,
 Und Wieder, diesen gleich, auf deiner Flur entsiehn. —

Das entzückende Neufes und dessen Naturfreuden wirkten schon anfänglich so wohlthuend auf unseren großen Lyriker, der im Grunde des Herzens kein anderes Gebot als Liebe zu Gott und zur Welt kannte, daß immer wieder an die Stelle des wissenschaftlichen Pantheismus der vertrauensvolle Theismus und statt der Enttäuschung von neuem die Hoffnung vordrang. Gerade dieses einfache Dorf mit seinen zahlreichen Reizen äußerer Natur und häuslicher Gemüthlichkeit curirte den philosophischen Mystiker allemal auf geraume Zeit von seinen frommen, idealen Neigungen und schenkte ihn einer andächtigen Naturbetrachtung zurück. Mit einem der reizendsten Bilder unserer Sammlung belehrt uns der sinnreiche Dichter, daß ein breiter, gefährlicher Graben die Idee von der Realität trennt. Auf einem Tische standen einst in einem Körbchen Früchte, die sich im Spiegel reflectirten, so daß sie zweimal mit gleicher Frische zu sehen waren. Ein liebes, naives Kind wurde vom Vater gefragt, welchen Korb es vorziehe, und schnell entschied sich der Sohn für den Spiegellkorb. Nun nahm der Vater den äußeren fort, und so entwand auch der innere dem Kinde.

Der Vater sprach: Und weißt Du auch, wo's hingekommen?
 Es ist verschwunden, weil ich dieses weggenommen.
 O daß doch, liebes Kind, nie weil gering dir gilt
 Die Wirklichkeit, du greiffst nach einem Spiegelbild.

Die Natur ist dem Dichter ein uralter Autor, der in gewaltigen Hieroglyphen geschrieben hat. Glückselig ist er, weil er sie zu entziffern versteht. Die beiden großen Gegensätze der Welt, Idee und Wirklichkeit, gleicht er in dem Selbstbewußtsein aus, von Gott gewußt zu sein. Der Großplan im Weltregimente ist nach ihm darauf angelegt, immer die Versöhnung dem Streite gleich einzuweben, so daß derselbe gute Geist uns zu lieben und zu dulden treibt. Der bloße Erfahrungsmensch sieht im Leben bald mehr Licht, bald mehr Schatten, der richtige Realismus aber, dem Rückert sich zuneigt, stellt nicht das Ich, sondern Gott in den Mittelpunkt alles Seins.

Du bist der Widerspruch, den Widersprüche loben,
 Und jeder Widerspruch ist in dir aufgehoben.

Die Widersprüch', in die sich die Vernunft verstrickt,
Jergehn, und sie jergehn, wo dich der Geist erblickt.

Dem idealen Träumer müssen die wirklichen Objecte wie Gespenster erscheinen, während sie faßbare Realitäten sind, an denen wissenschaftliche Deductionen und alle dialektische Schärfe nicht rütteln können. In zahllosen Distichen macht er sich über sophistische Spitzfindigkeiten, die Gott in die Arbeit pfeuschen wollen, lustig. Sie narren dich in Räthselworten herum, und

So es verständig klang, beachtetest du's nie,
Das Unverständene nun nennst du Philosophie.

Ein vorsichtiger Denker sieht fein still und ernst zu, wie sich die Sachen machen, und geht nicht mit seinen Forschungen durch.

Weltweisheit ist ein Wort, hat weder Sinn, noch Kraft,
Der Weisheit höchster Port ist Gotteswissenschaft.

Aus den verschiedenen Meinungen ist gar nicht klug zu werden. Immer von neuem wird der alte Brei in einen anderen Topf geworfen, oder es wird plötzlich sogar auf den Kopf gestellt, was bisher auf den Füßen stand. Wer sich in diesen Widersprüchen unbezwinglich fühlen will, halte es mit der einfachen Wahrheit, daß der Uranfängliche und der Unvergängliche hoch über allem Wechsel thront und von keines Geistes Schranken umfaßt wird. Rückert schreckt bei seiner Mißachtung aller systematischen Philosophie vor dem bittersten Spotte nicht zurück. Es genügt ihm, daß jedes Gemüth den klaren Kern in sich trägt, Gott sei die Wurzel der Welt. Wer in seiner Seele den Himmel schaut, sagt er einmal, braucht nicht erst hohe Sternwarten zu erbauen. Es klingt wie ein Hohn auf sich selbst, die sonnenklarsten Wahrheiten hinter den sonderbarsten und unverständlichsten Kunstausdrücken zu verbergen. Das Problem der Schöpfung, die von dem warmen Gotteshauche lebt, kann nicht frostiger gelöst werden, als durch prästabilierte Harmonie, wie der terminus technicus des Leibnitz ist, durch Ich im Ich, wie Fichte sich auszudrücken beliebt, oder durch Indifferenz in den Differenzen, wie Schelling meint. Am meisten richtet sich sein Widerwille gegen Hegels absoluten Idealismus, obgleich gerade dieser mächtige Denker mit dem Sage, daß alles, was wirklich ist, gut ist und alles Gute real werden müsse, den ganzen Norden unseres Vaterlandes begeisterte und Preußen jeden akademischen Lehrstuhl mit seinen Aposteln besetzte. Der Verfasser dieser Arbeit hat den bedeutendsten Hegelianer Professor Rosenkranz in Königsberg, um den sich die linke und rechte Seite der Schule in lebhaften Debatten lange gestritten hat, zum philosophischen Führer gehabt, ehe er zur Ruhe gelangte; bei seiner genauen Kenntniß des Hegelschen Systems wird es ihm nicht übel gedeutet werden, wenn er es wagt, selbst zwei Autoritäten, den Professoren Fortlage und Rückert zu widersprechen, die in dem Dichter sogar eine Neigung zu Hegelschen Ideen entdeckt haben wollen. Allerdings geben wir zu, daß er durch die weitsehenden brillanten geschichtsphilosophischen Vorträge jenes Denkers wesentlich angeregt und gefördert worden ist, aber die eudämonistische Lösung der Aufgabe, die Hegelsche Selbstvergötterung, war gerade für Rückert

nichts als leerer Schein, ein eitler, aufgeblasener Eingriff in die Wege der Vorsehung. Gegen wen wäre denn wohl das Pamphlet gerichtet als gegen Hegel?

Du bist in Gottes Rathversammlung nicht geseßen,
Als er den Plan der Welt nach seinem Maß gemessen,
Nun thust du doch, als sei dir vorgelegt der Plan,
Und deinen Maßstab legst Du unbekümmert an.

Reflexionen, discursives, logisch trennendes Denken lösen überhaupt nicht die praktisch-moralische Aufgabe, und keine metaphysische Erkenntniß, sondern die Intuition, das Gefühl des unmittelbaren Glaubens, ergreift allein das Ursprüngliche, mit welchem Standpunkte sich Rückert wie sein großer Landsmann Jean Paul der Jacobischen Richtung nähert.

Die Ruhe suchst du! wo findest du die Ruh?
Wenn du dem Sturm dich ab, dich jenem lehrst zu,
Von dessen Hauch bewegt der Sturm ist angeregt
Des Lebensmeeres, der sich nur im Hafen legt.

Zugegeben muß also werden, daß Rückert kein systematischer Kopf ist und auch keiner sein will.

Die Eindrücke, die seine gelehrten Studien, welche den ganzen Orient und Occident umfassen, bei ihm zurückließen, waren zu mannigfaltig und mächtig, um Widersprüche zu vermeiden; im Gegentheil, die letzteren mußten mit der Arbeit wachsen. Er ist darum noch kein Eklektiker, der wie ein Chamäleon seine Farbe wechselt und sensualistische und spiritualistische Theorien aller Richtungen künstlich amalgamirt. Er ist nur ein Feind von allem albernem theoretischen Parteigetriebe, von jedem philosophischen Schulhaber, aber dabei ein warmer Freund aller geistigen Regsamkeit. Hatte doch selbst Lessing, dem gewiß Wenige scharfes logisches Denken absprechen werden, einst auf die Frage, wessen modernes philosophisches System er zu dem seinigen gemacht habe, geantwortet, er wisse selbst es nicht, aber am meisten glaube er zu Spinoza zu neigen. Shakespeare macht sich unleugbar zum Vermittler der Vaco'schen Zeitrichtung und doch folgt er zugleich dem naiven und verständigen französischen Skeptiker Montaigne, ja vor Kurzem hat man sogar die gewagte Hypothese gemacht, ihn dem schwärmerischen, wilden Italiener Giordano Bruno zuzuschreiben. Schiller ist nicht allein ein Schüler Kants, sondern auch des diametral entgegengesetzten Fichte, und deshalb wird ihn kein Mensch einen Eklektiker nennen. Eine Poesie, welche die letzten Consequenzen einer Philosophie zieht, würde unerträglich langweilig und schematisch. Rückert dankt selber an einer Stelle ausdrücklich dafür, die Zeit zu erleben, wo Philosophie sich erwachsen geberdet und die Poesie zur Kinderkrankheit wird. Es bleibt nun aber eine unleugbare Thatsache, die besonders für das Leben großer Männer seine Gültigkeit hat, daß die Reime, welche die empfängliche Jugend in sich aufgenommen, unvergänglich sind. So singt unser Dichter von sich scherzhaft, daß er im Alter noch den Schatz seiner Knabenkenntnisse in sich trage. Er kam als begeisterter Jünger der Wissenschaft im

Jahre 1805 nach Würzburg, gerade als die Geister dort gewaltig aufeinanderplagten, indem Schelling seiner Regierung den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Man beschuldigte ihn im feindlich katholischen Lager, er habe vom Ratheber herab nachtheilige Lehren, phantastische Ideen und grobe Trugschlüsse der akademischen Jugend vorgetragen. Als nun Würzburg nach der Schlacht bei Austerlitz an den bisherigen Großherzog von Toscana fiel, wurde die politische und kirchliche Reaction so unerträglich, daß Schelling den neuen Dienstleid verweigerte. Aber auch nach seinen Studien sollte Rüdert diesen Philosophen überall hin begleiten. Wenige Jahre, ehe er in Stuttgart seine mißliche amtliche Stellung antrat, hatte Schelling dort in gemüthlichen Kreisen seine Philosophie popularisirt, und die Spuren davon fand der unzufriedene Redacteur überall, besonders auch im Hause des Herrn von Wangenheim. Aus dem frischen Naturphilosophen war nun allerdings ein mystischer Theosoph geworden, als der gelehrte Orientalist mit seinem früheren Lehrer wieder in Erlangen zusammentraf. Das leidige absolute Identitäts-System hatte er zur Polarität, Indifferenz, bis zu den dunkelsten Ur- und Ungründen erweitert und so seine Doctrin ungenießbar gemacht, aber die Beschäftigung mit der tief sinnigen ascetischen Religionslehre der Orientalen schuf doch wieder neue geistige Beziehungen zwischen den beiden großen Männern, die sich sonst abstießen mußten, und auch im preussischen Staatsdienst bestand die Freundschaft weiter. Die zweite theosophische Periode der Schelling'schen Lehre konnte allerdings Niemand mehr als unseren Rüdert ärgern, auch im Alter blieb des Dichters Baum der Erkenntniß mit fester Wurzel auf dem schmunzenden, einladenden, heiteren Boden der poetischen Naturphilosophie Schellings stehen. Daß sich Rüdert mit Fichtes Religion des freudigen Rechtthuns eingehend beschäftigt haben muß, ist bei seinem regen Interesse an allen Zeitfragen nicht zweifelhaft, aber nie und nimmer konnte er an ihr seine Befriedigung finden. Eine Philosophie, die nicht bloß gute, sondern große Menschen machen will, die nur das Bedürfniß kennt, außerhalb mächtig zu wirken, die im herrischen Selbstgefühl ihren Kern hat, bei der endlich alles sittliche Handeln mit dem ursprünglichen Glauben an eine moralische Weltordnung zusammenfällt, die selbst wieder mit Gott eins ist, — eine solche Doctrin war nicht im Stande, ihn auf die Dauer zu fesseln. Fichte macht alle Religion gewissermaßen zu einer Bemerkung um die Gunst des Herrgott: erweise Dich Gott gefällig, so wird er sich Dir wieder gefällig zeigen; dabei ist er mit seiner pantheistischen Gottesidee so intolerant, daß er nach eigenem Geständniß lieber seinen Verstand einbüßen möchte, als den theistischen Glauben für berechtigt anerkennen. Ueber Alles stellt er die Wissenschaft, selbst wenn er Leben für Nicht-Philosophie und Philosophie für Nicht-Leben erklären müßte. Anders als Fichte hatte Schelling das große Problem zu lösen gesucht. Der unsterbliche Königsberger Denker Kant setzte außer dem absoluten Subject noch ein Ding an sich als absolutes Object, das ewig als unnachweisbar ein Postulat der praktischen Vernunft bleiben würde. Der

junge Würzburger Docent griff dagegen zur Spinozischen Identität des Subjectes und Objectes zurück, aber er nahm sie nicht wie jener als Selbstvernichtung und Ruhe, sondern als Selbstbethätigung, als Wirksamkeit. Spinoza endete mit dem Befehle: höre auf zu existiren; die Vereinigung des Naturalismus mit dem Theismus, wie sie Schelling beabsichtigte, culminirte in dem Satze: handle frei. Die ganze Natur ist lebendig und spiegelt die Geschichte unseres eigenen Geistes. Alles organische Leben ist von der unvollkommensten bis zur höchsten Form von dem alleinigen Triebe der Nützlichkeit beherrscht. Nach Schelling ist das große Thema der Philosophie, die Welt geistig wiederzugeben. Während Fichte in seiner Wissenschaftslehre für die Natur keinen selbständigen Platz hat, wird sie bei Schelling zu einem wesentlichen Bestandtheile. Angeregt durch die gewaltigen Fortschritte der Physik und Chemie, in der Electricitätslehre und im Galvanismus, ging er, um das natürliche Leben zu ergreifen, von einer aus inneren Ursachen wirkenden Materie aus. Im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts entstand der Naturphilosophie ein heftiger Gegner in dem Philosophen Jacobi, der mit gewohnter Schärfe am Feinde die schwache Seite entdeckte und ihm die Maske des Theismus vortarf, während er in Wahrheit Pantheismus vortrage, und hier liegt denn auch der wichtige Trennungspunkt zwischen dem humanen Rückert und dem Denker Schelling. In unserem Buche der Weisheit wird der alte Streit zwischen der Annahme einer intramundanen oder extramundanen Gottheit zunächst als Nothbehelf gebrechlicher Gedanken von der Hand gewiesen.

Ob Gott verborgen Dir erscheint in der Natur,
Ob außer, über ihr, ist eins im Grunde nur,
Gott ist, was er will sein, wo er will sein, und wie,
Anders in jedem Ding und jeder Phantasie.
Anders in jedem Nu, derselb' in Ewigkeit,
Die Vielheit ewig eins, die Einheit stets entzweit.

Das höchste Wesen ergründen zu wollen, ist gar nicht menschlicher Beruf und eine Thorheit, der Geist kann es in seiner Majestät nur ahnen. Höchstens gilt der teleologische Beweis seiner Existenz trotz des Zirkels, in dem er sich bewegt, aber er wahrt wenigstens die Rechte der Gottheit. Der Pantheismus erniedrigt mit reichem Schmuck der Phantasie den Geist zur leiblichen Erscheinung, die theistische Sonderung der Gottheit vom Irdischen dagegen führt zu einem Widerstreit zwischen der Idee und der Wirklichkeit, indem man die Mittelglieder nicht erkennen kann. Trotz dieser vielfachen Widersprüche in Rückerts Dichtung ist die überwiegende Anzahl der wichtigeren theistisch. Denn die Marksteine der eigenen Ueberzeugung und Gesinnung sind immer an dem frischen, gemüthvollen Tone kenntlich, während die augenblicklichen Stimmungen der Debatte und des Studiums oder der Erinnerungen an die bestandenenen Zweifel unsicherer und weniger befriedigend schließen. So ist denn auch Gottschall der Ansicht, daß der Pantheismus nur verstoßen ein geheimnißvolles Blatt in das Werk werfe. Gerade dem Bewußtsein einer Gottheit außer und in der Welt und der Seligkeit darin weiß der Dichter

überall schwingvollen Ausdruck zu geben. Dabei ist Liebe der letzte Grund der Schöpfung.

Er hat dich nicht verbannt, du bist nicht abgefallen,
Die Liebe nur hat dich, die Liebe dich vertrieben,
Er wollte, daß er dich, daß du ihn könntest lieben.

Aber wiederum werden die harmonischen Töne der Rückert'schen Lyra durch metaphysische Dissonanzen gestört. Die Postulata der Welt, Raum und Zeit, verlangen Aufnahme in die große Harmonie. Kant hatte die beiden Begriffe als undefinierbar und qualitätslos von eingehender Besprechung ausgeschlossen. Der mystische Ideentreis dagegen war geneigt, sich mit Vorliebe in diese Grundformen der Intelligenz zu versenken, eben weil niemand sie ausreden konnte. Rückert verzichtet nun gern darauf, diese beiden höchsten Anschauungen zu erschöpfen. Er giebt zwei entgegengesetzte Meinungen ruhig wieder, ohne sich dafür oder dagegen zu entscheiden. Das eine Mal ist ihm die Zeit entstanden mit dem ersten Gedanken des Geistes, und erst nach ihr der Raum, als sich Körper darin breit machten, an einer anderen eben so dunklen Stelle dagegen läßt er die Fluth der Zeit in das ursprüngliche Bett des Raumes aus Gott hervorbrechen. Seine Gedichte sind oft so Gemälde im gedankenvollen clair-obscur. —

In der Kosmogonie folgt Rückert vorzugsweise Schelling. Das ätherische Licht ist beiden die königliche Seele des Ganzen, der Geist condensirt sich anfänglich in Aetherdunst, und aus Sternennebel bilbeten sich die Sonnen. Wie ferner das Licht die ursprüngliche Action ist, so beruht in Ewigkeit auf der Wechselwirkung der Sonne von oben und des von unten treibenden Feuers das ganze Leben der Schöpfung d. h. ein und dieselbe organische Kraft, nicht ein bloßer Mechanismus, wie die Materialisten ihn annehmen, wirkt in der ganzen Stufenfolge irdischer Gebilde. Daß Rückert auch des Conflictes zwischen Neptunisten und Vulcanisten gedenkt, kann bei der oft gerühmten Allseitigkeit des Werkes nicht Wunder nehmen, einmal aber schließt auch dieses nebensächliche, mehr historische Gedicht mit einer recht allgemein gehaltenen moralischen Betrachtung, daß wir den bunten Teppich der Natur nicht zerreißen sollen, und anderseits hat selbst die träumerische Mythologie des Sanskrit, welche die Welten aus dem Kelche der Lotosblume herleitet, eine lange Stelle gefunden, ohne daß natürlich Rückert uns Occidentalen sie aufdringen will. Unser Brahmane weiß und betont ja immer den Unterschied der unvergänglichen Idee und der wechselnden sinnlichen Dinge. Wie schon dem Plato, so ist auch ihm alles Sein zugleich das Verschiedene und sogar das Gegentheil von sich selber. —

Auch das ethische System Rückerts steht auf einer durch reiche Lebenserfahrung felsenfest gestützten Grundlage. Zwei unerschütterliche Principien, die schon Spinoza ausgesprochen hatte, sind die rettenden Sterne, die ihn auf der gefährvollen Reise durch das ungestüm tosende Meer des Lebens geleiten, und der sichere Compaß, der ihn aus dem wirren Labyrinth der Leidenschaften

befreien und in den friedlichen Hafen zurückführen kann. Den Zufall kann und soll der Mensch lenken, der Nothwendigkeit sich unterwerfen, so lautet das erste Princip, die zweite Maxime aber: Gott lieben, macht noch keinen Anspruch darauf von Gott geliebt zu werden. Sein besonnener Quietismus verlangt eine charakterfeste Einfügung in die göttliche Weltordnung ohne Verlust der Selbstständigkeit. Gott, Gemüth und Welt, das ist der heilige Dreiklang, der die störenden Töne der irdischen Disharmonie mit Macht durchgreift. Schon Goethe hatte diese Trinität an die Spitze der ersten Abtheilung seiner Sprüche gesetzt, und Rückert commentirt sein großes Vorbild in den herrlichen Worten:

Die Welt und dein Gemüth, sie würden sich zerreiben,
Wenn nicht vermittelnd Gott sie hiez in Eintracht bleiben.
Gott aber und die Welt, sie wären ganz geschieden,
Wenn sie nicht dein Gemüth geglichen aus in Frieden.
Doch Gott und dein Gemüth, sie würden sich vermischen
Im Innern, stände nicht die äußere Welt dazwischen.
Die Welt, die dem Gemüth Gott so verbirgt wie zeigt,
Durch die es ewig auf, er ewig nieder steigt.

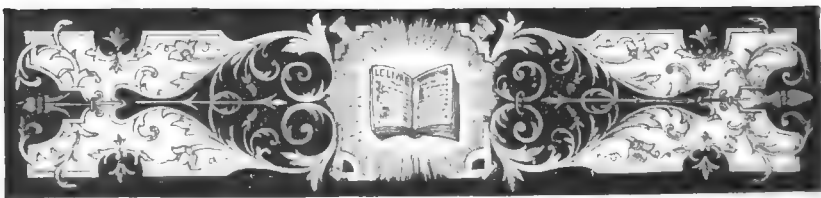
So ist denn die ganze Weltgeschichte durch zwei Momente charakterisirt, durch Willkür und Nothwendigkeit. Im Kampf aber des einzelnen Individuum mit der Gesamtheit muß auch jenes dem Principe der Perfectibilität dienen, um endlich das einzig wahre Object der Historie, die Universalität, die weltbürgerliche Verfassung zu realisiren. Die Leibniz'sche Theorie von der besten Welt unter allen, die möglich sind, oder gar der Hegel'sche Gott in der Geschichte führen in ihren Extremen zu nichts als Sorglosigkeit. Der richtige Glaube an eine Nothwendigkeit innerhalb der Freiheit, mag man jene mit den Orientalen Schicksal oder wie die Christen Vorsehung nennen, darf sich nicht allein auf Freiheit gründen, denn die Erfahrung lehrt, daß das härteste Loos oft die Unschuld verfolgt. Die wahre Kraft jenes Glaubens beruht auf der festen Ueberzeugung von der Ohnmacht aller individuellen Willkür. Die moralische Weltordnung Fichtes führt zur Subjectivität; die Weltentwicklung ist aber vielmehr in ihrer Anlage und ihrem Ziele „die absolute Synthese aller Handlungen“, und hierzu stimmt Rückert wiederum mit Schelling. Nirgendß tritt uns gerade der edle Charakter des Dichters gefälliger entgegen, als in diesem ernsten Optimismus, der allen Factoren göttlicher Vorsehung und persönlicher Freiheit gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt. So wird die Geschichte ihm eine wahre Theodicee, eine Offenbarung des Absoluten, die sich immer klarer enthüllt. Auch selbst die christliche Heilslehre, vor allem wenn sie die schöne Gotteswelt zu einem düsteren Klostergarten machen will, entgeht wie aller Positivismus in der Religion ihrem tragischen Ende nicht, und Gott wird erst dann wahrhaft sein, wenn das Band mit der Vorsehung nicht mehr als mechanisches, sondern als ein allgemeines, human-religiöses erkannt ist. Im Jahre 1809 hatte Schelling sein Freiheitssystem mit dem Sage eingeleitet: So wenig widerspricht sich

Immanenz in Gott und Freiheit, daß gerade nur das Freie, und soweit es frei ist, in Gott, das Unfreie aber außer Gott ist. Diese geistreiche moralische Lehre gefiel unserem liberalen Rückert wenig, er betrachtete sie als ein bonmot. Wenn nun aber der Philosoph die Immanenz und den Dualismus, also den göttlichen und menschlichen Ursprung des Bösen, theoretisch so zu vereinigen suchte, daß er in Gott etwas annahm, was er nicht selber ist, einen dunklen Willen, einen Urwillen, eine sehnstüchtige Offenbarung, so dient dem verständigen Dichter diese Affection, überall nach Differenz und Indifferenz zu haschen, zum Spott. Schopenhauers verächtliche Menschheit dagegen, die im Kampfe mit dem eigenen Willen zu schmähhchem Untergange bestimmt sein soll, entlockt ihm eine kurze Apologie menschlicher Würde:

Doch einen guten Kern müßt ihr dem Willen gönnen,
Ein schlechter Kern wird nie gut werden können.

Der Kampf um radikales oder absolutes Böses kümmert sonst seine Poesie gar nicht, sein Indeterminismus erhebt sich zu einer Prädestinationslehre, welche die Mitwirkung der Menschheit in dem Gesamtorganismus dahin definirt, daß der sittlich intelligente Mensch im Grunde immer so gehandelt habe, wie er jetzt handelt. Nach ihm wird ein moralisches Weltregiment einst zu einem ewigen Evangelium der Universalität führen, wie schon Lessings weitsehender Gedanke richtig erkannt hatte. Es wird einmal eine Zeit kommen, in der das Einzelindividuum wohl weiter sündigt, aber der über den Nationen schwebende Geist sich in Frieden und Eintracht verklären kann. Wie die entgegengesetzten Seiten eines mächtigen Gebirges oben zusammenstoßen, sonst aber nach verschiedenen Weltgegenden gerichtet sind, so geht der vertrauensvolle Universalismus Rückerts in zwei gewaltige Gebiete auseinander, in orientalische Mystik und occidentalen Realismus, und wie auf demselben Grundstock die bunteste Vegetation gedeiht, so blühen in unserem Divan östlicher Pantheismus und westlicher Theismus frieblich neben einander, vom Gärtner im Gottesbewußtsein besonnen geeint. Unsere Blumenlese enthält nicht eine theoretisch begründete, wohl aber in sich geschlossene Doctrin. Humanität ist die Weisheit des deutschen Bramahnen.





Dreißig Jahre deutscher Geschichte*).

Von

Johannes Scherr.

— Zürich. —

1.



Napoleon hatte doch wohl nicht so ganz unrecht, wenn er die Geschichte eine „fable convenue“ nannte. Denn auch heute noch erscheint sie nur allzu häufig als eine stillschweigende Uebereinkunft, Dinge für wahr zu halten, deren Falschheit entweder schon erwiesen ist oder unschwer zu erweisen wäre. Die Leute werden nie aufhören, das Geschehene — auch das vollständig Fest- und Klargestellte — durch die Brillen ihrer Liebhabereien, Vorgefassetheiten, Einbildungen und Parteimeinungen anzusehen. Ebenso das Geschehene, und das Wirrsal gegenwärtiger Parteilichkeiten trübt dann nothwendig auch die Anschauung der Zukunft. Die „absolut objective“ Historik, allwovon dermalen so viel geschwätzt wird, ist darum auch nur eine „fable convenue“, wie, wenn nicht die Schüler, so doch die Meister der Schule recht wohl wissen. Die stilistische Er künstelung dieser Fabel führt aber leicht zu jener sittlichen, d. h. unsittlichen Lässigkeit und Stumpfheit, vermöge welcher die „absolut objective“ Geschichtschreibung nicht wenig, sondern viel zu der Verwirrung und Verkehrung der Vorstellungen und Begriffe beigetragen hat, welche ein Grundübel unserer Zeit ist. Die Einführung der leichtfertigen, ja gradezu sündhaften Maxime der Frau von Staël: „Tout comprendre c'est tout pardonner“ — in die Historik war von den bedauerlichsten Folgen. Man stellte dem Historiker so zu sagen die Aufgabe, er müßte sich bemühen, die Galunken und Bösenwichte der Vergangenheit zu begreifen, um den Galunken und Bösenwichten der Gegenwart

*) „1840—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte“. Von Karl Biedermann. 2 Bde. Breslau, Verlag von S. Schottlaender, 1881—82.

alles verzeihen zu können. Schließlich kam noch die Naturwissenschaft daher und decretirte durch den Mund eines Professors der Physiologie, der sich der sogenannten Moral sei im „Hinterhauptlappen“. Wo der zu kurz, käme auch die Moral zu kurz. Folglich müßte, wer einen zu kurzen Hinterhauptlappen hätte, ein Verbrecher werden. Folglich hieße den Hinterhauptlappen begreifen, alles Scheußliche verzeihen, und so weiter in der Litanei des Blödsinns, von welcher umschwirrt unsereinem nichts mehr übrig bleibt, als resignirt zu sagen:

„Mich blüht, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.“

Es beruht auf naheliegenden Gründen, wenn Adepten der ars perveniendi sich hüten, die jüngere oder jüngste Vergangenheit einer historischen Beleuchtung zu unterziehen. Die ungeheure Concurrenz auch auf den wissenschaftlichen Gebieten macht es, namentlich in Deutschland, jungen Leuten immer schwieriger, zu einer gesicherten Existenz zu gelangen. Wenn wir also die Verhältnisse nicht von der Aetherhöhe des Idealismus, sondern vom gemeinen Boden der Wirklichkeit aus ansehen, so müssen wir es nicht allein begreiflich, sondern auch verzeihlich finden, wenn junge der Historiographie Beflissene vor Materien sich scheuen, deren Behandlung, falls diese keine bedientenhafte sein will, sie auf ihrer Laufbahn gewiß nicht fördern würde. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Nur sollte man billig erwarten dürfen, daß die strebsamen Herren es unterlassen würden, uns weißmachen zu wollen, die neueste Zeit eigne sich überhaupt nicht zur historischen Behandlung, weil sie „noch lange nicht genug auf- und abgeklärt wäre.“

Wenn nun, wie jeder weiß, schon die großen Historiker des Alterthums diesen Scheingrund nicht gelten ließen, um wie viel weniger sollte derselbe noch heutzutage vorgeschoben werden! Heutzutage, wo uns ja ganz andere Mittel der Kenntnißnahme, Prüfung und Feststellung zu Gebote stehen, als worüber die Alten zu verfügen hatten — heutzutage, wo gegenüber einer schlummerlosen, mit hunderttausend Augen und Ohren spähenden und lauschenden Presse das diplomatische Geheimnisseln geradezu lächerlich geworden ist — heutzutage, wo die Oeffentlichkeit ein Factor, welcher gar nicht mehr ignorirt werden darf — heutzutage, wo nur noch mit Massen operirt werden kann, folglich an die Massen appellirt werden muß und demnach mittels Cabinetstränken und Diplomatsenschwänke keine ausgiebige Politik, keine Geschichte mehr zu machen ist. Natürlich will ich damit nicht behaupten, daß es in der Politik keine Ränke und keine Schwänke, keine Maschführungen und keine Uebersohrchiebe, keine Masken und keine Mysterien mehr gebe. Denn gewiß gibt es solche. Aber sie halten nicht mehr vor. Alles Munkeln im Dunkeln ist kurzlebig und kaum noch die Einfädelungen zu geschichtlichen Handlungen, geschweige diese selbst, vermögen sich für kurze Zeit mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen. Wie ist, beispielsweise zu reden, die Wichtigthuerei der Metternichtigkeit mit ihren diplo-

matischen Mysterien durch die Veröffentlichung der Memoiren Metternichs ad absurdum geführt worden!

Die Berechtigung des Historikers, seinen Vorwurf aus der jüngsten Vergangenheit oder aus der Gegenwart selbst zu wählen, ist einer vernünftigen Ansehung demnach gar nicht ausgesetzt. Hochverdienstlich aber kann diese Stoffwahl werden, so sich damit gesundmenschenverständiges Urtheil, unbestechlicher Freimuth, unbeirrbarer Gerechtigkeitsinn und eine Darstellungsfähigkeit verbindet, welche anschaulich und anregend schildert, Markt und Leben in die Gestalten, dramatische Bewegung in die Geschehnisse bringt, und sich wenig oder gar nicht darum kümmert, wenn Schulsüchse ihre Geistverlassenheit für Wissenschaftlichkeit ausgeben und behaupten — nämlich mittels ihrer Bücher — Unlesbarkeit und Gründlichkeit seien identisch und jedes richtige Geschichtswerk müsse von rechts- und junstwegen eine gähnende Klio als Titelvignette führen.

Glücklicherweise hat der Verfasser des Buches „Dreißig Jahre deutscher Geschichte“ nicht nach diesem Schultrecepte gearbeitet. Er besitzt auch in höherem oder niedrigerem Grade die Eigenschaften, welche vorhin namhaft gemacht wurden als erforderlich, um Geschichte so zu schreiben, daß sie anzieht, anregt, fruchtet und fördert. Er gibt ein gewissenhaftes Buch, gibt es so, daß man sich unschwer mit ihm verständigen kann, auch wo man seine Ansicht nicht zu theilen vermag. Das Material ist mit umsichtigen Fleiße herbeigeschafft, klar gesichtet, reif durchdacht, die Verarbeitung planmäßig und sauber, der Stil getragen und gemessen, ohne der Frische und Wärme zu ermangeln. Den Grundton der Darstellung liefert der patriotische Optimismus, der sich aber mit wohlthuernder Schlichtheit äußert und alles Phrasenhafte meidet. Um den Parteistandpunkt des Verfassers zu bezeichnen, muß man das den Ohren der jüngeren Generation wohl schon ganz unbekannte Wort „Gothanerei“ aus seiner Verschollenheit heraufrufen. Wiedermann mag jetzt darüber nicht viel anders denken, als wir anderen schon vor Zeiten darüber gedacht haben. Jedenfalls tritt die Reminiscenz des Gothanismus in seinem Buche nicht zudringlich auf. Wie jedem echten Patrioten verschwindet auch ihm die Partei hinter dem Vaterlande. Ueber Einzelheiten wird man mit ihm rechten können, sogar müssen, als Ganzes aber wird sein Werk mit lebhafter Theilnahme aufzunehmen und anzuerkennen sein. Es kann viel Gutes stiften, indem es den Deutschen dreißig der schicksalsschwersten Jahre ihrer Geschichte aufstellt. Sie sollten doch endlich einsehen, daß man die Vergangenheit kennen müsse, um die Gegenwart verstehen und die Zukunft ahnen zu können. Wiedermanns Buch ist ein hellgeschliffener Spiegel, welcher die Geschehnisse von drei Jahrzehnten treu aufgefangen hat.

Laßt uns hineinschauen.

2.

Zuvörderst wird uns in rascher Rückschau die Zeit von 1815 bis 1840 vorgeführt. Es ist dies der unumgängliche Hintergrund, aus welchem jede Darstellung der neueren und neuesten Geschichte unseres Landes hervorzutreten hat. Ein düsterer Hintergrund fürwahr, mit bleierner Atmosphäre, erfüllt von den Miasmen der Karlsbader Beschlüsse, des Franz- und Metternichtigen Culturhasses, der „kalmirenden“ Berliner Neunmalweisheit, der Mainzer Centraluntersuchungscommission, der Wiener Ministerconferenzen. Man braucht nur die Namen Genß, Kampf, Schmalz und Tschoppe zu nennen, um die ganze Verworfenheit und Jammerseligkeit jener Zeit zu verstehen, wo Deutschland nur noch als „geographischer Begriff“ erlaubt war und Preußen und Oesterreich nicht viel anderes gewesen sind als die Obergensdarmen des weißen Zaren auf dem Continent. Oder vielmehr der russische Obergensdarm war Oesterreich und der österreichische Untergensdarm war Preußen. Die Verekelung der Deutschen an ihrem Vande konnte unter diesen Umständen gar nicht ausbleiben und daraus erklärt sich die Wiederkehr des gedunsenen und verschwommenen Kosmopolitismus, welcher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei uns grassirt hatte und in den dreißiger Jahren des 19. abermals grassirte. Schwärmen mußte der Deutsche für etwas: das gehörte, wenigstens dazumal noch, zur deutschen Gemüthlichkeit und zur deutschen Syrit. Für seinen Bundesstag oder für das „gemüthliche“ Wienerdeutsch des Kaisers Franz oder für die „kalmirende“ Potsdämlichkeit konnte er anstandshalber doch nicht schwärmen und darum schwärmte er für die „heroischen“ Griechen, für die „liberalen“ Franzosen und für die „edlen“ Polen. Ich erinnere mich aus meinen Universitätsjahren, daß ich von meinen Freunden wie ein fremdes Thier angestaunt wurde, als ich mal verlauten ließ, den Zugus der Weltbürgerlichkeit sollten wir Deutschen uns eigentlich doch erst dann gestatten, wann wir als Nation etwas vor uns gebracht hätten.

Die Bornirtheit und Brutalität des Absolutismus haben es auf dem Gewissen, wenn der mehr oder weniger große Haufen der deutschen Liberalen, vorab in Südwestdeutschland, nach der Julirevolution hoffende und wünschende Blicke rheinhinüber warf. Diese liberalen Kannengießer nach der Schablone „Rotted“ glaubten alles Ernstes an die lächerliche Lügenphrase von französischer Kosmopolitik, glaubten so sehr daran, daß ein patriotisches Wort von Johann Georg August Wirth, „er wollte im Fall eines Conflicts des liberalen Frankreichs mit dem absolutistischen Oesterreich und Preußen trotz seines Liberalismus immerhin lieber auf Seiten Preußens und Oesterreichs stehen, als den Franzosen auch nur ein einziges deutsches Dorf hingeben —“ in den liberalen Kreisen Kopfschütteln und Befremden erregte.

Der Pariser Julikrach von 1830 schlug doch so nachdrucksam in das Berliner Cabinet, daß daselbst die Einsicht aufdämmerte, mit dem System der Kirchhofruke-Politik ginge es nicht länger. Der Druck metternichtiger

Vormundschaft hatte sich denn doch allzu spürbar gemacht, als daß er länger hätte ignorirt werden können. Man begann zu fühlen, wie weit man sich durch russische und österreichische Einflüsse von dem „nationalen Beruf“ Preußens, wie solchen die Führer von 1813 verstanden hatten, habe abdrängen lassen. Man mußte auch aller Berliner Neunmalweisheit zum Troß merken, daß die „Großmacht“ Preußen ohne Deutschland doch eigentlich in der Luft stände. Dazu kam noch das Drängen und Treiben vonseiten der materiellen Interessen, deren Entwicklung, gerade wie die der politischen deutscher Nation, durch die elende Mißgeburt von Bundesverfassung unverantwortlich gehemmt worden war und deren Förderung der bedeutendste Volkswirtschaftslehrer, welcher bislang in Deutschland aufgestanden war, Friedrich List, dem Sammerding von Bundestag, dieser Satire auf eine Nationalvertretung, schon im Jahre 1821 vergeblich empfohlen hatte. Alle die ange deuteten Motive wirkten zusammen zur Schaffung des deutschen Zollvereins durch Preußen (1833) der, obzwar noch für lange nur ein Stückwerk, als eine wahrhaft nationale That bezeichnet werden mußte, weil er 23 Millionen Deutsche, welche bis dahin durch Zollschranken von einander getrennt waren, wenigstens handelspolitisch einte. Das Ausland erkannte und anerkannte die Wichtigkeit dieser Thatsache fast früher als das Inland. Die „großherzigen“ Briten schielten sofort mit schlechtverhehltem Neid und unverhohlener Abgunst auf den deutschen Zollverein, während ein so berechtigter Urtheiler, wie der französische Nationalökonom Michel Chevalier war, in dem deutschen Zollverein „die merkwürdigste Erscheinung der Zeitpolitik und die Anfänge der Bildung eines neuen Schwerpunktes des europäischen Gleichgewichts“ erblickte. Kurz nach der Stiftung des Zollvereins begann auch der Eisenbahnenbau in unserem Lande, welcher in seinem Vorschreiten bald zu erweisen vermochte, was Deutsche auf dem Gebiete der Kräftevereinigung und planmäßig geleiteten Selbstthätigkeit zu leisten im Stande wären. Es ist aber sicherlich eine der bekannten Ironieen der Weltgeschichte gewesen, daß dem „Volke der Denker und Dichter“ der Gedanke seiner Einheit sich zunächst auf rein materiellem Wege zu verwirklichen begann. Denn, in Wahrheit, die erste artikulierte und praktische Antwort auf Arnolds berühmte Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ lautete: Der deutsche Zollverein. Das war freilich nichts weniger als das von dem fragenden Poeten geforderte „ganze Deutschland“, aber es war doch einmal ein Stück Deutschland.

Wochte der Gobber-König Louis-Philippe schlau maiern, wie er wollte und konnte, um die drei Julitage in den Geldsack der „liberalen“ Bourgeoisie zu eskamotiren, diese drei Tage hatten die Bleibede, welche die heilige Allianz über den Continent hergespreitet, unwiederherstellbar durchbrochen. All das drängende, treibende Leben, welches unter dieser Decke nothvoll gekernt hatte, quoll jetzt hervor, dürstend nach Luft und Licht. Zwar, was bei uns in deutschen Landen Politisches oder Quasi-Politisches geschah —

Hambacher Fest, Frankfurter Hauptwachenputsch, Ludwigsburger Lieutenantsverchwörung — gehörte eigentlich nur in die Annalen Schildes. Kläglich anzusehen in seinem Beginn und Verlauf war auch der brutale welfische Verfassungsbruch in Hannover, woran als ein genau im Stile des ganzen Stückes gehaltener Epilog die Wiedereinschärfung des zuerst durch Luther gefundenen Dogmas vom beschränkten Unterthanenverstand durch den preussischen Minister Rochow sich anschloß. Aber culturgeschichtlich genommen, machen die dreißiger Jahre eins der reichsten und inhaltvollsten Capitel unserer Geschichte aus. Es wurde in Deutschland wieder einmal viel gedacht und gedichtet, darunter Vorzügliches, Bleibendes. Naturwissenschaft und Geschichtsforschung empfangen neue Befruchtungen. Die Hegel'sche Philosophie, aus den polizeistaatlichen Windeln, in welche der Meister sie eingeschnürt hatte, losgewickelt, wurde zu einem kräftigen Vorschrittsmotor. Die Junghegelingen traten aus dem Nebelheim abstracter und abstruser Scholastik auf den festen Boden einer Opposition herüber, welche concrete Objecte zu Angriffszielen nahm. Während die schneidig-kritischen Waffen von Christian Baur, Strauß, Bauer, Feuerbach der kirchlichen Tradition unheilbare Wunden schlugen, gingen Ruge und seine Mitstreiter in den „Halle'schen Jahrbüchern“ mit fliegenden Fahnen und schlagenden Trommeln zum Sturm auf das Bestehende im Staat und in der Gesellschaft vor. Die „kritische Kritik“, wie sie namentlich in der „heiligen Familie“ Bruno Bauers cultivirt wurde, machte freilich mitunter absonderliche Sprünge und wähnte wunder was für Resultate erreicht zu haben, wenn sie da anlangte, wo andere vor nahezu hundert Jahren auch schon angelangt waren. So z. B., wenn Stirner (Schmidt) als der Weisheit lezten Schluß triumphirend verkündigte, Selbstsucht sei die wahre und einzige Triebfeder alles menschlichen Willens und Thuns, was doch der Generalfinanzpächter Helvetius auch schon gewußt und gepredigt hatte, nur etwas kurzweiliger.

In die Nationalliteratur war während der zwanziger Jahre infolge der Nachäffung von Goethes Altersschwächen eine gewisse kunstgreifenhafte Erstarrung gekommen. Auch von einer übelriechenden Atmosphäre, welche das rasch verpuffte Feuerwerk der Romantik hinterlassen hatte, könnte man sprechen. Unzweifelhaft waren es Börne und Heine, welche, unterstützt von den begabteren der sogenannten „Jungdeutschen“, also namentlich von Gutzkow, jene Erstarrung brachen und diese Atmosphäre zerbliesen. Börne hat das Verdienst, die staatlichen Fragen und Probleme mittels seines Humors der Theilnahme seiner Landsleute nähergebracht, daneben jedoch den Fehl, schöngeistige Oberflächlichkeit in die politische Publicistik eingeführt zu haben. Heine erhob den Witz zu einer nationalliterarischen Macht, wie es eine solche Witzmacht in Deutschland bis dahin nicht gegeben hatte, und gab uns eine politische Satirik ersten Ranges. Aber im Ganzen hat sein Dichten doch weit mehr zerfetzend als schaffend gewirkt und war es gut, daß die Heine'sche Witzpoesie Gegengewichte fand in dem wohl- und festbegründeten Ansehen,

dessen Rückert und Uhland, Chamisso und Scherer, Eichendorff und Kerner, sowie, wenigstens bei Wissenden, der einsame Platen und der noch einsamere Grillparzer genossen, ferner in der Geltung, welche die den dichterischen Gesichtskreis der Deutschen so prächtig erweiternden Schöpfungen Freiligraths und Sealsfield-Postels errangen, endlich in der freudigen Ueberraschung und begeisterten Theilnahme, womit die Lärchenlieder und Nachtigallenweisen begrüßt wurden, welche Grün und Lenau, zwei der edelsten Erscheinungen in der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, aus dem chinesisch vermauerten Oesterreich nach Deutschland herübersandten. Ein jüngeres Geschlecht von Poeten und Pubicisten nahm dann alle die angeschlagenen Töne auf und führte sie mit allerhand Variationen weiter.

Aus alledem hatte sich eine Summe von Anschauungen und Stimmungen ergeben, welche ausreichte, das deutsche Leben nach verschiedenen Richtungen hin in rascheren Fluß zu bringen und darin zu erhalten. Das Bürgerthum hatte sich fühlen gelernt, der Liberalismus an dem constitutionellen Formalismus der Mittelstaaten einen Rückhalt gefunden, der freilich weit weniger stark war, als er aussah. Auch der nationale Gedanke war mehr und mehr flügge geworden und begann seine Schwingen zu prüfen und zu proben, obzwar vorerst nur in Liedern und Reden. Zu seinem Wachsthum hat dann die Pflege, welche er in den zahlreichen Vereinen wissenschaftlicher, künstlerischer und geselliger Art fand, zweifellos viel beigetragen. Insbesondere haben für seine Stärkung und Verbreitung unsere Sängervereine erfolgreich gewirkt. Die sangfrohen Deutschen sangen so lange vom deutschen Vaterlande, bis sich die Vorstellung davon in den weitesten Kreisen einschmeichelte. Das Vereinstreiben zeigte übrigens auch eine nicht zu übersehende Schatten-seite: es verführte gar manche Leute dazu, die Zweckesserei und Zwecktrinkerei für Selbstzweck zu halten, bestränkte nicht weniger viele in der angeborenen leidigen deutschen Neigung zur Wirthshausbummelerei und gewöhnte die Menge daran, leere Phrasen für volle patriotische Thaten zu halten.

Das Jahr 1840 brachte zwei unser Land tiefbewegende Ereignisse: den Thronwechsel in Preußen und die aus der orientalischen Frage chauvinistisch herausgebauchte französische Kriegsdrohung. Der kleine Thiers, als Hauptschöpfer der Napoleonischen Mythologie überzeugt, er hätte einen General von Napoleonischem Genie im Bauche, that sein großes Maul auf und schrie mit seiner dünnen Füstelstimme wüthend nach dem Rhein, d. h. nach den deutschen Rheinlanden. Auf diese Unversämtheit gaben die Deutschen ein schlechtes Gedicht zur Antwort, das Becker'sche Rheinlied, worauf die Franzosen ein noch schlechteres setzten, welches Alfred de Musset bei der Absynthflasche verbrochen hatte. Der gute Lamartine machte diesem glücklicher Weise nur in schlechten Versen geführten deutsch-französischen Krieg ein Ende, indem er uns den Zuckerwasserpokal seiner „Friedens-marseillaise“ kredenzte. Etwas Gutes hatte aber der Rumor doch gehabt: er hatte gezeigt, daß sogar das bundestägliche Deutschland sich nicht mehr bieten

Ließe, was das Deutschland des Regensburger Reichstages sich hatte bieten lassen.

Die Throngelangung Friedrich Wilhelms des Vierten hat, wie jeder weiß, in Preußen selbst und weiterhin in Nord- und Mitteldeutschland ebenso grundlose als überstiegene Fortschrittshoffnungen erregt und allerlei Reformwünsche hervorgerufen. In Südwestdeutschland glaubte niemand an das neue Heil, etliche grasgrüne Lyriker ausgenommen, welche dem neuen Könige vordubelten, als bedürfte es nur eines Machtpruches desselben und die deutsche Einheit und Freiheit wäre gemacht. Die Enttäuschung, sogar für grasgrüne Lyriker, ließ nicht auf sich warten; denn es hob ja jenes Regiment an, welches dem Schwager Zaren so genehm war und welches als ein „glorreiches“ zu preisen unsere Römlinge vollauf Ursache hatten und haben. Schon die bekannten Verurtheilungen von „Berühmtheiten“ verursachten Kopfschütteln, dem rasch das Spottlachen folgte, als Schelling ganz im Stil eines richtigen Doctor Dulcamare in Berlin auftrat und so that, als hätte er das große Arcanum, das Lösungspulver für alle Räthselfragen des Daseins, in der Westentasche mitgebracht und als würde er dasselbe im nächsten Augenblick hervorziehen. Biedermann hätte hier Gelegenheit gehabt, das Xenion zu citiren, welches Strauß in den „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ (1843, S. 250) dazumal veröffentlichte*).

Ich erinnere mich, zu jener Zeit ein Gespräch geführt zu haben mit einem katholischen Geistlichen, einem gescheiten und wissenden Manne, der mich jungen Menschen belehrte, von dem neuen Preußenkönig wäre Großes zu erwarten, denn zweifelsohne würde derselbe sein Volk in den Schoß der alleinseligmachenden Mutterkirche zurückführen und also endlich der für Deutschland so unheilvollen Glaubensspaltung ein Ende machen. Das war gar nicht so dumm, wie es heute aussehen mag. Friedrich Wilhelm IV. war ja ein überzeugter Romantiker und von dem Bewußtsein seines Gottesgnadenthums und seiner königlichen Machtvollkommenheit bis in die Fingerspitzen erfüllt. Die logische Consequenz der Romantik ist aber fraglos die Rückkehr in den Schoß der Alleinseligmachenden und ein romantischer Fürst von solchem Machtbewußtsein konnte wohl glauben, daß ihm sein Volk die Nachfolge auf dem folgerichtigen Wege nicht weigern würde. Friedrich Wilhelm IV. hatte jedoch zur Folgerichtigkeit nicht das Zeug. Nicht einmal zu consequentem Denken, geschweige zu consequentem Handeln. Wie alle Phantasiemenschen war er den Eindrücken des Augenblickes und der Stunde unterworfen und geneigt, Einfälle für Grundsätze zu halten. Allerdings blieb er immer Romantiker, aber Willkür und Fahrigkeit sind ja immanente Attribute der

*) „Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam, Ueber eines jedoch bin ich noch immer erstaunt. Denkt nur, aus allen Ländern verschrieb man niedergebrannte Herzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt. Solche nur sollen beleuchten den Hof — — Ihr lachelt und glaubt's nicht? Fragt doch Schelling und Tieck, wie man die Stumpfen dort schäpft.“

Romantisch. Ein geistreicher, unterrichteter und redefertiger Mann, liebte er es, seine Persönlichkeit zur vollen Geltung zu bringen und seinen Witz leuchten zu lassen. Heute war Ludwig der Heilige sein Vorbild, morgen der alte Fritz. Im Grunde wohlwollend, konnte er sich vom Zähzorn zu den verlegendsten Ausbrüchen fortreißen lassen. Alle diese Gegensätze und Widersprüche im Wesen und Gebaren des Königs mußten die Verwunderung, den Tadel und auch den Spott seiner Zeitgenossen herausfordern*). Das Unstäte, Gegenständliche und Widerspruchsvolle dieser Persönlichkeit und dieses Regiments fand einen kennzeichnenden Ausdruck schon in der Art und Weise, wie der König seine intime Gesellschaft zusammensetzte. Zwischen Päpstlinge wie Radowicz, Schleiermacher'sche Christen wie Bunsen, Pietisten wie Thile und Gerlach war der Atheist Humboldt hineingesprengelt, welcher den Tag über in Sanssouci den beflissenen Höfling und Abends beim verstickten Diplomaten Barmhagen den verbissenen Demokraten spielte und da über dieselben Leute höhnte und schimpfte, vor welchen er etliche Stunden zuvor unterthänigst gedienert hatte — ein widerwärtigstes Bild aus der an solchen Bildern nur allzu reichen deutschen Gelehrtengegeschichte.

Wir besitzen, beiläufig bemerkt, aus dem Munde von Bismarck eine Schilderung, welche die Hergänge in den „intimen Cirkeln“ Friedrich Wilhelm IV. hochergötzlich illustriert**). Sie könnte im Mollière stehen und macht wie dem Humor so auch der Unbefangenheit des „ferreous chancellor“ alle Ehre. Am Abend des 4. December 1870 erzählte derselbe im Hause der Frau Jéssé in der Rue de Provence zu Versailles seinen Tischgenossen, wie Humboldt die Insassen der „intimen Cirkel“ in Schlaf geschwacht habe — („Gerlach, so schnarchen Sie doch nicht!“ warf der König in den unendlichen Humboldt'schen Redestrom hinein). Einmal wäre einer dagewesen, welcher dem berühmten Gelehrten an Zunge und Zunge „über“ war — also ein wahres Phänomen von Unerforschlichkeit. Dreimal suchte Humboldt mit seinem „Auf dem Gipfel des Popocatepetl“ — dem Wortführer in die Rede zu fallen, aber vergeblich. „Das war unerhörter, Frevel! Wüthend setzte Humboldt sich nieder und versank in Betrachtungen über die Undankbarkeit der Menschheit, auch am Hofe.“ Spuren dieser Wuth, sehr deutliche, zeigen die Briefe Humboldts an Barmhagen, sowie die „Tagebücher“ des Letztern, welches zehnbändige Monument verletzter Eitelkeit bei urtheilsfähigen und außerhalb der Parteibornirtheit stehenden Menschen die Vorstellung von einem Mops erwecken konnte, mußte, welcher, zu vorsichtig-feig zum

*) Wiedermann erinnert (I, 101) an ein bezügliches „böshafte Epigramm“, schreibt aber dasselbe irrtümlich Heine zu. Es ist von Dingelstedt und steht in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters“ (2. Auflage 1842, S. 126).

„Zu guter Letzt ein klein Wasel — darf das ein wenig spitzig sein? — Ein König, spricht's bescheiden aus, ein König soll nicht witzig sein!“ u. s. w.

**) Busch, Graf Bismarck und seine Leute (1878), II, 79—80.

Beißen, sich mit dem Gedanken kitzelte, nach seinem Ableben böshaft-muthig aus dem Grabe herausbellern zu wollen.

3.

Jahr für Jahr sank die Regierung Friedrich Wilhelms IV. aus der Region romantisch-genialer Belletäten mehr und schwerfälliger in die der ordinär-polizeistaatlichen Rückwärtserei hinab. Mitunter raffte sich aber doch der König wieder auf. Die große Theilnahme, welche die schleswig-holsteinsche Sache überall in Deutschland gefunden, ließ auch ihn nicht unberührt. Er that sich ja bekanntlich bei jeder gegebenen oder gemachten Gelegenheit auf sein „Deutschthum“ viel zu gut. Schade nur, daß von dieser Sorte Deutschthum die ungeheure Mehrzahl der politisch zurechnungsfähigen Deutschen nichts wissen wollte. Eine Verständigung zwischen der Anschauungs- und Empfindungsweise des Königs, welche zwischen Absolutismus und Feudalismus hin- und herirrte, und dem Liberalismus, der nun einmal die öffentliche Meinung beherrschte, war nicht denkbar, außer etwa für Rathgebermänner, deren „kindlich' Gemüth“ bekanntlich findet, „was kein Verstand der Verständigen sieht“.

Indessen warf das in Frankreich und anderwärts in Europa sich sammelnde Hochgewitter doch allzu drohende Wolkenschatten vor sich her, als daß man in Berlin derselben hätte nicht achten können. Gebieterisch machte das Gefühl sich geltend, daß der deutsche Bund, so wie er war, einen kräftigen Stoß von außen nicht ab- und auszuhalten vermöchte. Man ging daher daran, gemeinsam mit dem Wiener Cabinet schwächern und zaudernd zu versuchen, ob sich das murmsüchtige Ding von Bundesverfassung, insbesondere auf der militärischen Seite, ein bißchen ausflücken und aufladiren ließe. Der Februarsturm von 1848, dießseits des Rheins rasch zum Märzsturm geworden, warf dieses Reform-Kartenhaus und andere über den Haufen und das sogenannte „tolle“ Jahr hob an.

Es ist hinlänglich bekannt oder könnte es wenigstens sein, wie kleine Menschen jene große Zeit vorfand, und ich werde mich wohl hüten, lange bei allen diesen Kleinheiten zu verweilen. Es ist genug, daß ich vordem in zwei ziemlich starken Bänden die Geschichte des „tollen“ Jahres zwar nicht „sine studio“, aber doch „sine ira“ geschrieben habe*). Daher sag' ich hier nur: das Jahr 1848 war die Tragikomödie der Mittelmäßigkeit. Im Einzelnen viel Aufwand von gutem Willen, von Enthusiasmus, von Geist sogar, ja wohl, aber im Ganzen alles mittelmäßig — Völker und Parlamente, Regierungen und Oppositionen, Vorschrittler und Rückwärtser, alles, alles. Eine mittelmäßigere Gesellschaft, als die Herren „Märzminister“ waren, läßt sich kaum denken. In der Paulskirche redeten oder schwiegen 118 Professoren, also hundert und etliche zu viel. Etwas Grotesk-

*) 1848. Ein weltgeschichtliches Drama. Zweite vermehrte Auflage, 1875.

Märriſcheres als die Grundrecht-zuſammenplägung durch die parlamentariſchen Haruspices und Auguren iſt weder beim Nabelais noch beim Swiſt zu finden. Der deutſche Liberalismus kam überhaupt dazumal als ins Quadrat erhobene Impotenz zum Vorſchein. Dieſe doctrinäriſche Stirnverbreiterung! Dieſe Ideenarmuth, welche nichts Anderes zu faſſen und zu wollen wußte, als den parlamentariſchen Humbug, welchen die engliſche Oligarchie von altersher treibt. Vergebens warf man den Herren ein, in Deutſchland wäre ja zu einer ſolchen Oligarchie gar kein Material vorhanden. Sie hatten ſich einmal ihren Numbo-Jumbo von Conſtitutionalismus zurechtgemacht und tanzten ſeelenvergnügt um dieſen alleinſeligmachenden Boviß herum. Der Radicalismus ſeinerſeits ſuchte die Bewegung auf den Boden der Revolution hinüberzuputſchen. Mit welchem kläglichen Mißerfolg, weiß jedermann. Auch das braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß die graufame Raſche, welche die ſiegreiche Reaction überall an den beſiegten ſogenannten Revolutionären übte, ein unausſtilgbares Brandmal deutſcher Geſchichte bleibt. Anderſeits muß einen etwas wie Scham anwandeln, wenn man daran zurückdenkt, daß es eine Zeit gegeben, wo für eine Weile ein ſo guter Menſch und ein ſo ſchlechter Muſikant, wie Friedrich Hecker war, daß Idol von etlichen hunderttauſend Deutſchen geweſen iſt. Ich meineſtheils gehörte nie, nicht fünf Minuten lang, zu den „Heckerlingen“, ſondern hielt den mittelmäßig beanlagten und ſehr dürftig unterrichteten Mann nur für das, was er war, d. h. für das verwirklichte Ideal von einem Corpsburſchen-Conſenior, und deßhalb bin ich berechtigt, ihm nachzuſagen, daß er von einem antiken Volkshelden nichts hatte als den Bart und von einem modernen Freiſchaarengeneral nichts als den Schlapphut mit der rothen Feder.

Bei dieſem Anlaß muß ich aber meinem Bedauern Ausbruch geben, daß Viebermann (I, 273) nicht verſchmäht hat, die ebenſo alberne als gehäßige Parteilüge, der General Friedrich von Gagern wäre am 20. April 1848 im Treffen auf der Scheideck bei Randern oder eigentlich vor dem Treffen durch die Freiſchärler (oder gar durch Hecker ſelbſt) meuchlings erſchoſſen worden, zwar nicht ſo beſtimmt zu wiederholen, aber doch mittelbar und andeutungsweiſe. Er ſagt ſchließlich: „Feſt ſteht ſo viel, daß die Kugeln abgefeuert worden, ehe der regelrechte Kampf begonnen hatte, alſo jedenfalls wider Kriegsgebrauch.“ Das iſt nicht wahr. Nicht vor dem Treffen, nicht bevor der General, von ſeiner Unterredung mit Hecker zurückgekommen, wieder ſein Pferd beſtiegen hatte, ſondern nachdem er daſſelbe beſtiegen und nach begonnenem, auf ſeinen beſtimmten Befehl und unter ſeiner unmittelbaren Führung begonnenem Treffen iſt Gagern getroffen worden, der allerdings ein beſſeres Loos verdient hätte, als in ſo einer Putſcherei umzukommen. Die Parteilüge von der meuchleriſchen Tödtung des Generals iſt ſchon am 20. October 1849 an einem Orte, wo, und durch einen Mann, für den es ſich um Leben oder Tod handelte, ſo ſiegreich vernichtet worden,

daß man glauben sollte, sie hätte nie wieder vorgebracht werden können. Der Mann war der ehrliche Hannes Mögling, welcher auf der Scheideß mit dabeigewesen, dann im folgenden Jahre bei Waghäusel zum Krüppel geschossen und am genannten Tage zu Mannheim vor das preußische Standgericht geschleppt wurde. In seiner Vernehmung nach den Hergängen im Treffen bei Randern gefragt, machte seine Darstellung so ganz den Eindruck der Wahrhaftigkeit, daß der Vorsitzende des Kriegsgerichts, der preußische Major Paszkow, sich gedrungen fühlte, zu erklären, Mögling „solle versichert sein, das ganze Standgericht sei von der Wahrheit aller seiner Äußerungen so überzeugt, daß es die bereit gehaltenen Zeugen gar nicht vorrufen würde, wenn dies nicht der Form wegen nöthig wäre.“*) Dieser preußische Soldat hatte fürwahr ein ganz anderes Gefühl für Wahrheit als alle jene „liberalen“ Jämmerlinge, welche nach der Katastrophe von 1849 nicht müde werden konnten, die in den Tod, in die Kerker und ins Exil getriebenen Parteigänger der „causa victa“ mit Schadenfreudebezeugungen, mit Verleumdungen und Beschimpfungen zu verfolgen, auf daß die menschliche Niederträchtigkeit wieder einmal recht niederträchtig zum Vorschein käme.

Die letzten Akte der Tragikomödie von 1848, welche überall mit kleinen Mitteln große Zwecke erreichen zu können gewöhnt hatte, bildeten der Frankfurter September, der Wiener October und der Berliner November. Das Finale spielte dann der Pariser December. Die Herren Reichsprofessoren und sonstige „Stantsmänner“ arbeiteten derweil im Sanct Paul unverdrossen weiter an der Verfertigung der preußisch-deutschen Kaiserkrone. Ja, wenn das Ding im April von 1848 oder noch im Mai oder Juni schon fertig gewesen und nach Potsdam gebracht worden wäre! Dazumal wäre es wohl schwerlich zurückgewiesen worden, auch wenn der Uhlandsche „Tropfen demokratischen Salböls“ darin geschimmert hätte. Im April von 1849 stand es anders, sehr anders. Schon am 13. December 1848 hatte Friedrich Wilhelm der Vierte an Bunsen, welcher ihm sieben Tage zuvor die Annahme der im Sanct Paul in der Nacht begriffenen Kaiserkrone angerathen hatte, also geschrieben: „Die Krone, welche die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch, Gottlob, nicht bösesten des Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Keis, aus Dreck und Letten gebaden, soll ein legitimer König von Gottesgnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen? Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation wieder einmal

*) Ich habe in meinem „1848“ (II, 74—86) eine auf genauester Prüfung der beiderseitigen Zeugnisse beruhende Schilderung der Geschehnisse auf der Scheideß gegeben. Jeder gerecht fühlende Urtheiler wird die Wahrhaftigkeit dieser Schilderung anerkennen müssen.

vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt*)." Die Kaisermacher der Paulskirche haben von dem Inhalt dieses Briefes zweifelsohne Kenntniß gehabt, denn Bunsen unterhandelte ja mit ihnen zu Anfang Februars 1849 in Frankfurt. Dennoch trugen sie den „imaginären, aus Dred und Betten gebadenen Reif" am 3. April ins Berliner Schloß und holten sich dort die bekannte königliche Ohrfeige in Worten. Sogar die Lakaien im Schlosse — ich meine die Lakaien im lakaienhaftesten Sinne des Wortes — waren unverschämt gegen die Abgeordneten des Parlaments, wie Wiedermann (I, 407), welcher doch sonst den Tenor der Ohrfeige sehr herabmindert, zu gestehen nicht umhin kann.

Was dann noch in Sachsen, in der Pfalz und in Baden geschah, bewies zweierlei: Erstens, daß die Deutschen zum Revolutionmachen keinen Schick haben, und zweitens, daß in Preußen dasumal Heer und Volk durchaus monarchisch gesinnt und nicht nationaldeutsch, sondern particularpreußisch gestimmt waren. Ein Drittes, daß nämlich sogenannte „Volkshere" gegen organisirte und disciplinirte Armeen nicht aufzukommen vermöchten, brauchte nicht erst bewiesen zu werden. Nur Altbürgern von Rübikukilien war und ist es ja gestattet, hierfür noch einen Beweis zu verlangen. Das Facit der zwei verworrenen Bewegungsjahre aber war: Die im März von 1848 so prächtig schillernd und verheißungsvoll aufgeschwebte riesige Seifenblase von der Mündigkeit und Selbstherrlichkeit der Völker ist geplatzt. Die Tragikomödie der Mittelmäßigkeit schloß mit dem Triumph superlativischer Mittelmäßigkeit, denn das „Quos ego!" des Zaren Nikolaus, welches über Europa hinschoß, fand demüthige Nachachtung.

Nun kam die traurige Zeit, wo „der Starke muthig zurückwich" — von Erfurt bis Warschau, von Bronnzell bis Olmütz, die Zeit der Exhumirung der Bundestagsmumie und der pseudobonapartischen „Gesellschaftsrettung", die Zeit der Schwarzenberge, Manteuffel, Beuste, die Zeit der Landrathskammern und Waldheimer Buchthäuslereien, die Zeit der Dogmenfabrikation, Concordate, Encykliken und Syllabusse, item auch die Zeit des größtenwahnsinnigen Materialismus, der Gründerei und Schinderei, des schamlosesten Schwindels, des frechsten Millionendiebstahls, der gierigen Raubsucht und der wilden Vergeudungslust. In dieser von den giftigsten Miasmen erfüllten Atmosphäre konnten und mußten sogar die von einem Pseudobonaparte angezettelten Kriegsmachenschaften von 1854 und 1859 für reinigende und erfrischende Gewitter gelten.

Die auf Deutschland lastende tiefe Nacht begann einer leisen Dämmerung erst dann wieder zu weichen, als mit dem Jahre 1861 in Preußen an die Stelle Friedrich Wilhelms IV. Wilhelm I. trat. Zwar hatte die „neue

*) Briefwechsel Friedrich Wilhelms des Vierten mit Bunsen, herausgegeben von L. v. Ranke, S. 233 fg.

Aera“ nicht eben viel zu bedeuten, so lange die innere und die äußere Politik des Berliner Kabinetts von halb- oder viertelsliberalen Schwentfeldern geleitet wurde, welche, eben als solche:

„Auf halben Wegen und zu halbem Ziel
Mit halben Mitteln zauberhaft zu streben“ —

gewohnt und willig waren. Der Geist dieses Liberalismus war nur sehr mäßig stark, das Fleisch aber ganz schwach. So ungefähr auch bei dem 1859 gestifteten „Nationalverein“, welcher den Phrasensaden da wieder aufnahm, wo die Kaisermacher denselben im Frühjahr 1849 hatten fallen lassen.

Damals hatte die Revolution von unten sich für bankrott erklären müssen, obzwar sie zum Geschäftemachen doch eigentlich gar nicht gekommen war. 1862, nach Beseitigung des halb- oder viertelsliberalen Schwindels, d. h. nach der Gelangung Bismarcks ans preußische Staatsruder, hob die Revolution von oben an und zeigte der Welt, wie man es machen müsse, um etwas machen zu können. Mit den „halben Wegen“, den „halben Mitteln“ und den „halben Zielen“ war es jetzt vorbei und es gab in Deutschland endlich einmal wieder, nach vielen Jahrhunderten endlich einmal wieder eine Politik aus dem Ganzen und Vollen.

Das von Goethe befürwortete Wandeln „auf den Wegen ruhiger Bildung“ ist ja recht hübsch und idyllisch, paßt auch für Minister von Miniaturstaaten wie angemessen. Aber die Weltgeschichte ist kein Idyll. Ihre großen Haupt- und Staatsactionen sind niemals und nirgends fein friedlich und säuberlich in Scene gegangen, sondern gewaltsam und unsauber, unter Blitzen, Donnern und Wolkenbrüchen, begleitet von Feuersbrünsten und Wassersnöthen. Eine von den Gesichtspunkten eines Weimarer Geheimraths aus geleitete Politik hätte sicherlich nie ein neues deutsches Reich zuwege gebracht. Nur große Mittel führen zu großen Zielen. „Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat, quod ferrum non sanat, ignis sanat“ oder, wie Bismarck am 30. September 1862 in jener denkwürdigen Sitzung der Budgetcommission des preußischen Abgeordnetenhauses sagte: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut.“

Daß er sich, indem er sich anschickte, seine „große Frage“, die deutsche Frage, zur Entscheidung zu treiben, durch sprechende Verfassungsparagraphen und redende Parlamentarier nicht aufhalten ließ, sondern mit beiden Füßen in den „Conflict“ mit besagten Paragraphen und Rednern hineinsprang, wird ihm heute wohl niemand mehr verübeln, ausgenommen etwa verbiffene Particularisten, welchen der Kantönlizopf hinten hängt und welche dem Bismarck die Schaffung des neuen deutschen Reichs nicht verzeihen können, weil sie auf den Palaver-Bühnen von Flachsensingen, Krähwinkel und Kuchsnappel die großen Männer spielen und die parlamentarischen Helden agiren konnten, während auf der großen Reichsbühne ihre Kleinheit und Gewöhnlichkeit zum Vor-

schein kommen mußte und gekommen ist, „zum erspiegelnden Exempel“, mit Kaiser Josef dem Zweiten zu sprechen. Solche aus der selbstgefälligen Eitelkeit ihres trähwinkeligen Größebewußtseins aufgeschreckte Schwäher von Particularisten sind dann auch im Jahre 1870 dumm und schamlos genug gewesen, mit der schwarzen, der rothen und der gelben Internationale gegen ihr Vaterland und für Frankreich gemeinsame Sache zu machen, von „Neutralität“ und dergleichen Narretheien mehr faselnd, bis ihres Nichts durchbohrendes Gefühl durch das Gemurre aller anständigen Leute in ihnen wachgerufen wurde. In ihrer Erbofung haben sie dann die Spalten deutschfeindlicher Zeitungen in Wien, in Frankfurt, in der Schweiz und in England mit ihren die Deutschen lästernden und die Franzosen beschmeichelnden Schmieralien gefüllt und etliche sind auch richtig später für solche Gefinnungstüchtigkeit mit französischen u. s. w. Ehrenerweisungen stigmatisirt worden, wie nur recht und billig. Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich dem Gesagten die Bemerkung anfüge: Kein Franzos, gehörte er zu welcher Partei er wollte, hätte zu solchem affenshändlichen Parademachen mit der Vaterlandslosigkeit sich erniedrigt. Das konnten nur „kosmopolitische“ deutsche Dämeler und Dufeler, falls man nicht vorzieht, sie gemeine Speculanten zu nennen, was ja inbetreff von diesem oder jenem wohl angebracht sein dürfte.

Es ist nach den Enthüllungen, welche uns die letzten Jahre gebracht, doch nicht so ganz richtig, wie Wiedermann (II., 317 fg.) annimmt, daß die liberale Opposition von dem, was Bismarck wollte, gar keine Ahnung gehabt hätte. Aber sie kannte ihn nicht. Sie kannte ihn nur als den „Junker“ von 1847—1849 und wollte ihn nur als solchen kennen. Ihm konnte das im Grunde auch ganz recht sein: wußte er doch, daß er, was er wollte, ohne und wider die Liberalen viel besser würde durchsetzen können als mit ihnen. Er mochte denken: Ist erst einmal das große Werkzeug zur Ausföhrung großer Pläne da, d. h. die reorganisirte, verstärkte und wohlgerüstete Armee, und hat das Werkzeug erst einmal Großes vollbracht, so werden die Herren Liberalen schon mit sich reden lassen. Und siehe, sie haben dann auch, wie bekannt, mit sich reden lassen, so lange und so schmiegsamlichst mit sich reden lassen, bis aus alle dem Mitsichredenlassen untersehens ein Andiewandgedrücksein geworden war.

Der Minister verhehlte sich übrigens bei allem seinem Genie und Muth, bei aller seiner Willenskraft und Thatenlust die Größe seines Wagnisses keineswegs. Es war ihm vollbewußt, daß er ein Spiel spielte, dessen Einsatz unter Umständen sein Kopf sein könnte. Er hatte wohl auch Stunden tiefer Entmuthigung, und wenn man bedenkt, was er seinen Nerven jahrelang zumuthen mußte und zugemuthet hat, so erscheint es fast wunderbar, daß sie so lange ausgehalten haben. Das große Bismarcksglück, ohne welches doch alle Genialität, Tapferkeit und diplomatische Meisterschaft des Mannes nichts ausgerichtet hätten, war, daß auf dem preussischen Thron ein Mann saß, welcher seinen Minister verstand und hielt, ihn hielt allen offenen und

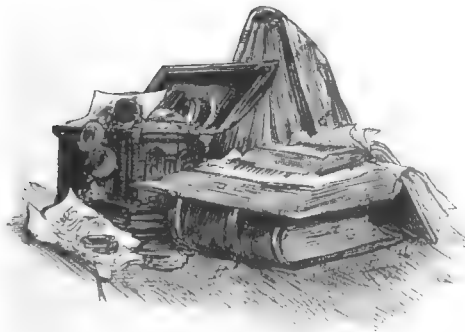
geheimen Gegenstreben und Mächenschaften, allen widerbismarckischen Ränken und Schwänken zum Troß.

Die mit so großem Spectakel inscenirte und so kläglich ausgegangene „Windbeutelei“*) des deutschen Fürstentages vom August 1863 konnte den preußischen Staatsmann nur ermuthigen, seinerseits jetzt die Revolution von oben kühn und unverweilt in Scene gehen zu machen. Denn jenes prunkvolle, aber hohle Frankfurter Spectakelstück hatte ja allen Augen, die überhaupt zu sehen vermochten, deutlich gezeigt, daß ohne Preußen aus Deutschland nichts zu machen wäre. Selbst den besten Willen der sämmtlichen übrigen deutschen Fürsten vorausgesetzt, nichts zu machen wäre, schlechterdings nichts, und folglich, daß nur Preußen etwas aus Deutschland machen könnte. Wer nicht im Stande war, aus jener Prämissen diese Consequenz zu ziehen, hatte alle Berechtigung verwirkt, in politischen Dingen überhaupt noch mitzureden. Wenn aller gute Wille und alle Macht des Kaisers Franz Josef und der deutschen Mittel- und Kleinfürsten nicht ausgereicht hatten, auch nur eine „That in Worten“ zu thun, geschweige eine That in Werken, was war dann noch von Kammerreden und Vereinsresolutionen zu erwarten? Windbeutelei, sonst nichts.

Das große Umwälzungs- und Neuschaffungsspiel von oben hob an und rollte sich, wie die Welt weiß, „mit Eisen und Blut“ in drei großen Aufzügen ab: — 1864, 1866, 1870—71. Die Peripetie spielte am 18. Januar von 1871 in der „Galerie des Glaces“ im Königsschloß zu Versailles, das Finale am 1. März in der Sitzung der französischen Nationalversammlung zu Bordeaux, den Epilog sprach am 21. März im weißen Saal des Berliner Schlosses der Kaiser Wilhelm in Form seiner ersten an den deutschen Reichstag gerichteten Thronrede.

Damit genug für heute. Angesichts eines so großartigen Spieles thut es nicht gut, von den allerhand kleinen und kleinlichen Nachspielen desselben zu sprechen.

*) Bismarck am 12. August 1863 aus Gastein an seine Frau. Bismarckbriefe. 2. Aufl. S. 160.





Eduard Desor.

Lebensbild eines Naturforschers.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

III.

Bei den Männern, Agassiz und Desor, setzten anfänglich in Cambridge und Boston das alte Verhältniß fort. Allein der Wurm nagte im Innern und nach kurzer Zeit kam das allmählich angewachsene Berwürfniß zum Durchbruche durch häusliche und religiöse Veranlassung.

Wenn Agassiz alle Eigenschaften hatte, die ihn den Amerikanern werth machen konnten und die ich oben geschildert habe, so fehlte ihm ein Zug, der den Mann macht, ein ausgeprägter Charakter. Er war ein weiches Wachs, das den Eindruck desjenigen trug, der ihn zuletzt in der Hand gehabt hatte, eine Windfahne, die um den ganzen Horizont herumfahren konnte, glaubend, sie habe unverrückt still gestanden und auf denselben Punkt gezeigt. In kurzer Zeit hatte er sich durch seine Liebenswürdigkeit, durch seine Vorträge, die stets eine great attraction waren, durch die Energie, welche er in Beschaffung von Materialien und Bearbeitung der Fauna Nordamerika's entwickelte, eine Stellung errungen, in welcher er glaubte, sich Alles erlauben zu können gegenüber seinen Mitarbeitern. Um seine Zwecke erreichen zu können, warf er sich den Sklavenhaltern des Südens, die damals mit den Methobisten des Nordens Hand in Hand gingen, vollständig in die Arme. Es war ihm dies um so leichter, als es nur eine Weiterentwicklung eines Keimes war, den der Waadtländer stets in sich trägt.

Desor im Gegentheile hatte sich der Gegenpartei zugewendet, in der meine Tante, die Wittwe Carl Zollens, eine geborene Cabot, der Familie des Piloten der Mayflower angehörend, eine vorragende Stellung einnahm

und an deren Spitze Theodor Parker stand. Mit diesem trat Desor in ein inniges Freundschaftsverhältniß. Parker kam später, schon brustleidend, nach Europa hinüber, weilte lange bei Desor in Neuchâtel und auf Combe-Marin, wo ein Zimmer noch heute seinen Namen trägt, und starb in Desors Armen in Florenz. Die Partei der freien religiösen Richtung war zugleich die Partei der Gegner des Slaventhums und ihr Bannerträger war der edle Parker, gegen dessen lauterer Charakter auch seine verbissensten Feinde niemals den Stein zu heben wagten.

So konnte es denn nicht fehlen, daß endlich geringfügige Dinge, Weibergeschichten wahrscheinlich, einen erbitterten Kampf zwischen den beiden langjährigen Genossen erzeugte, der Keinem zum Vortheil gereichte.

Ich sagte: wahrscheinlich Weibergeschichten, denn Desor war über diesen Punkt äußerst discret, und wenn ich ihn danach fragte, so brummte er nur Etwas in den Bart oder warf mir einen bekannten Taufnamen entgegen mit dem Zusatz: Du weißt ja! Daß der Streit aber die häßlichste Wendung und Agassiz sogar zu Beschuldigungen seine Zuflucht genommen hatte, die ein Mann nicht aussprechen sollte, auch wenn sie wahr wären, zeigte mir ein Schriftstück, das ich im Jahre 1848 in der Paulskirche erhielt und worin ich aufgefordert wurde, auf Fragen mit meinem Ehrenworte bekräftigte, wahrheitsgetreue Antworten zu geben, die allerdings das Ehrengericht, das sich gebildet hatte, zu Desors Gunsten entscheiden ließen.

Eilen wir über diese Dinge hinweg, die ich nicht erwähnt haben würde, wenn nicht in einigen, unmittelbar nach Desors Tode veröffentlichten biographischen Notizen gesagt worden wäre, Desor habe sich später mit Agassiz versöhnt, ich aber nicht. Als Agassiz, wenn ich nicht irre im Jahre 1859, wieder in die Schweiz zu einem Besuche gekommen war, wurde ihm zu Ehren eine Versammlung in Genf berufen. Ich war in den Ferien weitab im Gebirg mit meiner Familie und fand mich nicht veranlaßt, trotz der Aufforderungen von dritter Seite, aber ohne Initiative des Betheiligten, ein Nährstück aufzuführen, wie es in der That mit Desor in Scene gesetzt wurde, das aber die Dinge ganz beim Alten ließ.

Es war nichts Leichtes für unsern Freund, gegen einen übermächtigen Gegner aufzukommen. Aber es gelang. Desor wurde Mitglied der geologischen Untersuchungscommission des Nordens der Vereinigten Staaten; er wurde zuerst mit der geologischen Untersuchung der Küstenstrecken beauftragt, deren genauere Vermessung damals im Werke war, und kam so in freundschaftliche Beziehungen zu dem späteren Admiral Ferguson, der damals als Lieutenant den Kutter befehligte, auf welchem Desor stationirt war. Sodann wurde er mit Whittlesay beauftragt, die Umgebungen des Oberen Sees zu erforschen und mehrere Sommer hindurch durchstreifte er die sumpfigen Urwälder, in welchen damals nur Pelzthiere und Indianer zu finden waren. Die Kenntniß der Gletscherphänomene, die er sich in der Schweiz und im Norden geholt, kam ihm hier vortrefflich zu Statten; er wies dieselben überall nach und

die Abhandlungen, welche er über den „Urwald“ veröffentlichte, sind noch heute eine Quellschrift für diese Gegenden.

So schien es denn, als sei er gänzlich für Nordamerika gewonnen, als ein undorhergesehenes Ereigniß seinem Leben abermals eine neue Wendung gab.

Ich habe oben eines Bruders erwähnt, der die Medicin studirt und dann sich als praktischer Arzt in Homburg niedergelassen hatte. Homburg war damals noch kein berühmtes Bad, der Dr. Desor ein geistig wenig begabter Mensch. Die Praxis ging nur flau und es zeigte sich keine Aussicht zur Besserung. Die „brüderliche Liebe“, wie wir den Doctor nannten, klagte Jammer und Noth. Da wurde in dem neuenburgischen Landstädtchen Boudry die Stelle eines Arztes frei und weil kein geborener Neuenburger sich dort niederlassen wollte, wurde Dr. Desor berufen.

Boudry theilt sich mit dem Bergdorfe la Sagne in den Ruf des neuenburgischen Schilba. Die Einwohner heißen die „Train-sacs“, weil man sie beschuldigt, sie zögen im Herbst in hellen Haufen an den See, um den Nebel in Säcke zu fassen und in ihre Weinberge zu schleppen — wehe dem Fremden, der seinen Stod auf dem Pflaster klirren ließe, man würde darin eine Anspielung auf die Sage finden. Als König Friedrich Wilhelm IV. seine Rundreise in der Principauté modèle machte, frühstückte er in Boudry, wo man ihm die Erzeugnisse der Weinberge vorsetzte. „Das ist ein guter Wein,“ sagte der König, zu dem Bürgermeister sich wendend. „Oh, Sire,“ schmunzelte dieser, sich selbstgefällig den Bart streichend, „wir haben noch besseren in unsern Kellern!“ „Sie thun wohl daran, ihn für eine bessere Gelegenheit aufzusparen,“ erwiderte der König pikirt und hob die Tafel auf.

In diesem Landstädtchen, das übrigens von bedeutenden Fabriken und Landgütern der hohen neuenburgischen Aristokratie umgeben war, ließ sich Dr. Desor nieder. Er besaß die für gewisse Kategorien von praktischen Ärzten höchst schätzenswerthe Eigenschaft, die Klagen der alten hysterischen Jungfern mit stoischer Geduld stundenlang anhören und sie dann durch einige in wehmüthig-sympathischem Ton ausgesprochene Worte und etwas Castoreum über die Leiden dieses irdischen Jammerthals trösten zu können. Dies gelang ihm so gut, daß eine dieser Jungfern sich ihrerseits bemogen fühlte, ihn über die Leiden des Junggesellenstandes zu trösten.

Furchtbare Aufregung in der Familie de Pierre, deren weibliche Angehörige, um das Vermögen dem Mannsstamme zu erhalten, meist zu lebenslänglicher Keuschheit verdammt waren. Aber Fräulein de Pierre, die schon an der Grenze reiferer Jugend angelangt war, wollte ihren Doctor um jeden Preis und setzte ihren Willen durch. Sie brachte ihrem Mann ein bedeutendes Vermögen zu, das sich noch durch gezwungene Erbschaften vergrößerte. Es bestand nämlich in der Principauté modèle das Gesetz, daß man jede, auch negative Erbschaft antreten mußte und unter keinen Umständen zurückweisen konnte. Das beneficium inventarii war für Neuenburg nicht erfunden. Mehre bekannte Neuenburger, de Bury, Meuron u. s. w., sollen diesem Ge-

setze ihren im Auslande erworbenen Reichthum verdankt haben. Sie waren der Antretung von Erbschaften mit erklecklichen Schuldenmassen ausgewichen, die Seitenverwandte hatten machen können, weil die Darleiher wußten, daß die reichen Erben sie bezahlen mußten, wenn sie in dem Lande blieben.

Dr. Desor war leidend und fand im Weine zwar Trost, aber nicht Heilung. Seine Gattin starb und da die Familie noch auf ihrem Todtenbette steinharten Herzens eine Annäherung verweigert hatte, so setzte sie ihren Mann zum alleinigen Erben ein. Dieser rief den Bruder um Hilfe an zur Verwaltung seines, zum großen Theile aus Liegenschaften bestehenden Vermögens. Nach langem Zaudern willigte Eduard ein und ging im Jahre 1852 unter Segel, den Vereinigten Staaten, wo er viele und ergebene Freunde zurückließ, für immer den Rücken kehrend. Sein Bruder siechte noch einige Zeit und starb dann, sein ganzes Vermögen unserm Freunde hinterlassend — Wohnhäuser in Neuchâtel, vortreffliche Weinberge und namentlich jenes Jagdhaus im Jura, das später unter dem Namen Combe-Varin so bekannt wurde, und von dem ich in dem neunten Bande dieser Zeitschrift Kunde gegeben habe. Ich wurde fast zu derselben Zeit, nach längerem Aufenthalt in Paris, der Episode in Gießen und im Frankfurter Parlamente und einer Ruhepause in Nizza, nach Genf berufen. So fanden wir uns Beide wieder in der Schweiz zusammen in gleichem Verufe, als Professoren der Geologie an den Akademien zu Neuchâtel und Genf. Wenn ich nicht irre, traten wir fast zu gleicher Zeit unser Lehramt an.

Der Uebergang von sehr bescheidenen, ja kaum genügenden pecuniären Verhältnissen zu der Stellung eines Rentiers mit einem Einkommen von 30—40,000 Franken jährlich wäre für manchen Anderen verhängnißvoll gewesen. Desor mußte sich vortrefflich hineinfinden. Er war ein strenger, manchmal sogar knapper Haushalter, der sich aber nichts versagte, wenn es galt, wissenschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen, wohlthuende Gastfreundschaft zu üben und talentvolle junge Leute zu unterstützen oder den nothleidenden Hinterbliebenen seiner Freunde unter die Arme zu greifen. In späteren Jahren machten sich freilich die Genauigkeit und Sparsamkeit, die ein Erbstück fast aller Franzosen sind, zuweilen in herber Weise geltend, was um so mehr auffallen mußte, als er für keine Familie zu sorgen hatte. Aber nur den intimsten Freunden wurden diese Schrullen bekannt, die übrigens den Ausgaben für den Empfang seiner Gäste, für die Bereicherung seiner Bibliothek und seiner Sammlungen, sowie für seine Reisen keinen Eintrag thaten.

IV.

Desor war im wahren Sinne des Wortes, was die Alten einen *naturae curiosus* nannten, mehr ein Stöberer, als ein Ergründer, mit offenem Aug' und Sinn für Fragen aller Art, mochten sie auch seinem eigentlichen Fachstudium, der Geologie, noch so fern liegen. Man kann nicht sagen, daß er ein Naturforscher ersten Ranges gewesen sei, der neue Bahnen geöffnet, der

Wissenschaft bisher unbekannte, großartige Ziele gesteckt hätte; aber mit scharfer Beobachtungsgabe, ausdauerndem Fleiße und einem gewissen Bedürfnis nach Klarheit und Bestimmtheit der Resultate ausgerüstet, mußte er immerhin Bedeutendes leisten. Besonderen Scharfblick hatte er für die Bildung der Oberflächen, für die Verkettung der äußeren Erscheinung der Gebirge und Thäler mit der inneren Structur der Masse — seine Leistungen in der Orographie der Alpen und des Jura, seine Schilderungen der Moränenlandschaften, der Sahara, der nordamerikanischen Urwälder sind anerkannt. Seine guten Eigenschaften als Stylist und Forscher traten besonders hervor, wenn er die Feder in die Hand nahm. Aus der englischen Sprache hatte er die knappe Kürze, aus der französischen die bestimmte Präcision des Ausdrucks. Wenn er mündlich vortrug, regte er zwar immer an, kam aber nur selten dazu, seinen Gegenstand zu erschöpfen, da er sich leicht verleiten ließ, nach allen Seiten hin abzuschweifen. Als Lehrer an der übrigens sehr heruntergekommenen Akademie von Neuchâtel fand er Anklang hauptsächlich durch den Eifer, mit welchem er die jungen Leute zu selbständigem Arbeiten, zur Anschauung der Thatfachen, wie sie in der Natur vorliegen, anspornete, weit weniger durch die Art und Weise des mehr episdischen Vortrags.

Nachdem sein Bruder gestorben und ihm das bedeutende Vermögen, das er von Fräulein de Pierre ererbt, hinterlassen hatte, zog sich Desor nach und nach von dem Lehramte zurück. Die Akademien der französischen Cantone der Schweiz, Neuchâtel, Waadt und früher auch Genf, vor der Umgestaltung der Letzteren in eine Universität, waren doch im Ganzen zu beschränkt in ihrem Kreise, zu unbestimmt in ihren Zielen, als daß man lange daran mit Befriedigung hätte ausharren können, wenn man nicht geborener Bürger des Cantons oder zum Bleiben gezwungen war. Weder Fisch noch Fleisch, einerseits den höheren Gymnasialklassen Deutschlands, den Lyceen Frankreichs, andernteils den ersten Universitätsjahren entsprechend, mit darauf aufgepfropften Dressir-Facultäten für Theologie und Rechtswissenschaft des Ländchens, boten diese den Professoren der Naturwissenschaften um so weniger Befriedigung, als diese mit den kaum den Kinderschuhen entwachsenen Studenten, welche den ganzen Dünkel ihrer gleichnamigen älteren Commilitonen an den Universitäten hatten, die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften durchmachen mußten. Es ist unglaublich, aber doch wahr, daß man zur damaligen Zeit in die Akademien übertrat, ohne je in den vorhergehenden Unterrichtsstufen auch nur ein Wort von Naturwissenschaften gehört zu haben; und daß aus diesem Grunde meist ein oder zwei Jahre Studiums an der Akademie vorgeschrieben waren, ehe man zu den Fachstudien der auf ein Minimum reducirten Facultäten übergehen konnte. An manchen dieser Anstalten ist dies noch heute so und da die Schüler dieser sogenannten années préparatoires meist nur 16—17 Jahre hatten, so entsprach auch die Disciplin ganz derjenigen der Gymnasien anderer Länder. Aber man wurde „Messieurs les

Etudiants“ titulirt! Von einer gleichmäßigen Ausbildung, von einer Maturität, wie man sie in Deutschland und in der deutschen Schweiz auffaßt, hat man noch heute kein Verständniß — die Maturität für sciences und für lettres ist eine andere, als die für Theologie, Rechtswissenschaft und Medicin.

Sei dem, wie ihm wolle, so zeigte sich in den ersten Jahren der Thätigkeit Desors als Professor in Neuchâtel noch das Bestreben, gewisse Fragen, mit welchen er sich beschäftigt hatte, monographisch zum Abschlusse zu bringen, wie die Studien über den geologischen Bau des Abschnittes der Jurakette, aus welcher der Canton Neuchâtel wesentlich gebildet ist (*Etudes sur le Jura neuchâtelois*, gemeinschaftlich mit Gressly), und seine kritische Sichtung der Seeigel (*Synopsis des Echinides*) beweisen. Im Uebrigen aber wurden seine wissenschaftlichen Leistungen mehr aphoristisch, selbst diejenigen über Orographie der Alpen, Entstehung der Seen, die ich schon erwähnt habe, und es regnete förmlich kleinere Abhandlungen und Schriftstücke über begrenzte Fragen, die zwar stets etwas Neues enthielten, immer interessant waren durch den einfachen, flüssigen Styl, die Beschränkung auf den wesentlichen Punkt, auf den es ihm ankam, die aber zu keinen größeren Abschlüssen führten.

Die Gletscherfrage trat in den Vordergrund. Desor war immer noch bereit zu Excursionen und Besteigungen; aber als er bei einer Besteigung des Galenstockes oberhalb des Rhonegletschers, die er mit seinem Freunde Dollfus-Auffet und dessen Sohn ausgeführt hatte, auf dem Rückwege diesen Sohn vor seinen und des Vaters Augen durch die über einen wohl tausend Fuß tiefen senkrechten Absturz hinüber gewachsene Schneebede durchbrechen und in der schwinbelnden Tiefe versinken gesehen hatte, stellte er den Bergstock und die Eishacke in den Winkel, um sie nicht wieder herborzuholen. Der junge Mann wurde gerettet — er war auf einer vorspringenden Felszacke mit halbem Leibe aufgefallen und hängen geblieben — Desor hat diese Episode in einem Artikel (*Une dernière ascension*) einfach und gerade durch diese Einfachheit in erschütternder Weise beschrieben — aber es blieb in der That seine letzte Besteigung. Wohl aber führten ihn die mit dem Gletscherphänomen zusammen hängenden Fragen öfter in die Thäler, auf den südlichen Abhang der Alpen, nach Italien, wo ein vielfach umstrittenes Zueinandergreifen der Ablagerungen des Meeresarmes, welcher früher die Ebene des Po einnahm, mit den von den Gletschern vorgeschobenen Trümmermassen, den sogenannten Moränen, ihn intensiv beschäftigte.

Die Gletscherfrage führte ihn auch mit seinen Freunden Escher von der Linth und Martins von Montpellier nach Nordafrika und in die Sahara bis zu den großen Schotts des Dattellandes, über Biskra nach Tuggurth, so weit als im Jahre 1864 die französischen Colonnen sich Bahn gebrochen hatten. Es galt, eine Theorie zu verificiren, welche namentlich von Dove lebhaft bestritten wurde. Der Föhn, dieser Verzehrter des Alpenschnees, gegen den nach dem schweizerischen Sprüchworte weder die Sonne noch der

liebe Gott in diesem Punkte aufkommen können, sollte ein Kind der neuesten Aera sein, entstanden durch die Austrocknung der früher vom Meere überströmten Sahara. Von dort sollte der heiße, trockene Simun als Scirocco über Italien herbrausen, den Schnee von den Bergen ledern und so die Gletscher in ihren jetzigen Schranken halten. Früher aber, als die Sahara noch ein Nordafrika von dem centralen Continent trennendes Meer war, konnte dieser Wind nicht trocken, sondern mußte im Gegentheile feucht sein, deshalb an den kalten Hochwarten der Alpen anprallend, das Uebermaß seiner Feuchtigkeitz als Schnee absetzen und somit neben andern Ursachen die Vergrößerung der Gletscher und ihr Herabsteigen in die Thäler mitbedingen helfen.

Der Schlüssel zur Lösung der so gestellten Frage lag also in der Sahara, in dem Nachweise, daß dort früher eine Meeresbedeckung existirt habe. Die Freunde waren so glücklich, in einiger Entfernung von Tuggurth in der That Meeresmuscheln und namentlich See-Eicheln (Balanen) zu finden, welche in einem regelmäßig geschichteten Thone abgelagert waren. So weit war also das Meer gekommen und beinahe so weit könnte man es auch wieder mittelst des Durchstiches des Isthmus von Gabes führen, denn bekanntlich liegen die großen Schotls (Melrihr u.) des Euf unter dem Meerespiegel. Erhebt man sich aber aus dieser Tiefebene gegen Westen hin, so verwickeln sich die Verhältnisse immer mehr; schon bei Biskra zeigen sich am Rande des Gebirges Süßwassergesteine und die Ueberführung mit Schutt und Trümmern, die nicht wohl das Resultat von Meereswirkungen sein können, entzieht dem Beobachter die tieferen Bildungen. Die Theorie, welche den Föhn aus der Sahara ableitete, ist heute verlassen.

Die Entdeckung der Pfahlbauten im Zürich-See bei Meilen durch Ferdinand Keller, mit welchem Desor seit einem Besuche desselben auf dem Argletscher im Jahre 1841 innig befreundet war, hatte unterdessen der archäologischen Forschung eine neue Richtung gegeben und eine Mine eröffnet, auf deren Ausbeutung sich Desor mit seiner ganzen Energie und allen Hilfsmitteln warf, welche ihm sein Vermögen zu Gebote stellte. Bald hatte er sich einen Fischer herangebildet, der zuerst den Neuenburger, dann die übrigen Seen in seinem Auftrage durchsuchte, ihn auf Ausflügen nach den italienischen und bairischen Seen begleitete und von Zeit zu Zeit den Neulingen in solchen Untersuchungen geliehen wurde, um diese mit den Methoden der Fischerei nach prähistorischen Alterthümern bekannt zu machen. Man kann fast sagen, daß Desor der Wanderlehrer der neuen Wissenschaft wurde, die er in unzähligen Artikeln, Brochuren und auch einem größeren Prachtwerke mit herrlichen Tafeln von L. Foore (*Le bel âge de bronze*) unermüdlich behandelte. Bald hatte er eine bedeutende Sammlung zusammengebracht, welche er dem Museum der Stadt Neuenburg vermacht hat, und stets von Neuem lehrte er, nach manchen Abschweifungen, zu diesem Lieblingsgegenstande zurück, der ihn bis zu seinem Tode beschäftigte. Seine Bestrebungen in diesen Forschungen

werden auch gewiß in der Geschichte der Wissenschaft am längsten mit Ehren genannt werden, wenn seine übrigen Arbeiten vergessen sind.

Man wäre indessen ungerecht gegen den Mann, wollte man seine Stellung in dem Treiben der heutigen Forschung einzig nach den Erzeugnissen seiner Feder abmessen. Seine wesentlichste Bedeutung gewann er durch die anregende Förderung in Gesellschaften, auf Congressen, bei Wanderversammlungen, in dem persönlichen Zusammenwirken mit allen Häuptern der Wissenschaft unserer Zeit. „Er war nicht ohne einigen Ehrgeiz,“ sagt ein Nekrolog der Neuen Züricher Zeitung; „es schmeichelte ihm, mit den ersten Gelehrten in Verbindung zu stehen und als ein ihnen Ebenbürtiger genannt zu werden; die Gastfreundschaft, die er in liberalster Weise übte, belebte und erhielt diesen ihm so sympathischen Verkehr.“ Es war nicht dieses Element des Ehrgeizes allein, obgleich dasselbe sehr mächtig wirkte, es war das Interesse an den Dingen, das ihn dazu trieb, diesen Verkehr aufzusuchen und ihn zu Forschungszwecken auszunutzen. Die schweizerische naturforschende Gesellschaft, die älteste wissenschaftliche Wandergesellschaft Europas, deren Organisation später in allen anderen Ländern zum Vorbilde diente, zählte kein eifrigeres Mitglied, als Desor. Die geologische Commission dieser Gesellschaft, deren Hauptzweck die Herstellung der prachtvollen, jetzt noch nicht vollständigen geologischen Karte der Schweiz in großem Maßstabe ist, versammelte sich regelmäßig in seinem gastlichen Hause, um ihre Vorlagen zu erledigen. Die internationalen, prähistorischen und anthropologischen Congresses sind wesentlich sein Werk; die erste Versammlung eines solchen präsidirte er in Neuchâtel. Wo irgend in der Schweiz ein auf gemeinschaftliches Zusammenwirken gegründetes Unternehmen im Bereiche der Naturwissenschaften in das Werk gerichtet werden sollte, konnte man sicher sein, Desor mit Rath und That kräftig eingreifen zu sehen. Man könnte wohl sagen, daß er in dem kleinen republikanischen Gemeinwesen etwa eine ähnliche Rolle spielte, wie Alexander von Humboldt in größeren Verhältnissen, jedenfalls mit derselben Unermüdlichkeit in Correspondenzen, Ansprachen und Besprechungen.

Dazu halfen seine besonderen Eigenschaften, die ihm schnell Freunde gewannen. Die schroffen Ecken seines Charakters, die nicht fehlten, traten in diesem, der Wissenschaft gewidmeten Wirken nicht hervor; er war im Gegentheile immer bemüht, Reibungen zwischen Dritten zu verhindern, zum Frieden zu sprechen, Gegensätze zu mildern. Beau causeur, wie die Franzosen sagen, der einen gutmüthigen oder witzigen Einfall stets zur Hand hatte, gern bereit war, auf die Gedanken Anderer einzugehen und ohne sich selbst je ganz zu geben, doch dasjenige Zutrauen einflößte, welches Freundschaft im Gefolge führt.

So wüßte ich keinen unter Denen zu nennen, welche mit ihm zusammentrafen, die nicht gerne dieses Zusammentreffen wiederholt hätten. Kein Zweifel, daß er aus diesen Gelegenheiten Nutzen zog, aber da er gerne mittheilte, was er wußte, mit seinen Kenntnissen ebenso wenig, wie mit seinen

Anschauungen hinter dem Berge hielt, Jedem das Seine gönnte, so ließ man sich gern in Gespräche und Discussionen ein, die bei aller Lebhaftigkeit nicht ausarteten.

Ich habe im neunten Bande dieser Zeitschrift (Eine Naturforscher-Allée im Hoch-Jura) die Gastfreundschaft zu schildern gesucht, wie Desor sie in Combe-Varin und in Neuchâtel übte. Es wurden weder bei dem Empfange noch bei dem Abschiede viele Worte gemacht; das Ausstramen von Gefühlen und die namentlich in Norddeutschland so emsig geübte Zergliederung und Auslegung des eigenen Inneren, war weder des Hausherrn, noch seiner Gäste Sache, aber eine gemüthliche Heiterkeit belebte die Gesellschaft. Vermöhnnte Augen hätten freilich Manches zu tadeln gehabt. Aesthetischer Sinn und künstlerischer Geschmack gingen unserem Freunde gänzlich ab. Er war hart gewöhnt gewesen in seiner Jugend und hatte für wohlthuende Ausschmückung seiner Wohnräume keinen Sinn. Einige jener schrecklichen Copieen nach Titian und Raphael, wie man sie in Florenz für einige Franken kauft, bildeten den einzigen künstlerischen Schmuck der Räume im Wohnhause in Neuchâtel. Sein Arbeitszimmer war das kälteste, unheimlichste Gemach im ganzen Hause. In Combe-Varin war Alles belassen worden, wie die Jäger der Familie de Pierre es eingerichtet hatten — ächte Bauernmöbel, nur einige Kiedinger'sche Jagdstücke an den Wänden des Vorplatzes und auf einigen Büchergestellten, sorgsam hinter frommen Gebetbüchern und Predigtammlungen verborgen, die offenbar weit mehr gelesenen schlüpfrigen Romane und Erzählungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Wahre Fühnersteigen führten aus der Küche zu dem zugleich als Salon dienenden Eßzimmer und hinauf in den ersten Stock. Ein einziges Sopha in Desors Schlafzimmer, das ihm zugleich als Arbeits-Cabinet diente, ein großer Divan in dem Eßzimmer — sonst nur Holzstühle und fast ungehobelte Möbel in den Schlafzimmern. Und dennoch fühlte man sich so heimisch, wenn man auch der Strohsäcke in den engen Betten nicht mehr gewohnt war. Essen und Trinken nach dem alten schwäbischen Sprichworte: Wenig, aber gut und a Bissle reichlich. Die Weine ausgezeichnet — Desor war seiner Kenner, wenn er gleich dem Neuenburger vielleicht einen zu hohen Rang einräumte. Aber er nahm es seinen französischen Freunden nicht übel, wenn diese den Bordeaux vorzogen und es that ihm wohl, wenn man den Inhalt der Fässer und Flaschenkisten lobte, die er den Freunden gerne von Zeit zu Zeit zusendete.

Combe-Varin ist nur noch eine Erinnerung, die aber in dem Gemüthe Derer haftet, die an seiner Glanzperiode Antheil genommen haben. Diese ganze Periode von etwa 25 Jahren würde ungetrübt erscheinen, wenn nicht in das wissenschaftliche Leben sich nach und nach ein anderes Element eingemischt hätte, das stets mehr und mehr überwucherte.

V.

Die republikanische Staatsform hat das Besondere, daß sie die active Theilnahme eines jeden Bürgers verlangt. In Monarchien kann man sich

dieser Mitarbeit entziehen und Diejenigen walten lassen, welchen das Regierungsgeschäft obliegt — Jeder kann, wenn es ihm so gefällt, bei seinem Handwerk bleiben. In Republiken, namentlich in so kleinen Gemeinwesen, wie die schweizerischen Cantone, muß Jeder selbst mit Hand anlegen. Dame Politik ist aber ein sehr selbstsüchtiges Frauenzimmer — man braucht nur einen Finger in ihr Räderwerk zu stecken und man wird mit dem ganzen Leibe nachgezogen. „Es ist manchmal leicht, die Daumen einzusetzen,“ sagte mir einmal ein schweizerischer Staatsmann — „es ist immer ungemein schwer, sie wieder aufzuheben.“ Ich muß dem Manne aus eigener Erfahrung Recht geben. Man reißt die Daumen oft nicht los, ohne ein Stück Nagel dabei einzubüßen.

Es gährte schon lange in der Principauté modèle. Schon während der Zeit unseres ersten Aufenthaltes in Neuchâtel gab es, freilich sehr unschuldige, geheime Conventikel, die sich bei einem Apotheker Namens Humbert versammelten, den eine Kniegeschwulst an das Haus fesselte. Man trock mehr als man ging, durch mehrere Kellergewölbe bis in ein hinterstes Gemach, wo sich die Getreuen versammelten, sobald Freunde von Chaux-de-Fonds kamen mit aufregenden Nachrichten. Das Jahr 1848 brachte auch hier die Erlösung von der Herrschaft des Fürsten. Einem unserer Bekannten aus dem Humbert'schen Keller, dem Advocaten Piaget, fiel die Regierung zu, durch welche das Fürstenthum ganz ein schweizerischer Canton werden sollte. Die Entscheidung wurde indessen erst viel später nach dem royalistischen Putzche im Jahre 1856 endgiltig besiegelt, wesentlich durch die Intervention des Kaisers Napoleon.

Alles war umzugestalten. Vor 1848 galten in Rechtsachen die „us et contumes“, der altherkömmliche Brauch, und in letzter Instanz des Criminal-Rechts Kaiser Caroli des Fünften hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung. Das alte Herkommen kannten aber nur zwei Männer im Fürstenthum Neuenburg, die Burgermeister Gallot und Perrot, die niemals gleicher Meinung waren. Es existirte ein geistliches Gericht für Streitigkeiten in Ehesachen, die „chambre matrimoniale“, vor welcher die Zeugen nur knieend antworten und die Advocaten nur knieend plaidiren durften. Die Richter waren großentheils geistliche Herren, der *maitre-bourgeois* präsidirte mit einem großen silbernen Zepter. Auf dem Tische stand auf einem Pulte die Folio-Ausgabe von Oesterwalds Bibel, auf welche die Zeugen schwören mußten. „Zeuge,“ sagte der Burgermeister Perrot zu einem Manne, „Zeuge, Sie schwören auf die Bibel, auf den Knieen, die Wahrheit zu sagen!“ Der Mann mißt mit Blicken den Tisch, geht einige Schritte zurück und springt mit einem gewaltigen Sage auf den Tisch, um auf die Bibel zu knieen. Der Burgermeister glaubt, der Mensch mache ein Attentat auf ihn und legt sich mit dem Zepter in Fechterstellung aus. Piaget, der plaidiren sollte, schüttelt sich vor Lachen und erhält, nach Herstellung der Ruhe, einen Verweis für ungebührliches Betragen.

Die Justiz war von der Verwaltung nicht getrennt. Man regierte, schrieb Steuern aus, maßregelte von Gottes Gnaden. Die Stadt war unab-

hängig vom Staate. Kurz, es war eine mittelalterliche Wirthschaft, die um so mehr bergab ging, als die Zustände nicht zu den veränderten Verhältnissen paßten.

Die neue Regierung hatte alle Hände voll zu thun, um so mehr, als die loyale Hauptstadt, von den hyperlokalen Bewohnern einiger Dörfer unterstützt, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. La Sagne ist in dieser Beziehung noch jetzt bekannt. Kein Haus, das nicht einen Kammerdiener oder eine Kose an den Hof nach Berlin geliefert hätte. Die neuhurgische Aristokratie diente vorzugsweise in der Diplomatie, schon ihrer französischen Sprache wegen, die Sagnards wurden in niederen Hausdiensten verwendet. Man hatte sich in diesen Regionen in einen solchen Hyper-Loyalismus hinaufgeschwindelt, daß zu meiner Zeit, bei der Königreise, den Gymnasialisten als Thema für einen lateinischen Aufsatz gegeben wurde: „Eine Vergleichung zwischen dem Einzug Friedrich Wilhelms des Vierten in Neuchâtel und dem Einzug Christi in Jerusalem.“

Die republikanische Regierung hatte vor Allem an Justiz und Verwaltung Hand angelegt, die übrigen Zweige aber vernachlässigen müssen. Als Desor in die Akademie eingetreten war, galt es namentlich, Reformen im Unterrichts- und Kirchenwesen einzuführen. War es ein Wunder, daß er mit hineingezogen wurde?

Wenn die Arbeiten und Debatten der gesetzgeberischen Körper eine um so größere Wichtigkeit beanspruchen, je bedeutender die Stellung des Landes ist, dem sie angehören, so darf man nicht glauben, daß die Zeit, Mühe und Einsicht, die man denselben zuwenden muß, im Verhältniß zu dieser Wichtigkeit ständen. Es wird eine unglaubliche Menge von Staatswissenschaft und Staatsweisheit, von parlamentarischer Strategie und Taktik in Versammlungen verschwendet, von welchen man im Auslande keine und sogar im Inlande nur wenige Notiz nimmt. Ich halte nach meiner Erfahrung dafür, daß die Antheilnahme an einer großen Versammlung, an dem deutschen Reichstage, der französischen Kammer eher geringere Anforderungen an den Mann stellt, als die Mitgliedschaft des Großen Rathes in Genf oder des Nationalrathes in Bern. Die Summe der Arbeit ist dieselbe, ob ein Gesetz durch die Commissionen und Plenarsitzungen einer Versammlung von 100 oder von 500 Mitgliedern durchgepeitscht werden muß. Aber in großen Versammlungen kann sich der Einzelne nur einigen, begrenzten Fragen widmen; in kleinen muß er, wenn er nicht zu dem überall vertretenen „Stimmvieh“ gehört, in allen Fragen sich fattlest machen. Die Nebenarbeit ist weit verwickelter in kleinen Versammlungen; sie zersplittert sich in unzählige Factoren, in die geringsten Kirchthurm-Interessen. Wenn die Wellen nur einigermaßen hoch gehen, so knüpfen sich an die Debatten persönliche Reibungen, die um so weniger ausbleiben können, als die Gegner mit den geringsten und intimsten Verhältnissen ebenso vertraut sind, wie die Bewohner einer Dorfstraße. Wenn in größeren Versammlungen die Gegensätze auf dem principiellen

Gebiete bleiben können, so müssen sie fast nothwendig in kleineren zu Animositäten, zu Gereiztheiten, zur Erbitterung und zum Bruche führen.

Desor hatte sich gänzlich in die neuenburgischen Verhältnisse eingelebt. Er war damals unbestritten die erste wissenschaftliche Autorität in Neuchâtel. Aber Viebig sagte mir einmal von dem Chemiker Mohr, als dieser viele Tolleheiten in die Geologie hatte einführen wollen: „Es ist ein Unglück für den Mann, daß er in Coblenz geschiedter und kenntnißreicher ist, als alle Uebrigen“.

Man konnte das auf Desor anwenden. Er mußte, seinem ganzen Wesen nach, sich zu entschieden freisinnigen Grundsätzen bekennen — er gehörte also zur radicalen Partei, welche mit dem mittelalterlichen Wust aufräumen, den Staat in seine Rechte einsetzen wollte gegenüber der Kirche, der Stadtgemeinde. Er überragte seine Mitstreiter um Haupteslänge in allen solchen Fragen, die ihm nahe gelegen hatten, aber er stand weit hinter ihnen zurück in der Taktik und in der Führung einer Partei. Das war aber keine Kleinigkeit. Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Neuchâtel sagte mir einmal ein alter, mir wohlwollender Herr: „Lieber Doctor, seien Sie immer der drei f eingedenk, so lange Sie hier sind! Sie verstehen mich nicht? Die drei f kommen in einem alten Reime vor:

Pour être bon Neuchatelois,
Faut être faux, fin, fourbe et courtois!“

Desor glaubte zu schieben und er ward geschoben; er glaubte zu führen und er ward geführt.

Freilich zuerst die Stufenleiter hinauf. Mitglied des Großen Rathes, Berichterstatter in Commissionen, Präsident — höher konnte es nicht gehen für einen Mann, der um keinen Preis in die Regierung eintreten wollte. Dann kam die Vertretung Neuenburgs in den eidgenössischen Räten — Ständerath, Nationalrath, endlich Wahl zum Präsidenten dieser Körperschaft, die er aber in richtiger Selbstschätzung ablehnte, denn bei seiner Zerstreuung, bei der Lebhaftigkeit, womit er an den Debatten Antheil und Partei nahm, konnte er auf dem Stuhle des Vorsitzenden nur eine unglückliche Rolle spielen.

„Persönliche wie sachliche Gegensätze,“ heißt es in dem schon angeführten Retrologe der Neuen Züricher Zeitung, führten zwischen ihm und seinen nächsten Freunden einerseits und den radicalen Führern anderseits einen Bruch herbei, und die in solchen Fällen üblichen Gefälligkeiten wurden ihm nicht erspart.“ Wenn aber der Artikel fortfährt: „Die Ruhe und Heiterkeit seiner Seele haben diese, von beiden Seiten nicht immer mit würdigen Waffen geführten Streitigkeiten nicht zu trüben vermocht; er hatte treue Menschen genug, deren Anhänglichkeit ihn die Bitterkeit des politischen Haders vergessen ließ,“ so ist dies nur in sehr geringem Maße wahr. Die Politik mit all’ ihren Kleinlichkeiten umstrickte ihn mehr und mehr; er kam fast zu der Ansicht, daß auf seinen Schultern das Wohl der Eidgenossenschaft, des Cantons Neuenburg, des eidgenössischen Polytechnikums, zu dessen Leitung er als Mitglied

des Schulrathes berufen war, wesentlich beruhe; das Zeitungsgezänke, in das er sich mit voller Energie geworfen hatte, absorbirte ihn fast vollständig und je mehr er von wissenschaftlicher Thätigkeit abgezogen wurde, desto ängstlicher klammerte er sich an die politischen Stellungen, die er sich errungen hatte. Das Alter machte sich fühlbar in starrsinnigem Festhalten an wahren Lappalien, an Klatsch und inhaltslosem Geträttsch, und da er Junggeselle geblieben, in seinem Hause nur von ungebildeten Untergebenen umgeben war, die politischen Gegner sich immer mehrten, stets bissiger wurden, so nahm sein Einfluß endlich so sehr ab, daß die Partei Desor schließlich nur noch aus drei Mitgliedern bestand und die Zeitung, welche diese „drei Telle“ mit großen Opfern aufrecht erhielten, keine hundert Abonnenten im Lande zählte.

Wer in der Schweiz an dem öffentlichen Leben thätigen Antheil nimmt, muß auf solche Wechsel gefaßt sein. Nicht Jedem ist es gegeben, zu den Berufspolitikern zu gehören, die bei jedem Sturze, wie die Ragen, doch wieder auf ihre Füße fallen. Desor aber konnte sich nicht in die sich allmählich verändernde Lage finden: er machte bei jeder Neuwahl verzweifelte Anstrengungen, um seinen Posten zu behaupten, und die Kämpfe, welche diese Bemühungen im Gefolge hatten, mögen viel zur Erschütterung seiner Gesundheit beigetragen haben.

Eine Nierenkrankheit brach aus, die ihn langsam dem Tode entgegen führen mußte, deren Fortschritte aber durch große Sorgsamkeit, durch längere Winteraufenthalte in einem südlichen Klima aufgehalten werden konnten. Er war Manns genug, nach dem ersten Schrecken, welche ihm die unvermuthete Entdeckung einflößte, dieser Eventualität fest in das Auge zu sehen. Einsichtige Freunde riethen ihm, die Gelegenheit zu benutzen, um dem politischen Getriebe mit einem Schläge Lebewohl zu sagen. Man konnte einem Manne, der den Winter in Nizza, die heißen Sommermonate auf seinem Landgute in Combe-Varin zubringen mußte, nicht zumuthen, in den kalten Lauben von Bern sich stets erneuten Erkältungen auszusetzen. Aber der wohlgemeinte Rath wurde übel aufgenommen, und erst als er sich überzeugen mußte, daß eine Wiederwahl in keinem Falle zu erwarten sei, entschloß sich Desor, die Zwangslage anzuerkennen. Aber der Stachel ließ ihm die Wunde im Herzen.

In Nizza nahm er die wissenschaftliche Thätigkeit wieder auf und bald hatte sich dort um ihn ein Kreis versammelt, dem selbst das erlöschende Licht noch eine Leuchte war. Die Auffindung eines wahrscheinlich fossilen Menschenknochen in Carabacel, der Vorstadt Nizzas, beschäftigte den Greis noch in seinen letzten Tagen.

Am 23. Februar 1882 endete sein reich bewegtes Leben.



Illustrierte Bibliographie.

„Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik von Dr. Ferdinand Cohn, Professor an der Universität zu Breslau“.

Beleitet von dem durchaus richtigen Grundgedanken, daß die Kenntniß der wichtigsten naturwissenschaftlichen Probleme, der Methoden, welche zu ihrer Lösung versucht, und der Resultate, welche durch dieselben gewonnen worden sind, nicht nur ein ebenso unerlässliches Erforderniß allgemeiner Bildung ist, wie es die Bekanntschaft mit Religion und Philosophie, Kunst und Literatur, Staats- und Culturgeschichte anerkanntermaßen längst schon ist, sondern auch eine unerschöpfliche Quelle des edelsten geistigen Genusses erschließt, giebt der hochbegabte Autor, dessen Activität und Genauigkeit auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung bereits in den weitesten Kreisen die verdiente Anerkennung gefunden hat, in dem vorliegenden Buche eine Reihe wissenschaftlicher Essays, von denen ein jeder für sich ein abgeschlossenes einheitliches Ganze bildet. Ausgehend von den ersten Anfängen wissenschaftlicher Behandlung, wie sie die Pflanzenkunde bei den Griechen und Römern erfuhr, und so einleitungsweise die Geschichte der Botanik gleichsam in nuce zusammenfassend, bald hinabsteigend in die Tiefen des Oceans, bald wieder hinauf in die Eis- und Schneeregion des Hochgebirges bis an die äußersten Grenzen vegetabilischen Lebens, bald die Wunder des Mikrokosmos entschleiern, bald die geheimnißvollen

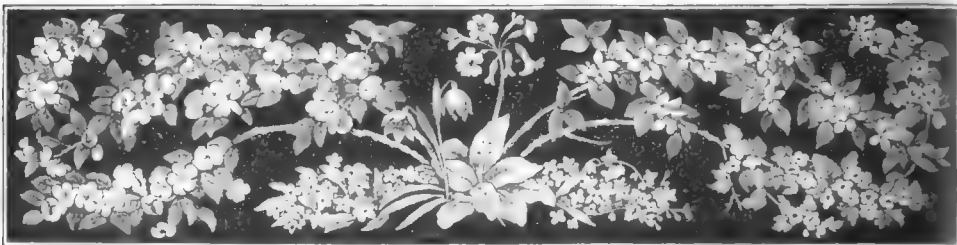
*) Initial-Signette aus „Die Pflanze“ von Dr. Ferdinand Cohn. Verlag von J. U. Kern (Rag Müller) in Breslau.

Vorgänge im Vitalproceß vegetabilischer Gebilde beleuchtend, dabei stets in streng methodischem Gange fortschreitend von den elementarsten Grundbegriffen bis zu den schwierigsten Problemen wissenschaftlicher Forschung, überall gleich weit entfernt von der doctrinären Trockenheit rein didaktischer Kathedervorlesungen, wie von der unwissenschaftlichen Oberflächlichkeit sogenannter „populärer“ Vorträge, führen diese genialen Essays dem Leser die bedeutendsten und hervorragendsten Erscheinungen vor Augen, welche die Vegetation der Erde vom Pol bis zum Aequator in sich schließt, machen



Titel-Liste aus „Die Pflanze“ von Dr. Ferd. Cohn. Verlag von J. U. Kern (Mag Müller) in Breslau.

ihn gleichzeitig mit den wichtigsten Thatfachen und den interessantesten Resultaten bekannt, welche die Forschung auf diesem Gebiete bisher ermittelt hat, und entrollen so in künstlerisch vollendeter Sprache und gemeinfäßlicher Darstellung eine Reihe von Pflanzenbildern und Vegetationsgemälden, die geradezu Meisterstücke in ihrer Art genannt werden können. Während die einen dieser geistvollen Gemälde uns in Bau und Anatomie der Zelle als Grundform vegetabilischen Lebens, sowie in die wunderbare Zusammensetzung des Zellenstaats einweihen, führen uns andere die hoch interessanten Erscheinungen des Pflanzenschlafs, des Heliotropismus, des Geotropismus



Titel-Liste aus „Die Pflanze“ von Dr. Ferd. Cohn. Verlag von J. U. Kern (Mag Müller) in Breslau.

und andere überaus merkwürdige Vorgänge im Leben der Pflanze vor Augen; während das eine die horizontale und verticale Verbreitung der Pflanzen über die Oberfläche des Erdballs schildert, stellt ein anderes den Wald dar, wie er in verschiedenen Perioden der Erdentwicklung zusammengesetzt war, führt uns wichtige Culturpflanzen, wie Rebe und Rose, in ihrer Bedeutung und Stellung bei den verschiedenen Völkern alter und neuer Zeit vor Augen oder macht uns mit den geheimnißvollen Gebilden der Bacillen bekannt, hinsichtlich welcher die Forscher selbst noch nicht recht einig sind, ob sie den vegetabilischen oder den animalischen Wesen zuzuzählen seien. Ganz besonders interessant und anziehend in der wechselvollen Reihe dieser herrlichen Naturgemälde ist uns dasjenige erschienen, welches der Verfasser mit „Pflanzenkalender“ bezeichnet hat. Ist zwar die Idee, das Jahr nicht nach den Gestirnen, sondern nach bestimmten charakteristischen Pflanzen und ihren verschiedenen Entwicklungsstadien in bestimmte Perioden einzutheilen, nicht mehr ganz neu, sondern schon im Kalender Karls des Großen, wie in dem der französischen Republik zum Ausdruck gebracht, so

ist doch diese Idee in dem oben bezeichneten Abschnitt vom Verfasser in einer durchaus originellen und so geschickten Weise durchgeführt worden, wie dies bisher noch von keinem Fachmann geschehen ist. In ungemein liebevoller, sorgfältiger und die ganze Umgebung an seine Aufgabe documentirender Behandlung stellt Verfasser dar, wie schon die ersten milden Strahlen der höher steigenden Vorfrühlingssonne die ersten zarten Blüten des Schneeglöckchens, des Märzbechers, des Winterlings und anderer Vorboten des nahenden Lenzes aus ihrem kalten Schneegebiete wecken und aus Licht emporlocken; wie diesen Erslingsblüthen des erwachenden Frühlings bald andere Kinder der Flora nachfolgen, die es kaum erwarten können, das allbelebende Licht der Sonne zu begrüßen und deshalb von der Wissenschaft ebenso sinnig als bezeichnend *flores praecoces*, d. h. voreilige Blumen, genannt worden sind; wie jeder kommende Tag neue Blüten aus dem mütterlichen Schooß der Erde hervorlockt, bis der grüne



Aus „Die Pflanze“ von Dr. Ferd. Cohn. Verlag von J. U. Kern (Rag Müller) in Breslau.

Grund fast verschwindet unter dem vielfarbigen Teppich von tausend und aber tausend blühenden Blumen. So verfolgt Verfasser das große Werbedrama, das alljährlich vor unsern Augen sich abspielt, mit dem nichts übersehenden Scharfblick des wahren Forschers und der warmen Liebe des echten Naturfreundes von Act zu Act, von Scene zu Scene, bis mit der sommerlichen Sonnenwende, dem Verstummen der Nachtigal und dem Erblühen der Rose als Schlufstein und gekrönter Königin unserer ganzen heimischen Blüthenschöpfung auch im vegetabilischen Leben die große Peripetie eintritt, der nunmehr die ebenso allmälige und stetige Rückentwicklung folgt, die wir an der Hand unseres kundigen Führers Schritt für Schritt begleiten, bis wir wieder beim herbftlichen Blattfall und der einsam blühenden Weihnachtsrose angelangt sind, als der letzten Repräsentantin vegetabilischen Lebens, mittels welcher das hinsterbende Diesseits des scheidenden Blumenjahrs über Tod und Grab des Winters hinweg dem erwachenden Jenseits des neuen gläubig und hoffnungsvoll die Hand reicht.

Am Schluß jedes Abschnitts hat Verfasser die auf den Text bezüglichen Quellen nachweise und erläuternden Anmerkungen zusammengestellt, die nicht bloß für den Fachmann, sondern auch für den gebildeten Laien von Interesse sein dürften. Auch die Verlags-handlung hat in anerkennenswerther Weise das Ihre gethan, das schöne Werk seinem Inhalt gemäß nach allen Richtungen hin in der splendidesten Weise auszustatten; und so zweifeln wir denn nicht einen Augenblick, daß sich das Buch, welches sich besonders als Festgabe eignet, binnen kürzester Frist nicht bloß auf dem Salontisch feinsinniger Frauen, sondern in jeder gebildeten Familie den ihm gebührenden Platz erobert haben wird.

A. R.

Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein, von Joseph Victor von Scheffel. Illustriert von Anton von Werner.



Aus dem „Trompeter von Säckingen“. Verlag von Ad. Bong & Co. in Stuttgart.

Scheffels Meistergedicht befindet sich schon in zahlreichen Auflagen in vielen tausend Händen, und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern über alle Theile der Erde verbreitet. In Obigem aber handelt es sich um die große Prachtausgabe in Folio mit den berühmten Bildern Anton von Werners, eines der bedeutendsten Gestalten-Malers der Gegenwart. Wie ungezählte Tausende junger Herzen auch schon in Entzücken und Sehnsuchtschmerz gebebt haben mögen beim Lesen der duftvollen

Blüthen lyrischer und epischer Poesie in Scheffels „Trompeter“, wie viel alte Herzen dabel wieder erfrischt und verjüngt worden sind, in dieser Form der Bong'schen Pracht-Ausgabe, deren Auflagen sich ebenfalls schon mehren, wirkt der Zauber der wunderbaren Dichtung mit verdoppelter Gewalt auf alle Gemüther.

Als der durch den „Trompeter“ rasch berühmt gewordene Dichter im Jahre 1858 die zweite Auflage seines Erstlingswerks in die Welt senden wollte, sagte er unter Anderm in der poetischen Einleitung über die „erste Fahrt“:

„Es war ein schlichter Musikantengang
Und großes Schicksal hat dir nicht getagt:
Im Zunftbereich der Kasten und Verstand'gen



Aus dem „Trompeter von Sülzingen“. Verlag von Ad. Bong u. Co. in Stuttgart.

Blieb jegliches Furore dir erspart,
Wo Zahl und Formel herrscht, statt des Lebend'gen,
Ist kein Quartier für dich und deine Art,
Auch aus den Höh'n gebauschter Crinolinen
Hat wenig Huld auf Dich herabgeschienen.
Nicht Jeder taugt zu Jedem. Das Gebirg
Treibt andre Blumen als der Tiefensand;
Doch da und dort im deutschen Sprachbezirk
Triffst du ein Herz, das dir sich zugewandt:
Wo lust'ge Brüder bei weingoldnen Flaschen
Ihr Lied anstimmten, warst du oft dabel,
Man fand dich vor in alten Waidmannstaschen

Wie bei des Landschaftsmalers Staffelei,
Von Pfarrherrn selber gingen dunkle Sagen,
Daß sie als Waldbrevier dich bei sich tragen.



Aus dem „Trompeter von Säckingen“. Verlag von Ad. Benz u. Co. in Stuttgart.

Und Manchem, der sich eine Braut genommen,
Und mit ihr auszog in die Einsamkeit,
Warst als Geschenk und Kurzweil du willkommen,
Es ließt nicht ungut sich in Dir selbstzweit."

Im ersten Theile dieses Urtheils hat sich der Dichter, wie die Folge lehrte, geirrt, denn bis in die höchsten Regionen ist sein sonderbarer Sang als Liebling gedrungen, und die Wirkung ist immer dieselbe geblieben: die Frische, der Duft der dichterischen Schilderung von Menschen, Landschaften, Situationen, die Originalität der Anschauung, das Treffende des Localtons, die feine und treue Auffassung der Sitten, Gebräuche und Kunst jener Zeit unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege, die köstliche, nie beißende, nie verletzende Humoristik, z. B. in der Darstellung der



Aus dem „Trompeter von Säckingen“. Verlag von Ad. Borz u. Co. in Stuttgart.

Person des Papstes und seines Hofes, Alles das hat Schöffel, gleichsam schon mit der innig vereinten Kraft des Dichters und Malers, seinen unzähligen Verehrern — und Vergöttern — unergleichlich vor Augen und zu Herzen geführt. So reich und vielseitig aber auch der Inhalt des „Trompeter von Säckingen“ ist, ein so lebhaftes Interesse er durch seine fast plastische Darstellung italienischer Landschaften und Zustände erregt, Grundzug und wirkendes Agens des ganzen schönen Werks ist doch das Eine, was Victor von Schöffel selbst irgendwo im Gedicht ausdrückt: „Alles danken wir der Liebe“.

Auch in mehreren der köstlichen Werner'schen Illustrationen ist dieser Gedanke lieblich und rührend zum Ausdruck gebracht, vor Allen in den Gestalten Jung Werner's und der herrlichen Mädchenblüthe Margaretha, von deren erster Begegnung bis zum glückseligen Ende, das sich unter den segenspendenden Händen Papst Innocenz XI. abspielt.

Der reiche, vielseitige, charaktervolle Schmuck der v. Wernerschen Illustrationen giebt möchte man sagen, dem an sich so schönen Werke neue Flügel, um zum so und so vielen Male seinen Triumphzug durch alle Weltgegenden zu halten, so weit deutsche Bunge klingt und deutsche Herzen schlagen.

Noch ein Wort über die wenigen, dieser kurzen Besprechung beigegebenen Illustrationen. Sie stellen Jung Werner, den lustigen Trompeter, einmal mit dem Zwerg Perdeo am Heidelberger Fasse dar, dann zu zweit, wie er Nachts vor dem Herrenschloß am Rhein seine Liebessehnsucht zu der holden Margaretha nach den erleuchteten Erkerfenstern hinüberbläst, das dritte zeigt den Ritt des alten Freiherrn, Margaretha's Vater, in ergötzlichem Aufzuge zum Fischfang im Bergsee (7. Stück). Endlich die vierte Illustration ist eine höchst charakteristische Skizze von dem „großen Freßcomaler Fludribuß, der, vom Welschland heimwärtskehrend, trieb sich lang schon hier am Rhein um, ihm gefiel das schmude Ländlein, die rothwangigen Gesichter und im Faß der gute Wein.“ Hier trafen der Humor des Dichters in seiner kritischen Erzählung und der „collegialische“ Humor des großen Illustrators ersichtlich genau zusammen. K. T.

Hermann Delschläger. Novellen in Octaven. Kl. 8. 277 S. Leipzig, 1882. L. Staackmann.

Die Leser von „Nord und Süd“ haben den Namen Hermann Delschläger in dankbarem Gedächtniß gewahrt, ist er doch mit einer der wirksamsten poetischen Beiträge verbunden, welche die Monatschrift seit ihrem Beginn veröffentlicht hat. „Bernardo“ war der Titel jener Novelle in Octavreimen und sie bildet mit zwei anderen den Inhalt des vorliegenden, sehr sorgfältig ausgestatteten Bandes. Da wir dem Dichter gegenüber, von dem wir in nicht weiter Ferne einen anderen Beitrag veröffentlichen werden, gewissermaßen eine zu seinen Gunsten voreingenommene Partei sind, so glauben wir an dieser Stelle auf das Aussprechen der eigenen Meinung verzichten zu wollen und substituiren dafür, was einer der Verursachen, Julius Grosse, von den Dichtungen zu sagen hat. „Bisher sind von diesem hochbegabten Autor nur ein Band Gedichte, einige Novellen und Romane und eine vortreffliche Uebersetzung der Ovidischen „Amores“ bekannt geworden. Sein neuestes Werk bildet drei Novellen in Versen, die in genialer Behandlung der Form wahrhafte Meisterstücke genannt werden dürfen und sich dem Besten gleichstellen, was wir in dieser Art haben, auch Paul Heyse nicht ausgenommen. „Die Fahrt in's Engadin“ geißelt die moderne Reiseeuth und Sucht nach Aufregendem in köstlicher Weise („Bernardo“ ist die zweite Novelle). Als die Krone des Buches möchte ich die dritte Novelle „Das Landhaus vor dem Thor“ bezeichnen, ein Liebesabenteuer im modernen Rom, aber mit allem Zaubergranz echter Poesie umflossen. An sich ist die Action höchst einfach, aber die Ausführung entfaltet eine Fülle der köstlichsten Details in prächtigstem Localcolorit. Delschlägers Beherrschung der schwierigen Form zeigt sich als eine virtuose. Humoristisch und ernst, plaudernd und malend spielt er in überlegener Leichtigkeit mit Stoff und Form und läßt das Interesse des Lesers keinen Augenblick erlahmen. Dabei fallen die pikantesten Streiflichter epigrammatisch blitzend in alle Gebiete des modernen Lebens, ohne jedoch nur einen Moment die Sphäre vornehmen Geschmacks zu überschreiten. Wer sich mit einem ganzen Dichter bekannt machen will, der greife nach diesem Bande.

Julius Meurer, Handbuch des Alpinen-Sport. 8. VIII u. 280 S. Anhang XXX. Mit sieben Abbildungen und einer Karte der Alpen. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag. Geb. M. 5. 40.

Aus der Reihe der in Hartlebens Sport-Bibliothek erschienenen Bände wendet sich der vorliegende wohl mehr als irgend einer der andern an ein allgemeines Interesse. Es ist eine Anleitung in der Kunst, die Alpen, das Hochgebirge zu bereisen. Die Meisten glauben, daß zu einer Hochgebirgstour nicht eine gewisse Summe von Vor-

ausfuehungen und Kenntnissen gehöre. Wie sehr sie im Irrthum waren, würde ihnen erst bemußt werden, wenn sie nach einer gewissermaßen dilettantisch unternommenen Tour später einmal, ausgerüstet, wie es ein richtiges Mitglied eines Alpenclubs sein muß, eine solche Reise unternommen haben. Zur Erwerbung dieser Kenntnisse bietet Meurers Buch eine ganz vortreffliche Handhabe. Der erste Theil handelt von dem alpinen Sport überhaupt, im zweiten treten uns die verschiedenen Arten des Reisens im Gebirge und die so verschiedenartigen Reisenden in den Gebirgsländern entgegen und scheiden wir dieselben in bestimmte Kategorien. Ein Theil beschäftigt sich lediglich mit der Frage der Bekleidung, Ausrüstung und Verproviantirung der Gebirgstouristen, in einem andern werden die Alpenreisenden in die Alpenländer selbst eingeführt. Eine angelegte treffliche Uebersichtskarte der gesamten Alpen, auf der die von dem Verfasser vorgenommene Abgrenzung in Zonen ersichtlich gemacht ist, dient zur leichteren Orientirung. Das sehr gut ausgestattete Buch kann Jedem, der die Alpen eingehender kennen lernen will, auf das Angelegentlichste empfohlen werden.

Die Erfindungen der neuesten Zeit. Herausgegeben von G. van Nuyden und Heinr. Treuburger. Leipzig, Otto Spämer.

Das Werk, das wir bereits früher angezeigt, ist bis zum neunten Hefte gebiegen. Es enthält eine Fülle der überraschendsten und interessantesten Angaben, so daß auch, wer sich um dergleichen eigentlich wenig kümmert, sehr er nur einmal hinein, unwillkürlich gefesselt wird und etwas gefunden zu haben glaubt, was seine Theilnahme verdient. Es ist eine vollständige Uebersicht der neueren Erfindungen seit 20 Jahren und berührt somit sämtliche Gebiete des Lebens. Die Illustrationen sind sehr reichhaltig und die Risse und Pläne der Maschinen z. B. sind durchaus verständlich. —ok.

Die Rassistische Simultanvolkschule. I. Band. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachf.

Der Verfasser dieses im Juni-Heft (Bd. XXI. Heft 63.) von „Nord und Süd“ besprochenen, sehr empfehlenswerthen Buches heißt: „C. G. Firnbacher“, nicht „Firnbacher“ wie dort irrthümlich steht.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Auf Reisen. Briefe eines Dilettanten. Wien, 1882, Karl Konegen.
Aus Persien. Aufzeichnungen eines Oesterreichers, der 40 Monate im Reiche der Sonne gelebt und gewirkt hat. Mit 17 Holzschnitten. Wien, R. v. Waldheim.
Baumbach, Rudolf, Mein Frühjahr. Gesammelte Gedichte aus Enzian. Ein Gaudeamus für Bergsteiger. Zweites Tausend. Leipzig, 1882, A. G. Liebeskind.
Biese, Alfred, Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen. Kiel, 1882, Lipsius u. Tischer.
Bolliger, Adolf, Anti-Kant oder Elemente der Logik, der Physik und der Ethik. Band I. Basel, 1882, Felix Schneider.
Carmen Sylva, Jehovah. Leipzig, 1882, Wilhelm Friedrich.
Carus, Paul, Algenor. Eine episch-lyrische Dichtung. Dresden, 1882, R. von Grumbkows Hof-Verlag.
 — Gedichte. Dresden, 1882, R. von Grumbkows Hof-Verlag.
 — Lieder eines Buddhisten. Dresden, 1882, R. von Grumbkows Hof-Verlag.
Collection Spemann, Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek, Bd. 24. 25. — Bd. 24: Wurm, W., Das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen. — Bd. 25: Engel, J. J., Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde. Mit Einleitung von Jos. Kürschner. Stuttgart, 1882, W. Spemann.

Coerdas, G., Kleines Lehrbuch der Landkarten-Projection. Gemeinverständliche Darstellung der Kartentwürfe für Alle, die ihren „Atlas“ wollen verstehen lernen, insbesondere für angehende Lehrer der Geographie. Kassel, 1882, Ferd. Kessler.
Daudet, Alphonse, Wundersame Abenteuer des edlen Tartarin von Tarascon. Autorisirte Uebersetzung. Mit dem Porträt Alphonse Daudets. Dresden u. Leipzig, 1882, Heinrich Minden.
De Chailis, Im Lande der Mitternachtssonne. Sommer und Winterreisen durch Norwegen und Schweden etc. Lfg. 11. 12. Frei übersetzt von A. Helms. Leipzig, J. Hirt u. Sohn.
Ebers, G., u. Guthe, Palästina in Bild und Wort. Lieferung 13—20. Stuttgart u. Leipzig, 1882, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).
Emaroh, Friedrich, Die erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen. Ein Leitfaden für Samariterschulen in fünf Vorträgen. Dritte unveränderte Auflage. Leipzig, 1882, F. C. W. Vogel.
Friese, Eugen, Die Andreasnacht. Romantisches Volksschauspiel aus Sachsens Vorzeit in fünf Aufzügen und sechs Bildern. Dresden, 1882, R. von Grumbkows Hof-Verlag.
Grosse, Jul. und E. Friese, Unter den Linden. Romantisches Volksschauspiel aus der Vorzeit Berlins in fünf Acten. Dresden, 1882, R. von Grumbkow.

- Hillardt**, Gabriele, Die weibliche Handarbeit in der Poesie. Ausgewählte Gedichte, der feisigen Frauenwelt gewidmet. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Holtzendorf**, Franz von, Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschrift zur Kenntniss der Gegenwart. Jhrg. XI. Heft 161. Berlin, 1882, Carl Habel.
- Kellen**, Oskar von, Sämanns Feierabend. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Lüneburg und Leipzig, 1882, L. Pollmann.
- Kretschmer**, Albert, und C. Rohrbach, Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum XIX. Jahrhundert. 2. Aufl. Lfg. 26. Leipzig, 1882, J. G. Bachs Verlag.
- Leixner**, Otto von, Illustrierte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Lfg. 12—17. Leipzig und Berlin, 1882, Otto Spamer.
- Lenz**, J. M., Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von M. v. Waldberg. Berlin, 1882, W. H. Kühl.
- Looss**, Emil, Für's Album. Sprüche und Spruchgedichte. Wien, Pest, Leipzig, 1882, A. Hartlebens Verlag.
- Mauthner**, Fritz, Nach berühmten Mustern. Parodistische Studien. Neue Folge. 14. Auflage. Leipzig, 1882, Glaser u. Garte.
- Oelschläger**, Hermann, Des Muskos Gedicht von Hero und Leander. Leipzig, 1882, B. G. Teubner.
- Petzholdt**, J., Dr. Johann Paul Freiherr von Falkenstein. Sein Leben und Wirken nach seinen eigenen Aufzeichnungen. Mit Porträt und Gedächtnissreden. Dresden, 1882, R. v. Zahn.
- Pietzschmann**, Richard, Geschichte der Kunst im Alterthum. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Autorisirte deutsche Ausgabe. Lfg. 2. Leipzig, 1882, F. A. Brockhaus.
- Presber**, Hermann, Rheinische Novellen. 2. Auflage. Leipzig, 1882, Theodor Thomas.
- Richter**, Albert, Bilder aus der deutschen Culturgeschichte. I. Band. Lfg. 5. II. Band. Lfg. 1. Leipzig, 1882, Friedrich Brandstetter.
- Richter-Album**. Landschaften nach Zeichnungen von Ludw. Richter. I. und 2. Lieferung. Leipzig, 1882, C. A. Haendel.
- Rehdes** F. K., Practisches Handbuch der Handels-Korrespondenz und des Geschäfts-Style in deutscher, französischer, englischer, italienischer u. spanischer Sprache. Bearbeitet von Dr. B. Lehmann. Achte verbesserte und vermehrte Auflage. IV. Lfg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerlaenders Verlag.
- Ruff**, Joseph, Dr. med., Illustriertes Gesundheits-Lexicon. Mit 430 Abbildungen. Strassburg, 1882, R. Schultz u. Co.
- Schultz**, Erhard, Ueber das teleologische Fundamentalprincip der allgemeinen Pädagogik. Mülhausen i. Elsass, 1882, Bußeb'sche Hofbuchhdlg.
- Sutermeister**, O., Schwizer-Dütsch. Lfg. 3. 4. Zürich, 1882, Orell Füssli u. Co.
- Schmid-Schwarzburg**, F., Briefe über vernünftige Erziehung. Ein Wegweiser für Erzieher. 3. vermehrte Aufl. Wien, 1882, A. Fichlers Wittve u. Sohn.
- Taylor**, Bayard: Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen u. Bemerkungen dazu. (Ausgewählte Schriften. Zweiter Band.) Leipzig, 1882, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).
- Unsere Pflanzen** nach ihrem deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Literatur. Gotha, 1882, E. F. Thienemanns Hofbuchhdlg.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin**. Bd. IX. Nr. 2—5. Berlin, 1882, Dietrich Reimer.
- Weber**, Georg, Allgemeine Weltgeschichte. Zweite Auflage. 2. Liefg. (Geschichte des Morgenlandes.) Bogen 2—18. Leipzig, 1882, Wilhelm Engelmann.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin**. Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Professor Dr. W. Koner. 17. Band. 2. Heft. Berlin, 1882, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

A u f r u f.

In Landsberg a./W. hat sich ein Comité gebildet, welches dem hochgeachteten Philologen und Literaturhistoriker **Gottfried Bernhardt** eine Gedenktafel zu stiften beabsichtigt. Dieselbe soll an seinem Geburtshause Wollstraße Nr. 9 angebracht werden. — Wir sind überzeugt, daß diese Idee bei all den zahlreichen Freunden Bernhardt's, dessen große Verdienste um die classische Philologie, sowie um die griechische und römische Literaturgeschichte allgemein anerkannt sind, freudigen Anklang finden wird. Es ist zur Ausführung des Projectes eine nicht unerhebliche Summe erforderlich, und bitten wir Beiträge, gleichviel in welcher Höhe, an unsern Schatzmeister, Herrn Buchhändler Hermann Schenrod, hieselbst einzusenden.

Landsberg a./W. Am Todestage Bernhardt's 1882.

Das Bernhardt-Comité.

Das Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas. Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem andern angebotenen Artikel hat, sich den illustrierten Preis-Courant von dem Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten



des

Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig :

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder. Stoffrüschen.

Büschchen in Battist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben.

Weisse Battist- und Atlas-Cravatten für Herren. Bunte Satin-Cravatten.

Schwarzseidene Blindschlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrucksfuss und Feder. Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hanseleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder.

Leinene Oberhemden-Einsätze.

Herren- und Knaben-Oberhemden.

Nachthemden für Herren.

Frauenhemden.

Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaren für Frauen, Herren und Kinder.

Wollene Strumpfwaren, Gamaschen, Hosen und Jacken.

Gesundheitsjacken für Damen und Herren.

Gestickte Streifen und Einsätze.

Stickereien in Battist und Leinen.

Hand-Stickereien.

Gestickte waschbare Büschchen.

Piqués, Körper und geraubte baumwollene Stoffe (Barchent).

Monogram-Briefpapiere und Couverts.

Tafel-, Dessert- und Tranchir-Bestecke.

Parfüms, Toilette-Seifen, Pomaden, Haaröle und Zahnpasta.

Steinkirzen.

Japanischer und Chinesischer Thee.

Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt.

Kaffee-Ersatz.

Biscuits und Waffeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich - Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrierte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

**Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig
und 9 Neumarkt LEIPZIG.**

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.“

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.“

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.“

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 22. — Heft 66.

— 5 —
Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

September 1882.



Breslau,
S. Schottlaender.

September 1882.

Inhalt.

	Seite
Ernst von Wildenbruch in Berlin.	
Brunhild. Novelle.	285
Wilhelm Roscher in Leipzig.	
Betrachtungen über die neuen preussischen Gesetze zur Erhaltung des Bauernstandes	328
Otto Mejer in Göttingen.	
Der römische Kestner. Zweiter Artikel: 1817—1828	349
Alberta von Puttkamer in Straßburg.	
Aus einem Cyclus: Ein Sommerglück. Novelle in Terzinen.	373
Karl Biedermann in Leipzig.	
Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte. Ungedruckte Briefe des Dichters. (Fortsetzung.)	378
Paul Lindau in Berlin.	
Auf dem Wege nach Bayreuth. Eine Sommerfahrt durch den Bayerischen Wald mit den Leitmotiven des Doctors	385
Bibliographie.	405
Hierzu ein Portrait Wilhelm Roschers. Radirung von Wilhelm Rohr in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstablage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXII (Juli bis September 1882), wie auch zu den früheren Bänden I—XXI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.,
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX., XXI., XXII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —
pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63,
64, 65, 66

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXII. (Juli bis
September 1882)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX., XXI.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird erucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

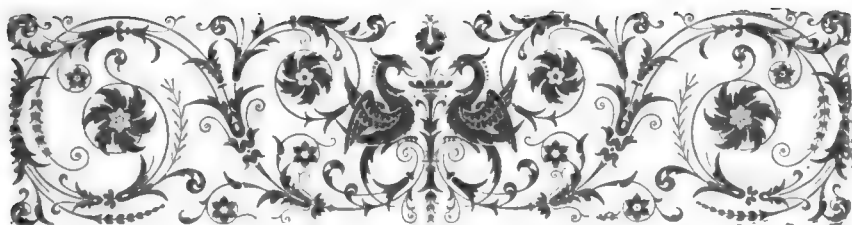
XXII. Band. — September 1882. — 66. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm Roscher.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Brunhild.

Novelle

von

Ernst v. Wildenbruch.

— Berlin. —

Auf einer Reise nach Kopenhagen war es, als ich in Kiel einen Freund aufsuchte, der dort in seiner Heimath studirte. Wir waren in Leipzig, wo er sich der Medicin befleißigte, bekannt geworden, und die kurze Bekanntschaft war schnell zu engerer Freundschaft erwachsen, denn das Wesen und Gebahren des jungen Holsteiners übte einen seltsamen Zauber auf mich aus. In einem Kreise von Studiengenossen, der sich allwöchentlich ein Mal versammelte, um sich wechselseitig dichterische Erzeugnisse vorzulesen, hatte ich ihn zum ersten Male gesehen, und die eigenthümliche Erscheinung hatte sogleich meine Aufmerksamkeit gefesselt. Den schlanken Oberleib gerade emporgerect, so daß sein Rücken die Stuhllehne kaum berührte, die Arme über der Brust gekreuzt, sah ich in der Mitte der langen Tafel einen jungen, etwa 20 Jahre alten Mann sitzen, der träumerisch, aber nicht finster vor sich hin blickte, und den Versen einer Ballade, die soeben von einem der dichtenden Musensohne vorgetragen wurde, andachtsvoll zu lauschen schien.

Er trug langes, blondes, in der Mitte gescheiteltes Haar, und zweierlei war es, was seinem noch hartlosen Gesicht einen ganz besonderen Ausdruck verlieh, ein Mal die fast mädchenhafte Zartheit der Hautfarbe und dann, was ich erst bei genauerem Hinschauen erkannte, die vollen, blonden Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammenstießen. Wären die Haare, die auf diese Weise die Stirn, wie durch einen Strich, vom unteren Theile des Gesichtes trennten, dunkel gewesen, so hätten sie unbedingt einen finstern Charakter auf sein Antlitz gezeichnet, aber das blonde Haar ist sanfter, und so erschien mir Benno Nothher der Holsteiner — beides wurde mir auf

mein Befragen leise in's Ohr geflüstert — wie einer seiner Altvorderen, einer jener angelsächsischen Jünglinge, die, als sie zum ersten Male in das päpstliche Rom kamen, durch die Mädchenhaftigkeit ihrer weißen Haut und die Männlichkeit ihrer Glieder, durch die Sanftmuth ihrer blauen Augen und die Insidigelehrtheit ihrer Gesichtszüge das Staunen der Romanen erweckten.

Durch die Geseze, welche unsere abendliche Vereinigung regierten, war es einem jeden Theilnehmer zur Pflicht gemacht, mit irgend einem dichterischen Erzeugnisse, eigener oder fremder Herkunft, laut zu werden, und nachdem im Laufe der Stunden Alle ihren Tribut gezahlt hatten, wurde als letzter Venno Nother aufgerufen, der bis dahin schweigend, ohne zu rauchen und ohne seine Haltung zu verändern, an seinem Plaze gesessen hatte. Er schien von der Verpflichtung, die ihm oblag, nichts gewußt zu haben, wenigstens schaute er, als die Aufforderung zum Vortrage an ihn erging, einen Augenblick mit besangenen Lächeln umher, dann erhob er sich indessen, und indem er, leise vornübergebeugt, am Tische stand, mußte ich mir, der ich ihn von der Seite betrachtete, sagen, daß ich nie ein solches Bild sanftmüthiger Ergebung gesehen hatte. Ich weiß noch jetzt nicht, woher es kam, daß ich den geringfügigen Anlaß, um den es sich handelte, vollständig vergaß, und daß es mir plötzlich war, als senkte sich ein großes, ernstes Geschick auf ihn hernieder, dem er geduldig den jugendlichen Nacken beugte.

Venno Nother sprach ein Gedicht von Klaus Groth, ein tief inniges, wundervolles Gedicht. Er trug es auswendig, in plattdeutscher Mundart vor, und es klang, als spräche das holbe Gedicht mit seinem eigenen süßen Naturlaute aus seiner Brust heraus. Mir war, als athmete ich den Duft des Bodens, aus welchem es erwachsen war, und mein Herz fühlte sich zu dem Jüngling hingerrissen, der die Seele seines Heimathlandes wie ein keusches Geheimniß mit sich trug, und dessen Lippen diesen Schatz so schön und weisevoll behandelten. Seit jener Stunde war ich sein Freund und da wir noch in der Zeit des Lebens standen, wo die Stimmung unserer Seele nach sofortiger äußerer Bethätigung verlangt, so waren wir auf „Du“ und „Du“, als ich ihm spät in der Nacht vor der Thür seines in enger, entlegener Gasse befindlichen Hauses Lebewohl sagte.

Wir standen noch einen Augenblick vor der Pforte und ich sah an dem finstren, schmalen, mehrere Stockwerke hohen Gebäude empor.

„Eine übermäßig freundliche Wohnstätte hast Du Dir nicht ausgesucht,“ sagte ich.

„Nein,“ versetzte er, „und von innen ist es noch süßer; aber was hilft's,“ fügte er hinzu, „man streckt sich nach der Decke.“ Er hatte das Haupt ein wenig gesenkt, und ich mußte an das Bild von dorthin denken, als er am Tische stehend das Gedicht vortrug.

„Nun, gute Nacht,“ sagte er, indem er den Hausschlüssel aus der Tasche zog. Dabei brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Sieh dieses Monstrum,“ rief er, indem er mir einen ungeheuren Schlüssel vor die Augen hielt, der im Lichte des abnehmenden Mondes wie eine stählerne Keule leuchtete. „Wenn ich einmal angefallen werden sollte, habe ich wenigstens eine Waffe.“

Sein Lachen hatte einen liebenswürdig sympathischen Klang. —

Er schob den Schlüssel in das Thürschloß und legte, Abschied nehmend seine Hand in die meine. Ich sage, er legte, denn es fühlte sich sonderbar an, wie die schmale, weiche Hand in der meinen lag, den Druck der meinen ohne Gegenbruch hinnehmend, wartend, bis daß ich sie losließ; eine Hand, die nicht selber führen, die geführt sein wollte.

Das machte sich denn auch ganz von selbst, ich war einige Jahre älter als er, und seine anschniegsame Natur machte ihn noch jünger, als er an Jahren war. Dabei war er in hervorragendem Maße zur Empfänglichkeit angelegt, und ihm etwas zu geben, war ein Genuß, da man fühlte, wie es in lauterer, schöner Tiefe bewahrt blieb.

Je mehr sich daher die Blätter dieser Seelenknospe unter meinen Augen entfalteten, und je tiefer ich in ihren unberührten Kelch hinabsah, um so lieber blickte ich hinein von Tag zu Tage, um so mehr fühlte ich mich in den Bannkreis dieser keuschen, beinahe spröden Persönlichkeit hineingezaubert, die Alles an sich heran kommen ließ, ohne selbst zu kommen und die anzog, indem sie sich zurückhielt.

Wir kamen fast allabendlich beim Glase Wein oder Bier zusammen, und gewöhnlich, wenn ich eintrat, saß er bereits an seinem Plaze. Eines Abends jedoch fand ich ihn nicht und erwartete ihn vergeblich während mehrerer Stunden; er kam nicht. Ebenso den zweiten Abend und den nächstfolgenden.

Ich machte mich auf, um zu sehen, ob er auf seiner Stube saße; als ich jedoch vor seinem Hause stand und zu seinen Fenstern hinausblickte, gewahrte ich kein Licht. Die Hausthüre war bereits geschlossen, ich mußte die weiteren Versuche, ihn zu finden, aufgeben.

Gerade in diese Zeit fiel eine Reise, die mich auf mehrere Wochen von Leipzig hinwegrief. Spät am Abend noch setzte ich mich nieder und forderte ihn brieflich, unter einigen Vorwürfen über sein plötzliches Fernbleiben auf, mir unter der Adresse, die ich ihm angab, Nachricht von seinem Thun und Treiben zukommen zu lassen. Ich wartete vergebens, nichts verlautete von seiner Seite.

Nun wurde ich stutzig! — Kaum nach Leipzig zurückgekehrt, machte ich mich auf, um ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Wie es unter jungen Leuten manchmal geschieht, die Tages über arbeiten und nur Abends an diesem oder jenem dritten Orte zusammentreffen, so erging es mir, ich war noch nie in Benno Rothers Behausung gewesen.

Als ich in den roh gepflasterten Thorweg eintrat, gewahrte ich nicht ohne Staunen, daß das Haus, welches ein so schäbiges Gesicht nach der

Straße zeigte, nach hinten hinaus viel weitläufiger und geräumiger war. Unmittelbar an den Thorweg schloß sich ein langer, winkliger Hof an, der zu beiden Seiten von Quergebäuden, wie von rußgeschwärzten Armen umflammt war; große Haufen schmutzigen, verbrauchten Stroh's lagen regellos umher; das ganze Bild war unsäglich wüß und abstoßend.

Indem ich einige Schritte weiter hineinging, bemerkte ich, daß der Hof in einem stumpfen Winkel umbog und mit den Hintergebäuden eines Hauses zusammenhing, welches nach einer anderen, Benno Rothers Gasse quer durchschneidenden Straße hinausging, und meiner Berechnung nach konnte dies Haus kein anderes sein, als das, in welchem sich ein wohlbekannter, von durchreisenden Akrobaten, Taschenspielern und Thierbändigern vielfach benutzter, geräumiger Saal befand.

Ich fühlte einen förmlichen Widerwillen gegen das hinterhältige Haus, in dem Benno Rother wohnte, und nachdem ich meine Recognoscirung hier unten beendet, stieg ich die zwei Treppen hinauf, die zu seiner im zweiten Stock gelegenen Wohnung führten.

Die Treppe vermehrte meinen Groll, denn sie war abscheulich. Hohe, ausgetretene, hölzerne Stufen, ein abgegriffenes, hölzernes Geländer, in dem, wie in einem lückenhaften Gebiß, mehrfach die Geländerstäbe fehlten, und dabei so eng, daß man, ein arabisches Sprüchwort umkehrend, welches von der Wüste gilt, sagen konnte, jeder Begegnende war ein Feind.

Die Wohnung war endlich gefunden; der, den ich darin suchte, war es nicht, denn „Herr Rother ist fort,“ lautete der überraschende Bescheid, den seine Wirthin mir auf mein Befragen ertheilte.

„Ist fort?“ fragte ich, „von Leipzig fort?“

„Ja, ganz plötzlich und in aller Eile abgereist.“

„Aber, es ist ja mitten im Semester,“ wandte ich ein.

Die Wirthin zuckte die Achseln, als wollte sie andeuten, daß Herrn Rothers Studienpläne nicht in den Bereich ihrer contractmäßigen Interessen gehörten.

„Ob sie wisse, wohin er gereist sei? Ob nach Hause?“ forschte ich weiter.

Die Frau zuckte die Achseln; sie glaubte so.

„Ob er vielleicht dringende Nachrichten von Kiel erhalten hätte?“

Sie wußte es nicht, glaubte jedoch nicht.

Nicht ergiebiger lauteten die Nachrichten, die mir seitens der Mitglieder unserer literarischen Runde, bei denen ich Erkundigungen einzog, zu Theil wurden. Benno Rother war zuletzt in Gesellschaft eines Freundes gesehen worden, mit dem er den Schaustellungen einer Akrobatengesellschaft beigewohnt hatte, seit jenem Abende war er in der bewußten Vereinigung nicht mehr erschienen.

Ich erkundigte mich nach der Dertlichkeit, wo jene Vorstellungen stattgefunden hatten, und erfuhr, daß es der Saal in dem oben erwähnten

Hause gewesen war, dessen Hintergebäude mit dem Hofe von Venno Nothers Hause in Verbindung standen.

Sollte ich diesen Umstand mit seinem räthselhaften Verschwinden in Zusammenhang bringen? Ich überlegte hin und her; da ich aber keine Möglichkeit fand, aus dem äußerlichen Zusammentreffen der Räumlichkeiten einen Schluß auf irgend eine innere Verbindung zu ziehen, die zu einer Erklärung seiner Handlungsweise führte, so gab ich schließlich Grübeln und Sinnen auf, indem ich es der Zeit überließ, das Dunkel aufzuklären und das Unverständliche begreiflich zu machen.

Seit jenen Vorgängen war nun mehr als ein Jahr verflossen. Ob er in dieser Zeit an mich gedacht, ich weiß es nicht; geschrieben hatte er nicht. Ich hatte ihn nicht vergessen, und deshalb beschloß ich, da mein Weg mich über seine Vaterstadt führte, ihn in letzterer aufzusuchen und zu prüfen, ob der verschwundene Freund mir auch ein verlorener sei.

Ich fand ihn zu Kiel im elterlichen Hause, welches am Düsternbrook, in jener entzückenden Straße belegen war, die an Buchen=bewaldeten Abhängen, wie ein Perlenbesatz an einem schönen Gewande, die Meeresbucht entlang zieht.

Unangemeldet und überraschend trat ich bei ihm ein und ich werde nie die sonderbare Mischung von Freude und Schreck in seinem Antlitz vergessen, als er bei meinem Anblicke von seinen Büchern emporfuhr. Der Schreck aber war das Ueberwiegende, und das, was ich auf seinem Gesichte bemerkte, war nicht nur Schreck, es sah aus wie Entsetzen. Sein Blick glitt an mir vorüber, als fürchtete er, daß noch Jemand außer mir käme, dann stand er, ohne ein Glied zu rühren, mitten in der Stube, als wäre mit meinem Eintritt eine geheimnißvolle Gewalt über ihn gekommen, die ihn regungslos an die Stelle bannte.

Meinerseits betroffen, blieb ich einen Augenblick stehen. War ich es selbst, der ihn so versteinerte, oder war es die Erinnerung an etwas, das ich nicht kannte, und das mit meiner Erscheinung wieder vor seine Seele trat?

„Venno, Du Böjewicht,“ sagte ich, indem ich einen möglichst heitern Ton anschlug, „ich bemerke mit Vergnügen, wie sich bei meinem Anblick Dein Gewissen regt. Wo hast Du gesteckt? Warum bist Du aus Leipzig entflohen? Warum —“

Als ich den Namen Leipzig nannte, schüttelte er hastig den Kopf, was so aussah, als wollte er etwas von sich werfen, oder als sollte ich nicht weiter sprechen.

Ich streckte ihm die Hand entgegen, und nun kam er plötzlich auf mich zu, fiel mir um den Hals, und ich spürte etwas Feuer an meiner Wange; er weinte.

Die abweisende Geberde von vorhin, die stumme Leidenschaftlichkeit, mit der er mich umschlang, das Alles sagte mir, daß in der Zwischenzeit

etwas geschehen sein mußte, was tief in diese Seele hineingegriffen und sie zum Schwanken gebracht hatte; das Bittern seiner Brust, die sich gegen die meinige preßte, und die Thränen, die aus seinen Augen quollen, verriethen mir, daß ich es mit einem leicht zerstörbaren Menschen zu thun hatte. Seelen-Organismen dieser Art wollen, ihrer Natur entsprechend, zart und mit Vorsicht behandelt sein. Sie bedürfen des Freundes-Auges, welches theilnahme- und verständnißvoll in sie hineinsieht, sie verlangen nach der Hand, die sanft und fest die verschlungenen Fäden ihres Gewebes zurechtschiebt — aber das Auge darf nicht zu aufdringlich nahe kommen, die Hand darf nicht täppisch mit einem Griff Alles ordnen und schlichten wollen — sonst schließen diese Seelen sich zu und ~~verschwählen~~ in ihrer stummen Qual. Ich fühlte und wußte, daß ich Benno Rother jetzt nicht und vielleicht noch lange nicht fragen durfte, und ich beschloß zu schweigen, bis daß er selber reden würde.

Vorläufig gab ich mich der entzückenden Aussicht hin, die sich aus seinem Fenster auf den schiffsbevölkerten Hafen bot. Er nannte und beschrieb mir jedes einzelne der gewaltigen Kriegs-Fahrzeuge, welche die eiserne Brust in den Wellen badeten, und aus dem freudigen Eifer, mit dem er mich, den Binnenländer, in die Seewelt einweihte, erkannte ich, daß jener unbekannte Vorgang, der ihn aus Leipzig vertrieben, zwischen uns keinen Schatten geworfen hatte.

Ich mußte seinem Drängen nachgeben und mich bei seinen Eltern einführen lassen. Benno Rother war das einzige Kind. Dieser Umstand erklärte mir zum Theil die überaus große Weichheit und Zartheit seines Wesens, denn ich bemerkte, welch' unablässige Fülle liebevoll sorgender Gedanken, einem elektrischen Strome gleich, diesen jungen Mann umkreiste und umhüllte. Sein Vater, dies fühlte ich, wußte sehr wohl, welch' ein zerbrechliches Gut er in diesem Sohne besaß und hielt ihn daher, ohne daß letzterer es zu gewahren schien, in beständiger, sanft regierender Obhut.

Ob seine Eltern wußten, was es war, was den Sohn so plötzlich aus der Ferne zu ihnen zurückgeführt hatte? Ich hatte im Stillen gehofft, von ihrer Seite eine Andeutung irgend welcher Art darüber zu erhalten; aber es erfolgte nichts und es blieb mir daher nichts übrig, als auch hier mit Fragen zurückzuhalten.

Im Laufe der Unterhaltung that ich meine Absicht kund, Kopenhagen, für das ich eine besondere Neigung bewahrt hatte, seitdem ich es zum ersten Male gesehen, zu besuchen.

„Es sind Ferien,“ wandte ich mich an Benno Rother, „Du könntest mich eigentlich begleiten.“

Er schwieg auf meinen Vorschlag und es entging mir nicht, wie er einen beinahe scheuen Blick über den Tisch auf seinen Vater richtete.

„Natürlich,“ sagte der Letztere, „der Vorschlag ist vortrefflich; Du hast fleißig genug gearbeitet und eine Zerstreuung wird Dir wohl thun; dazu ist Kopenhagen gerade recht; es ist eine fröhliche Stadt.“

Er hatte nun auch nichts mehr einzuwenden und in vergnügter Hast packte er den Koffer, da wir noch an dem nämlichen Abende mit dem Postdampfer nach Korsör abfahren wollten.

Die Poesie der herrlichen August-Nacht, durch die wir dahinsteuerten, der erquickende Seewind, der uns umspielte, da wir noch lange Arm in Arm auf dem Verdeck standen, alles das übte sichtlich die günstigste Wirkung auf meinen Freund.

Die See war mäßig bewegt, immerhin so stark, daß, als wir aus der Bucht in das offene Meer hinausfuhren, ein unabsehbarer Schwall von weißen, im Mondlicht flimmernden Wellenkämmen uns entgegenrollte.

„Sieh,“ sagte ich zu ihm, von der Größe des Schauspiels ergriffen, „es sieht aus wie der Rachen eines Löwen, der sich aufthut uns sammt unserm Schiffe zu verschlingen.“

Ich hatte das Wort noch kaum beendet, als ich fühlte, wie sein Arm in dem meinigen zuckte, er sagte nichts, aber sein Athem ging aus beklommener Brust; dabei starrte er auf die Klanken des Verdeckes nieder.

War in dem Bilde, das ich gebrauchte, irgend etwas gewesen, das ihn hatte aufregen können? Ich schaute ihn von der Seite an und sah, wie er immer tiefer in schweigendes Träumen versank. Es schien mir an der Zeit, ihn loszureißen, deshalb stieg ich mit ihm in die Kajüte hinunter, wo ich in einer guten Koje eine schlechte Nacht verbrachte.

Am andern Morgen trafen wir in dem Augenblicke wieder auf dem Verdeck zusammen, als das Schiff in die stahlgraue Bucht des Hafens von Korsör einlief. Er hatte offenbar vortrefflich geschlafen und spottete über mein Aussehen, welches nur zu deutlich verrieth, wie schlecht die Späße gewesen waren, die Neptun sich mit mir erlaubt hatte.

„Wirst Du nicht seefrank?“ fragte ich.

„Niemals,“ gab er zur Antwort.

„Das ist unnatürlich,“ versetzte ich in halbem Aerger, und im Stillen dachte ich daran, daß Menschen, die an der Seele franken, vor manchen körperlichen Leiden bewahrt bleiben, die Andere treffen. Aber es giebt für derartige Zustände keinen bessern Arzt, als das Lachen, darum ließ ich mich gern von ihm auslachen und in gesprächigster Stimmung langten wir um die Mittagszeit in Kopenhagen, der fröhlichen Stadt, an.

Der Tag verging, wie ein erster Tag in einer fremden Stadt zu vergehen pflegt, unter tausend wechselnden, neuen Eindrücken. Der Abend fand uns im Tivoli, jenem eigenartigen, reizenden Garten-Vocale, wo der erfinderische Sinn eines heiteren Volkes eine ganze Fülle harmloser Vergnügen für billiges Geld zum Genuße darbietet.

Nachdem wir von Allem gekostet hatten, gelangten wir, Arm in Arm durch die Gänge des Gartens dahinschlendernd, an einen großen runden Holzschuppen, an dessen Eingang mächtige Plakate prangten. Es war ein Circus, und der Beginn der Vorstellungen mußte nahe bevorstehen, da man

aus dem Innern bereits Musik hörte. Das Publikum drängte sich an der Kasse und zog uns, da wir nicht widerstanden, in seinem Strome nach. Schnell griff ich in die Tasche, um das Geld für zwei Billets hervorzuholen, als ich fühlte, wie Benno Rother an meinem Arme ruckte. Ich wandte mich zu ihm um und erschrak bei seinem Anblick. Sein Gesicht war totenblaß und völlig verändert, alle Heiterkeit war daraus verschwunden, und ich bemerkte auf demselben jenen Ausdruck dumpfen Entsetzens, der mich erschreckt hatte, als ich zu Kiel in seine Stube trat.

„Willst Du durchaus hineingehen?“ fragte er mit tonloser Stimme; seine Lippen bewegten sich, als wären sie bleiern gewesen, sein Blick schwankte.

Ich löste mich aus dem drängenden Menschenhaufen los und trat mit ihm zur Seite.

„Wenn Du keine Lust hast,“ sagte ich, „so bleiben wir draußen?“ Er senkte das Haupt und erwiderte nichts.

„Benno,“ sagte ich, indem ich seinen Arm losließ und seine Hand ergriff, „Dich quält etwas; sage mir endlich, was es ist?“

Er stand noch immer, dumpf gesenkten Hauptes; ich sah, wie er zum Sprechen ansetzte, aber es kam kein Wort heraus. Dann schüttelte er wieder den Kopf, als wollte er einen fremden, quälenden Körper aus seinem Gehirn hinauswerfen und stampfte, wie in verzweifeltem Entschluß, mit dem Fuße auf den Boden.

„Es ist Unsinn, es ist Unsinn, es ist Unsinn!“ sagte er drei Mal rasch hinter einander vor sich hin. „Komm, wir wollen hinein.“

Er hatte seinen Arm wieder in den meinigen geschoben; jetzt war er es, der mich nach der Kasse zog, und ich leistete ihm Widerstand.

„Nein,“ sagte ich, „wir wollen nicht hinein, denn ich sehe ganz deutlich, daß es Dir nicht lieb ist.“

„Es ist mir lieb, verlaß Dich darauf,“ erwiderte er mit heiserer Stimme, „ich weiß, daß ich Dir unbegreiflich erscheinen muß, aber ich werde Dir nachher Alles erklären und Du wirst sehen, daß es das Beste ist, wenn wir hineingehen.“

Er war, wie es schien, so plötzlich zu einem festen Entschlusse gelangt, daß ich allen Widerstand aufgab. Wir traten vor den Billetschalter.

Der Kassirer, höflich wie alle Dänen, suchte lange nach möglichst guten Plätzen und händigte uns endlich zwei Billets ein. „Auf der zweiten Bank von der Barrière,“ sagte er, mit verbindlichem Nicken, „ausgezeichnet schöne Sitze.“

Es war, wie er versprochen hatte; die ganze Reihe vor uns war unbesetzt; zu unserer Rechten und Linken hatten wir gleichfalls Spielraum, da der Circus nicht überfüllt war. Die erste Nummer des Abendprogramms war bereits in der Aufführung begriffen, während wir unsere Plätze suchten. Ein uralter Circus-Schimmel machte seine einförmige Galopp-Runde, mit

einem Ausdruck im Gesicht, als ob er sich wunderte, daß die Menschen immer noch Gefallen an den ewig wiederkehrenden Nüzchen fanden, die auf seinem Rücken von einer Kunstreiterin vollführt wurden, welche gewiß einmal jung, aber gewiß niemals schön gewesen war. Sie hüpfte über die üblichen Lächer, sprang durch die üblichen Reifen und sank alsdann mit dem üblichen Lächeln auf dem breiten Rücken ihres Schimmels zur Last nieder. Wenn es einen Anblick gab, um ein erregtes Gemüth zu beruhigen, so war es dieser.

Mit einem schnellen Blick überflog ich das Programm, um zu sehen, ob die ferneren Genüsse des Abends sich alle auf der Höhe dieser ersten Leistung halten würden, die einzige Nummer, die meine Aufmerksamkeit fesselte, war die letzte, in welcher die Vorführung wilder Thiere durch eine Signora Carlotta in Aussicht gestellt war. Ein zweiter Blick belehrte mich, daß Signora Carlotta bereits am Schlusse der ersten Abtheilung in Kraft-Productionen auftreten sollte.

Ich legte den Zettel über die Lehne des Sessels vor uns, zwischen mich und Benno Noth; der letztere schenkte demselben nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Er saß schweigend neben mir und es war mir unmöglich, aus seinem Gesichte zu erkennen, was augenblicklich seine Seele bewegte. Nur indem ich leise mit meiner Hand seine herabhängende Hand suchte und ergriff, fühlte ich, daß die seine kalt und schlaff herabhing.

Die Programm-Rolle haspelte sich Stück nach Stück ab, und im Stillen begann ich mich der Hoffnung hinzugeben, daß die Wirkung bei meinem Freunde dieselbe sein würde, wie bei mir, nämlich die der einschläferndsten Langeweile.

So war die letzte Nummer der ersten Abtheilung herangekommen, nach welcher eine Pause eintreten sollte. Aus den Stallräumen des Circus erschien ein hünenhaft gebauter Mann, dessen Aeußeres um so grotesker ausfiel, als die riesigen Glieder in einem engen, clownartigen Tricot-Gewande steckten. Er trug schwarz gewichstes Haar und einen Schnurr- und Anebelbart von derselben falsch leuchtenden Farbe. Offenbar wollte er durch sein präparirtes Gesicht die Meinung erwecken, daß er ein Italiener sei.

Nochte er aber angehören welcher Nation er wollte, jedenfalls mißfiel er mir auf das Aeußerste, denn ich hatte noch nie ein Gesicht gesehen, auf welchem die brutale Rohheit mit so faustbiden Zügen aufgetragen war. Dieser Mann trug nun mit Hilfe der Stallknechte eine Anzahl von Holzklößen herein, welche er in der Arena im Viereck aufstellte und über die er eine Lage von starken Brettern breitete, so daß in der Mitte des Circus eine Art von niedriger Tribüne entstand, an deren Fuß er sodann einen tuchüberbedekten Korb heranschob. Der Inhalt des Korbes schien äußerst gewichtig, denn ich sah, wie sich die Muskeln an den Armen des Mannes spannten, während er ihn heranzerrte.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, trat der schwarzgewichste

Riese wieder in die Stallräume zurück, und gleich darauf kam er aus denselben in Begleitung einer anderen, weiblichen Gestalt wieder hervor.

Daß es eine Frau war, erkannte ich zuvörderst nur an ihrer Kleidung, denn die Maße und Verhältnisse ihres Körpers waren so kolossal, daß der hühnenhafte Mann zu ihrer Seite sie nur um wenige Zoll überragte. Bekleidet war sie in der Art der Schauspielerinnen bei Darstellung antiker Rollen mit einem langen griechischen Gewande, welches den Hals frei ließ, auf den Schultern mit Spangen geschlossen war, und aus dem die Arme nackt hervorkamen; dieser Hals, die Schultern und die Arme, welche letztere von ganz erstaunlicher Kraft zeugten, waren übrigens so weiß, daß ich starke Zweifel gegen die italienische Abkunft der „Signora Carlotta“ zu hegen begann.

Wie Alles an dieser Gestalt mächtig war, so war es auch das dunkelbraune, in's Schwarz spielende Haar, welches sie auf dem Hinterkopfe in einem hohen Knoten zusammengebunden trug, während rechts und links vom Scheitel zwei dicke Flechten, wie Quirlanden, in die Schläfen herabhingen.

Diese eigenthümliche Haartracht vermehrte das Absonderliche der Erscheinung, welche jetzt mit schweren, langsamen Schritten, das Haupt so tief gesenkt, daß ich ihr Gesicht kaum sehen konnte, neben dem Manne in die Arena hereintrat.

Ich war so gefesselt von dem merkwürdigen Anblick, daß ich zunächst alles Andere, auch meinen Freund Benno Rother, völlig darüber vergaß; und wie mir, so schien es auch dem gesammten Publikum zu ergehen, welches in tiefem, staunendem Schweigen verharrte.

Der Riese, welcher neben der Frau herging, flüsterte ihr etwas in's Ohr, worauf sie stehen blieb, die eine Hand auf die Brust legte und das Publikum mit einer Verbeugung begrüßte. Der Begleiter hatte sie erst darauf aufmerksam machen müssen, wie es schien.

Auch in dieser Bewegung lag etwas Schweres, Dumpfes, was in seltsamster Weise von der beifallbuhlenden Schmiegsamkeit anderer Circuskünstler abstach; sie hatte das Haupt für einen Augenblick erhoben, aber nicht das leiseste Lächeln, nicht eine Spur von Heiterkeit war auf ihrem Antlitz erschienen. Soweit ich erkennen konnte, war dasselbe wie übergossen von einem tiefen, steinernen Ernste.

Das Weib bestieg die in der Mitte errichtete Tribüne und während der Begleiter die Decke von dem Korbe nahm, stand sie auf derselben so regungslos, daß sie in ihrem antiken Gewande wie eine Kolossal-Statue der alten Welt ausah. Ihre Stellung war so gewählt, daß sie uns drei Viertel ihres Profils zuwendete, und ich hatte Zeit, die Züge ihres Gesichtes zu prüfen, in denen ein einziges charakteristisches Merkmal, Größe, so in den Vordergrund trat, daß man darüber zu fragen vergaß, ob sie schön, oder häßlich waren.

Nur eines fiel mir sofort auf, was dem Gesichte einen düsteren, beinahe unheimlichen Ausdruck verlieh, das waren die dunklen, über der Nasenwurzel

dicht in einander gewachsenen Augenbrauen. Und dazu kam der räthselhafte Ausdruck der großen, rund geschnittenen Augen, die scheinbar in völliger Geistesabwesenheit starrend vor sich hinblickten, wie Augen, die vom schwarzen Staar befallen sind, und denen man ansieht, daß ihre Netzhaut nichts mehr von den Erscheinungen der umgebenden Welt weiß. Bei keinem lebenden Menschen, nur ein Mal auf einem Bilde, hatte ich einen solchen völlig öden Blick gesehen, auf einem Gemälde Böcklins, wo der Wassermann aus der tiefen See emporsteigt und mit Augen um sich schaut, in denen der stille Wahnsinn ewiger Hoffnungslosigkeit wie ein die lebende Welt verschlingendes Ungethüm brühet. Der schwarzbärtige Riese griff nun in den Korb, faßte ein an einem Ringe befestigtes eisernes Gewicht und schleuderte dasselbe dem Weibe zu, welches den wuchtigen Eisenkloß mit beiden Händen auffing. An der unwillkürlichen Beugung, welche ihr Oberkörper dabei machte, erkannte ich, wie fürchtbar schwer die Last sein mußte.

Sie griff mit der rechten Hand in den Ring und hielt das Gewicht mit wagerecht gestrecktem Arme zwanzig Secunden lang in der Schwebelage, wechselte dann mit den Händen und vollführte dasselbe Kraftstück mit dem linken Arm. Darauf warf sie den Eisenkloß auf die Bretter der Tribüne, daß es prasselte und krachte.

Dies schien den Wünschen des Riesens zu widersprechen, denn ich sah, wie ein böser, funkelnder Blick die lächelnde Maske seines grinsenden Gesichtes durchbrach und wie seine Lippen sich kurz und schnell bewegten. Er flüsterte, wie es schien, der Frau irgend ein zorniges Wort zu, ohne daß ich auf deren Gesicht irgend eine Wirkung seiner Aeußerung wahrzunehmen vermochte. Mit derselben Leblosigkeit, wie vorher, blickte sie über den Mann hinweg und mit mechanischer Gleichgültigkeit fing sie das zweite Eisenstück auf, das jener aus dem Korbe gerissen und ihr zugeworfen hatte.

In dieser Weise ging es fort, und die Beiden sahen wie Giganten aus, die mit Felsblöcken Fangeball spielen; allerdings ein grausames Spiel, denn wenn die Eisenklöße, die von einem zum anderen Male an Gewicht zunahmen, dem Weibe aus den Händen glitten, so bedeutete es für sie einen zermetterten Fuß. Sie arbeitete aber mit der Regelmäßigkeit und Genauigkeit einer Maschine, und dadurch eben bekam das Schauspiel etwas unbeschreiblich Einförmiges und Todtes. Wenn überhaupt eine Seele in diesem Leibe wohnte, so war sie offenbar weit, weit von dem Körper entfernt, dessen Glieder sich, wie die eines Automaten, sinnlos in einer brutalen Thätigkeit abmühten.

Ich athmete daher erleichtert auf, als endlich das letzte und hauptsächlichste Kraftstück an die Reihe kam: auf einem Blockwagen wurde ein eisernes Kanonenrohr hereingeschoben, welches der Riese vor den Augen des Publikums mit einer gewaltigen Pulvermasse lud. Das Weib stieg von der Tribüne herab und stellte sich, mit gespreizten Beinen, den Oberleib nach vornüber gebeugt und das Haupt zur Seite gedreht, im Sande der Arena

auf. Der Riese, von sämmtlichen Bediensteten des Circus unterstützt, hob das wuchtige Kanonenrohr vom Wagen empor und wälzte es auf ihre Schulter. Er hielt die brennende Lunte und erwartete das Commando, welches sie zu geben hatte. „Feuer!“ schrie das Weib mit einer Stimme, die wie ein Posaunenstoß durch den weiten Raum hallte; in demselben Augenblick entlud sich die Kanone mit betäubendem Knall, und während das Rohr zur Erde rollte und ein dichter Pulver-Qualm sich wirbelnd erhob, stand sie, ruhig aufgerichtet, als wenn nichts vorgefallen sei, mit untergeschlagenen Armen da.

Eine Beifalls-Salve rauschte von den Gallerien herab, und während die Männer sich daran machten, die Tribüne abzubrechen und das Kanonenrohr wieder auf den Wagen zu laden, ergriff die Frau, welche den Beifall des Publikums mit derselben Neigung des Oberleibes und derselben steinernen Gleichgiltigkeit aufgenommen hatte, mit welcher sie vorher ihren Gruß dargebracht, eines der eisernen Gewichte, um mit demselben zu den Bänken der Zuschauer heranzutreten. Durch eigenes Anschauen und Betasten sollten die letzteren sich überzeugen, daß keine Spiegelfechtereie vorlag und daß sie mit wirklichen Lasten und Gewichten gearbeitet hatte.

Sie ging zunächst auf einige Herren zu, welche rechts von uns, auf der untersten Bank, dicht an der Barrière saßen, und nachdem diese eine zeitlang sich mit dem Gewichte beschäftigt und flüsternd ihr Erstaunen ausgetauscht hatten, wandte sie sich zu uns.

Um zu unsern Plätzen zu gelangen, mußte sie die Barrière übersteigen, und im Augenblick, da dies geschah, hörte ich einen erstickten Laut neben mir, der halb wie ein dumpfes Aechzen, halb wie ein „Herr Gott im Himmel“ klang.

Es kam von Benno Rother her, und als ich mich erschreckt nach ihm umwandte, sah ich, wie er sich von seinem Sitze erhoben hatte, als wenn er fliehen wollte, und wie er dann, scheinbar gebrochen und fahlen Gesichts auf den Sessel zurück sank.

Bevor ich noch ein Wort an ihn richten konnte, war das Weib heran. Sie blieb vor uns stehen, ihr bis dahin gesenktes Haupt hob sich empor und ihre Augen richteten sich auf uns.

Sie stand so dicht, daß ihr Kleid mich fast berührte, daher konnte ich aus nächster Nähe die unerhörte Veränderung wahrnehmen, die plötzlich, als sie Benno Rother's Gesicht erblickte, mit ihr vorging.

Die kraftvollen Hände, welche vorher so sicher gearbeitet hatten, sanken, wie von plötzlicher Schwäche befallen, nieder, so daß der Eisenkloß, den sie hielten, mit dumpfem Schalle auf die Lehne des Sessels aufschlug, vor dem sie stand; der ganze Leib erstarrte zur Regungslosigkeit eines steinernen Bildes; aber in den Augen, die zuvor so gleichgiltig starr geblickt hatten, erwachte ein stummes, leidenschaftliches, rasendes Leben. Es war, als wenn im Inneren des Weibes eine Flamme emporloberte; ich sah, wie ihr der Schweiß

hervortrat, so daß der obere Saum ihres Gewandes, der sich eng an die Brust schmiegte, davon durchfeuchtet ward und nie in meinem Leben hatte ich in Menschengen Augen einen Ausdruck bemerkt, wie der war, mit dem ihre Blicke auf Venno Rother's Antlitz haften.

Es war in diesen Augen etwas Lechzendes, Wildes, beinahe Thierisches, eine unbeschreibbare Mischung von zürnender Drohung und selbstvernichtender Hingebung, eine wüthende Freude über ein plötzlich gefundenes Glück und eine schauerliche Verzweiflung an Allem, was nach diesem Augenblicke noch kommen konnte.

Mit verschlingender Gluth wühlten ihre Augen sich in des Jünglings blaßes Gesicht, und ich hatte ein Gefühl, als müßte er, wie Schnee in der Nähe einer feurigen Esse, zerschmelzen und vergehen.

„Hier also bist Du?“ sagte sie, und indem diese wenigen Worte langsam, mit tiefer, schwerer Stimme, Silbe für Silbe von ihren Lippen rollten, klangen sie wie die Athemstöße eines im tiefsten Innern gährenden Vulkans, wie eine Mahnung an einen düsteren, geheimnißvollen Vorgang, der zwischen diesen beiden Menschen gespielt hatte. Venno Rother starrte sie, keines Wortes mächtig, an, seine Brust bewegte sich in kurzen, fieberhaften Athemzügen, er befand sich offenbar vollständig im Banne des räthselhaften Weibes. Ob das Publikum, welches mittlerweile seine Plätze zu verlassen begann, von diesem beinahe lautlosen Vorgange etwas bemerkte, kann ich nicht sagen, da ich selbst für nichts Anderes Augen und Ohren hatte. Der Begleiter der Frau jedoch, der die Geduld verlor, kam heran, um sie zum Verlassen des Circus aufzufordern.

„Vorwärts, wie lange dauert's?“ sagte er, indem er an die Barrière trat, mit gedämpfter, aber eindringlicher Stimme.

Das Weib warf den Kopf mit einem jähen Ruck zu ihm herum.

„So lange ich will!“ antwortete sie; ihre rechte Hand ballte sich zur Faust und über ihr Gesicht zuckte ein Strahl, der ihre Züge wie ein zackiger Blitz zerriß und entstellte.

Der Riese erwiderte nichts; sie wandte sich noch ein Mal zu Venno Rother zurück und ihr Gesicht nahm jetzt einen ganz anderen, tief sehnächtigen Ausdruck flehender Bitte an.

Es war nichts Sanftes, nichts Weiches in diesem Ausdruck, es war die Lebensäußerung einer übermächtigen, gewaltthätigen Natur, die, in ihrem Wollen und Wünschen unersättlich, den Gegenstand, den sie einmal erfaßt hat, in sich hineinziehen und verschlingen muß, wie das Meer, das seine Opfer im Wellensturze an sich reißt, oder durch das sehnächtige Auge seiner Tiefe an sich lodt.

Und der Gegenstand dieses dämonischen Verlangens, das merkte ich nun wohl, war Venno Rother.

Meine Nähe schien sie gar nicht zu bemerken; die Anwesenheit so vieler Menschen in dem Circus schien ihr völlig gleichgiltig zu sein; nur er war

für sie da. Wie mechanisch streckte sie den rechten Arm nach ihm aus, als wollte sie ihn ergreifen, aber sie berührte ihn nicht. In der Mitte ihres Unterarmes gewahrte ich eine rothe, narbenartige Vertiefung, deren Entstehung ich mir nicht zu erklären vermochte, von einer Kugel-Verwundung konnte sie nicht herrühren, dazu war die Narbe zu schmal, von einer Messer- Klinge auch nicht, dazu war der Riß zu unregelmäßig.

Das Weib legte die Finger der linken Hand auf diese Narbe, dann sagte sie mit demselben schwerfälligen Ton, der ihre ersten Worte so merkwürdig gemacht hatte: „Vergiß nicht — ich halte Dich.“

Benno Rother erwiderte keinen Laut; sie raffte das Gewicht, das ihren Händen entschlüpft war, auf und wandte sich zur Rückkehr. An der Barriere drehte sie das Haupt noch ein Mal um, bohrte die Augen noch ein Mal in sein Gesicht und wiederholte mit laut erhobener, tief vibrierender Stimme: „Ich halte Dich.“

Dann verließ sie in Begleitung des Riesen, dem sie wie einem Knechte das Gewicht zuwarf, raschen Schrittes die Arena.

Athemlos blickte ich ihr nach, bis daß sie in den Stallräumen verschwand, dann stürzte ich mich auf meinen Freund, der noch immer wie gelähmt an seinem Plaze saß.

Ich faßte ihn an der Schulter und schüttelte ihn. „Komm fort,“ sagte ich, „komm augenblicklich fort.“

Schwankend erhob er sich von seinem Sitze und beinaß willenlos ließ er sich von mir fortführen.

Als wir am Ausgange des Tivoli-Gartens angelangt waren, machte er Halt. „Wollen wir fortgehen?“ fragte er.

„Ja doch,“ versetzte ich, „oder hättest Du Lust, eine ähnliche Scene zu erleben, wenn sie nachher mit den wilden Thieren erscheint?“

„Nein,“ sagte er wie in plötzlichem Erschrecken, „Du hast recht, komm fort.“

Wir kehrten nach dem Gasthose zurück und suchten sogleich unser Zimmer. Dort angelangt, warf Benno Rother sich in das Sopha und blieb auf demselben, die Hände vor das Gesicht gedrückt, in brütenden Gedanken sitzen.

Ich ließ ihm Zeit, sich zu fassen, als jedoch kein Laut von seiner Seite erfolgte und nur ein fortbauernendes, stöhnendes Athemholen den Krampf verrieth, der sein Innerstes bewegte, beschloß ich, dem heillosen Zustande ein Ende zu machen und ihn zum Aussprechen zu nöthigen. „Benno,“ sagte ich, indem ich seine Hände gewaltsam von seinem Gesichte entfernte und in den meinigen fest hielt, „hast Du das sichere Gefühl, daß ich Dein Freund bin?“

Er sah mich an und nickte stumm.

„Gut,“ sagte ich, „damit ein Freund uns helfen könne, muß er wissen, was uns fehlt. Du hättest mir vor Jahr und Tag schon sagen sollen,

was Dir zugestoßen war; Du hast es damals nicht gethan, also thu' es heute, jetzt. Es scheint mir höchste Zeit, daß Du es mir sagst," fuhr ich dringend fort, da ich sah, wie er wieder das Haupt sinken ließ, „hörst Du wohl? höchste Zeit."

Ich betonte die letzten Worte absichtlich so stark, daß er daraus entnehmen mußte, was ich für ihn und seinen geistigen Zustand fürchtete. Er schien mich zu verstehen, denn eine zuckende Röthe ging über sein Gesicht und mit jener Plötzlichkeit der Entschließung, die mir heute schon einmal an ihm aufgefallen war, sprang er vom Sopha auf.

„Es ist wahr," sagte er, indem er im Zimmer auf und nieder ging, „es muß endlich ein Mal heraus, sonst, fühle ich, macht es mich toll."

„Wohlan," sagte ich, „sammle Dich einen Augenblick, wir wollen die Sache mit voller Gemüthsruhe verhandeln und wollen denken, wir saßen wieder, wie in der lustigen Leipziger Zeit, in der Weinstube zusammen, wo wir uns gegenseitig so manche Schnurren zum besten gaben."

Ich klingelte und bestellte bei dem eintretenden Kellner ein Paar Flaschen Wein. Nachdem dieselben erschienen waren, füllte ich jedem von uns ein Glas.

„Trink!" sagte ich, indem ich an sein Glas anstieß, „Du weißt, daß wir beiderseits in manchem Gespräche die homerischen Helden bewundert haben, weil sie in jeder Gemüthsverfassung essen und trinken konnten." Während er sein Glas austrank, zündete ich mir eine Cigarre an, indem ich eine Gemüthsruhe heuchelte, von der ich in Wirklichkeit weit entfernt war.

„Wenige Tage vor Deiner damaligen Abreise aus Leipzig," hob Wenno Rother an, „hatte mich ein Freund aufgefordert, den Vorstellungen einer Akrobaten-Gesellschaft beizuwohnen, welche ihre Künste in einem Saale vorführten, der nicht weit von meiner Wohnung gelegen war —"

„Und dessen Hintergebäude," unterbrach ich ihn, „mit dem Hofe Deines Hauses in Verbindung stand."

Er sah mich überrascht an. „Du weißt es?" fragte er.

„Ja," sagte ich, „ich habe mir die Vertiklichkeit angesehen."

„Die Schaustellung," fuhr er fort, „geschah auf einer kleinen Bühne, deren Podium nur etwa zwei Fuß über dem Boden des Saales erhöht war. Wir saßen Beide in der vordersten Stuhlreihe, ganz dicht an der Bühne."

Nachdem die Akrobaten eine Reihe von halzbrechenden Kunststücken ausgeführt hatten, wurde ein hohes, festes Gitter von Eisendraht um die Bühne gezogen, und hinter demselben erschien ein Mann, in feuerfarbnes Tricot gekleidet, mit einem Dschingiser in der Hand, dem man auf den ersten Blick den Thierbändiger ansah!"

„Derjelbe," fragte ich, „den wir heute Abend im Circus gesehen haben?"

„Derjelbe," versetzte er. „Sobald dieser Mann dem Publikum seinen

Diener gemacht hatte, öffnete sich die Pforte der Bühne von Neuem, und ein mächtiger, brauner Bär kam hereingetrottet, dem die Schnauze mit einem starken Leder-Riemen zugeschnürt war. Die Bestie erhob sich auf den Hinterbeinen, machte einige Tanzbewegungen, legte dann ihre Taten auf die Schultern des Bändigers und ließ sich von diesem, der seinerseits mit beiden Händen in das zottige Fell des Ungethüms griff, rücklings über den Haufen werfen. Mensch und Thier wälzten sich einen Augenblick in einem Knäuel, dann sprang der Bändiger auf, gab dem Bären einen Schlag, und der letztere trottete eben so wieder hinaus, wie er gekommen war.

Wiederum öffnete sich die Pforte, und ein Rudel Wölfe kam auf die Bühne geschwärmt.

Während ich denselben meine Aufmerksamkeit schenkte, stieß mein Begleiter mich von der Seite an.

„Um des Himmelswillen,“ sagte er leise flüsternd, „sieh’ das an, ist es ein Mann oder eine Frau.“

„Hinter den Wölfen war eine Gestalt erschienen, die in der That das Unerhörteste war, was ich je gesehen hatte. Stelle Dir die Erscheinung vom heutigen Abende vor, von Kopf bis zu den Füßen in eng anschließendem lilafarbenem Tricot, die Füße mit rothen Stiefeletten bekleidet, welche um die Knöchel schlossen, die Arme nackt von den Schultern an. Sie trug einen Eisenstab in den Händen und führte gewissermaßen die Aufsicht über die Wölfe, welche in der Zeit, während deren der Bändiger mit einem einzelnen Kunststück machte, sich selbst überlassen waren. Kleidung und Gestalt besaßen sich in wahrhaft schreiendem Mißverhältniß, und diese Geschmacklosigkeit in kolossalen Maßstabe übte eine so belustigende Wirkung auf die Zuschauer, daß ich trotz des Spectakels, den der Bändiger mit seinen Wölfen vollführte, das Sichern der Leute rings um mich her vernahm.

Mein Begleiter war wie außer sich vor Vergnügen, er hielt sich das Taschentuch vor den Mund, stieß mich fortwährend in die Seite und endlich konnte auch ich mich nicht länger der allgemeinen Heiterkeit entziehen, ich senkte das Haupt und lachte vor mich hin. Als ich das Gesicht wieder zu der Bühne erhob, sah ich, wie die Frau, die ihre Stellung während der ganzen Zeit nicht um eine Linie verändert hatte, ihre Augen starr auf mich gerichtet hielt und in dem Augenblick hatte ich ein Gefühl —“

Benno Rother, der bis dahin im Zimmer auf und ab gegangen war, blieb plötzlich stehen und griff sich an die Brust.

„Mein Gott,“ sagte er leise vor sich hin, „da steht sie wieder.“

Ich schenkte ihm schweigend ein neues Glas ein, er nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

„In dem Augenblick,“ fuhr er fort, „hatte ich ein Gefühl, als bekäme ich einen Schuß mitten in die Brust. Ich wußte nicht, ob sie mich hatte lachen sehen, aber jedenfalls hatte sie das Gekicher des Publikums bemerkt und verstanden. Von der Stirn bis hinunter in die Brust sah ich sie von

einer tiefen, glühenden Röthe bedeckt, in den dunklen Augen gewahrte ich einen Ausdruck — wenn ich Dir nur beschreiben könnte, wie dieser Ausdruck war —“ unterbrach er sich; „wenn man sich einen Menschen aus der Steinzeit denken könnte, ein Wesen, das den Namen unserer Art führt und doch nicht zu unserer Art gehört, welches plötzlich unter die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts tritt, nichts von Allem begreifend, was ihn umgiebt und von Allen unbegriffen — so hätte sein Gesicht aussehen müssen, wie das der Frau in jenem Augenblick. Die Qual des Selbstbewußtseins lag wie eine dumpfe Last auf ihren Zügen, aus ihren Augen sprach eine finstler grollende Traurigkeit und ihre Mundwinkel waren herabgezogen, so daß es aussah, als würde sie zu weinen beginnen.

Ich blickte von ihr hinweg und suchte meine Aufmerksamkeit auf die Wölfe zu richten; ich sah nach links, nach rechts, ich wollte es vermeiden, sie anzusehen — endlich kehrten meine Blicke doch wieder zu ihr zurück und ich sah ihre Augen mit demselben furchtbaren Ausdruck auf mich gerichtet, wie vorher.

Es war kein Zweifel mehr, sie suchte mich; und indem der stumme Blick sich inmitten der höhnnenden, spottenden Menschenmenge an mich, an den Einen wandte und mir den leidvollen Abgrund ihrer Seele enthüllte, erfaßte mich ein unbeschreibliches, aus Mitleid und Widerwillen gemischtes Gefühl. Ich zürnte mir, daß ich mit den Anderen über sie gelacht und dazu beigetragen hatte, dem wehrlosen Weibe die Schamröthe in das Gesicht zu treiben, andererseits schämte ich mich vor dem Publikum, dessen Aufmerksamkeit ich zu erwecken fürchtete, und ich fragte mich vergeblich, wodurch es geschah, daß sie gerade mich mit ihren Blicken und Gedanken verfolgte.

Erst mit dem Augenblick, da die Wölfe den Schauplatz ihrer Thätigkeit verließen, endigte dieser für mich unerträgliche Zustand; sie ging von der Bühne ab, und nur der Wändiger blieb noch auf letzterer zurück, um dem Publikum zu verkündigen, daß morgen die Vorführung von „noch reißenderen Thieren“ als heute stattfinden würde. Was für Thiere das sein sollten, wurde nicht verrathen.

So rasch ich konnte verließ ich den Saal; den Freund, in dessen Gesellschaft ich gekommen war, ließ ich allein davongehen, denn er war mir durch sein beständiges Lachen ebenso unangenehm geworden, wie das übrige Publikum.

Spät in der Nacht kam ich nach Haus — und da geschah etwas —.

Die letzten Worte verklangen tonlos auf seinen Lippen, Benno Mother war an das Fenster getreten und drückte die Stirn an die Scheiben.

„Nur Ruhe, mein Junge,“ sagte ich beschwichtigend, da ich sah, wie er unter der Erinnerung an etwas Schreckliches litt.

Er kam vom Fenster zurück.

„Du hast die Treppe gesehen,“ fragte er, „die zu meiner Wohnung hinauf führte?“

„Ja,“ erwiderte ich, „sie ist mir unvergeßlich geblieben, denn es war die abscheulichste, die ich je kennen gelernt habe.“

„Als ich in den Hausflur trat,“ nahm er seine Erzählung wieder auf, „umgab mich eine so vollständige Finsterniß, daß ich, wie man zu sagen pflegt, nicht die Hand vor Augen sah. Nur aus dem Hofe, dessen Thor, wie gewöhnlich weit geöffnet stand, drang ein fahler Lichtschimmer herein. Mit tastenden Füßen gelangte ich an die Treppe.“

So oft ich dieselbe in der Dunkelheit erklimmen hatte, war ich ein widriges, unheimliches Gefühl nie los geworden; auf dem weitläufigen Hofe meines Hauses hatte ich nämlich Ragen in großer Zahl bemerkt, und nun mußt Du wissen, daß ich gegen diese Thiere einen unüberwindlichen Abscheu hege. Jedes Mal verfolgte mich daher die Vorstellung, daß eine derselben in das Innere des Hauses geschlüpft sein möchte, daß ich mit ihr auf der engen, dunklen Treppe zusammentreffen, vielleicht gar auf sie treten würde, und meine Phantasie malte mir die Folgen auf das Widerwärtigste aus.

Bisher war mir noch nichts Derartiges begegnet. Als ich an jenem Abende indessen die Hand auf das Treppengeländer gelegt und die untersten drei Stufen erstiegen hatte, vernahm ich, wie auf dem ersten Absatz sich etwas erhob und mit raschen Sprüngen zur nächsten Biegung der Treppe hinauf entfloß.

Es war ganz unverkennbar das weiche, elastische Geräusch, welches ein schnell dahin huschender, tagenartiger Körper auf Holzstufen hervorbringt. Ich blieb wie angewurzelt stehen und ein eiskalter Schauer, ich bekenne es, ging mir über den Rücken.

Was war zu thun? Ich beschloß den ersten Treppen-Absatz zu ersteigen und dann Licht zu schlagen. Sobald ich jedoch eine Stufe weiter gegangen war, sprang das Thier wieder auf und ging im Galopp vor mir her, bis in den zweiten Stock. Dabei fiel es mir auf, daß die Schläge, mit welchen der springende Körper die Holzstufen berührte, trotz ihrer Weichheit auffallend dumpf und schwer waren — es mußte eine ganz ungewöhnlich große Raçe sein.

Dort oben, so überlegte ich mir, nahm die Treppe ein Ende, das Thier konnte nicht weiter. Wollte ich daher nicht aus meiner Wohnung ausgesperrt bleiben, so mußte ich der Raçe Gelegenheit geben, an mir vorüber nach unten, zu entkommen. Vielleicht, dachte ich, ließe sich das auf dem Flur vor meiner Zimmerthüre oben bewerkstelligen, der eng genug, aber immerhin geräumiger als die Treppe war.

So vorsichtig und leise als möglich setzte ich meinen Weg fort, und als ich bis zur Mitte des obersten Treppengliedes gelangt war, zog ich mein Feuerzeug aus der Tasche und setzte ein Bündholz in Brand.

Im Augenblick jedoch, als die Flamme emporloderte, schlug ein so fürchterlicher Laut an mein Ohr, daß ich, wie gelähmt, an das Geländer taumelte und das brennende Holz auf den Boden fallen ließ. Es war ein

pfauender Stoß, dem ein lang anhaltendes, rasselndes Schnarren folgte, und es hörte sich an, wie das kochende Brodeln einer Hölle von Wuth.

Ich weiß nicht, ob Du jemals in der Lage gewesen bist, einer tödtlichen Gefahr plötzlich gegenübergestellt zu sein. Der Athem gerinnt in der Brust, unsere Glieder sinken nieder, und während eine völlige Machtlosigkeit auf unserem Körper lastet, macht unser Geist, zu schrecklicher Klarheit angespannt, im Zeitraum einer Secunde ganze Reihen von Combinationen durch. Ich wußte, daß das Thier, dem ich mich, durch keine Schranke getrennt, in unmittelbarer Nähe gegenüber befand, etwas ganz anderes und viel entseßlicheres, als eine gewöhnliche Rahe war, ich sagte mir, daß es zur Wuth gereizt war und daß diese Wuth ihm eben so viel an Kräften zulegte, als mir der Schrecken an Kräften raubte, und ich hatte ein deutliches, fürchterliches Gefühl, daß ich im nächsten Moment eine gräßliche, haarige Masse an meinem Gesichte und den Griff von Raubthier-Krallen an meinem Leibe empfinden würde.

Nicht sehen können, ist in solchen Augenblicken das Schlimmste, und instinctiv, obgleich es vielleicht nicht zweckmäßig war, riß ich wieder das Feuerzeug hervor und schlug abermals Licht.

Dasselbe höllische Pfauen ließ sich von oben vernehmen, und obschon mir die Hände zitterten, hielt ich das Zündholz fest und leuchtete mit der Flamme zum Flur hinauf.

Es bot sich mir ein Anblick, der mir das Haar sträuben machte.

In die Mauerecke des Flurs gedrückt, zusammengeballt wie ein unförmlicher Klumpen, lag Etwas, das im ersten Momente wie eine riesige schwarze Rahe ausah. Der Rücken war zum Buckel gekrümmt, die Rückenhaare standen horstig aufgerichtet, und aus dem Kopfe, der wie eine runde Kugel auf die mächtigen Vorderpranken niedergebückt war, stierten mich zwei grünlich schillernde Augen voll teuflischer Wuth an.

„Es war ein schwarzer Panther?“ unterbrach ich seine Erzählung, der ich in athemloser Spannung gefolgt war.

„Ja,“ sagte er, „ein schwarzer Panther, eins jener Geschöpfe, welche die Natur in einer Stunde wildester Phantasie hervorgebracht zu haben scheint. Ich stand an das Geländer gepreßt, regungslos wie ein Stück Holz, denn der Instinct sagte mir, daß jede Bewegung vorwärts, oder rückwärts der zur Raserei gebrachten Bestie das Signal zum Sprunge geben würde; das Einzige, was ich zu thun vermochte, war, daß ich ein Streichholz nach dem andern verbrannte, nur um meinen schrecklichen Gegner im Auge behalten zu können.

In diesem Augenblick drang vom Hausflur unten ein Lichtschein empor, und ich vernahm eine menschliche Stimme, voll und gewaltig, wie eine Glocke.

„Ist Jemand dort oben?“ rief sie; „bleiben Sie stehen, rühren Sie sich nicht, ich komme.“

Gleichzeitig hörte ich, wie Jemand die Treppe herauf kam, in weit aus-
holenden Sätzen immer zwei Stufen mit einem Schritt überspringend,
schwer auftretend wie ein Mann und doch so weichen Fußes, daß es klang,
als wären die Füße unbefleidet.

Erst als der Unbekannte auf dem letzten Treppenabsatze angelangt war,
drehte ich das Haupt nach ihm zu und vor mir stand das Weib, welches
ich heute auf der Bühne unter den Wölfen gesehen hatte.

Trotz der schaudervollen Lage, in der ich mich befand, ist mir das
Bild unvergeßlich geblieben, das sich mir darbot. Die Frau war offenbar
so wie sie vom Lager und aus dem Schläfe aufgefahren war, herbeigeführt;
ihre Kleidung bestand einzig und allein aus einem langen, weißen Hemde,
das vom Halse bis zu den nackten Füßen herabfloß, und welches die mäch-
tigen Glieder wie das Gewand einer antiken Statue umhüllte. Das dunkle
Haar, zur nächtlichen Ruhe aufgelöst, wogte wie eine schwarze Mähne über
den Nacken bis tief in den Rücken hinab. Die ganze Erscheinung war so
überwältigend, so jedes Maß der Alltags-Erscheinungen überschreitend, daß
ich sie offenen Mundes anstarrte; ich hatte ein Gefühl, als ob sie es wirk-
lich mit dem schwarzen Panther aufnehmen könnte.

„Er ist ausgebrochen,“ sagte das Weib, welches mich mit einem
raschen Blick gestreift hatte, indem es auf die Stufe trat, auf welcher
ich stand.

„Nehmen Sie das Licht — warten Sie,“ fuhr sie fort; an der
kleinen Laterne, die sie trug, rückte sie einen Schieber so vor die Flamme,
daß sich ein schmaler Lichtstreif, scharf wie eine Klinge, aus dem Licht-
behälter ergoß; dann händigte sie mir dieselbe ein.

„Sehen Sie sein Auge?“ fragte sie; „richten Sie das Licht gerade
darauf.“ Sie erteilte mir diese Anweisungen mit wunderbarer Ruhe,
mit gedämpfter Stimme, nur das heiße Vibrieren im Klange ihrer Worte
ließ errathen, welch' eine gewaltthame Aufregung sie mit Leib und Seele
beherrschte.

Ich richtete die Laterne in der Weise, wie sie mir angegeben hatte,
und der Strahl der Flamme traf wie eine Messerspitze in das Auge des
Thieres. Sogleich erkannte ich die Zweckmäßigkeit ihrer Anweisung, denn das
geblendete Auge kniff sich zu, und der Panther drückte den Kopf an die
Wand, indem sein bisheriges Pfauchen sich in dumpfes Knurren verwandelte.

Nun kauerte sich die Frau auf den Boden nieder und indem sie den
Oberleib flach an die Stufen drückte, schob sie sich vorsichtig und gleitend
wie eine Schlange auf den Panther zu. In ihrer linken Hand bemerkte ich
ein Stück rohen Fleisches, das sie weit vor sich hinstreckte, in ihrer rechten
ein Ding, das wie eine Schlinge aus Leder und Draht aussah.

Alle diese Bewegungen begleitete sie mit einem sonderbaren, gurgelnden
Ton, der unaufhörlich, wie das eintönige Gemurmel eines blasenwerfenden
Quells, aus ihrer Kehle stieg.

„Fangen Sie an, ganz langsam hinunterzusteigen,“ flüsterte sie mir zu, sobald ihr Gesicht in der Höhe des Flurbodens war; „aber so, daß Licht hier oben bleibt — und nehmen Sie sich nachher in Acht, wenn ich mit ihm komme.“

Sie hatte, während sie das sprach, kein Auge von dem Thier verwandt; ich begann Schritt für Schritt die Treppe hinabzugehen; auf dem Absätze blieb ich stehen und hob die Leuchte hoch empor. Hier war so viel Raum, daß sie an mir vorbei gelangen konnte.

Von dem Panther hörte ich nichts mehr; das Einzige, was ich vernahm, war das ewig sich gleichbleibende tiefe Summen aus dem Munde des Weibes. Es hörte sich an, wie ein dumpfes Wiegenlied, welches die Bestie in Schlaf singen sollte.

So weit ich erkennen konnte, hatte der schwarze Unhold das Fleisch gewittert, daß sie ihm entgegenhielt; ich sah, wie er sich aus der Ecke herauswickelte und vorsichtig schnobernd den Hals lang machte; gleichzeitig bemerkte ich, wie die rechte Hand der Frau unhörbar und unmerklich näher und näher auf dem Boden entlang, an das Thier heranrückte. Jetzt berührte ihre Hand seinen Kopf, im nächsten Augenblick schlug wieder das Wuth-Geheul, welches ich vorhin vernommen, aber noch rasender und wilder an mein Ohr, um gleich darauf jedoch in ein ersticktes Nücheln überzugehen und zugleich sprang das Weib in voller Größe vom Boden empor, indem sie mit dem weit ausgestreckten rechten Arme einen lastenden Gegenstand emporriß und denselben so weit von ihrem Leibe entfernt hielt, als möglich. Es war der Panther, dem sie die Schlinge um den Hals geworfen hatte und der jetzt, mit Vorder- und Hintertagen um sich hauend, halb erwürgt, in der Schlinge baumelte.

Und so, die entseßliche, in wüthenden Zuckungen sich windende Last vor sich hertragend, mit leuchtender Brust und mit weitaufgerissenen, lodernden Augen sah ich das Weib von droben herabsteigen, wie eine Göttin, die den Satanas überwunden und geknebelt hat.

„Gehen Sie voraus — mit dem Licht,“ rief sie mir zu, „und immer drei Schritte davon — er schlägt noch“ — ich that, wie sie mir sagte, indem ich rücklings niederstieg und das Licht der Laterne voll auf sie und ihren Weg fallen ließ.

Als die Bewegungen des Thieres zu erlahmen begannen, sah ich, wie sie mit der linken Hand die Hinterpranken desselben packte und zusammenbrückte, indem sie dieselben soweit als irgend möglich nach hinten ausreckte. Jedenfalls wurde ihr die Last zu schwer für den einen Arm, und vielleicht wollte sie das Thier, die kostbare Habe ihrer Menagerie, nicht völlig erwürgen.

Im Augenblick aber, da sie den Panther in dieser Weise faßte, schlug derselbe mit der rechten Bordertage noch einmal um sich und gleich darauf stieß das Weib einen Schmerzensschrei aus, der um so herzzerreißender

klang, als man ihm anhörte, mit welcher Gewalt er in die Brust hinuntergewürgt ward. Der Panther hatte sie in den rechten Unterarm geschlagen, ihr Gesicht wurde todtensblaß.

„Um Gotteswillen,“ sagte ich, „er hat sie verwundet.“

„Gehen Sie weiter,“ sagte sie mit heiserem Flüstern, „nur schnell, nur schnell!“

Wir hatten den Hausflur erreicht, wir gelangten in den Hof; sie lenkte, indem sie hinter mir drein schritt, meinen Weg. Aus einer geöffneten Stallpforte drang Lichtschimmer; da ging es hinein und die heiße Witterung von Raubthieren schlug mir wie ein dicker Qualm entgegen. Wir befanden uns inmitten einer Menagerie.

Ein Mann kam auf uns zu, ganz schlafrunken, wie es schien, und rieb sich die Augen. Es war der Mensch, welcher heute mit dem Bären gerungen hatte.

„Donnerwetter,“ sagte er, „hast Du ihn wieder? Eben sehe ich, daß er ausgekommen ist.“

Er schob die Pforte an einem der Käfige auf.

„Soll er wieder entspringen?“ fragte das Weib, dessen Lippen bleich wie Marmor geworden waren. „Ich habe Dir gestern schon gesagt, daß die Planke locker geworden ist, aber Du, natürlich, Du hast wieder an nichts gedacht.“

Brummend öffnete der Mann den nebenan liegenden Käfig, der gleichfalls leer war, dann sagte er das Thier, welches jetzt ganz leblos schien, mit seinen Fäusten an.

„Du hast ihn wohl ganz und gar erwürgt?“ fragte er; dabei riß er die Pranke des Panthers, die immer noch an dem Arm des Weibes haftete, so roh und ungeschickt an sich, daß das Blut aus der Wunde hervorbrach und das Weib mit einem abermaligen Schmerzenslaute zurücktaumelte.

„Sie müssen sich verbinden lassen,“ rief ich, indem ich auf sie zutrat. Haben Sie Verbandzeug? Ich bin selbst Mediciner, ich kann es besorgen.“

„Ja, das habe ich und es ist sehr gut, daß Sie es können,“ erwiderte sie, indem ihre Zähne wie im Froste aneinanderschlügen. „Bitte, kommen Sie mit.“ Sie warf einen weiten Mantel, der an einem Pflocke hing, über ihr Nachtgewand, schlüpfte mit den nackten Füßen in ein Paar bereitstehende Schuhe und trat mit mir auf den Hof hinaus. In der Thüre wandte sie sich noch einmal zu dem Manne zurück, der dem Panther die Schlinge vom Halse genommen hatte und finster auf das Geschöpf niederblickte, das unbeweglich im Käfig lag.

„Gieb ihm Wasser,“ sagte sie, „er ist nicht todt, ich hab's gefühlt. Gieb ihm Wasser in den Käfig hinein.“

Während wir über den Hof gingen, sah ich Lichter an den Fenstern des Hauses entlang und die Treppe herabhuschen. Die Hausbewohner waren durch den Lärm geweckt worden und sammelten sich auf dem Flur

unten, um zu erfahren, was vorgefallen war. Wir überließen es dem Manne, ihre Wißbegierde zu befriedigen und traten in das Zimmer des Weibes ein, welches zu ebener Erde, auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes sich befand.

Es war ein kahler, unwirthlicher Raum; ein schlechtes Sopha an der einen Seite, einige Stühle, ein Schrank und ein Bett, das sich noch in dem Zustande befand, in welchem sie es verlassen hatte, das war die ganze Ausstattung.

Das Erste, was das Weib that, als wir eingetreten, war, daß sie auf das Bett zuging und dasselbe zudeckte. In ihrem blassen Antlitze gewahrte ich eine leise Röthe. Alsdann öffnete sie den Schrank und nahm aus demselben einen Ballen leinener Streifen hervor, die sich zum Verbinden eigneten.

„Wenn Sie nun so gut sein wollen?“ sagte sie. „Ich werde mich setzen, dann wird es leichter geh'n.“

Sie nahm auf dem Sopha Platz, warf den Mantel von der rechten Schulter und streckte den verwundeten Arm über die Lehne. Mit dem übrigen Theile verhüllte sie sich so eng und dicht als möglich. Es schien, daß sie erst jetzt ihre Blöße bemerkte, und in ihrer Bewegung lag ein Ausdruck schamhafter Weiblichkeit und Keuschheit.

„Sie haben immer Verbandzeug bei sich?“ fragte ich, während ich die Wunde mit einem feuchten Lappen auswusch.

„Bei einem solchen Beruf,“ erwiderte sie mit tonloser Stimme, „muß man es da nicht?“

Sie hatte das bleiche Haupt zurückgelehnt, ihre Augen waren geschlossen und aus den Zügen des Gesichtes sprach körperlicher Schmerz, verbunden mit noch tieferem Seelenleid.

Nach allen Regeln der Kunst, soweit ich dieselbe bisher gelernt, legte ich den Verband an; sie äußerte nichts, hielt die Augen geschlossen und nur von Zeit zu Zeit seufzte sie schwer und tief.

„Fühlen Sie starke Schmerzen?“ fragte ich.

„Ach ja,“ gab sie zur Antwort, „es thut weh.“

Das Wort klang so bescheiden, so ergeben in einen qualvollen, unabwehbaren Zustand, daß mich ein tiefes Mitleiden ergriff.

Der Verband saß fest; ich machte eine Schlinge, um das verletzte Glied in der Schwebe zu erhalten und bettete den Arm sanft und vorsichtig hinein. Während ich damit beschäftigt war, schlug sie die Augen auf und sah mich schweigend an. Ich mußte die Schlinge um ihren Nacken legen; sie beugte das Haupt vor, so daß ihr Gesicht das meinige fast berührte, dann, als meine Hand sich zwischen ihrem Nacken und der Rücklehne des Sophas befand, drückte sie plötzlich den Nacken zurück, so daß meine Hand gefangen war.

Ich stand halb über sie gebeugt und aus allernächster Nähe senkten sich die großen, dunklen Augen des Weibes in die meinigen.

„Und Sie haben heute Abend auch über mich gelacht,“ sagte sie mit starrem Blicke, indem die Lippen das Einzige waren, was sich an ihr bewegte.

Das Wort kam mir so unerwartet, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte; die blutige Röthe der Verwirrung trat mir in das Gesicht.

„Sie — Sie meinen?“ fragte ich stöckend.

Sie senkte das Haupt, so daß meine Hand frei wurde. „Ich hab' es wohl gesehen,“ sagte sie, „ich habe einen Blick dafür, ich bin an so etwas gewöhnt.“

Ein dunkler, grossender Schatten lagerte sich auf ihrer Stirn.

„Es hat mir sehr leid gethan,“ erwiderte ich, „aber nur das Kleid war schuld, welches Sie trugen.“

„Das Kleid,“ murrte sie halbblau vor sich hin, „das verfluchte Kleid.“

Mit einem jähen Ruck sprang sie vom Sopha auf.

„Ich hab' es ihm gesagt,“ rief sie, indem sie das Zimmer durchmaß, „daß ich in der verfluchten Jacke nicht mehr auftreten wollte — aber er hat wieder nicht darauf gehört! Aber heute war es das letzte Mal, nie soll er mich wieder hineinbringen! Niemals! Nie! Ich schwöre es!“

Den linken Arm emporgerect, so stand sie mitten in der Stube; ich sah sie von der Seite an und sagte mir im Stillen, daß, wenn sie heute Abend in dieser Gestalt vor dem Publikum erschienen wäre, Niemand daran gedacht haben würde, über sie den Mund zu verziehen.

„Sie werden sehr recht daran thun,“ sagte ich, „wenn Sie in Ihren Mann bringen —“

Sie warf das Haupt zu mir herum. „Mein Mann?“ fragte sie.

„Nun, Jener,“ versetzte ich, „der heute Abend mit Ihnen auftrat und den wir in der Menagerie fanden, war das nicht Ihr Mann?“

Ein Zug verächtlichsten Hohnes glitt über ihr Gesicht.

„Der und mein Mann,“ sagte sie. „Nein“, rief sie, indem sie den Nacken schüttelte, so daß das dunkle Haar nach rechts und links flog. „er ist mein Mann nicht! Niemand ist mein Mann, ich will keinen Mann, ich brauche keinen, ich hasse die Männer alle mit einander, denn sie sind alle Einer wie der Andere!“

Ich stand sprachlos; mit weiten Schritten ging sie im Zimmer auf und nieder, so daß sie selbst wie ein im Käfig umher wüthender Tiger erschien; dann kam sie plötzlich auf mich zu, und aus ihren Augen, die sich in mein Antlitz bohrten, brach der Grimm wie ein breiter Strom hervor.

„Nein, Keiner ist anders,“ rief sie, „Keiner! Denn auch Sie haben über mich gelacht heute Abend und ich konnte nichts dawider thun!“

Die mächtige Gestalt blieb dicht vor mir stehen und die ganze Erscheinung sah so gefährlich aus, daß ich unwillkürlich erschrocken einen Schritt zurückwich.

Als sie das bemerkte, erlosch plötzlich das Feuer in ihren Augen, ihre

Büge nahmen einen angstvoll stehenden Ausdruck an und ihr Gesicht verzog sich, wie es heute bei der Vorstellung ausgesehen hatte, als wollte sie zu weinen beginnen.

„Bin ich denn auch Ihnen so glücklich?“ fragte sie.

Ich vermochte nicht zu antworten, denn in der That empfand ich ein Grausen vor dem unheimlichen Wesen, das mir gegenüberstand.

Sie ließ den Kopf auf die Brust herabsinken und stand wie vernichtet da.

„Ich merke schon,“ sagte sie, „es ist Ihnen schrecklich, hier mit mir zusammen sein zu müssen — ich danke Ihnen, daß Sie mich verbunden haben, gehen Sie nur.“

„Was haben Sie mir zu danken?“ rief ich, „meinen Sie denn, daß ich vergessen könnte, daß Sie mir heute das Leben gerettet haben?“

Als ich das sagte, erzitterte sie, als ob das Fieber sie schüttelte, sie richtete das Haupt auf und es traf mich ein Blick voll glühenden, lechzenden Verlangens. Mein Gott — wäre es möglich — dachte ich bei mir und es widerstrebte mir, den Gedanken zu Ende zu denken, den dieser Blick in mir erzeugte.

„Das ist wahr,“ sagte sie mit dumpfer, schwerer Stimme, „ich habe Ihnen das Leben gerettet und wissen Sie, ich will Ihnen noch etwas sagen, etwas Sonderbares —“

Sie verstummte einen Augenblick, als müßte sie sich besinnen, während dessen ließen ihre Augen mich nicht los.

„Ich weiß nicht, was es war,“ fuhr sie langsam fort, „daß ich plötzlich aus dem Bette springen mußte, weil ich eine Ahnung hatte, daß der Panther ausgebrochen sei. Und als ich sah, daß es wirklich so war, und als ich auf den Hof trat und den Lärm auf der Treppe hörte — da mußte ich mit einem Male, daß Sie da oben sein mußten — und ich hatte doch noch gar nicht erfahren, daß Sie dort wohnten. — Und wissen Sie — wenn er Ihnen etwas zu Leide gethan hätte — mit meinen Händen hätte ich ihn erwürgt und mit meinen Zähnen ihn zerrissen — und ich hätte ihn untergekniet — wahrhaftig, ich weiß es!“

Ihre Worte waren stoßend hervorgequollen, als schnürte ein Krampf ihr die Kehle zu; sie wiegte das Haupt, und ein unbeschreibliches, an Wahnsinn erinnerndes Lächeln zeigte sich auf ihrem Gesicht. Entsetzt starrte ich sie an.

„Rein,“ sagte sie flüsternd, „Du mußt Dich nicht vor mir fürchten, Du nicht — denn Dich, siehst Du —“

Ihre Stimme brach plötzlich ab, sie lehnte sich auf meine Schulter und drängte sich an mich, daß ich ihren Leib an meinem Körper fühlte.

„Wirst Du morgen wiederkommen?“ fragte sie; „ja, nicht wahr, Du wirst kommen und nach meiner Wunde sehen? Denn Du weißt ja, daß ich sie für Dich empfangen habe?“

Ich war wie betäubt.

„Wäre es nicht besser,“ fragte ich, „wenn ich Ihnen einen erfahrenen Arzt schickte?“

„Nein,“ sagte sie, „Du sollst kommen! Du! Alle die Anderen fassen mich an, als wäre ich ein Stück Vieh. Aber Deine Hand ist weich, Du hast mich sanft angefaßt. Wirst Du kommen? Wirst Du?“

Ihre Stirn berührte meine Stirn, ich spürte ihren wogenden Busen und ihren glühenden Hauch.

„Gut denn,“ rief ich, indem ich mich losriß, „ich werde morgen wiederkommen, und nach Ihrem Arm sehen — es ist spät — schlafen Sie wohl.“

Eilend wandte ich mich zum Ausgange; als ich von der Thür zurückblickte, sah ich sie mitten im Zimmer stehen, die Augen auf mich gerichtet, den linken Arm erhoben, als mahnte sie mich drohend an mein Versprechen.

Beinahe flüchtend erreichte ich meine Behausung.

Als ich an der Stelle vorüberkam, an welcher vorhin der Panther gefressen hatte, bemerkte ich, daß der schreckliche Vorfall bereits in meiner Seele zu verblassen anfang, überwältigt und verdrängt von dem Eindrucke, den mir die Vorgänge im Zimmer des Weibes erweckt hatten.

In meiner Seele war ein Zustand, den ich nur mit dem Bilde vergleichen kann, welches eine durch einen Dammbruch jählings unter Wasser gesetzte Landschaft gewährt. Da, wo Acker und Wiesen, Anpflanzungen und freundliche Wege waren, herrscht nur noch das wilde, zerstörende Element, und statt der bunten Mannigfaltigkeit von Farben und Linien, die uns bisher erquickte, gewahren wir nur noch die graue, eintönige Fluth.

So war in mein Leben plötzlich und gewaltsam dieses dämonische Wesen hereingebrochen; Erinnerungen und Ziele, Vergangenheit und Zukunft meines Lebens versanken mir unter der vernichtenden Gewalt dieser letzten Stunden.

Was ich von mir zurückgewiesen hatte, wie einen wüsten, spukhaften Traum, ich mußte es als Thatsache und Wahrheit anerkennen: das Weib liebte mich. Und wenn es je einen Menschen gegeben hat, der sich eines solchen Sieges nicht erfreute, so war ich es, denn mir schauderte vor dieser ihrer Liebe.

Das Verhältniß zwischen Mann und Weib war zwischen uns in sein Gegentheil verwandelt, sie war der gebietende, ich der gehorchende Theil, und ich fühlte den Gräuel dieser Unnatur auf das allertiefste. Daneben empfand ich die Unmöglichkeit, ihrem Banne mich zu entziehen, denn nicht nur die Pflicht der Dankbarkeit zwang mich zu ihr zurück — nein, es regte sich noch etwas anderes, was ich nicht verstand, was ich nicht zu bezeichnen vermochte. War es Mitleid und Mitgefühl? Ich glaube beinahe, denn aus ihren Worten, die mir, eines nach dem anderen, wieder in Erinnerung kamen,

Klang etwas hervor, daß darauf hindeutete, daß in diesem Körper, dessen Maße alle Grenzen der Weiblichkeit überschritten, eine Seele wohnte, die in jeder Faser das Gepräge der Weiblichkeit trug, die sehnend danach verlangte, von den Menschen als Weib erkannt und anerkannt zu sein und die es qualvoll empfand, daß ihr von den Menschen diese Anerkennung versagt wurde.

„Sie fassen mich an, als wäre ich ein Stück Vieh“ — welche Summe verletzender Erlebnisse enthielt dieses kurze Wort; wie trostlos war der Klang ihrer Stimme gewesen, als sie von ihrem Berufe sprach und wie schamhaft und keusch die Bewegung, mit der sie ihr Bett vor mir verbarg und ihre Glieder in den schützenden Mantel hüllte.

Ich sah ein menschliches Wesen vor mir, das die Natur durch einen schweren Mißgriff, den sie an ihm begangen, zum tiefsten Leide verdammt hatte, dem sie äußerliche Bedingungen verliehen hatte, welche es aus den Grenzen vernünftiger Ordnung austießen und dem sie gleichzeitig die Fähigkeit gegeben hatte, ihre Einsamkeit zu empfinden. Und daß ich es war, an den sie sich anklammerte, um in diese ersehnte Menschheit zurück zu gelangen, das war es, was mich in jener Nacht schlaflos bis zum grauen Morgen liegen ließ.

„Als ich am nächsten Tage,“ erzählte Venno Rother weiter, „aus dem Halbschlafe erwachte, in den ich schließlich gesunken war, traten die Ereignisse der vergangenen Nacht wie ein grauer Schatten vor meine Seele. Und dieses Gefühl ward ein bleibendes, ein Schleier umwob mir die ganze umgebende Welt. Ich ging des Morgens in den Hörsaal und hörte mechanisch die Vorlesungen an, ohne eigentlich zu verstehen, was ich hörte, ich vermied es, mit den Freunden zusammen zu treffen, nichts von Allem, was mich erfüllt hatte, interessirte mich fürderhin. Widerstrebend und doch unabänderlich kehrten meine Gedanken zu dem öden Zimmer zurück, wo sie meiner wartend lag.“

Daß sie mich in der That erwartet hatte, erkannte ich, als ich am Nachmittage, da es schon zu dunkeln anfang, bei ihr eintrat.

Ich fand sie vor einem Spiegel stehend, der, wie ich jetzt erst bemerkte, an der Wand zwischen beiden Fenstern angebracht war. Mit dem verwundeten Arme schien es besser zu stehen, denn sie hatte die Schlinge bereits abgelegt und ordnete das Gewand, das sie sich, wie es schien, im Laufe des Tages zurecht gemacht hatte. Es war ein langes, an altgriechische Kleidung erinnerndes Kleid, welches vom Halse bis zu den Füßen floß, völlig abweichend von dem gestrigen Tricot-Gewande, ungefähr wie das, in dem Du sie heute im Circus gesehen hast.

Die Veränderung ihrer Erscheinung war so augenfällig, daß ich überrascht auf der Schwelle stehen blieb.

Sie hatte mich, als ich eintrat, sofort im Spiegel erkannt und wandte sich hastig zu mir um, indem sie beide Arme nach mir ausstreckte.

„Ach,“ sagte sie, „ich wußte, daß Du kommen würdest — das ist recht.“

Ich blieb stehen, ohne ihre ausgereckten Hände zu berühren; langsam ließ sie die Arme sinken.

„Ist es besser so?“ fragte sie, indem sie an ihrem Gewande herabfaß. „Gefalle ich Dir so etwas weniger schlecht?“

Sie blickte mich nicht an, schamhafte Gluth bedeckte ihr Gesicht.

„Ja wohl,“ erwiderte ich rasch, „es steht Ihnen viel besser, als Ihr bisheriges Kleid; Niemandem wird es mehr einfallen über Sie zu lachen.“

Ein freudiger Strahl zuckte aus ihren Augen, indem sie dieselben zu mir erhob. Ich war dicht an sie herantreten. Wir standen nah an einander vor dem Spiegel. Mit der rechten Hand erhob sie die Lampe und beleuchtete unser Beide Gesichter. Plötzlich sah ich, wie sie aufmerksam wurde; sie beugte sich bis dicht an das Glas des Spiegels vor, dann wandte sie sich zu mir herum und blickte forschend in mein Gesicht, als suchte sie etwas darin.

„Merkwürdig,“ sagte sie leise, „ganz wie bei mir.“

„Was meinen Sie?“ fragte ich.

„Sieh' doch,“ erwiderte sie, indem sie die Lampe nieder setzte und mit dem Zeigefinger der rechten Hand über meine Augenbrauen dahinstrich, „sieh doch, ganz dicht zusammengewachsen.“

Sie ließ den Finger über meiner Nasenwurzel ruhen, dann wiederholte sie dieselbe Bewegung an ihrem eigenen Gesichte.

„Siehst Du?“ fragte sie.

In der That bemerkte ich jetzt, daß ihre Augenbrauen wie ein dunkler Strich über der Nase in einander übergingen.

„Nun ja,“ sagte ich, „ein Zufall, es ist wahr.“

Sie wiegte das Haupt und sah mich mit einem seltsamen, schwer-müthigen Ausdrücke an.

„Nein,“ versetzte sie, „weißt Du denn nicht, was das zu bedeuten hat?“

„Was soll das zu bedeuten haben?“ fragte ich leichtthin.

„Du weißt es wirklich nicht?“

„Nein doch, wenn ich's Ihnen sage.“

Sie drehte sich plötzlich von mir ab. „Dann möchte ich's Dir eigentlich gar nicht sagen.“

Ich war unwillkürlich neugierig geworden und bestand darauf, es zu erfahren.

Sie beugte sich dicht an mein Ohr.

„Wer das hat,“ flüsterte sie, „der ist gezeichnet — mit dem nimmt es kein natürliches Ende.“

Ich drängte den Schauer nieder, der mich bei diesen geheimnißvollen Worten erfaßte und blieb äußerlich ruhig.

„Davon hatte ich ja noch gar nichts gewußt,“ sagte ich lächelnd.

„Aber es ist wahr,“ fuhr sie fort, „solch Einer stirbt durch Gewalt.“

Sie hatte beide Hände auf meine Schultern gelegt und blickte mich mit schmerzlich fragendem Ausdruck an.

„Meinetwegen,“ sagte sie, „wundert mich das nicht, ich hab's mir immer gedacht — aber Du? Auch Du?“

Plötzlich sank sie vor mir nieder, ihre Hände glitten von meinen Schultern und schlangen sich um meinen Leib, und mit der ganzen Kraft dieser Arme fühlte ich mich an ihren wogenden Busen gepreßt.

„O Du —“ sagte sie mit heiserer, vor Leidenschaft zitternder Stimme, „fühlst Du denn jetzt nicht, daß wir zusammen gehören? Warum nennst Du mich immer noch „Sie?“ Komm' doch, komm' her zu mir und küsse mich — o nur ein-, nur ein einziges Mal küsse mich!“

Ich weiß nicht, ob sie zu mir emporstrebte, oder mich zu sich herniederzog, ich weiß nicht, ob ich Lust oder Entsetzen empfand, nur das noch weiß ich, daß ich mich plötzlich wie umfluthet fühlte von einem glühenden Netze, daß ich zwei Lippen fühlte, die in wilden Küffen meine Lippen suchten, daß meine Hand in ihren strömenden Haaren untertauchte, und daß auch meine Lippen sich wieder und immer wieder auf die ihrigen senkten.

„Liebst Du mich denn so sehr?“ fragte ich sie leise.

Ein unterdrücktes Stammeln war ihre Antwort, mit verdoppelter Gewalt schlang sie die Arme um mich her.

„Mit Dir sterben,“ sagte sie stöhnend, „o mit Dir zusammen sterben!“

Sie lehnte ihr Haupt an meine Brust, sie schloß die Augen, und ihr Antlitz sah aus, wie das einer sterbenden Gigantin. Mit schwindelnden Sinnen riß ich mich los und setzte mich auf das Sopha; zu meinen Füßen ließ sie sich nieder.

Ich verlangte, daß sie neben mir sitzen sollte, aber sie schüttelte den Kopf und indem sie die Arme auf meine Kniee lehnte, blickte sie mir von unten in das Gesicht.

„Dies sanfte Gesicht,“ hob sie nach einer Pause schweigenden Staunens an — und dies weiche, blonde Haar —“ plötzlich nahmen ihre Augen wieder den forschenden Ausdruck an, wie vorhin, als sie mit mir vor dem Spiegel stand.

„Wahrhaftig,“ sagte sie, „ich glaube, Du bist es, den sie mir wahrgesagt hat.“

Ich war bereits so an Seltsames und Abenteuerliches von ihrer Seite gewöhnt, daß mich diese neue geheimnißvolle Andeutung kaum noch in Erstaunen setzte.

„Wer hat Dir wahrgesagt?“ fragte ich.

„Als ich von zu Hause fortgelaufen war,“ erwiderte sie, „ist mir im Walde eine Zigeunerfrau begegnet und hat mir in der Hand gelesen. Sie hat mir gesagt, daß Zweie mir begegnen würden, erst ein Schwarzer und dann ein Gelber; der Schwarze würde mich haben wollen, aber der würde mich nicht bekommen —“

„Nun,“ fragte ich, „ist solch' Einer gekommen?“

„Ja freilich,“ sagte sie, „Du hast ihn ja gesehen, und hast ja geglaubt, daß er wirklich mein Mann wäre.“

„Ah so,“ erwiderte ich, „der Mann, mit dem Du aufgetreten bist?“

Sie nickte schweigend. „Er hat mich auch zur Frau haben wollen,“ fuhr sie fort, „mehr als ein Mal, und er liegt mir auch jetzt noch in den Ohren damit — aber er bekommt mich nicht! Nie bekommt er mich! Nie!“

Sie hatte meine Kniee umschlungen und brückte ihr Gesicht darauf.

„Du bist von Hause fortgelaufen?“ forschte ich, „wo ist denn Deine Heimath?“

Sie schaute mit einem dumpfen Blick auf den Boden.

„Ich weiß selbst nicht mehr,“ erwiderte sie, „es ist schon lange her, seit ich fort bin. Aber es war eine kleine Stadt, und die Leute sprachen halb polnisch, halb deutsch.“

„Wer war Dein Vater?“ fragte ich.

„Ich habe gar keinen Vater gehabt,“ sagte sie tonlos, „aber es war da ein Mann, der in einer Fabrik arbeitete, von dem ging das Gerüde, daß er mein Vater wäre.“

Sie war dunkel erröthet und wandte das Haupt zur Seite. Es sah aus, als versänke sie in Erinnerungen düsterer Art. „Es war so schlimm bei uns zu Hause,“ fuhr sie stöhnend fort, „so schlimm, daß ich es endlich nicht mehr aushalten konnte. Als ich so alt war, daß ich schon lange Röcke trug, haben sie mich in die Schule gethan, daß ich lesen und schreiben lernen sollte. Und ich wollte so gern etwas lernen, denn ich wollte nicht immer bloß das Vieh hüten, mit dem sie mich alle Tage hinausjagten. Aber als ich in die Schule kam, wollten die übrigen Jungen und Mädchen nichts mit mir zu thun haben, und wenn ich auf der Bank neben ihnen saß, rückten sie ab, und wenn ich mit ihnen spielen wollte, liefen sie weg und warfen mit Steinen nach mir. Und weil ich damals schon so groß und stark war, sagten die Mädchen, daß ich gar kein Mädchen wäre, sondern ein Mann, und die Jungen sagten, daß ich eine Heze wäre, die man in's Wasser werfen müßte. Und ich hatte doch Keinem etwas zu Leide gethan.“

Trostlos schüttelte sie das Haupt.

„Aber ein Mal,“ erzählte sie weiter, „als sie es wieder so trieben, konnte ich es nicht länger aushalten und drehte mich um und nahm den größten und stärksten von den Jungen, der immer am lautesten geschrien hatte, am Halse, und als er sich wehrte, wurde es mir plötzlich ganz roth vor den Augen und ich würgte ihn und warf ihn an die Erde, daß es krachte, und prügelte ihn, bis daß ich nicht mehr konnte. Darauf lief er zum Lehrer und all' die Anderen mit ihm und zeigten mich an. Und der Lehrer hätte mich doch in Schutz nehmen müssen, denn ich war doch in meinem Recht — aber auch er —“ ihre Stimme erlosch in einem schweren stöhnenden Seufzer.

Ich legte meine Hand auf ihr Haupt, sie ergriff mit beiden Händen meine Hand und drückte die Lippen darauf.

„Ja, Du bist anders, Du bist besser als sie, aber die übrigen Menschen sind immer gegen mich gewesen — Alle, Alle mit einander! Der Lehrer hörte mich gar nicht an, sondern nahm den Rohrstock hinter'm Ofen vor und wollte mich schlagen. Und als ich ihm sagte, daß er es nicht thun sollte, und daß ich kein Unrecht begangen hätte, schlug er mich über die Schultern. Da fiel ich über ihn her und riß ihm den Stock aus den Händen und brach ihn entzwei und warf ihm die Stücke vor die Füße. Der Lehrer wurde vor Schreck weiß wie die Wand und lief zur Hinterthüre hinaus, geradewegs zu meiner Mutter. Und als ich nach Hause kam, war er schon dagewesen und hatte meiner Mutter gesagt, ich dürfte nie wieder in die Schule kommen, denn ich wäre gar kein Mensch, sondern ein wüthender Affe, ein Gorilla, und als ich über die Straße nach Hause ging, schrie schon Alles hinter mir her: Da geht der Gorilla! Meine Mutter aber gab mir den Abend nichts zu essen und sagte nur — sagte nur —“

Sie wollte weiter sprechen, aber die Worte ertranken ihr im Halse, von Thränen erstickt; sie barg das Gesicht in den Händen und fing an zu weinen, laut klagend und so furchtbar verzweiflungsvoll, wie ich noch nie einen Menschen hatte weinen hören.

„Sie sagte mir —“ fuhr sie endlich mit schluchzender Brust fort — „ihr Unglück wäre ich schon immer gewesen, nun wäre ich auch noch ihre Schande — eine rechte Affenschande!“

Sie verstummte und sah mich von unten herauf mit einem langen, prüfenden Blick an.

„Hast Du eine Mutter?“ fragte sie.

„Ja,“ sagte ich.

„Und sie liebt Dich? Und Du liebst sie auch recht?“

„Ja, gewiß,“ erwiderte ich.

„Wie ich mir das denken kann,“ fuhr sie träumerisch fort, „wie schön das sein muß, wenn Ihr so bei einander sitzt, Du und Deine Mutter.“ —

„Sie wohnt nicht hier,“ antwortete ich, „denn dies ist meine Heimathstadt nicht; meine Mutter wohnt weit von hier, in Kiel — hast Du davon schon ein Mal gehört?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt, dann sprang sie jählings auf die Füße und trat von mir fort, mitten in das Zimmer. „Geh' hinweg von mir,“ sagte sie, „geh' hinweg! Uns würde Deine Mutter sagen, wenn sie Dich hier mit mir sähe! Du gehörst zu anderen Menschen, und wenn Du bei mir bleibst, mußt Du unglücklich werden, denn ich bringe Allen Unglück, die mit mir zusammen kommen!“

Benno Møther unterbrach seine Erzählung.

„Wenn ich diesen Augenblick benutzt hätte,“ sagte er vor sich hin, — „aber ich that es nicht, ich blieb sitzen. Was mich hielt? Weiß ich es

selbst? War es aufsteimendes Interesse? War es Edelmuth? Ein thörichter Edelmuth — nicht wahr?“

Er stand dicht neben mir und sah mich an, als erwartete er meine Antwort. Ich ergriff seine Hand.

„Nein,“ sagte ich, „wenn Du in dem Augenblick gegangen wärest, so hättest Du wie ein Feigling gehandelt.“

Er nickte schweigend vor sich hin.

„Als sie bemerkte, daß ich sitzen blieb,“ fuhr er fort, „kehrte sie in ihre vorige Stellung zu meinen Füßen zurück.“

„Siehst Du,“ sagte sie, „dies ist das letzte Wort gewesen, das ich von meiner Mutter gehört habe. Denn, als sie das gesagt hatte, wurde mir das Blut in den Adern kalt; ich ging zur Thüre hinaus, die Straße entlang, immer weiter, immerzu, ich hörte nichts, ich sah nichts; ich weiß nicht, wie lange ich in einem Zuge gegangen bin, aber ich glaube, es sind ein paar Meilen gewesen, denn als ich zum ersten Male stehen blieb, war ich in einem Walde, von dem ich wußte, daß er weit, weit von der Stadt entfernt war.“

Von der Stunde an bin ich nie mehr nach Haus gekommen. Es war schon ganz dunkel, ich legte mich unter einen Baum. In der Nacht hörte ich die Eulen schreien und schrie selber laut in das Dunkel hinein, denn ich dachte, daß ich nun selbst ein wildes Thier geworden wäre.

Am anderen Morgen ist mir die Zigeunerfrau begegnet, die mir in der Hand gelesen und wahrgesagt hat. Darauf bin ich bis zum Mittag weiter gegangen, immer den Weg geradeaus, und als ich müde wurde, habe ich mich in den Straßengraben gelegt und bin eingeschlafen. Plötzlich bin ich dann aufgewacht, denn ich fühlte, daß Jemand mir an die Schulter griff, und wie ich aufschaute, sah ich einen Mann — ich hatte noch nie solch einen großen, starken Menschen gesehen — mit schwarzem Haar und Bart, der neben mir am Boden kniete.

Ich sprang auf, aber er fing mich in beide Arme und riß mich an den Boden zurück. Da wurde ich so wüthend, daß ich ihn mit beiden Händen am Halse ergriff und wir rangen mit einander und plötzlich — ich weiß noch jetzt kaum, wie es geschah — hatte ich ihn unter und warf ihn in den Graben, daß er lang auf dem Rücken lag.

Wie ich das sah, da wußte ich mit einem Male, daß ich stärker war, als alle Menschen, und seit dem Tage habe ich mich vor nichts mehr gefürchtet.

Der Mann stand wieder auf und klopfte sich den Staub vom Rocke. ‚Der Tausend‘, sagte er, ‚Du hast Kraft in den Armen; Dich könnte ich gebrauchen.‘ ‚Zu was?‘ fragte ich. ‚Ich habe eine Menagerie,‘ sagte er, ‚und ich denke mir, Du würdest mit den Rädern fertig werden. Hättest Du Lust dazu?‘

Das schlug mir in die Seele. Die Menschen wollten mich nicht

haben, also konnte ich es mit den Thieren versuchen; und je wilder und böser sie waren, desto lieber war es mir, denn in dem Augenblick war ich selbst so böse und wild, daß ich mich in Blut hätte baden mögen.

„Es ist gut,“ sagte ich, „ich will mit Dir gehen; vor Deinen Thieren fürchte ich mich nicht und wenn Du noch ein Mal so etwas versuchst, wie das von vorhin, dann bringe ich Dich um!“

Er schaute mich schief von der Seite an und lächelte, und von der Stunde an wußte ich, daß er ein Teufel war, denn ich sah, daß er wüthend war und doch konnte er lachen. Und das sind von allen Menschen die gefährlichsten,“ fügte sie wie in Gedanken hinzu.

„Er hatte damals nur ein Paar schlechter Wölfe,“ fuhr sie fort, „und mit denen zogen wir von Ort zu Ort. Unterwegs lehrte er mich eine Menge Kunststücke; ich wurde stärker von Tag zu Tage, und das Geschäft ging gut. Wo wir in eine Stadt kamen, liefen die Leute herzu, um uns zu sehen, und bald konnte er sich ein Thier nach dem andern dazu kaufen; und als das Jahr herum war, da hatte er wirklich eine Menagerie zusammen. — Und als es soweit war, da kam der Gelbe.“

Ihre Stimme wurde hohl, ihr starrender Blick senkte sich in's Leere.

„Ja so,“ sagte ich, „was hatte sie Dir denn von dem Gelben prophezeit?“

„Sie hat gesagt, es würde mich Keiner zwingen, aber wenn der Gelbe käme, dann würde ich verloren gehen, mit Seele, Leib und Leben.“

„Und solch Einer ist also gekommen?“ fragte ich.

Sie nickte stumm und es sah aus, als müßte sie die Träume sammeln, die wie ein dunkles Meer ihr durch den Kopf flutheten.

„War es ein Mann?“ fragte ich.

Sie richtete die Augen auf mich und auf ihren Lippen erschien wieder jenes wahnsinnige Lächeln, das mich schon einmal mit Schrecken erfüllt hatte.

„Ein Mann?“ wiederholte sie leise meine Frage, „ja, ja — und was für einer — ein starker, stolzer — ich sage Dir — er ist gewaltig.“

Sie redete wie in einer dumpfen Verzückung und ihr Gesicht sah aus, wie das eines Menschen, der von einer fixen Idee beherrscht wird. Ich sah schweigend auf sie nieder und jenes geheimnißvolle Wesen, von dem sie sprach, fing an meine Phantasie gefangen zu nehmen. War es wirklich ein Mann, ein Mensch, was sie meinte?“

„Und den also hast Du geliebt?“ fragte ich weiter.

„Ja,“ erwiderte sie flüsternd, indem sie das dunkle Haar, das ihr über die Stirn gefallen war, zurückstrich, ich habe mir eingebildet, der wäre es, von dem sie mir wahrgesagt hat, bis daß ich Dich sah.“

Sie preßte meine Knie mit ihren Händen zusammen.

„Denn, als ich Dich vor mir sitzen sah,“ sagte sie mit heiserer Stimme, „da ging mir etwas durch Mark und Bein — etwas, was ich noch gar

nicht gekannt hatte, — da wußte ich mit einem Male, daß Einer da war, der mit mir machen konnte, was er wollte.“

Sie reckte sich lang empor, bis daß sie mit ihren Lippen mein Haar berührte.

Dann spürte ich, wie sie eine Locke meines Haars zwischen ihre Zähne nahm und leise meinen Kopf nach ihrer Seite hinüverbog. Ihr Gesicht berührte beinah' das meinige, indem sie mich von der Seite unablässig anblickte, dabei flüsterte sie ganz leise vor sich hin:

„Er ist der Gelbe — er ist doch der Gelbe!“

Plötzlich näherte sie die Lippen meinem Ohr.

„Weißt Du was,“ sagte sie, „küssen ist doch eigentlich nichts — aber beißen — und verschlingen!“

Während sie so sprach, begann sie an meinem Rockärmel zu zerrn, als wollte sie mir denselben vom Leibe ziehen.

„Was beginnst Du?“ fragte ich erstaunt.

„Sei still,“ erwiderte sie, mit leisem, aufgeregtem Flüstern, „laß mich machen — laß mich machen!“

Ihre Bewegungen wurden immer hastiger, eine unterdrückte finstere Leidenschaftlichkeit regierte ihre Hände, und da ich dem seltsamen Gebahren keinen ernststen Widerstand entgegensetzte, hatte sie bald meine linke Schulter vom Rocke befreit.

Mit einem erstickten Laute warf sie sich auf mich und durch das Hemde hindurch fühlte ich, wie sie meine Schulter mit ihren Zähnen faßte. Ich fuhr zurück und wollte mich ihr entziehen, aber sie hatte meine beiden Hände mit aller Kraft gefaßt, und plötzlich fühlte ich einen stechenden Schmerz. Sie hatte mich in die Schulter gebissen.

In der Ueberraschung des Schmerzes zuckte ich auf und wollte mich gewaltsam von ihr befreien, aber sie ließ die Lippen nicht von meiner Schulter und ich fühlte, wie sie das Blut aus der Wunde sog. Dann sprang sie zwei Schritte zurück und hob beide Arme empor.

„Ich habe sein Blut getrunken!“ rief sie, wie in frohlockendem Triumph, „mein Blut ist für ihn geflossen, nun kann er nicht mehr von mir los!“

In ihren Augen loderte eine wilde, vernichtungsfelige Freude.

Ich hatte mein Taschentuch hervorgezogen und drückte es schweigend auf die Schulter, um das Blut zu trocknen. Als sie das bemerkte, kam sie herangestürzt, sank an dem Sopha zu meinen Füßen nieder und schaute mir mit einem Ausdruck tödtlicher Vangigkeit in das Gesicht.

„Hat es weh gethan?“ fragte sie, „wirklich? Hat es weh gethan?“

Ich sah sie nicht an und erwiderte nichts, denn in der That fühlte ich Schmerz.

„Sprich zu mir,“ sagte sie, indem sie wie rasend die Arme um mich warf, „sprich zu mir, ich halte es nicht aus, wenn Du böse bist mit mir! Habe ich Dir weh gethan?“

„Nun,“ erwiderte ich mit ärgerlichem Lachen, „wenn man Jemanden beißt wie ein wildes Thier —“

Als ich das sagte, sanken ihr die Arme herab und sie kauerte gesenkten Hauptes, wie vor den Kopf geschlagen, zu meinen Füßen. Dann warf sie sich mit ganzem Leibe auf den Boden nieder und wandte das Haupt zu mir empor.

„Setz' Deine Füße auf mich,“ sagte sie, „und tritt mich! Ich bitte Dich, tritt mich; ich verdiene es nicht anders.“

Ich schüttelte das Haupt. „Steh' nur auf,“ sagte ich, „mehr verlange ich nicht von Dir.“

Lautlos that sie, wie ich ihr geheißen, und als sie auf den Füßen stand, blickte sie mich staunend an.

„Wie sanft er ist,“ sprach sie in sich hinein, „keinen Schlag, kein böses Wort —“

Sie neigte sich wieder über meine Schulter, und so wild ihre Bewegungen vorhin gewesen waren, so sanft und sorgsam waren sie jetzt. Sie drückte die Lippen auf die Wunde und legte sodann ihre Wange darauf; während dessen ließ sie jenen summennden Ton vernehmen, den ich von ihr gehört hatte, als sie sich dem Panther näherte.

„Was murmelt Du so?“ fragte ich.

„Daß nur,“ erwiderte sie leise, „das ist gut, da schläft das Blut ein, so etwas lernt man in meinem Beruf.“

„Siehst Du,“ fuhr sie fort, „es fließt schon nicht mehr — freilich nicht alles Blut ist so milde und süß.“

Sie hatte sich jetzt neben mich gesetzt und schmiegte sich eng an mich.

„Gieb mir den Arm frei,“ sagte ich, da ich den Rock wieder anziehen wollte.

„O nur einen Augenblick noch,“ sagte sie, und plötzlich hatte sie das Haupt auf meine Brust gedrückt, indem sie das Ohr, wie lauschend, an mein Herz legte.

„Horch, wie es schlägt,“ sagte sie, „ticktack, ticktack, wie eine Uhr — weißt Du, was ich möchte? Daß die Uhr da drinnen ewig ginge, und daß ich ihr ewig so zuhören könnte.“

Welche Räthsel waren in diesem Geschöpf vereinigt? Aus dem Munde, der den Geliebten mit reißenden Zähnen angefallen hatte, solch' ein Wort der stillen, süßen, seligen Liebe.

Unwillkürlich beugte ich mich nieder und umfing ihren Hals und küßte sie auf den dunkelrothen Scheitel.

Da richtete sie das Haupt empor und während sie mit beiden Händen meine linke Hand erfaßte und leise drückte, sah sie mir mit einem langen, wunderbar ernstern Blick in die Augen.

„Ich will Dich etwas fragen,“ begann sie mit einem Tone, der ganz anders klang, als Alles, was ich bisher von ihr vernommen; „willst Du mit mir kommen? — Zu ihm?“

„Zu wem?“ fragte ich erstaunt.

„Zu dem — Gelben?“

Ob es der Ton ihrer Worte, oder was es sonst war — ein schauerndes Bangen überströmte mich, als sie mir diesen Vorschlag machte.

„Sage mir,“ erwiderte ich, „wer das eigentlich ist, von dem Du so sprichst, den Du den Gelben nennst?“

„Du sollst ihn kennen lernen, willst Du mit mir gehen? Willst Du?“ fragte sie.

Sie war vom Sopha aufgestanden und zog mich an der Hand, die sie in ihren Händen fest hielt, mit sanfter Gewalt nach.

„Ich weiß nicht, ob ich soll,“ sagte ich, indem ich den Kopf wieder anzog und ihr in das Gesicht schaute. In ihren Augen ging wieder jener stille, verzehrende Blick auf, den ich am Abende vorher bemerkt hatte.

„O komm,“ sagte sie leise flehend, „komm, Du wirst sehen, wie schön es ist.“

Mit diesen Worten legte sie den Arm um meine Schultern, beinahe willenlos ließ ich mich von ihr führen.

Wir verließen das Zimmer, wir schritten über den Hof und dann traten wir dort ein, wo ich bereits am Abende vorher gewesen war, in die Menagerie.

Auf der Schwelle blieb ich stehen.

„Wohnt er hier?“ fragte ich.

Sie schüttelte das Haupt, ohne mich anzusehen. „Komm nur weiter,“ sagte sie, „komm nur weiter.“

Der geräumige Saal, in dem wir uns befanden und an dessen Wänden die Käfige der Thiere angebracht waren, wurde durch eine einzige Laterne erhellt, welche in einer Ecke an einem Haken an der Wand hing. Unter dieser Laterne befand sich eine Bettstatt und auf derselben lag der schwarzbärtige Thierbändiger in tiefem, schnarchendem Schläfe. Ueber dem Bette war ein Gemälde an der Wand; auf demselben standen noch einige Lampen, und eine derselben nahm meine Begleiterin herab.

Sie zündete den Docht in der Lampe an, dann ergriff sie meine Hand, als fürchtete sie, daß ich ihr entschlüpfen würde, und so schritten wir quer durch den weitläufigen Raum auf eine in der entgegengesetzten Ecke befindliche Thüre zu.

Wir gelangten in einen dunklen Gang und als wir denselben durchschritten hatten, stieß sie eine zweite Thüre auf; ein Gelaß, das keinen weiteren Ausgang hatte, als die Pforte, durch die wir eingetreten waren, nahm uns auf.

Sie drückte die Thüre hinter uns in's Schloß, dann hob sie die Leuchte empor.

„Komm,“ sagte sie.

Ich folgte ihr, wir traten zwei Schritte vor — und ich prallte zurück.

Vor mir gewahrte ich einen Käfig und hinter den Stäben desselben richtete sich, vom plötzlichen Lichte geweckt, lautlos eine gewaltiger Löwe auf.

Ich weiß nicht, ob es eine Wirkung meiner tiefen Erregtheit war, oder ob die schweigende Einsamkeit, aus der er mir plötzlich entgegentrat, ihn so mächtig erscheinen ließ, ich hatte in dem Augenblick die Empfindung, daß ich noch nie ein so riesenhaftes Thier dieser Art gesehen hatte.

Regungslos, wie aus Erz gegossen, stand er mitten in dem Käfig; die gelbbraune Mähne umwogte sein Genick und aus dieser Umrahmung trat der Kopf voll drohender Gelassenheit hervor; seine finsternen Augen waren auf uns gerichtet.

„Sieh ihn an,“ flüsterte meine Begleiterin, „wie er da steht, in seiner Herrlichkeit; er ist ein König der Natur und zürnt den Menschen, die sich auf seinen Thron gesetzt haben.“

Sie sprach so leise, als glaubte sie, daß er ihre Worte verstehen würde, ihre Lippen öffneten sich, so daß die weißen Zähne sichtbar wurden, ihre Nasenflügel zitterten und ihre Blicke ruhten auf ihm mit dem verzehrenden Ausdruck, mit dem sie gestern mich angesehen hatte.

Ein unerhörtes Grauen stieg mir zum Herzen und legte sich bleischwer darauf, schau blickte ich sie von der Seite an.

Nun hing sie die Lampe an einen, zur Seite des Käfigs aus der Wand vorspringenden Griff, dann trat sie so dicht an den Käfig, daß ihre Stirn das Gitter berührte.

Der Löwe wich einen Schritt zurück, öffnete den Rachen und ein langes, hohles Grollen stieg aus seiner Kehle empor.

Sie drehte sich zu mir um. „Hörst Du's, wie er mich begrüßt?“ fragte sie.

Dann wandte sie sich zu dem Thier zurück und mit tiefem, feierlichem Ernste, als spräche sie zu einem vernunftbegabten Menschen, sagte sie: „König, vergieh, daß ich Deine Ruhe störe, aber hier ist Einer gekommen, der Dich in Deiner Herrlichkeit zu sehen verlangte, es ist ein Mensch, aber der Einzige unter allen, den ich liebe — er ist anders, als die Anderen.“ Sprachlos hörte ich diesen seltsam schauerlichen Worten zu; das Weib befand sich offenbar in einem Zustande wildester Ekstase und zum ersten Male empfand ich es, daß der Anblick solchen Zustandes ansteckend auf den Menschen wirken kann. Denn indem ich die Augen des Löwen, der sich im Hintergrunde des Käfigs niedergelegt hatte, regungslos auf die Sprechende gerichtet sah, fing ich wirklich an zu glauben, daß er begriff, was sie zu ihm sagte.

Ich war wie gebannt auf meinem Flecke stehen geblieben und befand mich zwei Schritte hinter ihr. Jetzt wandte sie sich langsam zu mir zurück und schaute mich an, als wundere sie sich, daß ich noch immer so fern bleibe, dann kam sie zu mir heran.

„Fürchtest Du Dich vor ihm?“ fragte sie, „ja seine Arme sind stark und das Herz in seiner Brust ist furchtbar, wenn es zürnt — aber wenn Du wüßtest, wie wonnevoll es ist, wenn man das Haupt in seine Mähne bettet, wenn Du wüßtest, wie weich sein goldnes Fell ist — und wie sanft es sich in seinen Armen ruht.“

Sie unterbrach sich, legte beide Hände auf meine Schultern, und indem sie mir in's Gesicht starrte, hob ihre Oberlippe sich empor. Instinctmäßig wollte ich zurückweichen, aber ich fühlte mich von ihren Händen am Platze festgehalten.

„Sprich,“ sagte sie mit hohler Stimme, „hättest Du nicht auch Lust einmal in seinen Armen zu ruhen? Einmal mit mir zusammen in seinen Armen — denk' doch, wie selig das sein muß.“

Wie ein eifriger Schauer drang mir der schreckliche Sinn ihrer Worte in's Herz. Ich faßte ihre Handgelenke, um ihre Hände von meinen Schultern zu bringen, aber wie Schraubstöcke hielten ihre Finger mich gepackt.

„Ich habe es Dir ja gesagt,“ fuhr sie fort, „daß Du gezeichnet bist, wie ich, zum Tode durch die Gewalt — die Stunde ist da, und sie ist so schön — warum willst Du ihr entfliehen? Du bist zu gut für diese Welt, viel zu sanft und zu gut, Du kannst ja nicht glücklich werden — darum hat Dein Schicksal Dich zu mir geführt. Komm doch, mein Trauter, mein Liebling, ich will Dich heilen von allem Leid, das Dir die Menschen thun werden.“

Sie hatte die Arme um mich geschlagen, ihre Augen glühten und sprühten in dunkler Gluth, von ihren Lippen strömte die Veredtsamkeit der wüthenden Raserei. Ich fühlte mich in der Gewalt der Wahnsinnigen, deren unnatürliche Kräfte in's Maßlose gesteigert waren. Der kalte Schweiß brach mir aus allen Gliedern hervor; ich wollte sprechen, wollte ihr zur Vernunft reden, aber das Entsetzen drückte mir die Worte in die Kehle zurück.

„Ich dulde es nicht,“ sagte sie und der Ton ihrer Stimme ward drohender von Silbe zu Silbe, „ich dulde es nicht, daß die verfluchten Menschen Dich quälen, daß sie Dich martern, bis daß Du stirbst — ich will dabei sein — mit Dir zusammen will ich sterben! Komm, sag' ich Dir, er macht es kürzer — und,“ sie nickte mit dem Haupte rückwärts nach dem Löwen hin — „er macht es wie ein stolzer König, mit einem Male! Du denkst, es thut weh? Glaub' es nicht. Siehst Du die Thür dort? —“ Sie zeigte auf die Eingangspforte des Käfigs und riß mich gleichzeitig einen Schritt auf dieselbe zu — dort treten wir zu ihm hinein — Arm in Arm, Brust an Brust — dann kommt uns der König entgegen — dann fängt er uns in seine Arme —“

„Lassen Sie mich los,“ rief ich, von Todeschrecken gepackt; verzweifelnb sträubte ich mich in ihren Armen.

Wir waren bis dicht an das Gitter gelangt, und beim Anblicke unserer

ringenden Bewegungen erwachte plötzlich der blutgierige Instinct des Löwen. Mit einem ungeheueren Sage fuhr er empor und flog durch den Käfig mit der vollen Wucht seines Leibes gegen das Gitter, daß es in allen Fugen dröhnte und krachte. Weit that sich der Rachen auf, und ein donnerndes Gebrüll durchschütterte den öden Raum.

Während aber der furchtbare Laut jedes Glied meines Leibes erstarren machte, schien er das Weib erst ganz zum rasenden Wahnsinn zu erwecken.

„Hörst Du,“ schrie sie mit gellender Stimme, „wie der König ruft? Er zürnt uns, daß wir ihn warten lassen — auf, Du mußt! Du mußt!“

Nachzend stemmte ich mich mit den Füßen gegen den Fußboden, aber mit ihrer unbändigen Kraft warf sie sich auf mich, ich fühlte mich fortgerissen, noch einen Schritt und noch einen auf die verhängnißvolle Pforte zu — da ging die Thüre, durch die wir eingetreten waren, jählings auf, und verstört Gesicht kam der Vändiger hereingestürzt.

„Bist Du wieder einmal toll geworden?“ schrie er. Mit einem Sprunge war er herangekommen und gab dem Weibe einen Stoß, daß sie zurücktaumelte. Ihre Arme glitten von mir ab — ich war befreit.

Nach Luft ringend, gebrochen an allen Gliedern stand ich da.

„Machen Sie fort,“ rief mir der Vändiger zu, der das Weib, das in die Kniee gesunken war, an den Schultern festhielt, „machen Sie fort, so schnell Sie können.“

Taumelnden Schrittes wandte ich mich dem Ausgange zu, da hörte ich ihre Stimme hinter mir:

„Daß thust Du mir?“ rief sie, „ich habe Dich retten wollen vor den Menschen und Du fliehst zu den Menschen vor mir?“

Als ich diese Worte vernahm, die mit allem Jammer tiefster Verzweiflung hinter mir drein schollen —

Benno Rother brach mitten im Sage ab, sein Antlitz war weiß geworden wie der Schnee. —

„Begreifst Du es nun,“ sagte er, indem er dicht an mich herantrat, „daß ich fliehen mußte aus jener Stadt am nächsten Morgen in aller Frühe? Daß ich nicht sprechen konnte von dem, was mir begegnet war? Begreifst Du es, daß, als ich jenes letzte Wort von ihr vernahm, ich mich nur einen halben Schritt noch vom Wahnsinn entfernt fühlte und daß der Wahnsinn mir zurückkehrte, so oft dieses Wort mir im Gedächtniß wieder emportauchte? Wenn ich mein Leben retten wollte, mußte ich entfliehen, und indem ich vor ihr floh, überkam es mich wie das Gefühl einer tödtlichen Schuld, die ich an dem unseligen Weibe beging.“ —

Ich erhob mich von meinem Sitze — die Cigarre war längst erloschen, der Wein war ungetrunken stehen geblieben.

„Ja,“ sagte ich, indem ich seine Hand ergriff und fest in der meinigen behielt, „ich begreife Alles, Alles. Dennoch ist es gut, daß Du mir Dein Geheimniß anvertraut hast, denn Du wirst nun erkennen, daß die Prophe-

zeihungen jenes Weibes im Wahnsinn gesprochen waren, daß die Menschen Dich nicht verfolgen, daß sie Dir helfen und Dich schützen werden, wo und wie sie können. Du hast einen schrecklichen Traum geträumt, aber nach dem schweren Traume der Nacht freut man sich doppelt des hellen, gesunden Tages. Und nun mache ich Dir folgenden Vorschlag: morgen Nachmittag um sieben Uhr geht der Eisenbahnzug nach Rorsör, wir setzen uns hinein, und übermorgen ist das Meer zwischen Dir und ihr.“

Venno Rother senkte das Haupt.

„So wird es am besten sein,“ sagte er. —

Was von der Nacht noch übrig blieb, wurde benutzt, die versäumte Ruhe nachzuholen — ob er geschlafen hat, weiß ich nicht, wenn ich nach mir urtheilen soll, möchte ich es indessen bezweifeln.

Am nächsten Vormittage entführte ich ihn zu einem Ausfluge nach dem reizenden Marienlyst, von wo wir in den Nachmittagsstunden zurückkehrten. Dann trennten wir uns für kurze Zeit, da ich einen Freund aufsuchen wollte.

Es wurde verabredet, daß wir um sechs Uhr im Gasthose zusammen treffen wollten, um von da gemeinschaftlich nach dem Bahnhofe zu gehen.

Pünktlich, zur festgesetzten Stunde fand ich mich ein, Venno Rother war noch nicht erschienen.

Eine Viertelstunde verging — er kam nicht; auf mein Befragen erfuhr ich nur, daß er bald nach mir das Gasthaus verlassen hatte und bisher nicht zurückgekehrt war.

Es schlug halb sieben; wenn wir den Zug benutzen wollten, war es höchste Zeit.

Ich machte mich allein nach dem Bahnhofe auf den Weg, in der Meinung, ihn dort vielleicht vorzufinden, im Gasthose hinterließ ich entsprechende Weisung.

Ich streifte die Perron-Halle auf und ab, ich durchmusterte die Wartezimmer eins nach dem anderen — wen ich nicht fand, war Venno Rother. Rathlos stand ich da — die Glocke mahnte zum Einsteigen — konnte ich ihn jetzt allein zurücklassen? Unmöglich — der Zug rollte ohne mich davon. Auf dem Wege, den ich gekommen war, kehrte ich zum Gasthause zurück — er war auch jetzt noch nicht wieder eingetroffen.

Während ich ungeschlüssig zaudernd auf der Schwelle des Flurs stand und die gleichgiltigen, fremden Menschen gleichgiltig an mir vorüberwandeln sah, stieg mir plötzlich schwarz und schreckhaft wie etwas körperlich Greifbares der Zusammenhang der Dinge vor der Seele auf. Wie war es möglich, daß ich daran nicht gleich gedacht, daß ich mich in seiner Seele so verrechnet hatte! Mit der Rückerinnerung an all' das Furchtbare, was er durchlebt, mit dem Bewußtsein, daß das Weib an einem Orte wieder mit ihm zusammen war, hatten die Spukgebilde der Nacht wieder Gewalt über seine Seele gewonnen und ihr düsteres „ich halte Dich“ von gestern Abend war thatsächliche Wahrheit geworden.

Gerade, weil er sich vor ihr entsetzte, riß es ihn zu ihr hin, denn er war einer jener Menschen, die, wenn sie am schwindelerregenden Abhange stehen, die entsetzliche Möglichkeit des Hinabstürzens mit so schauriger Gewalt der Phantasie in sich empfinden, daß sie, um dieser Qual zu entgehen, sich kopfüber hinunterwerfen. — „In Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten“ — er heißt nicht zu Unrecht der größte Seelenkenner, der Mann, der das gesagt hat.

Jetzt erst fiel es mir wieder ein, wie er gestern schon, als wir den Garten verließen, auf der Schwelle gestockt hatte, als wollte er wieder zurück — ich wußte nun, wo ich ihn zu suchen hatte, und unverweilt machte ich mich nach dem Tivoli auf den Weg.

Als ich am Thore des Gartens mein Eintrittsgeld erlegen wollte, hatte ich einen kurzen Aufenthalt, denn der Kassirer war so gänzlich in die Erzählung eines vor ihm stehenden Mannes versunken, daß er auf wiederholtes Anrufen erst sich zu mir umwandte und mich abfertigte. Was der Mann erzählte, konnte ich nicht verstehen, da es auf dänisch geschah, aber die erregte Hast fiel mir auf, mit der er sprach; außerdem sah ich, wie er sich mit der rechten Hand, als wenn er seine Erzählung bildlich lebendig machen wollte, auf die Brust schlug, indem er die Finger krümmte, so daß die Hand die Gestalt einer Kralle nachahmte. Ich trat in den Garten ein — aus dem hinteren Theile desselben, wo der Circus lag, kamen mir Gruppen aufgeregter Menschen entgegen, die sich laut redend und gestikulirend mit einander unterhielten und plötzlich — war es der Schatten eines graußigen Ereignisses, der vorahnend in meine Seele fiel?

Plötzlich durchzuckte mich die Gewißheit, daß etwas Schreckliches im Circus vorgefallen und Benno Rother dabei theilhaftig sei.

Reuchenden Laufes erreichte ich die Pforte des Gebäudes; Haufen von Menschen standen vor derselben gedrängt; eine Frau schwankte an mir vorüber, das Taschentuch vor das Gesicht gedrückt, mit jenem nervösen Schluchzen, in das Frauen beim Anblick blutiger Vorgänge häufig verfallen und welches die Nerven auch des stärksten Mannes zermüht.

Rücksichtslos brach ich mir Bahn, bis daß ich in das Innere des Circus gelangte.

Das erste, was ich sah — denn die Menschen standen auch im Inneren dicht gedrängt — war ein Käfig, der mitten in den Circus geschoben war und in welchem ein ungeheurer Löwe mit mühenden Sähen auf und nieder tobte. Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Bewegungen, drückte sich mit vollem Leibe gegen das Gitter, als verlangte er nach einem Gegenstande, der sich unmittelbar außerhalb des Käfiges befinden mußte, den ich nicht sehen konnte, und stieß ein blutdürstiges Geheul aus.

Rechts und links stieß ich die Neugierigen, die mir den Weg wie eine Mauer versperrten, zur Seite; ich gelangte an die Barrière — und wie an den Boden gewurzelt blieb ich an der Barrière stehen.

Lang hingestreckt in den Sand der Arena lag die Frau, die ich gestern Abend gesehen hatte, neben ihr im Sande kniete ein Mann — und dieser Mann war Benno Rother. Mit zwei Sprüngen war ich an ihrer Seite.

„Benno,“ rief ich: „Du hier?“

Er hob das Haupt, er sah mich an, ob er mich erkannte, ich weiß es nicht.

Der linke Arm des Weibes war um seine Schulter geschlungen, ihr Oberleib lehnte gegen sein aufgestemmtes, rechtes Knie, ihr Haupt ruhte an seiner Brust. Eijige Blässe bedeckte ihr Gesicht; die Augen waren geschlossen — eine sterbende Gigantin — das Bild fiel mir ein, das er gebraucht hatte, und wunderbar, wie es die Sache traf.

Einer der Umstehenden, ein Arzt, wie es schien, beugte sich herab und schob Benno Rother's Hand, die ein Tuch auf ihre Brust gepreßt hielt, leise bei Seite. Eine tiefe, strömende Wunde zeigte sich mitten auf ihrem halb entblößten Busen.

„Nichts mehr zu machen,“ sagte er kopfschüttelnd, indem er sich wieder aufrichtete.

Er sprach deutsch, ich wandte mich an ihn.

„Haben Sie den Vorgang mit angesehen?“ fragte ich.

„Ja wohl,“ erwiderte er leise, „es war etwas höchst Sonderbares.“

„Die Vorführung des Löwen geschah zu Ende der ersten Abtheilung des Programms. Die Frau war in den Käfig getreten, das Thier schien zwar übler Laune zu sein, aber es that dennoch, was sie von ihm verlangte. Sie legte sich zu ihm nieder und bettete das Haupt in seine Mähne — auch das ließ der Löwe sich gefallen, obschon er drohend zu murren begann. Als sie aber so lag, sah es aus, als ob sie plötzlich unter den Zuschauern Jemanden bemerkt hätte, der ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Ich kann es nicht genau sagen, aber ich glaube in der That, es war der junge Mann, der neben ihr kniet — er wies auf Benno Rother. — Sie blickte einzig und allein auf ihn hin, und schien ganz zu vergessen, in welcher Lage sie sich befand. Der Löwe ward offenbar ungeduldig, sein Murren wurde zum dumpfen Gebrüll, und nun kam der Mann, der die Frau begleitete, plötzlich herangelaufen. Er sprang in den Vorkäfig und riß die Thür des inneren Käfigs auf — und das war ein Fehler; denn bei dem Lärm, den er machte, wurde der Löwe zornig und stand plötzlich auf.“

Zwar sprang jetzt die Frau gleichfalls auf die Füße, aber es war schon zu spät, denn indem sie durch die geöffnete Thür hinausstreten wollte, sprang der Löwe mit einem Gebrüll, wie ich ein ähnliches nie gehört habe, auf sie los und schlug ihr die rechte Bordertafel mit einer solchen Gewalt in die Brust, daß sie rücklings über taumelte und von dem Manne aufgefangen ward, der eben noch Zeit gewann, die Käfigthür zuzuverfen. Im Augenblick, da er sie alsdann herauschaftete, kam der junge Mann dort, wie ein Rasender von seinem Platze herabgesprungen, über die vor ihm sitzenden

Leute hinweg — und warf sich zu ihr in den Sand. Und seitdem, sehen Sie, kniet er noch ebenso neben ihr.“

Ich hatte dem Berichte wortlos zugehört; was dem Erzähler unerklärlich schien, war mir nur zu erklärlich.

Jetzt bemerkte ich, daß das Weib die Augen aufgeschlagen hatte, und ich stand so, daß ich gerade in diese Augen hineinschauen konnte. Nichts Wildes war mehr darin, nichts Leidenschaftliches, nur der ergreifende Ausdruck liebender, leidender Weiblichkeit. Sie regte die Lippen und unwillkürlich beugte ich mich nieder, um zu hören, was sie zu ihm sprach.

„Ich habe es Dir gesagt,“ hörte ich sie leise sagen, „es thut nicht weh — gar nicht weh.“ Eine Pause trat ein.

„Ich gehe jetzt fort,“ fing sie noch ein Mal, noch leiser an, „kommst Du nun auch bald?“

Schwer lastend blieb ihr Haupt auf seiner Brust liegen — in dem weiten, menschen erfüllten Raume regte sich kein Laut; das große Geheimniß, vor dem die Menschen verstummen, war zwischen uns getreten, der Tod.

Ich trat zu ihm heran und berührte seine Schulter.

„Benno,“ sagte ich, „wende Deine Augen auf die Lebenden, kennst Du mich nicht mehr?“

Verwirrt schaute er zu mir empor, dann richtete er sich, von mir gestützt, langsam auf, und nachdem er einen langen, öden Blick auf das zu seinen Füßen liegende Weib geworfen hatte, fiel er mir um den Hals und brach in einen Strom von Thränen aus, der kein Ende nehmen wollte.

Der Arzt, der vorhin mit mir gesprochen hatte, kam heran.

„Das ist gut,“ sagte er mir ins Ohr, „das ist sehr gut, daß er weint, bringen Sie ihn schnell fort.“

Wie ich ihn nach Haus geschafft, wie wir diese Nacht verbracht haben, ich weiß es nicht mehr.

Am nächsten Abende waren die Wellen der Ostsee unter unseren Füßen und am darauf folgenden Tage brachte ich ihn in die Arme seines Vaters zurück.

„Eine traurige Vergnügungsercise —“ so schloß ich meinen Bericht, dem der alte Herr mit besorgter Spannung gefolgt war.

„Der Alp ist von seinem Leben genommen,“ sagte er, indem er tief aufathmend sich erhob, „ich denke, daß nun Alles wieder gut werden wird.“

„Ich fühle,“ erwiderte ich, „daß Alles, was ich für meinen Freund thun kann, darin besteht, ihn ganz Ihrer Fürsorge zu überlassen. Wollen Sie mir versprechen, daß Sie mir schreiben wollen, sobald er wieder ganz der lebendigen Welt angehört?“

Er versprach es mir in die Hand, die ich ihm scheidend reichte.

Ich warte noch immer auf seinen Brief. — —



Betrachtungen über die neuen preussischen Gesetze zur Erhaltung des Bauernstandes.

Don

Wilhelm Roscher.

— Leipzig. —

Das am 30. April 1882 publicirte Gesetz einer Landgüter-Ordnung für die Provinz Westphalen und die Kreise Rees, Essen, Duisburg und Mülheim a. d. Ruhr, sowie dessen Vorläufer: das Gesetz vom 2. Juni 1874, betreffend das Höferecht in der Provinz Hannover (mit Nachtragsgesetz vom 24. Februar 1880), sind von der öffentlichen Meinung in Deutschland viel weniger beachtet worden, als sie verdienen. Und sie betreffen doch eines der wichtigsten Gebiete unseres ganzen Volkslebens, suchen einer unleugbar vorhandenen großen Gefahr desselben vorzubeugen, und zwar in einer Weise, die, mag sie nun auf planmäßiger Absicht beruhen, oder nur durch ein zufälliges Compromiß entgegen-gesetzter Kräfte zu erklären sein, den Stempel der Zeitgemäßheit, also Durchführbarkeit, in einem für die Gesetzgebung leider gar nicht gewöhnlichen Grade an sich trägt. Es scheint deshalb wohl der Mühe werth, auch bei dem größern, scheinbar unbetheiligten Publicum, auf ihre Beachtungs- und Nachahmungswürdigkeit so oft wie möglich hinzuweisen.

I.

Ein tüchtiges Bauernthum ist nicht bloß der Ballast gleichsam des Staatschiffes, wodurch gefährliche Schwankungen aller Art verhütet werden, sondern es mag in vieler Hinsicht als die Wurzel des ganzen Volkslebens gelten. Die höheren Stände, gleichsam die Zweige, Blätter und Blüthen des großen Baumes, können verwelken und abfallen: wenn nur die Wurzel gesund ist, werden neue nachwachsen. Ist aber diese faul, so taugt der ganze Baum nichts, und die „Geschichte verurtheilt“ ihn, früher oder später, abgehauen und in's Feuer geworfen zu werden. Namentlich sollte, wer communistische

Gährungen fürchtet, niemals vergessen, daß das Privateigenthum an Grundstücken theoretisch viel leichter anzugreifen, schwerer zu vertheidigen ist, als das an Capitalien. Immer häufiger tauchen jetzt Vorschläge auf, selbst in so conservativen Ländern wie Großbritannien und so jugendlichen Ländern wie Nordamerika, die Grundstücke mit oder ohne Entschädigung der bisherigen Eigenthümer zu confisciren. Den sichersten Damm gegen solche Ungeheuerlichkeiten, auf die Dauer vielleicht den einzig sichern, bildet das Vorhandensein eines Standes von Grundeigenthümern, deren Besitz klein genug ist, um von ihnen selbst gut bestellt und meliorirt zu werden, und deren Zahl groß genug, um eine beträchtliche Quote des ganzen Volkes auszumachen. Dagegen wird eine Oligarchie von Latifundienbesitzern, deren Güter viel zu groß sind für die Selbstbewirthschaftung, auf die Dauer dem Socialismus gegenüber schwer zu halten sein, auch wenn sie nicht bloße „auf Landgütern einquartierte Sinecuristen“ (J. St. Mill) sind, vielmehr, wie bisher in England, durch politische, communale u. Dienstleistungen den ihnen eingeräumten Vorzug, wie der Minister von Stein sich ausdrückte, allerdings „gegenzuwiegen“ gesucht haben. Vom landwirthschaftlichen Standpunkte aus wird man kaum sagen können, daß Pächter solcher riesenhaften Privateigenthümer productiver sein müßten, als Pächter von Staatsdomänen. Es ist darum eine ganz besonders kurzsichtige, fast möchte man sagen, selbstmörderische Art politischen Raubbaues, wenn die großen Grundeigenthümer die kleineren massenhaft auskaufen, zumal wenn sie gleichzeitig aus Widerwillen gegen den Mittelstand, wie z. B. in Rom während des 2. Jahrhunderts v. Chr. geschah, mit dem Radicalismus der untersten Volksschichten, wohl gar dem Communismus liebäugeln.

Nun wird heutzutage, selbst bei normalster Entwicklung, das gesunde Bauernthum, das seit 1830 durch die Ablösung der bäuerlichen Lasten so mächtig erstarkt war, schon dadurch wenigstens relativ wieder geschwächt, daß gerade beim Aufsteigen der Cultur die landwirthschaftliche Bevölkerung eine abnehmende Quote der Volkszahl überhaupt zu bilden pflegt. In Großbritannien z. B. waren 1811 noch 35 Proc. der Bevölkerung mit Landwirthschaft beschäftigt, 1821 = 33 Proc., 1831 = 28 Proc., 1841 = 22 Proc.; in England und Wales allein 1851 nur 16.1, 1861 sogar nur 13.9 Proc. Im Königreich Sachsen kamen auf Land- und Forstwirthschaft, Jagd und Fischerei 1849 = 21.88 Proc. der Bevölkerung, 1861 = 18.40, 1871 nur 16.21 Proc. Wie in culturlich fortschreitenden Volkswirthschaften die industriellen Gewerbe mit ihrer viel größeren Ausdehnbarkeit immer mehr die Landwirthschaft überwachsen, so wird diese Entwicklung noch sehr dadurch verstärkt, daß überall nach Durchführung der Eisenbahnsysteme die Großstädte, also die städtischsten Städte, der an Volkszahl wie an Einfluß jeder Art raschest zunehmende Theil der Nation geworden sind. Um so vorsichtiger sollte man zu verhüten suchen, daß sich der relativ abnehmende Bauernstand nicht auch positiv schwäche!

Wie die frühere Gesetzgebung in so vielen deutschen Territorien dies erstrebt hat, namentlich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ist bekannt. Die geschlossenen Bauerhöfe mit ihrer Untheilbarkeit und festbestimmten Erbfolge, ihrer wesentlich erschwerten Veräußerlichkeit und Verschuldbarkeit waren freilich in erster Linie um ihrer Abgaben- und Frohnpflichtigkeit willen so geschlossen. Aber es wurden doch auch die bäuerlichen Familien dadurch vor Uebervölkerung und Ueberschuldung, die Landwirthschaft vor Zersplitterung und übermäßig raschem Besitzwechsel geschützt. Um die Früchte solcher landesherrlichen Bauernpolitik zu würdigen: Erhaltung eines noch lange unentwickelten, aber für die Zukunft sehr entwicklungsfähigen Kräftefonds der Nation, braucht man nur die kläglichen Bauernverhältnisse Mecklenburgs und Altmürttembergs mit denen Sachsens, vieler Theile von Altpreußen, ganz besonders aber Hannovers zu vergleichen.

Natürlich konnten solche Maßregeln nicht für immer vorhalten. Wenn das Volk an Zahl, Reichtum, Bedürfnissen wuchs, mußte die Landwirthschaft intensiver betrieben werden, d. h., auf gleiche Bodenfläche mehr Capital und Arbeit verwenden. Jetzt wurde es wünschenswerth, ja nothwendig, die auf jeden einzelnen Landwirth fallende Fläche geometrisch zu verkleinern, sei es durch Theilung der allzu großen Güter, sei es durch Veräußerung einzelner Parzellen. Namentlich gab es kaum ein besseres Mittel den Forderungen der landwirthschaftlichen Intensität gerecht zu werden, als wenn man die abgelegenen Theile eines nunmehr zu groß gewordenen Landgutes verkaufte, um dann mit dem Erlöse das Uebrige zu melioriren. Auch die Verpfändung des Bodens mußte erleichtert werden. Sie war früher mit Recht gefürchtet als ein Mittel, den Stamm des bäuerlichen Vermögens anzugreifen; jetzt konnte sie in geschickter Hand ein Hauptmittel sein, dies Vermögen zu mehren. Und was die Veräußerung der Höfe im Ganzen betrifft, so mochte in früheren Zeiten, wo die Landwirthschaft eine Sitte und Lebensart war, die Präsumtion Recht haben, daß der Sohn eines Bauern, und nur ein solcher, wiederum ein guter Bauer sein würde; heutzutage, wo die Landwirthschaft zur Kunst und Wissenschaft, mindestens zum Gewerbe geworden ist, würde die Fortbauer der alten Hindernisse oft gerade die fähigsten Personen von diesem Gewerbe zurüchhalten. Es ist daher nicht bloß das unsere Zeit so gewaltig beherrschende Streben Aller nach individueller Selbständigkeit, also frei zu sein von alten Familienstatuten, sowie von polizeilicher, oder gar gutherrlicher Bevormundung, was die Freiheit der Bodenmobilisirung empfiehlt. Sondern, wenn man nur darauf rechnen könnte, daß jeder Grundeigenthümer und Landmann auch ein guter Landwirth wäre, so müßte eben die völlige Mobilisirungsfreiheit die nachhaltig größte landwirthschaftliche Production verbürgen. In diesem Falle würden zwar durch Theilung u. einzelne Landgüter geometrisch kleiner werden, ökonomisch aber, an Ertrag u., könnten sie ebenso groß bleiben, wie vorher, die Summe der Theile folglich bei

Weitem größer, als vorher das Ganze. Die Veräußerungen würden nur dazu dienen, die jeweilig geschicktesten Wirths und Wirthschaftspläne auf den Boden zu bringen. Die Verschuldung würde Meliorationen bewirken, welche den Reinertrag mehr steigern, als der Zins des geborgten Capitals beträgt. So daß mithin das Landvolk nicht allein zahlreicher, sondern auch wohlhabender und gebildeter würde.

Leider zeigt die Erfahrung, daß eine solche Klugheit und Selbstbeherrschung des gesammten Landvolkes, namentlich der Bauern, welche die Mobilisirungsfreiheit nur in rechter Weise benutzt, auch in hochcultivirten Ländern nicht immer vorauszusetzen ist. Wie es Beispiele giebt, daß volle Freiheit des Verkehrs mit Grundstücken Jahrhunderte lang nicht gemißbraucht wird, (so z. B. in den norddeutschen Küstenmarschgegenden, in vielen Theilen der Schweiz und des Rheinthales, lange Zeit in Flandern), so haben andererseits auch ganze Völker im größten Maßstabe durch Mißbrauch agrarischer Verkehrsfreiheit ihren Bauernstand verloren, sind durch ein Uebermaß von Zwergwirthschaft hindurch zu dem entgegengesetzten Uebermaße des Latifundiensystems gelangt und auf solche Art entweder altersschwach und verfallsreif überhaupt, oder wenigstens doch, wenn sich die Krankheit ja noch heilen ließ, für lange Zeit der wahrhaft sicheren Freiheit und wahrhaft starken Ordnung beraubt worden. (So z. B. die Israeliten unter ihren späteren Königen, die Griechen nach dem peloponnesischen Kriege, die Römer seit Ausbildung der oligarchischen Senatsherrschaft und in Folge davon der ganze Orbis Terrarum, ein großer Theil des neueren Ober- und Mittelitaliens seit dem Ende des Mittelalters; im allergrößten Maßstabe die Hauptmasse Vorderindiens.)

Es ist darum gewiß nicht bloße Hyperconservative Schwarzseherei, wenn so große, weise und wahrhaft freisinnige Männer, wie der Minister von Stein, Wilhelm von Humboldt, der Ober-Präsident von Binde, der Historiker Niebuhr, C. M. Arndt, Stübe u. A., vor der völligen Mobilisirung wenigstens der Bauergüter so ernstlich gewarnt haben. Wie oft hat Stein betont, daß „von Erhaltung der Bauerhöfe und adeligen Güter in Massen von verhältnißmäßiger Größe die Erhaltung eines tüchtigen Standes von Landbewohnern abhängt, auf welchem Wehrhaftigkeit, Sittlichkeit und Tüchtigkeit jeder Art beruhet. Durch grenzenlose Theilbarkeit löset sich der Bauernstand in Tagelöhner, Gesindel, der Adel aus einem selbständigen Güteradel in einen Dienst- und Hofadel auf“. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens war es ein Hauptgegenstand seines Nachdenkens, zu verhüten, „daß alle Bauern zu Tagelöhnern theoretisirt, und statt der Hörigkeit an den Gutsherrn, eine viel schlimmere Hörigkeit an die Juden und Bucherer eintreten möchte“. So erwartete Arndt von der Mobilisirung des Grundeigenthums schließlich „ein Volk von Bettlern und Streuern“. — Zwar ist gerade in Frankreich die völlige Mobilisirungsfreiheit (*le territoire de la France est libre, comme*

les personnes, qui l'habitent!)*), noch verstärkt durch das strenge Pflanztheilsrecht der Revolution und des Code Napoleon, nun schon seit 90 Jahren herrschend, ohne die gefürchteten üblen Folgen nach sich gezogen zu haben. Malthus' Prophezeiung, 1820 ausgesprochen, daß Frankreich, bei ungestörter Fortdauer seiner jetzigen Erbtheilungsgeetze, nach hundert Jahren ebenso auffallend arm, wie vermögensgleich sein werde, ist durch die Art, wie es den Krieg von 1870/71 und die nachfolgende Milliarden-Contribution überstanden hat, sehr unwahrscheinlich geworden. In der That hat sich die Parcellirung des französischen Bodens seit Anfang unseres Jahrhunderts eben nicht mehr gesteigert, als die Zunahme der Bevölkerung und des Volksreichthums, mithin auch der landwirthschaftlichen Intensität unbedenklich erscheinen läßt**). Der Viehstand ist bei Weitem mehr gewachsen, als die Bevölkerung: zwischen 1789 und 1866 die Pferde von 2,048,000 auf 3,313,000, die Rinder von 7,089,000 auf 12,733,000, die Schafe von 20 Mill. auf 30,386,000, selbst die Schweine von 4 Mill. auf 5,889,000; ganz abgesehen von der sehr verbesserten Qualität des Viehes. Und namentlich die Pferdezuucht gebeiht sicher nicht in Zwergwirthschaften! Der Werth der Grundstücke ist bei Weitem mehr gestiegen, als die Entwerthung des Geldes erklären würde. Und die Verschulbung ist verhältnißmäßig gering: vor 1870 kaum $\frac{1}{6}$ des Bodenwerthes. So ist denn auch der französische Bauernstand, weit entfernt seit der großen Revolution zu schwinden***), erst seitdem recht bedeutend geworden. Die sehr kleinen Eigenthümer besitzen gegenwärtig, wie 1831, 1815 und kurz vor der Revolution, ungefähr ein Drittel des angebauten Landes. Während aber die anderen zwei Drittel um 1788 fast nur großen Eigenthümern gehörten, noch 1815 über 42 Procent des Ganzen, gab es 1865 etwa 50,000 große Eigenthümer mit zusammen 15 Mill. Hektaren, daneben 500,000 mittlere mit einer ebenso großen Gesamtfläche. Und auch die Regierungen, z. B. Napoleons III., müssen jetzt auf die Bauern viel mehr Rücksicht nehmen, als in irgend einer früheren Periode französischer Geschichte. Hatte doch z. B. der größte französische Staatsgelehrte des 16. Jahrhunderts, Bodinus, in seiner Uebersicht der Stände noch gar keinen besonderen Platz für die Bauern gehabt, vielmehr diese nur als Anhängsel der Kornhändler, Bäcker, Fleischer, Käser zc. berücksichtigt! Wenn sich das neuere Frankreich nach den Kriegen Napoleons I. und wiederum nach 1871 so unvergleichlich

*) So drückt sich der Berichterstatter des Code Rural aus.

**) Allerdings giebt es in Frankreich einzelne Gegenden, welche an Zwergwirthschaft leiden; nur ist hier das Uebel nicht erst durch die Gesetzgebung der Revolution hervorgerufen. Schon Arthur Young fand es bei seiner Reise (1787—89) in denselben Gegenden vor, und es läßt sich größtentheils auf die sonderbare Eigenthümlichkeit des französischen Mittelalters zurückführen, daß bei den Vilains schon im 13. Jahrhundert völlig gleiche Erbtheilung vorherrschte. Zu frühe Reformen schaden reichlich ebenso sehr, wie zu späte!

***). Wie z. B. der toskanische Bauernstand wesentlich in der Blüthezeit des Handels und Gewerbsleißes, sowie der Demokratie zu Florenz von den Städtern erst emancipirt, dann mobilisirt und schließlich zum größten Theile ausgekauft worden ist.

viel rascher erholt hat, als nach den Kriegen Ludwigs XIV., so kann das gewiß zu einem großen Theile der jetzigen Mobilisirungsfreiheit zugeschrieben werden.

Freilich dürfen wir aus dieser französischen Erfahrung nicht ohne Weiteres auch für unser Deutschland volle Veruhigung schöpfen. Die Franzosen haben wirthschaftlich unstreitig eine ganz besondere Nüchternheit, Sparsamkeit, überhaupt Besonnenheit: was sie namentlich vor der Gefahr der Ueberbevölkerung vielleicht in zu hohem Grade schützt. (Zweifindersystem!) Dagegen liegt in Deutschland, bei unserer unverkennbaren Hinneigung nicht bloß zu gesunder, sondern auch zu proletarischer Volksvermehrung, die Sache anders. Auch auf England, wo der im Wege der Verkehrsfreiheit geschwundene Bauernstand, der vom 14. bis zum 18. Jahrhundert so musterhaft gewesen war, bis jetzt wenigstens durch einen tüchtigen Pächterstand einigermaßen ersetzt worden ist, können wir uns, mit unseren wesentlich anderen Verhältnissen, kaum berufen.

II.

Was kann nun die deutsche Gesetzgebung thun, um einerseits die auf hoher Culturstufe, bei intensiv gewordener Landwirthschaft unentbehrlichen Segnungen des freien Agrarverkehrs zu erhalten, aber doch zugleich den Gefahren des Mißbrauchs wirksam entgegenzutreten? Denn soviel scheint gewiß, die einfache Rückkehr zur alten Gebundenheit ist in dem Grade unmöglich, daß wohl kein irgend praktischer Kopf daran zu denken wagt. Man hat statt dessen vornehmlich drei Mittelwege versucht, die sich aber meist nur auf die Zerstückelung der Landgüter bezogen. Man hob entweder die früheren Verbote nur bis zu einer gewissen Grenze auf, ließ sie jedoch innerhalb dieser Grenze als Gesetz fortbestehen. Oder man bebingte die Zerstückelung in jedem einzelnen Falle durch obrigkeitliche Erlaubniß. Oder endlich man ermächtigte die Grundeigenthümer, durch Privatstatut eine neue Bindung ihres Gutes einzuführen.

Den ersten Weg betrat z. B. das königlich sächsische Gesetz von 1843, wonach von den bisher geschlossenen Besitzungen, Ritter- wie Bauergütern, in der Regel nicht mehr als ein Drittel, nach dem Steuerkataster mit Ausschluß der Gebäude berechnet, abgetrennt werden soll. Für Sachsen mochte dieß seinerzeit wohl passen, weil hier neben einer großen Menge „walzender“, also ganz freier Grundstücke eine äußerst wohlthätige Mischung von großen, mittleren und kleinen Gütern bestand, auch das Verhältniß zwischen Bodenfläche und Betriebsmitteln im ganzen Lande ziemlich gleichförmig war. In größeren, provinziell verschiedenartigen Staaten könnte freilich eine solche Vorschrift hier viel zu weit, dort zu wenig weit greifen. Und jedenfalls setzte sie voraus, daß von Zeit zu Zeit, wenn die mittlerweile noch intensiver gewordene Landwirthschaft noch kleinere Wirthschaftsumfänge nöthig macht, ein abermaliges Gesetz, gleichsam eine neue Auflage des alten, veranstaltet

wird, die denn aber doch für manche Stellen, z. B. in der Umgegend rasch wachsender Städte, immer noch hinter dem Bedürfniß zurückgeblieben wäre. — Viele Staaten lassen übrigens den Verkehr mit Grundstücken frei, stellen aber gesetzlich ein untheilbares Minimum fest. Entweder ein Parzellen-Minimum: wie z. B. in Weimar 1862 verboten wurde, Felder unter einem, Wiesen unter einem halben Acker zu stückeln. Oder ein Besitz-Minimum: wonach z. B. in Bayern seit 1825 jedes Gut nur bis auf ein Steuerimplum von $\frac{3}{4}$ Gulden (1834 von einem Gulden) verkleinert werden sollte. In Böhmen war schon 1790 das untheilbare Minimum zu 40 Meßen Aussaat bestimmt; in Schweden 1827 so, daß es noch ein Pferd oder zwei Ochsen und drei Arbeiter muß beschäftigen, außerdem 3—4 Kühe und 5—6 Schafe oder Ziegen das ganze Jahr hindurch ernähren können. Jenes Parzellen-Minimum kann freilich nur das allerunsinnigste Uebermaß der Zerstückelung hindern, welches schon mechanisch eine ordentliche Bestellung unmöglich machen würde. Und dieses Besitz-Minimum, abgesehen von der Schwierigkeit, es für alle Fälle richtig zu bestimmen, dürfte doch in manchen Fällen sehr zur Last werden: so z. B. wenn es auf Ansiedlung von Tagelöhnern, Errichtung von Gewerbegebäuden u. ankommt.

Der Weg des jeweiligen Behördenconsenses würde äußerst zweckmäßig sein, wenn man auf — allwissende und allweise Beamten rechnen könnte! Obschon es auch dann von der Privatwirthschaft vermuthlich noch lästiger würde empfunden werden, ihre für richtig gehaltenen Pläne von persönlicher „Willkür“ durchkreuzt, als von allgemeinen Gesetzen gehemmt zu sehen. Auf die Länge wird der Beamtenconsens wahrscheinlich zur bloßen Förmlichkeit herabsinken: wie z. B. in Württemberg sowohl im 16. und 17., als auch im 18. Jahrhundert den Behörden aufgegeben wurde, jede schädliche Parcellirung zu verhüten, doch ohne irgendwelchen praktischen Erfolg. Auch abgesehen davon, daß sich die Verwaltungsgrundsätze im Laufe der Zeit ändern können, wird fast jeder Beamte in Zweifelsfällen mehr geneigt sein, den Consens zu geben, als zu verweigern. Im letztern Falle trifft ihn das Obium der vermeintlich an ihrem Glücke Behinderten sofort und nur ihn; während er im erstern Falle zunächst wohl Dank erntet, und die schädliche Folge seines Leichtsinnes, Proletarisirung von Zwergwirthschaften, erst allmählig nach Jahren klar wird, nachdem er selbst vielleicht schon gestorben oder in eine andere Gegend versetzt ist.

Die neuen Gesetze, welche den Bauern gestatten, ihr Gut in gewisser Weise fideicommissarisch zu binden, sind bis jetzt nur in seltenen Fällen wirklich benutzt worden. So z. B. das bayerische Gesetz von 1855, wonach jeder freie Eigenthümer eines Gutes von mindestens 6 Gulden Steuerimplum dasselbe zum „Erbgute“ machen kann. Ein solches darf alsdann nur mit Genehmigung der Anerben aus der nächsten Successionsklasse verkleinert, über ein Drittel des für den Besitzer disponiblen Werthes verpfändet oder sonst nachhaltig belastet werden. Den Nachfolger hat der jeweilige Besitzer aus der nächsten Successionsklasse zu wählen; sonst gesetzliche Erb-

folgeordnung. Das Präcipuum des Anerben, der übrigens die Wittve und minderjährigen Kinder seines Vorgängers nöthigenfalls ernähren muß, soll mindestens ein Drittel des schuldenfreien Gutswerthes betragen. Aehnlich in Darmstadt mit dem Gesetze von 1858 über Gründung von „Erbgütern“ von mindestens 60 Morgen cultivirten Landes. In Württemberg haben die Bauern seit Jahrhunderten ein wenig beschränktes Recht der Fideicommißstiftung gehabt, ohne dasselbe je zu benutzen. In der That ist gerade da, wo ein solches Gesetz am nöthigsten wäre, d. h. wo der Bauernstand wirklich zu verlumpen droht, am wenigsten von seiner Benutzung zu hoffen. Hier fehlt ja eben jener aristokratische Sinn für die Zukunft der Familie, auf welchen das Gesetz rechnet. Selbst politische Belohnungen, die man für die Benutzung des Gesetzes verheissen möchte: wie z. B. der Herzog von Levis 1820 in der französischen Pairskammer vorschlug, daß domaines électoraux mit Untheilbarkeit und Erstgeburtsfolge die Grundlage des Wahlrechts zur Deputirtenkammer bilden sollten, würden schwerlich viel helfen. Ein solcher Sporn möchte von praktischer Bedeutung wohl nur für solche Personen und Klassen sein, die auch ohne ihn jede proletarische Auflösung ihres Hauses vermeiden werden*).

Die meisten der eben geschilderten Versuche lassen eine zwiefache Lücke unverstopft. Einmal, indem sie der Veräußerung von Bauergütern im Ganzen kein Hinderniß entgegenstellen: d. h. also zwar die „Aus schlachtung“, nicht aber die „Einschlachtung“ derselben, ihren Zusammenlauf zu Latifundien verhüten. Sodann aber, indem sie durch Freilassung der Aufnahme von Pfandschulden eine beliebig weitgehende Zerstückelung, zwar nicht der der Gutssfläche, wohl aber des Gutswerthes gestatten. Allerdings haben die preussischen Mobilisirungsgesetze von 1807 und 1811 noch keine Verpfändungsfreiheit im Auge. Man sah jedoch bald ein, daß Alles, was die Verpfändung von Grundstücken erschwert, in demselben Grade entweder die Realtheilung oder den Uebergang durch Verkauf in andere Hände befördern muß. Oder man mußte, woran doch Niemand denkt, das ganze alte System der Gebundenheit, namentlich auch mit seiner streng aristokratischen Bevorzugung des Anerben, festhalten.

Wenn ein württembergisches Gesetz von 1853 Kauf- und Tauschverträge

*) Aehnliches hat man sogar in höheren Schichten der Gesellschaft beobachtet. Ich erinnere an den Vorzug des „alten und besessigten Grundbesitzes“ in Preußen, der z. B. 1858 dem preussischen Herrenhause 77 Mitglieder zu präsentiren hatte, gegenüber 89 anderen auf Lebenszeit ernannten. Für alt galt der Besitz eines Rittergutes, das seit wenigstens 100 Jahren derselben Familie gehörte; für besessigt derjenige, dessen Vererbung in der männlichen Linie durch eine besondere Erbordnung gesichert ist, also z. B. durch Lehn, Fideicommiß 2c. Ungeachtet dieser mäßigen Anforderungen konnten doch z. B. in der Provinz Preußen 1860 von den 9 landschaftlichen Verbänden des alten Grundbesitzes 5 ihr Präsentationsrecht nicht ausüben, weil nicht einmal je drei Wahlberechtigte vorhanden waren! Im ganzen Staate gehörten damals von 12,543 Rittergütern nur 937 zum besessigten Grundbesitze.

über Grundstücke verbietet, welche nur mündlich oder im Wirthshause (!) abgeschlossen werden: oder wenn preußische Gesetze von 1845 und 1853 bestimmen, daß Verträge über Zertheilung von Grundstücken nur vor dem Hypothekenrichter zu Stande kommen sollen, daß auch, wenn die Zertheilung auf dem Wege des Meistgebotes erfolgt, zuvor die Staats-, Gemeinde- und sonstigen Reallasten, ebenso die Hypothekenschulden auf die zu versteigernden Trennstücke repartirt sein müssen: so können dergleichen Maßregeln sicher von Niemand getadelt werden. Sie werden aber auch zum Guten wenig ausrichten, da sie ja nur den Zweck haben, den äußersten Leichtsinns im Verkehr mit Grundstücken, nicht wirklich zu bevormunden, sondern nur zu einem kurzen Aufschube, zu einiger Besinnung zu nöthigen. Um etwas Bedeutendes zu erreichen, müßte man jedenfalls tiefer gehen.

Bekanntlich hatte die französische Revolution, wenigstens in ihren Anfängen, das Motto „Freiheit und Gleichheit“, während sich die englische Revolution im 17. Jahrhundert (und lange nachher noch die englische Verfassung) durch das Stichwort „Freiheit und Eigenthum“ charakterisirte. Die meisten Neueren haben die französische Formel angenommen. — Aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob jene beiden Begriffe: Freiheit und Gleichheit wirklich nothwendig zusammengehören oder sich auch nur gut mit einander vertragen. Der große Napoleon erklärte „die Freiheit für das Bedürfniß einer wenig zahlreichen Klasse, welche von der Natur mit überdurchschnittlichen Fähigkeiten begabt ist. Sie kann deshalb ungestraft bezwungen werden. Hingegen die Gleichheit ist bei den Massen beliebt“. Und noch vor Kurzem hat ein Hauptführer der Socialdemokratie in Deutschland sich dahin ausgesprochen, „daß der menschliche Fortschritt in der Annäherung an die Gleichheit liege; Freiheit sei eine Phrase, die alles Mögliche umhüllt“. — Wirklich kann das extreme Trachten nach Gleichheit der gefährlichste Feind, ja der Tod der Freiheit werden. So glaube ich denn auch in Betreff des hier besprochenen Gegenstandes, die wahre, allein segensreiche, allein haltbare Freiheit der Bodenmobilisirung darf keinem Gleichheitsideale nachjagen, welches die natürlichen, also bleibenden Unterschiede, z. B. zwischen der Landwirthschaft und den anderen Gewerben, ignorirt; oder welches gegenüber den Personen gar nicht einmal seine eigenen Konsequenzen verträgt.

Will der Staat diese Freiheit, so findet er gerade heutzutage zwei wirksame Bundesgenossen in der Technik und im Individualismus, die ja beide in unserer Zeit eine so große Macht besitzen. Die Technik wird nicht übersehen, daß „Mobilisirung des Bodens“, mit anderen Worten juristisch völlige Gleichstellung der Grundstücke mit den Mobilien, doch eigentlich ein Selbstwiderspruch ist. Grundstücke, (abgesehen von dem Vorrathe von Pflanzennahrungsmitteln, welcher in ihnen enthalten ist), werden im engeren Sinne des Wortes weder producirt noch consumirt; sie können weder aufgespeichert, noch transportirt werden: lauter wichtige Punkte, welche sie jedenfalls von allen übrigen Gegenständen des Verkehrs wesentlich unter-

scheiden. In Bezug auf Pachtungen bezweifelt kein Sachverständiger, daß gerade auf hoher Culturstufe, wo die intensive Landwirthschaft ebenso vieljährige Betriebspläne, wie starke und perennirende Capitalverwendungen fordert, kurze und unsichere Pachtzeiten fast unfehlbar zum Raubbau führen. Warum sollte ein rascher Eigenthumswechsel nicht ebenso verderblich wirken? Also ja nicht ohne Weiteres die gewöhnlichen Geseze des Mobiliarverkehrs auf den Verkehr mit Grundstücken übertragen! Was aber die Personen betrifft, so wird jeder Landwirth, der seine Wirthschaft lieb hat, der sich nicht nur als ihren Herrn, sondern auch in gewissem Sinne als ihren ersten Diener betrachtet, (und nur solche Landwirthe scheinen mir normal!): er wird wünschen, daß auch derjenige seiner Söhne, der sie nach seinem Tode fortsetzen wird, in zeitgemäßer Intensität, also wenigstens mit durchschnittlichem Erfolge wirthschaften möge. Darum keine Uebertheilung! Ein Landgut, (im Gegensatz von Gartennahrungen, die jedenfalls in größeren Staaten bloß eine sehr kleine Quote des Bodens umfassen können*), welches für den jeweilig passenden Intensitätsgrad eben groß genug ist, würde durch Zerstückelung ebenso gewiß an Gesamtwertb der Stücke verlieren, wie Edelsteine, Schiffe, Gemälde, Pferde u. die man zerhackt. Auch keine Ueberschuldung, um Miterben zu befriedigen, wodurch sehr bald die Aufbahrung von Meliorationscapitalien unmöglich würde! Ohnehin ist jeder hochverschuldete Grundeigenthümer, dessen Schuld beliebig gekündigt werden kann, wirthschaftlich wie ein Pächter mit unsicherer Contractsdauer anzusehen. Nun wird aber der vorerwähnte, so natürliche und darum weit verbreitete Wunsch aller tüchtigen Landwirthe durch ein streng entwickeltes Pflichttheilsrecht in der Regel bald unausführbar. Man hüte sich deshalb, das Pflichttheilsrecht, das in England bekanntlich nicht existirt, zu übertreiben. In mäßiger Ausdehnung kann es ein sehr gutes Mittel sein, die Familie gegen Launenhaftigkeit, Ehrsucht und Bigotterie eines lieblosen Hauptes zu schützen. Daraus folgt aber nicht, daß ein Zwang für die jetzigen Grundeigenthümer, ihre Kinder vollkommen gleichmäßig zu bedenken, naturrechtlich nothwendig sei. In dieser Hinsicht ist sehr viel Aberglauben verbreitet. Schon der alte Hugo bemerkte in treffendem Spotte, wenn die abzufindenden Geschwister es naturrechtswidrig nennen, daß sie weniger bekommen, als der Anerbe: sie bekämen ja doch viel mehr, als viele andere Menschen, und fänden das keineswegs naturrechtswidrig. Nach meinem Gefühle ist der Staat, wenn das Vermögen jedenfalls in der Familie bleibt, nur insoferne dabei interessirt, sich der zurückgesetzten Mitglieder gegen das bevorzugte anzunehmen, als etwa durch das Testament unerzogene Kinder oder sonst Arbeitsunfähige ihm zur Last fielen.

*) Auf den Garten- und Weinbau zusammen kommen z. B. in Württemberg nur 3.3 Procent der Gesamtfläche, in Baden 2.33, in Rheinpreußen 2.7, in Pommern nur 1.1, selbst in Frankreich nicht über 6.73 Procent.

III.

Das frühere Königreich Hannover, wie es überhaupt auf kleinem Raume die interessantesten Provinzialverschiedenheiten aufzuweisen hatte, konnte namentlich auch als eine Musterkarte verschiedener bäuerlicher Systeme gelten. Man konnte hier zugleich deutlich wahrnehmen, daß mit der bloßen Gesetzgebung in solchen Dingen noch nicht Alles abgemacht ist. Während die nördlichen Küstenlandschaften zum Theil seit Jahrhunderten eine ziemlich weitgehende Mobilisirungsfreiheit besaßen, bei der sich aber ein vortrefflicher Bauernstand erhalten hatte, war in den südlichsten Theilen des Landes, in Göttingen und Grubenhagen, namentlich auf dem Eichsfelde, dieselbe Freiheit mitunter auf das Schreiendste gemißbraucht worden. In der Mehrzahl der althannoverschen Stammprovinzen bestand das Auerbenrecht mit seiner Gebundenheit und hatte die gewöhnlich davon erwarteten conservirenden Folgen wirklich gehabt; wogegen in Osnabrück eine sehr ähnliche Rechtsverfassung nicht hatte verhindern können, daß sich unterhalb der bäuerlichen Eigenthümer ein zahlreiches Proletariat von Feuerleuten gebildet hatte, welches zwei Drittel der ländlichen Bevölkerung umfaßte. Hier fanden sich nach der Schilderung von Seelig aus dem Jahre 1851 bei den Bauern die Schattenseiten der Aristokratie und des Proletariats beisammen: die Colonate oft zu groß, die Steuern zu düngerarm für eine Landwirthschaft von erwünschter Intensität. Die Auerben jener äußerst hochmüthig und doch, weil sie das so lehrreiche Lohndienen bei anderen Wirthen verschmäheten, oftmals ohne specielle Fachbildung. Die Tagelöhnerdienste der Feuerlinge, gerade wegen ihrer factischen Erblichkeit, kaum besser als Frohndienste.

Als die Ablösungsgesetze nach 1830 die bisherige domaniale und gutherrliche Unterlage dieser Zustände im Wesentlichen beseitigt hatten, wurde gleichwohl an Mobilisirung der Bauerngüter keineswegs gedacht. Vielmehr überträgt das Gesetz von 1833 das Zustimmungrecht zu Theilungen, Verpfändungen u. der lastenfrei gewordenen Bauerngüter, sowie bei Entscheidungen über die Erbfolge, die Bevorzugung des Auerben, die Festsetzung der Abfindungen, Leibzuchten, Altentheile u., wie es früher die Gutherrschaften ausgeübt hatten, auf die Ortsobrigkeiten, also die Aemter, Gerichte, verwaltenden Magistrate; und zwar sollen diese dahin wirken, daß die wegen Erhaltung der Güter bestehenden Anordnungen nicht überschritten werden. Eine weitere Entwicklung bietet das Gesetz von 1857 über die Bestätigung der Hufecontracte. Uebrigens wurden die Landdrosteien mit ihren Consensen immer liberaler, so daß sie z. B. der Gemeinde statt des früheren Widerspruchrechtes nur noch ein Gutachten zuerkannten, u. dgl. m. Gewiß nicht aus Laune oder aus doctrinärer Voreingenommenheit zu erklären, sondern aus der richtigen Ansicht, daß die an Zahl und Wohlstand zunehmende Bevölkerung auch eine intensivere Landwirthschaft und diese wieder einer größeren Mobilisirung nothwendig machen. So haben auch seit 1831 die hannoverschen Stände fortwährend den Wunsch ausgesprochen, es möge eine

gesetzliche Neuordnung der veralteten und verworrenen, in den verschiedenen Landestheilen so höchst verschiedenen bäuerlichen Rechte eingeführt werden. War es doch schon wegen der absterbenden Kenntniß des älteren Bauernrechts bei den jüngeren Juristen allmählig dahin gekommen, daß in wichtigen Punkten kaum Jemand wußte, was Rechtsens sei. Die Regierung nahm die Sache seit 1833 in Angriff: eine Commission löste die andere ab; doch waren noch 1866 die Vorarbeiten zu keinem Ziele gediehen.

Inmitten dieser, wie man sieht, ziemlich unklaren Entwicklung erfolgte nun plötzlich die Annexion des Königreichs Hannover an Preußen. Die jedem Großstaate, wo nicht überwiegende Hindernisse entgegentreten, natürliche Centralisirungs- und Uniformirungstendenz mußte um so mehr auf eine Umgestaltung des hannoverschen Bauernrechts dringen, als in der preussischen Regierung damals bekanntlich der freihändlerische Liberalismus vorherrschte, der auch bei der völligen Mobilisirung des Grundeigenthums keine Gefahr sah — etwanige Mißbräuche würden sich schon von selbst beseitigen! — und die hannoverschen Eigenthümlichkeiten auf diesem Gebiete einfach als alten Bopf, als ein Zurückgebliebensein hinter dem „Fort Schritte der Jetztzeit“ betrachtete. Am frühesten zeigte sich dies auf dem Felde des Realcredits, wo es freilich den Capitalisten, welche ihr Capital hypothekarisch anlegen wollten, besonders nahe lag, über den ganzen Staat völlig gleiche Bodenverkehrs- und Creditgesetze zu wünschen. Indessen hatte sich auch der hannoversche Provinziallandtag im Julius 1871 fast einstimmig dafür ausgesprochen, daß die Landwirthschaft ein unbeschränktes Verfügungsrecht über ihr Gut im Ganzen wie im Einzelnen, unter Lebenden wie von Todeswegen erhalten sollten. — Das Gesetz von 1873 über das Grundbuchwesen in der Provinz Hannover sagt im § 8: „Die bestehenden Rechtsnormen, nach welchen die Theilung eines Bauerhofes, die Veräußerung einzelner Theile desselben, die Vereinigung eines Bauerhofes mit anderen Grundstücken . . . verboten oder an die Genehmigung einer Regiminal- oder Gerichtsbehörde gebunden sind, werden, soweit sie von dem sonst geltenden Rechte abweichen, aufgehoben . . . Außerdem werden die für die sog. Hofecontracte (Hofübertragungs-, Ehe-, Abfindungs-, Altentheils-, Interimswirthschafts-Contracte u.) bestehenden besonderen Rechtsnormen, nach welchen dieselben zu ihrer Gültigkeit der Mitwirkung oder Genehmigung einer Behörde oder der öffentlichen Beurkundung bedürfen, aufgehoben.“ Nur soweit das geltende Anerbenrecht der freien Theilbarkeit entgegenstand, blieb hier noch das ältere Recht bestehen. Aber auch dieser Rest wurde hernach von dem Gesetze „betreffend das Hoferecht in der Provinz Hannover“ (1874) beseitigt. Hier nämlich heißt es schlechtthin: „Die Rechtsnormen, durch welche die Befugniß der Eigenthümer von Bauerhöfen, über den Hof oder Theile desselben unter Lebenden oder von Todeswegen zu verfügen, beschränkt ist, werden, insoweit sie von dem sonst gültigen Rechte abweichen, aufgehoben. (§ 1.) Auf Ehen, welche vom 1. Juli 1875 an von Eigenthümern von Bauerhöfen geschlossen

werden, findet das sonst gültige eheliche Güterrecht Anwendung. (§ 2.) Auf die Vererbung von Bauernhöfen findet das sonst gültige Erbrecht Anwendung. (§ 3.) Das sonst gültige Recht im Sinne dieses Gesetzes ist das, abgesehen von dem besonderen bauerlichen Rechte, geltende allgemeine Recht.“ (§ 4.)

Ob die preussische Regierung ursprünglich die Absicht gehabt, es bei diesen bloß aufhebenden und nivellirenden Maßregeln bewenden zu lassen, weiß ich nicht. Jedenfalls aber wurde aus Hannover selbst, und zwar von sachkundigster Seite, von den landwirthschaftlichen Vereinen sowie vom Provinzial-Landtage, kräftig hervorgehoben, daß zwar völlige Verfügungsfreiheit der Bauern Bedürfniß sei, daneben jedoch das Anerbengericht, überhaupt die Möglichkeit erhalten werden müsse, ihren Hof in der Regel innerhalb ihrer Familie weiter vererben zu lassen. Ein in diesem Sinne auf Veranstaltung des Provinzial-Landtages 1872/73 ausgearbeiteter Gesetzentwurf, der vom Landes-Directorium, sowie vom provincialständischen Verwaltungsausschusse und im Provinzial-Landtage selbst gründlich berathen war, ist dann am 25. Oct. 1873 vom hannoverschen Landtage mit allen gegen zwei Stimmen angenommen worden. Insbesondere haben die Vertreter des Bauernstandes ohne Ausnahme dafür gestimmt. Denselben Entwurf hat dann nachher die Staatsregierung fast unverändert der preussischen allgemeinen Ständeversammlung vorgelegt, wo er nicht bloß überhaupt durchging, sondern namentlich auch wie es scheint, unter einstimmiger Billigung aller hannoverschen Mitglieder. Solche Einstimmigkeit, wobei alle übrigens so lebhaften Gegensätze von Preussisch und Welfisch, Liberal und Conservativ zurücktraten, ist der sprechendste Beweis für die von allen Seiten anerkannte Heilsamkeit, ja Nothwendigkeit des Gesetzes. Sie wird hauptsächlich dazu beigetragen haben, die etwa noch entgegenstehenden Vorurtheile der Staatsregierung zu beseitigen: da man ja auch schon vorher oft bemerkt hatte, daß altpreussische Beamte, die nach Hannover als Landdrosten u. versetzt waren, nach lebendiger Verständnißgewinnung für die hannoverschen Bauernzustände ihre früheren doctrinären Vorurtheile ablegten. Die Staatsregierung selber muß im Laufe der Zeit einer sorgfältigen Rücksichtnahme auf die Eigenthümlichkeiten der Landwirthschaft und des Bauernthums immer günstiger geworden sein. Während sich das Gesetz von 1874 nur auf diejenigen Höfe bezog, „für welche nach dem bisherigen bauerlichen Recht ein Anerbengericht galt“ (§ 5), hat das Nachtragsgesetz vom 24. Februar 1880, in Folge zahlreicher Anträge von Amtsversammlungen und landwirthschaftlichen Vereinen aus denjenigen Gegenden, welche bisher kein Anerbengericht kannten, diese Beschränkung aufgehoben. Es können jetzt also (abgesehen von landtagsfähigen Rittergütern) alle mit einem Wohnhause versehenen landwirthschaftlichen Besitzungen in die Höferrolle eingetragen werden. Ebenso ist die Vorschrift des Gesetzes von 1874, daß nur bis zum 1. Juli 1885 Eintragungen in die Höferrolle angenommen, diese Rolle mithin von da ab geschlossen werden sollte (§ 6.), in Wegfall gekommen.

Hiernach sind die Grundgedanken des jetzt in Hannover bestehenden Höferechts folgende:

A. Jeder Bauer darf sein landwirthschaftliches Grundeigenthum, (worüber er leibzwilling verfügen kann: § 7), in die bei dem zuständigen Amtsgerichte gemeindeweise zu führende Höferolle eintragen lassen. (§ 5.) Nur jeder Bauer: „das für Fideicommiß-, Lehn-, Stamm- und Rittergüter geltende Recht wird nicht geändert.“ (§ 24.) Nur sein landwirthschaftliches Grundeigenthum: die nicht mit einem Wohnhause versehenen Besitzungen können nicht als Höfe gelten (§ 5), also das für so viele, zumal kleine Landbewohner unentbehrliche Auskunftsmitel walgender Parzellen wird nicht gefährdet. Die Eintragung selbst erfolgt in bequemster Weise, indem sowohl die Formlichkeiten, als die Kosten so viel wie möglich vereinfacht sind. (§ 7. 8. 10. 22.)

B. Zum Hofe gehören: die auf Antrag des Eigenthümers in der Höferolle eingetragenen Grundstücke. Im Zweifel ist die wirthschaftliche Zusammengehörigkeit bei allen regelmäßig von derselben Hofstelle aus bewirthschafteten Grundstücken anzunehmen. Dieselbe wird durch eine vorübergehende Verpachtung nicht ausgeschlossen. Auch solche Grundstücke gehören zum Hofe, die an Heuerleute gegen Dienstleistungen für die Hofwirthschaft verpachtet sind. (§ 11.) Zubehör des Hofes sind: die mit dem Hofe oder einzelnen Theilen verbundenen Gerechtigkeiten; die auf dem Hofe vorhandenen Gebäude, Anlagen, Holzungen und Bäume; endlich das Hofinventar, also das auf dem Hofe behufs der Bewirthschaftung desselben vorhandene Vieh, Acker- und Hausgeräth, einschließlich des Leinenzuges und der Betten, der vorhandene Dünger und die für die Hofesbewirthschaftung bis zur nächsten Ernte dienenden Vorräthe an Früchten und sonstigen Erzeugnissen. (§ 12.)

C. Für die eingetragenen Höfe wird nun, falls der Eigenthümer nicht testamentarisch anders verfügt, ein besonderes, vom gemeinen Recht mit seinen Pflichttheilen abweichendes, aber für die Eigenthümlichkeiten der Landwirthschaft passendes Erbrecht vorgeschrieben. Der Anerbe übernimmt den Hof nebst Zubehör allein (§ 13), wogegen bei der Erbtheilung der Hofeswerth an die Stelle des Hofes tritt. Von diesem Hofeswerth aber hat der Anerbe ein Drittel als Voraus zu erhalten, mithin nur die anderen zwei Drittel in die Erbmasse, bei der ihm indessen auch ein Pflichttheilsrecht zusteht, einzuschließen. Die Erbschaftsschulden sind zunächst auf das außer dem Hofe nebst Zubehör vorhandene Vermögen anzurechnen. (§ 16.) Um den Hofeswerth zu ermitteln, wird der Hof nebst Zubehör, jedoch ausschließlich des Hofesinventars, nach dem jährlichen Reinertrage geschätzt, den er durch Benutzung als Ganzes im gegenwärtigen Culturzustande und bei ordnungsmäßiger Bewirthschaftung gewährt. Die zur Wohnung und Bewirthschaftung erforderlichen Gebäude und Anlagen sind nicht besonders zu schätzen; die übrigen, als Nebenwohnungen oder Anlagen zu besonderen

Gewerbsbetrieben, werden nach ihrem Ertrage durch Vermietung zc. veranschlagt. Vom so ermittelten jährlichen Ertrage sind alle dauernd auf Hof und Zubehör ruhenden Lasten und Abgaben nach ihrem muthmaßlichen jährlichen Betrage abzusetzen. Der alsdann übrig bleibende Ertrag wird mit dem Zwanzigfachen zu Capital gerechnet. Hierzu kommt noch der nach dem durchschnittlichen Verkaufswerthe zu berechnende Werth des Hofesinventars, während die vorübergehenden Hofeslasten, z. B. Leibzuchten, nach ihrer wahrscheinlichen Dauer zu Capital berechnet, abgezogen werden. (§ 15.) — Diese Taxationsvorschriften sind von der größten praktischen Wichtigkeit für die Erhaltung des Hofes. Ohne sie würde bei der Erbtheilung natürlich der Verkaufswerth des Hofes zc. zur Anrechnung gebracht werden, und der pflegt ja bekanntlich viel höher zu sein, als das Zwanzigfache des Reinertrages. In friedlicher, gedeihlich fortschreitender Zeit werden Grundstücke aus einleuchtenden*) Ursachen regelmäßig viel theurer bezahlt, als ihr Reinertrag, verglichen mit dem landesüblichen Zinsfuße, erwarten ließe. Man wird jetzt in Deutschland von der Grundrente schwerlich viel mehr als eine dreiprocentige „Verzinsung“ des Kaufschillings hoffen können, während das Höfegesetz eine fünfprocentige voraussetzt. Noch weit höher wird der Versteigerungspreis, wo ein zahlreiches, ländliches Proletariat, um einen „eigenen Heerd“ zu gründen, sich um kleine Landstücken bewirbt, oft im wildesten Wetteifer. Nun war allerdings in guten Bauernfamilien bisher auch ohne rechtlichen Zwang die Sitte herrschend, daß von Seiten der Geschwister demjenigen Bruder, welcher den väterlichen Hof übernehmen sollte, eine billige Anrechnung desselben gewährt wurde. Allein das Vorhandensein auch nur eines einzigen habgierigen Familiengliedes muß diese Sitte durchbrechen; und wenn minderjährige Miterben da sind, so ist deren Vormundschaft, um sich nicht selbst verantwortlich zu machen, ganz außer Stande, auf Kosten des Mündels billig zu verfahren, muß vielmehr auf Versteigerung des Hofes dringen.

D. Viele andere schöne Anstalten des bauerlichen Systems, die vor dem strengen Pflichttheilsrechte verschwinden müßten, können auf Grund des Höfegesetzes ebenfalls erhalten bleiben, wofern der jeweilige Bauer es wünscht. Nach § 19 können wegen Pflichttheilsverletzung nicht angefochten werden Verfügungen des Erblassers, durch welche dem leiblichen Vater des Anerben lebenslänglich, der leiblichen Mutter bis zur Großjährigkeit des Anerben das Recht beigelegt wird, den Hof nebst Zubehör nach dem Tode

*) Der Hauptgrund liegt im Folgenden. Bei jedem Landverkaufe wird ein rentetragendes Grundstück mit einem zinstragenden Geldcapitale vertauscht. Nun ist bei gedeihlich fortschreitender Volkswirtschaft ebenso wahrscheinlich ein Steigen der Grundrente, wie ein Sinken des Zinsfußes (meist auch ein Sinken des Geldwerthes) zu erwarten. Der Verkäufer entäußert sich also einer Waare, die mit der Zeit werthvoller zu werden verspricht, und empfängt dafür eine andere von wahrscheinlich sinkendem Werthe.

des Erblassers in eigene Nutzung und Verwaltung zu nehmen, unter der Verpflichtung, den Anerben und dessen Miterben, letztern bis zur Auszahlung ihres Erbtheils, angemessen zu erziehen und für den Nothfall auf dem Hofe zu erhalten. Ebenso Verfügungen des Erblassers, durch welche die Fälligkeit der Erbtheile der Miterben bis zu deren Großjährigkeit hinausgeschoben wird, unter der Verpflichtung des Anerben, die Miterben bis zu diesem Zeitpunkte angemessen zu erziehen und für den Nothfall auf dem Hofe zu erhalten. — Ohne solche Vorschrift des Gesetzes müßte die Zahlung des Pflichttheils sofort nach dem Tode des Erblassers geleistet werden.

Wenn alle diese Bestimmungen den Zweck haben, in ähnlicher Weise wie das frühere Bauernrecht den Hof der Familie zu erhalten, und zwar in einem Umfange und mit einem Betriebscapitale, wie es für die Landwirthschaft wünschenswerth ist, zu erhalten, so kann man doch nicht sagen, daß sie dem in unserer Zeit so mächtigen und an sich ja auch durchaus achtungswürdigen Grundsatz freier Selbstbestimmung des jeweiligen Bauern irgend widersprechen. Der letztere wird dadurch nicht unfreier, sondern freier, befreit von dem für die Landwirthschaft so gefährlichen Zwange des römischen Pflichttheilsrechtes. Will der Bauer seinen Hof nicht in die Höferolle eintragen lassen, so zwingt ihn Niemand dazu: es gilt dann eben nur das gewöhnliche Erbrecht für sein nachgelassenes Vermögen. Neuert ihn die Eintragung, die er selbst oder einer seiner Vorgänger bewirkt hat, so kann er sie jederzeit wieder löschen. (§ 7.) Er kann auch in einem Testament, oder in einer gerichtlichen oder notariell beglaubigten, oder eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen Urkunde bestimmen, daß ein Anerbenrecht nicht eintreten, daß die Bevorzugung des Anerben in einer anderen Weise stattfinden, welche Person unter den zur Erbfolge berufenen Nachkommen Anerbe sein, zu welchem Betrage der Hofeswerth bei der Erbtheilung angerechnet werden solle. (§ 17.) Nur wenn er von dieser Befugniß keinen Gebrauch gemacht hat, gilt die Regel des § 14, daß der ältere Sohn und dessen Nachkommenschaft beiderlei Geschlechts, in Ermangelung von Söhnen und deren Nachkommen die ältere Tochter und deren Nachkommen beiderlei Geschlechts, vorgehen sollen.

In diesen Bestimmungen sehe ich nicht bloß Zugeständnisse an den Individualismus, Ermöglichung von Ausnahmen, die aus örtlichem oder persönlichem Grunde nothwendig sein könnten; sondern zugleich einen sittlich überaus wohlthätigen Fortschritt. Das frühere Anerbenrecht hatte eine für den Familienfrieden sehr bedenkliche Seite. Wo das Minorat herrschte, da war es in der That keine geringe Versuchung, wenn das Kind, welches seit Jahren das Bewußtsein hatte, der Jüngste, also der Erbe zu sein, plötzlich durch einen ganz unversehnten Spätling sich verdrängt sah. Von solcher Gefahr ist das Majorat frei, da sich hier die jüngeren Geschwister an den Vorzug des Erstgeborenen als etwas Unverkennliches gewöhnt haben. Dafür enthält das Majorat, weil die Reife des Nachfolgers

hier in der Regel weit früher eintritt, als die Arbeitsunfähigkeit des Vorgängers, die gefährlichsten Reime von Zwietracht zwischen Vater und Sohn, von bitterstem Mißtrauen auf der einen, schändestem Umdank auf der anderen Seite. Wie viel bürgerliche Trauerspiele kleinlicher, widerlichster Art, die aber an langwierigem Herzeleid mit der großen heroischen Tragödie von König Lear verglichen werden könnten, haben sich im Gefolge des Anerbenerchts mit seiner Leibzucht der Altentheiler auf unseren Bauernhöfen abgespielt! Ganz anders nach dem neuen Höfegesetze, wo der Vater den Anerben nicht bloß erheblich begünstigen oder benachtheiligen kann, sondern frei aus seinen Kindern wählen. Es liegt darin eine Stärkung der väterlichen Auctorität, die in einzelnen Fällen zu Haustyrannie und Intrigue mag gemißbraucht werden, in der Regel jedoch für unsere, an Unbotmäßigkeit der Jugend so schwer leidende Zeit unschätzbar heißen muß. Die Familie ist gleichsam die Urzelle der ganzen Gesellschaft, bis zum Staate, ja bis zur Menschheit hinauf maßgebend!

Der hannoversche Bauer scheint für die Bedeutung der neuen Gesetze nicht unempfindlich gewesen zu sein. Nach der Berechnung des Landes- Directoriums gab es in denjenigen Theilen der Provinz, wo bisher das Anerbenerrecht galt, auf die sich also das Höfegesetz von 1874 allein bezog, 100,128 eintragungsfähige Bauernhöfe, von welchen bis zum 1. März 1880 schon 60,961 wirklich eingetragen waren. Und zwar ist das Zahlenverhältniß in Wahrheit wohl noch ein günstigeres. Einer der um den hannoverschen Bauernstand verdientesten Beamten, Herr Amtsrichter Münchmeyer zu Reinhaufen, macht mich aufmerksam darauf, daß in der ersten Ziffer manche, mit selbständiger Hausnummer versehenen Gehöfte mitbegriffen sind, die keine landwirthschaftliche Selbständigkeit haben, wie z. B. ganz kleine Anbauerstellen, Mühlen, Fabriken mit sehr geringem landwirthschaftlichen Betriebe. Ebenso werden in den angegebenen wirklichen Eintragungen viele Gehöfte als Zubehör eines anderen Hofes (§ 11), zumal Häuslings- und Altentheilhäuser, mit eingetragen sein. Allerdings mag eine Zeitlang auch die bekannte Schwerfälligkeit der Bauern die wirkliche Eintragung verzögert haben, ihr Mißtrauen nicht bloß gegen alles Neue, sondern auch gegen das Alte, wenn es in neuer Gestalt erscheint. Viele, die früher durch die Ablösung lastenfrei geworden waren, scheuten sich anfänglich vor der Eintragung, „weil sie dadurch wieder zu Amtsbauern würden“, so daß es vielfach der agitirenden Aufklärung und Berebung von Seiten der Beamten, Notare, Pfarrer, Lehrer u. bedurfte, um alle Hindernisse zu beseitigen. Der oben erwähnte Herr Münchmeyer, der im vorigen Jahre auch eine ebenso verständnißvolle, wie klar und eindringlich geschriebene Broschüre über das Höfegesetz zur Aufklärung und Aufmunterung der Landwirthse veröffentlicht hat, theilt mir mit, daß er in seinem früheren Amtsprengel sehr bald sämtliche 1100 Höfe zur Eintragung bewogen habe. Nur 10, deren Eigenthümer damals noch nicht das nöthige Alter hatten, sind erst später

nachgefolgt. — Auch in denjenigen Landestheilen, wo früher kein gesetzliches Anerbengericht bestanden hatte, beginnen die Eintragungen häufiger zu werden. Namentlich wirkt es wie ein Sporn für die Nachbarn, wenn in Folge der Nichteintragung ein bisher angesehener Hof zur Auflösung gebracht und dadurch in der Umgegend ein heilsamer Schreck verbreitet wird. Sehr häufig wird alsdann bei den Ehe- und Erbverträgen der jungen Eheleute die Eintragung in die Höferolle begehrt und die Beerbung durch die Ehegatten mit dem Höferecht in Einklang gesetzt.

IV.

Der Verfasser dieses Aufsatzes gehört sicher zu denen, welche für die unbedingte Verallgemeinerung eines, unter gewissen Umständen heilsamen, Gesetzes am wenigsten schwärmen. Aber das hannoversche Höfegesetz befriedigt in so geschickter Combination zugleich das Bedürfniß der individuellen Selbstständigkeit, der bürgerlichen Familienerhaltung, des Bauernstandes im Ganzen und der Landwirthschaft, daß wir keinen Grund sehen, weshalb nicht seine Ausdehnung auf alle Theile des jetzigen deutschen Reiches zu wünschen wäre. Vielleicht mit einer kleinen Modification. In Gegenden, wo der Vorzug eines Anerben nie stattgefunden hat oder wenigstens aus dem Bewußtsein der Bauern völlig verschwunden ist, könnte ein Gesetz, welches die Intestatfolge wesentlich ändert, von dem am Testamente nicht gewöhnten Landvolke leicht als eine Ueberrumpelung, Erschleichung durch den Staat aufgefaßt werden, und damit viel Zwietracht säen. Im Ganzen aber meinen wir: Hannover, das zur Wiedergeburt des preussischen Staates nach der Katastrophe von 1806 Männer wie Hardenberg, Thaer, Scharnhorst gestellt, und sechzig Jahre später bei seiner Annexion an Preußen so viele treffliche Männer und Einrichtungen (man gedenke nur der hannoverschen Proceßordnung!) gleichsam als Mitgift in den fortan gemeinsamen Haushalt mitgebracht hat, Hannover könnte mit Recht stolz darauf sein, wenn sein Höfegesetz den Anstoß gegeben hätte, für alle übrigen Provinzen des preussischen Staates eine ähnliche, ebenso wahrhaft freisinnige als wahrhaft conservative Reform anzubahnen. Wir sind in dieser Hinsicht nicht ganz ohne Hoffnung.

Das Herzogthum Lauenburg hat am 21. Februar 1881 ein Höfegesetz erhalten, dessen Geist und größtentheils auch Wortlaut mit dem hannoverschen übereinstimmt. Lauenburg ist ja nur ein kleines Land, aber dadurch vielleicht für die nächste Zukunft von typischer Bedeutung, daß es so zu sagen unmittelbar unter den Augen des Fürsten Reichskanzlers liegt. Materiell von größerer Tragweite ist die 1882 erlassene Landgüterordnung für Westphalen u. Auch sie bezieht sich, ungeachtet ihres allgemeiner klingenden Namens, thatsächlich fast nur auf Bauergüter, da Eintragung und Löschung in der Landgüterrolle des zuständigen Amtsgerichts nur auf Antrag derjenigen erfolgt, welche lektwillig über das Gut verfügen können. (§ 5.)

Unter dieser Voraussetzung darf aber jede zum Betriebe der Land- und Forstwirtschaft bestimmte Besizung eingetragen werden, die beim Grundsteuerkataster zu einem Reinertrage von mindestens 75 Mark jährlich geschätzt worden ist. Der Auerbe wird, falls keine anderweitige Verfügung des Erblassers getroffen ist, nach denselben Grundsätzen bestimmt, wie in Hannover. Ein Voraus hat derselbe jedoch nicht zu beziehen; die ihm gewährte Begünstigung liegt nur in der Lage, wozu ihm der Hof angerechnet wird. Diese besteht nämlich in dem Zwanzigfachen des vom Grundsteuerkataster, wie man weiß sehr mäßig, vorausgesetzten Reinertrages. Außer Berechnung bleiben dabei die zur Bewirtschaftung nöthigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude, die Bäume und Holzungen, letztere mit Ausnahme des nach forstwirtschaftlichen Grundsätzen überständigen Holzes; ferner das Gutsinventar. Dagegen werden zugerechnet: der Werth der vorhandenen gewerblichen Anlagen und das Zwanzigfache des jährlichen Nutzungswerthes der zum Landgute gehörigen nutzbaren Gerechtigkeiten. (§ 17.) Streitigkeiten über die Lage, über die Zahlungsfristen, die Verzinsung der Abfindungssummen, die Gewährung des Unterhaltes auf dem Gute werden durch Schiedsrichter entschieden, welche in demselben Regierungsbezirke mit einer land- oder forstwirtschaftlichen Besizung von mindestens 75 M. Reinertrag angeschlossen sind. (§ 18.) Uebrigens hat in Westphalen, ebenso wie in Hannover, der Eigenthümer eine sehr weitgehende Freiheit, von den Bestimmungen des Gesetzes durch Testament u. abzuweichen. Nur muß er sich dann freilich die gewöhnlichen Schranken des Pflichttheilsrechtes gefallen lassen. (§ 26.) — Das unter Friedrich Wilhelm IV. gegebene Gesetz vom 4. Juni 1856, „betreffend die Abschätzung von Landgütern zum Behufe der Pflichttheilsberechnung in Westphalen“, ist insoferne günstiger für den Auerben, als es den Hof nur zum Sechzehnfachen des katastrirten Reinertrages anrechnet; ebenso die zum Gute gehörigen nutzbaren Gerechtigkeiten*). Dagegen steht es an Wirksamkeit für die Erhaltung der Güter hinter dem neuen Gesetze insoferne sehr zurück, als das letztere viel weniger auf eine fortgesetzte Initiative von Seiten der Bauern rechnet. Das Gesetz von 1856 sollte nur da Anwendung finden, wo

*) Einer der bedeutendsten westphälischen Reichs- und Landtags-Abgeordneten, der Freiherr von Schorlemer-Mst, hatte in dem von ihm vorgeschlagenen Gesetzentwurfe, der zu dem wirklich erlassenen Gesetze von 1882 wesentlich beigetragen hat, die Bestimmung aufgenommen, daß es dem Eigenthümer freistehen sollte, die Lage höher oder niedriger, letzteres bis zum Sechzehnfachen des katastrirten Reinertrages herab, anzuordnen. Auch die gewerblichen Anlagen sollten mit dem Multiplikator Sechzehn zu Capital gerechnet werden. Jenes würde also dem Gesetze von 1856 entsprechen, dieses eine größere Begünstigung des Auerben sein. Wir unsererseits möchten den zweiten Vorschlag nicht billigen, da bei den gewerblichen Anlagen der landwirtschaftliche Grund zur Begünstigung des Auerben fortfällt. Von dem ersten Vorschlage bedauern wir aber, daß er nicht ins Gesetz übergegangen ist; oder er mißte, was wir nicht wissen, etwa dem herkömmlichen Gefühle der westphälischen Bauern widersprochen haben.

eine Verfügung, durch welche das Landgut einem Descendenten oder Ehegatten des Besitzers eigenthümlich zugewendet worden, wegen behaupteter Verletzung eines Pflichttheilsrechtes angefochten wird. (§ 1.) Während also das neue Gesetz bei den einmal eingetragenen Gütern, wenn der Eigenthümer nichts Ausdrückliches dagegen thut, die bauernerhaltende Regel gelten läßt, verlangte das ältere Gesetz in jeder Generation einen neuen positiven Act des Eigenthümers, wenn nicht die hofzerstörende Regel wieder eintreten sollte. Bei der Scheu, welche die meisten Bauern gegen juristische Förmlichkeiten aller Art empfinden, gewiß kein geringer Unterschied!

Wie man jetzt auch in Oesterreich an ähnliche Gesetze zu denken scheint, so wären sie für alle preussischen und nichtpreussischen Theile des Deutschen Reiches doppelt erwünscht, falls sie, natürlich unter gehöriger Berücksichtigung provinzieller Verschiedenheiten, vor der Vollenbung des allgemeinen Civil-Gesetzbuches zu Stande kämen. Ein sehr würdiger Anfang hierzu ist schon 1873 in Oldenburg gemacht worden, unter einem Landesherren, der sich von jeher mit ebenso viel Einsicht wie Liebe der landwirthschaftlichen Interessen angenommen hat. Wir meinen die oldenburgischen Gesetze vom 24. April 1873, betreffend das eheliche Güterrecht, das Erbrecht und die Theilbarkeit der Grundbesitzungen im eigentlichen Herzogthum. Man findet hier dieselbe Combination von Mobilisirungs- und Befestigungsfreiheit, wie in Hannover. Die Zerstückelung der Landgüter, sowie die Abtrennung einzelner Theile wird von den bisherigen Schranken befreit*). Ebenso richtet sich auch das gesammte Erbrecht nach den Vorschriften des gemeinen Rechts, ausgenommen (das eheliche Güterrecht und) das Grunderbrecht. An den Grunderbstellen, deren Bildung, Vergrößerung, Verkleinerung, Aufhebung dem Eigenthümer oder sonst mit erblichem Nutzungsrechte Versesehenen gänzlich freisteht, hat ein Miterbe ein bevorzugtes Erbrecht: nämlich den Anspruch auf das alleinige Eigenthum der Grunderbstelle in seinem Erbtheile, gegen die Verpflichtung, den vollen Werth derselben zur Erbschaftsmasse einzuschließen. Die Taxation sucht den Werth zu ermitteln, welchen die Stelle zur Zeit des Todes ihres letzten Eigenthümers hatte. Das Voraus des Grunderben ist in einigen Aemtern auf 15, im übrigen Lande auf 40 Procent vom schuldenfreien Werthe der Stelle**) gesetzt. Bei der Bestimmung des Bevorzugten geht das männliche Geschlecht dem weiblichen vor; innerhalb des Geschlechtes in einigen Aemtern der Ältere, im übrigen Lande der Jüngere.

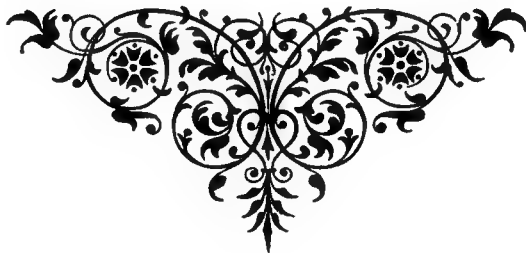
Es gehört zu den schlimmsten Gefahren jeder Reform, wenn zu viel davon erwartet wird. So darf man auch von der hier empfohlenen Reform

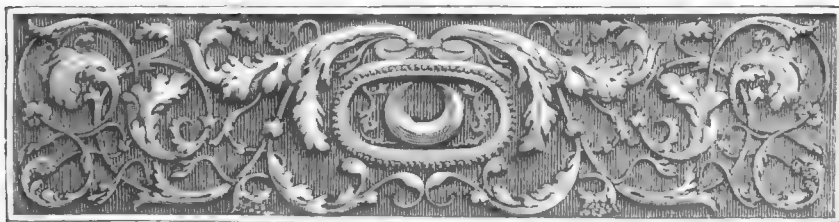
*) Nur die Zerstückelung von Anbauerstellen auf uncultivirtem Staatslande bleibt während der ersten dreißig Jahre nach ihrer Gründung an obrigkeitliche Erlaubniß geknüpft.

**) Man beachte hier, wie etwas tiefer unten, die große Vorsicht des Gesetzgebers, die örtlich geltenden Verschiedenheiten des Herkommens und der damit zusammenhängenden Billigkeitsgefühle im Volke nicht zu verletzen!

des Bauernrechts keine zu große Hoffnung hegen. Ein wirklich ver-
lumptes oder verlumpendes Bauernthum läßt sich auf diesem Wege nicht ohne
Weiteres heilen. Soll das Gesetz in der That von Vielen benutzt werden,
so ist die nothwendige Voraussetzung dazu, daß es noch viele tüchtige Bauern
gibt, die sich als solche behaupten wollen; viele Höfe, die für eine ordent-
liche Landwirthschaft eben groß genug sind; viele Eigenthümer derselben,
welche genug Verstand besitzen, um das einzusehen, und genug Liebe zu ihrem
Berufe, genug Sorge für die Zukunft ihrer Familie im Ganzen, um ernst-
lich danach zu handeln; zuletzt aber und nicht am wenigsten viele Familien,
wo auch die übrigen Kinder Familiensinn genug haben, um die Bevorzugung
des Anerben dem Vater nicht gar zu schwer zu machen.

Als Ergänzung müßte dann freilich noch eine bessere Organisation und
stärkere Benutzung des ländlichen Creditwesens hinzukommen. Eine
planmäßige Amortisirung der bäuerlichen Hypothekenschulden, etwa im Laufe
je eines Menschenalters, wie sie durch gute Realcreditanstalten gestattet werden
kann, aber freilich auch erzwungen werden müßte, kann nicht bloß den
Schuldner vor unbequemer Kündigung schützen, sondern würde sich zugleich
auf die meisten Verbindlichkeiten der Grundeigenthümer ausdehnen lassen:
auf die Ausstattung von Kindern, Altentheile, Hinauszahlung von Miterben,
Zilgung rückständiger Kaufgelber u., so daß man dem Ideal nahe käme, den
Boden von Zeit zu Zeit, etwa mit Abschluß jedes Menschenalters, in seine
ursprüngliche Schuldenfreiheit zurückzusetzen. Es wäre das eine zeitgemäße
Verwirklichung dessen, was den Israeliten bei ihrem Mosaischen Jubeljahr
vorschwabte! Durch eine Verbindung des neupreußischen Höfegesetzes mit
einem solchen ländlichen Creditssysteme würde ein großer Theil der „socialen
Frage“, dieses Sphinxrathfels, dessen Nichtlösung, mehr noch dessen falsche
Lösung die Gesellschaft mit dem Untergange bedrohet, für lange Zeit gelöst
werden.





Der römische Kestner.

Zweiter Artikel: 1817 bis 1828.

Von

Otto Mejer.*)

— Göttingen. —

Kestners elf erste Jahre in Rom heben sich ab von seinem späteren dortigen Leben: so bilden sie auch für unsere Betrachtung einen geeigneten Abschnitt. Ihren größeren Theil füllte die Negociation mit der Curie aus, zu welcher Hannover seine Gesandtschaft abgeordnet hatte; ich habe sie an anderem Orte (Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage 1871 folg.) dargestellt, und komme hier, mit Ausnahme eines einzelnen Punktes, nicht darauf zurück; weil bis zu jenem Punkte Kestner, wie es einem Legationssecretär zukam, keinen activen Antheil daran zu nehmen hatte. Die ersten zwei Jahre waren alle Geschäfte in den Händen des sehr thätigen Legationsrathes Leist, dem der Gesandte v. Ompteda, wenn auch zuweilen nicht ohne Kopfschütteln, sich unterordnete; Kestner hatte volle Zeit, sich dem Genuße von Natur und Kunst hinzugeben.

Unter den Künstlern zogen ihn zunächst die Maler an.

Im Winter vorher hatte Niebuhr, indem er von der in seinem Hause verkehrenden Jugend spricht, an Savigny geschrieben (21. December 1816): „Cornelius ist ein höchst ausgezeichnete und anziehender junger Mann; Platner, ungeachtet des Sachsenthums, hat sich ganz uns angeschlossen, ist von vielem Verstande und edelm Charakter. Der Tyroler Koch ist ein wahres Genie; Wilh. Schadow und Overbeck, obwohl als eifrige Ueberegetretene“ — sie waren noch nicht lange katholisch geworden — „etwas scheu, sind uns nicht bloß als echte Künstler lieb. In diesen jungen Malern ist Tiefe und Wahrheit, und ihre Werke sind sehr bedeutend.“ Und ferner (16. Februar 1817): „Die hiesigen Maler sind entschieden in zwei Parteien getheilt. Die eine besteht aus unseren Freunden und Denen, die sich ihnen

*) Vergl. „Nord und Süd“ Band XX., Heft 60.

anschließen, die andere ist die zusammenhaltende Phalanx Derer, die um das Feuer in den Büschen auf dem Blocksberg sitzen: an ihrer Spitze stehen die R.“ (Niepenhausen), „weltfluge Burjche, die sich der Fremden bemäistern. und die unser akademischer College Goliath“ (Girth) „vollkommen gelten läßt. Das intriguiert und lügt und klatscht, — es soll nicht Licht werden. Jene sind von exemplarischem Lebenswandel; hier blühet die alte Lieberlichkeit der deutschen Maler zu Rom, wie vor dreißig Jahren.“ (Lebensbilder 2, 260. 294.) Niebuhr sieht die um die Brüder Niepenhausen gesammelte Gruppe mit den Augen seiner Freunde; aber unrichtig charakterisirt er die Gegensätze nicht, in welche Kestner nun eintrat, mit Männern von hüben und drüben durch alte gute Bekanntschaft verbunden: mit Niepenhausens, mit Koch und mit Schillers Jugendfreunde Reinhard von seinem ersten römischen Aufenhalte 1809—10 her, mit Cornelius seit ihrem Zusammentreffen in Heidelberg 1811, mit Overbeck, wie wir gesehen haben, schon seit dessen Biberacher Jugend.

Welche liebevolle Freude er insbesondere an diesem sogleich hatte, zeigt eine Tagebuchäußerung aus der ersten Zeit nach dem Wiedersehen: „In seinen Erfindungen und in seiner Zeichnung leistet Overbeck soviel, wie ich in unseren Tagen nicht kenne. Seine Creaturen hat alle die Seele gemacht, und er hat in seiner Seele die Klarheit der Anschauung der Natur, die sich bis auf jeden Nasenzipfel, jede Lippenbewegung, jedes Wallen in der kleinsten Haarlocke erstreckt, wie die alten Maler aus der guten Zeit es hatten. Seine Gruppen sind natürlich, erschöpfend und angenehm, seine Erfindung charakteristisch und anmuthig zugleich. Auf Allem, was er macht, schwebt eine schöne Seele, die in lauter Liebesverkehr mit ihren Schöpfungen ist. Es würde mir die größte Freude sein, immer in seiner Nähe zu leben, um die Worte zu suchen zu dem, was seine Hände machen. Alles sind vollendete Naturen, Alles so vollendet gedacht, daß man zu errathen glaubt, warum man Augen, Stirne, Mund und Wangen hat, und fast sagen kann, wie eine jede seiner Creaturen in allen Lagen ihres Lebens sich benehmen wird, und benommen hat, was für Schicksale sie gehabt hat.“

Man erkennt, welcher Gruppe von Künstlern Kestner, trotz seiner alten Zusammenhänge mit den Niepenhausen, innerlich angehörte, und bald trat er auch literarisch für sie ein. Eben als er nach Rom kam, waren „in dem Bartholdy'schen Zimmer in der Lünette die sieben fetten Jahre in jugendlichem Humor einer rein genährten Künstlerseele, aus Philipp Weits, der Verlauf Josephs, eine musterhafte Hauptcomposition, auf breiter Wand des Zimmers, aus Overbecks Händen hervorgegangen, und die Wiedererkennung Josephs durch seine Brüder stand, ein lebensvolles Werk des Cornelius, schon angelegt auf einer andern Wand.“ In der Stelle seiner römischen Studien (S. 121), aus welcher diese Worte entnommen sind, schildert Kestner noch als alter Mann mit der Lebhaftigkeit glücklicher Erinnerung, wie tief er von dem Anblicke ergriffen war. Hatte er doch einst Overbeck auf diesen

Beg der Kunst selbst weihen geholfen. Er meinte zu erkennen, wie die vorrafaelsche, sei es italienische, sei es deutsche Kunst, die er geliebt hatte von Jugend her, von ihren Mängeln entkleidet, zu neuem Leben erblüht sei. Hier war Nachahmung jener vorrafaelischen Kunstart, gewiß, aber nicht minder war hier volle und gehaltvolle Eigenthümlichkeit; und wenn man diese mit der Kunst der bis dahin berühmtesten Neueren, der Mengs, Angelica Kaufmann, Battoni, Camuccini verglich, so war hier ein nicht zu bezweifelnder Fortschritt. Nachgeahmt hatten auch die Genannten, nur hatten sie sich nach dem Alterthum und nach Rafael gerichtet, während Kestners junge Freunde sich an Ghirlandajo, Masaccio, Dürer angeschlossen. Warum nun waren Cornelius, Overbeck, Veit von ihren geringeren Mustern so offenbar reicher befruchtet, als jene Anderen von ihren an und für sich höheren? Diese Frage erörterte Kestner in einer kleinen Schrift „Ueber die Nachahmung in der Malerei. Geschrieben zu Rom im October 1817;“ welche in Frankfurt bei Barrentrap 1818 erschien, und in der er gegen Niemand Eeringeres auftrat als gegen Goethe.

Dieser hatte im Jahre 1817 das zweite Heft „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden“ herausgegeben und dessen ersten Aufsatz gegen die „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst“ gerichtet; denn unzweifelhaft war die mit „W. R. F.“ d. i. „Weimariſche Kunſtſreude“, unterzeichnete Abhandlung von ihm. Die Herrlichkeit der älteren, namentlich niederrheinischen deutschen Kunst, wie er sie in der Boissière'schen Sammlung und sonst am Rheine zusammen fand, hatte er zwar nicht verkannt, sich vielmehr im ersten Hefte von „Kunst und Alterthum“ mit Wärme über sie geäußert, aber daß dort die neuere Kunst wieder anknüpfen könne, lehnte er ab. Seine Autorität fiel schwer in's Gewicht gegen die aufstrebenden Künstler, und eine damals noch große Partei, von der wir Girth bereits genannt gefunden haben, stand hinter ihm. Um so mehr fühlte Kestner sich verpflichtet, für die Freunde einzutreten, damit so vielverheißende junge Männer nicht „in ihrem schönen Treiben aufgehalten würden.“ Historisch stand ja fest, daß in ihrem Lehrererfolge die Vorgänger Rafael's und Michelangelo's bedeutender gewesen waren, als diese, denn jene hatten größere Maler gebildet, als sie selbst waren, diese nur kleinere. Um eine solche Erscheinung zu erklären geht Kestner wieder, wie ehemals (1810), von dem Satze aus: „Die Kunst ist ein Widerschein der gottgeschaffenen Natur in der menschlichen Seele“, Künstler also ist nur der, „der sich in unmittelbarem Verkehr mit der Natur befindet.“ Hieran knüpft er den zweiten Satz: auch der größte Künstler giebt nicht die Natur selbst, sondern seine Auffassung von der Natur wieder. Dann schließt er: je anmuthiger und idealer eine solche Auffassung ist, desto mehr ergreift und beherrscht sie des Schülers Gemüth, und da dieser kein höheres Ziel kennt, als dem bewunderten Lehrer gleich zu werden, so tritt der Lehrer zwischen die Natur und ihn, der nun nicht von der Natur selbst, sondern von des Lehrers Auf-

fassung die Natur lernt. Je länger aber dergleichen von Generation zu Generation fortwirkt, desto weniger wird der Lernende Künstler, desto mehr bloßer Manierist. Sonach, meint Kestner, thue die „neudeutsche“ Schule Recht, daß sie aus dem absteigenden Strom der Kunst, wie sie gerade ist, sich hinüberschwingt in den alten aufsteigenden Strom, und so die Weise unmittelbarer künstlerischer Naturauffassung von denselben Meistern lerne, von denen Rafael und Michelangelo erzogen wurden. Diese alten Meister, sagt er (Nachahmung S. 75), „haben in einem eminenten Grade die Zeichen in der Gesichtsbildung belauscht und darzustellen verstanden, welche den Unterschied ausmachen zwischen einem lebenden und einem entseelten Körper. Seeleneigenschaften findet man dort in jedem Muskel, jeder Falte, fast in jedem Härchen, und erfährt, in welchem Grade scharf und tief jene Meister gefühlt haben, wie ein Mund, der sprechen, lachen, lächeln kann, ohne im Momente der Darstellung es zu thun, wie ein Auge, das Betrachten, Freude und Betrübniß ausdrücken kann, wie eine Stirn, in welcher Gedanken wohnen, sich unterscheiden von solchen Theilen, die nicht von der Wirkung des Lebens durchdrungen sind.“ Diese Darstellungskraft sei es, die gerade von ihnen vorzugsweise gelernt werden kann, und die Cornelius, Veit, Overbeck haben sie von ihnen gelernt.“ — Wie schwer es Kestner geworden war, gegen Goethe aufzutreten, zeigt sich darin, daß er noch dreißig Jahre später in den römischen Studien zu beweisen sucht, die Recension, in welcher der Dichter — wieder mit der Chiffre W. R. F. — die ihm zugesandte Schrift, bei aller Anerkennung im Einzelnen, doch der Hauptsache nach verurtheilte, könne nicht wohl unter dessen persönlicher Antheilnahme geschrieben sein. Um so aner kennenswerther ist, daß er mit seiner Meinung nicht zurückgehalten hatte.

Von seinem frischen Künstlerverkehr geben die schönen Aufsätze in den römischen Studien über Koch, Cornelius, Overbeck, Thormwaldsen, mit dem er längere Zeit dasselbe Haus bewohnte, anziehende Auskunft. Namentlich das Thormwaldsen gesetzte Denkmal ist sowohl für die liebevoll menschliche, wie für die künstlerisch beobachtende Feinheit Kestners ein leuchtendes Beispiel. Auch die Gebrüder Niepenhausen haben in diesen Studien ihr Blatt. Warum es nur eines ist, wird aus Niebuhrs vorhin angeführten Worten verständlich. Kestner hielt die alte Verbindung mit diesen talentvollen Männern und geborenen Hannoveranern in Landsmannschaftlicher Treue fest, behielt immer ein gutes Verhältniß zu ihnen, und sagte aus, was er ohne zu tadeln sagen konnte. Er war kein Parteimann; wenn also seine Sympathie auch der „neudeutschen“ Kunstrichtung gehörte, so konnte er doch unbefangen und offen nach beiden Seiten verkehren. Was er bei einer späteren Gelegenheit einmal von sich sagt, er erlebe wieder, „was so oft mein Loos war, der Freund mehrerer Theile zu sein, die untereinander nicht harmoniren“, das war auch in diesen Künstlerkreisen der Fall. Seine reine Freude am Schönen, sein absichtsloses Wohlwollen, seine redliche, allemal zuverlässige Treue, endlich — ein Goethesches Wort zu gebrauchen — die „Bildung des Herzens“, deren man bei ihm jederzeit sicher war, geben die Erklärung.

Auch der Musik bewahrte er die alte Liebe: die römischen Studien über Paganini, Rossini, die Catalani bewahren seine damaligen Eindrücke auf. Ueber die Kirchenmusik schreibt er in sein Tagebuch nach einer am Johannis- tage 1818 gehörten Aufführung im Väteran mit Doppelchören: „Kraft und Charakter der Melodie ist nicht mehr da; doch kennen die heutigen Componisten den Styl noch von den Vorfahren; deswegen sind die Chöre besser als die Arien, und zuweilen gut. In alten Zeiten gab man der geistlichen Musik nur Würde . . ., heutzutage, wo man das Glück der Erbauung nicht mehr kennt, giebt man der Musik Gefälligkeit, um sich ohne andern Zweck daran zu vergnügen. Daher ist der Styl der Kirchenmusik wenig mehr von dem der Opernmusik unterschieden“.

So kehrte Kestner in Rom zunächst zu den Interessen, die er bei seinem früheren Aufenthalte verfolgt hatte, mit Lebhaftigkeit zurück. Aber er blieb nicht mehr bei ihnen stehen, sondern auch für das Alterthum gingen ihm die Augen auf, sodaß Eduard Gerhard ihn bald als den „aller echten Kunst mit enthusiastischer Liebe zum Schönen, aller Zeiten und Richtungen Zugewendeten“ charakterisiren konnte. Und es ist bezeichnend, wie zu Anfang in diese Alterthumsinteressen ihn die Freundschaft mehr als die Wissenschaft einführte.

Es ist früher erwähnt worden, daß er in seinem römischen Sommer von 1809 mit dem Baron von Stadelberg gute Bekanntschaft gehabt hatte, Dieser war, als Kestner damals Rom verließ, noch dort geblieben und hatte sich dann der Reise angeschlossen, welche von dem zur Niepenhausen'schen Tischgenossenschaft von 1809 gleichfalls gehörigen Dänen Koeß und dem Kopenhagener Professor Brøndstedt, dem Nürnberger Architekten Haller und dem Cannstatter Landschaftsmaler und Kunstfreunde Lindt nach Griechenland unternommen wurde. Er hatte mit ihnen vom Juni 1810 an vier volle Jahre auf dies mühselige und damals gefährvolle Unternehmen gewendet, und war, nach einem Aufenthalte in seiner Heimath, seit 1816 wieder in Rom, um zu verarbeiten, was er von Griechenland mitgebracht hatte. Mitgegangen war er nur, um zu zeichnen; und berühmt gewordene landschaftliche wie Costümbilder, die er später veröffentlicht hat, beweisen seinen Beruf dazu: aber jeder Anregung empfänglich hatte er, indem er mit Archäologen reiste, auch für Alterthumsstudien Interesse gefaßt, an Ausgrabungen theilgenommen, und jetzt wollte er seine Funde am Apollotempel in Vassä mit Erläuterungen herausgeben; erwarb indeß nun erst die gelehrten Kenntnisse, deren er dazu bedurfte. So fand ihn Kestner und ließ sich von dem stets mit leidenschaftlichem Antheil arbeitenden Freunde bald in dessen antiquarische Forschungen ziehen, nicht bloß die auf den Apollotempel bezüglichen, sondern auch in alle die mannigfachen wissenschaftlichen Excurse, zu denen Stadelberg immer geneigt war, und in die tausend archäologischen Fragen, wie sie in Rom jeder neue Tag und jeder neue Fund anregt, und wie sie von dem Freunde, der sich unbedenklich von ihnen ergreifen und oft genug zerstreuen

ließ, mit immer neuer Begeisterung aufgenommen wurden. Gerhard hat im zweiten Theile seiner Hyperböräisch-römischen Studien (1852) dies Leben, an welchem auch Stadelbergs ihm nach Rom nachgefolgter Reisegefährte Lindh theilnahm, farbenreich beschrieben. Man machte in die Campagna und darüber hinaus archäologische Ausflüge, jeder römische Spaziergang erhielt einen archäologischen Zweck. Um sich regelmäßiger zu sehen, aßen Stadelberg und Kestner zusammen, und pflegten als Zusammengehörige auch gemeinsam geladen zu werden; zeitweilig haben sie in der Villa di Malta die Wohnung getheilt. Kestner setzte wohl sein Zeichnen bei Seite, um für diese Alterthumsstudien Zeit zu gewinnen. „Lindh und Stadelberg würden Dir außerordentlich gefallen“, schreibt er seiner Schwester. „Mit Beiden stehe ich in einem Verhältniß, als wenn wir Brüder wären, d. h. es ist eine Art von Liebe, die durch Gewohnheit bekräftigt, geheiligt und unentbehrlich geworden ist, und die Nothwendigkeit mit sich führt, Alles miteinander zu theilen, das Große und das Kleine. Beide gehören zu den edelsten Menschen, die geboren sind; es ist eine Pracht, wenn man die Augen der Seele auf ihre Gemüther richtet. Stadelberg höchst grazios, elegant, einzelne Augenblicke fast zu zierlich. Lindh ganz ein Kind der Natur, aus seiner eigenen Keimkraft emporgewachsen, und so mit natürlicher Grazie ausgestattet, daß das Conventionele, wie das Vorurtheil ihm fremd geblieben sind. Beide sind sehr milde“. Lindh antwortete dem Könige von Württemberg, der ihm einen Garten zu Cannstatt abkaufen wollte (1819), er werde ihm das Grundstück erst dann überlassen, wenn er sein königliches Versprechen gehalten haben werde, dem Lande eine Constitution zu geben.

Als Kestner bei Gelegenheit der Feier seines Geburtstages im November 1820 die „jungen Männer, welche er in Rom am liebsten habe“, aufführt, nennt er außer Stadelberg und Lindh die Brüder Riepenhausen und zwei Bildhauer, Schüler Thorwaldsens, von Launiz aus Kurland und Tenerani, den bekannten Ferraresen, lauter Künstler; dann aber einen jungen Diplomaten, den der russischen Gesandtschaft attachirten kurländischen Baron Paul von Hahn, der auch in den Bunsen'schen Briefen (1, 344.) als „glänzende Erscheinung“ gerühmt wird. Er war von Handwerk Soldat, und ist zuletzt Gouverneur des Kaukasus gewesen.

„Hahn hat mich fast zu lieb,“ schreibt Kestner der Schwester, „aber sein sehr leichtes Scheiden aus dem väterlichen Hause, das Krieger- und dann das Diplomatenleben hatten ihn zu sehr von sich selbst entfernt, bevor ich ihn kennen lernte, als daß Ausdrücke von lebhafter Herzlichkeit ihm nicht noch immer eine ungewohnte, wenn auch wohlthätige Erscheinung wären. Uebrigens ist er sehr feurig für alles Edle und Vortreffliche, besonders im praktischen Leben. Von der ästhetischen Seite versteht er mich zwar nicht, aber dennoch harmonire ich durch andere und sehr hohe Berührungen mit ihm vollkommen. Denn ungerechnet, daß die Klarheit seines Kopfes und die Wahrheit seiner Gesinnung uns in ein von mehreren Seiten vollständiges

Verständniß setzt, so führt sein Verstand ihn auch dahin, einigermaßen das zu ermessen, was er nicht ganz begreifen kann. Hiermit meine ich die poetische Seite, von der er selbst weiß, daß sie ihm mangelt. Dagegen ist er ein weit praktischerer Mensch als ich, und in mehreren Wissenschaften, die mir abgehen, mit einer grenzenlosen Bescheidenheit sehr erfahren . . . Er kennt Stadelberg sehr gut und liebt ihn sehr. Aber dieser ist zu sehr Künstler, um dieselbe Menge von Berührungen mit ihm zu haben.“ Von andern Diplomaten kommen in Kestners Briefen die schweizerischen als befreundete vor, namentlich der Berner Oberst Fischer, den auch Niebuhr (Lebensnachr. 2, 390.) seinen Trost und „einen der hellsten und gewandtesten Geister“ nennt, die er kenne. Ebenso der niederländische Gesandte Reinhold, ein überaus gebildeter und geistig beweglicher, für Niebuhrs Geschmack zu liberaler Mann.

Nach der Einführung, die Kestner, wie am Ende des ersten Artikels erwähnt ist, durch Ernst Schulze bei Bunsen und Brandis gefunden hatte, hätte man ein näheres Verhältniß zu dem Niebuhr'schen Kreise erwarten können, um so mehr, als für dessen künstlerische Freunde Kestner so lebhaft in die Schranken trat. Ein solches Verhältniß ergab sich aber nicht: die Freundschaft mit Bunsen datirt erst später. Die Männer vom Palast Savelli und dem Capitol waren an erster Stelle Gelehrte, die vom Pincio und der Villa di Malta an erster Stelle Vertreter des künstlerischen Schönheitscultus; Niebuhr, für die Kunst wenig begabt, sah auf den Dilettantismus der Kestner und Stadelberg mit der Geringschätzung des Fachmannes hinab, und wiederum Kestner, der weder die politischen, noch die historischen, noch die national-ökonomischen Interessen Niebuhrs theilte, war nicht gemacht, dessen Bedeutung voll zu ermessen. Es kam hinzu, daß Niebuhr den Hauptmitgliedern der hannoverschen Gesandtschaft, v. Ompteda und Leist, nur schwer verzieh, wie sie am Triumphwagen Jerome Bonapartes gezogen hatten, und in seiner herben Art dies gelegentlich aussprach; wofür er dann von den Betroffenen wiederum mit dem widerwilligen Mißtrauen betrachtet wurde, auf welches der damalige Hannoveraner dem Preußen gegenüber ohnehin gern gestimmt war. Der Ausdruck dieses unbehaglichen Nebeneinander ist es, wern Ompteda an seinen Berliner Vetter schrieb: Niebuhr lebe wie ein Einsiedler und sei grob wie ein Bär. Erst später hatte er diese Empfindungen überwunden, und als er dann (März 1819) plötzlich starb, dürfte auch Kestner zum ersten Male eine über das Oberflächliche hinausgehende Berührung mit Niebuhr gehabt haben, der ihm half, was bei der confessionellen Antipathie der römischen Behörde nicht leicht war, das Begräbniß des protestantischen Gesandten würdig zu gestalten. (Zur röm. Frage. II 2, 260. Not.) Ihr Verhältniß wurde hierauf nahe genug, um Kestner, als er einige Zeit nachher sein Trauerspiel Sulla schrieb, zu veranlassen, daß er es Niebuhr mittheilte, und diesen, daß er die Mittheilung mit einem eingehenden Briefe, der noch vorhanden ist, erwiederte.

Anfang April 1819 kam Kaiser Franz nach Rom, gab zu einer Reihe glänzender Feste und für Kestner zu mancherlei erfreulichen Bekanntschaften Anlaß, unter denen er die der Herzogin-Wittve von Württemberg, geborenen Prinzessin von Nassau-Weilburg, mit ihren vier schönen Töchtern obenanstellt: „die Zärtlichkeit einer würdigen Mutter, der unbefangenste Verstand mit der geübtesten Leichtigkeit des Betragens einer Fürstin und der Würde einer tugendhaften Frau.“ — Kestner war um diese Zeit lebhaft mit der Frage beschäftigt, wer zu Ompeddas Nachfolger bestimmt sei. Mit diesem hatte er nicht nahe, aber gut gestanden und gelegentlich die „Gefälligkeit“ zu rühmen gehabt, mit welcher der Gesandte auf des Secretärs Kunstinteressen einging. An des Nachfolgers Gesinnung hing für ihn der Genuß seines römischen Lebens. Daher er mit größter Freude Ausgang Aprils vernahm, daß jener ehemalige Kriegsrath, dann Gesandte, Franz von Neden, an den schon bei der ersten Besetzung der Legation gedacht worden war, der alte Freund seiner Eltern, dieser Nachfolger sein werde; und er empfand es auf das Wohlthwendste, als dieser schon in seinem ersten Schreiben die überkommenen Zusammenhänge anklängen ließ.

Neden brachte seine Frau, zwei Töchter und eine Nichte der Frau, Fräulein v. Wurm, mit nach Rom; man installirte sich in der Villa di Malta und Kestner schreibt seiner Schwester: „Du hattest ganz recht, wenn Du Dir denkst, man könne sich kein zufriedeneres Zusammenleben vorstellen, als zwischen mir und diesen ausgezeichneten Sterblichen. Die Formen abgerechnet, ist es ganz ebenso, als wenn ich mit meinen Eltern und Geschwistern lebte.“ Im October führten er und Stadelberg die Familie nach Albano und freuten sich des Entzückens des ebenso gebildeten wie wohlwollenden frischen alten Herrn. So lange er Kestners Chef war, ist das Verhältniß in dieser guten Tonart ungetrübt geblieben.

Er hatte die Rückberufung des Legationsrathes Leist gefordert, dessen jeromistische Vergangenheit ihm zuwider und der auch der Curie nicht mehr annehmbar war. Dieser verließ Rom, ohne einen Nachfolger zu erhalten, vor Ankunft des Gesandten. So hob sich zugleich die amtliche Bedeutung Kestners; denn sowohl in der Geschichte der bisherigen Verhandlung, soweit sie nicht in den Acten stand, wie in Betreff der Personen, mit welchen sie weiter zu führen war, hatte nun er diesen zu orientiren. Wenn Leist in Rom Dinge hatte durchsetzen wollen, die man nicht hätte fordern dürfen, weil die Nichtgewährung von vornherein sicher war, so machte Herr von Neden in seinem sorglosen Wohlmeinen jetzt den entgegengesetzten Fehler, indem er einen Concordatsentwurf annahm, auf den der moderne Staat nicht eingehen konnte, und der dann von seiner Regierung auch zurückgewiesen ward. Ob hierbei Kestner mit gesündigt hat, erhellt nicht aus den Acten: jedenfalls ist seine wie seines Vorgesetzten Schuld dadurch gemildert, daß die Unmöglichkeit der Verständigung zwischen der römischen Curie und dem deutschen Staate der Gegenwart damals von keinem der staatlichen Unter-

händler genügend gewürdigt wurde. Kestner gab sich für keinen Sachkundigen, und war es auch nicht. Insofern von freiem Blicke, als er an der Vorliebe der Romantiker für die katholische Kirche nicht Theil nahm, politisch auf Seite des modernen constitutionellen Staates, wenn auch vielleicht nicht mit Einräumung seiner sämtlichen Consequenzen, war er durchaus geneigt, jener Kirche so viel freie und selbständige Bewegung zuzugestehen, als staatlich irgend möglich sei; aber er hielt fest, daß der Staat es sei, der die Grenzen dieser Möglichkeit zu bestimmen habe. Allerdings construirte er sie sich nicht principiell, sondern dachte sie als durch concrete Bedingungen von Fall zu Fall gegeben.

Später hat er der hannover'schen Negociation doch einen großen Dienst erwiesen. Nachdem die Regierung die Erfahrung gemacht hatte, daß ein Concordat, wie man es gewünscht hätte, nicht möglich sei, zog sie sich (October 1822) auf die Forderung einer bloßen Circumscriptionsbulle zurück; und obwohl die Curie den Concordatsgedanken ungern aufgab, so hatte doch Herr v. Reden im Anfange des April 1823 das die Grundlage der Bulle ausmachende Decret der Concistoriale nach Hannover einsenden können. Nicht früher als gegen Mitte August erhielt er Antwort, und ließ am 16. dem Cardinalstaatssecretär Consalvi die Note zugehen, in welcher er die hannover'schen Modificationsforderungen formulirte; worauf Consalvi schon am 18. antwortet, er bewillige sie insgesammt, bis auf die eine, daß für den vom Hildesheimer Bischofe, als vorläufigem Administrator der Diöcese Osnabrück, dort zu ernennenden Generalvicar regierungsseitig die Qualification als persona grata gefordert sei. Dergleichen habe man niemals bewilligt; denn um der eigenen Verantwortlichkeit willen könnten die Bischöfe nicht anders, als in dieser Anstellung vollkommen frei sein. Der Tag, an welchem Consalvi dies schrieb, war derjenige, wo der Zustand Papst Pius VII., der an einem Schenkelbruche darniederlag, sich als lebensgefährlich erwies. Am folgenden Tage — Herr v. Reden war nicht in Rom — ging Kestner in Consalvi's Dienstagsaudienz. Man wußte schon, daß keine Hoffnung mehr war. „Der Cardinal,“ schreibt er, „wenn er wegen neuen Empfanges oder in Begleitung eines Besuchenden aus seinem Cabinette in das Versammlungszimmer trat, behielt zwar die ganze Liebenswürdigkeit seines Benehmens, war aber von dem nahen Trauerfalle sehr gebeugt, und sah nach einer durchwachten Nacht sehr erschöpft aus; sein Haar war ungeordnet, seine Kleidung schien ungewechselt . . . sein Athem gab zu erkennen, daß er durch starke Getränke sich aufrecht erhielt. Das Thüröffnen und -schließen ging ebenso gelinde von Statten, als es sonst als die Handlung eines Mannes in voller Kraft zu geschehen pflegt“ u. s. w. Kestner war der letzte in der Reihe der Bevollmächtigten, mit denen der Staatssecretär zu conferiren hatte; aber trotz dessen großer Erschöpfung wurden die wenigen zu wechselnden Erklärungen von Consalvi „mit eben so viel Freundlichkeit und Grazie wie Besonnenheit“ gegeben, und „mit einer, bei der Wichtigkeit des

Gegenstandes und bei der Kürze der Zeit fast bewundernswürdigen Vollständigkeit“, obgleich ein eben eingetretener und in Consalvis Cabinet geführter Cardinal, der Kestner eigentlich hätte vorgehen müssen, dort wartete. Der Gegenstand war in der That wichtig, denn es handelte sich um die Nothwendigkeit, augenblicklich und schlechthin hannoverscherseits abzuschließen. Nur Consalvi dachte frei genug, die Negociation so zu vollenden. Daß er einen Nachfolger aus den Zelanti erhalten, und daß dieser höchst wahrscheinlich anders denken werde, stand fest. Es war also größte Gefahr im Verzuge. „Ich sandte nach der Unterredung,“ schreibt Kestner, nachdem er das bunte Treiben geschildert hat, welches er im Quirinal beobachtete, „meinen zweiten heutigen Boten, dies Mal einen reitenden, ab; welcher es dann bewirken half, daß Abends der Gesandte noch zeitig genug kam, um in aller Ordnung, durch eine kurze Unterredung und Uebersendung einer Note, die wir Abends um 8 Uhr eiligst schrieben, uns“ — d. i. Hannover — „nicht nur vor einem großen Nachtheil zu bewahren, sondern auch einen großen Vortheil zu erlangen.“

Die Note enthielt Nichts, als Nebens Erklärung, er nehme Namens seiner Regierung die Proposition vom 18. an, und schließe ab. So konnte er anderen Tages, indem er nach Hannover den Tod des Papstes meldete, hinzufügen: noch vor dessen Eintritt habe er „die Circumscriptionsbulle mit dem Cardinalstaatssecretär arrangirt, so daß der Nachfolger sie wird expediren müssen.“ Kestner gebührte kein geringes Verdienst dabei.

Die Anzeige von Papst Pius VII. Tode, wie sie auf einfachem Quartblatt ohne Unterschrift bei der Gesandtschaft einlief, lautete: Il Papa è morto 20. d'Agosto alle 6. della mattina. „Wenige Stunden nachher wurde der Palast des Quirinals zugeschlossen und man sah Nichts von dem Leben, das sich um ihn her zu bewegen pflegte.“ Consalvi war schluchzend zu den Füßen des Sterbenden niedergesunken und über dessen Knieen ohnmächtig geworden. „Abends vorher hatte der Cardinalvicar della Genga unter mehreren Uebungen der Andacht dem Papste Psalmen gelesen, während Pius VII. der Ceremonie gemäß die letzten Worte wiederholte. Die Antworten blieben einmal aus und der besorgte Cardinal fragte: Sua Santità non risponde piu? Der Papst versetzte andächtig: Sua Santità? Povero peccatore! — Am Sterbetage Abends „zogen Hunderte von Menschen den Quirinalberg und die Via di Porta Pia auf und ab, den todten Palast und seine verschlossenen Thüren anzusehen. Große Theilnahme bemerkt man indessen nicht, und es scheint wohl mehr die Erwartung vieler lange nicht oder nie erlebter Sehenswürdigkeiten die vergnügungssüchtigen Menschen in Bewegung zu setzen.“ Kestner schildert in seiner Aufzeichnung vom folgenden Tage die Ausstellung der Leiche im Quirinal und die Vorbereitungen zum Conclave. „Man trug sich schon mit der Nachricht, daß die Cardinäle della Genga und Castiglione, Beide berühmt eifrige Katholiken, für Competenten zur Papstwahl gehalten würden. Dies wurde mit der Aeußerung erzählt,

daß das Cardinalscollegium dringend wünsche, die laien Grundsätze des bisherigen Gouvernements wieder zu vertreiben.“ Bekanntlich wurde am 28. September zunächst Della Genga, Papst Leo XII. gewählt, welchem Castiglioni, Papst Pius VIII., erst 1829 nachgefolgt ist.

Leos Cardinalsstaatssecretär wurde Della Somaglia; mit ihm war der Rest der hannoverschen Verhandlung zu führen. Die Regierung ließ sich wiederum Zeit: obwohl gegen Ratification der Erklärung Nedens vom 19. August sich Bedenken nicht erhoben, wurde sie doch so spät in London beantragt, daß — dort unverzüglich gegeben — sie erst im December in des Gesandten Hände gelangte. Somaglia zeigte sich jetzt minder ungünstig, als erwartet worden war; dagegen bestrebte sich der Cardinalprocurator Severoli mit allen Kräften, den Abschluß noch wieder rückgängig zu machen, und es kostete Mühe, daß nichtsdestoweniger das Geschäft abgewickelt ward und die Formulirung der Bulle, wenn auch nicht ohne einige unfreundliche Wendungen, endlich fertig wurde. Am 29. März 1824 sendete Herr v. Reden das Document nach Hannover ein.

Unter allen diesen Arbeiten seines diplomatischen Berufes hatte Kestner den Verkehr mit seinen Freunden und die Verfolgung der Interessen, die ihm zuerst am Herzen lagen, mit Eifer festgehalten.

Fast den ganzen Sommer 1820 hatte er verwandt, ein fünfactiges Trauerspiel „Sulla“ zu schreiben, welches er, noch weiter überarbeitet, 1822 — in Hannover bei Hahnß — erscheinen ließ. Eine als „historischer Inbegriff“ bezeichnete Einleitung und dann das ganze offenbar Shakespeares Julius Cäsar nachahmende Stück läßt erkennen, wie lebendig er sich das alte Rom im Geiste reconstituirte. Nicht so gelang ihm aber, seinen Einzelgestalten Leben zu geben, und er mußte sich zuletzt gestehen, der Versuch sei nicht gelungen. Feines poetisches Verständniß und echte Liebe zur Poesie war noch kein Beruf, dichterisch zu produciren; und seit Kestner das erkannte, hat er nur noch gedichtet, wie er zeichnete: für sich selbst und für seine näheren Freunde. Aber in diesen Grenzen gab er das Glück zu dichten niemals auf, und wurde, wie er z. B. Geburtstage im Nedenschen Hause mit Festgedichten feierte, so auch wiederum von dessen jungen Damen, halb neckisch, halb ernsthaft, zu seinem eigenen Geburtstage mit dem Dichterlorbeer gekrönt; wobei Stadelberg und Launiz, beide gleichfalls Nedensche Hausfreunde, heiter und herzlich Antheil nahmen.

Um so freier wandte er sich, seit er aufgegeben hatte, sich als Dichter einen Namen zu erwerben, der Archäologie zu.

Ich habe oben der Männer vom Palast Savelli und vom Capitele gedacht, die das römische Alterthum von der wissenschaftlichen, und der Männer vom Pincio und der Villa di Malta, die es von der Kunstseite zu erfassen strebten. An diese Doppelheit und an ihre spätere Vereinigung in Stiftung des deutschen archäologischen Institutes ist neuerlich in vortrefflicher Art durch die Denkschrift zu dessen fünfzigjähriger Jubelfeier von Ab. Michaelis

erinnert worden. Jener gelehrte Kreis fand eine festere Verbindung in dem gemeinsamen Unternehmen einer Beschreibung der Stadt Rom, welches Niebuhr zunächst aus persönlichem Interesse für Platner in die Hand nahm, indem er eine Anwesenheit Cottas benutzte, es buchhändlerisch zu fixiren. Platner ist oben als einer der im Niebuhr'schen Hause verkehrenden Maler erwähnt; er war aber ohne Talent. Einst hatte er einen großen Carton, Hagar in der Wüste, entworfen; an der einen Seite Hagar mit Ismael, an der andern der Engel, dazwischen sehr breit und wüst die Wüste. Als er fertig war, lud er die Freunde, um sie über den Entwurf zu hören, zum Frühstück in sein Atelier, unter ihnen Cornelius. Munter vom Wein ging man an die Beschäftigung, und da man Platner gut war, so gab es eine Verlegenheit; denn zu loben war das Bild einmal nicht. „Höre Platner,“ nahm Cornelius das Wort „der Carton ist nicht schlecht gedacht, aber er hat einen Fehler, soll ich ihn corrigiren?“ Und als Platner versichert, eben das sei sein Wunsch, springt Cornelius, das Bild zerreißend, mitten durch die Wüste hindurch. Platner erkannte an, daß die Freunde Recht hatten, und entwarf keine Cartons mehr, sondern wurde, nachdem er sich noch eine Zeit lang ärmlich durchgeschlagen hatte, königlich sächsischer Agent am päpstlichen Hofe. Wenn Pecht (Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts, 1877, S. 281) die hier mitgetheilte Geschichte, und zwar mit Berufung auf Friedrich Preller, von Kestner erzählt, so ist ihm wohl begegnet, den sächsischen und den hannoverschen Diplomaten zu verwechseln. Preller, von dem auch ich sie gehört habe, erzählte sie von Platner, und daß sie gerade diesem begegnet sei, war um die Mitte der vierziger Jahre, zu einer Zeit, wo Kestner, Platner und Cornelius zu Rom noch lebten, dort unbestritten. Kestner hat niemals ein Atelier gehabt und niemals Cartons entworfen, sondern außer Landschaften nur Porträts, und diese sehr bescheiden auf seinem Zimmer gezeichnet. — Platner also war ein geringer Maler, aber als Sohn eines Leipziger Professors ein gut gebildeter und in seiner Weise gelehrter Mann, und Niebuhrs Unternehmen hatte den Zweck, ihm Unterhalt zu schaffen. Ursprünglich auf die gemeinsame Arbeit dieser Beiden und Bunsens berechnet, Brandis hatte Rom schon verlassen, fiel es nachher Bunsen und Platner allein zu, die dann als Dritten Ed. Gerhard hinzuzogen, als er nach einem früheren kurzen Aufenthalte in Rom im October 1822 zu längerer Arbeit dahin zurückkam.

Gerhards Hauptinteresse war die Archäologie der Kunst; so war er der geborene Vermittler zwischen der capitolinischen Gruppe der Alterthumsfreunde und der von Villa di Malta. Wie er durch eine Entdeckung über die Lage der Basilica Julia zu den einheimisch römischen Gelehrten in lebhafteste Verbindung trat, so wurde er durch Bröndstedt, jenen Unternehmer der griechischen Reise von 1810, der jetzt als Agent des Kopenhagener Hofes in Rom lebte, mit Stadelberg bekannt; und „nachdem auch Theodor Panofka, ein jüngerer Philolog aus Böckhs Schule, im Herbst 1823 nach Rom

gekommen war," erzählt Michaelis, „bildete sich zwischen Gerhard, Stadelberg, Kestner und Panofka ein enger Freundschaftsbund, einerseits auf gemeinsamen Interessen und Studien beruhend, andererseits durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere und Eigenschaften belebt. Zwei Winter hindurch vereinigten sich auf Panofkas Anregung die Freunde regelmäßig in Kestners Wohnung zu gemeinschaftlicher Lesung des Pausanias, gelegentlich auch des Hygin und Philostratos. Mythologie und Cultusbräuche bildeten das Hauptaugenmerk ihrer Studien. Die Beziehungen zu den bildlichen Resten des Alterthums lagen in Rom überhaupt und diesem Kreise noch besonders nahe, erhielten aber durch Stadelbergs Arbeiten an seinem Apollotempel zu Bassä erhöhte Lebendigkeit. Stadelberg, ohne philologische oder überhaupt streng wissenschaftliche Schulung, aber eine tief innerliche poetisch und künstlerisch reich begabte Natur mit romantischer Beimischung, hatte sich tief in das Studium von Creuzers Symbolik versenkt, und schwelgte gleichsam in der benebelnden Wirkung, welche dies Buch auf ihn, wie auf so viele Andere ausübte. Er war bedeutend genug, um auch den Freunden Etwas von dem eigenen Rausche mitzutheilen. Kestner verhielt sich bei diesen Studien mehr receptiv. Panofka, von Haus aus mit einem gesunden künstlerischen Blicke begabt, war doch philosophisch zu wenig sicher und zu sehr geneigt, den Kreuz- und Quersprüngen eines lebhaft und witzig sprudelnden Geistes nachzugeben, als daß er sich den Lockungen der symbolischen Mythologie und Archäologie hätte entziehen können und mögen. Auf ganz anderm Boden stand Gerhard. War er auch vielleicht an natürlichem Kunstsinne den Freunden nicht ganz gewachsen, so bewahrte ihn dafür eine tüchtige philologische Bildung vor jenen Auswüchsen.“ Hören wir Kestner selbst über diesen Verkehr. Indem er am 25. April 1824 seiner Schwester mittheilt, wie er Stadelberg bei dessen literarischen Arbeiten beigestanden habe, fährt er fort: „und dann hatten wir oft Zusammenkünfte mit zwei neuangeworbenen Schlesiern, Professor Gerhard und Doctor Panofka, beide jung, lebendig, tüchtige Philologen, die sich sehr an uns angeschlossen haben, und durch Reinheit des Charakters und der Sitten verdienen, geliebt zu werden: mit Feiterkeit und Anmuth im Umgange, ohne Annehmlichkeit im äußern Erscheinen. Panofka wurde zum Sophokles benutzt, und so haben wir einige Stücke mit ihm gelesen, und ich mich wieder auf's Griechische geworfen. Gerhard leidet sehr an den Augen, hört nur zu, wenn etwas gelesen wird, wie ein Blinder, aber ersetzt die Augen durch thätige Aufmerksamkeit, schnelles Auffassen und Wiedergeben. Panofka ist zugleich sehr lustig, was uns sehr wohlthat, weil Stadelberg zu reich an Ideen und zu sehr Künstler ist, um schnell zu schreiben; wodurch sein großes Werk über einen griechischen Tempel bis jetzt noch nicht zum Drucke nach Frankfurt gegangen ist; welches seiner Feiterkeit, die sonst so glänzte, oft geschadet hat. Nun, denke ich aber, wird das Manuscript, das schon vor mehr als einem Jahre in Frankfurt sein sollte, binnen acht Tagen dahin abgeschickt. Es ist ein schönes und reichhaltiges Werk und wird gewiß Beifall finden“.

„Die Romantik des ganzen Freundschaftsverhältnisses,“ erzählt Michaelis weiter, „welches auch außer den gemeinsamen Leseabenden in Spaziergängen und sonstigem Verkehr eifrig gepflegt ward, und das Vorwalten des Apollocultus, der auf Anlaß von Stadelbergs Werk gewissermaßen den Mittelpunkt der mythologischen Studien bildete, sprachen sich in der Bezeichnung aus, welche die Freunde sich beileigten: römische Hyperbörder nannten sie sich nach dem frommen Volke der Apolloverehrer im hohen Norden, von denen der Gott in jedem neuen Lenz gen Süden gezogen kommt.“ In seinen hyperboräisch-römischen Studien hat Gerhard diesem gemeinsamen Streben ein schönes, soweit es Stadelberg persönlich betrifft, schon erwähntes Denkmal gesetzt; im Uebrigen dürfen wir darüber auf Michaelis Denkschrift verweisen. Den Spätsommer und Herbst 1824 benutzte Kestner gemeinsam mit Stadelberg und Panofka zu einer Reise durch Sicilien, deren für seine Mutter ausgezeichnete Beschreibung, dieser Bestimmung gemäß, mehr Schilderung von Gegenden und Zuständen, als Archäologisches enthält. Besondere Abenteuer hatten die Reisenden keine. Aber auf der Rückkehr wurde Stadelberg in Neapel schwer krank, so daß Kestner um ihn zu pflegen und — wie er einmal sagt — den Mond während dieser Zeit häufiger erblickend als die Sonne, noch den ganzen November dort bei ihm blieb. Erst im December kehrte er zu seinem Gesandten nach Rom zurück, der ihm auf die freundlichste Art so langen Urlaub gegeben hatte.

Wie bereitwillig die Familie von Neben auch seine künstlerischen Beschäftigungen und Zusammenhänge zu unterstützen pflegte, davon zeugen die römischen Studien in dem reizenden und in seiner äußeren und inneren Sauberkeit meisterhaften Genrebilde: „Vittoria, die schöne Wingerin von Albano“. Es war Frau von Neben, welche Kestner ermöglichte, im Sommer 1820 die nähere Bekanntschaft der Familie des schönen Kindes zu machen; sie war es, welche in den Jahren darauf die Schönheit wiederholt in ihr Haus lud, und es gestattete, daß dort unter Kestners Vermittelung, von nahezu allen namhaften Bildhauern und Malern, die es in Rom gab, der niemals völlig gelungene Versuch gemacht wurde, sie zu portraituren.

Das Jahr 1825, ein Jubeljahr (anno santo) der römischen Kirche, fand Kestner auf den verschiedensten Gebieten eingelebt in der ewigen Stadt, und als eine Probe der Art, mit welcher er auch die Erscheinungen der Kirche, wo sie eine volksthümliche Seite hatten, liebevoll betrachtete, mag hier eine Aufzeichnung folgen, in der er (27. März) das Mittagsmahl beschreibt, welches von Papst Leo XII. nach einer großen Procession den Pilgern gegeben wurde, die an dem Tage mit ihm im Zuge gewesen waren. Als die Procession die Peterskirche verließ, war er „mit dem Gesandten nach Hause gefahren. Etwas nach zwölf Uhr waren wir wieder im Hofe des Vatican, als eben“ die zurückgekehrten Pilger nach Landsmannschaften gruppiert wurden, „und man sagte, daß in einer kleinen Stunde das Mittagsmahl beginnen werde. Wir begaben uns also vorläufig in die oberen Räume,

dem Speisezimmer benachbart, in dessen ganzer Länge wir eine Tafel mit 72 Couverts bereitet sahen. Vor jedem waren drei Teller ins Spiße gestellt, der eine mit Früchten, der andere mit Zuckerwerk, der dritte mit Caviar, gesalzenen Fischen, Oliven und Kappern. Am oberen Ende war ein kleiner Quertisch für den Papst und an denselben sein Thron gestellt, so daß des Papstes Sitz obenan war. Das Ganze bildete die Gestalt eines Christuskreuzes. Bald trat der Papst aus einer Thüre, die links hinter dem Throne und dessen Baldachin lag, herein. Er war nur von dem Maestro del Sagro Palazzo und dem Oberkammerherrn begleitet, und sein gewöhnlicher Glanz so sehr zurückgeblieben, daß er bloß einen Kittel von weißem Merino (so schien das Zeug) anhatte, vorn von oben bis unten zugeknöpft, und auf dem Kopfe eine kleine mouffelinene Deckelkappe. Als bald nach ihm wurden in die benachbarte Thür am oberen Ende der langen Saalseite die 72 Pilger hereingelassen, deren ununterbrochener Zug um den Tisch herumging, so daß Jeder hinter einen Stuhl zu stehen kam, und dann auf demselben Platz nahm. Viele Monsignori waren in der Länge des Saales vertheilt. Andere Geistliche standen oben, unter denen der Papst sich hin und wieder bewegte. Der Cardinalstaatssecretär Della Somaglia trat ein, und hielt sich ebenfalls oben auf. Als jetzt das Auftragen der Speisen erwartet wurde, entstand eine Pause von wenigstens fünf Minuten, in welcher man an der sanft geäußerten Ungeduld des Papstes sah, daß die Küche wider Erwarten zögerten. Endlich kam von der entgegengesetzten Seite des Saals eine Reihe von Dienern in Paonazzoinkleidern herein; Jeder mit einem großen Cabaret, auf welchem sechs bis acht Teller rauchender Suppe standen, und näherten sich dem Papste. Zu diesem eilten die Prälaten heran, reichten ihm einen Teller nach dem andern hin, und er trug eighändig jedem seiner Gäste auf; nur Wenige ausgenommen, die von den Prälaten gegenüber, um das Geschäft des heil. Vaters abzukürzen, besorgt waren. Als jeder Pilger mit Suppe versehen war, nahm der Papst seinen Thron ein; auch ihm wurde dieselbe Suppe aufgetragen; aber auf goldenem Teller, anstatt daß die Andern von Fayence aßen. Er gab mit beiden Händen seinen Gästen ein Zeichen; sie aßen, und er zugleich. Der Suppe folgte gekochter Fisch, der ebenso tellerweise in großen Stücken, aber jetzt von den Prälaten, unter Beistand geringerer Geistlicher, zugetheilt wurde. Er war mit Essig und Del. Das dritte Gericht waren gebratene Fische, das vierte Spinat, der sehr nach Del und Knoblauch stank und von Rosinen stropfte. Alles wurde gegessen mit dem gesundesten Appetit eines Wanderers; auch der Papst aß nicht wenig; nur die gebratenen Fische rührte er nicht an, aber von dem Andern aß er nach Art eines gesunden Mannes; und der stinkende Spinat schien sein liebstes Gericht; gleichwie seine unedlen Gesichtszüge und seine braune Farbe mit einem so widerwärtigen Lieblingsgericht analog zu sein schienen. Indes habe ich heute mehrere Male bestätigt gefunden, daß seine Miene in der Freundlichkeit angenehm wird. — Ich muß noch erzählen, daß bis

zu diesem Theile des Diners die Predigt dauerte, welche von einem an der Langwand auf Seite der Fenster auf einem erhöhten Lehrstuhl stehenden Priester gleich nach der ersten Bewegung der Löffel begonnen ward. In seiner Einleitung sagte er, Jesus habe niemals seine Schüler um sich versammelt, ohne ihnen göttliche Lehren zu geben; diese sollten ihnen daher auch beim Statthalter Christi zu Theil werden. Auch habe er sich den Menschen in Herablassung und Menschenliebe genahet, und sei unter sie gegangen; hierin thue sein Statthalter ihnen heute ein Gleiches, indem er ein Denkmal der menschenliebenden Handlungen Christi stifte. Sie sollten daher die hohe Wichtigkeit des Tages und die Gnade, die ihnen heute widerfahren, bedenken; das werde sie als ein wohlthätiges Andenken ihr ganzes Leben begleiten, und wenn sie zu Haus kämen, würden sie den Jhrigen davon erzählen. Nach weiterer Ausführung dieses Themas ging er hierauf zu sehr nützlichen christlichen Lehren über, die er schlicht und verständlich behandelte, und worin er vornehmlich zu geistlichen Tugenden, zu Wohlthätigkeit, Verträglichkeit und Nächstenliebe ermahnte. Diese Predigt dauerte bis gegen das Dessert. — Auch muß ich einer Sitte noch erwähnen, die den Papst betrifft. Wenn er nämlich sich Wein oder Wasser einschenkte, knieten alle seine Hofleute um ihn, und blieben in betender Stellung bis er ausgelesen hatte. Selbst der Staatssecretär, der während des ganzen Essens zu seiner Rechten auf einem Tabouret saß, ohne zu essen, that es; von diesem verbat es der Papst indeß nach dem ersten Male, entweder wegen seines hohen Alters von 82 Jahren, das ihn jedoch noch rüstig läßt, oder wegen der Höhe seines Standes. Man sagt, diese Sitte rühre von der Idee an Vergiftung her: auf jeden Fall ist sie von Kriecherei erfunden. Um den Papst her waren die ihm Auftragenden: der Maestro di Sagro Palazzo, der Oberkammerherr Monsignor Barberini, mehrere Andre; ich glaube, auch der Oberstallmeister und der Schweizerhauptmann Baron Pfyster. Vom Dessert nahm der Papst nichts, und schaute mit einer Miene des Ergözens und der Gunst auf seine Gäste, ermahnte auch die nächsten, es sich wohl sein zu lassen. Seinen Teller mit Zuckerwerk sandte er durch einen der umstehenden Hofleute an den zweiten Pilger zu seiner Linken, einen Deutschen. Der Grund dieser Gnade schien etwa ein günstiger Eindruck, den er von diesem Manne bekommen, gewesen zu sein. Einmal sandte er den Hauptmann Pfyster an einen andern ihm nahe sitzenden Gast, und ließ ihn wissen, daß es erlaubt sei, Das, was sie nicht äßen, mit sich zu nehmen; der Schweizerhauptmann war erwählt, um dies den Deutschen in ihrer Sprache sagen zu lassen; die Erlaubniß ward von Allen benutzt. Nun war der Hunger gestillt, die Bündel, worin die armen Männer die Reste des Mahles forttrugen, wurden gemacht, und hierbei halfen ihnen willig die Umstehenden, nicht ohne Seitenblicke, ob der Mächtige ihre Bereitwilligkeit auch bemerkte. Die Prälaten fuhrten fort, mit freundlicher Aufmerksamkeit den Gästen dienend neue Flaschen mit Wein vorzusetzen, wenn

die vorigen auch noch nicht ganz leer waren. Bis der Papst das Zeichen gab. Alle erhoben sich. Der Priester, welcher gepredigt hatte, kam zum Handkuffe, und ein anderer mit dem Gebetbuche stellte sich zur Rechten des Tisches oben hin und las das Dankgebet, von welchem die Schlußformeln von der ganzen Menge wiederholt wurden. Jetzt wurde des Papstes Quertisch gegen die Fenster gerückt, um den Raum obenan zu vergrößern, auf welchem sich nun, indem der Thron zur Wand unter den Baldachin zurückgezogen wurde, eine neue Scene entwickelte. Der Papst setzte sich auf den Thron, auf ein Tabouret zu seiner Rechten setzte sich der Generalvicar und hatte in einer Serviette sehr viele Rosenkränze und silberne Medaillen, auf Schüsseln aber standen gewisse Medaillons von weißem Wachs, worauf ein Agnus Dei abgebildet war, in seiner Nähe. Unterdessen hatte sich ein Kreis von Hofleuten und Geistlichen um den Papst her versammelt, und Einer von ihnen führte einen Pilger nach dem andern vor den Papst; jeder kniete, küßte ihm den Fuß, ward von ihm gesegnet, und erhielt dann vom Cardinal die drei Geschenke, die ich genannt habe. Von dem Throne bis zur Thür, aus welcher die Pilger, sobald sie beschenkt waren, wieder hinausgingen — es war dieselbe, durch die sie gekommen waren — hatte sich ein Spalier gebildet, in welchem auch ich nebst anderen Zuschauern war und so den Eindruck bemerken konnte, den auf jeden Pilger die Scene gemacht hatte. Einige weinten vor Rührung, daß ihnen die Thränen an Nase und Kinn hinunterstürzten, andere kamen in verzücktem Lächeln, andere mit verschämter Miene ihrer Kleinheit, andere im stillen durchdrungenen Ernst, andere wild schauend, als wüßten sie sich nirgends zu benehmen, andere auch roh und unempfindlich gegen jede Erscheinung, und diese Contraste der jeden Augenblick vorüber Eilenden, bald grau und alt, bald jung und frisch, zwei Knaben von fünfzehn bis sechzehn Jahren waren dabei, bald faltig, bald glatt, bald klein, bald groß, bald lumpig, bald lumpiger, mit einem Rodschuß oder mit zweien, mit heilen oder zerrissenen Hosen, mit Gamaschen oder Stiefeln u. s. w., waren sehr unterhaltend und lehrreich. Selbst noch an der Ausgangsthür waltete der Geist der Gastfreundschaft. Hier waren zwei Geistliche aufgestellt, mit reinem weißen Papier zum Einwickeln. Jedem der Pilger wurde ein Bogen gereicht, damit sie ihr Agnus Dei wieder beschmußten noch zerbrächen und Jedem wurde erläutert, daß sie das wächserne Medaillon allein einzuwickeln hätten, um nicht das Wachs mit den übrigen Sachen zu beschädigen. Und hier half ich den des Deutschen unkundigen Geistlichen, wenn Deutsche vorübergingen.“

So weit Kestner.

Aber Wichtigeres, als Erfahrungen der dargestellten Art, trug ihm das Jubeljahr ein: es entschied über sein Bleiben in Rom.

Als die Bulle Impensa nach Hannover abgegangen war, hatte er im April 1824 nach Hause geschrieben: „Unser Concordat ist freilich nun fertig und schon, wie wir wissen, in Hannover angekommen. Es läßt sich

mit Gewißheit voraussehen, daß Lebens spätestens im künftigen Frühjahr, ja wer weiß, ob nicht schon diesen Sommer, in's Vaterland zurückkehren. Wäre diese Mission, wie man anfangs glaubte, ein höchstens jähriger Auftrag geblieben, fände ich dort noch die eben verlassenen Fußstapfen, so wüßte man, was man thäte, wenn ich hätte, mich zurückzunehmen. Nun aber sind sieben Jahre daraus geworden, Ihr müßt also jetzt wieder Geduld haben; denn ich bin nach reiflicher Ueberlegung fest entschlossen, über mich stillschweigend bestimmen zu lassen.“ Keinerlei Gnade gedachte er zu erbitten, um so weniger, da er über die Regierung augenblicklich unzufrieden war, weil sie nicht seinen Freund Blumenbach, sondern einen Herrn von Hinüber, welchen er für eine geringere Kraft hielt, zum Geheimen Cabinetsrath ernannt hatte.

Hannover hätte einer diplomatischen Vertretung beim römischen Stuhle auf die Dauer vielleicht nicht bedurft, hätte man sich entschließen wollen, mit deren nicht zahlreichen Geschäften eine andere Legation zu beauftragen. Aber wenn ein solcher Entschluß dem Selbstgeföhle der Regierung schwer war, so kam außerdem in Betracht, daß England zu Rom keinen Gesandten hatte, und den sich dort aufhaltenden Engländern wenigstens in dem hannoverschen der diplomatische Anhalt gewährt werden sollte, dessen sie bedurften. So wurde im Frühjahr 1825 Restner zum Legationsrath und *Chargé d'Affaires* am päpstlichen Hofe ernannt und am 13. Mai, kurz bevor Herr v. Reden Rom verließ, als solcher vorgestellt. Versenkt in die „öden Empfindungen des Abschieds“ schreibt er am 18.: „Lebens sind abgereift. Eine wahre Wohlthat war mir ein Heer von Aufträgen leichterer Art; denn ich schäme mich zu sagen, daß ich zu jeder etwas wichtigeren Beschäftigung, ja selbst zum Zeitungslesen fast unfähig war.“ In allem Abschiedschmerz freute er sich doch aber seiner neuen Stellung. Als entscheidenden Grund für ihre Annahme führt er einem seiner Brüder gegenüber an, daß er „bei dieser ersten Gelegenheit, wo er vom Könige einmal auf einen bedeutenden Posten gestellt worden“ sei, sich nicht habe zurückziehen können. Im Uebrigen sei die Anstellung „keineswegs für ewig; und ebenso wenig mein Verbleiben in diplomatischer Carriere; denn wir haben eigentlich eine solche nicht.“

Wohlthun durfte ihm die Freundlichkeit, mit der er am römischen Hofe aufgenommen wurde, namentlich von Monsignor Cappacini, Substituten des Cardinalssecretärs der Breven und in Allem, was die protestantischen Regierungen betraf, rechte Hand, wie Consalvis, so seiner nächsten Nachfolger. Cappacini war eine durch und durch rechtschaffene und edle Natur, sowohl nach dem Urtheile Restners (*Nekrolog* in der *Ausg. Allg. Ztg.* Juni 1845) wie Bunsens und seiner Frau (1, 245). Bekannt als einer der schärfblickendsten Männer am römischen Hofe, hatte er Restner aus ihrem Verkehre seit 1817 schätzen gelernt. „Wenn ich je wünschte, daß Du einen hiesigen Mann kennen lerntest,“ schreibt dieser an seine Schwester (12. März 1836), „so ist er es. Durchaus keinen Begriff kannst Du Dir von einer so treuen

Seele machen: stets derselbe seit elf Jahren, wo er mich am Abend, da ich mich beim Minister als Geschäftsträger introducirt hatte, aus einer Ecke des Saales kommend, mit Umarmungen gleichsam überfiel und mir versicherte, ich könne stets auf ihn rechnen. Er hat es auf eine glänzende Weise gehalten zc.“ So leitete sich Kestners amtlicher Verkehr auf die erwünschteste Art ein, und nicht gering zu schätzen ist das darin liegende ehrenvolle Zeugniß eines Mannes, wie Cappacini.

Endlich also, allerdings erst in seinem achtundvierzigsten Jahre, hatte unser Freund einen Platz im Leben gewonnen, der nicht mehr ein bloß provisorischer war.

In seinen Tagebüchern findet sich aus früherer Zeit, anscheinend aus dem Entwurfe eines Romans, in welchem er sich selbst zu schildern vorhatte, unter dem Titel „Klagen Peregrins“, ein Lebensrückblick. „Immer hatte ich Neigung das zu treiben, was meiner Lage am entferntesten war. So ist Alles, was ich kann, zu nichts nütze. Als ich Griechisch lernen sollte, träumte ich in Wäldern und an Bächen; als ich die Rechte studiren sollte, sang ich Liebesklagen; als ich Prozesse entscheiden sollte, sang ich wieder, trieb Malerei und war felig in griechischer Kunst: anstatt des Corpus juris studirte ich den Windelmann. Selten fassen Lehrer ihre Zöglinge auf. Die meinigen hätten oft meine Träume berichtigen sollen mit der Grammatik und dem Tacitus, aber hiervon mußten sie selbst zu wenig: wohl ihr Gedächtniß wußte davon, aber nicht ihre Seele. Oder sie hätten vor meiner überwiegenden Neigung für die Kunst sollen Achtung haben und sie pflegen; aber sie bemerkten nicht die erst aufstrebende schüchterne Blume, die vor dem zu strengen Worte erschreckend sich bog, die aber gepflegt, behaglich zum Baum erwachsen sein würde, anstatt daß es ihr an Nahrung gebrach, die sie dann nachher mühsam an sich ziehen mußte. Shakespeare sagt in seiner großen Weisheit: wer die Fluth versäumt, hat sein ganzes Leben mit den Klippen zu kämpfen. Sie sahen doch schon in meiner Kindheit, wie mir die Gedanken willig zuslogen. Man mußte diese Seele mit würdigem Stoff anfüllen, aus dem sie in Fülle Neues geschaffen hätte. Der Takt, das behagliche Schalten mit positivem Wissen wird nur auf solche Weise erworben, daß der Knabe, der Jüngling sammelt in der Zeit, da der Weg in seine Seele noch nicht verlegt ist durch das, was in männlicher Kraft an ihm herauswill, und dadurch das Eingehende hindert. Auch zum Auffassen gehört, außer der natürlichen Leichtigkeit, Uebung und Routine.“ — So ehemals. Aber blickte Kestner von seiner nunmehrigen Stelle auf dem Lebenswege rückwärts, so konnte er die Entwicklung, welche seine Bildung genommen hatte, keineswegs für verfehlt halten, sondern er durfte sich gestehen, daß, um den Aufgaben, die ihm sein jetziger Beruf stellte, zu genügen, sein Leben stetig eine Vorbereitung gewesen war. Ein Gelehrter allerdings war er nicht geworden, weder ein juristischer, noch ein philosophischer, noch ein archäologischer, noch ein eigentlich Gelehrter in der Geschichte der neueren

Kunst. Er hat auch in anderen als den obigen Aeußerungen nicht selten beklagt, daß es ihm an gründlich gelehrten Kenntnissen fehle. Aber als Vorbereitung zu seiner römischen Diplomatenstellung angesehen, war Nichts, gar Nichts von Dem, was er in dem langen Verlaufe seiner Lehrjahre getrieben hatte, überflüssig; es gab Nichts unter seinen Bildungsergebnissen, das ihm nicht eben für diesen Posten eine erhöhte Befähigung gab; sogar seine einst in Marseille gewonnenen Anschauungen vom Handel konnte er hier verwerthen. Jetzt war es ein Vorzug, daß bei der reichen und keineswegs oberflächlichen Bildung, welche er besaß, er die unvermeidliche Einseitigkeit strenger Fachmänner nicht hatte. Hohe Politik in Rom zu treiben, konnte die Aufgabe eines hannoverschen Geschäftsträgers nicht sein: für das, was er zur Vermittelung kirchlicher Geschäfte und politischer Nachrichten zu besorgen hatte, war Kestners Orientirung mehr als genügend. Wichtiger als die politischen waren die menschlich-socialen Pflichten, die seine Stellung ihm auflegte. Zwar auch hier hatte er ein gesandtschaftliches Haus nicht zu machen, und hat es niemals versucht; aber den Künstlern, Gelehrten und Reisenden, die aus Hannover — und, wie wir gesehen haben, aus England — nach Rom kamen, sollte er Schutz, Rath und socialen Beistand gewähren; und hierzu war er in eminentem Grade qualificirt. Sein Grundsatz im Verkehr mit den Menschen war, wie er einmal in seinem Tagebuche es ausdrückt: „ehre dich selbst, liebe die Andern.“ Und: „ich bin für das Vertrauen, und lebe glücklich immer bis ich betrogen werde. Es ist wahr, mein Glück kostet mir Etwas, aber es ist auch Etwas werth.“ Wer, sagt er, seinem Beutel den Schaden spare, wehre dies Glück von seinem Gemüthe ab. Auf solcher menschlich-schönen Basis nun war auch sachlich seine Thätigkeit für jene verschiedenen Klassen Schutzbefohlener nicht die eines gewöhnlichen Diplomaten. An der Kunde des Alterthums, insbesondere der alten Kunst, war er allmählig mit so viel Selbständigkeit des Wissens und des Urtheilens theilhaftig, daß er den Gelehrten keineswegs ein bloß Empfangender war. Ebenso stand es mit seiner wissenschaftlichen Kunde von neuerer Kunst. Und wiederum den ausübenden Künstlern, namentlich den Malern, war er durch seine eigene Kunstübung so nahe gestellt, daß er Verständniß nicht allein für Gegenstand, Gedanken, Wirkung des Kunstwerkes, sondern auch für die einzelnen technischen Momente der Ausführung hatte, und insofern von der Kunst war. Dabei blieb er dort wie hier unzweifelhaft doch Dilettant: aber da er sich für nicht mehr als einen gut gebildeten Dilettanten gab, so kam seiner Theilnahme an Dem, was seine Schützlinge vorhatten, die unermüdbliche Freude mit, welche Dilettanten eigen ist, und erhielt ihr eine Jugendfrische, die bis in sein hohes Alter ungemindert blieb. Aus allen diesen Gründen hätte man kaum Jemand denken können, der zurechtzuweisen, Anknüpfungen, Bestellungen, Unterstützungen zu vermitteln geeigneter gewesen wäre, als Kestner.

Gegen die Zeit, wo er Geschäftsträger wurde, bemerken wir ihn, wohl

in Folge des Zusammenhanges durch Gerhard, zuerst in näherem Verhältnisse auch zu Bunsen. Bunsens Wittwe äußert darüber (Dtſche Abg. 1. 267): die um diese Zeit ſich entwickelnde Freundschaft Weiber ſei nicht auf Ernst Schulzes ehemalige Empfehlung zurückzuführen, ſondern hervorgegangen „aus freiwilligem und ſtets zunehmendem Bewußtſein der gegenseitigen Werthschätzung und der Sympathie in vielen und vielleicht den meiſten Lebensinteressen.“ Für jedes Glied der Bunsen'schen Familie habe Keſtner ſeine beſondere Anziehungskraft gehabt. Zuerſt im October 1825 hat er die Freunde in Frascati auf vierzehn Tage beſucht. „Sie beſaßen,“ ſchreibt er 8. November, „eine große Villa, und die ganze Familie mit Allen biß zum Säugling, Kutſcher, vier Pferde, eine Stute mit einem Füllen, und der ganze treuherzige Ton gab die Idee einer deutſchen Meierei.“ So auf dem Lande und in ſeiner Familie waltend, fand er Bunsen auch in ſeiner Erſcheinung vorzugsweiſe ſchön. Beide Männer waren in einem Grundton ihrer Seele auf die Romantik geſtimmt; ſonſt kann man nicht ſagen, daß es gemeinſame Interereſſen waren, durch die ſie verbunden wurden: weder an den kirchlichen, die Bunsen ſchon damals unter allen am meiſten zu beſchäftigen begannen, noch an den geſchichtsphilophiſchen, in denen er die von Friedrich Schlegel angeregten Studien ſeiner Jugend fortſetzte, nahm Keſtner weſentlichen Antheil. Es war, wie Frau Bunsen mit Recht betont, perſönliches, gegenseitiges Vertrauen, das ihnen ein Verſtändniß für einander gab, es war der Einklang des ſittlichen Idealismus ihrer Naturen. Und wenn ja noch etwas Specielleres hinzukam, ſo war es das Einverſtändniß über jenes von Bunsen nachher Friedrich Wilhelm dem IV. gegenüber ſo tüchtig vertretene Maas liberaler Politik, das ſie vereinte. „Ich bin, ſo lange dieſer Sommer dauert,“ ſchreibt Keſtner das nächſte Jahr (20. Auguſt 1826), „mit manchen freundlichen Eindrücken umgeben geweſen. Die Familie Bunsen fährt fort mich mit brüderlicher Freundschaft zu überſchütten. Ebenſo“ der niederländiſche Geſandte „Reinhold.“ Dann berichtet er über Neukomm, den er bei Bunsen kennen gelernt hatte, und deſſen neues Inſtrument, Stubenorgel (*orgue expreſſif*). Dieſes Inſtrument „machte hier ſehr viel Aufſehen und trieb Greiſe und Einſiedler in Bunsens Palaſt, wo es ſeine Beſtimmung erhalten hat: denn Neukomm hat es ihnen abgetreten. Die göttliche Stimme der Capranefi verband ſich zuweilen damit, und gab Momente, die man nicht vergißt.“ Er fügt noch ein Wort über die Sängerin hinzu. Violante Capranefi war aus vornehmer römischer Familie, aber armuthshalber auf die Bühne gegangen, und hatte dann, nachdem ſie in England Vermögen erworben, den Grafen Giuſtiniani geheirathet. „Sie iſt eine ſehr achtungswerthe Frau, und meine ſehr gute Freundin, ſie wohnen ganz in meiner Nähe.“ Als Graf Giuſtiniani ſpäter ihr Vermögen verzehrt hatte, zog ſie Keſtner zu Rath, ob ſie ſich entſchließen dürfe, zum Theater zurückzukehren, und nahm, als er zuredete, ein neues Engagement für London an. Selbſt die Catalani entſchloß ſich einſt gegen Keſtner zu der Anerkennung: *elle m'a remplacée à Londres*. Wieder wohl-

habend geworden, zog die Capranesi sich später zum zweiten Mal nach Rom zurück und lebte dort nur noch kirchlichen Uebungen und der Erziehung ihrer Kinder.

Für den Sommer 1827 wurde Kestner eine Emser Kur vorgeschrieben. Er erhielt Urlaub dazu und trank den Brunnen in Thann im Elsaß, wo bei seinen Geschwistern Carl und Lottchen auch seine Mutter die schönen Monate zubachte. Es war das erste Mal seit seiner Abreise im Jahre 1817, daß er sie und die Geschwister wieder sah, und die Anwesenheit der Mutter um so glücklicher, als den Ausflug bis Hannover auszudehnen bei Kestners kurz bemessener Zeit nicht möglich gewesen wäre: nahm doch die Reise nur bis Thann, wenn auch auf die thunlich schnellste Art zurückgelegt, damals noch zehn bis elf Tage weg. Er beklagte, daß er weder die hannoverschen Geschwister, noch Beaulieu und Blumenbach sehen werde; aber für dieses Jahr müsse er sich das versagen.

Er fand die fünfundsiebenzigjährige Mutter in voller Frische und Rüstigkeit, die „ewig junge“ nennt er sie wiederholt. Die Tage des Zusammenseins waren wolkenlos glückliche. Im September kehrte er nach Rom, im October die Mutter nach Hannover zurück.

Für Kestner folgten überaus beschäftigte und unruhige Monate. Am 24. Januar schrieb er seiner Schwester: „Ich bin nun mitten im Strom, wie Du Dir denken kannst; und hätte ich nicht in der Erkenntlichkeit so mancher Menschen, denen ich Beistand und kleinere oder größere Gefälligkeiten erweise, manche angenehme Befriedigung, so würde mir in diesen zerrissenen Stunden ohne Ruhe gar nicht wohl zu Muthe sein. Für Hannover ist hier eine kleine, für England eine große Gesandtschaft, mit achthundert bis tausend Fremden, für deren Mehrzahl ich die Honneurs zu machen habe. Aber Hannover, das allein zahlt, giebt mir, was das Schlimmste ist, keinen Beistand, so daß ich alle Schaaren von Billets allein schreiben, alle Hunderte von Besuchen allein empfangen und geben muß. Auch für Preußen habe ich zu sorgen, weil Bunsen“, der zu liturgischen Arbeiten nach Berlin gerufen war, „immer nicht wiederkommt“. Namentlich waren einige vornehme Engländer da, von denen Kestner unendlich in Anspruch genommen wurde, unter ihnen Lord Majo; und aus Preußen war der für Neapel bestimmte Gesandte Graf Voß, in welchem er einen alten Universitätsfreund wieder fand — „nicht sehr brillant, aber bei seiner fleissen Art aufzutreten voll Herz und Aufrichtigkeit“, — in Stellvertretung Bunsens vorzustellen und zu führen.

In dies Treiben, dem er sich auch nicht einen Tag entziehen konnte, fiel die Nachricht, daß am 16. Januar 1828 seine Mutter gestorben war. Er war ihrer Liebe gegenüber sein Leben lang ein so gut wie gänzlich abhängiges Kind geblieben. Um so schwerer traf ihn der Schlag. „Erst jetzt sehe ich recht ein,“ schreibt er am 6. Februar, „wie sehr ich all mein Denken und Handeln auf meine Mutter bezog. Keinen Gedanken konnte ich seit der Schreckenskunde von vorgestern vollenden; selbst nicht einen solchen,

den ich ihr vielleicht, wenn auch nicht verheimlicht, doch nicht mitgetheilt haben würde. Denn ich hätte es ja doch gekonnt; und hätte sie es auch nicht ganz aufgefaßt, so war doch keiner zu gut für sie, und jeden ergriff sie stets gern und freundlich, weil sie sich an mir darin freute“.

Und am 8. März an die Schwester: „Mein erstes Geschäft nach dem Vorübergange dieser lärmenden Zeit soll sein, zu Dir, mein Geliebtestes, mich zu wenden; denn nun fange ich an, in mich selbst zu blicken, wenn auch noch sehr unterbrochen. Meiner großen Traurigkeit sehe ich nach, wie Du Dir denken kannst; zumal da ich bisher nie Zeit genug hatte, meine Trauer zu feiern. Ich sehe voraus, daß ich die Wunde lange, lange noch tragen, ja wohl niemals ganz verlieren werde. Ich sage mir zuweilen, daß es unnützig sei, zu vertrauern, was das Gesetz der Natur ist; aber nicht unserer Vernunft, sondern dem Herzen gehören die Thränen . . . Ich sage mir auch, daß sie mit ihrem großen Herzen für alle Menschen und für ihre Kinder sich, wenn sie uns sehen kann, nur über unsere Freude freuen wird; aber das rührt mich gerade am meisten. Jetzt ist Alles in Grün und Blumen, und schon schlagen die Nachtigallen: dieß Jahr wird aber kein anderer Gedanke für mich sein, als daß ihre unvergängliche Jugend an jedem Blatte Freude hatte, und daß diese Freude nun nicht mehr für sie ist“. So klingen die Töne des Schmerzes noch lange Zeit. Er schmückt die Büste der Mutter, die er herstellen zu lassen versucht hat, er zeichnet oder copirt ihre Portraits, oder läßt sie vervielfältigen, so mit dem geliebten Angesicht sich zu beschäftigen ist sein Trost.

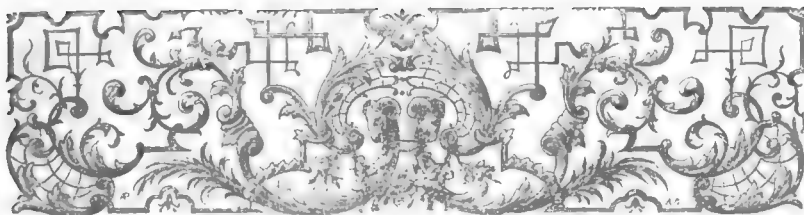
Unterdeß kam wenigstens Bunsen zurück. „Nun ist Bunsen wieder hier,“ schreibt er am 13. März, „welches mir eine große Wohlthat und Erleichterung ist. Er ist hilfreich und dankbar und läßt es mich entgelten, daß ich in seiner Abwesenheit, wo ich konnte, für ihn wirkte und den Seinigen beistand. Aber wäre ich nicht ein schändlicher Mensch, für so viel Freundschaft nicht mit Leib und Seele der Ihrige zu sein?“

Wie aber der Verlust der Mutter durch Bunsens Freundschaft gemildert ward, so half sie ihm auch über den Verlust desjenigen Freundes hinweg, der ihm diese elf ersten römischen Jahre der nächste gewesen war. Stadelberg verließ Rom im Sommer 1828, um nach Rußland zurückzukehren. „Daß ich nicht schrieb, daß Stadelberg mich am 7. August verließ,“ meldet Kestner der Schwester am 12. September, „begreife ich nicht. Am 26. hat er mir aus Rovigo geschrieben und muß nun in München sein. Ich hatte es sauer in der letzten Zeit vor seiner Abreise; denn er ist weilläufig und unbeholfen und äußerst hilfsbedürftig. Noch stehen zwölf ungeheure Kisten seiner Sachen in meinem Hause; denn Alles wurde bereitet, ihm nachgeschickt zu werden: Gemälde, Antiquitäten, Vasen, Münzen, viel tausend Kupferstiche, Kupferplatten, Foliowerke und viele eigene Zeichnungen; fast ganz Griechenland, wozu etwa dreißig Panoramas gehören, u. s. w. Dieß ließ mich den hiesigen ländlichen Aufenthalt mit Bunsens“, er schreibt aus Frascati,

„um sechs Wochen in großer Hitze aufschieben.“ Stadelberg hatte vorher mit Restner zusammen noch archäologische Arbeiten ausgeführt, deren weiterhin zu gedenken sein wird. Jetzt ging er, um für seine Zeichnungen Verleger zu suchen, erst nach Paris und London, blieb dann Jahre lang auf der Reise nach Petersburg in Mannheim und in Dresden, gelangte endlich 1823 nach Rußland, starb aber schon das folgende Jahr. Für den römischen Kreis war er seit seiner Abreise so gut wie verstorben.

Diese Abreise des Freundes und der Tod der Mutter schlossen einen wichtigen Abschnitt in Restners Leben; wir machen in dessen Betrachtung an solcher Stelle, um den Rest in einem Schlufsaufsatze vorzuführen, gleichfalls Halt.





Aus einem Cyclus:
Ein Sommerglück.

Novelle in Terzinen
von
Alberta von Puttkamer.

— Straßburg. —

Quel giorno più non ci leggemo avanti — — —
Dante.

Weist Du wohl noch, wie es zuerst gekommen,
Daß Du mich küßtest? Daß Du reizend wild
Den Schleier von dem Räthsel weggenommen?

Es war ein Februartag, kalt, doch mild,
Die Dämmer Schatten flogen tiefer schon
In mein Gemach. Apollos Marmorbild

Sah göttlich, aber bleich vom Säulenthron,
Dicht neben uns — und blickte, wie erstarrt,
Auf Dich, den götter schönen Erdensohn.

Ein Abendschein, blaßblutig, kurz und hart,
Berührte ihm die Stirn; ein Winterkuß
Auf Marmorsteine schaurig kühl und zart.

— Und ich erbehte . . . Es't mir doch den Schluß
Des Liedes, das wir neulich erst begannen;
Vielleicht bringt's mir das kühle Blut in Fluß

Und kann das tolle Denken in mir bannen.
„Mich friert — seht, und das Lied war reich an Gluth!
Wißt Ihr noch, wie mir heiß die Thränen rannen,

Als Ihr mir sprachet von süßer Liebeswuth?“
Drauf Du: „Ihr sagt, Ihr friert, vielschöne Frau,
Und doch glüht in den Adern Euer Blut!

O, Ihr seid krank! Jetzt seh' ich es genau,
Wie Euch das Fieber aus den Augen blizt!"
Ich aber fuhr empor und rief fast rauh:

„Was glaubt Ihr nur? Der Wein hat mich erhitzt,
Die Ungartrauben sind zu feurig wohl
Für Jemand, der so viel bei Büchern sitzt

Und sinnt und grübelt, und der sein Idol
In Träumen sucht und nicht auf dieser Welt!"
Dies Letzte klang sehr lügenhaft und hohl,

Denn mir gegenüber saß der junge Held,
Den meine Träume längst gefunden hatten.
Der aber lächelte. Wie Frühlicht fällt

Auf zarte Knospen glühender Granaten,
So flog das Lächeln hell um seinen Mund.
Mir war's, er hätte meinen Sinn errathen . . .

Und ich sprach ängstlich: „Sagt, wie ist die Stund'?
Mir scheint es spät und dunkel; irr ich nicht?
Und Ihr meint selbst, ich sei nicht ganz gesund.

Ihr könnt nicht lesen mehr — wollt Ihr jetzt —“
Da nahmst Du leise meine blasse Hand
Und sahst mir fragend, groß ins Angesicht,

Als hättest Du mein letztes Sein erkannt,
Und sagtest sanft: „Sprecht, Süße, soll ich geh'n?
Noch ist es Zeit, zu lösen dieses Band!"

Ich fühlte 's mich wie Sommerluft umweh'n,
Doch bog ich mich zurück und sagte schnell:
„Nein, bleibt und leiht! Wo blieben wir doch steh'n?"

„Da, wo Francesca und ihr Spiegelglanz
Paolo ihre süße Schuld erkennen."
Und Du hubst an zu lesen laut und hell . . .

Und in mir fühlte' ich's tief und tiefer brennen,
Ich wußt' es nun, daß ich Dich haltlos liebe,
Und das Gefühl, mit Namen konnt' ichs nennen.

Als ob ein Gott, in mir erwacht, mich triebe,
So neigt' ich Dir mein zitternd Haupt entgegen —
Du beatest unter diesem Strahl von Liebe,

Und Du hubst an: „Die Abendsschatten legen
Sich grau um uns; zum Lesen ward's zu dunkel —
Auch faßt mich solch ein wunderbares Regen . . .

Es leuchten Eure Augen wie Karfunkel,
So reich und so verlockend, gleichsam wie
Im dunklen Bergschacht Edelsteingefunkel!"

Drauf ward's ganz still. Die heil'ge Poesie
Hielt Beide uns in wachem Traum gefangen,
Und — plötzlich lagst Du vor mir auf dem Knie,

Und küstest zitternd Lippen mir und Wangen.
Und weist Du noch, was ich danach gethan?
Ich habe Dich mit aller Gluth umfangen

Und sagte leis: „Ich glaube, süßer Mann,
Das that das wundersame Lied von Dantel!"
Du aber sahst mich selig zweisehend an —

Quel giorno più non ci leggemmo avante!

Als wir heut Mittag durch die Felder gingen
(Du hieltest meine heiße Hand gefangen
Und spieltest sanft mit meinen Fodenringen),

Da überkam's mich wie ein tiefes Bangen:
Wir Beide dürfen uns ja nicht gehören,
Und dennoch bindet uns ein Gluthverlangen,

Plötzlich erwacht' es wie von Vogelchören,
Hoch uns zu Häupten in der gold'nen Luft;
Drüben verhallt' es klagend an den Föhren,

Die blitzend ragten im Nachmittagsduft,
Es waren Vögel, die gen Süden flogen . . .
Wie ein Verirrter nach der Heimath ruft,

So ist ein Schrei, als sie vorüberzogen,
Wehmüthig jammernd uns an's Ohr gedrungen,
Und dann verhallt am weiten Himmelsbogen . . .

Uns Beiden hat der Ton das Herz bezwungen,
So sehnsuchtskrank, so schmerzlich war der Laut,
Wie eine Saite, welche schrill zersprungen . . .

Du aber hast mich seltsam angeschaut
Und sprachst: „Es wird nun kühl — sie wollen ziehen,
Bei uns im Norden welkt' schon Blum' und Kraut.

Die Seligen! Sie dürfen dorthin fliehen,
Wo Gluth und Glück und ihre Heimath ist;
Wenn sie uns Beiden doch die Flügel liehen!

O, dehnte sich doch diese dumpfe Frist,
Die wir dem bittren Schicksal kühn entringen,
Wo Du in diesem Thal mein eigen bist,

Zu einem Flug, den wir mit trog'gen Schwingen,
Weithin in's Glück und in die ferne wagen;
Und wollte uns die Erde niederzwingen,

Uns würde doch die Kraft der Sehnsucht tragen,
Der sel'ge Schwung, der uns erhob zum Glück,
Er würd' uns auch entrücken allen Klagen."

„Sieh' dorthin," rief ich schmerzlich, „Stück um Stück
Und Blatt um Blatt, wie sie im Herbsthauch sterben,
Wie sie verwelkt zur Erde fall'n zurück."

Da, wo sie wurzeln, blüh'n sie und verderben.
So haften auch wir Menschen an der Stätte;
Wir können nicht um Himmelslüfte werben,

Nicht mit den Wolken fliegen um die Wette,
Nicht, kraft der Schwingen, Gluth und Glück uns suchen —
Die Erde bindet uns mit starker Kette . . .

Ich möchte dieser niedern Knechtschaft fluchen,
Die uns versagt, zum Himmel aufzusteigen
Und uns die Sehnsucht ließ, ihn doch zu suchen!"

Drauf haben Beide sinnend wir geschwiegen,
Und sind, wie arme Kinder, Hand in Hand
Den Pfad zum Waldeshang emporgestiegen,

Da nickten blasse Rosen noch am Rand,
Verspätet, zitternd in dem kühlen Wind . . .
Das Feld war rings mit Fäden überspannt,

Du rieffst: „Sieh doch die Rosen, süßes Kind!
Und wie die Lande silberkimmernd blühen!
Und wie die Sonnenstrahlen glühend sind!

Du mußt Dir nicht Dein schönes Haupt erhitzen,
Mit grübelnden und schmerzlichen Gedanken,
Es ist genug, daß wir den Tag besitzen.

Sieh doch, wie reizend diese Blüthen ranken . . .
Ich winde schnell Dir eine duft'ge Krone,
Und Du mußt mir mit einem Kusse danken,

Du junge Königin auf blüh'ndem Thronel!"
Ich aber schaute starr in's Land hinaus —
Mich fröstelte's bei Deinem Jubeltone . . .

„Du fühlst es auch: bald ist das Märchen aus —
Wir werden bald, zu bald von hinnen müssen,
Und doch — mir ist's, ich fänd' nicht mehr nach Haus —

Und dennoch muß ich. Laß Dich heut noch küssen,
Da ich noch jung an Deinem Herzen bin!
Sieh Deine Lippen, diese rothen, süßen!

Wohl glüht von Deinem Kuß mir Herz und Sinn,
Und doch will der Gedanke mich nicht lassen,
Daß unser Sommerglück nun bald dahin.

Mir ist's, ich seh' auch Dich, mein Lieb, erblassen;
— Mich schauert' es, als käm' ein Sturm von Norden —
Zur Sommerwende mußt Du mich verlassen,

O Gott — und — heute ist es Herbst geworden!"





Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte. *)

Ungedruckte Briefe des Dichters.

Herausgegeben von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

(Fortsetzung.)



ersprochenermaßen lasse ich hier die zweite Gruppe der Kleist'schen Briefe an seine Braut folgen. Diese Gruppe bietet weniger, als die erste, eine zusammenhängende Reihenfolge, weil ein größerer Theil der in diese Periode fallenden Briefe bereits bei Bülow (in dessen Biographie Kleists) abgedruckt ist. Aber darum sind die hier folgenden, noch nicht gedruckten, nicht weniger von Interesse. Die ersten vier — Berlin 16. bis 18. Nov. und 22. Nov. 1800, 11. Januar und 21. Januar 1801 — lassen uns tiefe Blicke in das sinnige, zum Theil freilich auch schwerblütige und selbstquälerische Wesen des Dichters thun. Der fünfte — Straßburg, 20. Juni 1801 — ist kurz; er drückt Gefühle der Liebe und der Sehnsucht nach der Geliebten aus, spricht daneben, doch nur flüchtig, von den ersten Eindrücken Kleists bei seinem Eintritt nach Frankreich. Auf diesen folgen vier Briefe Kleists aus Paris mit Schilderungen seines dortigen Lebens — sie finden sich bei Bülow. Die beiden letzten hier wiedergegebenen sind bedeutsam für die Charakteristik des Dichters und für sein Verhältniß zu seiner Braut. In dem ersten derselben — Frankfurt a. M., 2. Dec. 1801 (auf der Rückreise von Paris) — sehen wir dieses Verhältniß sich lockern, weil die Braut gegen Kleists Plan einer bleibenden Ansiedelung in der Schweiz (als Landmann) Bedenken geäußert hat; in dem

*) Vergl. „Nord und Süd“, Band XIX. Heft 55.

Letzen — Marinsel im Thuner See, 20. Mai 1802 — erfolgt die völlige Lösung des Verhältnisses.

Weil dieser letzte Brief — der letzte überhaupt von allen vorhandenen — auf einen Brief der Braut an Kleist — Frankfurt a. d. O., 10. April 1802 — Bezug nimmt, so habe ich auch diesen mit abdrucken lassen. Er zeigt keine Ahnung der Braut von dem nahen Bruche; vielmehr scheint dieselbe geglaubt zu haben, Kleist werde doch noch in's Vaterland zurückkehren.

In meiner ersten Einleitung zu den Kleist'schen Briefen (Octoberheft, S. 92) hatte ich die Vermuthung ausgesprochen, Kleist habe wohl jenen Brief der Braut vom 10. April entweder gar nicht erhalten oder ungelesen zurückgehen lassen — weil der Brief mit Couvert sich im Besitze der Braut und in deren Verlassenschaft befand. Ich hatte dabei übersehen, daß Kleist eben doch in seinem Abschiedsbrieфе auch jenes Briefes (nicht bloß eines früheren, „um die Jahreswende“ geschriebenen) Erwähnung thut. Ich erkläre mir nun den Umstand, daß der Brief vom 10. April an seine Verfasserin zurückgelangt ist, so (und es scheint mir das ganz dem Charakter Kleists zu entsprechen): Kleist hat den Brief zwar gelesen, auch beantwortet, aber ihn dann mit seinem Briefe vom 20. Mai der Braut zurückgesandt, um, da er nun einmal entschlossen war, das Verhältniß zu lösen, auch durch nichts mehr daran erinnert und in der schwer errungenen Resignation (die sich in den Schlußworten seines Briefes ausdrückt) von Neuem beirrt zu werden.

Hier also die weiteren Briefe:

Berlin, den 16. November 1800.

Für Wilhelminen.

Man erzählt von Newton, es sei ihm, als er einst unter einer Allee von Fruchtbäumen spazieren ging, ein Apfel von einem Zweige vor die Füße gefallen. Wir beide würden bei dieser gleichgültigen und unbedeutenden Erscheinung, nicht viel Interessantes gedacht haben. Er aber knüpfte an die Vorstellung der Kraft, welche den Apfel zur Erde trieb, eine Menge von folgenden Vorstellungen, bis er durch eine Reihe von Schläüssen zu dem Gesetze kam, nach welchem die Weltkörper sich schwebend in dem unendlichen Raume erhalten.

Galilei mußte zuweilen in die Kirche gehen. Da mochte ihm wohl das Geschwätz des Pfaffen auf der Kanzel wenig langweilig sein, und sein Auge fiel auf den Kronleuchter, der von der Bewegung des Aufstehens noch in schwebender Bewegung war. Tausende von Menschen würden, wie das Kind, das die schwebende Bewegung der Wiege selbst fühlt, dabei vollends eingeschlafen sein. Ihm aber, dessen Geist immer schwanger war mit großen Gedanken, ging plötzlich ein Licht auf und er erfand das Gesetz des Pendels, in der Naturwissenschaft von der äußersten Wichtigkeit.

Es war, dünkt mich, Pilatre, der einst aus seinem Zimmer den Rauch betrachtete, der aus einer Feuerreife wirbelnd in die Höhe stieg. Das mochten wohl viele Menschen vor ihm auch gesehen haben. Sie ließen es aber dabei bewenden. Ihm aber fiel der Gedanke ein, ob der Rauch, der doch mit einer gewissen Kraft in die Höhe stieg, nicht auch fähig wäre, mit sich eine gewisse Last in die Höhe zu nehmen. Er versuchte es und ward der Erfinder der Luftschiffahrtskunst.

Colomb stand gerade an der Küste von Portugal, als der Wind ein Stück Feuer an's Ufer trieb. Ein Andrer an seiner Stelle würde dies vielleicht nicht wahr-

genommen haben, und wir wüßten vielleicht noch nichts von Amerika. Er aber, der immer aufmerksam war auf die Natur, dachte, in der Gegend, von welcher das Holz fortgeschwamm, müsse wohl ein Land liegen, weil das Meer keine Bäume trägt, und er ward der Entdecker des neuen Welttheiles.

In einer holländischen Grenzfestung saß seit langen Jahren ein Gefangener. In dem Gefängnisse, glaubt man, lassen sich nicht viele interessante Betrachtungen anstellen. Ihm aber war jede Erscheinung merkwürdig. Er bemerkte eine gewisse Uebereinstimmung in dem verschiedenen Bau der Spinnnetze mit der bevorstehenden Witterung, so daß er untrüglich das Wetter vorherzusagen konnte. Dadurch ward er der Urheber einer höchst wichtigen Begebenheit. Denn, als in dem französischen Kriege Holland unter Wasser gesetzt worden war, und Bichqru im Winter mit einem Heere über das Eis bis an diese Festung vordrang, und nun plötzlich Thauwetter einfiel und der französische Feldherr, seine Armee vor dem Wassertode zu retten, mit der größten Eilfertigkeit zurückzukehren befohl, da trat dieser Gefangene auf und ließ dem General sagen, er könne ruhig stehen bleiben, in 2 Tagen falle wieder Frost ein, er stehe mit seinem Kopfe für die Erfüllung seiner Prophezeiung — und Holland ward erobert.

Diese Beispiele mögen hinreichend sein, Dir, mein liebes Mädchen, zu zeigen, daß nichts in der ganzen Natur unbedeutend und gleichgültig und jede Erscheinung der Aufmerksamkeit eines denkenden Menschen würdig ist.

Von Dir werde ich freilich nicht verlangen, daß Du durch Deine Beobachtungen die Wissenschaften mit Wahrheiten bereicherst, aber Deinen Verstand kannst Du damit bereichern und tausendfältig durch aufmerksame Wahrnehmung aller Erscheinungen üben.

Das ist es, liebes Mädchen, wozu ich Dir in diesem Vogen die Anleitung geben will.

Mir leuchtet es immer mehr und mehr ein, daß die Bücher schlechte Sittenlehrer sind. Was wahr ist, sagen sie uns wohl, auch wohl, was gut ist, aber es dringt in die Seele nicht ein. Einen Lehrer giebt es, der ist vortrefflich, wenn wir ihn verstehen; das ist die Natur.

Ich will Dir das nicht durch ein langes Geschwätz beweisen, sondern lieber durch Beispiele zeigen, die wohl immer, besonders bei Weibern, die beste Wirkung thun möchten.

Ich ging an jenem Abend vor dem wichtigsten Tage meines Lebens in Würzburg spazieren. Als die Sonne herabsank, war es mir, als ob mein Glück unterginge. Mich schauerte, wenn ich dachte, daß ich vielleicht von Allem scheiden müßte, von Allem, was mir theuer ist.

Da ging ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Thor sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, was doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen — und ich zog aus diesem Gedanken einen unbeschreiblich erquickenden Trost, der mir bis zu dem entscheidenden Augenblicke immer mit der Hoffnung zur Seite stand, daß auch ich mich halten würde, wenn Alles mich sinken läßt.

Das, mein liebes Mädchen, würde mir kein Buch gesagt haben, und das neu' ich recht eigentlich lernen von der Natur.

Einen ähnlichen Trost hatte ich schon auf der Hinreise nach Würzburg. Ich stand nämlich mit dem Rücken gegen die Sonne und blickte lange in einen lebhaften Regenbogen. So fällt doch, dachte ich, immer ein Strahl von Glück auf unser Leben, und, wer der Sonne selbst den Rücken kehrt und in die trübe Wetterwolke schaut, dem wirft ihr schönes Bild der Regenbogen zu.

In jener herrlichen Nacht, als ich von Leipzig nach Dresden reiste, dachte ich mit wehmüthiger Freude: am Tage sehen wir wohl die schöne Erde, doch wenn es Nacht ist, sehen wir in die Sterne.

Ja, es giebt Augenblicke, wo uns solche Winke der Natur wie die freundliche Rede eines Lehrers entzünden können.

Den 18. November.

Bemühe Dich also von jetzt an, recht aufmerksam zu sein auf alle Erscheinungen, die Dich umgeben. Keine ist unwichtig, jede, auch die scheinbar unbedeutendste, enthält doch etwas, das merkwürdig ist, wenn wir es nur wahrzunehmen wissen. Aber beübe Dich, nicht bloß die Erscheinungen wahrzunehmen, sondern auch etwas von ihnen zu lernen. Frage bei jeder Erscheinung entweder: worauf deutet das hin? — nur dann wird die Antwort Dich mit irgend einer nützlichen Lehre bereichern; oder frage wenigstens, wenn das nicht geht: womit hat das eine Aehnlichkeit? Und dann wird das Auffinden des Gleichnisses wenigstens Deinen Verstand schärfen.

Ich will Dir auch dieses durch einige Beispiele erläutern.

Daß Du nicht wie das Thier den Kopf zur Erde neigst, sondern aufrecht gebeugt bist und in den Himmel sehen kannst, worauf deutet das hin? — Beantworte mir einmal das?

Du hast zwei Ohren und doch nur einen Mund. Mit den Ohren sollst Du hören, mit dem Munde sollst Du reden. — Das hältst Du wohl für etwas sehr Gleichgültiges? Und doch läßt sich daraus eine höchst wichtige Lehre ziehen. Frage Dich einmal selbst, worauf das hindeutet, daß Du mehr Ohren hast, als Münde? —

Du allein singst nur Einen Ton, ich allein singe auch nur Einen Ton, wenn wir einen Accord hören wollen, so müssen wir beide zusammen singen. — Worauf deutet das hin?

Wenn Du spazieren gehst und in die Sonne blickst, so wenden Dir alle Gegenstände ihre Schattenseite zu. — Eine Lehre möchte sich daraus nicht ziehen lassen, aber ein sehr interessantes Gleichniß.

Also frage Dich einmal, womit hat das eine Aehnlichkeit?

Ich ging leßthin in der Nacht durch die Königsstraße. Ein Mann kam mir entgegen mit einer Laterne. Sich selbst leuchtete er auf den Weg, mir aber machte er es noch dunkler. — Mit welcher Eigenschaft des Menschen hat diese Blendlaterne Aehnlichkeit?

Ein Mädchen, das verliebt ist und es vor der Welt verbergen will, spielt in Gegenwart ihres Geliebten gewöhnlich mit dem Fächer. Ich nenne einen solchen Fächer einen Telegraphen (zu Deutsch: Fernschreiber) der Liebe. — Warum?

Der Sturm reißt den Baum um, aber nicht das Weilchen, der leiseste Abendwind bewegt das Weilchen, aber nicht den Baum. Womit hat das eine vortreffliche Aehnlichkeit?

Solche und ähnliche Fragen wirf Dir, mein liebes Mädchen, selbst recht oft auf und suche sie dann zu beantworten! An Stoff zu solchen Fragen kann es Dir nicht fehlen, wenn Du nur recht aufmerksam bist auf Alles, was Dich umgiebt. Kannst Du die Frage nicht gleich beantworten, so glaube nicht, daß die Antwort unmöglich sei; aber setze die Beantwortung aus, denn unangenehm darfst Du Dir diese Beschäftigung nicht machen, die unsern ganzen Leben großen Reiz geben, die Wichtigkeit aller uns umgebenden Dinge erhöhen und eben dadurch für uns höchst angenehm werden kann. Das heißt recht eigentlich unsern Verstand gebrauchen — und dazu haben wir ihn doch?

Wenn Dir aber die Antwort gelingt, so zeichne den ganzen Gedanken gleich auf, in einem dazu bestimmten Hefte. Denn festhalten müssen wir, was wir uns selbst erworben haben — auch will ich Dir in der Folge noch einen andern Grund sagen, warum es gut ist, wenn Du das aufschreibst.

Also von heute an mußt Du jeden Spaziergang bedauern oder vielmehr bereuen, der Dich nicht wenigstens um einen Gedanken bereichert hätte; und wenn gar ein ganzer Tag ohne solche moralische Nebenüben vergeht und wenn gar ganze Wochen

ohne solche Einkünfte verstreichen, — dann — dann — — Ja, mein liebes Mädchen, ein Capital müssen wir haben, und wenn es kein Geld ist, so muß es Bildung sein, denn mit dem Körper können wir wohl darben, aber mit dem Geiste müssen wir es niemals, niemals — und wovon wollen wir leben, wenn wir nicht bei Zeiten sammeln?

Widme Dich also diesem Geschäft so oft als möglich, ja bei der Arbeit selbst! Dadurch wird recht eigentlich die Arbeit veredelt, wenn sie nicht nur unsern Körper, sondern auch unsern Geist beschäftigt. Daß dieses allerdings möglich sei, wirst Du bei einiger Betrachtung leicht finden.

Wenn Dir beim Stricken des Strumpfes eine Masche von der Nadel fällt, und Du, ehe Du weiter strickst, behutsam die Masche wieder aufnimmst, damit nicht der eine aufgelöste Knoten alle die andern auflöse und so das ganze künstliche Gewebe zerstört werde — welche nützliche Lehre giebt Dir das für Deine Bildung, oder wohin deutet das?

Wenn Du in der Küche das kochende heiße Wasser in das kühlere Gefäß gießest, und die sprudelnde Flüssigkeit, indem sie das Gefäß ein wenig erwärmt, selbst dadurch abgekühlt wird, bis die Temperaturen (Wärmegrade) in beiden sich ins Gleichgewicht gesetzt haben, welche vortreffliche Hoffnung ist daraus für uns beide, und besonders für mich zu ziehen, oder worauf deutet das hin?

Ja, um Dir ein Beispiel von der gemeinsten Beschäftigung zu geben — wenn Du ein schmutziges Schnupftuch mit Wasser auswäschst, welches Buch kann Dir eine so hohe, erhabene Lehre geben, als diese Arbeit? Bedürfen wir mehr als bloß rein zu sein, um mit der schönsten Farbe der Unschuld zu glänzen?

Aber die beste Anleitung, Dich im Selbstdenken zu üben, mögte doch wohl ein nützliches Buch sein, etwa Wunsch's kosmologische (weltbürgerliche) Unterhaltungen, das ich Dir geschenkt habe. Wenn Du das täglich ein Stündchen in die Hand nimmst, so würdest Du davon einen doppelten Nutzen haben. Erstens, die Natur selbst näher kennen zu lernen, und dann, Stoff zu erhalten, um eigene Gedanken anzuknüpfen.

Nämlich so: gesetzt, Du ständest darin den Satz, daß die äußere (andere) Seite des Spiegels nicht eigentlich bei dem Spiegel die Hauptsache sei, ja daß diese eigentlich weiter nichts ist, als ein nothwendiges Uebel, indem sie das eigentliche Bild nur verwirrt, daß es aber hingegen vorzüglich auf die Glätte und Politur der inneren (hintern) Seite ankomme, wenn das Bild recht rein und treu sein soll — welchen Wink giebt uns das für unsere eigne Politur, oder wohin deutet das?

Oder gesetzt, Du ständest darin den Satz, daß zwei Marmorplatten nur dann unzertrennlich aneinander hängen, wenn sie sich in allen ihren Punkten berühren. Womit haben die Marmorplatten Aehnlichkeit?

Oder, daß die Pflanze ihre Nahrung mehr aus der Luft und dem Regen, also mehr aus dem Himmel ziehen muß, als aus der Erde, um zu gedeihen — welche garte Pflanze des Herzens muß das auch?

Bei jedem solchen interessanten Gedanken müßtest Du also immer fragen, entweder: wohin deutet das, wenn man es auf den Menschen bezieht? oder: was hat das für eine Aehnlichkeit, wenn man es mit dem Menschen vergleicht? Denn der Mensch und die Kenntniß seines ganzen Wesens muß Dein höchstes Augenmerk sein, weil es einst Dein Geschäft sein wird, Menschen zu bilden.

Setzt also, Du ständest in diesem Buche, daß die Luftsäure (eine Luftart) sich aus der Fäulniß entwickle und doch auch vor der Fäulniß sichere, so müßtest Du nun fragen, welche Aehnlichkeit hat das wohl, wenn man es in irgend einer Hinsicht mit dem Menschen vergleicht? Da wirst Du leicht finden, daß sich aus dem Laster des Menschen etwas entwickle, das davor sichert, nämlich die Reue.

Wenn Du liest, daß die glänzende Sonne keine Flecken habe, wenn man sie nicht mühsam mit dem Teleskop auffuche, um sie zu finden — welch eine vortreffliche Lehre giebt uns das?

O leztthin ward ich plötzlich durch einen bloßen Anblick zurückgeführt im Geiste durch anderthalb Jahre in jene Zeit, wo wir noch unempfindlich neben einander wohnten, unbewußt, daß wir uns einst so nahe verwandt sein würden. Ich öffnete nämlich das Schubfach meines Tisches, in welchem mein Feuerzeug, Stahl und Stein, lag. Da liegen sie nebeneinander, dachte ich, als ob sie zu einander nicht gehörten, und wenden einander ihre kalten Seiten zu, und noch läßt sich der Funke nicht ahnden, der doch in beiden schlummert — aber jetzt umschließe ich Dich innig mit meinem warmen Herzen, mein liebes, liebes Mädchen — o der erste Funke fing Feuer — vielleicht wäre er doch erloschen, aber Du hast es wohl verstanden, ihn zur Flamme anzufachen — o erhalte sie in der Gluth, mein eignes Glück hängt daran, aber von Dir nur hängt es ab. O wache, wie die Vestalinnen, über die heilige Flamme, daß sie nicht erlösche, lege von Zeit zu Zeit etwa ein neues erworbenes Verdienst hinzu, und schlafe nie ein auf den Stufen — o dann wird die Flamme ewig lodern und uns beide erwärmen.

Und nun lebe wohl! — Doch, ich wollte Dir ja noch einen andern Grund sagen, warum es gut wäre, Deine eigenen Gedanken aufzuschreiben. Es ist dieser. Du weißt, daß ich mich jetzt für das schriftstellerische Fach bilde. Ich selbst habe mir schon ein kleines Ideenmagazin angelegt, das ich Dir wohl einmal mittheilen und Deiner Beurtheilung unterwerfen möchte. Ich vergrößere es täglich. Wenn Du auch einen kleinen Beitrag dazu lieferst, so könntest Du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen. — Verstehst Du mich? —

Und nun Adieu. Ich danke Dir für die 6 Fr. d. r. In Kurzem erhältst Du sie wieder. Schreibe mir bald, und besonders schicke mir bald die Berechnung! Adieu!

H. K.

N. S. Weißt Du wohl, daß Prokes ganz unvermuthet angekommen ist, und den Winter bei uns wohnen wird? — O hättest Du auch bei Dir eine Freundin, die Dir das wäre, was dieser Mensch mir! Ich bin sehr vergnügt und muß Dich herzlich küssen. Adieu!

Berlin, den 22. November 1800.

Liebe Wilhelmine.

Deinen Brief empfing ich gerade, als ich sinnend an dem Fenster stand und mit dem Auge in den trüben Himmel, mit der Seele in die trübe Zukunft sah. Ich war nicht recht froh, — da glaubte ich durch Deinen Brief aufgeheitert zu werden — aber Du schreibst mir, daß auch Dich die Zukunft beunruhigt, ja, daß Dich diese Unruhe sogar krank macht — o da werd ich ganz traurig, da konnte ich es in dem engen Zimmer nicht mehr aushalten, da zog ich mich an, und lief, ob es gleich regnete, im Halbdunkel des Abends durch die kothige Stadt, mich zu zerstreuen und mein Schicksal zu vergeffen.

Liebe Wilhelmine! Wenn diese Stimmung in uns herrschend wird, so werden wir die Zeit der Geduld, die uns das Schicksal auferlegt, sehr unglücklich durchleben.

Wenn ich mir ein Glück dachte, das unsere Herzen, das meinige wenigstens, ganz ausfüllen könnte, wenn dieses Glück nicht ganz erreichbar ist, wenn die Vorschläge zu seiner Erreichung Dir unausführbar scheinen, ist denn darum Alles verloren? Noch habe ich die Laufbahn in dem Fabrikwesen nicht verlassen, ich wohne den Sitzungen der technischen Deputation bei, der Minister hat mich schriftlich eingeladen, mich anstellen zu lassen, und wenn Du darauf bestehst, so will ich nach zwei Jahren drei Jahre lang reisen und dann ein Amt übernehmen, das uns wohl Geld und Ehren, aber wenig häusliches Glück gewähren wird.

Liebe Wilhelmine, vergißt Du denn, daß ich nur darum so furchtsam bin, ein Amt zu nehmen, weil ich fürchte, daß wir Beide darin nicht recht glücklich sein würden? Vergißt Du, daß mein ganzes Bestreben dahin geht, Dich und mich wahrhaft glücklich zu machen? Willst Du etwas Anderes, als bloß häusliches Glück? Und ist es

nicht der einzige Gegenstand meiner Wünsche, Dir und mir dieses Glück, aber ganz uneingeschränkt, zu verschaffen?

Also sei ruhig! Bei Allem, was ich unternehmen werde, wird mir immer jenes letzte Ziel vorschweben, ohne das ich auf dieser Erde niemals glücklich sein kann, nämlich: einst, und zwar so bald als möglich, das Glück der Ehe zu genießen.

Glaubst Du nicht, daß ich bei so vielen Bewegungsgründen, mich zu einem brauchbaren Manne zu bilden, endlich brauchbar werden werde? Glaubst Du nicht, daß ich Kräfte genug sammeln werde, einst Dich und mich zu ernähren? Glaubst Du nicht, daß ich mir, bei der vereinten Richtung aller meiner Kräfte auf ein einziges Ziel, endlich ein so bescheidenes Glück, wie das häusliche, erwerben werde?

Daß Dir die Trennung von Deiner Familie so schmerzhaft scheint, ist natürlich und gut. Es entspricht zwar meinen Wünschen nicht, aber Du weißt, warum meine Wünsche gegen die Deinigen immer zurückstehen. Mein Glück ist freilich an Niemanden gebunden, als bloß an Dich — indessen, daß es bei Dir anders ist, ist natürlich und ich verzeihe es Dir gern.

Über der Aufenthalt bei J. M. und die Verknüpfung unserer Wirthschaft mit der ihrigen würde uns doch so abhängig machen, uns so in ein fremdes Interesse verflechten und unsrer Ehe so ihr Eigenthümliches, nämlich eine eigene Familie zu bilden, rauben, daß ich Dich bloß an alle diese Uebel erinnern zu brauchen glaube, um Dich zu bewegen, diesen Vorschlag aufzugeben.

Dagegen könnte ich bei meiner Majorennität das ganze Haus selbst übernehmen und bewirthschaften, woraus mancher Vortheil vielleicht entspringen könnte. Ich könnte auch in der Folge ein akademisches Lehramt in Frankfurt annehmen, welches noch das Einzige wäre, zu dem ich mich gern entschließen könnte. Du siehst also, daß noch Aussichten genug vorhanden sind, um ruhig zu sein.

Also sei es, liebes Mädchen! O inniger, heißer kannst Du gewiß eine baldige Vereinigung nicht wünschen, als ich.

Beruhige Dich mit diesen Wünschen, die gewiß Deine guten Fürsprecher sind! Sie werden meine Thätigkeit unaufhörlich spornen, sie werden meine Kräfte nie erschöpfen, meinen Muth nie sinken lassen, und endlich mich dem glücklichen Tage zuführen, o Wilhelmine! —

Auf Weihnachten möchte ich wohl nach F. kommen. — Du siehst es doch gern? Ich bringe Dir dann etwas mit. Adieu!

Dein ewig treuer Freund H. R.

(Schluß folgt.)





Auf dem Wege nach Bayreuth.

Eine Sommerfahrt durch den Bayerischen Wald mit den Leitmotiven
des Doctors.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —



lle Wege führen nach Rom; nach Bayreuth führt der nächste von Berlin aus über Hof, und wenn man in Neuenmarkt das Glück hat, den fahrplanmäßigen Zug zu verpassen und ein Fuhrwerk etwa von der Geschwindkraft einer Berliner Droschke zweiter Klasse zu finden, so dauerte es auch gar nicht lange, bis man ankommt. Mit der Bahn geht es freilich ein bißchen langsamer, aber mit Geduld und kräftigen Nerven kommt man auch auf diesem Wege unbehelligt zum Ziele.

Da ich es nicht sehr eilig hatte und von der Nothwendigkeit nicht überzeugt war, die publicistischen Kräfte, die von hier aus Deutschland und das Ausland mit den gründlichsten und umfassendsten Berichten über die Vorbereitungen zum „Parsifal“, über die Leistungen der technischen, malerischen, choreographischen und musikalischen Künstler beiderlei Geschlechts — der Sänger und Orchestermitglieder — sowie über die geringfügigsten Aeußerungen Richard Wagners versorgten, durch meinen guten Willen und meine unermüdete Thätigkeit sofort zu verstärken, so durfte ich mir einen Umweg gestatten. Ein Blick auf die Karte war mein Wegweiser.

Freundnachbarlich neben den böhmischen Wäldern, die durch den längeren Aufenthalt Karl Moors und seiner Freunde eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, zieht sich ein mit dichten Waldungen bedeckter Höhenzug hin, der Bayerische Wald geheißen, von dem ich bisher nicht viel gehört hatte. Ich erkundigte mich bei diesem und jenem; aber dieser wußte mir ebenso wenig darüber zu sagen wie jener. In Meyers Reisebüchern über Süddeutschland (von Berlepsch redigirt) fand ich dagegen eine wahrhaft begeisterte Schilderung der großartigen Naturschönheiten, die dort angehäuft seien, so-

wie den Hinweis auf die Specialliteratur über den Bayerischen Wald. Und nachdem ich mich auch mit dieser vertraut gemacht hatte, stand mein Entschluß fest: nur über den Bayerwald führt mich der Weg nach Bayreuth!

Mit einem lieben Freunde aus Berlin traf ich an dem bestimmten Tage in München zusammen.

Man lachte uns aus, als wir das Ziel unserer Wanderung verlauten ließen: „In den Bayerischen Wald? Sie meinen in's Gebirge? Sie wollen die Seen besuchen, Reichenhall, Berchtesgaden, Kreuth, Zell, Partenkirchen?“

„Nichts von alledem! den Bayerischen Wald!“

„Da werden Sie schön ankommen! Was wollen Sie verwöhnte Großstädter unter den Wäldlern, die von der Nagelbürste der Cultur keine Ahnung haben, in düftigen Schänken mit mangelhafter Verpflegung und fragwürdigsten Betten?“

„Wir wollen den deutschen Urwald sehen. Wir wollen ‚in gräßlicher Verwirrung die alten ausgebleichten Stämme‘ liegen sehen, ‚im traurigen weißleuchtenden Verhade die dunkeln Wasser säumend . . .‘ (Abalbert Stifter.) Wir wollen die ‚Felsstrümmen und ästelosen gebleichten Urstämme von kolossalen Dimensionen rechts und links des Weges, mit ihren Wurzeln gegen den Himmel emporstarrend;‘ wir wollen ‚den ersten Tempel der Natur, dessen heilige Stille nur hie und da durch den fernen Schuß eines Jägers oder durch den gellenden Schrei eines Raubvogels unterbrochen wird; die urwaldähnlichen Bestände und wildschöne Landschaft‘ sehen. (C. Hoffmann.) Wir wollen den ‚Urwald in seiner ganzen schauerlichen Kraft und Wildheit, den Boden, das Product tausendjähriger vegetabilischer Verwesung, den ganzen wirren und struppigen Apparat, welcher den Urwald charakterisirt, die Zeugen und Zeugnisse wild revoltirender Naturerzeugnisse, welche Felsenbrocken vom Gesteinskörper ablösend herniederschleuderten, Riesenstämme durch Windbruch wie Halme knickten, den wüsten Verhau in Mitte parasitisch wuchernden jungen Lebens — das Urbild eines deutschen Urwaldes, wie ihn keine deutsche Gebirgsgegend großartiger aufweisen kann,‘ (H. A. Werlepsch) — Das wollen wir sehen!“

„Dann also viel Vergnügen zur Reise! Daß Sie mit starken Enttäuschungen den Heimweg antreten werden, können wir ihnen verbürgen!“

Nun, wir sind den ganzen Bayerwald durchfahren — von Deggen Dorf bis Böhmisches Eisenstein, wir haben die beiden höchsten Berge bestiegen, den Rachel von Sanct Oswald und den großen Arber von Zwiesel aus, und wir drei — ein befreundeter Münchener Arzt, der gleichfalls nach Bayreuth gehen wollte und die Leitmotive des „Parzival“ schon sämmtlich am Schnürchen hatte, hatte sich uns angeschlossen — haben uns königlich vergnügt und es nicht einen Augenblick bereut; aber das verhindert nicht, daß der brave C. Hoffmann, der Verfasser des „Führer durch den Bayerschen Wald,“ nach dem sich alle andern, die später darüber geschrieben, gerichtet haben, den Mund ein bißchen

sehr voll genommen und recht lustig gestunkert hat. Und es wäre gar nicht nothwendig gewesen. Weshalb soll es denn gerade der Urwald mit allem Graus sein? Der Wald ist ja schon schön genug; ja, ich stimme mit unstem größten Dichter und Naturfreunde überein: es giebt auf dieser Erde nichts schöneres als Wald und Höhen!

Diejenigen, die diese Auffassung theilen, können gar nichts Besseres thun als den Bayerischen Wald zu durchstreifen. Er ist herrlich. Wochenlang kann man da auf mehr oder minder gepflegten Wegen und Stegen einher wandern, ohne die wundervolle Nachbarschaft freundlich rauschender Buchen und majestätisch ruhiger Tannen einen Augenblick aufzugeben, ohne einem jener Unvermeidlichen zu begegnen, der uns daran erinnert, daß es ein Berlin W und eine Spandauerstraße giebt. Dieser schöne Fleck Erde ist von der sommerlichen Berliner Völkerverwanderung noch nahezu gänzlich verschont geblieben, und wenn auch nicht die Bäume, die Menschen — oder vielmehr die nicht vorhandenen Berliner können uns in den Wahn eines urwäldlichen Zustandes hinübertäuschen.

Die neue Gebirgsbahn, die die Romantik der Landschaft gewiß in demselben Maße beeinträchtigt, wie sie die Annehmlichkeit und Bequemlichkeit der Fahrt durch den Wald gefördert hat, nimmt im Plattling ihren fahrplanmäßigen Anfang; dort besteigen wir auch den Aussichtswagen; thatsächlich beginnt sie erst bei der nächsten Haltestelle, bei Deggendorf. Sie schlängelt sich nun in oft erstaunlich festen Windungen, beständig aufsteigend, an Wäldern und Feldern, Dörfern und Flecken vorbei, deren eigenartig geformte, in sauberm Weiß getünchte und mit zimmerrothen Ziegeln bedachte Kirchtürme das Bild anmuthig beleben, — hier den starren Fels durchbohrend, dort eine überbrückte Kluft überwindend. Der Doctor summt das Thema der Blumenau aus „Parsifal.“ Ohne Zweifel gewähren die Semmering-, Kronprinz Rudolf- und Gisela-Bahn den Blick auf großartigere Schönheiten und veranschaulichen dem Auge des ungelehrten Beschauers noch deutlicher, was Menschenwitz vermag, um die auffällige Natur zu bändigen. Aber wozu an das Schönere denken, wenn sich das Schöne uns so gefällig und anspruchslos zugleich darbietet? Die Gebirgsbahn geleitet uns stundenlang durch eine lachende, wechselvolle, im Ausdruck aber gleichmäßig heitere Landschaft. Was sollen wir noch begehren? Und jedes Mal, wenn der Zug hält, sehen wir gesunde, frische Gesichter, — Leute, die sicherlich in den bescheidensten Verhältnissen des Daseins leben, aber damit ganz zufrieden zu sein scheinen, die offenbarlich von der Hast, dem Drängen, der Unruhe und den Leidenschaften der großen Stadt nichts wissen und nie den Stachel des Ehrgeizes in den Weichen gefühlt haben, die sich an der gewohnten Arbeit des Tages gewohnheitsmäßig abschinden, dem Herrn Pfarrer mit angeborenem und anezogenem Respect zuhören und vergnügt sind, wenn das Bier ihnen schmeckt. Und das Bier ist gut, es bekommt, und es wird in achtbaren Quantitäten verbraucht. Die verschiedenen Stationsvorsteher

sehen alle aus wie wandelnde Reclamen für eine gute Brauerei. Ihre Figur zeigt übereinstimmend jene angenehme Rundung des Bäuchleins und der Hüfte, die das Bier bei dem regelrechten Trinker langsam bewirkt, und die die Aehnlichkeit mit seinem ursprünglichen Behälter, der Tonne, erfolgreich anstrebt; sie sahen allesammt wie ausgepölkert aus und ihre feisten gutmüthigen Gesichter glänzten im Sonnenscheine.

Am Bahnhof zu Zwiesel bestiegen wir die Postkutsche. Der Postillon blies auf seinem Horne — nicht immer ganz rein, aber oft recht unrein — in lebhaftestem Tempo ein munteres Lied, vielleicht um uns über die Langsamkeit der Fahrt zu täuschen. Aber schließlich brachten uns auch die steifbeinigen Gäule im Schritt an unsere Bestimmung, den Gasthof „Zur Post“ auf dem Markte, wo uns ein ziemlich hübsches, aber nicht sehr sauberes Mädchen etwas zu essen und zu trinken vorsetzte, über das ich hier nicht mehr sprechen mag. Da wir noch an demselben Tage nach St. Oswald kommen wollten und also noch eine Fahrt von fünf Stunden vor uns hatten, hielten wir uns nicht länger auf als nöthig war. Wir suchten uns den besten der verfügbaren Wagen aus. Anton Vieringer, der Kutscher, mit dem wir uns noch innig befreundet sollten, — ein frischer, stämmiger Bursche, mit flachblondem Haar und kokett gepflegtem kleinem Schnurrbart — bestieg den Boß, und wir fuhren nun durch die Stadt an etwa dreißig Häusern, in denen sich neunundzwanzig Brauereien befanden, vorüber in den herrlichen Wald hinein. Anton Vieringer, ein richtiger Wäldler, aus Grafenau gebürtig, erzählte uns sogleich die neueste Geschichte aus der Chronique scandaleuse des Waldes, die alle Gemüther in die lebhafteste Aufregung versetzte — die Geschichte vom Pfarrer Stangl aus Grafenau, der soeben wegen mißverständlicher Auffassung und übertriebener Ausübung der Bärtlichkeit des geistlichen Herrn für seine heranwachsenden Pfarrkinder in Deggendorf zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war.

Ueber Frauenau und Klingenbronn auf einem prächtigen Wege, der fast ohne Unterbrechung durch dichten Wald führt, kamen wir in der Abenddämmerung in St. Oswald an. Das Wetter war fast den ganzen Tag über herrlich und sonnig gewesen! Nur einmal hatte uns der Regen überfallen, — zwar nicht lange, aber dafür desto gründlicher. Die Viertelstunde, während deren er in vollen Strömen herabfiel, genügte, um uns bis auf die Haut zu durchnässen; aber in der nächsten Viertelstunde hatte uns auch die gutherzige Sonne wieder getrocknet. Als wir bei dem einzigen Gasthose, dem „Bräu“, der sich in der Umgegend eines besonders guten Rufes zu erfreuen hat, vorfuhren, meldete sich der Regen auf's Neue. Wir saßen nun in der niedrigen, kreuzgangartig gewölbten Gaststube unter Dach und Fach, aßen und tranken mit so ausgezeichnetem Appetite, daß wir Alles vorzüglich fanden und behaupteten, so gute Eier und so würziges Salz wie in St. Oswald gäbe es in der ganzen Welt nicht, und ließen den Regen ruhig an die kleinen Scheiben klatschen. Anton spannte aus und trank sechs Maß Bier.

Am anderen Ende des Tisches hatte eine kleine Gesellschaft, aus vier Personen bestehend, Platz genommen: ein Herr mit einem klugen und angenehmen Gesichte, dessen Frau und heranwachsender Sohn, der sich der ersten in Gegenwart der Eltern eingestandenem Cigarre zu erfreuen schien, und ein Freund der Familie. Wir konnten bei der nahen Nachbarschaft die Unterhaltung, die da geführt wurde, nicht überhören, und vernahmen nun zu unserem Erstaunen, wie man sich in den gewähltesten Ausdrücken der hochdeutschen Bildungssprache über die Ungunst des Wetters beklagte, das unseren Nachbarn den ganzen Tag verdorben hatte. Denn uns hatte, bis auf den kurzen eindringlichen Regenschauer, durch wundervolle Wolkenbildungen in prächtigen Farben die Sonne stetig gelächelt. Der klug aussehende und das deutlichste Bildungsdeutsch redende Herr warf einen traurigen Blick auf die Scheiben, die der Regen nun wieder mit verdoppelter Unbarmerzigkeit zu peitschen schien, und sagte seufzend, mit dem schwermüthigen Ausdruck stiller Ergebenheit: „Und der Regen, der regnet jeglichen Tag! ... Kinder, wir wollen uns zur Ruhe begeben; aus dem Abendspaziergange wird doch nichts! Vielleicht blaut morgen der Sonnenhimmel über unserm Aufstieg zum Rachel!“

Er erhob sich; die anderen thaten schweigsam ein Gleiches. Artig grüßend schritt er langsam mit leicht gesenktem Haupte an uns vorüber; die anderen thaten schweigsam ein Gleiches. Hinter dem letzten der Leidtragenden schloß sich die Thür, der Doctor summt die Melodie „wehevoller Verzweiflung“ — den Todesgesang für Titirel mit dem Glockenmotiv.

Raum waren sie gegangen, so ließ der Regen nach. Und sie konnten sich kaum entkleidet haben, als er gänzlich aufhörte. Der Abend war nun wunderschön, und die feierliche Stille und erquickende Frische lockten uns in's Freie. Den vollen Zauber eines Abends im Dorfe kann nur der durch den beständigen Lärm, die künstliche Helle und die verdorbene Luft entnervte Großstädter ganz empfinden. Wir drei waren in der behaglichsten Stimmung. Als wir eine Weile an dem stummen, dunkeln, reinen Sommerabend auf und ab gegangen waren, hörten wir Stimmen und das Gepolter des Regelspiels. Wir sahen nun auch zu unserer Linken Lichtschimmer und gingen darauf zu.

Es waren die Honoratioren von St. Oskwalb, die da zum Regelaende vereinigt waren. Sie begrüßten uns freundlich und luden uns ein, an der Partie theilzunehmen. An den Titeln, die sich die Herren gaben, merkten wir bald, daß wir es nicht mit den Ersten Besten zu thun hatten. Es waren keine Geringeren als der Schullehrer, der Forstgehilfe, der Oberaufseher und der Gendarm, die uns so artig in ihre Mitte aufgenommen hatten. Sie kannten die Bahn und deren launenhafte Muden sehr genau und waren uns erschrecklich überlegen. Sie warfen Kränze und Alle Meun, daß es nur so hagelte, während wir uns fast ausschließlich mit Sandhasen zu begnügen hatten und froh waren, wenn wir es auf den erbärmlichen Pfeifenstiel

brachten. Sie nahmen uns ein Niesengeld ab: 17 Pfennig pro Mann, und waren sichtlich befangen, als sie den in den Annalen des Döswalder Regelsclubs selten dagewesenen Gewinn einstreichen mußten.

Es wurde übrigens nicht bloß gefegelt, es wurde auch viel gesprochen. Daß wir keine Autochthonen waren, hatte unsere Sprache längst verrathen. Sie bemühten sich mit liebenswürdigstem Eifer, uns für unsere Wanderung mit guten Rathschlägen auszustatten. Namentlich zeigte sich der Forstgehülfe, der jeden Weg und Steg kannte, freundwillig und dienstbereit. Es wollte ihm allerdings ganz und gar nicht einleuchten, daß wir aus Zwiesel kamen, ohne den Arber bestiegen zu haben, und daß wir in Sanct Döswald mit dem Besteigen des Rachel anfangen wollten. Er versocht mit großer Lebendigkeit im Ausdruck seine Meinung, daß wir heute von Rechtswegen gar nicht in Sanct Döswald sein dürften, sondern unbedingt in Zwiesel hätten bleiben müssen.

„Aber das Unglück ist nun doch einmal geschehen,“ wagte ich schüchtern einzuwerfen, „wir sind doch nun hier. Und hier ist es ja auch sehr hübsch. Wir wollen nun von hier aus die erste Partie machen, die sie als die letzte wünschten. Es muß doch auch so gehen.“

„Gehen thut's freilich schon. Aber Sie haben eben falsch angefangen. Sie mußten von Zwiesel auf den Arber, und vom Arber“ . . . da und dahin; — er zählte nun eine ganze Reihe von Namen auf, „und dann mußten Sie nach Döswald kommen und auf den Rachel steigen.“

„Aber wir sind doch nun einmal hier . . .“

„Sie haben eben falsch angefangen. Erst mußten Sie in Zwiesel bleiben und von da auf den Arber, dann . . .“

Der Forstbesessene wiederholte den Weg, den er sehr genau kannte und betheuerte bei jedem Versuch eines Einwurfs von unserer Seite, daß wir falsch angefangen hätten. Er war durchaus nicht aus dem Concept zu bringen, und wir würden vielleicht noch jetzt darüber sprechen, wenn nicht der Führer Weber dazwischen gekommen wäre und uns in dem schwer verständlichen Wäldlerdialekte seine Erlebnisse des Tages mitgetheilt hätte. Die Anderen lachten aus voller Kehle und wir lachten auf Credit mit, obwohl wir nur Einiges verstehen konnten.

Weber hatte einen sehr vergnügten Studenten geführt, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, die drei höchsten Berge des Waldes, den Rachel, Lusen und Arber an einem Tage zu besteigen. Das war schlechterdings unmöglich. Aber das ungefähr Unmögliche hatte der Student mit seinem tüchtigen Führer allerdings geleistet. Sie hatten von St. Döswald aus den Lusen bestiegen, und dann den Rachel; bis Frauenau hatte Weber dem unermüdblichen Fußgänger den Weg gewiesen, dann aber war er umgekehrt und nach Döswald „ham“ gegangen, während der Student die Richtung auf den Arber zu eingeschlagen hatte. Der Führer war von 6 Uhr Morgens bis Abends zehn Uhr in scharfem Schritt und auf oft beschwerlicher Straße

unterwegs gewesen; der Student hatte vielleicht zur Stunde, da sich Weber in unserem Kreise niederließ und ein Maß um das andere zu seiner Erfrischung leerte, sein Nachtquartier noch nicht gefunden. Nach den Erzählungen Webers mußte dieser Student übrigens ein fideler Herr sein. Er hatte wie wir — im Gegensatz zu der trauernden Familie — schönes Wetter gehabt, sogar zu schönes. Es war ihm beim Wandern heiß geworden und er hatte zunächst den Rock ausgezogen, dann die Weste, dann die Beinkleider, endlich das Hemd. Die Kleidungsstücke hatte er sorglich in den Ränzels gepackt, den er auf dem Rücken trug, und in dieser phantastischen Entkleidung war er neben dem erstaunten Führer daher geschritten. Als einzige Bekleidungsgegenstände hatte er bloß noch dicke Nagelschuhe an den Füßen, einen breitkrempigen Hut auf dem Kopfe, einen Knüttel in der Hand, den Ränzels auf dem Rücken und den Kneifer auf der Nase — was selbst nach den Anschauungen der nicht vermögenden Wäldler als kaum genügend betrachtet worden zu sein scheint; denn die Schulkinder, denen die Beiden begegneten — so berichtete uns der Führer — verwunderten sich daß, erhabenen wildes Geschrei und folgten eine gute Strecke Wegs unter Gejohle und Lachen dem sonderbaren Fußgänger, der sich durchaus nicht darum kümmern wollte. Aber das Leben ist, wie schon Kant lehrt, nicht dazu da, daß man es sich bequem mache; und dem ausschweifenden Genuße folgt die Strafe auf den Fersen. Die Mücken, Fliegen und Wespen und anderes widerwärtiges Gewürm, das da krecht und flucht, übernahmen die Rache der verletzten Schamhaftigkeit und richteten den Studenten übel zu. Er mußte wieder auspacken und sich in die freilich oft recht lästige Hülle mitteleuropäischer Gesellschaft kleiden. Namentlich quälte ihn ein Wespenstich am linken Bein, der so ungeschickt saß, daß die Erleichterung, welche der Mensch instinctiv in der Berührung einer wunden Stelle mit dem geneigten Finger sucht, nur unter den allerschwierigsten Bedingungen zu bewirken war. Dem Doctor entlodte diese schadenfrohe Schilderung die Schmerzenslaute des Amfortas, nachdem er schon vorher — bei der beschriebenen Entkleidung — Rundrörs Verwilderungsschrei ausgestoßen hatte.

Die Wanderung des Studenten bildete noch lange nachdem der ganz marode Führer schwerfällig tappend von uns geschieden war, das ausschließliche Gespräch der Oskwalder Honoratioren. Es entspann sich eine lange und allgemeine lebhaftete Debatte über die Entfernung. Der Lehrer behauptete — und ich glaube mit Recht — daß es wenig Leute gäbe, die diesen Weg Weber und seinem Studenten an einem Tage nachmachen könnten. Der Forstgehülfe vermaß sich dasselbe zu leisten, und mehr, wenn es sein mußte.

„Ist a Bagatell für mich!“ schrie er.

„A Bagatell?“ zeterete der Lehrer. „Am Wege bleibst liegen!“

„Mach's alle Tag!“

„Hast's aber net gemacht!“

„Mach's aber! Mach's alle Tag'!“

„'s ist zum Lachen!“

„Mach's alle Tag' wenn i Bam' numerir'!“

Auf diese Weise erfuhren wir also, wer die schönen Zahlen auf die gefällten Baumstämme, die wir häufig gesehen, gesetzt hatte.

Von der Lebhaftigkeit, mit der diese Debatte geführt wurde, macht man sich keine Vorstellung. Die Betheiligten schrien, als ob sie am Spieße stäßen, sie wurden hochroth und schienen vor Zorn zu beben. Dabei tranken sie ein Maß um das andere. Wir setzten voraus, daß auf dies charaktervolle Vorspiel das uns einzig möglich erscheinende Nachspiel folgen würde, und rückten etwas bei Seite, um dem freien Fluge der Bierkrüge kein Hinderniß entgegenzustellen. Aber die Seidel flogen nicht, die Honoratioren schrien und tobten weiter wie die Beseffenen, aber seelenvergnügt dabei, ohne daß die Gemüthlichkeit dadurch gestört worden wäre.

Die Debatte beschritt, immer in demselben eindringlichen Charakter, auch weitere Gebiete. Wir hörten, daß das Oberhaupt der trauernden Familie ein Gymnasialdirector war, und es wurde nun die Frage über die Stellung eines Gymnasialdirectors aufgeworfen und mit derselben Verschmähung discreter Stimmittel wie vorher verathen. Der Forstgehilfe, der das Abiturientenexamen gemacht hatte, sprach achtungsvoll von dem Director einer höheren Lehranstalt, während der Lehrer, der sich bloß der Seminarbildung erfreute, den Universitäten und Gymnasien gegenüber eine starke Geringschätzung zur Schau trug. Das brachte den Forstgehilfen vollends aus dem Häuschen und in seiner Vertheidigung der höheren Bildung war er gegen den Lehrer nicht ganz so zartfühlend und schonend, wie es vielleicht hübsch gewesen wäre.

„Nix kannst Du! gar nix! Kannst nit mal'n Logarithmus aufschlagen.“

„Will i a net, brauch' i a net! Aber i schreib'n guten Stil!“

„Du?! 's ist zum Lachen! A Beschreibung kannst allensfalls, aber ka Abhandlung kannst net machen!“

„Was! ka Abhandlung?!“

„Ka Abhandlung kannst net machen!“

Wir rückten wieder etwas bei Seite, und als nun — immer mit der Stimme der Rufer im Streite — von unseren neu erworbenen Freunden die Unterscheidungsmerkmale zwischen einer Beschreibung und einer Abhandlung erörtert wurden, erhoben wir uns und wünschten eine gute Nacht.

Als wir in das Gasthaus traten, sahen wir eine dunkle Gestalt um das Haus schleichen, die sich in langen Säßen — wie ein überraschter Dieb — bei unserem Nahen entfernte. War das nicht Anton? Aber der sollte doch um diese Stunde längst im Bette liegen!

Wir hatten die Unvorsichtigkeit begangen, auf unser Zimmer Licht mitzunehmen, und wir begingen nun sogar den Leichtsinn, die Betten einer genaueren Prüfung zu unterwerfen. Wie oft die mit Federn gefüllte Bett-

decke schon gedient, seitdem sie die letzte flüchtige Bekanntschaft mit der Wäscherin des Ortes gemacht hatte, war bei deren weißer Buntfarbigkeit schwer festzustellen. Bei dem Kopfstissen und Laken bot diese wissenschaftliche Ermittlung geringere Schwierigkeiten. Die von der sanft abgetönten Mitte des Kissens strahlenförmig nach den vier Zipfeln auslaufenden Falten und die Beschaffenheit des Lakens gaben der Täuschung, daß die Wäsche unmittelbar aus dem Schranke komme, keinen Raum. Wenn aber der Berliner Freund behauptete, daß wenigstens schon ein Duzend darin übernachtet hätten, so war dies eine der üblichen Uebertreibungen, bei denen man immer nur die Hälfte glauben darf. Wir dachten an den Studenten, und wie diesen wegen unzeitiger Entkleidung die Strafe ereilt hatte, warfen die Decken bei Seite, improvisirten mit Taschentüchern einen Kopfstissen-Ueberzug, entledigten uns nur der Stiefel und deckten uns mit den Reisebeden zu.

Wir waren müde und schliefen gut.

* * *

Die dunkle Gestalt war wirklich Anton gewesen. Er beichtete es uns pffiffig schmunzelnd am andern Morgen. Er hatte auf schlechten Wegen wandeln wollen, aber es war ihm nicht geglückt. In St. Osmal herrscht Zucht und Sitte. Schon im Laufe des vorigen Tages hatte Anton auf seinem einsamen Boock oft geseufzt und seine schwermüthigen Anwandlungen durch unmotivirte Peitschenhiebe auf die armen Pferde verrathen. Als wir ihn nach der Ursache seines Herzeleid's fragten — der Doctor stimmte unwillkürlich das Herzeleid-Leitmotiv aus „Parzifal“ an — hatte er uns erzählt: daß er seit neunzehn Wochen seine Braut in Grafenau nicht gesehen habe, daß keiner seiner Fahrgäste den Weg über Grafenau nehme, und daß er sehr betrübt sei, da ihm seine Braut gestern einen Brief geschrieben, in welchem sie ihr tiefes Bedauern über das dem ehrwürdigen Herrn Pfarrer Stangl zugefügte Unrecht ausgesprochen habe, der ein so gütiger und freundlicher Herr gewesen sei. „Das ist die Sach'“, schloß Anton seinen Bericht. Wir redeten ihm scharf ins Gewissen, wir gaben ihm weise Lehren, denn

„Tugend will ermuntert sein,
Bosheit kann man schon allein;“

aber es hatte wenig gefruchtet, und nur den guten Sitten der Osmalberinnen, nicht den Grundsätzen Antons hatten wir es zu danken, daß wir uns auch heute der schönen Natur erfreuen durften, ohne von dem Gedanken behelligt zu werden, einen unsittlichen Menschen in unserer Nähe dulden zu müssen.

Im Gastzimmer fanden wir den Director und die Seinigen bei dem ausschweifenden Genuße eines üppigen Frühstück's. Während wir uns mit einem frugalen Mahle begnügten, schwelgten unsere Nachbarn in perlgrauem aufgewärmtem Kalbsbraten und dampfenden Kartoffeln. Wir hatten viel später angefangen und waren viel früher fertig. Im Nebenzimmer war die ganze Dorfgemeinde versammelt. Man hatte eben einen Osmalder begraben,

— das Himmeln der kleinen Glocke von der interimistischen Bretternen Kapelle neben uns hatte uns aus dem Schlafe geweckt — und nun gab es den Leichenschmaus. Die hölzernen Bänke waren dicht besetzt. Sonnengebräunte, tief durchfurchte, ernste Männer, frühgealterte Frauen, kräftige Bursche und kerngesunde junge Mädchen saßen sonntäglich herausgeputzt und schweigsam hinter ihren Bierkrügen und blickten neugierig zu uns auf, als wir durch den schlecht gelüfteten Raum gingen.

Auf einem herrlichen Waldwege bei frischem, schönem Wetter fuhr uns Anton zur „Diensthütte“. Unser Führer saß neben ihm, und Anton unterhielt sich mit diesem sehr lebhaft. Wir vernahmen öfter die Worte „Grafenau“ und „Stangl“, die gewöhnlich mit gotteslästerlichen Verwünschungen begleitet waren. An der „Diensthütte“ verabschiedeten wir Anton mit seinem Wagen, mit dem wir in Klingenberg wieder zusammen treffen wollten.

Nun begann die Fußwanderung, zum Malssee zunächst. Es war inzwischen ziemlich heiß geworden, über uns blaute der Himmel wolkenlos und die Sonne brannte; hinter uns aber — nach St. Oswald zu — hatte sich finster graublaues Gewölk drohend zusammengezogen, und der wetterkundige Führer meinte, wir wären gerade zur rechten Zeit aufgebrochen, sonst hätte uns das Wetter überrascht. Das Gewölk schien uns in ehrerbietiger Entfernung zu folgen, ohne uns indeffen etwas anhaben zu wollen. Wir gingen in regelmäßigem und ziemlich scharfem Schritt aufwärts und befanden uns nach einer halben Stunde etwa in jenem behaglichen Zustand, den das Dampfbad künstlich hervorzubringen sucht. Das Gespräch verstummte. Auf dem schmalen, ziemlich verwilderten und oft kaum erkenntlichen Wege folgten wir im Gänsemarsch dem Führer, der in seinem Quersack unsern Proviant und darüber an Querkölzern befestigt unsere Ueberröcke ohne merkliche Mühe trug. Von der Sonne wurden wir in dem dichten Wald fast gar nicht mehr belästigt, aber, einen des Steigens entwöhnten Großstädter wie mich strengte der Weg, der gar kein Ende nehmen wollte, mit der Zeit doch recht gründlich an. Jedesmal, wenn ich fragte: wie weit haben wir's noch zum See? antwortete der Führer: „Fünftviertel Stund'“. Die Entfernung von Fünftviertel Stunden spielt in den Auskünften der Führer eine große Rolle. Ich habe auf meine Erkundigungen fast nie einen andern Bescheid erhalten. Meine Begleiter waren bessere Steiger als ich, aber ich gab mir ernsthafte Mühe, meine Unterlegenheit zu verheimlichen und unverdrossen neben oder vielmehr dicht hinter den guten Kameraden gleichen Schritt und Tritt zu halten. Von den Naturschönheiten des Weges, den wir einschlugen, wurde ich, wenn ich ehrlich sein soll, wenig gewahr; ich hatte mit der zweckmäßigen Regulirung des Schweißabtrodnens, mit der praktischen Handhabe des Stodes und dergleichen so viel zu thun und mußte auf die Stellen, auf die ich die Füße setzen sollte, so viel Aufmerksamkeit verwenden, daß ich mich nicht viel umsehen konnte. Es ging langsam, aber

beharrlich aufwärts, immer durch den grünen Wald und fast immer auf einem ganz schmalen Pfade durch Laub- und Nadelholz, dessen tiefhängende Zweige uns abwechselnd streichelten und kitzelten. Die Abwechslung war eine geringe, und ich hatte es beinahe schon aufgegeben, als wir ganz plötzlich vor unserm ersten Ziele standen.

In dem Unerwarteten beruht die Hauptwirkung des Rachtelsees. Er liegt düster und finster vor uns, im feierlichen Hochwald, am Fuße der steilen, über 1000 Fuß hohen Felswand, die von der kahlen Rachtelspitze gekrönt wird. Der Rachtelsee ist an Größe und Schönheit mit den andern bayerischen Gebirgsseen nicht zu vergleichen, aber er macht doch einen großen Eindruck. Die schwarze Wasserfläche hat etwas Schauriges und Unheimliches, und man begreift, daß der Aberglaube hier eine günstige Stelle gefunden hat. Im Rachtelsee, so erzählen die Wäldler, hausen böse Geister und wenn man sie durch Hereinwerfen eines Steines neckt und erzürnt, so entfeßeln sie das Gewitter. Das Wasser des Sees ist schwefelhaltig und duldet kein lebendes Wesen in sich.

Wir machten eine kurze Rast und lagerten uns, da es kein Wirthshaus in der Nähe gab, am Boden, stärkten uns ein wenig und setzten dann unsern Weg fort. Als ich zu der Spitze der waldigen Felswand aufblickte und mir sagte, daß wir in den bewußten knappen Fünftielftelstunden da oben hinauf wollten, wurde mir, wie ich gern eingestehen will, nicht ganz geheuer zu Muth. Und mein etwas unbehagliches Gefühl wurde noch durch die Mittheilung des Führers bestärkt, daß der Spaß nun eigentlich erst anfangen sollte. Der Führer hatte Recht. Bisher war es noch ziemlich gelinde gewesen, nun erst begann für uns die rechte, harte Arbeit. Auf steilem, zum Theil sehr steilem und beschwerlichem Wege stiegen wir aufwärts — in langsamerem aber gleichmäßigem Tempo. Der Weg ist allerdings von großer Naturschönheit. Der Wald ist hier mit fast undurchdringlich dichtem Unterholz besetzt, in das sich wundervolles Moos und üppig wuchernde Farrenkräuter einzwängen. Dazwischen erheben sich einzelne mächtige Stämme, namentlich majestätische Edeltannen; wir sehen hier auch die Wirkungen des gewaltsamen Unwetters, das diese stille Ehrwürdigkeit oft durchbraust: geknickte und umgestürzte Stämme, ausgedörrte graue Baumleichen von ungeheuren Verhältnissen; dann widerstandskräftigere oder geschüßlere Tannen, die der Sturm zwar zu brechen nicht vermocht, deren Stämme er aber wie eine kunstvolle Drechslerarbeit gewunden und gedreht hat. Das Alles ist ja wundervoll! Aber es ist heiß, sehr heiß! Der Weg ist unbequem, und es ist kein Ende abzusehen. Und wir steigen und steigen! Das Athmen wird uns schwerer und schwerer, das Herz klopft stärker und stärker, und es pocht und hämmert, und die Athemzüge wandeln sich allgemach in unfreundliches Keuchen. Und von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß, und wir klettern noch immer, und die Spitze des Berges, die soeben dicht vor uns zu liegen schien, ist nun auf einmal wieder ganz

bei Seite in weite Fernen gerückt! Ist das wirklich ein Vergnügen? fragen wir uns leise, und kommen wir auf die Kosten unserer Anstrengung?

Ja, es ist ein Vergnügen, und der Kaufpreis ist nicht zu theuer. Jene Regung, die in ihrer Vereblung Forschungstrieb, in ihrer Verkümmernug Neugier heißt, stachelt uns beständig an und erleichtert uns die Mühe. Tief unter uns liegt unser Ausgangspunkt und unserm hohen Ziele sind wir nun näher gerückt. Da hinauf treibt es uns. Wir müssen nun wissen, wie es jenseits des Berges, der uns die Aussicht versperrt, ausschaut. Und dieser Drang ist so mächtig, daß er die Mattigkeit überwindet und uns immer wieder kräftigt und erfrischt. Wilhelm Busch, den ich mit Vorliebe citire und den ich auch im Bayerischen Walde nicht vergessen konnte, hat viele wahre Worte gesprochen, aber keine seiner Sentenzen ist richtiger und tiefsinniger als die, welche er dem reisenden Engländer, der beständig durch sein Glas in die fernste Ferne blickt, in den Mund legt:

„Schön ist es auch anderswo;
Und hier bin ich so wie so!“

Noch eine letzte Anstrengung, ein letztes mühsames Klimmen auf dem kahlen Haupte des Berges, und wir haben erreicht, was wir gewollt haben. Wir sind nun auf der Höhe, und unser Verlangen, das uns bisher durch den Berg verschlossene Bild zu sehen, hat uns nicht getäuscht. Unser Blick beherrscht nun souverän den großen gewaltigen Kreis, und wir stehen im Mittelpunkt. Die Rundschau vom Rachel ist großartig. Wir übersehen den größten Theil des Böhmisches und des Bayerischen Waldes — schön geformte, dicht bewaldete Berge, in den Thälern smaragdgrüne Triften, bebaute Felder, Dörfer und Städtchen, und tritt man an einen der Felsenvorsprünge, so sieht man den 1100 Fuß tiefer liegenden schwarzen Rachelsee. Es ist, wie gesagt, ein ganz herrlicher Ausblick. Man wird mir's auf mein Wort glauben und nicht verlangen, daß ich den hundertmal geschriebenen Schilderungen eines Panoramas, wie es sich von jedem schönen Berge aus darbietet, eine neue hinzufüge.

Wir waren von besonderem Glück begünstigt, denn die Beleuchtung war prachtvoll, beständig wechselnd, und in ihrer Mannichfaltigkeit auch den Charakter der Landschaft mit jedem Augenblicke verändernd. Bald vergoldete die Sonne breite Streifen der Landschaft und gab ihnen Farbe und Freude, bald verdüsterte eine dicke schwere Wolke die dunkeln Wälder unter uns. Im Westen erglänzte der Himmel bald tiefroth, bald hellgelb, bis er schließlich eine tiefgraublaue Färbung annahm, hinter der der feurige Ball der schon tiefstehenden Sonne langsam zu erlöschen schien. Ein dunkler Nebel zog von allen Seiten her wider uns, unseren Gesichtskreis immer mehr verengend. Die tiefhängenden Wolken verschleierten auch den Fuß des Berges, auf dem wir standen. Es regnete rings um uns her, es regnete unter uns, wir waren durch undurchbringliches, feuchtes Grau auf unserer Höhe von der übrigen Welt wie abgeschlossen. Eine fast schwarze, gewaltige

Wolke rückte uns immer näher, und nun begann es auch für uns zu tropfen. Wir zogen uns unter einen Vorsprung, der weittragend uns einen behaglichen trockenen Raum gewährte, zurück, richteten uns ein bequemes Lager her und verzehrten mit dem beneidenswerthesten Appetite die Vorräthe an Speise und Trank, die der Führer auf dem Rücken geschleppt hatte. Immer stärker wurde der Regen, der schließlich mit wolkenbruchartigem Tosen herniederströmte, während wir in trockener Geborgenheit und in rosigster Laune aßen und tranken.

Da bot sich uns ein gar trauriger Anblick dar, der — es ist grausam, aber wahr! — unserer fröhlichen Stimmung nicht den geringsten Abbruch that. Auf demselben steilen Wege, den wir zurückgelegt hatten und der durch die herabstürzenden Wasserfluthen an Annehmlichkeit gewiß nichts gewonnen hatte, kamen fünf unglückliche Gestalten daher, leuchtend, bis auf die Haut durchnäßt, mit fünf aufgespannten Regenschirmen, von denen das Wasser in Strömen trof — eingemummelt, fröstelnd, in mitteleiderweckendem Zustande! Schweigsam ging der Gymnasialdirector hinter dem Führer an uns vorüber, uns artig grüßend; schweigsam folgten die Anderen und thaten ein Gleiches. Seine Blicke spähten vergeblich nach einem Unterschlupf, vergeblich suchten auch die Anderen eine trockene Stelle. Wir hatten die einzige Deckung gefunden und uns so behaglich breit eingerichtet, daß gerade wir vier unterkommen konnten. Der Regen peitschte nun noch unbarmherziger auf die unglücklichen Reisegefährten herab. Es war sehr traurig, aber wir waren in diesem Augenblicke arge Schächer, wir fanden die Situation bloß komisch.

Da ergriff der Director das Wort und sprach: „Das ist also die Rachelspize mit der schönen Fernsicht. Ich danke gehorsamst! Und dieser Regen! dieser Regen! Solchen Regen giebt's überhaupt gar nicht! Und er verfolgt uns auf Schritt und Tritt, seit dem Augenblicke, wo wir das Gasthaus in St. Oswald verlassen haben, bis zu dieser Minute! Es ist unerhört! Regnet es denn bei Ihnen immer?“ fragte er den Führer. Und nach einer Kunstpause sich an die Seinigen wendend, fuhr er fort: „Kinder, bei dem Wetter kann man ja die Hand kaum vor den Augen sehen, es hat keinen Zweck, hier länger zu bleiben. Wir erkälten uns bis auf die Knochen. Also vorwärts!“

Er wandte sich ab. „Droschke!“ rief in unchristlichem Hohne der Berliner Freund.

Artig grüßte man uns, schweigsam entfernte man sich, und eine Minute darauf waren fünf triefende Regenschirme mit fünf nassen, in sich zurückgezogenen Menschen darunter unseren Blicken entschwunden. Wir steckten uns mit sündhafter Schadenfreude die Cigarren an und philosophirten über die Logik der Nemesis; denn der traurige Zug war für uns eine warnende Versinnbildlichung der Strafe der Genußsucht. Das war die Rache des aufgewärmten Kalbsbratens und der dampfenden Kartoffeln am frühen Morgen. Wir waren, als Lohn für unsere Enthaltfamkeit, wie das auserlesene Volk

troddenen Fußes durch das rothe Meer gegangen, das hinter uns seine Wassermassen wälzte und dem Director mit Familie so viel Verdruß bereitet hatte.

Raum waren die Opfer des üppigen Frühstücks davongegangen, so wurde es heller, der Regen ließ nach und hörte bald gänzlich auf. Siegreich brachen sich die Sonnenstrahlen durch herrlich beleuchtete Wolken Bahn, wir krochen aus unserem Obdach hervor, und über uns wölbte sich nun in blendender Schönheit, in den glänzendsten Farben der wunderbarste Regenbogen, den mein Auge je erblickt hat. Allmählich kroch dies und das aus dem Dunkel hervor, nahm Gestalt und Farbe, Licht und Leben an, und ein neues entzückendes Bild entschleierte sich uns — ein Sommernachmittag in der frischesten Lieblichkeit, mit Wald und Berg, und dem herrlich bewölkten Himmel von blendender Farbenpracht. Nur ein schmaler Streifen blieb ungasförmig grau, da regnete es noch mit unverminderter Gewalt. Es war nach der Richtung hin, die der Gymnasialdirector eingeschlagen hatte.

Wir machten uns nun auch auf den Weg. Der Abstieg war auch nicht ganz unbeschwerlich. Wir hatten noch zwei gute Stunden zu marschiren, um unseren Anton in Klingenbronn zu erreichen, und unser Führer, der den Weg noch nicht gegangen war, nahm nicht den kürzesten. Aber das Wetter war so schön, daß wir ihm darob nicht sehr gram waren. Wir waren aber recht gründlich müde, als wir an den ersten Häusern von Klingenbronn vorübergingen, da fing es auch wieder an tüchtig zu regnen.

„Sollte der Director in der Nähe sein?“ fragte einer von uns.

Vor dem Gasthof zum Ludwigstein trafen wir Anton mit einem hübschen Mädchen im Gespräche, das gerade sein Ende erreicht zu haben schien. Denn das Mädchen gab Anton eine Ohrfeige und wandte sich mit dem Ausdrücke der Entrüstung über eine vermessene Zumuthung schnell ab.

„Aber Anton!“ sagten wir strafend und traten in die Gaststube.

Richtig, da saß er, der Director, den wir von nun an nur noch mit dem homerischen Prädicate als Wolkensammler bezeichneten. Da saß er mit den Seinigen, und sie aßen wieder allerhand Köstliches: Ochsenfleisch, Mohrrüben und dergleichen mehr und tranken von dem vorzüglichen Bier. Nun hatten wir die Erklärung für den Regen gefunden.

Wir hatten keine Zeit mehr zu verlieren, da wir mit Anton nach Zwiesel zurück wollten und also noch zwei Stunden im Wagen zurücklegen mußten. Sobald wir aus dem Rayon, den der Wolkensammler beherrschte, heraus waren, hörte der Regen natürlich auf. Die Stille der nächtlichen Fahrt durch den finsternen Wald benutzten wir, um Anton allerlei gute Lehren zu geben. Er hatte wieder fünf Maß Bier getrunken und wiederum der Tugend Fallstricke legen wollen. Wir machten ihn darauf aufmerksam, daß ohne Zucht und Sitte das ganze Gebäude unseres gesellschaftlichen Baues, das eine sich stetig entwickelnde Cultur langsam errichtet hat, zusammenbrechen würde. Aber das machte auf Anton wenig Eindruck. Seine Aeußerungen ließen uns keinen Zweifel darüber, daß er ganz und gar auf

dem Standpunkte Richard Wagners stand und „die Befreiung des Gedankens in der Sinnlichkeit“ als das Schlußwort menschlichen Witzes betrachtete.

„Aber Anton!“ sagten wir wiederum mit strafendem Tone.

Der Doctor fragte ihn, ob er Parsifal kenne? Anton versicherte, daß in Zwiesel und Grafenau kein Mann dieses Namens lebe, was aber das „Prügelmensch“ aus Klingenberg anbetreffe, so sei sie gewöhnlich gar nicht so widerborstig, wie sie sich heute gestellt habe. Er wollte uns sogar die Beweise seiner Behauptung mittheilen, aber wir ließen ihm einen strengen Verweis zukommen und unterrichteten ihn über Ritterpflicht.

Es war gegen elf Uhr Abends, als wir an der „Post“ zu Zwiesel hielten. Von der andern Seite des Marktes her hörten wir Musik — Geige und Gesang. Anton erzählte uns, daß da eine neue Schankstube aufgethan werde, und das sei die Festlichkeit der Einweihung. Er fragte uns, ob wir noch „zum Einstand“ hinübergehen wollten. Wir glaubten den Tag nicht würdiger beschließen zu können.

Die Stube war voll Qualm und Lärm. Die meisten Gäste hatten offenbar schon sehr viel getrunken und tranken noch immer mehr. Es wurde geschrien, geöhlt, gezeigt, daß Einem die Ohren gelüsten. Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete ein Soldat, der auf Urlaub aus München herüber gekommen war. Er war der eigentliche Matador. Er stimmte die Vieder an, er bezeichnete das Tempo. Einen seiner Gefänge habe ich behalten, da er etwa ein Duzendmal von ihm intonirt und von dem Chorus wiederholt wurde; er hatte ihn aus Artigkeit dem Localpatriotismus der Zwieseler angepaßt, und in dieser Bearbeitung lautete er nun so:

So lang der alte Peter,
Der Petersturm noch steht,
So lang da drunt' am Pläsel
Das Hofbräuhaus noch steht,
So lang stirbt bei uns Zwieslern
D' Gemüthlichkeit nit aus;
So lang stirbt die Gemüthlichkeit
In Zwiesel nie nit aus.

Diese sinnige Weise wurde von der Gesellschaft unter Leitung des Urlaubers, wie gesagt, so ungefähr ein Duzendmal immer mit derselben Uebersetzungstreu vorgetragen, und als der Text die Sänger zu langweilen anfang, die Musik ihnen aber noch immer wohlgefiel, sangen sie noch einige Verse mit den erhebenden Worten:

Dui dui dui dui dui dui
dui dui dui dui dui dui
dui dui dui dui dui dui
dui dui dui dui dui dui.
u. s. w.

Die Köpfe erhigten sich immer mehr, es wurde immer lauter geschrien, es wurde immer mehr getrunken, und es schien uns, als ob in der dicken

Luft die gefährlichen Bacterien einer nahen Kauferei umherschwirrten. Wir waren überdies müde zum Umsinken, wir zogen uns zurück. Auf dem Markte begegneten wir dem unverbesserlichen Anton, der auf Jemanden zu warten schien. In den sauberen Betten der „Post“ schliefen wir recht gut. Sie waren freilich ein bißchen hart, aber dafür waren sie auch viel zu kurz.

*

**

*

Unsere Ahnung hatte uns nicht betrogen. Es war „beim Einstand“ noch heiß hergegangen. So wurde uns am andern Tage beim Frühstück erzählt. Man hatte sich gehörig „g'rauft“ und einem jungen Zwiesler waren bei der Gelegenheit von einem eifersüchtigen Freunde die „Flagen“ (Sehnen) durchgeschnitten worden.

Die Wäldler sind gut geartete, freundliche Leute, aber das Messer sitzt ihnen verflucht lose in der Tasche. Der Wald ist die eigentliche Heimat der Messerfische, die in Bayern häufig vorkommen sollen. Jeder Wäldler hat sein Messer im Sack, und nicht so ein erbärmliches, zerbrechliches Taschenmesser zum Zusammenklappen, wie es die Städter kennen; ein festes großes Messer, mit starker, breiter Klinge an dem unbeweglichen Griff, das sie in der Scheide in einer besonderen Tasche der Weinkleider tragen — handlich bequem zu sofortigem Gebrauch.

Die stete Übung führt zur Vervollkommenung. Es ist des richtigen Wäldlers unwürdig, sein gutes Messer als gewöhnliche Waffe zum Angriffe oder zur Vertheidigung beliebig zu gebrauchen und damit die erste beste gemeine Wunde beizubringen. Ziellose Stiche und vom Zufall geleitete Schnitte sind durchaus commentwidrig. Sauber und kunstgerecht nach bestimmten Feststellungen, die sich allmählich herausgebildet haben, will das Messer des Wäldlers gehandhabt sein. Das Durchschneiden der „Flagen“ gehört z. B. zu den guten, ehrlichen Messerverwerthungen, gegen die kein rechtschaffener Wäldler etwas einzuwenden hat. Eine der vornehmsten und angesehensten Körperverletzungen mit dem Messer ist das, was die Wälder „Reama schneida“ (Riemen schneiden) nennen. Das setzt die ganz unbedingte Ueberlegenheit des Siegers voraus, da hat der Zufall nicht die Hand im Spiele. Diese Eigenart beruht also darin, daß das Messer des Siegers aus dem Gesicht des Besiegten sozusagen „Riemen schneidet“, daß also verschiedene Parallelschnitte möglichst gerade und möglichst lang, etwa von dem einen Ohr über die Nase bis zum andern Ohr, auch dem Fernstehenden und für alle Zeiten verkünden, daß es zu einer Auseinandersetzung gekommen ist, bei welcher der mit den Parallelschnitten Gezeichnete den Kürzeren gezogen hat. Wenn also ein Wäldler von einem Fremdling, der des Landes Brauch nicht genügend kennt, gereizt, diesem den Vorschlag machen sollte: ob er wünsche, daß Riemen geschnitten würden, so kann ich dem Unkundigen nur den freundschaftlichen Rath geben, das Anerbieten dankend abzulehnen.

Am zweiten Tage bestiegen wir den Arber. Hoffmann hatte mir Angst gemacht. Er schildert den Aufstieg als äußerst beschwerlich. Das ist nicht

der Fall. Der Weg zur Arberspize ist in vorzüglichem Zustand, man kann ihn mit dem Spazierstode zurücklegen. Unten am Arbersee ist ein gutes Wirthshaus, die Seehütte geheißen, und was so ein Wirthshaus zur Annehmlichkeit einer Seelandschaft beiträgt, ist kaum zu sagen. Anton blieb dort mit dem Wagen. Bei wiederum ganz prachtvollem Wetter machten wir uns auf den Weg durch die dichte, wohlgepflegte Waldung und in anderthalb Stunden waren wir oben. Die Aussicht ist gerade so schön wie vom Rachel aus. Vielleicht ist der Kreis ein kleinerer, aber das merkt nur der, der sich ganz genau darüber unterrichtet. Und da ich nicht zu den Leuten gehöre, die sich nach den Namen der Berge und Flecke erkundigen, um dieselben gleich wieder zu vergessen, da ich kein besonderes Interesse daran habe, ob jener majestätisch aufsteigende Regal Lusen oder Rachel oder Dreifesselberg oder sonstwie heißt, und da ich mir die Augen nicht überanstrengen, um am fernsten Horizonte einen kaum erkenntlichen Punkt wahrzunehmen, der mir als der Rubany oder sonstwie bezeichnet wird, sondern froh bin, wenn das, was ich mühelos in seiner mannigfaltigen Schönheit um mich her erblicke, mir Freude macht, so war ich auf dem Arber genau so befriedigt wie auf dem Rachel; und ich kam mir heute noch größer vor als gestern, da ich heute von einer Höhe von 4543 Fuß herab auf die Menschheit herniederblickte, während ich mich gestern auf dem Rachel bloß auf die Höhe von 4488 Fuß erhoben, was mir übrigens auch schon genügt hatte.

Der Abstieg erforderte kaum eine Stunde. Es war still und lausig an dem dunkeln See. Wir unterhielten uns lange Zeit mit der Wirthin der „Seehütte“. Es war eine alte Frau, die noch älter aussah als sie war; und sie hatte einen ganz jungen Mann, den wir für ihren Sohn hielten. In dem Ton ihrer Stimme lag etwas merkwürdig wehmüthig Ergebenes. Sie klagte über die schlechten Zeiten, die seit dem Jahre 1871 noch schlechter geworden seien. Sie hatte nicht ganz klare Vorstellungen von den politischen Umgestaltungen, aber sie wußte, daß wir jetzt einen Kaiser und ein Reich hatten, und das gefiel ihr nicht. „Bayerisch“ sei es besser gewesen. Das habe ihr der Herr Pfarrer auch gesagt, die Steuern seien immer drückender geworden, und das Leben immer beschwerlicher. Wir fragten sie, ob der Herr Pfarrer vielleicht in den Reichstag, wo die Geseze gemacht werden, gewählt sei. „Der Herr Pfarrer,“ sagte sie, „kann da auch nichts ausrichten. Der weiß auch nicht, wie uns zu Muthe ist. Arme Leut' sollten sie wählen zu die Gesezer, das wäre das Richtige!“

Die Wirthin führte ein einsames Leben. Der Fremdenverkehr dauert nur wenige Wochen. Im vorigen Winter, der noch milde gewesen sei, habe sie hier dreiundzwanzig Wochen Schnee gehabt; Kinder habe sie nicht, Fuhrwerk auch nicht, und Alles, was sie zu ihrem und ihres Mannes Unterhalte, Alles, was sie zur Bewirthung der Fremden verbrauche, müsse sie selbst in der Kiepe aus Eisenstein herüberschaffen — ein Weg von nahezu drei Stunden. „Bei der grimmigen Kälte im Winter ist es oft hart,“ schloß die alte Frau ihre Erzählung.

Wir waren erst am Nachmittage aufgebrochen, wir hatten uns viel Zeit gelassen, und es war schon dunkel, als wir den Wagen bestiegen; wir wollten vor Einbruch der Nacht, die hier auch im Sommer um die zehnte Stunde beginnt, in Eisenstein ankommen. Anton war in rosigster Laune; der Himmel weiß, was er angefangen haben mochte, während wir auf dem Arber gewesen waren. Denn die vier Maß Bier, die er in der Zeit geleert hatte, genügten nicht, um uns die Rosigkeit seiner Stimmung zu erklären. Er war sehr aufgeräumt, aber er wollte mit der Sprache nicht recht heraus, und auf unsere Frage: ob er wieder den schmalen und dornigen Pfad der Tugend habe verlassen wollen, hatte er nur ein verschmitztes Schmunzeln zur Antwort. Bisweilen lachte er auf seinem Boche, ohne von uns dazu gereizt zu sein, hell auf, als vergegenwärtigte sich seinem Geiste eine drollige Situation; er pfiß einen Ländler, er knallte lustig mit der Peitsche und es ging den Berg hinab, daß es ein Vergnügen war. Auch wir waren in fidelster Stimmung. Um uns her Alles finster und feierlich. Die zahlreichen Glühwürmchen, die an dem Wege krochen und flogen und unsere hell glimmenden Cigarren waren die einzigen lichten Punkte in der Dunkelheit, der Hufschlag, das Rollen des Wagens und unser Gespräch die einzigen Laute, die sich vernahmen ließen.

Auf einmal gerieth unser Wagen in's Schwanken. Das rechte Hinterrad — ich saß gerade darüber — ging in die Tiefe, ich wurde sanft hinausgeworfen und spürte am linken Beine die mir peinliche unmittelbare Nachbarschaft des Rades, das unbedingt über mein Bein gegangen wäre und mir dasselbe sehr wahrscheinlich auch gebrochen hätte, — denn die Pferde hielten noch nicht, — wenn nicht mein Berliner Freund, der mir zur Linken saß und bemerkt hatte, daß ich von meinem Sitze ohne förmlichen Abschied gewichen war, die Geistesgegenwart besessen hätte, seinen schweren, mit einer starken Eisenspitze beschlagenen Bergstock nach der Rechten zu fest einzubohren und dadurch die Pferde und den Wagen zum Stehen zu bringen. Ich hatte auch den Kopf nicht verloren und benutzte den ersten Augenblick des Stillstandes, um schnell auf- und bei Seite zu springen; der Doctor sprang mir sogleich zu Hilfe und fragte mich, ob etwas geschehen sei. Der Retter meines Beines folgte ihm. Da die Episode ohne den geringsten Unfall verlaufen war, — wir hatten allesamt noch die brennenden Cigarren im Munde — so schloß sie mit fröhlichstem Gelächter.

„Aber Anton!“ sprachen wir im strahlenden Unifono.

Anton war gleichfalls aus dem Wagen geschleudert und bei seiner erhabenen Stellung vom Boche etwas weniger gelinde herabgefallen. Er humpelte herbei, erkundigte sich nach unserm Befinden, und begann, sobald er hörte, daß wir mit heiler Haut davongekommen waren, jämmerlich zu stöhnen. Der Doctor untersuchte ihn. Er hatte nichts gebrochen, keine bedenkliche Quetschung erlitten; es war also nur eine geringfügige Hautabschürfung, die ihm vielleicht ein bißchen wehe that, die aber unsere harten Herzen nicht sonderlich rührte.

Nun erst untersuchten wir die localen Ursachen des Zwischenfalls. Sie waren nicht geheimnißvoll. Rechts vom Wege ist ein schmaler Graben zum Abfluß des Wassers angebracht, etwa fünf Fuß tiefer als der Weg; auf der andern Seite erhebt sich der Boden etwa zehn bis zwölf Fuß zum Saum des Waldes. Anton hatte nicht aufgepaßt, war zu weit nach rechts gefahren und das rechte Hinterrad war in den Graben gerathen. Das war Alles. Mit vereinten Kräften brachten wir den Wagen auf die Fahrstraße und flogen lachend wieder ein, während Anton, stöhnend und in merklich verbüfter Gemüthsstimmung auf den Boß kletterte. Er legte nun den Hemmschuh an und fuhr fein bedächtig in langsamem Schritte. Wir benutzten diese weisevollen Augenblicke, um weise Mahnungen an Anton zu richten. „Ja, ja,“ sagten wir, „Anton! So etwas kommt von So etwas! Der sittenreine Rutscher — der Doctor summt das Leitmotiv vom „reinen Thoren“ — bleibt auf der Fahrstraße; wer aber den Lockungen der Sünde nicht widersteht — der Doctor sang die Rosamelodie „Komm' holder Knabe“ — der fällt in den Graben.“

Da krachte es unheimlich unter uns, und es knisterte und knackte. „Halt!“ riefen wir. Und wieder senkte sich der Wagen nach rechts, diesmal ganz sachte. Wir blieben alle sitzen. Anton hatte die Pferde zum Stehen gebracht und war vom Boß gesprungen. Wir kletterten langsam heraus. Wir besahen den Schaden. Das rechte Hinterrad war gebrochen. Aber gründlich! Die Nabe fehlte, fast alle Speichen waren ausgebrochen. Wir hatten uns, wie wir uns nun aus der Beschaffenheit des ganz morschen Ueberrestes überzeugten, seit drei Tagen in beständiger Lebensgefahr befunden. Und das war der beste Wagen von Zwiesel.

Anton war verzweifelt, um so verzweifelter, als wir beständig lachten. Bis zur nächsten menschlichen Behausung, der „Regenhütte“ — einer großen Glasfabrik — hatten wir noch gute dreiviertel Stunden. Keine Möglichkeit, den Wagen auf seinen drei Rädern dahinzubringen. Es wäre nichts davon übrig geblieben. Zum Glück hatte Anton das unberdorbene Auge eines Naturkinder. Er erspähte in einiger Entfernung eine junge Tanne, die am Saume des Waldes gerade über dem Graben stand. Er kletterte hinauf und versuchte mit aller Energie dieselbe zu entwurzeln oder abzubringen. Die Komik dieses Schauspiels ist ganz unbeschreiblich. Wir hielten uns die Seiten und hatten thatsächlich Bruststiche vor Lachen, als wir Anton, wie einen Besessenen zappelnd, mit beiden Fäusten den Stamm umfassend, mit Anspannung aller seiner Kräfte den Baum rütteln sahen. Drei- oder viermal kollerte er die zwölf Fuß auf steinigem Geröll in den Graben herab, ebenso oft rappelte er sich auf und begann auf's Neue wie ein Verrückter gegen den Baum zu toben. Wir machten ihn ganz vergeblich darauf aufmerksam, daß sein unsinniges Beginnen dem Selbstmordversuche gleichkam. Denn wenn der Baum entwurzelt war, so wäre Anton Hals über Kopf auf die Steine geschlagen und hätte sich ohne

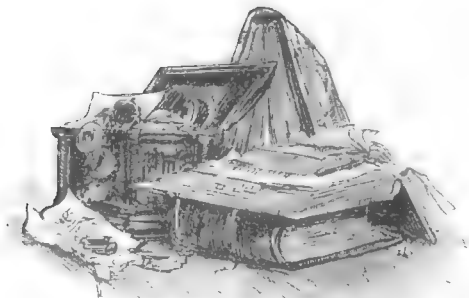
Anstrengung das Genick brechen können. Es half nichts. Er raste weiter. Noch einmal kollerte er herab.

„Aber Anton! Haben Sie es denn so eilig?“ fragte der Berliner Freund.

Er ruhte nicht, und es gelang ihm schließlich, den Waldfrevel perfect zu machen und den jungen Stamm zu knicken. Er machte eine Stütze daraus, die sich indeffen als viel zu schwach erwies. Die Last des Wagens drückte sie sogleich herab. Dreirädrig humpelte der Wagen weiter, zerknirscht humpelte Anton nebenher, laut lachend folgten wir.

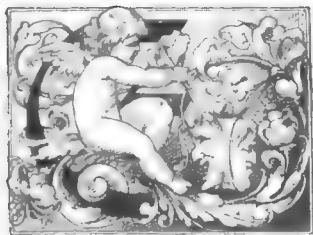
Anton war reuig. Der Doctor sang das Entführungsmotiv. Und nun fand er nach einigen Minuten am Wege einen festeren, schon behauenen Stamm, nach dessen Eigenthümer er sich in diesem Augenblicke der Bedrängniß nicht weiter erkundigen mochte — und daraus fertigte er mit seinem guten Messer und festen Stricken eine genügend widerstandsfähige Stütze, um den Wagen im Uebrigen unverfehrt nach der Regenhütte zu bringen, wo wir gegen zehn Uhr Abends eintrafen.

Von unsern Erlebnissen in Eisenstein und auf der Rückreise in Regensburg will ich nach den stärkeren Eindrücken, die wir in Bayreuth empfangen sollten, nicht mehr sprechen. Ich gestehe sogar, daß mich ein gewisses Unbehagen beschleicht, wenn ich mich frage, ob es denn überhaupt der Mühe verlohnte, so Unerhebliches und so Persönliches auszulaudern. Aber ein französisches Sprüchwort sagt: wer sich entschuldigt, beschuldigt sich; und das letztere will ich lieber meinen besonderen Gönnern überlassen. Die Ferien nahen ihrem Ende, und wenn die Arbeitszeit beginnt, will ich wieder hübsch sachlich und stockernsthaft zu werden mich bemühen. Das habe ich auch dem Doctor in die Hand gelobt, der sofort den Verheißungsspruch anstimmte.





Illustrierte Bibliographie.



igentlich ist durch die Veröffentlichung des Prachtwerkes (**Goethe's Werke, illustriert** von ersten deutschen Künstlern, herausgegeben von Heinrich Dünker, Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt, vormalig Ed. Hallberger), dem die Illustrationsproben dieses Festes entnommen sind, nur eine Forderung der Gerechtigkeit erfüllt worden. Shakespeare, Schiller waren von derselben Verlagsanstalt bereits längst vor mehreren Jahren Prachtausgaben gewidmet worden: Goethe macht

nun die Dreizahl der in Deutschland wirklich volkstümlichen großen Dichter voll.

Es ist dabei höchst eigenthümlich, daß Shakespeare von den dreien eigentlich das beste Loos zugefallen ist. Für ihn hat sich in John Gilbert der Zeichner gefunden, der ganz für sich allein die ungeheure Anzahl von Illustrationen, die eine solche Ausgabe erfordert, geschaffen hat. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Einheitlichkeit dem Werke zu ganz besonderem Nutzen gereicht. Wenn sich eine ganze Künstler-schaar zusammen thun muß, um den einem solchen Buche nöthigen Schmuck herzustellen, so machen sich, mag die Leitung des Ganzen auch die vorzüglichste und kräftigste sein, doch immer einige Mißstände bemerkbar. Jeder dieser Künstler, wenn er wirklich ein Künstler ist, wird einen scharf ausgeprägten eigenen Charakter haben, und es ist geradezu unmöglich, daß er denselben so unterdrückt, daß jeder Einzelne sich so allen Uebrigen anpaßt, wie es nöthig ist, soll der Bilderschmuck denselben einheitlichen Zug offenbaren, wie der Text, der dem Ganzen zu Grunde liegt. Je hervorragender die einzelnen mitwirkenden Kräfte sind, je mehr sie, ganz aus ihrer Natur heraus, nach besonderer Geltung ringen, um so mehr müssen sie die eigentliche Harmonie schädigen. Es geht dann wie in den Sammlungen alter Kunstwerke, wo dieses Gemälde, das für das Dämmern einer Seitencapelle bestimmt war, neben einem andern hängt, das von vorn herein im stuthenden Tageslichte prangen sollte, wo das Werk des Meisters von feiner, bescheidener Individualität dicht neben dem des Andern voll überquellenden Lebens Platz findet, und wo eins das andere, wie es in der lebendigen Sprache der Werkstätten heißt, todt machen muß.

Es ist aber noch ein zweiter Punkt, der unter diesen Umständen bedenklich bleibt. Es läßt sich schwer annehmen, daß die Auswahl der Stellen, die illustriert werden sollen, mit jener Einheitlichkeit getroffen werde, die das höchste Ziel des Wunsches

hissen sollte. Nehmen wir an, die Leitung des Ganzen führe ein Mann von eingehendem Verständnisse, dieser Redacteur — um das kurze Wort anzuwenden, suche mit feinstem Gefühle jene Stellen aus — wird es ihm möglich sein, diese einzelnen Unterlagen für die Zeichnung auch jede gerade dem Künstler zuzuweisen, dessen Wesen dafür das angemessenste ist? Möge er wirklich darin das Richtige getroffen haben: er wird unter seinen Mitarbeitern des Widerspruchs und des Eigenwillens so viel finden, daß er seine Wahl nicht in allen Punkten aufrecht erhalten kann. Auch hier



Der König von Thule.

Aus „Goth's Werke“, Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

ist also der Künstler, der ohne Mitarbeiter ganz allein für sich ein Werk illustriert, im Vortheil. Denn selbst wenn er nicht immer richtig wählt, so wird doch das Ganze mit allen seinen Glücksgriffen und Fehlern ein in sich abgeschlossenes Werk sein, das man für sich allein betrachten und prüfen kann, und für welches die Beziehung zum Texte zwar die hauptsächlichste, aber nicht die alleinige Bedeutung bildet.

Aber es ist ein frommer Wunsch, einen großen Dichter von einem einzelnen Künstler illustriert zu sehen. Ein solcher Fall bleibt immer ein ganz besonderes Glück, das sich nur selten findet, denn welcher Künstler möchte Jahre seines Lebens an die Schöpfung eines Prachtwerkes setzen! Da aber Prachtwerke nun einmal zu den Be-

bürfnissen des jetzigen Leserkreises zu gehören scheinen, so muß man sich mit dem Unvollkommeneren zufrieden geben und die Illustrationen unter mehrere, ja gar unter viele Künstler vertheilen. Der Erfolg des in der deutschen Verlagsanstalt erschienenen Schiller hat gezeigt, daß das Publikum sich an solche Einwände nicht lehrt — denn dieser hat in 52,000 Exemplaren abgesetzt werden können — und so darf man diese Bedenken wohl äußern, ohne dem Buche zu schaden.

Es ist auch sehr erklärlich, daß solche Gesamtausgaben einen Künstler wenig locken. Shakespeare's Werke enthalten wenigstens außer den Dramen nur noch die beiden Erzählungen und die Sonette, Dichtungen, die sich ebenfalls wohl illustriren lassen, und die ganz gut alle die Einbildungskraft eines Künstlers reizen können. Aber auf wie vielen Gebieten bewegt sich ein Dichter der neuesten Zeit! Schiller hat Historisches, Philosophisches und Kritisches geschrieben, und bei Goethe treten, ganz abgesehen von der so umfangreichen und dabei illustrationswidrigen Spruchdichtung, vor Allem die zahlreichen und von dem Wesen des Schöpfers untrennbaren naturwissenschaftlichen Abhandlungen hinzu. Welch' eine Vielseitigkeit! Daran muß jeder Versuch, in einheitlichem Maße zu illustriren, erlahmen.

Wenn übrigens die Verleger erst zuletzt an Goethe gedacht haben, so ist das, ob schon bezeichnend, doch gerechtfertigt. Seine Werke werden schwerlich in 52,000 Abzügen verkauft werden. Nicht etwa, weil sie umfangreicher und demgemäß theurer sind, obgleich auch dieser Umstand mitgerechnet werden darf, sondern weil Goethe, selbst im Vergleich mit Shakespeare, noch mehr im Vergleich mit Schiller, der am wenigsten volksthümliche der drei Dichter ist. Das ist eigentlich höchst wunderbar, da Goethe doch unter ihnen Dreien unstreitig der einfachste ist und die natürlichste Sprache redet; aber es scheint, daß gerade dieser Umstand, von dem man annehmen sollte, daß er die breiten Massen anlocke, dasjenige ist, was ihm schadet, und daß Viele der Uebertreibung Shakespeares und dem hohen Tone Schillers den Vorzug geben. Es ist die alte Erfahrung, daß man ein sehr gebildetes Urtheil haben muß, um die Einfachheit recht würdigen zu können.



Aus „Goethe's Werke“, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Die Hallberger'schen Ausgaben stimmen in ihrem Aeußerlichen zusammen, wie es wohl natürlich ist, da sie dafür bestimmt sind, in einer Sammlung neben einander zu prangen. Format, Druck, Papier sind ganz die gleichen; auch die Holzschnitte sind in denselben Werkstätten hergestellt; und es braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, daß dieselben ganz vorzüglich sind. So schöner Blätter, wie die Illustration zu dem Gedichte an den Mond, findet sich eine ganze Anzahl auch in dieser Sammlung. Der künstlerische Werth der Bilder selbst ist erklärlicher Weise ein etwas ungleicher. Es wirken Zeichner von doch sehr verschiedener Bedeutung mit; der Fleißigste giebt dabei vielleicht nicht sein Bestes, der Schwächere findet eine besonders glückliche Stunde: so wird man häufig überrascht. Jedenfalls aber, und das mag hervorgehoben werden, sieht man zahlreiche Bilder in dem Werke, die einen hervorragenden Werth besitzen und



An den Mond.

Aus „Goethe's Werke“, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

vollauf dafür entschädigen, daß man hie und da vielleicht auch einmal auf Mittelgut gestoßen ist. Zu bebauern ist, daß die Verlags-handlung für Goethe's Bildniß einen Phantasielkopf gewählt hat. Goethe war doch wahrhaftig schön genug, um das Idealisiren nicht erst nöthig zu haben: und es giebt von ihm Bildnisse, noch dazu aus allen Lebensaltern, Bildnisse, die wirklich ähnlich und wahr und daher sinnlich schön und geistig gebietend sind. Aus seiner Jugend haben wir den Rai'schen Kopf, aus späterer Zeit, aus der der italienischen Reise, den Idealkopf als Apoll, aus unserm Jahrhundert eine große Anzahl schöner Bildnisse. Und uns dünkt, man sollte in solchem Falle eines der letzteren wählen. Denn wenn auch der junge Goethe und die Werke des jungen lockender und vielleicht wirklich vollsthümlicher sind, so lebt

doch nicht das Bild des jugendprangenden Stürmers, sondern das des greisen Dichtersfürsten wie es sich in den zwanziger Jahren befestigt hat, im Volke fort — ganz nach dem Worte, das Schiller in der Ränie gesprochen hat.

Ueber Dünkers Thätigkeit an dieser Ausgabe kann man nach den bisher vorliegenden vier Lieferungen noch nicht urtheilen: diese enthalten eben bloß Gedichte. Dieselbe wird sich wohl auch auf die unumgängliche Auswahl der auszuschreibenden Schriften, auf die Herstellung des richtigen Wortlauts und allenfalls noch auf das Schreiben einer Einleitung beschränken. Jedenfalls aber ist das Werk einer bewährten Hand anvertraut.

Wir wünschen diesem den Erfolg, den die Sorgfalt der Herausgeber verdient hat, und zweifeln nicht, daß es denselben finden wird. Aber wir können uns nicht enthalten, dabei einen Wunsch zu äußern, der hoffentlich nicht allzu utopisch klingen wird. Ausgaben, wie die vorliegende, haben durchaus ihre Berechtigung; aber es

frägt sich, ob damit wirklich allen den Ansprüchen, die ein Dichter wie Goethe oder Schiller machen kann, gedient ist. Solche Ausgaben sind für den wirklichen Gebrauch eigentlich recht ungewöhnlich. Das Format derselben ist ja immer noch ganz angemessen; aber es will uns bedünken, als ob das Zuviel der Illustration stören müßte. Goethes Lyrik z. B. muß doch viel von ihren Reizen einbüßen, wenn man auf jeder Seite durch die Betrachtung eines Bildchens aus dem Lesen herausgerissen wird; und für alle anderen Dichtungen gilt dasselbe, wenn auch in geringerem Maße. Ja, es kommt dazu, daß auch der größte Künstler dem Dichter nie ganz gerecht werden kann. Man hat nun einmal die Dichtung früher als die Illustration kennen gelernt; man hat sich im Geiste schon eine förmliche Vorstellung von dem Wesen der Dichtung gebildet, und nun kommt der Zeichner, der uns die feine vor die Leibesaugen führt. Sie mag ja richtiger und schöner sein; aber sie entspricht der unsrigen nicht, und deshalb muß sie uns zum Mindesten verwirren.

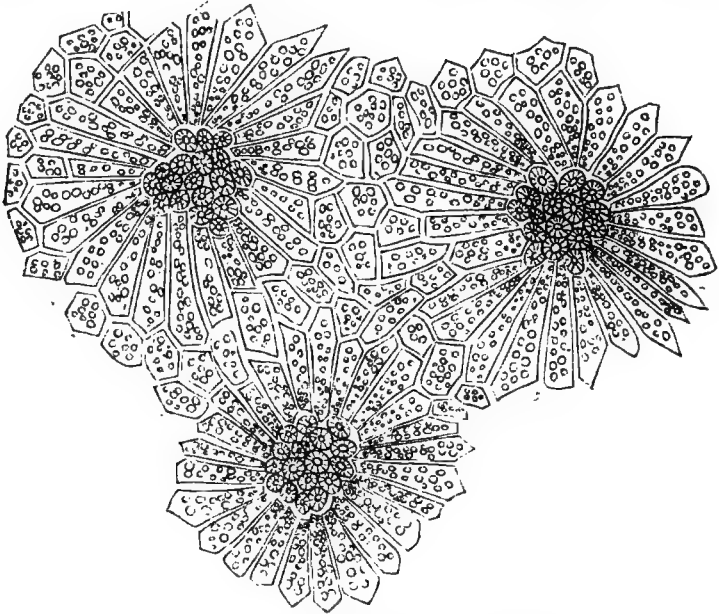
Was wir wünschten, wäre eine vornehme Ausgabe zum wirklichen Gebrauch, deren Pracht in der Gebiegenheit des Einfachen bestehen müßte. Ein bequemes Format, ein ausgesucht schönes Papier, ein unfehlbar vollkommener Druck mit fehlerlosem Texte, dem vielleicht ein taktvoller Herausgeber einige Anmerkungen im Nachwort hinzufügen könnte. Dazu einige Porträts, einige wenige, ganz vorzügliche Illustrationen, Bignetten und Initialen. Eine solche Ausgabe würde freilich wahrscheinlich eben so theuer sein, wie die jetzt gebräuchlichen Prachtwerke, und sicherlich weit weniger Abnehmer finden als diese, vielleicht gar nicht die Kosten decken; denn für einfache Bornehmheit haben nur Wenige Sinn. Aber es will uns bedünken, daß eigentlich erst eine solche Ausgabe der großen Dichter würdig wäre, weil sie nur so in ihrem Wesen ungezwungen wirken können, und daß wir ihnen auch eine solche Ausgabe schulden. Lessing und Schiller und Goethe kann man in allen Formaten und allen erdenklichen Ausstattungen kaufen: nur diese eine Art fehlt. Bezeichnender Weise hat Schiller allein in der großen, historisch bearbeiteten Ausgabe etwas gefunden, was diesem Ideale am nächsten kommt; aber auch sie entspricht ihm nicht, denn wenn sie auch gebiegen ausgestattet ist, so fehlt ihr doch eben die Pracht, die wir in dem oben ange deuteten freien Maße angewendet wissen möchten.

Vielleicht kommt jetzt die Zeit, wo wir auch dazu gelangen, solche Ausgaben zu erhalten. Der Geschmack scheint sich wirklich zu verfeinern und die Zahl der Leser sich zu vermehren, die zugleich Liebhaber sind und das wirklich Bornehme zu schätzen wissen.

—ek.

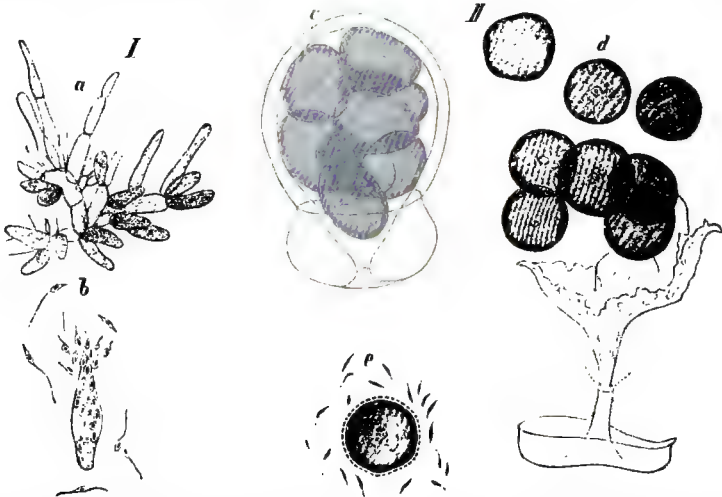
Man kann alle literarischen Producte in zwei große Hauptklassen theilen: in Bücher, die einmal gelesen und dann für immer zur Seite gelegt werden und in solche, die man wieder und wieder liest, aus denen man immer erneute Belehrung und Anregung, immer erhöhten Genuß schöpft, je öfter man sie zur Hand nimmt. Zu den Erzeugnissen der letzteren Art gehört ein Werk, das unter dem Titel „**Illustrierte populäre Botanik von Eduard Schmidlin**“ in vierter Auflage und vollständig neuer Bearbeitung von Dr. D. E. R. Zimmermann in A. Dehnmigle's Verlag (W. Geisler) in Leipzig erscheint. Dasselbe soll in zwei Theile zerfallen, einen allgemeinen und einen speciellen, von denen der erste die Anatomie und Physiologie der Pflanze, die Vegetation früherer Erdperioden, sowie die gegenwärtige geographische Verbreitung der Pflanzen über die Oberfläche unseres Planeten und endlich den Menschen in seiner vielseitigen Beziehung zur Pflanzenwelt behandeln wird, während der zweite in die specielle Kenntniß der Pflanze einführen, nach genauer Darlegung der Hilfsmittel zur Erlangung dieses Wissens eine Anzahl Tabellen, mit deren Hilfe die Bestimmung der Pflanzen möglich ist, und endlich eine Uebersicht über das natürliche System nebst Charakterisirung der einzelnen Familien, sowie Besprechung der wichtigsten technischen Pflanzen geben wird. Von dem ersten Theile liegen gegenwärtig

die ersten vier Lieferungen vor. Nachdem im ersten Capitel zunächst die einzelne Zelle als Baustein des pflanzlichen Organismus behandelt und dieselbe in ihre anatomischen



Steinzellengruppe aus dem Fruchtfleische der Birne.

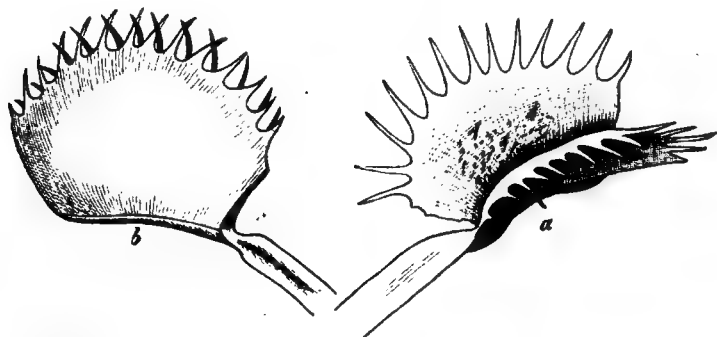
Bestandtheile: Zellhaut, Protoplasma, Chlorophyllkörner, Krystalle und Krystalloide, Proteinkörner, Stärkemehl, Zellsaft etc. zerlegt worden ist, werden im zweiten Capitel



Die Fortpflanzungsorgane von Blasentang (*Fucus vesiculosus*): I. männliche Fortpflanzungsorgane, a Antheridienbüschel, b einzelnes Antheridium, Spermatozoiden entlassend; II. weibliche Fortpflanzungsorgane, c Oogonium von acht Eizellen erfüllt, d Entfernung der Eizellen nach dem Zerreißen der inneren Haut des Oogoniums, e Befruchtung einer Eizelle.

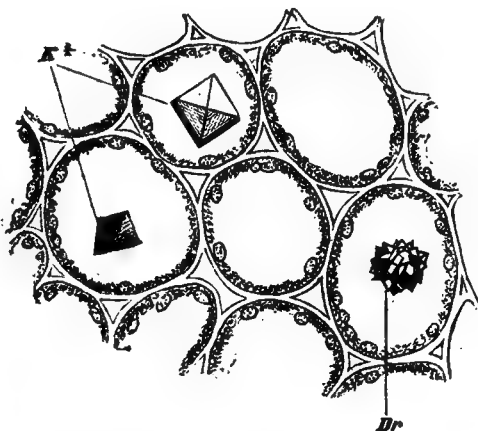
Aus C. Schmidlin's Zll. Popul. Botanik. 4. Aufl. Alfred Dehmitz's Verlag (W. Geisker) in Leipzig.

die Zellen in ihrem Zusammenhange unter einander betrachtet und es wird nachgewiesen, wie durch Composition derselben die verschiedenen Gewebeformen und Gefäßsysteme entstehen, die den Zellenstaat bilden. Das dritte Capitel beschäftigt sich mit der äußeren Gliederung der Pflanze, indem es die verschiedenen Organe, wie Aizen-, Wurzel-, Blatt-, Haar-, Blüten- und Fruchtgebilde näher betrachtet. Den Gegenstand



Blattfläche von der Venusfliegenfalle, a im ausgebreiteten, b im geschlossenen Zustande.
Aus E. Schmidlins Ill. Popul. Botanik. 4. Aufl. Alfred Nehmigle's Verlag (R. Geisler) in Leipzig.

des vierten Capitels bilden die mannigfachen überaus merkwürdigen Lebenserscheinungen und Lebensbedingungen der Pflanze wie Ernährung, Wachstum, Circulation der Flüssigkeiten und Gase innerhalb des Pflanzenkörpers, Einwirkung äußerer Kräfte auf den Vitalproceß derselben, wie die des Lichts, der Wärme, der Electricität zc., die verschiedenen an den pflanzlichen Organen sich kundgebenden Bewegungen wie spontane Rotation, Torsion, Nyktitropismus, Heliotropismus, Geotropismus zc., endlich die außerordentlich interessanten Vorgänge und Erscheinungen des Fortpflanzungsprocesses, wie Diklinie und Monoklinie, proterandrische und protogynische Dichogamie, Herkogamie, Pterostylie, Hybridation zc. Ueberall auf dem Boden der Wissenschaft stehend und unter steter Berücksichtigung der neuesten Resultate der Forschung führt der Verfasser in klarer gemeinschaftlicher Darstellung dem Leser eine Reihe der überraschendsten Thatsachen und Vorgänge aus dem Gebiete der vegetabilischen Welt vor Augen, die nicht bloß dem Manne der Wissenschaft, sondern auch dem gebildeten Laien, der Sinn und Empfänglichkeit besitzt für die Wunder der Schöpfung, von höchstem Interesse sein dürften. Eine sehr zweckmäßige und dankenswerthe Beigabe bilden die zahlreichen von geschickter und sachkundiger Hand entworfenen



Kryalle in den Blattstielzellen eines Schießblattes (Begonia).
K einzelne Kryalle, Dr Kryalldruse.
Aus Eduard Schmidlins Illust. Popul. Botanik. 4. Aufl.
Alfred Nehmigle's Verlag (R. Geisler) in Leipzig.

Illustrationen, die theils dem Text als Erklärung und Erläuterung eingefügt, theils in colorirten Tafeln am Schluß jeder Lieferung zusammengestellt sind. Entsprechen die nachfolgenden Lieferungen den vorliegenden, wofür der Name des Autors wie des Verlegers die vollste Bürgschaft leisten, so wird das Ganze voraussichtlich ein Werk bilden, das auf das Wärmste empfohlen werden kann. A. R.

Album des classischen Alterthums zur Anschauung für Jung und Alt, besonders zum Gebrauch in Gelehrtenschulen. 76 Tafeln in Farbendruck nach der Natur und nach antiken Vorbildern mit beschreibendem Text von Hermann Reinhard. 2. Aufl. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung (A. Bleil).

Der Umstand, daß dieses Buch zum mehr die zweite Auflage erreicht hat, darf man wohl als einen erfreulichen Beweis betrachten dafür, daß der grundsätzlich längst anerkannte Satz von dem Werthe der Anschauung beim Unterrichte nun auch für die Beschäftigung mit dem Alterthum mehr und mehr zur thatsächlichen Anwendung kommt. Außerdem spricht jener Umstand natürlich auch für das Buch selbst, das hier, in Einzelheiten verbessert, zum zweiten Male erscheint. Die vorliegende erste Lieferung enthält eine Reihe von Blättern mit Gebäuden des alten Athens, theilweise in ihrem jetzigen Zustande, theilweise in angenommener Wiederherstellung. Der Farbendruck ist recht befriedigend, der Text, gedrungen, giebt nur das Nöthigste, dies aber ausreichend. Außer Landschaftlichem sollen spätere Lieferungen noch Darstellungen des antiken Hauses, aus Mythologie, Theater, Kriegswesen, Trachten und Kunstwerken bringen. Das ist also so ziemlich Alles, was der Gymnasiast braucht. Denn in dessen Händen wünschten wir das Werk vornehmlich zu sehen. Seitdem die andern Fächer so große Ansprüche machen und die Alterthumskunde sich nicht mehr auf dem Gymnasium behaglich ausbreiten kann wie früher, hat sich der Unterricht, da der rohe Stoff doch möglichst ungemindert gelehrt werden soll, immer mehr auf diesen zusammengedrängt, und in diesem Drängen hat die Alterthumskunde allzu viel an Form und Farbe eingebüßt. Ueber Regeln und sprachlichen Feinheiten kommt es dem Gymnasiasten manchmal gar nicht recht zur Vorstellung, daß es wirklich lebendige Glückskinder gegeben, die diesen ganzen Kram nicht erst zu lernen brauchten. Der Phantasie, deren innerer Thätigkeit zu wenig Raum mehr übrig geblieben, muß von außen nachgeholfen werden; und es ist noch ein Glück, daß allerlei Erleichterungen in der Herstellung der Anschauungsmittel das zugänglich machen, was vor wenigen Jahrzehnten ein unerschwinglich kostbarer Besitz gewesen wäre. Damals stach man in Kupfer und malte mit der Hand aus. Man braucht nur einen älteren, im Leben ausgedienten Mann gesehen zu haben, der zu seinen Lateinern zurückgelehrt ist, um zu wissen; wie der, wenn er wirklich ältere Bücher der Art hat, seine Schätze hütet! Wir wünschen dem Buche die denkbar weiteste Verbreitung. —ck.

Jeremias Gotthelf. Wie Anne Bäbi Jorwäger haushaltet und wie es ihr mit dem Doctern ergeht. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. 8. VIII. und 705 S. Berlin 1882. Julius Springer. M. 3.

Es ist kein neues Buch, das hier nur die deutsche Lesewelt tritt. Der es schrieb, ruht bald dreißig Jahre im Grabe. Die Zustände, die hier geschildert sind, sind vielfach andere geworden. Mag das auch nach mehr als einer Richtung hin ein Vorzug sein, so ist doch vom culturgeschichtlichen Standpunkt aus zu beklagen, daß zugleich mit Veraltetem und unbrauchbar Gewordenem manches Schöne und Gute von der Strömung der Zeit mit hinweggespült wird. Um so größeren Werth hat daher jedes lebendige Zeugniß aus der Vergangenheit, zumal eine Schilderung, wie sie hier vor uns liegt; aus unmittelbarer Anschauung geboren, läßt sie den Lesern jeden Pulsschlag des Schweizer Volkslebens fühlen; die allgemeinen Umrisse, die ganze Färbung, wie der kleinste, feinste Zug finden sich mit der nämlichen Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt

und Treue ausgeführt. Nicht minder lebenswarm und frisch wie die äußeren Verhältnisse, aber ungleich tiefer angelegt und kunstvoller ausgebildet sind die Charaktere dieses Buches. Und wahrlich, mächtig muß die Kunst der Darstellung sein, um dem Leser die sich nie verleugnende Tendenz des Buches: eine dem Verfasser augenöthigte Beurtheilung leiblicher und geistiger Quacksalberei, so glücklich zu verhüllen, daß sie ihm selten oder nie unangenehm entgegentritt. Durch das ganze Buch geht ein frischer Hauch von sittlicher Kraft und reiner Menschenliebe, beides verklärt durch den seltenen Reichthum unmittelbarer Poesie. Durch etliche von kundiger Hand vorgenommene Streichungen und Beseitigungen von im Laufe der Zeit unverständlich gewordenen Anspielungen, sowie durch Erklärung schwieriger Ausdrücke des Schweizer Dialectes hat das Buch bedeutend gewonnen. Möchte es sich auch in dieser neuen Gestalt neue Freunde erwerben.

Ausgewählte Werke von Erdmann-Chatrian. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und herausgegeben von Ludwig Pfau. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Das Dichterpaar Erdmann-Chatrian ist eine so auffallende Erscheinung in der französischen Literatur, daß es Zungen und Federn fast schon mehr als genugsam beschäftigt hat. Zunächst schon wegen des vollkommenen Verschmelzens zweier Dichternaturen, wie man es außer bei ihnen wohl nur noch einmal bei Erzählern — bei den Brüdern Goncourt, gefunden hat; sodann wegen des ganz neuen Elementes, das sie in die bis dahin gebräuchliche Darstellungsweise der Franzosen eingeführt haben, das dem französischen Wesen eigentlich ziemlich fremd ist, und das wir bei den Weiben an der Osgrenze ihres Landes geborenen Dichtern wohl nicht mit Unrecht auf deutsche Einflüsse zurückführen. — Im Grunde ist dieser zweite Umstand beachtenswerther als der erste, der mehr die Seelenkunde angeht; aber auch er verleiht ihren Werken mehr als Erscheinungen der eigentlich französischen Dichtung Werth, denn als solchen, die der großen Weltliteratur angehören. Betrachtet man ein übersetztes Werk als eine Bereicherung der eigenen Literatur, so kann man eigentlich ein Bedürfnis gerade nach diesem Zuwachs nicht anerkennen: denn was jenen Dichtergenossen eben als Franzosen eigenthümlich ist, das findet sich bei den meisten deutschen Dichtern als ganz natürlich, bei vielen sogar in weit höherem Grade. Andererseits darf man wohl annehmen, daß der, welchen Erdmann-Chatrian als Bestandtheil der ausschließlich französischen Literatur beschäftigt, nicht erst auf eine Verdeutschung angewiesen sein wird. — Doch um die Frage nach der Nützlichkeit dieser Uebersetzung fallen zu lassen — eine Frage, die bei Büchern leider stets eine akademische bleiben wird: — so werden die Werke der beiden sinnigen Erzähler in dieser Ausgabe sicherlich zahlreiche Freunde finden. Die Uebersetzung verdient Anerkennung, sie zeichnet sich durch Gewandtheit und durch ihr wirkliches Deutsch vortheilhaft von den meisten anderen aus, die uns französische oder englische Erzähler vorzuführen pflegen. Die Ausstattung in Druck und Papier ist angemessen; nur muß der Vollständigkeit halber erwähnt werden, daß die Lieferungen (in dieser Form erscheint das Werk) nicht geheftet sind: man hüte sich also, sie voreilig aufzuschneiden. Die Einleitung liegt noch nicht vor. —ck.

Lenaus Werke. Mit Biographie, Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Seit Lenaus Tode sind schon mehr als die dreißig Jahre verflossen, während deren das Gesetz den Rechtsnachfolgern verstorbener Schriftsteller das Eigenthum an dessen Werken verbürgt. Lenau ist 1850 gestorben. Es ist eigentlich einigermaßen wunderbar, daß nicht schon früher eine neue Gesamtausgabe erschienen ist, die mit den im Cotta'schen Verlage erschienenen den Wettkampf eröffnete. Man kann doch kaum annehmen, daß sich eine solche Unternehmung nicht lohnen sollte, denn Lenau hat sich

eine ganz außerordentliche Frische bewahrt und wirkt noch heute und wird noch heute viel gelesen. Das ist der Lohn für das Sichversenken in die Natur: wie diese nicht altert, so theilt sie auch ihren Freunden eine unverwüsthche Jugend mit. Nun endlich hat sich das Bibliographische Institut die Verjähmung zu Nutze gemacht und eine Ausgabe der Werke Lenau's erscheinen lassen. Die Leserwelt aber hat bei dieser Bögierung so viel gewonnen, daß sie sich nicht zu beklagen brauchen wird, denn diese Ausgabe ist mit einer solchen Sorgfalt in das Werk gesetzt und entspricht auch im Uebrigen so allen Anforderungen, die man an ein Buch dieser Art zu stellen gewöhnt ist, daß schwerlich noch etwas zu wünschen übrig bleibt. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß die Sammlung alle irgenbwie veröffentlichten Dichtungen Lenau's umfaßt. Außerdem aber sind, wo es nöthig erschien, erklärende Anmerkungen beigelegt, die auch, so weit sich das feststellen ließ, über Veranlassung, Abfassungszeit und Bestimmung der einzelnen Gedichte Aufschluß geben. Bei den größeren Dichtungen, dem Faust, Savonarola, den Abigenern, erweitern sich diese Erläuterungen zu sehr umfangreichen, verständig und zweckmäßig geschriebenen Einleitungen. Ihr Verfasser, jedenfalls derselbe, der die das Werk eröffnende Lebensgeschichte geschrieben, hat sich nicht genannt; man weiß also nicht, wem man seinen Dank für diese verdienstliche Arbeit auszusprechen hat. Jene Lebensgeschichte ist übrigens ein Werk großen Fleißes: die vorhandenen Quellen, in erster Reihe die Schrift, welche Lenau's Schwager veröffentlicht hat, sind vollständig benutzt und wesentlich ergänzt worden. Die traurige Geschichte Lenau's liegt ja noch nicht so weit hinter uns, daß nicht mehr andre Zeugen als Bücher und Zeitungsartikel aufzurufen wären: es haben sich noch lebende Zeugen gefunden und auch mancherlei Handschriftliches, was sich als werthvoll erwiesen hat. Dadurch erhält dieses Buch einen Werth, der weit über den der landläufigen Volksausgabe hinausreicht; wer sich mit Lenau beschäftigen will, wird unter allen Umständen diese Lebensgeschichte zu benutzen haben. Und wenn natürlich auch in den Hauptzügen des Bildes, das man sich bisher von Lenau und seinen Werken vorgestellt, kaum etwas zu verbessern sein wird, so scheint sich doch die Beleuchtung hier und da wesentlich zu ändern. Was wir bisher von Lenau wußten, das hatten uns der Hauptsache nach seine nächsten Verwandten und besten Freunde übermittelt. Auf Schilderungen aus solcher Quelle wirken dann immer allerlei durchaus berechtigte Rücksichten ein: Manches wird unterdrückt, Anderes gefärbt. Das ist, wie gesagt, durchaus berechtigt. Wie man in das Werden nicht blicken wollen darf, damit man nicht vielversprechende Reime zerstöre, so muß man auch das Vergehen achten und in Ruhe sit, vollziehen lassen. Einmal aber tritt der Augenblick ein, wo das Volk das Recht hat, über einen Mann, der so in seinem Geiste fortlebt, wie Lenau, Alles zu erfahren — wobei es ihm ja immer frei steht, in den Strom des Vergessens zurückzuwerfen, was es nicht behalten will. Und dieser Augenblick wird sich kaum länger als ein Menschenalter nach dem Tode des Betreffenden hinauschieben lassen, weil sonst zu Vieles unsindbar verloren gehen würde. Der Herausgeber hat also sehr recht daran gethan, daß er Alles ihm zugänglich Gewordene veröffentlicht hat. So auch die Namen der Leute, die durch die alten Lebensgeschichten Lenau's gingen, wie der Unbekannte im Hopflustspiel. Diese Namen thun ja für die Meisten durchaus nichts zur Sache, und man wird sich jedenfalls in weiteren Kreisen um diese Enthüllungen wenig kümmern; aber es ist doch immer gut, wenn dergleichen ein für allemal festgestellt ist: in diesem oder jenem Falle kann es doch einmal Werth bekommen, und bis dahin gewährt es den Leuten, für die Geschichte aus Namen und Zahlen besteht, Freude und Beschäftigung. — Sehr dankenswerth ist auch der Anhang, der eine Anzahl von Aeußerungen Lenau's, Briefen oder Gesprächen entnommen, enthält. Es findet sich viel des Kennzeichnenden darunter, und es ist gut, wenn diese Dinge erhalten bleiben. Häufig liest man, wie im Folgenden, die treffendsten Vergleiche: „Die Schauspieler haben zu viel Accent; sie haben einen solchen Ueberfluß daran, daß sie ihn gar nicht unterzubringen wissen und auf Alles den Accent legen. Es geht ihnen damit, wie den Raketen mit ihren Jungen,

die sie überall herumschleppen und zuletzt doch am unrechten Orte niederlegen.“ — Ueber die Ausstattung braucht erst nicht viel gesagt zu werden; die Ausgaben des Bibliographischen Instituts sind ja bekannt genug. In Anbetracht der außerordentlichen Billigkeit des Buches ist Druck und Papier vollauf befriedigend. Ausgezeichnet ist der Einband, Halbfranz, allem Anscheine nach sehr dauerhaft, braun mit bescheidener Vergoldung auf dem Rücken; es ist ein erquickender Gegensatz zu der schreienden, trügerischen Pracht der haltlosen Fabrikbände, die man sonst meist angeboten bekommt. —ck.

Dichtung und Wahrheit. Poetische Versuche von Alexander Baron Pawel Hamminger. Leipzig, Edwin Schömp.

Dass dieses Buch mit dem Goethe'schen nichts zu thun hat, braucht wohl nicht erwähnt zu werden; eher noch, daß der Verfasser nicht etwa der Laugun des 19. Jahrhunderts ist, der, glücklicher als sein Vorgänger, sich des ungetriebenen Besizes seiner Königstochter freut. Aber es ist ein Unglück, wenn Bücher so handgreifliche Erinnerungen wecken: man legt sich dann gar leicht einen falschen Maßstab zurecht. Allerdings wird man bei diesem gleich durch das Motto zurechtgewiesen; es lautet heiter und bescheiden: „Vorwärts mit frischem Muth, die Lieb' ist mein Banner.“ Der Verfasser scheint überhaupt die Motto's zu lieben, wir haben ihrer dreizehn gezählt, was für ein Festchen von 111 „kurzgebrucker“ Seiten ein recht anständiges Auskommen ist. Die Gedichte selbst sind übrigens anspruchslos und liebenswürdig, und wenn das Talent, das sich darin ausdrückt, auch keinen Himmel zu stürmen verspricht, so wird es für Jemanden, der die Dichterei „Gott sei Dank, nicht nöthig hat,“ wohl vollkommen ausreichen. —ck.

Skizzen über Heinrich Heine. Von seiner Nichte Fürstin della Rocca. Mit drei Illustrationen und vier Facsimile-Beilagen. Wien, A. Hartleben.

Die „Nichte“, Fürstin della Rocca geb. Embden, eine Schwestertochter Heine's, hat schon kürzlich ein Buch über ihren Oheim herausgegeben, worin sie Alles austrankte, was sie von ihm wußte; lauter Dinge, die freilich von andern Leuten schon besser erzählt worden waren, die aber natürlich in dem Munde einer so berufenen Zugin, einer Nichte, ein ganz neues Gewicht gewinnen mußten. Die Lesewelt war gutmüthig genug, sich diese Geschichten und Anekdoten — alle durchaus gleichgültiger Natur — noch einmal erzählen zu lassen, und daraus hat denn die Fürstin della Rocca die Berechtigung hergeleitet, der ersten Sammlung diese zweite nachfolgen zu lassen. Warum auch nicht? Was sie berichtet, hat durchaus keinen Werth — aber es werden ja in Deutschland so viel überflüssige Bücher gedruckt! Sie schreibt schlecht, und man hat, wenn man sie liest, fortwährend den Eindruck, daß sie von ihrer Wichtigkeit und ihrem Wisse auf das Innigste durchdrungen ist — aber auch das hat in Deutschland noch Niemanden verhindert, einen Verleger zu finden, am wenigsten, wo es sich um Frauenereien handelte. So erzählt sie denn eine ganze Anzahl Geschichten vom Oheim Salomon Heine, die alle auf den Preis von dessen — übrigens allgemein anerkannter — Großmuth hinauslaufen, von dem großen Brande in Hamburg 1842, von einer Menge anderer Dinge, die Heine ungefähr ebenso nahe angehen, und glücklich auch Einiges über diesen selbst, wozu sie wahrscheinlich durch das Lesen guter Biographien angeregt worden ist. Denn wie hätte sie sonst diese Dinge nicht in ihrem ersten Schriftchen erwähnt haben sollen? Oder erschienen sie ihr damals zu bekannt? — Sie könnte Recht gehabt haben. Einem entschiedenen Bedürfnis entsprechen auch die beiden längeren Excurse über Meißner und Gutzkow. Ueber diesen macht sie unter Anderen die überraschende Mittheilung: „Er war ein geachteter Schriftsteller“. Bezeichnend ist die Vorrede, und da sie kurz ist und entschieden Verbreitung verdient, mag sie als Probe hier stehen: „Ferdinand Hiller, der berühmte Componist, schrieb mir einst in mein Album: ‚Die schönsten Melodien sind diejenigen, die nie aufgeschrieben werden‘. Ich

wende diesen Satz auf diese Vorrede an und hoffe, daß meine Leser mir dafür dankbar sein werden. Fürstin della Rocca geb. Embden-Heine.“ Mancher, der das ganze Buch gelesen, hätte vielleicht gewünscht, der Frau Fürstin noch dankbarer sein zu dürfen. —ok.

Die Freiherren von Weichenburg. Eine historische Erzählung aus der Geschichte Berns im 14. Jahrhundert. Von Urs Saturnin. Thun, J. J. Christen.

Es ist möglich, daß diese Geschichte in der Gegend, wo sie spielt, Theilnahme erweckt. Aber Bern ist ein gar kleines Vaterland — und außerhalb dessen wird sie wohl Wenige erwärmen. Diese unglücklichen historischen Erzählungen! Wir haben schon an denen der wirklichen Dichter mehr als zuviel; und wenn nun die immer zunehmende Betheiligung des Unberufenen die schon herrschende „Ueberproduction“ noch vermehrt, so wird die „Geschäftskrise“ wohl nicht lange auf sich warten lassen. Von Urs Saturnin nur eine Probe — wie sich zur Zeit des 14. Jahrhunderts die „schönen, stattlichen Ritter“ auszudrücken und vornehmlich einem jungen Mädchen vorzustellen pflegten: „Eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Plötzlich erschraf sie, ein schöner, stattlicher Ritter stand vor ihr und sagte: Nun, mein holdes Fräulein, Sie machen kein besonders fröhliches Gesichtchen zu unserer schönen Feier, doch — was sehe ich — eine Thräne glänzt sogar in Ihrem Auge — was trübt denn den blauen Himmel Ihres Auges, wenn man fragen darf, meine Gnädige — ist es dem Berner Wendschaff zu fragen erlaubt?“ Woraus man zu seiner Ueberraschung ersieht, daß es im Berner Ländchen im 14. Jahrhundert bei Turnieren genau so zugeht, wie heutzutage etwa beim Stiftungsfest eines kaufmännischen Vereins. Man kann doch aus historischen Erzählungen etwas lernen! Uebrigens versichert der Verfasser, daß alles historische aus den „neuesten Geschichtsquellen und alten trefflichen Werken“ entnommen ist, daß die Namen alle geschichtlich sind, die vorkommenden Würdenträger ihre Stellen wirklich bekleidet haben. Auch für ihren Charakter und ihre Handlungsweise weiß er die neuesten Geschichtsquellen anzuführen — man kann also das Buch mit dem beruhigenden Gefühle lesen, daß der Verfasser sich um seine Sache wirklich viel Mühe gegeben — und die Heiterkeit ist um so größer. —ok.

Hannibal. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Johann R. Freyer. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Das Stück beginnt mit der Besetzung Capua's durch den Helven und führt dann die Handlung ehrlich, mit ziemlich treuer Ansehnung an den geschichtlichen Gang, bis zu Hannibals Selbstmorde weiter. Es ist eines der gewöhnlichen Lese Dramen: nirgends verräth sich ein echt dichterisches Feuer, aber man fühlt sich auch nirgends durch eine zu grobe Ungeschicklichkeit verletzt. Aufgeführt kann dieser Hannibal natürlich nicht werden. Hin und wieder glaubt man Spuren vom Studium Shakespeares zu finden, so gleich im Anfange, der lebhaft an den des Caesar erinnert — nur daß der Hannibal eben von Freyer ist. —ok.

Der letzte Wendenkönig. Romantisches Gedicht von Johann von Wildenrath. Leipzig, A. G. Liebeskind.

In der Vorrede führt der Verfasser aus einer Abhandlung von R. Gosche eine Stelle an, wonach dieser annimmt, daß auch nach der Unterjochung durch die Deutschen die Wenden Könige gewählt hätten, deren Einfluß wohl in der Art sich geltend gemacht haben wird, wie der des heimlichen Gerichts in Zimmermann's Münchhausen. „Einmal erscheint vor dem Erlöschen des wendischen Fürstenthums einer seiner Träger halb-kennntlich: in den bewegten Zeiten der Bauernkriege . . . Ueber ein Jahrhundert später führt aber die Sage seine Gestalt noch einmal heraus“. Daran hat Wildenrath seine Erfindung angeknüpft. Nicht gerade in ihr möchten wir den Vorzug des Gedichtes suchen. Es ist die ziemlich alte Geschichte von dem jungen Helven, der zum Könige

gekrönt wird, weil die Macher unter ihm ihre Rechnung zu finden hoffen; dessen jugendliche Raschblütigkeit natürlich ihre Berechnungen zu Schanden macht, der sich dann selbstverständlich in die Tochter eines möglichst hochstehenden Erbseindes verliebt und sich schließlich in allen diesen Verwickelungen so tief verstrickt, daß er rettungslos unter dem Beileid des gefühlvollen Lesers zu Grunde geht. Das ist das alte Gerippe, das mit den verschiedensten Häuten überzogen, schon tausendmal über die Bühne gewankt ist. Erblickt man nur seine Nasenspitze, so sieht man dem Kommenden mit Sicherheit und Ruhe entgegen. Aber Wildenrath's Gedicht zeigt wirklich manche schätzenswerthen Eigenschaften: er stellt seine Gestalten sicher und deutlich hin und stättet sie mit einem angenehmen gemäßigten Realismus aus, wie es der Art seines Werks entspricht. Er schildert gut und anschaulich und hat sich einen anziehenden Hintergrund — den Spreewald — für seine Handlung ausgesucht. Dieses schöne, leider jetzt größtentheils verwüsthete Fleckchen Erde erweist sich immer wieder dankbar für den Dichter, der seinen Boden betritt. Auch die Sprache ist edel und ebenmäßig; nur vermißt man manchmal jene Wärme, die sich dem Leser mittheilt — oder sollte das am Stoffe liegen? — Die Verlagsbuchhandlung hat sich wieder einmal selbst übertroffen. Man nimmt ihre Bände immer mit Freude in die Hand, aber dieser ist wirklich ein Muster vornehm einfacher Ausstattung, dessen Gleichen man in Deutschland leider nur wenige finden wird. Druck und Papier entsprechen den bekannten ältern Verlagswerken; diesmal ist aber der Einband besonders schön: in dunklem Grün, mit schwarzem Muster gepreßt, auf dem Vorderdeckel ein schmales Goldrähmchen und auf dem Rücken die zierlichsten zarresten Ranken. Der verwöhnteste Liebhaber kann das Buch so in seine Bücherei einstellen. Die Ausgaben von Liebeskind reihen sich den guten französischen durchaus ebenbürtig an. Hoffentlich dienen sie dazu, den barbarisch prunkliebenden Geschmack in Deutschland zu verbessern und zwingen so auch andere Verleger zur Nachfolge. Noch besser wäre es freilich, man entwöhnte sich in Deutschland der unmündigen Art, die Bücher gleich gebunden zu kaufen, in Folge wovon die einzelnen Büchereien fast jede Eigenart verlieren. —ok.

Reallexikon der deutschen Alterthümer. Von E. Götzinger. Leipzig, Wobemar Urban.

Das verdienstvolle Unternehmen, auf das wir bereits wiederholt hingewiesen haben, ist gegenwärtig beim 11. Heft angelangt, das den Buchstaben W ziemlich vollständig umfaßt. Gerade dieses Heft enthält eine ungewöhnliche Anzahl der interessantesten Artikel. Wir heben nur die größeren heraus: Malerei, Mariencultus, Meistergesang, Miniaturmalerei, Mönchswesen, Münzwesen u. a. Da die größere Hälfte des Werkes nun schon vorliegt, so darf man wohl hoffen, das wirklich sehr brauchbare Buch noch im Laufe dieses Jahres abgeschlossen zu sehen. —ok.

Austriaca. Betrachtungen und Streiflichter. Leipzig, Duncker und Humblot.

Das Buch hat bei seinem Erscheinen ein gerechtfertigtes Aufsehen erregt, das sich noch wesentlich gesteigert hat, als man erfuhr, wer der Verfasser war. Ludwig von Oppenheim, ein in böhmischen Landen weit begüterter Mann, nimmt in dem öffentlichen Leben Oesterreichs eine so angesehene Stellung ein, daß ein Gedanke doppelte Bedeutung erhält, wenn er aus seinem Munde hervorgeht. Doch, wie gesagt, es hätte des persönlichen Gewichtes gar nicht bedurft: die hier vereinzeltten Aufsätze betreffen so ernste Fragen und behandeln sie so verständlich, daß, mag man die darin niedergelegten Auffassungen nun gelten lassen oder bestreiten wollen, jedenfalls Stellung dazu nehmen muß. Uns Norddeutsche geht natürlich der erste Aufsatz, der sich mit Oesterreichs auswärtiger Politik beschäftigt, am Nächsten an, und man darf wohl annehmen, daß jeder Verständige mit den Ausführungen des Verfassers einverstanden sein wird. Derselbe hält Oesterreichs Lage für eine in jeder Verwicklung sehr gefährdete und befürwortet dringend den engsten Anschluß an Deutsch-

land als an den natürlichen und ehrlichen Bundesgenossen. Die Betrachtung selbst dreht sich zumeist um Oesterreichs Stellung zum Osten, um die Befestigung der türkischen Gebiete und um die Feindseligkeit Rußlands, die übrigens ruhig und verständlich erörtert wird. Die folgenden drei Aufsätze: Oesterreich und Ungarn, Der Parlamentarismus in Oesterreich und Juden in Oesterreich liegen uns ferner; allein selbst wenn man mit den herrschenden Verhältnissen nicht eingehend vertraut ist, fühlt man sich doch von der klaren Darstellung gefesselt und legt das Buch mit dem Gefühle aus der Hand, wirklich etwas gelernt zu haben. —ck.

Germann Wagners Illustrierte deutsche Flora. 2. Aufl. Bearbeitet und vermehrt von Aug. Garke. Stuttgart, Julius Hoffmann (R. Thienemanns Verlag).

Die umfangreiche Ausgabe neigt sich nunmehr ihrem Ende zu; von den in der Anlage versprochenen 20 Lieferungen sind 18 erschienen. Man wird damit ein sehr brauchbares Buch in die Hand bekommen, das Pflanzenfreunden sicherlich viel Dienst erweisen wird. Schätzenswerth sind die sehr zahlreichen Abbildungen, die überall das Nöthige deutlich und scharf vor Augen führen. Der Preis des Buches ist ein sehr niedriger. —ck.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen etc. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Die vorliegende zwanzigste Lieferung behandelt die Südwestküste Englands. Eine Gegend wilder Kreidefelsen, an denen unter dem Hauche des Oceans die Fluth unaufhörlich emporschläumt. Aber auch ein sonst sehr anziehendes Land: die Städtchen alterthümlich, malerisch, und die Bewohner dessen Gleichen — auch fast wie Reste aus uralter Zeit. Die Illustrationen erwecken davon eine recht lebhafteste Vorstellung, sie sind anschaulich und sehr gut geschnitten. Den Text dieser Lieferung hat Francis Brommel geschrieben. —ck.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bücher, Dr. Carl. Die Frauenfrage im Mittelalter. Tübingen 1882, H. Laupp'sche Buchhandlung.
Du Chailu, Paul B., Im Lande der Mitternachts-sonne, Lfg. 13—15. Leipzig, Ferd. Hirt und Sohn.
Ebeling, Friedrich W. Friedrich Taubmann. Leipzig, Johannes Lehmann.
Göttinger, Ernst, Reallexikon der deutschen Alterthümer, Leipzig, Woldemar Urban.
Kaden, Woldemar. Pompejanische Novellen und andere. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
Medous, Dr. Wilhelm, Unsere essbaren Schwämme. Kaiserslautern, Aug. Gottholds Buchhandlung.
Mennig, E., Graf und Geiger. Köln, Heinrich Theissing.
Neumanns geographisches Lexikon des Deutschen Reiches. Leipzig, Bibl. Institut.
Nordlandsfahrten. Lfg. 21. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.
Pfau, Ludwig, Ausgewählte Werke v. Erckmann-Chatrian, Lfg. 7—12. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung.
Oberländer, Richard, Fremde Völker. Lfg. 9—16. Leipzig und Wien, Julius Klinkhardt.

Polko, Elise, Freundschafts-Album, Leipzig. Licht und Meyer.
Ravensburg, Frdr. Frhr. Goeder von, Rubens und die Antike. Jena, Hermann Costenoble.
Richter, Albert, Bilder aus der deutschen Culturgeschichte, I. Bd. Lfg. 4. II. Bd. Lfg. 2. Leipzig, Friedrich Brandstetter.
Schebeck, Dr. Edmund, Kinsky und Feuguieres. Berlin, Theodor Hofmann.
Steub, Ludwig, Sängerkrieg in Tirol. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
Stieler, Karl, Wanderzeit. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
Kauffmann, Hugo, A Hochzeit in die Berg. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
Stilfried-Aloantara, Dr. R. Graf, und Kugler, Prof. Dr. Bernhard, Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. Lfg. 22, 23, 24. München, Friedrich Bruckmanns Verlag.
Teutsch, Traugott, Schwarzburg, Lfg. 15—19. Kronstadt, Heinrich Dressandt.
Weber, Georg, Allgemeine Weltgeschichte, Lfg. 3, 4, 5. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
Wolzogen, Hans v., Thematischer Leitfaden durch die Musik des Parsifal. Leipzig, Gebr. Senf.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen

sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueherseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. Dezember 1878.“

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.“

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insbesondere bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.“

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Aord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
ocm
Paul tindau.
Zweiundzwanzigster Vand.
(M<! den poülä!» von «ober! yomeiling, will,elm l°rdl>n und Wilhelm «oschor.)

Breslau 1882.
Verlag von 5. öchottlaenber.

Inhalt des 22. Vandes.
Juli — August — September.
1.882.
«,
Aarl Viedermann in leivzig. ^""
Aus Heinrich von Rleist's lebens- und tiebesgcschichte. Ungedruckte
Vliese des Dichters (Fortsetzung) 278
IN. Corvus.
In omnidu» c!>Äril2«. Novelle ^. 1.5!.
Robert Hamerling in Graz.
Amor und Psyche. Gedicht yH
Mi! !>em portiHt von Robert yamerling. Rooirung r>on wi!!>, Ruhr i» München,
Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M.
Rauhreif. Gedicht 2^
Mit !>»n> Porträt oon Wilhelm Iorocin. N^ioiiung uon w. «rauzlopf in München.
2l. Aoch in Neuses.
Der deutsche Vrahmane 2 <6
^)aul lindau in Verlin.
f)orkeles und porkelessa von Ioh. Zcherr 1,28
Auf dem Wege nach Vayreuth. Line Zommerfahrt durch den
Vayerischen U?ald mit den leitmotiven des Doctors 2?8
U?ilhelm Lübke in Stuttgart.
Zur französischen Renaissance es
O. 2Nejer in GSttingen.
Der römische Aestner. Zweiter Artikel: 1,8»,?—>,828 3^9
548403

Inhalt des 22. Vandes.
Alberta von puttkamer in Straßburg. se«.
Aus einem Eyclus. Ein 3ommerglück. Novelle in Terzinen 2?Z
Wilhelm Röscher in Leipzig.
Vetrachtungen über die neuen preußischen Gesetze Zur Erhaltung des
VauernstandeZ 228
Mi! dein poilrHt von Wilhelm «»scher, Hlodirung u»n Wilhelm Ilohr i,, München,
Johannes 5cherr in Zürich.
Dreißig Jahre deutscher Geschichte 2ye
Carl Vogt in Genf.
Eduard Vesor l«6. 2«2
Ernst von Ivildenbruch in Verlin.
Vrunhild. Novelle 285
Bibliographie «0. 275. 405

Iuli 1,882.
) ntzalt.
Sei»
Al. Corvu5.
In omnibnz dinilti». Novelle!
Wilhelm kübke in Stuttgart.
Zur französischen Renaissance 66
Robert Hamerling in Graz.
Amor und Psyche. Gedicht IH
Carl Vogt in Genf.
Eduard Vesor. I ,08
Oaul lindau in Verlin.
porkcles und Porkelessa von lol>. Zcherr »28
Vibliographie. ^0
hierzu ein Portrait von Robert Hamerling. Radirung von Wilhelm
Rohr in München.
»Nord und 5i!d" eiichein! am Anfang jed« Mona!» in heften mi! je «!«« llunstbeüage,
»— preis fio lyuaüal (2 hejie! K INarf. —»
Illle Vuchhandlunaen und postonstaiten nehmen jedeizei! »,stellangen an.
^^ I!Ne out den ledacionellen In!-!!!» v°n „Mol!» «nd Süd" bejigiich« Sendungen sind an die
Beilagen zu diesem hefte
Z»««s»1« V»tl«g». ^l,st«N vorm. Eduard hallt««,»! In Kl»«g«ll (V»et!>«'5 Werl«),
K Z!reyl«g In «Leipzig (Da, wissen der «egeuwoi»),
j». /»»lllel!,»'« Hleelag in M!e» llldiian N»Id!'» Ullgemeln» «eddesch«id»ng>.

Nord und Süd.
Cine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
rc>ü
Oaul kindau.
XXII. Vand. — Iuli M2. — 64. tM
!M>> einem Portio!! in Aadirung: Nol'ert l>i,»?rli,,g,)

VreAau.
Druck und Verlag von 5. 2chottlaender.

In OMNidU3 cNÄI-itÄZ.
von

I.
sie herbstliche Abendsonne ergoß ihren rothen Schein über die Stadt, welche hoch auf Felsen erbaut, über dem tiefen Flußthal emporragt, — sie erglühte an allen den Spitzen und Kanten der alten Thürme, die uon früheren Vefestigungswerten her noch über den Thoren sich erhalten haben — funkelte an den Zinnen des alterthümlichen Schlosses, und ließ das graue Gemäuer der Klosterkirchenruine in Lebenswärme aufleuchten. Ein Zug Störche, die nach dem Süden steuern, hatte sich wie alljährlich, so auch heute auf ihrer Wanderschaft zur Nast auf diese Firsten niedergelassen, frühlich klappernd die gastlichen Statten wieder begrüßend und im warmen Abendscheine die Federn putzend und pustend, welche die Reise durch die Lüfte arg in Unordnung gebracht haben mochte. Nur auf dem hohen Thurm von Samt Iohannis hatten keine der befiederten Gäste gewagt, ihr Nachtquartier aufzuschlagen; er überragt in einsamer Grüße weit alle die ihn umgebenden Thürme und Zinnen und Firsten, und die Häuser der Stadt schaare» sich um ihn, wie Lämmer um den Hirten. Wie in Feuer getaucht stand er gegen den reinen Himmel da und aus seinem Munde ertönte laut und feierlich die Abcndglockc hernieder. Unter ihm, zwischen den Häusern, mehrten und dehnten sich schon die Schatten und die sinkende Sonne warf nur schräg noch einen leuchtenden Schein durch die hohen Bogenfenster der Sirche herein, dort, wo zwischen den Sanlen die ewige Lampe brennt, Weihrauchwültchen am Eeitrnaltnr emporsteigen und der Sand leise knirscht unter den Tritten der wenigen Andächtigen, die zu dem Abendscgcn noch kommen.

2 M. Nervus.

Ein letzter Strahl glänzt auch über dem Altar an der Aureole des heiligen Johannes, der milde niederbückt in die weiten Hallen seiner Kirche, ja die liebevollen Augen schauen sogar segnend auch über das Gitter hinaus, welches das majestätische Haus in zwei Theile scheidet. Jenseits desselben herrscht tiefe Stille und strecken sich langgedehnt dunfle Schalten, welche die schlanken Säulen mehr und mehr nebelhaft in der Tiefe verschwinden lassen. Wer nicht wüßte, wie viele dort aufstreben, die stolze Kuppel der Gwölbung zu tragen, und wie lang der Raum sich dehnt, bis wo ihn das hohe Portal abschließt, .)»er. hcmertl jetzt in dem Dämmern nicht, daß hier, wo der Weihrauch 'nVht'^ind wo die vielen Altäre um den von Sanct Iohannis geschlllirt..st<chei^, man Hch im kleineren Theile der Kirche befindet. :.:>-'Der Maili»'jedoch, der dort an dem trennenden eisernen, Gitter lehnt und hinüber in das Düstere blickt, als tonne sein scharfes Auge die Schatten durchdringen, er mag wohl wissen, was da drüben sich befindet — wozu würde er sonst in die Dunkelheit starren, wenn er nicht Altbekanntes zu erkennen glaubte? Einen Altar, aber nur einen, dem allmächtigen Gott errichtet, weiß er doit zu finden, sonst nichts zwischen den Säulen als die Sitzstände der Gemeinde, die Kanzel und über dem Portale die Orgel mit hohem Chore.

Und doch, es hatte ehemals Zeiten gegeben, wo auch dort drüben viele Altäre standen und kein Gitter trennend sich durch die Kirche zog. Sechs Jahrhunderte sind nun darüber hingegangen, daß Nath und Bürger der ehrsamten Stadt die Kirche hier erbaut und daß unter König Primclaus das Capitel errichtet und ein Dechant mit seineil Capitularcn hineingesetzt wurden. Dann, nach Jahrhunderten ruhigen Bestehens, war ein großer Brand verheerend über die Stadt gekommen, der auch die Kirche zerstörte, nnd abermals hatten Nath und Bürger sie aufgerichtet. Viele fleißige Hände hatten daran gearbeitet und viele fromme Seelen ihr Scherftcin dazu geopfert, daß das Gotteshaus würdig wieder emporwachfe, schöner, herrlicher, als es vordem gewesen; das reiche Capitel aber hatte seinen Säckel dazu nicht aufgethan, sondern dies Wert seinen Gemeindekindern allein überlassen. Damals knieten hüben wie drüben die Andächtigen vor den Priestern in Meßgewändern, flüsterte die Beichte dem Mann mit der Tonsur an das Ohr und ertönte das)li«s«curciül voinini vom hohen Chor durch die ehrwürdigen Hallen — bis daß der gewaltige Geist eines Luther erstand, der die Seelen aufrüttelte aus tausendjähriger Gewohnheit, und sie an sich band, oder gegen sich aufstachelte. Da war auch Bürgerschaft und Rath der guten alten Stadt seinem Rufe gefolgt und hatte sich zu seiner Lehre bekannt: da war es auch, daß in Sanct Iohannis Kirche das Gitter emporwuchs aus den Fließen des Fußbodens und deu Oberchor von dem größeren, nunmehr evangelischen Theile des Hauses abtrennte.

Wie viel Hader aber hatte hüben wie drüben gewüthet, weil jeder Theil seinen Besitzanspruch zu alleiniger Geltung bringen wollte, bis endlich

In omnibus» cn.,lit.i5. 2

die Gemüther sich stillnftigten und zu gleicher Berechtigung beider Theile sich verstanden; bis der eine ungestört zu diesen Stunden sein Evangelium predigen, der andere zu jener Zeit sein Hochamt halten konnte. Und manchmal tont oft die Rede des Mannes im schwarzen Amtstalar von drüben herüber, wenn in stiller Messe hier die Knienden an dem Rosenkranz das Paternoster flüstern, während wiederum das Glöckchen des Ministranten zuweilen leise hinüberschallt zu der Handlung am Taufbecken, als wolle es den evangelischen Gellubensverwandten sagen: wir sind auch da, den Herrn zu verehren!

„Kommt aber ein hoher Festtag des katholischen Kirchenjahres, dann öffnen sich die Pforten des Gitters, dann schwingen die Chorknaben das Weihbecken voran dem Allerhöchligsten, der Techant im großen Ornate, mit allen seinen Capitularen und Kirchendienern, hält den festlich pomphaften Umzug durch den ganzen Raum des Gotteshauses und die Menge kniet dort, wie hier, anbetend nieder," schloß der am Gitter lehrende Mann sein stilles Sinnen.

Er warf den Kopf empor, als schüttelte er die Träumerei von sich ab und wieder nach dem helleren Theile der Kirche sich wendend, fiel sein Auge auf das Bild des Heiligen, an dessen Glorienscheine der verglimmende Funke des Himmelslichtes noch haftete. Ein Lächeln flog über das Gesicht des Mannes, als er den Heiligen gewahrte; er nickte ihm heimlich und vertraulich zu, als sehe er einen guten alten Bekannten wieder, nicht aber mit dem ehrerbietigen Gruß, woran jener doch von seinen Verehrern gewöhnt war.

„Da bist Du ja, Sanct Johannes — Du der Erste, den ich wieder begrüßte; denn Deine Thür steht allezeit offen und es zog mich allgewaltig hinein in dies Haus," so schien es auf den Lippen des Mannes zu schweben. „Bin ich doch hier, zwischen diesen Säulen und unter dem hohen Gewölbe aufgewachsen und hat doch meine Seele hier gelernt, am Unendlichen aufzustreben. Das macht anhänglich an die alten Hallen. Sanct Johannes! Wie hübsch ist es von Dir, daß Du mich noch eben so freundlich ansiehst wie sonst, ob schon ich doch jetzt mit anderen Augen Dich betrachte, als mit denen damals der Knabe, scheu und nur verstohlen, durch das Gitter zu Dir hinüberblickte. Aber Du bist an Wechsel gewöhnt, alter Freund, und er beirrt Dich nicht. Auch stand das grause Wort ‚Ketzer‘ nicht in Deinem sanften Herzen geschrieben, als Du ein Mensch unter Menschen lebstest, und Du kanntest es auch nicht, als man Dich, Gnade spendend, damals hier auf die Leinwand schuf, denn das war vor der Zeit, wo der Mann von Worms lebte und sich mit Rom verfeindete. Dein Auge aber schaut noch ebenso milde vom Altar hernieder wie einstens, da nur solche Gläubige die Kirche füllten, welche Dich als den Heiligen anbeten, und unter Deinem Hort der Liebe und Barmherzigkeit nimmst Du sonder Wahl Alle auf, welche Dein Haus andächtig betreten und sich zu der Lehre Deines Herrn und Meisters bekennen. So ist es recht, Sanct Johannes, jetzt erst versteh‘ ich Dich, und

H M. torons.
obschon Du bei mir an 'ängstlicher Scheu und furchtsamer Devotion verloren,
hast Du doch unbedingt an meiner Anerkennung gewonnen."
Noch ein leises Neigen des Hauptes, ein warmes Lächeln um Mund
und Auge, dann schritt der Mann leise auf die offene Seitenpforte zu und
an dem Weihbecken vorübergehend, ohne drin die Finger zu netzen, verließ
er die Kirche. »
Vor ihm lagen die altersgrauen Gebäude der Dechanei, fürstlich vor-
nehm, wie immer, das eiserne, goldverziertc Gitterthor verschlossen, das
ihren Vorhof von dem Kirchplatze absperrt, und da sie auf der schmalen
Seite des Platzes steht, wo sich die Häuser dicht au die Kirche drängen,
sieht sie stets finster aus unter dem tiefen Schatten, den die hohe Kirche
auf sie wirft. Ein grüner Vaumwipfel nur blickt mit der äußersten Spitze
seiner Krone über das Dach des Mittelgebäudes herüber und verrät!), daß
auf ihrer Rückseite die Dechanei wohl freundlich aussehen möge.
„Man feiert doch Feste auf jedem Tritt, wenn man nach so langer
Zeit in die Heimath wiederkehrt. Darum hielt ich auch von dem Bahn-
hof aus zu Fuß meinen Einzug in die vielgclobte Stadt," sagte wiederum
der Mann zu sich selbst. „Alles wird zur Freude des Wiedersehens und
Wiedererkennens, selbst die Erinnerung an das Gruseln, das man doch
längst verlernt gehabt, wird zum Vergnügen. Mit welch geheimer Furcht,
ehrwürdige Dechanei, habe ich als Junge Dich umschlichen, hinter Deinen
finstern Mauern alle Schrecknisse des Klosters und Mönchthums suchend,
Deine Würdenträger mit der Ungeheuerlichkeit des Cülibats gestempelt, dem
gewöhnlichen Menschenthum entrückt, finster, unbegreiflich und unheimlich
für einen freien, wilden Jungen, wie ich es war, bis — — nun, bis
auch diese Schrecken der Unnahbarkeit sich lichteten an einem frühlichen
Osterfest!" fügte er lachend hinzu.
Die alte, dicke Apfelfrau, welche immer auf dem Kirchplatze feil hält,
packte eben ihre Körbe ein, als der Mann an ihr vorllberschritt und plötz-
lich stehen bleibend, ihr fröhlich zurief:
„Guten Abend, Mutter Schraps, noch immer rührig und geschäftig?"
„Feierabend beginnt ja soeben erst, junger Herr," antwortete die Frau
in der auffallend singenden Sprechweise des Landes.
„Aber Euer Feierabend sollte doch längst schon begonnen haben und
Ihr nun in Ruhe Euer Leben Pflegen — habt in Wind und Wetter schon
so manches lange Jahr hier ausgehalten," sagte er gutmüthigen Tones.
„I, wie wissen Sie denn das?" fragte die Alte, mit ihrer Be-
schäftigung inne haltend und erstaunt zn dem Sprechenden aufblickend.
„Nun, habe ich doch voll und gut meine dreißig Jahre auf dem Rücken
und soweit ich diese zurückdenken kann, saßet Ihr hier, Winter und Sommer,
und hieltet feil. Habt Ihr doch auch mir als Jungen so manchen Apfel in
Gnaden geschenkt, wenn der Dreier, über welchen ich verfügen konnte, nicht
ausreichen wollte für die Größe des Appetites, der mich quälte. Alte

In omnibus cKaritH«, 5

Gutthat verpflichtet und es ist nur in der Ordnung, daß ich Euch nun etwas wiederschenke. Dieses glänzende Bildniß unseres Landesherrn sollt Ihr haben, wenn Ihr mir sagen könnt, wer ich bin!"

Dabei hatte er einen neuen Silberthaler hervorgezogen und denselben in die Höhe haltend, nahm er mit der andern Hand den grauen Filzhut ab, der ihm tief in der Stirne saß, auf diefe Weise der Frau das Wiedererkennen zu erleichtern.

Der junge Mann war von ungewöhnlicher Größe, eine kräftige Gestalt, breit in den Schultern, dabei in allen seinen Bewegungen große Gewandtheit und Sicherheit zeigend. Sein Kopf hatte etwas außerordentlich Gebietendes in Form und Haltung, wie er ein wenig zurückgeworfen auf dem kräftigen Halse saß und erhöhte noch den Eindruck von Energie, den seine Erscheinung hervorrief. Eine Fülle krausen, dunkelblonden Haares, von welchem ein? volle Locke auf die breite Stirn fiel, und eben solcher Vart umrahmten das Gesicht, das tief gebräunt war, nur die Stirn war weiß geblieben und ein Paar feurige blaue Augen blitzten lebhaft darunter hervor. Das Gebietende des Kopfes wurde aber durch einen Zug warmen Wohlwollens und frischen Humors gemildert, welcher auf dem Gesicht glänzte und dasselbe im hohen Grade anziehend machte. Daran mochte wohl auch die Frau ihn wiedererkennen, denn er hatte kaum den Hut gelüftet und sie ihn aufmerksam angesehen, als sie auch schon rief:

„Ach Du meine Güte, wer anders tonnte das sein, als Primariusens wilder Georg, dem immer der Schalt auf dem Gesicht geschrieben stand, wenn er gutmüthig kam, mir die Körbe aufheben zu helfen!" Aber so anders, so groß und so braun wie Sie geworden sind, wie kann man da gleich Sie wiedererkennen."

„Ja, zehn Jahre sind eine lange Zeit, und ich habe während dem nicht hinter dem Ofen still gesessen!" entgegnete er lachend. „Ich deute in die Höhe werde ich seitdem nicht viel mehr gewachsen sein, aber desto mehr in die Breite und Indiens Sonne hat mir die Haut gedunkelt und den Bart wuchern lassen. Es ist dort einigermaßen warm, so zu sagen heiß, Mutter Schraps, und man braucht dort keinen so dicken Pelz zu tragen, wie der Eurige ist — ich freue mich übrigens, daß der mir wohlbekannte noch immer existirt," sagte er, auf dies Kleidungsstück deutend, das die Frau, trotz der milden Luft, übergezogen hatte. Dann fuhr er fort, indem er ihr das Geldstück hinreichte: „Hier ist alfo der wohlverdiente Thaler, womit ich unfre alte Freundschaft neu besiegle. Und nun gute Nacht!"

Er schüttelte ihr gutgelaunt die runzliche Hand und schnitt, ihren Tank, der unerschöpflich zu werden drohte, kurz ab, indem er schnell um die Kirche herum auf die andere Seite des Platzes sich wendete, wo nach Morgen zu das Primarillt lag, hell getüncht, mit freundlich blinkenden Fenstern und offener Hausflur, so recht das Bild einer behaglichen, gastlichen Pfarrwohnung. Als Georg sich dem Eingänge derselben näherte, fand in der Haus-

6 - M. Corvu«.

flur eine lebhafte Debatte statt. Eine ältliche Dienerin unterhandelte hier mit einem Bauer in der lauten, schreienden Art, welche die Wenden beim Sprechen annehmen, als ob sie allezeit in heftigen Streit begriffen seien. Sie trug die nette, kleidsame Tracht der Wendinnen: das kleine, stark gesteifte schwarze Häubchen, das nur auf dem Hinterkopf sitzt, das Vorderhaar dicht anliegend und glatt gescheitelt sehen läßt und unter dem Kinn mit der von einem Ohr zu dem andern laufenden Krause von buntem Kattun geschlossen ist; steif aufgebauschte, kurze weiße Aermel, schwarzes Mieder, einen bunten, faltenreichen Rock und eine weite, helle Schürze, welche beinahe vollständig den Rock bedeckend, nur einen schmalen Streifen davon frei läßt.

Die Wendin hielt eine lebende Gans in die Höhe, welche der Bauer zum Verkauf gebracht hatte, und rief ihm zu:

„Fett soll Gans sein? Bis ock*) stille — denkst, alte Hanta kennt das nicht? Fett is' se nich' und jung is' ooch nich'! Wer' ich lassen kaufen so 'ne Gans für uns' Primarius — Hochwürden weeß ooch sicher gut, was fett is' und was nich', wenn er's zu essen kriegt, und thut er predigen von Kanzel gegen Betrüger, denkst, ich wer' Huchwürden betrügen lassen in sein' Haus? Nee, das is' sich nicht bei unse Wenden, das leid' alte Hanta nich'! Geh Du ock weiter mit Dein Gans und siech wen Du anschmierst. Aber das sag' ich, in Dechanei gehst nu' ooch nich' mit dem Vieh — die Kathol'schen wissen erst recht, was is' fette Gans, was is' magere — nee, mit uns' Herren von Sanct Iohannis hast allen nischt zu thun. So, äodr^ ^vje^oi'!"^)

Damit drückte sie die Gans, welche den Hals in die Höhe reckte und bei der Auseinandersetzung ihrer verwerflichen Eigenschaften widerspenstig sich wehrte und schrie, dem Bauer wieder unter den Arm und resolut den Mann an der Schulter fassend, schob sie ihn nach der Hnusthür zu.

Da gewährte sie den im Eingang Stehenden, welcher, sobald sie ihre Aufmerksamkeit entrüstet von der Gans abwendete und uun des Kommenden ansichtig wurde, ihr die Hand entgegenstreckte, freudig ihr zurufend:

„Hanta, alte treue Seele!"

Sie stutzte, aber nur einen Augenblick lang, dann sprang sie auf ihn zu und schrie: „Jesus Maria, unse luai!"***)

Sie erfaßte seine Hand, dieselbe mit Küssen bedeckend und wieder und immer wieder ausrufend: „Unse Juni, unse klein' Juni is' sich wieder da!"

„Ja, da ist er, Hanka, aber über das Kleine ließ sich streiten. Dein Pflegling, alte, treue Seele, ist Dir denn doch Etwas über den Kopf gewachsen und Du solltest Dich wundern, wenn Tu jetzt ihn tragen solltest," sagte er fröhlich, auf die bewegliche, ihm bei weitem nicht bis an die Schultern reichende Gestalt herniederblickend.

') Im Dialekt „nur".

") Wendisch: Guten Abend.

"") Wendisch: Georg.

„Freilich is' sich so!" lachte sie glücklich und schlug die Hände zusammen, ihn von dem Kopf bis zu den Füßen bewunderungsvoll betrachtend. »Is' sich sichre groß und sichre scheene geworden. Jesus, die Freud"! Aber Hab' ich nich' sagt alleweil: daß giebt sich sicher groß Glück, daß alte Storch' wiederkommen sin? Und guck ock, Glück is' sich da. ^Vitl,M!"*) Sie haschte wieder nach seiner Hand, diese abermals zu küssen, er jedoch wehrte sie ab nnd sagte: „Aber setzt laß mich. Hanta, wo ist meine Mutter?" „Nie Frau, freilich die Frau!" rief sie eifrig, mit von Neuem ausbrechendem Jubel nach dem Hintergrund der Hausflur stürzend, wo sie die Treppe hinauf rief: „Frau, Frau, er is' sich da!" Man hörte wie oben eine Thür schnell geöffnet wurde, leichte Schritte tamen eilig vorwärts und als Georg mit heftigen Sähen, immer mehrere Stufen auf einmal nehmend, die alte, wohlbekannte Treppe hinaufstürmte, traf er am obersten Treppenabsatz mit einer ältlichen, sanft aussehenden Dame zusammen, die mit gespannter, zitternder Erwartung auf den Kommenden blickte, und sie sanken sich in die Arme. „Mutter!" „Mein Sohn!" Mehr tonnten Beide nicht sagen, sie im Uebermaß des Glückes schluchzend, er in gewaltiger Bewegung tief den Kopf herabbeugend auf die Schulter, an welcher er als Kind so oft geruht und welche für ihu jederzeit liebevoll getragen, was er im unbändigen Uebermuth der Knaben- und Lünglingsjahre gefehlt und verschuldet gehabt. Endlich hob er den Kopf wieder auf und zog die Hand, welche sanft und liebevoll über sein Haar strich und die volle Locke von seiner Stirn schob, ehrfürchtig, zärtlich an feine Lippen; sie aber richtete das thränenfeuchte Auge mit süßem Stolz zu der schönen, männlichen Erscheinung des Sohnes empor. Das also war aus ihrem Liebling geworden! Ein fester Mann, und wie ihr sein warmes, leuchtendes Auge sagte, auch ein unverdorbener Mann; es war nichts in seinem Gesicht, das ihrem Mutterherzen fremd geworden wäre, kein Zug darin, welcher ihre Liebe beunruhigt hätte. So und nicht anders konnte und mußte ihr Georg werden, und wie ihn auch die Welt beeinflußt haben mochte, der gute, edle Ken« seines Wesens war derselbe geblieben. Wie so mancher Sorge, welche ihr Herz deshalb beschwert gehabt, mochte sie jetzt gedenken und in diesem künstlichen Augenblick empfinden, daß diese nun von ihr wichen, denn sie sagte voll Inbrunst leise vor sich hin: „Gelobt sei Gott!" „Ja, ihm sei gedankt, daß ich wieder bei Euch sein kann — wie habe ich mich doch nach Eurer Liebe gesehnt," stimmte Georg bewegt ihr bei. ») Wendisch: Willkommen.

8 !N. Loivus. ---

„Nun, so komm zu dem Vater!" drängte sie und seine Hand ergreifend, als ob wie ehemals sie den zögernden Knaben vor diesen Nichter führe, sah sie fragend, mahnend, bittend zu ihm auf. „Und Georg — — —?" sagte sie zögernd.

„Sei unbesorgt, theure Mutter!" beruhigte er sie. „Ich weiß nun klar genug, wie sehr ich ihn getränkt und wie viel ich zu sühnen habe."

„So, Hand in Hand gingen Mutter und Sohu ein Stück den Corridor entlang. Noch immer lagen hier, wie ehemdem, graue Teftpichläufer auf den glänzend weiß gescheuerten Dielen, die alte große Wanduhr in ihrem schwarzen Gehäuse, tickte noch ebenso laut und regelmäßig wie sonst, und die beiden Oleanderbüsche am Fenster standen auch noch da, nur ein Stück höher waren sie geworden, denn da er zuletzt sie sah. Zehn Jahre waren verronnen, in denen er so viel erlebt, und hier waren sie fast spurlos vorüber gegangen! Und nun kamen sie an die Thür, welche Georg sonst immer mit Widerstreben überschritt, denn es war selten gewesen, daß nicht hinter der-selben eine Rüge seiner harnte. Wie oft hatte da die Mutter die Vermittlerin sein müssen, welche den Knaben über diese Schwelle schob, nachdem sie den Vater verzeihend und freundlicher gestimmt hatte.

Heute aber öffnete sie mit glücklichem Lächeln den leise in seinen Angeln sich bewegenden Flügel und rief in das Zimmer hinein: „Albrecht!" Es war ein großes, tiefes Gemach, in welches die Beiden durch die halbgeöffnete Thür blickten; lange Reihen hoher Bücherkästen bedeckten die Wände, nur den nöthigen Raum für Schreibtisch und Sopha freilassend. Ein Mann saß an dem einen der beiden Fenster, in dem letzten Tageslicht noch eifrig lesend. Er war so vertieft in sein Buch, daß die Störung ihm wohl unwillkommen sein mochte; aber es lag etwas in dem Ton ihrer Stimme, etwas Undcfinirbares, seltsam Erregtes, als sie seinen Namen rief, was ihn verwundert aufblicken machte.

„Was hast Du, Marie?" fragte er.

„Albrecht, oh sieh doch, den wir erst iu ein oder zwei Wochen erwarteten, unser Georg ist da!" rief sie mit unaufhaltsam hervorbrechendem Jubel ihm jetzt entgegen und die Thür weit öffnend, daß auch Georg nun mit eintreten konnte, eilte sie mit dem Sohne auf ihn zu.

Ter Pastor war von seinem Platze aufgesprungen, und es mar, als zöge es ihn dem Sohne entgegen; aber er bezwang sich schnell und blieb stehen. Fest aufgerichtet lehnte er an dem Fenster und sah erwartungsvoll auf den ihm Entgeneilenden.

Jetzt stand ihm dieser gegenüber und ihre Augen hingen ineinander. Der Pastor war eine hohe Gestalt, welche an Größe dem Sohne nicht viel nachgab, aber sie ähnelten einander nicht. Er hatte dunkles, noch kaum mit Grau gemischtes Haar und dunkle Augen; etwas Markiges, ja Streit-bares lag auf der viereckigen Stirn, um den Willensstärken Mund und um das glatte, feste Kinn — etwas, das an einen Kämpfer der Kirche erinnerte, so wie wir uns einen Luther, nicht einen Melanchthon denken konnten.

In c>mnidu3 cll»lit23. -" 9

Georg streckte dem vor ihm Stehenden beide Hände entgegen und rief tief bewegt: „Vater, theurer Vater!"

Tiefer reichte ihm langsam die eine Hand hin, während die andere sich fest auf des Sohnes Schulter legte und prüfend ihm in die Augen fehcnd, fragte er gemessen:

„Georg. Du kommst wieder, aber wie lehrst Du zu uns zurück?"

Ter Sohn hielt gelassen den forschend ihn durchdringenden Blick aus.

„Deiner würdiger. Vater, hoffe ich," entgegnete er ernst und fest.

„Würdiger? Die Franzius sind durch viele Generationen, immer vom Vater zum Sohn, Diener der Kirche gewesen und es ist mir hart angegangen, daß der erste, mein einziger Sohn, sich unmöglich machte für diesen hohen Veruf — ein wegen Duell mit tödtlicher Waffe rclegirter Student konnte freilich nie die Kanzel betreten, er hatte sich dessen unwürdig gemacht," sagte der Pastor und man hörte es seiner Stimme an, daß noch immer diese getauschte Hoffnung nicht verwunden sei.

„Es war ein unwürdig, knabenhaftes Spiel, das ich niit meinem und meines Gegners Leben trieb, ohne allen triftigen Grund, ich sehe das mit Beschämung ein, Vater," stimmte Georg ihm freimüthig zu. „Aber seitdem habe ich dies Leben, das ich um einer Lappalie willen preisgab, das ich aus den Bahnen riß, in welche Du es gelenkt, besser zu schätzen gelernt und in dem Dienst der Menschheit es um höheren Preises willen bloßgestellt. Wenn ich in Indien gegen die ausgebrochene Seuche der Cholera kämpfte und ihre ^pfer ihr abzuringen suchte; wenn ich solcher Weise Andern nützte und hoffentlich noch nützen werde, so denke, Vater, daß in der Menschheit ich auch dem Schöpfer diene und laß mich Dich bitten, mir nicht mehr zu zürnen, daß ich um Hoffnungen und Wünsche Deines Leben Dich betrog."

Er hatte lebhaft und herzlich gesprochen, und sein leuchtendes Auge blickte in eindringlicher Bitte auf das strenge Antlitz des Vaters hin.

„Albrecht," bat nun auch die Mutter, da dieser nicht sogleich antwortete,

„er kehrt uns nach zehn Jahren wieder heim! Laß das Alte doch nun vergessen sein und nimm die Gegenwart, wie sie ist."

Der Pastor zog die Hand, welche auf des Sohnes Schulter gelegen, wieder zurück, strich sich damit über Stirn und Augen, als wolle er so aus dem Sinne etwas verwischen, was darin fest eingewurzelt gesessen, und sagte dann in milderem Tone als vorher:

„Du hast an Stelle des Theologen den Beruf des Arztes erwählt — nun wohl, ich mag nicht bestreiten, daß auch dieser ein edler ist, und füllest Tu ihn wirtlich mit Hingebung und Pflichttreue aus, so will ich zu ver-gessen suchen, was nun doch nicht mehr zu ändern uud zu erlangen ist.

Und so sei mir daheim willkommen, mein Sohn!"

Jetzt erst umarmte er Georg und als sie sich küßten, schlang Frau Marie sanft ihre Arme um Gatten und Sohn, sich zärtlich an die nun endlich Wiederuereinigtcn schmiegend. Nun erst war ihr Glück voll!

<0 M, Corvus,
Währenddem schoß Hanta eilig und geschäftig im Hans umher, das Gemach, welches Georg früher inne gehabt und das ihm noch immer verblieben war, schnell für ihn in Bereitschaft zu sehen. Dabei wirbelte ihr der Kopf und zitterte ihr das Herz vor Glück, denn es war ja auch ihr Juni, der da wieder heimgekehrt war. Tic hatte ihn von seinen ersten Lcbenstillgen an gepflegt, gewartet und behütet, an ihrer Hand hatte er die ersten Schritte zu laufen gelernt, die ersten Worte, deutsche wie wendische, hatte sie ihm beigebracht, sie hatte sich bereitwillig für ihn geplagt und geduldig sich von ihm plagen lassen, und ihre abgöttische Liebe für ihn hatte sie an die deutsche Familie und an deren Haus gebunden, und ihre treue Anhänglichkeit sich nicht wieder von ihnen trennen lassen, so schwer es ihr auch anfangs geworden, vertrauend sich ihnen anzuschließen.
Ter Wende ist ja im Allgemeinen schwer zugänglich und besitzt noch heute dieselbe zähe Widerspenstigkeit, welche er vor einem Jahrtausend dem Christentum entgegensetzte, indem er Jahrhunderte lang hartnäckig immer wieder öffentlich oder geheim zu dem alten Götzendienst und Aberglauben zurückfiel und stets von Neuem gewonnen werden mußte, bis er wirklich treu zu der christliche,; Religion sich bekannte. Mitten unter Deutschen lebend, hat er seine Sprache und eigcnthümliche Kleidung beibehalten, sein Charakter ist noch immer der nämliche halsstarrige und schwer zugängliche, der ihn mißtrauisch gegen die Deutschen sein läßt, in steter Besorgniß, von ihnen übervorthelt zu weiden, und es dauert lange, ehe er Fremden sich anschließt. Ist er aber einmal gewonnen, dann ist er von unverwüstlicher Treue und Anhänglichkeit, dabei zuverlässig in den ihm anvertrauten Obliegenheiten. Man nimmt daher die Wenden gern zu Dienstboten, besonders zur Wartung von Kindern, an denen sie mit wahrhaft rührender Treue hängen.
Von katholischer Confession, war Hanta mit ganz besonderem Mißtrauen zu dem deutschen evangelischen Geistlichen in Dienst getreten, da man sie zur Wartung des Kindes dahin michtcte. Sie hielt sich argwöhnisch und verschlossen von der Herrschaft zurück, soweit sie das vermochte, ging viel zur Messe und beichtete oft. An dem Kind, das ihrer Wartung anvertraut worden, hing sie aber bald mit ganzer Seele und unermüdlicher Sorge und Gewissenhaftigkeit. Das waren Vorzüge, welche die junge Mutter nicht übersehen konnte, und die sie mit der sonstigen Art der Dienerin versöhnten, so daß sie dieselbe um sich behielt, so oft auch der Pastor trieb, die störrische, katholische Wendin aus seinem Haus zu entlassen. Nach Ablauf des Dienstjahres mußte aber doch Frau Marie nachgeben und zu einem Wechsel sich entschließen — Hanta wurde entlassen. Sie schied weinend und trostlos, sie tonnte sich von dem Knaben nicht trennen, der ebenso unbändig schrie uud die neue Wärterin durchaus nicht um sich dulden wollte. Nach einigen Tagen erschien Hanta wieder in dem Pastorhaus, um nach Georg zu sehen und demüthig zu bitten, daß man sie wieder nehme, aber sie wurde conseauent ablehnend beschicken. Neuer Jammer und neue Thränen! Nach acht Tagen

tauchte sie abermals auf, um etwas Zurückgelassenes zu hole», wie sie sagte — nach dem Aberglauben der Leute führt etwas Liegegebliebenes sicher an den verlassenen Ort zurück, und obschon das Tuch absichtlich vergessen worden war, was thut das, da dieser Glaube sich als zuverlässig erwies? Venu da sie unter tausend Thrcinen bat, sie doch nicht wieder fortzuschicken, rünrte endlich ihre Anhänglichkeit die Heizen, die neue Wärterin wurde entlassen und Hanta in ihrer alten Stellung wieder angenommen. Und nun nistete sie sich zu einem Inventarstück des Hauses ein, das von der Kindciwärterin durch alle Stadien der Hauswirthschaft emporrückte. Niemand dachte mehr daran, sie wieder zu entfernen, so wenig sie die Möglichkeit sich nur vorzustellen vermochte, je diesen Tienst für einen andern zu vertausche». Mit ihrem katholischen Gewissen, welches ihr doch anfangs den evangelische» Pastor als Ketzer über alle Maßen verdächtig n»d verwerflich darstellte, hatte sie sich dahin geeinigt: daß Hochwiirden auch an Sanct Iohcmnis Kirche fimgire, und weun ihn dieser große Heilige in seinem Hause dulde, tonnte er doch nicht gottlos und verwerflich sein. Seit ihrem zweiten Eintritt in den Dienst ging sie selten zur Beichte, berichtete auch »ie mehr über die Familie und deren Verhältnisse im Haus, fondern sie beschränkte, auf Befragen ihres Beichtigers, ihre Antworten hartnäckig darauf, daß sie sagte: „Herr is sich gut, Frau is sich gut und klein luai is' fich sichre gut!" und darüber war nichts aus ihr herauszubriugen.

Ihren sonntäglichen Gottesdienst hatte sie mit den Jahre» »ach und »ach so eingerichtet, daß sie wechselweise „Hochwürden Caplan" und „Hochwürden Primarius" predigen horte, es schien ihr selbstoerständig, daß sie, obschon Katholikin, aber in dem protestantischen Pfarrhause lebend, sie beide» Theile» von Sanct Iohannis Kirche gerecht werde» müsse. Sic vereinigte da harmlos ihre katholischen Gebräuche mit den» protestantischen Ritus, betete vor und nach der Predigt ihr Paternoster am Rosenkranz und schlug inbrünstig ihr Kreuz über Brust und Stirn, was aber keinen Eintrag that, sich an der Rede von Hochwiirden Primarius andächtig zu erbauen.

Zudem, unter Sanct Iohannis Hort einigten sich ja die widerstreitendsten Gegensätze, unter ihm traf zusammen, was sonst in der Welt streng getrennt sich findet, und die Einigung so verschiedener Elemente übertrug sich aus der Kirche auch auf das Haus und das bürgerliche Leben.

So standen auch die Kirchenhäupter der beiden Eonfessione», der Techant Matthias von Güllnitz und der Pastor Primarius Franzius, in einem eigenthümlichen Verkehr zusammen, der viel Freundschaftliches nn sich hatte. Während Alles, was sie amtlich mit einander abzumachen hatten, auf schriftlichem Wege aus den beiderseitigen Eanzleien besorgt wurde, trafen sie täglich persönlich in geselligem Verkehr zusammen.

Pünktlich nm drei Uhr des Nachmittags fuhr der geschlossene Wagen mit den alten NIIPPen des Dechcmten aus dein Portale der Techau ei und führte Matthias von Göllnitz die cinsame Ehaussee entlang, nach der kaum

^2 M. torvns.

eine Stunde entfernten kleinen Herrnhutcr-Colonie. Tort am Gemeinlogis verließ der alte Herr den Wagen «nd begab sich, von dem Wirth schon erwartet, in ein Stübchen neben dem Gastzimmer, wohin sehr bald auch Pastor Franzius kam, wenn er nicht etwa schon da war, indem er seinen täglichen Nachmittagsspaziergang ebenfalls hier hinaus nahm. Sie begrüßten einander mit einem freundlichen „Willkommen, Herr Techant — Herr Primarius" und begannen dann sofort, bei einer Tasse Kaffee, die ersehnte Partie Schach zu spielen, das einzige Spiel, das die frommen Herrnhuter Brüder in dem Bereich ihrer Gemeinde vorzunehmen gestatten.

Vor einer langen Reihe von Jahren hatten sich die beiden geistlichen Herren zufällig hier getroffen und aus den« Zufall war nach und nach eine Regel geworden, die, wenn das Wetter es erlaubte, sie täglich hier zusammenführte zu dem beliebten Spiel, und dabei störte keinen der Umstand, daß der katholische mit dem protestantischen kirchlichen Würdenträger in dem Vereich einer Scctirergcmeinde sich zusammenfand, wie auf neutralem Gebiet. Es wurde wenig gesprochen, die Schachzüge absorbirten ihre ganze Aufmerksamkeit, Veide passionirte und geübte Spieler, die sie waren. Nach Beendigung der Partie traten sie dann gemeinschaftlich zu Fuß den Heimweg an, und nun erst wurde über das und jenes gesprochen, was Männer von gereister geistiger Bildung und Erfahrung inteieessirt. in stillschweigender Uebcreintunft wurde aber nie ein Wort geäußert über Amtssachen, oder was ihre beiderseitige kirchliche Stellung betraf. Und wenn nun das Interesse lebhaft und die Herzen in der Unterhaltung angeregt wurden, dann gebrauchten sie wohl einmal den Ausdruck: „bester Freund" oder „lieber Freund", anstatt des förmlicheren Herr Techant oder Herr Primarius, und schieden sie an Sanct Iohcmnis Kirche von einander, so schüttelten sie sich freundlich die Hand, um dann der Eine rechts, der Andre links nach seiner Amtswohnung sich zu wenden. Nie aber besuchte der Eine den Andern dort, mochte auch die Witterung zuweilen viele Tage lang den nachmittäglichen Spaziergang verbieten; nie fuhr der Primarius mit dem Dechanten, so groß auch das Verlangen nach ihrer gewohnten Zusammenkunft und nach der ersehnten Schachpartie sein mochte.

Nie viele Jahrhunderte sind doch über Teine Mauern dahingegangen, ehrwürdige Techanei, seitdem fast zu gleicher Zeit mit Sanct Iohannis Kirche diese Heimstatt für das Capitel erbaut wurde; was haben sie gemodelt und neu geschaffen, was entdeckt und erfunden und welche Wandlung im Tcnten und Glauben hervorgerufen: Tu aber bist äußerlich dieselbe alte und unveränderte geblieben, dieselbe feste, welche Tu von Anfang an gewesen und noch immer bist, wie Tu finster mit Tcinen dllstern Gebäuden auf die Außen-

In omnibus cernitur. II
weit blickst, die zwischen Tir und Teiner Kirche unablässig sich bewegt und vorwärts drängt.
Tosfelbe hohe Schieferdach, dieselben finstern, klösterlichen Fenster zeigen sich noch dem Beschauer, das nämliche hohe Portal ragt am Mittelgebäude noch stolz empor mit seinen granitnen Säulen und über ihn,, in Stein gemeißelt und reich vergoldet, das Wappen des Capitels, welches Sanct Johannes mit dem H^nu» voi zeigt, überragt von dem Geschlcchtswappen des damaligen Papstes, unter welchem das Eapitel gegründet wurde. Wie so mancher Techcmt ist hier aus- und eingefahren, seitdem es da oben prangt, wie so mancher hohe Prälat und fürstliche Besuch darunter eingezogen: andern Sterblichen aber hat sich nur die daneben befindliche Thür, das Pfaffen-vförtchcn, zum Einlaß geöffnet. Klein, dunkel, von den Jahren geschwärzt, mit einem Lufensterchen versehen, steht es bescheiden neben dem Portale, wie der Bettelmönch neben dem Kirchenfürsten. Es ist eben auch in der Kirche nicht Alles gleich!
So unverändert im Aeußeren die Techanei gebliebe» ist, im Innern hat sie doch manchen Umbau erlitten, besonders der Mittelbau. Er ist der fürstliche Sitz eines hohen Prälaten und dem Techanten ausschließlich vorbehalten. Bis an seine Fenster drängt sich der rückwärts gelegene Garten mit den alten mächtigen Bäumen, der manch' lieblichen, schattigen Platz, manch' laubbedccktcn Gang enthält, wohin kein Späherauge von Außen zu dringen vermag, umschlossen wie er ist von den hohen Mauern, die bis hart an den Rand der Felsen sich hinziehen, welche am Ende des Gartens schroff nach dem Fluß hinabfallen.
Ter an den Mittelbau stoßende linke Flügel, das Eapitelhaus genannt, enthält die Wohnungen der Eapitulare; fie besitzen ihren abgesonderten Haushalt, der von dem des Techanten völlig getrennt ist, ebenfo ist ein Theil des Gartens für sie abgegrenzt. Ter rechte Flügel aber hat keinen Eingang nach dem Garten; unter der Benennung des Fremdenhauses ist er zu einer Zeit, wo es noch keine Hotels gab, für die Gäste der reichen Techanei eingerichtet worden. Die beiden bis an die Straße vorspringenden Seitengebäude aber, welche dem ganzen Bauwerk die Form eines Hufeisens verleihen, enthalten die Wirthschaftsräume und Stallungen. Sie haben nach dem Kirchplatz hinaus keine Fenster, sondern die dunklen Mauern ragen hier undurchbrochen bis zum First des hohen fpihen Daches empor.
Es war um dieselbe Stunde, wo im Primariat Ellern und Sohn sich des glücklichen Wiedersehens erfreuten, als ein Mann in der fchwarzen Tracht der geistlichen Herren durch das Gitterthor vor der Techanei schritt und dann an dem Glockenznge des Pfaffenpförtchens läutete, das sogleich lautlos sich öffnete und ebenso wieder hinter dem Eingetretenen sich schloß.
In der weiten, hohen, aber sehr düsteren Halle, die ihn aufnahm, brannten schon die Lampen, welche auch eine breite Treppe erhellten, die fürstlich vornehm in zwei Armen nach dem ersten Stockwerk emporführt

^ m. CorvUL.

und oben cm einem weite» Vorzimmer mündet, von welchem aus sich rechts und links Corridore erstrecken, die cm ihren Enden mit Thüren abgesperrt sind.

Ein in dem Vorzimmer wartender Diener führte den Kommenden in den linken Corridor bis an eine Flügelthür, an welche er klopft und dann leise eintretend „Herr Caplcm Mos"r" meldet.

Es ist ein hohes, weites Gemach, das sich öffnet; dicke Teppiche bedecken den Fußboden und dunkle grüne Vorhänge verhüllen die nach dem Garten gehenden Fenster. Eine große Anzahl geistlicher Würdenträger, in Lebensgröße gemalt und in ihren Farben gedunkelt, füllen die Wände und ein hohes, kunstvoll ans Elfenbein geschnittenes Crucifix steht auf dem großen Schreibtisch, der sich inmitten des Zimmers befindet. An der einen Seitenwand ist ein weißer Kamin angebracht, in welchem schon, trotz der noch warmen Jahreszeit, ein Holzfcuer brennt, heiter und wohlthuend für den weiten, kühlen, düsteren Raum und, soweit der Flammentreis reicht, ihm ein wenig Behaglichkeit verleihend; denn das gedämpfte Licht der Lampe, die auf dem Schreibtisch steht, vermag nicht die Schatten zu erhellen, welche in den tiefen Ecken sich dehnen, die dunkeln Bilder beinahe verhüllen und an dem hohen Plafond sich unheimlich verdichten.

Ter da an dem Schreibtisch sitzt, ist ein Mann in vorgerückten Jahren, kurzes graues Haar umgiebt die Schläfe, läßt aber die hohe Stirn frei bis zu dem Wirbel des Kopfes emporsteigen. Es ist ein feines weißes Gesicht, das bei Anmeldung des Caplans von dem vor ihm liegenden Buche sich emporrichtet und in seiner Ruhe nicht leicht zu entziffern ist, ebensowenig als die grauen, tiefliegenden Augen, die in einem stillen stetigen Glänze aufschauen und wohl Andere zu ergründen scheinen, ohne doch sich ergründen zu lassen — ohne Zweifel ein kluges Gesicht, aber nicht warm, nicht kalt — nicht gut. nicht schlimm — nicht freundlich und nicht feindselig aussehend; man könnte jeden solchen Ausdruck sich recht wohl darauf denken und doch ist von alledem leine Spur darauf zu erblicken. Auch seine Figur ist nicht groß und nicht klein zu nennen, wie er, jetzt aufstehend, dieselbe erhebt und nach dem Kamin hingeht. Vornehm ist vielleicht die einzige Bezeichnung, die bei seinem Anblick sofort sich aufdrängt und eine unwillkürliche Scheu rechtfertigt, die seine Erscheinung hervorruft.

„Guten Abend, Herr Caplan. Was bringen Sie mir?" redete er den Kommenden mit einer wohltonende», aber nicht laute» Stimme an. Er ließ sich in einen der am Kamin befindlichen Fanteuils nieder und bot mit einer Bewegung der feinen, wohlgcpflegten Weißen Hand cnich dem Andern einen Platz an.

„Hochwürden, ich war draußen im alten Sanct Iohannis-Hospital." entgegnete der Caplan, „dort »ach dem Befinden einer unserer schwer Kranken zu sehen, der Christine Becker, Sie wird kaum wieder herzustellen sein nnd wir werden wohl in den nächsten Tagen ihr die letzte Wegzehrung darreichen müssen."

In omnibus cibus et potibus. 5. ^^^ <15

„So thun Sie, weh Ihres Amtes ist. ehe es zu spät damit wird." meinte ruhig der Techant. «War das Alles, was Sie mir zu sagen hatten?"

„Nein. Hochwürden, ich komme hauptsächlich des neuen Sanct Iohannis» Hospitales wegen. Von dem Hausverwalter des alten Hospitales hörte ich. daß jenes seiner Vollendung nun entgegengehe und dann auch bald von den Kranken bezogen werden solle. Er fügte hinzu, das; dies zum Frühjahr geschehen könne, und daß Herr Pastor Primarius Franzius vom Rath der Stadt schon hiervon unterrichtet worden sei, wegen Einrichtung und Weihung des darin befindlichen Vetsaales."

Der Capl'n hatte erregt gesprochen und die letzten Worte scharf betonend hervorgehoben; als er jetzt schwieg, blickte er erwartungsvoll durch die Gläser seiner Brille auf seinen Vorgesetzten hin, um die Wirkung seiner Worte zu erforschen.

Tiefer hörte dem Sprechenden gelassen zu. ohne das, sich auf seinem ruhigen Antlitz irgend ein Eindruck des Vernommenen zeigte. Er hatte erst wie zerstreut in die Flammen des Kamins gesehen, als er aber jetzt die Augen davon abzog und auf fein Gegenüber richtete, lag in ihrem stetig stillen Glänze nicht die mindeste Erregung oder Veränderung ausgedrückt.

„Es wird ein neuer Segen für die Stadt werden," meinte er endlich gleichmüthig. „wenn das neue Hofpital der leidenden Menschheit übergeben werden kann. Das alte war längst schon zu baufällig und zu beschränkt für die Kranken der an Einwohnerzahl beträchtlich herangewachsenen Stadt."

Ter Capl'n starrte seinen Vorgesetzten ob dieser ihm unbegreiflichen Ruhe mit grenzenlosem Erstaunen an. „Tos wohl. Hochwürden. Aber das alte gehörte doch zur Kirche »nd zum Eapitel Sanct Iohannis und stand unter unserem Schirm. Das neue wird abermals Hospital Sanct Iohannis heißen — sollen wir es aber uns entziehen lassen, indem der Rath es unter das evangelische Kirchenamt stellt?" wagte er voll Eifers einzuwenden. Er blickte gespannt auf de» Nechanten, ob dieser von dem Folgeschweren der Sachlage nun doch nicht sich ergriffen zeigen werde.

Aber er täuschte sich vollständig, denn dieser blieb unabänderlich ruhig und erwiderte sehr kühl und ablehnend:

„Auch das evangelische Kirchenamt heißt zu Sanct Iohannis. Ter Rath unserer Stadt hat aus seinen eigenen Mitteln das neue Hospital vor dem Mühlenthor erbaut, er stattet es reichlich und vortrefflich in allen seinen Theilen aus — alles das auf seine alleinigen Kosten — er ist mithin der Besitzer und die Verfügung über das Haus ist sein."

„Aber die Rechte der Kirche — —" fiel bestürzt der Eaplan ein.

Indem klopfte es abermals an die Thüre, und der Tiener trat ein, mit einem silbernen Teller in der Hand, worauf Briefschaften und Zeitungen lagen. Ter Techant deutete auf den Schreibtisch hin, und als der Tiener

««» und Eüd. XXII. «, 3

^6 IN, Lorus.

das Gebrachte dorthin gestellt und sich wieder entfernt hatte, erhob er sich von seinem Platz und sagte entlassend in der kühlen, ablehnenden Art, womit ein Vorgesetzter den Uebergriiff des Untergebenen zurückweist:

„Die Rechte unserer Kirche werden nicht beanstandet werden.“

Der Caplan machte eine äußerst verlegene Verbeugung und stammelte bestürzt:

„Hochwürden, ich wünsche wohl zu ruhen, und bitte zu verzeihen, wenn mein Eifer — —“

„Gute Nacht, Herr Caplan.“ fiel der Dechant ihm in das Wort.

„Vergessen Sie nicht, daß ich wünsche: ein Jeder möge dazu thun, daß die Eintracht und der Friede nicht gestört werden, in welchem wir mit unseren Glaubensverwandten hier leben.“

Er machte das Zeichen des Kreuzes, neigte ein wenig den Kopf zum Abschied und während der Caplan sich leise entfernte, schritt er gelassen an den Schreibtisch, die eingegangene Post zu betrachten. Er nahm mehrere Briefe in die Hand, deren Aufschrift er prüfte; sie schienen aber ohne besonderes Interesse für ihn zu sein, denn er legte sie uneröffnet wieder seitwärts hin. Nur einen, von zierlicher Damenhand adiessirt, nahm er an sich, indem er ihn ungelesen in seine Vrusttasche steckte.

Einige Augenblicke blieb er noch stehen und starrte sinnend vor sich hin, dann begann er das große Gemach in seinem weiten Naume nachdenklich auf und ab zu durchschreiten. Seine Gedanken schienen lebhaft beschäftigt zu sein, als habe er eine ernste Sache schwer und reiflich zu überlegen und auf dem ruhigen Antlitz hatte sich eine dunkle Wolke gelagert, die dem stillen Glanz der Augen etwas Drohendes verlieh. Aber so versunken in Gedanken er auch war, jedesmal im Vorüberschreiten fiel sein Blick, wie magnetisch angezogen, auf eines der Bilder, das gerade dem Schreibtisch gegenüber an der Langseite des Zimmers hing.

Es war das Einzige, von allen denen, welche die Wände bedeckten, das deutlich zu erkennen war, denn der Lichtschein der Lampe und des Kaminfeuers fielen gemeinsam gerade auf dasselbe hin und ließen hell ein edles Greisencmtlih über dem Priestergewande des Prälaten hervorleuchten. Unter dem silberweißen Haar strahlten große blaue Augen hernieder, die etwas wunderbar Brennendes in ihrer Milde und Tiefe hatten, als wollten sie von dem Beschauer nicht lassen, als folgten sie ihm nach, ihn bittend und beschwörend; der Mund ein wenig geöffnet, als solle ein Segenswort über die sanft geschwungenen Lippen gleiten — ein Gesicht, das Einem sofort zum Freunde weiden mußte, aber auch zum unablässigeil Mahner, der voll Güte uns lieben und sorgend warnen wolle.

Ter Priester war stehend in ganzer Figur gemalt, und als bedrückten ihn die schweren Kirchnengewänder, die er trug, stützte sich seine linke Hand fest auf die Lehne eines Sessels, während die rechte auf einem Tische ruhte,

In omuiduz ckliitaz, ^?
«id dort auf ein Pergament wies, worauf nur die Worte groß geschrieben standen:
In oinnldug cliliriw?.
Das Bild war in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gemalt, wie die Jahreszahl unten in der Ecke zeigte, während der obere Rand des schwarzen Rahmens in goldenen Lettern den Namen IliLraiivmuz)loret«2u8 trug.

Es war das der Name des Dechanten, der noch immer verehrt und gesegnet im Andenken der Stadt fortlebte, der durch seine Milde und verträgliche Gemüthsart von dem Ruth und der Bürgerschaft hochgehalten, durch seine tiefe Gelehrsamkeit und anspruchslose Würde von seinen Capitularen und Geistlichen nicht minder verehrt wurde und das um so mehr, da er nach einer Zeit widerwärtigen Streitens und Kämpfens auftrat und versöhnend auf die erhitzten Gemüther zu wirken verstanden hatte.
Was hatte man nach der Gleichstellung beider Confesfionen, die durch den Majestätsbrief Kaiser Rudolf II. in diesen Landen sanctionirt worden war, sich über das Besitzrecht der Kirche von Sanct Iohannis gestritten, das positive Recht des Rathes, als des Erbauers, hatte mit dem historischen Recht des Capitels, als den bis zur Reformation uneingeschränkten Inhaber der Kirche, im Kampf gelegen, ohne daß der eine oder der andere Theil ein Iota davon nachgeben wollte. Von den Kanzeln beider Theile fchmähten die Prädicanten maßlos auf einander, und was zu Zeiten eines friedliebenden Dechanten einen Ausgleich mit dem Rath und dem protestantischen Kirchenllmt anbahnte, rissen streitsüchtige Nachfolger in ihrem Eifer wieder ein. Besonders unter Henricus Prätorius wurde der Streit bis zur äußersten Höbe getrieben. Er war, wie der alte Chronist von ihm sagt, ein gar herrschsüchtiger, unverträglicher Herr, von galliger Gemüthsart, der in seinen Prätensionen sogar über die Kirche hinaus Ansprüche an Privilegien des Rathes und der Bürgerschaft erhob und dadurch mit diesen in immer nene Mißhelligkeiten gerieth. Da schwoll der allgemeine Unwille über und trieb das Volt zu bedauerlichen Excessen, indem es die Dechanei überfiel und den Techant daraus vertrieb, so daß dieser flüchtend, auf dem alten Schloß der Stadt, der Ruhlandsburg, Schuh und Aufnahme suchen mußte.
Es war das für die gute Stadt eine traurige Zeit argen Zwiespalts gewesen, der sich auf alle Lagen und Verhältnisse des Lebens störend übertrug, bis endlich der bald ihm nachfolgende Dechant, Hieronymus Moretanus, die Eintracht herzustellen wußte und dauernd festigte. In Weisheit und Milde einen wahrhaft christlichen Sinn entwickelnd, hatte er sich zum Wahlspruch seines Lebens das bekannte Dictum des heiligen Augustinus gemacht, dessen sich dieser bediente bei den, zu seiner Zeit so heftigen confessionellen Kämpfen in den verschiedenen christlichen Gemeinen:

In usoegzkiii« nuitas,
In dubii« libsit»»,
In omnibu8 ed»nt»3,
2»

^8 M, Corvus,

was bedeutet:

Im Wesentlichen (der Lehrsätze) Einigkeit,

Im Zweifelhafte Freiheit (der Erklärung),

In Allein aber die Liebe.

Mit diesem Wahlspruch lebte und wirkte Hieronymus, damit wußte

er den bestehenden Hader zu beschwören und die erhitzten Gemülher zu

besänftigen. Der erste und der letzte Satz waren zum Aus- und Eingang

seines Strebens geworden: in uoce88arii8 uniw8 — ja Einigkeit, sie war das

Nothwendigste selbst, und wo er mit diesem Satz nicht ausreichen konnte, der

letzte: in «innidus olmrítaz, der half gewiß stets, damit kam er immer zu

einem schönen, versöhnlichen Ziel.

Und so brachte er es endlich dahin, daß man sich hier in den streitigen

Punkten einigte, indem man beide Rechte, das positive, wie das historische,

zu Anerkennung und Geltung brachte. Denn jede Confession erhielt einen

Theil der Kirche als vollständigen Besitz zuerkannt, nur mit der sonderbaren

Clause!, daß dem Capitel das Verschließen der Kirche, als das in der Tra-

dition enthaltene historische Recht, unbenommen, dem protestantischen Kirchen»

amt aber die Verfügung über die Glocken und deren Verschuß, als positives

Recht, vorbehalten blieb.

So, obgleich es niemals ausgeübt wurde, war in Tanct Iohannis doch

Jeder in seinem ganz besonderen Recht und daraus entstand wiederum

die unbedingte Nothwendigkeit friedlichen Zusammengehens, da Kirche und

Glocken doch unzertrennlich sind und keine die andere missen kann. Und daß

von Neuem keine Störung in den also gewonnenen Frieden trete, dafür sorgte

und wirkte Hieronymus unablässig, so lange er lebte, und als er allgemein

gesegnet und von allen Parteien betrauert starb, hinterließ er seinen Nach-

folgern im Amt, als sein Testament, einen Brief, worin er einem jeden die

Eintracht mit den Glaubensverwandten als heiliges Vermächtniß übertrug.

Und die ihm in seiner Würde folgten, waren bisher dem auch nach-

gekommen, was er sterbend ihnen übertragen — wenn auch nicht immer aus

Milde und Liebe, so doch aus Klugheit, die auf diesem Wege mehr zu er-

reichen wußte, als durch unfruchtbaren Streit erlangt werden konnte. So

manchen Dechanlen schon mochten die Augen des greisen Hieronymus

beschworen haben, nicht zu vergessen, welches Legat ihm zugekommen war,

wie sie es auch jetzt eindringlich thaten, so oft im Vurüberwandeln Matthias

von Göllnitz' Blicke an ihnen haften blieben.

Endlich hemmte dieser sein Auf- und Niederschreien, indem er vor dem

Bilde stehen blieb. Lange und voll tiefen Ernstes blickte er zu diesen

brennenden Augen empor, die ihm so vertraut geworden waren in all den

vielen Jahren, welche er einsam in diesem Räume mit ihnen zusammen ver-

lebt hatte.

„Sei ohne Sorge, Hieronymus, ich weiß, woran Du mich gemahnen

willst," sagte er leise, „Was immer auch zur Sicherung unserer Rechte ich

In omilibuz cñÄlitaz. ^9
thun muß: ich weide nicht vergessen, daß Einigkeit und Duldsamkeit der
Hort ist, unter welchen Du uns, Deine Nachfolger, gestellt hast Nein,
unweise wäre es, Deines Vermächtnisses uneingedent zusein, denn: iu nses8-
!Äi-Ü8 nuitHZ, in <lubÜ8 Uborwz, in omnibus ouariw»!"
Und als sei er endlich mit sich einig geworden, verschwand die drohende
Wolke von seinem Gesicht, und es war wieder das ruhige, unergründliche"
Antlitz von vordem, als er zurück an den Schreibtisch ging und dort an den
Knopf einer Glocke drückte.
Der im Vorzimmer harrende Diener trat sogleich ein.
„Iaschte, leuchte mir hinüber zur Frau Baronin Lorck," befahl ihm der
Dechant.
Der Kammerdiener zündete eine Kerze an, öffnete hierauf die Thüre,
welche in einen weiten Empfangssaal und durch mehrere große, reich aus-
gestattete Räume führte. Es herrschte eine alterthümliche, cch^r düstere
Pracht in denselben, etwas Ehrfurchtgebietendes, aber nichts Ansprechendes
lag in den weiten Räumen; kalt, finster und öde reihten sie sich an einander
— die Abgeschiedenheit und Einsamkeit, die in dem Leben des Priesters
liegt, war auch ihnen als Stempel unverkennbar aufgedrückt.
Der Diener leuchtete, voranschreitend durch die Säle, bis er in dem
letzten an eine, unter der dunkeln Ledertapete versteckte Thür gelaugte, an
welche er klopfte, während der Dechant einen kleinen Schlüssel hervorzog,
die Thür aufschloß und, hindurchtretend, wieder hinter sich abspernte.
3.
Ter Techant befand sich nunmehr im Fremdenhause und in dem hell
erleuchteten Gemach einer Dame, das in seiner anmuthenden Behaglichkeit
einen wunderbaren Gegensatz bildete zu den soeben durchschnittenen Räumen,
von dem Studirzimmer des Dechanten an gerechnet, bis zu dem letzten mit
der Tapctenthür.
Hell bekleidet? Wände, zierliche moderne Möbel, Blumen an den
Fenstern wirkten hier ordentlich überraschend wohlthuend. Ein Thectisch war
vorgerichtet, das Wasser brodelte mit behaglichem Summen in der silbernen
Theemaschine, Backwerk und kalte Speisen waren gefällig aufgestellt und
Couverts für zwei Personen einander gegenüber aufgelegt.
Als der Dechant die Thür geschlossen hatte, rief er: „Mathilde!"
worauf in der offenstehenden Thür, die in das Nebengemach führte, sogleich
eine Dame erschien, die schnell auf ihn zutrat und ihm die Hand freund-
lich entgegen streckte, indem sie sagte: „Guten Abend, lieber Bruder."
Die Dame konnte einige vierzig Jahre zählen, war eine feine, elegante
Erscheinung und ihrem Bruder in den Gesichtszügen sehr ähnlich, nur daß,
als Gegensatz zu dem ruhigen, undechiffiirbaren Ausdruck seines Antlitzes,
das ihrige etwas Unruhiges, Leidenschaftliches trug.
„Du kommst heute spät zum Thee herüber — hattest Du so lange

20 M. Lorus.

noch Abhaltung, Matthias?" fragte sie, ihm geschäftig eine Tasfe Thee zurecht machend und alles Nöthige zureichend, während er sich an seinem gewohnten Platz niederließ und mit einer gewissen Behaglichkeit an die Lehne seines Sessels sank.

„Nichts von Belang," entgegnete er ausweichend. „Es wird Dich aber freuen, Mathilde, ich bringe Dir einen Brief von Hertha mit."

„Endlich! Sie hat mich jetzt lange genug darauf warten lassen," rief sie lebhaft aus und griff eifrig danach. Voller Hast und Erwartung erbrach sie sogleich den Brief und las ihn durch. Dann sah sie wieder zu dem Bruder auf, der unterdeß seinen Thee genoß, und sagte:
„Hertha schreibt mir, daß sie morgen, Freitag, Mittag, zurückkehren werde — wie freue ich mich doch darauf! Ich kann nicht sagen, wie sehr ich sie vermißt habe in diesen sechs langen Wochen, während deren sie in der Hauptstadt verweilte."

„Ja, es war still hier ohne das Kind," stimmte der Dechant ihr bei. Die Baronin lächelte. „Das Kind! Wer das hörte, würde nicht glauben, daß Du von einem vierundzwanzigjährigen und noch dazu so selbstständigen Mädchen sprichst, wie Hertha es ist."

„Latz das immerhin sein, Mathilde," warf er ein. „Ich bin alt und mir gegenüber ist sie immer noch ein Kind. Zudem ist sie auch mein Kind geworden in den zwanzig Jahren, seit welchen Du mit ihr bei mir lebst."

In dem lebhaften Gesicht der Baronin zuckte plötzlich eine tiefe Rührung auf, welche ihre Augen feucht erglänzen ließ. Sie reichte ihre Hand dem Bruder über den Tisch hinüber, indem sie weichen Tones sagte:

„Ja, Vaterrechte hast Du wahrlich Dir erworben, Matthias — Gott lohne es Dir — seitdem sie den Vater und ich den Gatten verlor und Du uns beide Vereinsamte, Mittellose bei Dir aufnimmst und das Verlorene uns zu ersetzen suchtest,"

Er drückte flüchtig die dargebotene Hand, und wie um selbst nicht weich zu werden, wehrte er ihre Rührung mit einem leichten Lächeln ab, indem er entgegnete:

„Nun, nun, bin ich es denn nicht, der dabei gewonnen hat, da ich nur die Schwelle des Fremdenhauses zu überschreiten brauche, um trotz Cölibates meine Familie und meine häusliche Behaglichkeit zu haben? Es liegt so viel Anmuth um die Jugend, die wir im Aclterwerden immer tiefer empfinden: Herthas Gegenwart, Herthas Geplauder, ihr Lachen und ihre Musik sind erfrischend für mich nach dem Ernst manch schweren Tages."

„Dann um so besser für Dich und mich, daß wir sie nun bald wieder haben werden," rief die Baronin aus.

Eine Pause entstand, wahrend deren sie von Neuem Thee cinschäukte und den Bruder mit Speisen versorgte; er aß wenig, aber mit Wahl und augenscheinlich mit gastronomischem Verständnis; und mit der Ruhe, die ihn bei Allem kennzeichnete. Endlich fing die Baronin wieder an:

In omniduz ckarit»3. 2^

„Heute Nachmittag war Graf Hall bei mir, der des Landtags wegen mit seiner Familie in die Stadt hereingekommen ist. Er bat, daß Hertha mit der Gräfin den Ball besuchen dürfe, welchen die Easino-Gesellschaft nächsten Sonnabend zu Ehren des neuen Landesprasidenten giebt, und so trifft es sich gut, daß Hertha morgen zurückkommt."

„So, die Halls sind wieder da?" meinte der Dechant, den Teller fort« schiebend und sich wieder in seinen bequemen Sessel zurücklehnend. „Das ist eine unserer besten erbgesesschnen Familien, von altem, festem Stamm und gutem Glauben — eine von denen, die schon zu Wittekind's Zeit hereinkamen in das Osterland, gegen die heidnischen Wenden zn kämpfen, und sie haben immerdar treu zu der Kirche gehalten, für welche sie damals hier Grund und Boden erstritten. Ja, alter, fränkischer Reichsadel ist es, während der unsrige, wie aller, welcher die Endsilbe „ih" am Namen hat, von wendischer Abstammung ist."

„Hilf Himmel, Matthias, wenn Du genealogisch wirst, dann ist es Zeit für mich, die Segel zu streichen," lachte aufstehend die Baronin. Indem schlug es auf Sanct Iohannis Thurm; neun gewichtige Schläge dröhnten durch das Gemach, daß fast die Wände erschütterten. Die Baronin klingelte dem Diener, welcher das Theeservice entfernte und während der Dechant sich in die mitgebrachten Zeitungen vertiefte, trat sie an eines der nach dem Garten sehenden Fenster. Soeben ging hinter den Hügelkuppen, die stromaufwärts von der Stadt sich hinziehen und dort das tiefe Flußthal einfassen, der Mond auf; obschon er voll war und in ungetrübter Klarheit sich erhob, hatte er doch viel zu thun, mit seinem silbernen Licht alle die Thürme, Zinnen und Firsten zu bescheinen, welche der Stadt ein so majestätisches Ansehen gewähren, und heute Abend von der sinkenden Sonne in so wunderbar glühende Farbenpracht getaucht worden waren. Sie sahen jetzt geisterhaft aus in der silbernen Fluth des Mundenlichtes. Wie die Schatten vergangener Zeiten ragten sie empor, vom weißen Leichentuch umflossen, das ihnen bis auf den Boden nachschleppt; aber es steht der Stadt edel und schön wie der Hermelin eines Königsmantels, an dem die Jahrhunderte gearbeitet haben, daß er so lang und weit herniederwalle.

Denn sie hat eine Geschichte, die Stadt, und sie kann mitsprechen, wenn von dem Einst die Rede ist! Sie ist leine von den neuen Emporkömmlingen, von den jungen Guck-in-die-Welt, die kaum ein paar Jahrhunderte auf ihrem Rücken haben — nein, sie hat deren neun gesehen seit ihrem Entstehen, und doch kommt sie sich immer noch jung und frisch vor, wie das Wasser, das hell und klar ihre Füße umspült — wie die Luft, die ihre Thürme umfächelt, auch immer noch jung nnd frisch sind, obgleich sie damals, vor neun Jahrhunderten, schon mit ihr gespielt und gekost haben.

Ja, sie hat eine Geschichte! Aus dem grauen Alterthum ragt sie herüber, wo noch die Sage sich zwischen ihre Blätter drängt, und spricht

22 M. LoruZ.
in wendischer und deutscher Zunge, in heidnischer und christlicher Sprache,
in katholischer und protestantischer Weise zu uns und erzählt von dem, was
einstens hier uor und hier unterging.
Aber das Leben fürchtet sich vor dem Tobten nicht — es dringt mit
seiner Wärme überall wieder hin, wo Altes unterging und webt immer neu
und geschäftig über das Vergangene hinweg zu frischem Werden und Sein,
und freut sich dessen, was ist; wie lang auch das Leichentuch sei, das
herniederwallt.
Flink und fröhlich mit den Kannen am Arm, eilt Hanla über den
mondbeschiedenen Kirchplatz dahin, nicht leise und verstohlen — nein, laut
und sicher klappert sie mit den Holzpantoffeln darauf hin; denn Jeder mag
es wissen; sie ist im Haus mit ihren Obliegenheiten fertig, daß sie nun den
täglichen Bedarf an Wasser holen kann, und auch daß am Brunnen Einer
sie erwartet, mag Jeder erfahren — sie hat mit Heimlichkeiten nichts
zu thun.
In Mitten des Kirchplahes steht das Vrunnenbecken mit dem steinerne»
Roland, dessen ziemlich verwitterte Gestalt dunkel über dem Wasserspiegel sich
erhebt, und der mit seinem breiten Schwert noch immer Schirm und Schutz
ist für die, welche allabendlich bei ihm sich zusammenfinden. Einstens war,
wie die Sage erzählt, der starke und fromme Held mit Streitroß uod
Schild dahergezogen, hier im Osterland gegen die Heiden zu kämpfen.
Darum steht man hier in dem stolzen Glauben, daß die alle Ruhlandsburg,
die Beste, um welche dann erst die Stadt erbaut wurde, von ihm gegründet
worden sei, und obschon das vielleicht nur eine Fabel ist, wie seine ganze
Person es sein mag: Held Roland lebt doch unter dem Volte mit Schwert
und Schild und mit dem wunderbaren Klang seines Hüsthorns fort, und
man glaubt hier an ihn, als an den Gründer der Burg.
Na Hanta dem Brunnen sich näherte, trat aus ,dem tiefen Schatten,
Welchen der steineine Ritter im hellen Mondfchciu warf, eine Männer-
gestalt hervor.
„vobi-^ ^e«or Händig*)!" rief sie ihm zu.
„Guten Abend, Hanta," erwiderte der Angeredete ihren Gruß. „Es
ist lange, daß ich auf Dich warte."
„Ja Handeiu**), denk ock, mei Luai is' kommen!" sagte sie vergnügt.
.Dein Luai?" fuhr der Mann grollend auf. „Bin ich nicht Dein
Andreas? Darum, Hanta, wozu hast Du da einen Luai noch?"
„Bis ock stille, alter Dämel," lachte sie lustig. „Luai is' mei' Jung-
Herr, mei' Kind, das ich 'pflegt Hab' — den Iricg ich nich' un derentwegen
kriegst mich uuch nich' eher!"
„Ja, das Kriegen, Hanta!" feufzte Andreas alsbald besänftigt. „Denke
) Wendisch für Andreas.
) Diminutw von Andreas.

nur, heute als Hochwürden nach dem Gemeinlogis fahren wollte, frage ich ihn, wie er da am Kutschenschlag steht: „Hochwiiiden, wie ist's, darf ich nun die Hanta heirathen? Tu weißt doch, einmal fragte ich ihn schon und damals fagte Hochwürden: ‚nein^‘. Und heute fah Hochwiiiden mich auch so an, gleich wie ein Nein und sagt' auch: ‚Nein, verheiratheten Kutscher kann ich nicht brauchen — dann verläßt Du meinen Dienst.' Wenn Hochwürden so aussteht und so spricht, dann ist das wie ein Punktum und Streusand drum — da beißt keine Maus keinen Faden nicht ab — es ist nichts mehr daran zu ändern. Aber was ist da zu thun, Hanta? Fünfzehn Jahre bin ich bei Hochwürden und pflge die Rappen — jung waren sie und wild, weil ich sie damals überkam und hatte meine Last, daß ich sie unterkriegte, nun aber: fromm sind sie wie die Lämmer geworben. Soll ich das Viech im Stich lassen? Das will nicht gehen, denk' ich Hanta, aber, Was ist da zu thun?" „Ja freilich die Rappen! Was is' sich da zu thun?" meinte Hanta mit nachdenklicher Miene und überlegte. Dann sagte sie sehr herzlich: „Weeft', warten wir e Bissel länger noch. Fortlaufen kannst' nich', Handrij — nee. Treu muß mer halten fo Kind wie Viech. Is' sich mecglich, daß Rappen sterben bald, oder daß Rappen verkooft weiden, hernach denkst', bist frei, Handrij. Un weest, fünfzehn Jahr is' e Bisset Zeit, so lang ock kenn' ich Dich; aber dreißig, das is' e Zeit, un so lang bin ich bei Hochwürden Primarius. Nu' is' sich mei luai wieder 'kommen, soll ich da gleich so gehn? Nee, das is' sich nich' bei unse Wenden! Warten wir e Visset langer noch — wir sehn uns ja alle Tag', Handrijo!" „Ja, so warten wir ein Bissel länger noch," stimmte Andreas ihr auch bei. „Und indessen, Hanta, gieb mir einen Kuß." Sie gab ihm einen herzhaften und dann noch einen. Hierauf hielt er ihr die Kannen unter den laufenden Wasserstrahl und sie lief damit nach Haus. Nicht lange, so klapperten die Holzpantoffeln wieder über den Platz, sie kam abermals und er leistete ihr denselben Ritterdienst. Als sie endlich das letzte Mal kam — es war über dem Kommen, Gehen und Plaudern zehn Uhr geworden — da sagte Andreas zu ihr: „Hanta, Sonntag ist Kirmeß drunten in der Fischau — willst Du?" Sie nickte vergnügt mit dem Kopf und lachte: „Bis ock stille — freilich will ich! Un, nu' clodrn noc!"*) Noch einmal ein Küssen und ein Händedrücken, dann schied das alte Pärchen von einander, ein Jedes von ihnen erfreut, einander zu haben und> zu lieben, aber auch erfreut, noch ein Bischen zu warteu dort, wo es in Treue eingelebt war. Hinter Hanta schloß sich die Hausthür des Primariats zu und auch an der Dechanei sperrte der Pförtner hinter dem eintretenden Andreas das Gitterthor ab. Auf dem Kirchplatz ward es still und stiller; die Haus-') Wendisch: gute Nacht!

2H M. Lorus.

rhüren schlössen sich und eins nach dem andern verlöschten die Lichter hinter den Fenstern. Tiefe Ruhe nun überall! Nur das Wasser plätscherte eintönig fort in das Necken des Brunnens, und aus dem hohen Kirchenfenster strahlte die ewige Lampe als einziges Licht noch hervor. Daneben aber wandelte ruhig der Mond seine vorgeschriebene Bahn, friedvoll den Strom seines sanften Lichtes herabgießend, und still und in Schlummer lag Alles, was unter Sanct Iohannis Hort sich befand.

4.

Inmitten des Ballsaales standen die Herren in einem dichten Knäuel Zusammen gedrängt, Uniformen und der schwarze Frack durcheinander gemischt, während die Damen längs den Wänden auf den rothen Sammetpolstern saßen, oder gruppenweise umherstanden, in lebhaftem Gespräch mit einzelnen der Herren begriffen.

Es war eine Pause nach einer Quadrille eingetreten und die erhitzten Tänzerinnen fächelten sich Kühlung zu. Die Herren kritisirten die Damen und diese die Herren, wie das so geht, und manches spitze, sarkastische Wort Wort flog herüber und hinüber.

Georg war erst ziemlich spät zu dem Ball im Casino gekommen, da <r nicht die Absicht hatte, zu tanzen. Er sah sich jetzt von der Mitte des Saales aus den glänzenden Raum und die glänzende Gesellschaft an, dabei sich der Zeit erinnernd, wo er hier als junger Student mit der Leidenschaft der ersten Jugend getanzt hatte. Von seinen damaligen Tänzerinnen waren nur wenige und diese nun als junge Frauen noch gegenwärtig; vielleicht waren mich einzelne der begleitenden Mütter noch da, die im Verlauf der vergangenen Jahre von den älteren Töchtern bis zu den jüngsten herangekommen waren und ihren Platz als Vallmltter noch nicht aufgegeben hatten — sonst war ihm die Damenwelt fast vollständig fremd.

Obwohl in der Provinz, hatte doch Saal und Gesellschaft einen vor>nehmen, exclusivcn Anstrich und die in der Minderheit anwesenden Bürgerlichen waren von der vorherrschenden Aristokratie ziemlich streng geschieden.

Georg konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, als er sah, wie nach dem Tanze die bürgerlichen Damen streng gewissenhaft in ihre Ecke sich wieder zurückzogen.

Zunächst der großen Eingangsthür des Saales, man wußte nicht, hielt sie sich zur rechten oder linken Seite, zu Aristokratie oder Vürgerthum, stand eine junge Dame von hoher, schlanker Figur und vornehmer Haltung, ziemlich einfach in weiße Seide gekleidet. Aschblondes Haar, fest in Zöpfe geflochten, war in einen griechischen Knoten im Nacken zusammen gesteckt, ein goldener Reif mit einer einzelnen blaßrothen Nase hielt wie ein Diadem die Wellen des Vorderhaares zurück und ließ Stirn und Schläfe in durchsichtiger Weiße frei erglänzen. Obwohl sie lebhaft sprach, schlug sie doch die großen grauen Augen selten völlig auf, sondern sie hatte die Art, dieselben durch

In omnibus cliuilla«. 25

die langbewimperten Lider halb geschlossen zu halten und sie nur zuweilen im schnellen Aufblitz zu heben, wodurch die Augen dann etwas Zündendes hatten, während sonst das feine Antlitz mit der zarten, durchsichtigen Haut durch die halbgeschlossenen Lider etwas Stolz, fast an Hochmuth Grenzendes im Ausdruck erhielt. Das Gesicht war vielleicht nicht absolut schön zu nennen, so fein und edel die Züge auch waren, aber dasselbe war entschieden geistreich und interessant, und es war im hohen Grade anziehend, dasselbe zu studiren.

Bei der jungen Dame stand ein älterer und ein jüngerer Herr, beide in feinem schwarzem Gesellschaftsanzug. Elfterer, ein Grautopf mit vollem weißem Bart, schien hauptsächlich die Unterhaltung mit ihr zu führen, welche witzig sein mußte, denn die feinen Lippen seiner Zuhörerin kräuselten sich oft zu einem heitern, anmuthigen Lächeln empor und dabei lachten auch, jählings aufleuchtend, die glänzenden Augen mit, während der junge Herr in vornehmer Ruhe mehr zuzuhören und vor allen Dingen, zu bewundern schien.

Er war von kleiner, schwächlicher Figur, ein auffallendes Gegenstück zu der imposanten Gestalt und zu dem jovialen Ausdruck im frisch gerötheten Antlitz des alten Herrn. Sein glänzend schwarzes Haar lag schlicht um Scheitel und Schläfe, das Geficht war glatt rasirt, aber merkwürdig starke schwarze Augenbrauen, von der beweglichen Stirnhaut oftmals emporgezogen und wieder gesenkt, gaben dem blassen Gesicht etwas Frappirendes, sonderbar Erstauntes, als ob jene immer mit einem Fragezeichen das begleiteten, was die offenbar kurzsichtigen Augen durch das tief auf der Nase sitzende goldene Lorgnon zu ergründen stiebten.

Es lag nichts Dandyhaftes in seiner Erscheinung, wie er mit dem Claquehut unter dem Arm neben der jungen Dame stand; aber die äußerste Eleganz seines Anzuges verband sich mit einem Air außerordentlicher Vornehmheit, die eine kühle Reserve um ihn zog und ihn zwar mit unverkennbarer Bewunderung auf die Dame blickten, aber weder zu dem heilern Lachen der beiden Andern, noch zur Theilnahme an ihrem lebhaften Gespräch sich mit fortreißen ließ.

Georg hatte eine Zeitlang mit wachsender Neugier die interessante Gruppe betrachtet. Als jetzt ein Bekannter grüßend an ihn herantrat, reichte er diesem die Hand hin.

„Guten Abend, Herr von Korinsky," sagte er und fügte dann mit den Augen nach der Gruppe deutend hinzu: „Könnten Sie mir wohl sagen, wer diese dort am Eingang sind?"

Der Angeredete folgte seinen Blicken und entgegnete dann:

„Die Grafen Hall, Vater und Sohn."

„Ich danke. Und die Dame?"

«Oh, das ist die Baroness Lorck!"

„Lorck? Wahrhaftig, die kleine Hertha?" rief Georg freudig aus.

„Wußte ich doch, daß ich die Dame kennen mußte!"

26 M. Lorus.

„Sie kennen? Aber bester Freund, vor zehn Jahren kann sie noch nicht den Nallsllal besucht haben," warf Korinsky zweifelnd dagegen ein. Doch er wurde überhört, denn Georg hatte ihn verlassen und steuerte durch die ihn umgebende Menge der Eingangsthür zu. Inzwischen hatte sich der alte Graf mit einer Entschuldigung von der Baronesse abgewendet, indem er sich einem Vorübergehenden mit einer schnellen Frage zugekehrt, und diese eingetretene Unterbrechung in der stattgehabten lebhaften Unterhaltung benutzte der junge Graf, indem er in sehr gemessenem Tone, als ob er tropfenweis die Worte von seinen Lippen fallen lasse, zu der jungen Dame sagte:

„Baronesse, der Cotillon vor dem Souper wird sogleich beginnen. Ich hatte mir vorher erlaubt, bei Ihnen um diesen Tanz zu bitten, ohne noch eine bestimmte Zusage zu erhalten — darf ich hoffen, daß Sie sich nun zu meinen Gunsten entschieden haben?"

„Nein, ich tanze nicht," antwortete sie kurz und zerstreut.

Die schwarzen Augenbrauen fuhren erstaunt in die Höhe und ebenso, erstaunt blickten die Augen durch das Lorgnon zu der ihn überragenden Dame empor, sie fragend und verwunderungsvoll anstarrend. Endlich senkten sich die Brauen wieder herab und als habe er nicht recht verstanden, hob er in demselben gemessenen Tone abermals an:

„Baronesse meint — —?"

Sie antwortete diesmal gar nicht, ja sie schien offenbar ihn nicht einmal zu hören, und jetzt erst bemerkte er, daß ihre halbgeschlossenen Augen gespannt forschend über ihn hinwegblickten. Plötzlich hoben sich die Lider, die Augen blitzten strahlend auf, ein neckisches Lächeln öffnete die Lippen und sie trat unwillkürlich einen Schritt vor, Georg entgegen, dessen hohe Gestalt, Alle überragend, auf sie zukam und endlich mit dem freudigen Ausruf: „Fräulein Hertha!" vor ihr stand.

„Wirklich, es ist der lange Georg," lachte sie. „Verzeihung, Herr Franzius, wenn sich das Schulmädchen von ehemals so ganz Ihnen gegenüber Ihres früheren Kameraden und Ritters erinnert," fügte sie, schnell sich verbessernd, hinzu.

„Was konnte mich wohl glücklicher machen, als dadurch zu hören, daß Sie überhaupt sich meiner noch erinnern und sofort mich wieder erkennen, während mir es Mühe machte, in der vollendeten Dame meinen früheren kleinen Schützling wieder herauszufinden," entgegnete er lebhaft.

„Wer aber auch so lange fort ist, wie Sie, muß sich wundern, die Leute überhaupt noch wiederzufinden," meinte sie scherzend.

„Ja, wenn ich neben Ihnen stehe, Baronesse," erwiderte er, voll Bewunderung sie betrachtend, „lerne ich erst recht es verstehen, wie lange her es ist, daß ich als Gymnasiast das kleine Mädchen im Schlitten den Schloßberg hinabfuhr, oder mit ihr in der Tanzstunde unseres Vaters als die zierlichen Figuren des Menuett tanzte."

In omnibus» 25, 2?

»Keine Kränkung, Herr Franzius," lächelte sie, mit dem Fächer drohend, .Das kleine Mädchen, als es zuletzt im Schlitten den Schloßberg hinab von dem Gymnasiasten sich fahren ließ, war zwölf Jahre alt; die Vierzehnjährige aber, welche mit dem Studenten während der Herbstferien die Stunden des hauptstädtischen Tanzliinstlers theilte, dünkte sich schon groß zu sein. Wie hätte uns sonst auch Monsieur Levitre in eine Klasse zusammengesteckt?" „Ich bitte unterthänig um Entschuldigung ob meines groben Versehens. Baronesse, daß ich damals in der kleinen noch nicht die große Dame erkannt habe," entgegnete er mit komischer Zerknirschung, „und daß es mir in meiner Erinnerung vorkommen wollte, als habe ich mich bücken müssen, wenn ich dieselbe im Tanze drehte."

„Ja. wer aber auch an Länge Alle überragt!" scherzte sie. „Damals trugen Sie stolz die bunte Studentenmühe, die wie ein winzig Pünktchen über dem i auf Ihrem Haupte saß; bald aber war Mütze sammt Student auf Nimmerwiederkehr verschwunden. Wo haben Sie nur all diese Zeit gesteckt?"

„Ich habe ein gut Theil der alten Mutter Erde umsegelt."

„So ist aus dem Theologen ein Seemann geworden?" fragte sie sehr verwundert.

„Das nicht, aber ein Arzt," entgegnete er. „Jedoch, Varonesse, ich sehe, man ordnet die Stühle zum Beginn des Eotillons, ich darf daher nicht länger Sie hier aufhalten und leider ebenso wenig mir diesen Tanz von Ihnen erbitten, der doch sicher längst schon vergeben ist. Wollen Sie die Gnade haben, mir einen andern zu gewähren?"

„Ich habe den Cotillon noch nicht vergeben, Herr Doctor, aber so oftmals ihn abgeschlagen, daß ich nun doch nicht ihn tanzen darf. Ich fürchte fogai, ich bin das letzte Mal ziemlich unhöflich verfahren, grade als zu meiner Ueberrafchung Ihr Kopf über den andern Häuptern für mich aufging und ich möchte deshalb jetzt noch mich entschuldigen," fügte sie, sich umschauend, hinzu.

Aber der junge Graf war nicht mehr da.

Er hatte bei der lebhaften Begrüßungsscene Augenbrauen und Nafe immer höher und erstaunter emporgehoben nnd dann den neuen Ankömmling und Störenfried einer gemessenen Prüfung vom Scheitel bis zum Fuß unterworfen, indem er die Augen langsam an der ganzen Erscheinung herabwandern und wieder emporsteigen ließ. Was er sah, war unleugbar tadello, vom Weiß der Eravatte und des Gilets bis zur Schwärze der feinen Lackstiefel, von dem Gebietenden der Haltung bis zur Gewandtheit der Bewegungen, von dem sichern Ehic geläufiger Salonmanieren bis zu dem Fließenden der Redeweife — alles war tadello nnd doch war im großen Ganzen der Mann vollständig anstößig. Die Art der Neminiscenzen, die er hervorrief und die gewisse Vertraulichkeit, welche damit sich breit machte; die so bewunderte vornehme Zurückhaltung der Varonesse, welche dadurch mit einem

28 M. Corvus.
schalkhaften Sichgehenlassen vertauscht wurde; das völlige Vergessen der übrigen Gesellschaft und speciell seiner Gegenwart — wie gesagt: der Mann war Liw^iillnt!
Ein paarmal noch zuckten die Augenbrauen mißbilligend empor, dann knöpfte er einen Knopf seines Frackes zu, nahm den^Claaue in die rechte Hand und zog sich langsam, die ganze Person eine zugeknöpfte Ablehnung, von den beiden Sprechenden zurück.
„Ich sehe, Graf Hall hat mich verlassen," begann Hertha wieder, nach vergeblichem Umheischanen. „Wollen Sie nun, Herr Doctor, mir sitzend helfen, diesem 3anz beizuwohnen, so wird mir das sehr angenehm sein. Wir ziehen uns dort an die Wand zurück und Sie erzählen mir, wie aus dem Theologen ein Arzt geworden ist."
Georg bot ihr sehr erfreut und bereitwillig den Arm und führte sie nach einer der leergewordenen Ruhebänke hin.
„Wenn ich mich hier umsehe," nahm er von Neuem sein Gespräch mit ihr wieder auf, „will mir es doch sonderbar erscheinen, was ich Alles erlebt und gesehen habe und was aus mir doch anders geworden ist, während in meiner guten Vaterstadt noch Alles beim Alten geblieben — vom alten Thurm von Sanct Iohannis bis herab zu dem Veitaufstand der alten Aepfelfrau, ja bis zu der Einteilung der Gesellschaft im Nallsaal. Pflicht» schuldigst wie sich die Zünfte trennten und die hohen Geschlechter von den, niederen, wenn ehemals sie im Gewandhaus zu festlichem Gelag oder ehrbarem Tanz zusammenkamen, trennen sich jetzt noch Aristokratie und Bürgerthum hier vou einander. Sobald sich die Thüre des Saales vor ihr öffnet, schwenkt jede eintretende Name nach rechts oder links, je nachdem sie zu Adel oder Bürgerthum gehört, nach den ihr zukommenden Plätzen ab. Nur die Herren bilden in der Mitte eine sich frei bewegende Phalanx und dürfen es wagen, wie sie wollen nach rechts und links Evolutionen zu machen. Ja, sie hat doch einen ansehnlichen Zopf, die gute Stadt, den sie fein ehrbar trägt: So war es vor Jahrhunderten und so ist es geblieben — ist das nicht ein wahrhaft rührender Conservatismus?" fragte er, lachend vor sich hin blickend.
Hertha sah ihn scharf beobachtend von der Seite an, als ob sie sein innerstes Wesen ergründen wollte; dann senkte sie die Lider über die Augen herab und sagte in ziemlich lebhaftem Tone:
„Und Sie selbst, sind Sie denn gar nicht conservativ?"
Er wendete schnell das Gesicht zu ihr hin und lächelnd sie betrachtend, erwiderte er:
„Heißt das, Sie wünschen mein politisches Glaubensbekenntniß zu hören, Baronesse?"
„Behüte der Himmel!" rief sie mit komischem Entsetzen dagegen aus.
„Ich hasse Politik und greife sie nicht einmal mit Handschuhen gern an. Aber das Alte zu erhalten finde ich schön, gegenüber dieser neuerungs-süchtigen Zeit."

In omni du 5 cn.ilit»5. 2)

„Auch wenn es Plunder ist, der erhalten wird?" fiel Georg ein.

„Plunder? Was nennen Sie so? Ich denke, es ist noch nicht viel

Gutes bei all diesen Neuerungen herausgekommen!" warf sie nachlässig hin.

Georgs Augen flammten auf und den Kopf zurückwerfend, sagte er

lebhaft:

„Baronesse, das ist eine Lästerung gegen den strebenden und vorwärts'

dringenden Geist, die ich wohl aus dem Mund eines vertrockneten Alten

oder eines einseitigen Particularisten zu hören erwarten konnte, nicht aber

von den frischen Lippen der Jugend, welcher das Vorwärtsstreben mit

warmem Pulsschlag das Herz bewegen muß. Wohl sollen wir mit Pietät

das Alte erhalten, wo es groß und schön ist und der Menschheit zu Nutz

und Frommen gereicht, und ich selbst blicke hier, wie anderwärts, andächtig

auf das hin, was uns als eine Stufe der Geschichte, oder als ein Merkmal

der Entwicklung der Menschheit überkommen ist — aber das Nichtige er-

halten, bloß weil es alt und hergebracht ist, — das ist Plunder und fort damit

aus dem hellen Licht des Seins!" schloß er mit einer wegwerfenden Bewegung,

die Hand.

Unwillkürlich hatte er sich hinreißen lassen, mit wachsendem Feuer zu

sprechen, auch auf seinem Gesicht glühte die Wärme seines Denkens und

Empfindens wieder und Hertha war davon überrascht. Fast wie ein er-

stauntes Kind, dem man ein blendendes Bildniß zeigt, welches es voll Neu-

gierde betrachtet, sah sie ihn voll und ganz mit den leuchtenden Augen an.

Dann senkte sie dieselben, als sinne sie über das Gesehene nach, sie wußte

nicht, ob sie geblendet oder abgeschreckt davon sei — und endlich, nach

minutenlangem Schweigen, sagte sie ablenkend:

„Ich weiß noch immer nicht, wie aus dem Theologen ein Arzt

geworden ist — glaubte ich doch, Sie müßten längst eine Kanzel

bestiegen haben."

„Ja, wenn nur nicht stürmisches Temperament und Jugendübermuth

mich für dieselbe untauglich gemacht hätten," entgegnete er, wieder den

scherzenden Ton aufnehmend. „Ich schäme mich beinahe zu erzählen, daß ein

Rencontre mit einem Civilisten, der in einem öffentlichen Localc meinen

Stuhl genommen hatte und nicht sofort ob dieses Frevels in gebührender

Weise um Entschuldigung bat, mich zu einer Forderung hinriß, und zwar,

da mein Gegner auf die gewöhnlichen Studentenpaulereien nicht eingeübt

war, zu einer Forderung auf Pistolen. Die Pedelle faßten uns zwar im

Stadtpaik ab, nachdem keine der beiden gewechselten Kugeln getroffen hatte,

und ehe noch ein weiterer, erfolgreicherer Schuß nachfolgen konnte; aber mit

geladener Pistole in der Hand erwischt, wurde ich wegen Duells mit tödt-

licher Waffe von der Universität relegirt und konnte nun auch niemals

Pastor weiden. Wenn ich es gestehen soll, Baronesse, war mir diese ein-

getretene Notwendigkeit sehr erwünscht. Ich hatte nur dein dringenden

Verlangen meines Vaters nachgegeben, Theologie zu studiren, obgleich ich in

20 !N. Corvus.

mir keinen Beruf dazu fühlte, und je mehr ich mich in dieses Studium vertiefte, fand ich darin so viele der Lehren und Dogmen, die sich mit meinen Anschauungen nicht vertragen wollten."

Hertha sah ihn verwundert an. „Kann das in Ihrer Kirche vorkommen, die sich doch rühmt, frei in ihren Anschauungen zu sein?" „Glauben Sie denn den Buchstaben dessen, was man Ihnen lehrt?" fragte er dagegen.

„Heißt das, Sie wünschen mein religiöses Glaubensbekenntniß zu hören, Herr Doctor?" gab sie schnell seine frühere Frage ihm wieder zurück.

„Durchaus nicht, gnädiges Fräulein!" lachte er, belustigt von ihrer Schlagfertigkeit.

Dann aber wurde sein Gesicht ernst und den Blick der feurigen Augen sinnend wie nach Innen gekehrt, fuhr er in warmem Tone und eindringlicher Weise zu sprechen fort:

„Nein. Fräulein Hertha, ich frage nicht nach dem, was ein Anderer glaubt. Ein jeder selbstständig denkende Mensch bildet sich wohl als innersten Schatz seines Wesens seinen eigenen Glauben aus, je nach seiner Erkenntniß, und er hat das, nach meinem Dafürhalten, nur mit sich selbst abzumachen.

Ich denke wie der alte König Fritz: „Mag doch Jeder nach seiner Façon selig werden." Meine Façon aber möchte doch vielleicht nicht ganz concret mit dem gewesen sein, was ich zum Seligwerden von der Kanzel lehren sollte. So erlöste mich die geladene Pistole aus diesem Conflict und ich «griff mit froher Begeisterung das Studiuni der Medicin, worauf von jeher meine Neigung gerichtet war. Es liegt zwar ein eigenthümlicher Widerspruch darin, daß ich, der ich nicht gut Jemand leiden sehen kann, vermöge dieses Berufes immer dazu bestimmt bin, Anderer Leiden zu sehen; aber es ist damit ja auch die Möglichkeit des Helfen» gegeben, und es ist ein wackerer Kampf, den man als Arzt mit den Gebrechen des Leibes und Lebens kämpft. Leider nur erzürnte ich mit diesem Wechsel des Berufes meinen Vater auf das Höchste — ich durfte nicht wieder hierher kommen und in dieser ganzen vergangenen Zeit ihn nicht wiedersehen, obgleich er mich in gütiger Weise mit reichlichen Geldmitteln zur Fortführung meiner Studien ausstattete. Aber er brach sonst alle Verbindng mit mir ab.

Nur mit meiner guten Mutter blieb ich in regem schriftlichem Verkehr und einmal, während ich in Wien stndirte, konnte ich mit ihr in einem böhmischen Badeort einige Wochen zusammen sein. Dann führte mich mein Studium noch auf mehrere Jahre nach Paris und London, von wo aus ich eine Anstellung bei der Ostindischcn Gesellschaft annahm uud als Arzt nach Indien ging, wo ich fünf Jahre lang blieb. Das Land ist wunderbar schön, märchenhaft prächtig steigt es vor Einem empor, und wer mit offenen Augen und empfänglicher Seele hinkommt, wird fast überwältigt von der Herrlichkeit seiner Natur und den Denkmalen seiner alten Kunst. Aber auch in diesem Paradiese das Elend der armen Menschheit — wie haben dort

In «muibuz c!i.^iitH5. 3^
Hunger, wie Fieber und Cholera gewüthet! Als Arzt konnte ich dll reiche Erfahrungen sammeln und gegen diese schwarzen Gespenster kämpfen lernen, glücklich, wo ich die Beute ihnen abzuringen vermochte. Endlich trieb mich aber doch wachsende Sehnsucht und der lebhaft Wuns, den Vater zu versöhnen, wieder heim und veranlaßte mich auch, die abkürzende Route über Trieft, anstatt wie Anfangs bestimmt war, über England zu nehmen und so fiel ich überraschend früher, als erwartet, in dem Elternhause wieder ein."

Seine Zuhörerin war seinem Bericht mit großer Spannung gefolgt und als er jetzt schwieg, hörte man das Interesse, welches sie empfand, an ihrem erwartungsvollen: „Und nun?"

„Und nun? Ja, eines Theils zieht mich meine Wissenschaft an die Universität unseres Landes, wo mir durch meinen ehemaligen Professor, der früher in Wien war, ein Lehrstuhl in Aussicht gestellt worden ist; anderen Theils möchte ich hier bleiben und hier meinem Beruf als Arzt nachkommen - ^ ich hänge an Vaterhaus und Vaterstadt, und so wild ich in die Welt hin» llusstürmte und so schön es auch draußen war, es zog mich doch immer hierher zurück. Ja, lachen Sie nur, Baronesse." sagte er, in ihre glänzenden Augen blickend, welche voll Interesse zu ihm aufgeschlagen waren. „Ich sehe es Ihren schönen Augen recht gut an, daß Sie über den langen Burschen sich belustigen, der da von Heimweh schwatzt!"

„Tann haben die Augen gelogen, denn meine Gedanken waren viel schmeichelhafterer Natur," entgegnete sie freundlich lächelnd. „Ich dachte: überall wo Sie in Ihrem Beruf wirken, leben Sie ja auch für Ihre Nissenschaft und Ihre Vaterstadt werde wohl einen ihrer besten Söhne an sich zu binden verstehen, auf daß er nicht wieder weiter fliege."

Er sah sie fragend an.

„Wenn der letzte Zusatz nur nicht blos eine der angenehmen tayoug ds ini-lor wäre, womit man sich gesellschaftlich abfindet, wollte ich mich herzlich daran erfreuen, als an einem Beweis Ihrer freundlichen Gesinnung," meinte er.

„Zur Einleitung unserer neugeknüpften alten Bekanntschaft lassen Sie mich Ihnen nur gleich versichern, Herr Toctor, daß ich zu — bequem bin, um nicht zu sagen stolz, um tayon« d« pürier als Hilfsmittel zu suchen. Nie ich es sagte, war es gemeint," schloß sie herzlich und reichte aufstehend ihm die Hand hin, da soeben der Tanz beendet war.

Es flog ein Heller Schein der Freude über sein ausdrucksvolles Gesicht.

„Tann lassen Sie mich Ihnen danken, Baronesse, und zugleich es aus-sprechen, wie sehr es mich beglückt hat, die große Dame anstatt der kleinen wiedergefunden zu haben."

Er küßte mit Wärme die dargebotene Hand und verabschiedete sich von ihr.

Ter Ball ging vorüber und man fuhr nach Haus.

ü°id und -üd. xxu, «. 3

32 M. Loru5.

Hertha war schweigsamer als gewöhnlich geworden, innerlich lebhaft beschäftigt mit dem Wiederfinden des Kindheitsbelannten, der sie als kleines Mädchen immer so sehr belnstigt und auf dessen Hilfe sie nie vergeblich gezählt hatte, wenn es galt, auf dem Schulweg eine kleine Extrafahrt mit dem Schlitten, oder ein, nach ihren Begriffen, kühnes und beschwerliches Hinab- und Hinaufklettern des steil nach dem Wasser abfallenden Schloß« bcrges, nicht etwa auf dem gebahnten Wege, nein, auf den Vorsprängen der Felsen zu wagen; der ihr dort die Blumen pflückte, welche für sie unerreichbar waren und stets einen Scherz oder ein Necken für sie in Vereitschaft hatte, wenn immer sie auf dem Kirchplatz wie Nachbarskinder sich trafen — denn sie gehörten ja beide in Sanct Iohannis Vereich.

Hertha hatte in diesen verflossenen zehn Jahren nichts wieder von ihm gehört und auch nicht nach ihm zu fragen gewagt. Ihr Onlcl, der Dechant, war nicht mittheilsam und von seinen Zusammenkünften mit Pastor Franzius sprach er nie, auch war es kaum anzunehmen, daß Letzterer von dein Sohne, der sein Mißfallen in so hohem Grade erregt hatte, gesprochen haben würde, während Hertha die kleinen Erlebnisse mit ihrem ritterlichen Kameraden ebenso wenig zu Haus erzählt hatte, da sie für diese Extravergnügungcn keiner Billigung von Seiten der Mutter gewärtig war.

In der nun dazwischen liegenden Zeit hatte sie zwar Georg nicht vergessen, aber doch kaum anders als flüchtig, wenn auch dankbar seiner gedacht, und dennoch hatte ihr das Wiedersehen mit ihm eine lebhaftc Freude gebracht und es war ihr jetzt, als habe ihre Bekanntschaft kaum eine Unterbrechung erlitten. Sie war sich zwar nicht recht klar, ob er ihr noch so wie ehemcd gefalle, aber sie fühlte bestimmt, daß er bedeutend und gut sei. Etwas Kleines und Uebles war nicht in dem Mann, aber etwas Äußer-gewöhnliches, das nicht immer in Einklang mit ihren Ansichten stand und ihr vielleicht an ihm unbequemer war, als wenn er geradezu ihr mißfallen hatte. Die Wärme und Tiefe seines Empfindens und Denkens, die er überall da mit hineinrug, worüber er sprach, hatte etwas unwillkürlich Mithinreißendes, und doch betraf es oft Anschauungen, die, wenn nicht abstoßend, so doch befremdend für sie waren.

Hertha war eine selbstständige Natur, die Etwas, worüber sie nicht klar war, mit sich selbst abmachte und erst, wenn sie darüber zu einem Resultat gekommen, davon mit der Mutter oder dem Onkel sprach. Vielleicht hatte hierzu viel mit beigetragen, daß das Wesen des stets ruhigen, zurückhaltenden Onkels nicht zu Mittheilungen aufforderte, während die Mutter von einer eigenthümlich leidenschaftlich erregbaren, innerlich ruhelosen Gemüthsstimmung war, die, unklar mit sich, eher des Rathes bedurfte, als Ruth zn ertheilen verstand. Hertha schob viel davon auf den frühen Verlust des Gatten, ihres eigenen Vaters, den die Mutter sehr geliebt haben mußte und dessen Tod sie wohl noch immer nicht verschmerzen konnte. Wenigstens war es als kleinem Kind schon Hertha streng verboten worden,

— In omnibus cl,2lita5. 33

da sie mit der Mutter zu dem Onkel kam, je von dem Vater zu sprechen, und auch jetzt noch, wenn es der Zufall gab, durste sie nie, auch nur im Entferntesten seiner erwähnen, ohne nicht die Mutter in furchtbare Aufregung zu versetzen. So hatte sie früh gelernt, diese zu schonen und damit war sie einen Schritt weiter zur Entwicklung ihres selbstständigen Charakters gegangen.

Auch am andern Morgen konnte Hertha die Begegnung mit Georg nicht aus den Gedanken verlieren. Unwillkürlich sann sie noch immer über das nach, was er gestern Abend gesprochen und erzählt hatte, und es beherrschte sie das so vollständig, daß, als sie spielend am Flügel saß, sie nach und nach immer träumerischer wurde, aus der Beethoven'schen Sonate unbewußt in freies Phantasiren überging und sich völlig drein verlor. So Gedanken und Töne verschmelzend, hörte und sah sie nichts von dem, was um sie her vorging.

Und doch hatte der Diener die Thür des Salons geöffnet, Jemand angemeldet und da sie keine Abweisung ertheilte, auch diesen Jemand einlassen. Eine geraume Weile war seitdem vergangen, ohne daß der Eingetretene eine Störung durch Sprechen verursachte und die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte.

Endlich ließ sie die Hände traumverloren still auf den Tasten ruhen. Da drang in die eingetretene tiefe Stille der abgemessene Tonfall einer Stimme an ihr Ohr, welche sie unangenehm überrascht aufschauen machte, und da stand auch seitwärts von dem Flügel der junge Graf Hall, der mit einer Verbeugung seine Worte begleitete.

„Baronesse, ich bin ein entzückter Zuhörer Ihres unvergleichlich schönen Spieles gewesen und ich kann nicht unterlassen, meine Bewunderung und meinen Beifall auszusprechen. Darf ich bitten fortzufahren?“

Hertha warf den Kopf zurück und sah ihn stolz und kühl bis zur Geringschätzung mit den halbgeschlossenen Augen an. Er war ihr so überaus gleichgiltig, eine völlige Null, nicht einmal so viel werth, daß er etwas an ihr loben oder schön finden, noch viel weniger aber Zeuge ihres stillen Sinnens und Triumfs sein durfte.

„Ich spielte nur für mich selbst,“ sagte sie kalt, erhob sich und lehrte sich, als sei er gar nicht vorhanden, mit stolzer Wendung halb ab, die Noten zusammen zu legen.

Der Graf starrte verblüfft sie an, die Augenbrauen hoben sich bis zur äußersten Höhe ihrer Peripherie und schienen ganz den Weg abwärts verloren zu haben.

Er war weit davon entfernt zu denken, daß man gegen ihn, den Grafen Hall, je geringschätzig sich zeigen könne, aber, obgleich er nicht leicht von Begriffen war, fühlte er doch die maßlos stolze Abweisung heraus, womit Baronesse Lorck die Anerkennung ablehnte, welche er ihr darbieten wollte, und das brachte ihn aus der Contenance.

3H M. <5orv«5.

Trotzdem, als er sich von seinem grenzenlosen Erstaunen wieder etwas sammelte, war es fast Befriedigung, womit er ihre abweisende Haltung betrachtete und zu sich sagte:

„Sie ist stolz für zwei Königinnen!"

Tic Stille, welche entstanden war. störte ihn durchaus nicht, und er würde vielleicht noch eine Zeit lang fortgefahren haben, sie in ruhiger Erwägung ihres bewunderungswürdigen Stolzes, der sogar an einen Reichsgrafen Hall sich wagte, zu betrachten; aber Hertha wurde ungeduldig und sagte endlich, als nun die Noten zu einem Stoß zusammengelegt waren, indem sie den Flügel schloß:

„Herr Graf wünscht . . .?"

So zum Sprechen gezwungen, verbeugte sich Graf Hall nochmals und entgegnete:

„Ich wünschte, mich nach dem Befinden von Baronesse und dem der Frau Baronin zu erkundigen."

„Dann bitte ich, mir zu meiner Mutter zu folgen, Herr Graf," sagte Hertha schnell, froh, auf diese Weise ihn loszuwerden.

Sie ging voran, öffnete die Thür zu dem anstoßenden Boudoir und rief hinein:

„Mama. Graf Hall wünscht Dich zu sehen."

Sie trat höflich mit ein, aber während die Begrüßungen zwischen der Baronin und dem Grafen stattfanden, verließ fie still das Zimmer.

Der Graf hatte sehr bald erschöpft, was er zu sagen hatte, zumal seine Gedanken von einer ihm plötzlich überkommenen Idee sehr in Anspruch genommen waren. Er empfahl sich darum nach kurzer Zeit wieder und bestieg sein unten wartendes Couptz, indem er sich immer wiederholte:

„Sie ist wahrlich stolz genug für zwei Königinnen!"

Zu Haus angelangt, fragte er nach seinem Vater und da dieser in seinem Zimmer anwesend war, ging er zu ihm, verbeugte sich vor demselben und sagte langsamer und gemessener denn je:

„Vater, mit Deiner Zustimmung werde ich mich um die Hand von Baronesse Hertha Lorck bewerben."

Der alte Graf blickte den Sohn überrascht und zweifelhaft an. Er hatte bis jetzt nichts, auch am gestrigen Abend nicht, von einem besonderen Interesse bemerkt, das der Sohn an der Baronesse oder diese an ihm haben könne. Dennoch schmunzelte er mit vergnügtem Lächeln und die Hand auf die Schulter des vor ihm Stehenden legend, entgegnete er in seiner jovialen Weise:

„Bodo, mein Sohn, das ist das Gescheiteste, was noch je über Deine Lippen gekommen ist, und wenn Du es dahin bringst, daß sie Dich nimmt, ist es auch das Gescheiteste, was Tn je in Deinem Leben thun kannst.

Meinen Segen sollst Tn dazu haben und ich will mich gern zu Deinem Brautwerber bei der Mutter hergeben. Tie Göllnitz' sind guter üüstcr-

ländischer Adel und giebt an Alter dem der Halls nicht viel mich; auch die Lorcks aus dem österreichischen Hause sind stiftsfähig und obgleich sie, sowie auch die Göllnih', ohne Vermögen sind, und der Dechant, da er für die Angehörigen so lange schon sorgt, nicht viel zurückgelegt haben kann, brauchen doch ;die Reichsgrafen Hall nicht jdanach zu fragen — sie tonnen damit Anderen aushelfen. An Verstand aber besitzt die Baronesse genug, um auch Dir damit auszuhelfen, falls Nu dessen benöthigst," fügte er mit verhaltenem Spott hinzu.

„Ich habe, wess' ich bedarf," entgegnete Bodo mit Selbstzufriedenheit.

„Ich danke Dir, Vater, für Deine Zustimmung und werde diese Verbindung nun thunlichst beschleunigen."

„Vorausgesetzt, wenn Du die Braut hast, mein Sohn," schaltete bedächtig der Graf ein. „Dafür ist noch keine unterschriebene Sicherheit da, und sie möchte denn doch zuerst nöthig sein!"

Ter kleine Graf maß den großen mit sehr verwunderten Blicken.

„Ein Graf Hall fragt nicht vergeblich an," sagte er gelassen.

„Ich würde Dir aber doch zu der Vorsicht rathen, erst zu ergründen, ob Du ihrer Zustimmung sicher bist, ehe Du eine Anfrage wagst," rief ihm der Graf ernst und eindringlich zu.

„Natürlich, Vater," entgegnete Bodo zuversichtlich und zog sich zurück.

5.

Das neue Hospital, welches sich vor dem Mülenthore erhob, war ein prachtvoller Bau und jetzt, wo die Gerüste nun abgebrochen waren, zeigte es seine edle Architektonik, seinen großen Umfang und die weitläufige Gliederung seiner Gebäude frei dem Beschauer. Zwischen großen Höfen und Gärten stehend, kehrte es die schöne Fr^nt mit dem Hauptportale dem Mühlenwillle der Stadt zu. Dieser, mit hohen Bäumen beseht, war ein beliebter schattiger Spaziergang der Einwohner und hier blieb Georg mit seinem Vater einen Augenblick stehen, sich den ganzen Vau des Hospitals, von welchem sie soeben kamen, noch einmal im freien Ueberblick zu beschauen.

Es war ein lieblicher Morgen des Spätherbstes, warm und so klar, daß man von dem Wall aus weithin deutlich das Gebirge überblicken tonnte, das im Süden sich hinzog und in der reinen Luft wunderbar nahe gerückt vor ihnen dalag. Links sah man in das Flußthal hinab, wo die Vorstadt Fischau am Wasser sich hinzieht und dann eine Viertclmeile aufwärts die grauen Gebäude einer Pulvermühle sich dunkel hinter Baumgrün hervorhoben. Das vor ihnen liegende Hospital wohlgefällig betrachtend, sagte jetzt Georg zu dem Vater:

„Wie barmherzig ist doch unser Jahrhundert in der Fürsorge um die leidende Menschheit und wie übel und nothdürftig war doch sonst in den meisten Fällen für die Kranken gesorgt. Was wird jetzt Alles gethan, ihnen zu helfen, Wissenschaft und Kunst, alle Ersahrungen und Entdeckungen, welche

26 M. Lorvus.

nur in dieses Gebiet einschlagen können, machen sich dem unterthan, die Krankenhäuser sind Paläste geworden und was ehemals am meisten fehlte: Raum und Luft, wird jetzt verschwenderisch ihnen zu Gebote gestellt."

„Ja, diesen Mangel wirst Du empfindlich genug in dem alten, so erschrecklich engen Hospitale fühlen, da Du Dich ja nun einmal dort zur Assistenz von unserem Medicinalrath hast binden lassen," entgegnete der Pastor. „Der alte Mann klagt oft genug schwer über diesen Nothstand und ersehnt mit Ungeduld den Umzug in das neue Krankenhaus. Mag es doch in jeder Hinsicht eine Stätte des Heils werden, aus der kein Unfrieden erwachst!"

„Unfriede?" fragte Georg, den Vater verwundert ansehend. „Wie sollte das möglich sein?"

„Möglich ist leider Alles in der Welt!" rief der Pastor voll Verdruss aus. „Wie der Bürgermeister mir mittheilte, ist von dem Capitel Sanct Iohannis eine Anfrage an den Rath der Stadt ergangen: wenn der Betfaal in dem neuen Hospitale so weit gediehen sei, daß er von ihnen übernommen und ausgeschmückt werden könne. Mithin betrachtet das Capitel es als selbstverständlich, daß, wie das alte, so auch das neue Iohannishospital zu ihm gehöre, und das ist doch durchaus nicht der Fall, da es im Gegentheile von dem Rath schon unter das Primariat Sanct Iohannis gestellt worden ist."

„Nun, Vater, so ist ja die Anfrage ohne allen Belang, da die Sache schon erledigt ist," entgegnete Georg, „und ich sehe um so weniger ein, wie da noch Unfriede entstehen sollte."

„Erledigt? Wenn sie nur nicht erst damit begonnen hat! Die von« Capitel lassen von dem nicht ab, wovon sie denken, daß es ihr Eigen ist," erwiderte der Pastor in gereiztem Tone.

„Das thut gewöhnlich Niemand gern," lachte Georg dagegen und die Hand beschwichtigend auf des Vaters Arm legend, zog er ihn vorwärts, indem er sagte:

„Komm, erzürne Dich deshalb nicht; es liegt ja noch gar keine Veranlassung dazu vor."

Der Pastor schien aber nicht ganz dieser Ansicht zu sein und der Verdruss noch nicht verwinden zu können.

„Du kennst nicht das Endlose, welches in solchen Streitigkeiten liegt, Georg, denn sie werden sich auf ihr eingebildetes Recht steifen," grollte er.

„So laß es doch nicht zu Streitigkeiten kommen! Du verkehrst so viel mit dem Techanten, er ist, wie man sagt, ein so überlegter, ruhig gehaltener Mann, sehe Dich freundschaftlich und gütlich mit ihm auseinander."

„Das geht nicht — in unfern persönlichen Verkehr gehört das Amtliche nicht. Zudem ist ja jetzt die ganze Angelegenheit hauptsächlich noch Angelegenheit des Rathes, als des Besitzers des Hauses, dem die Verfügung darüber zusteht."

„Um so besser für Dich, lieber Vater, dann entgeht Dir alles Verdrießliche der Auseinandersetzung und Tu kannst ruhig abwarten, was da wird.“

„Stuhig abwarten?“ Des Pastors Antlitz färbte sich höher, als brause in ihm der Zorn auf. „Das kann auch nur Einer sagen, der ein so lauer Protestant ist. wie Tu es bist! Nein, ich könnte es nicht verantworten, wollte ich durch Abwarten unserer Kirche ein weitausgreifendes Recht entgehen lassen.“

„Immer das Recht, hüben wie drüben, und um dessentwillcn geschieht so viel Unrecht durch Streit!“ entgegnete Georg, ohne den Vorwurf in den Worten des Vaters zu beachten. „Ich glaubte, Ihr lebtet hier in Sanct Iohannis in tiefem Frieden und schöner Eintracht zusammen, und während anderwärts jetzt so viel kirchliche Zwistigkriten entbrennen, ist mir das immer als ein herrlicher Beweis echten Christenthums erschienen.“

„Dem ist auch so, mein Sohn,“ stimmte der Pastor bei und der Hinweis auf dies schöne Verhältnis wirkte so begütigend auf ihn, daß sich die Wolken auf seiner Stirn wieder lichteten. Es ist seit langen Zeiten nichts vorgekommen, was diesen Frieden gestört, oder was nicht sofort durch beiderseitiges Entgegenkommen sich freundlich gelöst hätte, und Gott sei davor, daß dies anders werde, oder daß von uns einer Störung des Friedens sich schuldig gemacht werde.“

Sie waren unter diesem Gespräch von dem Wall hinab und durch die Vorstadt gegangen und betraten nun durch den tiefen, dunklen Bogen des Mühlenthores die innere Stadt, wo die beiden Spaziergänger sich von einander trennten.

Georg schlenderte gemächlich durch die Straßen dahin. Es war Wochenmarkt und ein dichtes Gedränge wogte in den ziemlich engen und winkligen Verkehrswegen, die sich zwischen dem Hnuptmarlt und Sanct Iohannis Kirchplatz hinziehen. Schulter an Schulter standen die Wenden. Männer und Frauen, längs den Häusern dahin, Körbe mit ihren Waarcn vor sich haltend, während sie gewöhnlich noch eine lebende Gans unter dem Arm halten. Ein lebhaftes und lautes Durcheinander von Stimmen, ein Schreien in deutscher und wendischer Sprache, als wolle ein Jeder den Andern überbieten, und der singende Dialekt ließ diese Anstrengung nur um so drolliger erscheinen.

Georg, der im Vorüberschreiten die ihn umgebende lärmende Menge belustigt musterte, erhielt von allen Seiten Butter und Eier angeboten und angepriesen, als sei er ein Kauflustiger. Er ließ vergnügt sich vorwärts schieben und stoßen, ihm war ja das Alles ein Wiedersehen und Wieder» hören von Altbekanntem. Es erfreute ihn, daß er die wendischen Zurufe zum Theil noch recht gut verstand und auf das „V2611 äodr^“ (guten Tag) oder das „I'ouinaj Mli“ (Gott helfe) sein „^Vjor» iioin»?.^“ erwidern konnte, eine Antwort, von welcher nicht einmal die Wenden selbst genau wissen,

38 M. Lorus.

was sie Wörtlich heißt, und doch ist sie die von undenklichen Zeiten her immer gebräuchliche.

Auf dem Kirchplatz hörte das Gedränge auf. Georg bog hinter der Dechanei in die Schloßgasse ein; hier stehen die alten, vornehmen Häuser der alten Adels-geschlechter des Landes. Man sah, daß sie jetzt bewohnt waren; die Läden waren zurückgeschlagen, Fenster geöffnet, daß die schöne Herbstluft hineinfächeln und mit den dahinter befindlichen Gardinen spielen konnte. Carossen, mit stolzem Wappen am Schlag, fuhren hin und her, Georg grüßte in die eine — Graf Hall saß darin, dem er an dem Ball-abend noch vorgestellt worden war. Von der echten Vornehmheit des großen Herrn, war Graf Hall gleich höflich und zuvorkommend gegen Alle, die Jovialität seines Wesens hatte aber an Georgs frischem Humor sofort besonderes Wohlgefallen gefunden und er sich demzufolge länger mit ihm unterhalten. Jetzt fuhr der Graf nach dem Standehause, wo heute die letzte Versammlung des Landtages war; dann kehren die meisten der daran Be-theiligten auf ihre Herrensitze zurück, die Häuser in der Schloßgasse stehen wieder einsam und geschlossen da und die Fenster verhüllen sich gegen Luft und Licht, bis der Winter vielleicht die Landbewohner auf einige Zeit zu den Vergnügungen der Stadt wieder hereinführt.

Georg war nun seit mehr denn zwei Wochen daheim und noch immer nicht an die alte Ruhlandsburg gekommen, obgleich sie nah genug dem Kirchplatz, am Ende der Schloßgasse lag; jetzt lockt? ihn endlich die küstliche Morgenluft dahin. Er trat durch das mächtige Thor in den großen Hof ein und von dort durch das Ausfallpförtchen auf den Weg, der von hier aus an dem Berg hinabführt und schmal abzweigend, längs der hohen umschließenden Festungsmauer des Schlosses nach einer Art von Bastion läuft, welche auf dem Felsen vorspringt und einen freien Blick in das Thal flußauf- und abwärts gewährt. Eine prächtige alte Eiche beschützte den Platz. Sie stand wie ein Necke der Vorzeit auf dem Felsen da, in dessen Spalten sie tief die Wurzeln hineingezwängt hatte, und breitete schirmend die mächtigen Aeste über die Bastion aus.

Unter der Eiche stand eine weibliche Gestalt; ein leichtes Helles Gewand und die Bänder des Strohhutes, der ihr am Arme hing, flatterten in der Morgenluft, während der Kopf unbedeckt gegen den Stamm des Baumes lehnte. Georg konnte das Gesicht der von ihm abgewendet Dastehenden nicht sehen, aber die Gestalt mahnte ihn sofort an Hertha Lorck, die er feit dem Vallabend nicht wieder gesehen hatte, und ging schnell auf die Dame zu. Er hatte sich nicht getauscht, es war Hertha. *

Sie war so tief in Gedanken oder in Betrachtung der jenseitigen, von dem Flußthal aufsteigenden Anhöhe versunken, daß sie sein Kommen nicht bemerkte.

„Guten Morgen, Baronesse! So verloren in Gedanken?“ begrüßte er sie, hocheifreut über dieses Zusammentreffen,

Sie lehrte sich nach ihm um und sah ihn lächelnd an. „Ill, Herr Toetor, ganz verloren in die Erinnerung eines schönen Osternachmittags. Wie dort drüben die Anhöhe besetzt war mit feiertäglich geputzten Menschen und eine lustige Kinderschaar den grünen Nasenhang hinablief, im tollen Durch-einander springend, rutschend und sich überschlagend, alle den Ostereiern folgend, die nach gutem alten Brauch der Stadt, an jedem Ostersonntag dort von der Anhöhe hinuntergeworfen werden; wie da, angesteckt von dem allgemeinen Jubel, ich dummes kleines Ding von fünf Jahren mich von der Hand der Wärterin losriß und voll Eifers den bunten Eiern mit nachsprang und — mich plötzlich in dem Wasser des seichten Ufers liegend fand! Eine erschreckende Abkühlung meines blinden Eifers, an die ich nur zu gur mich noch erinnere und ebenso daran, wie Sie als rettender Ritter auftraten und wir in diesem feuchten Element unsere erste Bekanntschaft machten, die wir doch früher schon und viel angenehmer im Trocknen schließen konnten.“ Während sie so das Vergangene heiter erzählte, hingen Georgs Blicke mit warmer Bewunderung an ihrem Antlitz, an dem reizenden Spiel ihrer Mienen, wie sich dieselben bei dem Sprechen mehr und mehr belebten und die Träumerei abschüttelnd, die großen Augen mit Hellem Glanz zu ihm ausschauten. Sie sah so lieblich aus, der Eifer, womit sie redete, stand ihr so schön, daß er nur sie sah und dabei fast überhörte, wovon sie doch sprach.

„Denken Sie denn nicht auch noch daran?“ fragte sie nun, da er nichts entgegnete.

„Nein, ich denke und fühle nur das Jetzt!“ erwiderte er leise.

Ein tieferes Roth flog bei feinen Worten, oder vielmehr unter dem heißen, sprechenden Ausdruck seines Auges über ihr Antlitz hin, und den Kopf von ihm abkehrend, sah sie in das Thal zu ihren Füßen hinab.

„Sehr wohl,“ lachte sie, obschon es ein wenig gezwungen klang, „wer das Jetzt nicht genießt, der hat nie ein Sonst für das kommende Einst, woran er mit Freuden zurückdenken kann! Und der herrliche Morgen, verbunden mit dieser Aussicht, ist auch ganz dazu angethan, sich mit voller Seele an dem Jetzt zu erfreuen.“

Sie hatte Recht, es war ein köstlicher Anblick, der sich ihnen darbot.

Unter ihnen und rechts flußaufwärts bis unter den Garten der Dcchanei fielen die Felsen schroff, nur hier und da mit Buschwerk bewachsen, nach dem Wasser hinab, während links, flußabwärts, die Häuser der Stadt an dem Berg hinabklüfterten, majestätisch überragt von den vielen Thürmen, und die Ruine der alten Klosterkirche, von Epheu umspinnen, aus dem Häusergewirr sich seltsam emporhob. An dem jenseitigen Ufer stiegen sanft in Rasengewölbn die Anhöhen auf und zogen ihren gewellten Rücken bis zu einem langgestreckten Viaduct, der als Hintergrund gegen den klaren Himmel die kühn und hoch geschwungenen Bogen von einer Höhe zu der andern über das Thal hinwegspannte. Er gab dem Bild einen schönen Abschluß,

40 M. Lolvus.

Während eine Schaar Esel, mit dem gefüllten Quersack beladen, bedächtig nach dem thurmgetrönten Grabenthor emporschreitend, eine originelle Staffage für den pittoresken Anblick darbot.

„Ist es nicht ein prächtiges Bild, welches wir hier erschauen?“ begann Hertha von Neuem wieder zu sprechen, als möchte sie zwischen sich und ihm keine Pause entstehen lassen. „Sogar der alte Plunder dort drüben,“ neckte sie Georg, auf die Klosterruine deutend, „nimmt sich schön aus und werth, noch im hellen Licht des Seins zu stehen.“

Georg mußte nun auch lachen. „Man muß sich vor Ihnen wehren, Baronesse; Sie schlagen Einem, wo immer Sie eine Blöße entdecken. Aber es ist in Wahrheit ein köstliches Bild, das sich vor unfern Blicken ausbreitet, und ich stimme Ihnen auch vollkommen bei, das alte Gerümpel dort wunderschön zu finden und als eine großartige Magnificenz der Stadt, hier der Romantik wegen stehen zu lassen, was anderswo längst zu Raumzwecken niedergerissen worden wäre. Die Stadt fängt schon an mit ihrem altertümlichen Reiz mich zu umstricken, daß ich mich nicht wieder davon losreißen kann. Ich habe mich hier festwerben lassen, wenigstens vor der Hand, und bin zur Assistenz unseres alten Medicinalrath Halm in das Krankenhaus eingetreten.“

Ein heißes Roth flog über ihr Gesicht und ein Heller Schein der Freude sprach aus ihren Augen. „Sagte ich es nicht, daß die Stadt es verstehen werde, Sie festzuhalten? Ich wünsche dazu Glück, Herr Doctor, Ihnen und der Anstalt, denn ich denke, Sie find gewiß ein tüchtiger Arzt und überdem ein menschenfreundlicher,“ sagte sie lebhaft und warm, ihm die Hand hinreichend.

Er hätte diese gern einen Augenblick in der seinigen festgehalten, aber sie entzog sie ihm sogleich wieder, und den Hut aufsehend, als wolle sie ein längeres Beisammensein mit ihm abbrechen, meinte sie:

„Bleiben Sie noch hier, die Aussicht zu genießen? Ich muß nun heimkehren.“

„Das Beste davon habe ich ja nun genossen,“ sagte er bedeutungsvoll;

„Darf ich Sie auf Ihrem Wege begleiten?“

Sie sah ihn nicht an und antwortete nicht sogleich, Sie machte sich mit dem Aufnehmen des Kleides zu schaffen und erst, als sie vorwärtsgehend ihn nicht mehr anblicken konnte, entgegnete sie:

„Bitte, kommen Sie nur mit bis zu Sanct Iohannis Kirche, dort treffen wir uns wie ehemals — wir sind ja Nachbarstinder und haben den Weg bis dahin oft genug zusammen zurückgelegt.“

Er ging auf dem schmalen Wege hinter ihr drein und Beide schwiegen.

Ja, oft genug war er mit ihr hier gegangen, seitdem er an jenem Ostertage die erste Hilfe dem kleinen Mädchen geleistet hatte. Wie zutraulich hing diese seitdem an ihm, dem großen, wilden Jungen, und wie hatten die knabenhaften Ritterdienste, welche er fortan ihr weihte, um der Bitte

In omuiduz cu2lil25. H^

oder des Dantes ihrer glänzenden Augen willen, mit vielen herzhaften Püffen für die Neckereien seiner Kameraden bezahlt werden müssen. Er hatte ihr die Dienste geweiht und die Püffe ausgetheilt in dem stolzen Bewußtsein seiner Kraft, gleich starl zum Schutz wie zum Trutz, und in seinem Selbstgefühl hatte er von nun an mit ganz andern Augen die alten finstern Mauern der Dechanei betrachtet. Die Entdeckung, daß hinter ihnen solch kleine, liebliche Mädchngestalt wohne, hatte jene mit einem Schlage aller von ihm erträumten Schrecknisse entkleidet und in seinen Gedanken fühlte er sich fortan auf gut kameradschaftlichem Fuße mit den Katholischen.

„Was waren das doch für Kindereien," dachte Georg, während mit warmem Entzücken seine Augen an der vor ihm herschreitenden Mädchen-gestalt hingen; „das hier aber ist volles, schönes Leben — wozu also an das Sonst denken, wenn das Jetzt so viel schöner ist?"

Sie hatten das Autzfallpfürtchen erreicht und in den Schloßhof ein-tretend, tonnte Georg nun neben Hertha einhergehen. Er knüpfte das Gespräch sogleich wieder mit ihr an und war so überströmend in der Freude, die er empfand, so glücklich in dem Genuß des Augenblicks, der sich ihm dar-bot, daß auch sie sich mit fortreißen ließ und mehr und mehr der Zurück» Haltung vergaß, die sie ihm entgegensetzen wollte.

Als sie die Kirche erreichten, blieb Hertha stehen und sagte lächelnd:

„Vis hierher und nicht weiter; so weit war unser Weg gemeinschaftlich, an Scmct Iohannis trennt er sich."

Er wußte nicht, warum er erschrak, da sie dieses sagte — es klang ihm bedeutsamer, als es gemeint sein konnte, und es that ihm fast weh.

Seine Augen flogen bittend über ihr Gesicht.

„Wenn ich aber in die Dechanei komme, mich vorzustellen, darf ich dann auch bei der Frau Baronin es thun?" fragte er. „Da ich mich so zu sagen hier festgesetzt habe, muß ich doch nun meinen gesellschaftlichen Pflichten genügen."

„Wenn das eine Pflicht ist, darf ich freilich nicht nein sagen! Und ich denke auch, es wird meine Mutter erfreuen," entgegnete sie lächelnd und sie trennten sich.

Als Hertha den Vorhof der Dechanei betrat, sah sie vor der Thür des Fremdenhauses ein Couvß mit der gräflich Hall'schen Livröe halten und in der Wohnung oben angekommen, hörte sie von dem Diener, daß Graf Hall gegenwärtig sei. In der Erwartung, den alten Grafen zu finden, für welchen sie eine lebhaftte Zuneigung empfand, trat sie schnell in das Boudoir der Mutter ein, ihn zu begrüßen.

Der Besuch war aber nicht hier, sondern in dem anstoßenden Salon, dessen Thür halb offen stand, und jetzt hörte Hertha deutlich das tropfen-weise Herabfallen der Worte, wodurch Graf Bodo die Wichtigkeit seines spärlichen, aber vielleicht um so inhaltieicheren Redeflusses noch zu erhöhen suchte. Sie schrak an der Thür zurück: um Alles mochte sie nicht unnöhliger«

H2 M. Lorcus.

weise sich seiner Gesellschaft aussetzen und schnell umkehrend, wollte sie leise sich wieder entfernen.

Die Baronin mußte sehr eilig das Zimmer verlassen haben, den Besuch zu empfangen, ihr Schreibtisch war nicht geschlossen und auf der Platte desselben bemerkte Hertha jetzt ein geöffnetes Etui stehen, das ein Bild enthielt. Sie stutzte und trat neugierig darauf zu, denn sie konnte sich nicht erinnern, dasselbe jemals gesehen zu haben. Sobald sie es aber in Händen hielt, wußte sie auch, wen es darstelle.

Es war das Porträt eines noch jugendlichen, schönen Mannes in österreichischer Uniform, und es konnte nur das ihres Vaters sein! Ja, die dunkle Erinnerung aus ihrer frühesten Kindheit stand plötzlich hell vor ihr da, und heiße Thränen tiefster Bewegung schossen ihr in die Augen. Sie drückte das Bild an ihre Lippen und sank schluchzend auf einen Sessel. Die Liebe zu dem Vater, welche so gar nicht in ihr genährt, ja, durch das gänzliche Schweigen über den Verstorbenen eher unterdrückt worden war, brach sich plötzlich unaufhaltsam Bahn und sie flüsterte zärtlich: „Vater, lieber Vater!“ als könne sie nun endlich einmal in Wirklichkeit zu ihm sprechen. Die Entdeckung seines Bildes war so plötzlich, so unvorbereitet ihr gekommen, daß das natürliche Necht ihrer kindlichen Liebe nun um so stürmischer sich geltend machte; sie vergaß ganz die im Salon Anwesenden, denn ihr Schluchzen wurde immer stürmischer und lauter.

Zum Glück war Graf Bodo aufgestanden, sich zu empfehlen, und über dem Geräusch des Scsselrückens und der Abschiedsbegrüßungen wurde ihr Schluchzen überhört. Um so heftiger erschrak die Baronin darüber, als sie jetzt eintrat.

„Hertha, liebes Kind, was ist Dir zugestoßen?“ rief sie in höchster Beunruhigung aus.

Hertha zog von dem thränenüberströmten Gesicht die Hände herab, in welchem sie noch das Medaillonbild hielt und fragte vorwurfsvoll:

„Mama, warum hast Du mir das vorenthalten?“

„Barmherziger Gott, das Bild!“ schrie die Baronin heftig auf. „O, daß ich das auch mußte liegen lassen!“

„Warum aber soll ich es nicht sehen, Mama? Es ist ja das meines Vaters. Warum nun willst Du niemals von ihm mit mir sprechen? Es müßte das Deinen Schmerz doch lindern und Deinem Herzen wohlthun,“ sagte Hertha, den Arm liebevoll um die Mutter schlingend.

„Du weißt, daß Du Deines Vaters nicht vor mir und nicht vor dem Onkel erwähnen darfst — was ich Dir als einem Kinde verboten, gilt noch immer,“ rief diese und drängte Hertha von sich hinweg.

„Ich bin aber das Kind nicht mehr, das blind gehorchen mußte.

Nenne mir den Grund, Mama, warum Du Solches von mir verlangst.“

„Mein Wunsch muß Dir genügen. Willst Du denn keine Rücksicht auf Deine Mutter nehmen?“ stieß die Baronin leidenschaftlich hervor. „Um

meiner Ruhe willen beschwöre ich Tich, sprich nicht von ihm — hüte ihn still in Deinem Heizen, wie ich ihn in dem ineinigen — liebe und ehre ihn in Temen Gedanken, aber verlange nicht, daß ich von ihm rede." „Aber liebe Mama, das, was Tu da von mir begehrt, ist doch so unnatürlich und darum unrecht — —"

Hertha lam nicht weiter, die Baronin rang die Hände und rief in höchster Exaltation:

»Triebe mich doch nicht zur Verzweiflung. Ich darf mein Gelübde nicht brechen, und Du mußt mein Schweigen ehren, auch wenn Tu es nicht begreifst!"

Tie Aufregung der Mutter war so furchtbar, daß Hertha einfah, sie tonne nichts weiter erreichen und so gezwungenermaßen sich dem ergeben mußte, was man von ihr verlangte. Sie bat blos, als die Mutter das Bild wieder in das Etui legen wollte: „Laß mich es nur noch einmal sehen," betrachtete es voll Liebe, drückte noch einen Kuß darauf und gab es traurig zurück.

Die Varonin blieb im hohen Grade verstört und aufgeregt, nur zu dem Mittagsmahl bezwang sie sich zu einer scheinbaren Ruhe; trotzdem sah Hertha, daß des Onkels scharfes Auge zuweilen prüfend und forschend auf der Mutter haften und daß dadurch die innere, kaum zu beherrschende Nervosität derselben sich mehrte.

Aber auch Hertha war innerlich aus ihrem Gleichgewicht gerissen. Sie grübelte über das Eigenthümliche in der furchtbaren Aufregung der Mutter nach, und was das wohl sein konnte, das dieser ein Schweigen über den Verstoiblnen als Gelübde auferlegte. Nennete er etwas gethan haben, das nicht genannt weiden dürfe. Sic wußte nichts aus dem Vorleben der Mutter, denn diefe schwieg über ihre ganze Vergangenheit; sie wußte nichts, was den Vater betraf, nur daß er als Offizier bei einem Aufstand in den österreichisch - italienischen Provinzen gefallen war, hatte sie als kleines Kind erfahren und seitdem nicht wieder vergessen. So fehlte ihr aller Anhalt, worauf sie fußen und dem Geheimniß auf die Spur kommen konnte. Toch nicht allein diefcs beunruhigte fie, fast mehr noch waren es Vorwürfe, welche sie sich machte, unwillkürlich herzlicher gegen Georg gewesen zu sein, als ihr selbst angemessen erschien. Es war schwer, kühl bei seiner Wärme zu bleiben und von dem Zündenden in seinem Wesen sich nicht mit fortreißen zu lassen, wenn man so lange bekannt mit ihm und so angezogen vo« ihm war. Ja. war sie denn aber das Letztere? Im Ganzen dünkete es ihr noch gar nicht sicher zu sein, ob er ihr überhaupt so gefalle, daß sie ein freundschaftliches Nahertreten gestatten tonne, über welches hinaus es jeden« falls nie gehen dürfe, er bürgerlich und Protestant, waren sie ja durch Welten von Verhältnissen und Anschauungen geschieden. Taß trotz diesen Zweifeln und UnzulrNglichleilcn er dennoch durch seine Persönlichkeit eine gewisse zwingende Gewalt auf fie übe, beunruhigte fie ungemein und machte

HH IN. Corvus.'

sie mißtrauisch gegen sich selbst: denn es war das so außergewöhnlich bei ihrer sonst stets sicheren, gehaltenen Art, welche immer die Situation zu beherrschen verstand.

Am Nachmittag lam Graf Hall, sich ebenfalls zu verabschieden, ehe er die Stadt wieder verlasse. Da er sich nur zu gut sagte, daß sein Sohn durch seine Persönlichkeit allein taum jemals die Baronesse gewinnen könne, hielt er es für angebracht, die Mutter als Hilfstruppe für das zu werben, was er selbst so lebhaft wünschte von Bodo errungen zu sehen. Sich allein mit der Baronin findend, sagte er daher in der feinen Weise, welche die Illustration der Worte dem Andern überläßt:

„Mein Sohn ist untröstlich, heute Morgen Baronesse Hertha nicht noch gesehen zu haben und ich beklage das um so mehr mit ihm, als ich nur die Wünsche aufrichtig theilen kann, die er zu hegen wagt."

Die Baronin blickte betroffen auf; sie war auf das Höchste überrascht von der Deutung, welche diesen Worten zu geben war. Hatte sie recht gehört? Irrte sie sich nicht im Sinn? Aber nein, es war lein Irrthum zulässig: Der Blick des Grafen ergänzte unzweideutig, was er zu verstehen gegeben, und diese nicht falsch auszulegende Eröffnung schloß plötzlich eixen neuen Himniel vor ihr auf. Das Herz erzitterte ihr vor Freude für das zu erwartende Glück ihres Kindes; dennoch faßte sie sich schnell, lächelte verständnißvoll und sagte verbindlich:

„Nun, Schloß Falkenberg ist ja nicht weit von hier, und so kann Graf Bodo immer nachholen, was er heute versäumt hat. Wir werden uns stets freuen, ihn bei uus zu sehen."

Der Graf dankte mit herzlichen Worten, küßte die dargebotene Hand und die beiden stillschweigend Verbündeten schieden höchst befriedigt und hoff« nungsricich von einander.

Und über diese vor ihr eröffnete neue Herrlichkeit der Zukunft vergaß die Baronin ganz die alterirende Scene des Morgens und legte sich dagegen mit Eifer auf das Pläneschmieden.

„Gott gebe nur, daß sie ihn nimmt," dachte sie seufzend. „Er ist doch so hochstehend, immens reich und von unserer Kirche, lauter unschätzbare Vorzüge — all das Unglück und die Schuld der Vergangenheit wären mit einem Male für immer dadurch ausgelöscht. Man ist aber Herthas nie sicher und ich fürchte, Graf Bodo selbst gilt bei ihr nicht viel — um so mehr müssen das die Verhältnisse thun. Bei ihrem Charakter darf man jedoch nur indirct auf sie einwirken und sie zu beeinflussen suchen. Besser, ich sage ihr noch nichts davon, sonst ist sie jetzt im Stande, kurzweg ihn zurückzuweisen. Ich werde aber nichts verabsäumen, was sie zu diesem so wünschenswcithen Ziele führen, und Alles vermeiden, was sie davon ablenken kann."

Somit beschloß die Baronin den Tag mit einer beseligenden Erwartung kommender Herrlichkeit.

In omni!, uz cli^sÜHZ. H5

Wie oft, seitdem Matthias von Göllnitz durch Eaplan Moser den ersten Hinweis auf die, das Eapitel bevorstehende Veränderung in Betreff des Hospitales empfing, hatte er sich vorgenommen, in Eintracht und Milde die Auseinandersetzung mit dem Nath der Stadt zu führen und allem Streit friedfertig aus dem Wege zu gehen; wie oft, wenn er den Blick von dem Schreibtisch erhob, wo er seine Beweisführung ihres Rechtes aufzeichnete, hatte er, dem Auge des greisen Hieronymus belegend, sich tiefen Ernstes voll zugeflüstert: „In oiniudu» oliarit»«" — und trohalledem war er erbitterter in seiner Seele geworden und wuchs der Verdruß in ihm, daß seinen Vorstellungen unablässig ablehnend begegnet wurde. Im Anfang hatte er bei Einreichung seines Protestes nichts bezweckt, als ein bisher innegehabtes Recht seiner Kirche nicht ohne Gegenwehr und nur mit Vorbehalt fallen zu lassen. Aber mit den hierauf erfolgenden Antworten und Wiederantworten und endlich daraus entstehendem Streit war die Sache, um welche sie sich stritten, bedeutend an Werth vor ihm emporgewachsen, und er wurde dadurch mehr und mehr unnachgiebiger, hartnäckiger in seinem Widerstand und weitgehender in seinen Forderungen gestimmt.

Er bestritt zwar dem Rath durchaus nicht das Recht auf sein Haus, aber er widerstritt ihm, dem Eapitel das Recht auf die Anstalt nehmen zu dürfen, wenn jene aus dem alten in das neu? Haus übertragen werde. Er abstrahirte also von dem Gebäude, obgleich gerade das dem Eapitel gehört hatte, und betrachtete die darin geübte Pflege der Kranken als ein Object, auf welches sie das Anrecht hatten, da zuvörderst von den Nonnen diese Christenpflicht in dem Hospital geübt worden sei und dann erst in weltliche Hände übergegangen war, aber immer unter dem Schirm des Enpitels stehend.

Wenn er hätte gegen sich ehrlich sein wollen, würde er sich gestanden haben, auf wie schwankenden Füßen diese Beweisführung stehe, da das neue Hospital von der alten, ihrer Engigkeit und Baufalligkeit wegen gezwungen eingehenden Stiftung nichts als den Namen haben würde; denn Raum, Gebäude und Einrichtung, alles war neu und von anderen Händen, als denen des Capitels, gegründet worden, wie er ja selbst recht gut wußte. Aber zu einer so aufrichtigen, unparteiischen Erwägung gelangte er nicht mehr, seitdem die Erbitterung in ihm erwacht und gestiegen war. Dazu kam, daß nun auch das evangelische Kirchenamt in die Auseinandersetzung mit hineingezogen worden war, und daß Pastor Franzius nun ebenfalls meinte, ein feinem Kirchenamt gewordenes Recht verfechten und vor Angriff sichern zu müssen. Er hatte sich gescheut, von seiner Seite den kirchlichen Frieden zu stören, aber da dies nun einmal von der andern Seite geschehen und ihn also das Odium des Firdensbruches nicht

H6 M. Lorons.

mehr treffen konnte, war er ein zu streitbarer Charakter, als daß er nicht mit vollen Kräften und ganzer Energie für das Recht, was ihnen nunmehr zustand, eingesprungen wäre. Auch lag es in feiner heftigen Art, leicht ein schärferes Wort, als nöthig war, zu gebrauchen.

Aber Beide, sowohl der Dechant als auch der Pastor, hatten bisher vermieden, irgend eine Andeutung über diese brennende Frage bei ihren täglichen Zusammenkünften in Erwähnung zu bringen; sie sahen sich noch ganz so regelmäßig wie zuvor, spielten ihre Partie Schach und gingen zusammen nach der Stadt zurück. Etwas Fremdes hatte sich freilich in ihren Verkehr nun eingeschlichen, denn des Pastors hitzige Natur zwang ihn, stets auf seiner Hut zu sein, daß nicht unwillkürlich ein unliebsames Wort ihm entschlüpfe, während der kühle, zurückhaltende Dechant noch einen Grad mehr als Reserve spüren ließ.

Trotz diesem Zwang, den sie sich auferlegen mußten, hätte doch Keiner die so zum Lebensbedürfniß gewordene Gewohnheit abbrechen mögm, welche in ihrem beiderseitigen Verkehr für sie lag, und so lenkte denn Andreas, nach wie vor, alle Tage die alten Rappen nach dem Gemeinlogis hinaus, und der Pastor richtete ebenso regelmäßig wie bisher nach dem Mittagsmahl seinen gewohnten Spaziergang dorthin.

Heute jedoch hatten die Unbilden des Wetters eine Ausnahme und den Ausflug unmöglich gemacht. Dem letzten lieblichen Aufleuchten des Herbstes, der noch mit Sommerlnft gespielt und mit seiner Milde über die späte Jahreszeit getäuscht hatte, waren nun Novemberstürme gefolgt, welche die Bäume ihres Laubes entblätterten und am Himmel die Regenwolken zusammenfegten, die heute allgemach ihre Nässe herniederschütteten. Hanta war darob sehr unwirsch und grollte in ihrer Küche. „Regen is' sich gut für Hochwürden Primarius und für alte Rappen, können sich im Trocknen bleiben. Mei' Luai aber muß sich derentwegen ooch 'haus — fragt Niemand nich': is' sich trocken oder is' sich naß, wenn mei' Luai helfen soll.“

Mutter Schraps hielt zwar auch dem Wetter mit ihren Obstkörben auf dem Kirchplatz Stand, sie hatte aber fürsorglich dieselben zugedeckt und ein großes Regendach über die Tonne ausgespannt, in welcher sie in ihren Pelz gewickelt hockte, und sah auch nicht eben gutgelaunt aus der Tiefe ihrer Schuhwehr hervor auf die triefende Außenwelt, welche keinen Käufer erblicken ließ.

Von dem hohen ilirchendach troff das Wasser hernieder und schoß aus dem Abfallrohr wie ein Strom über die breiten Quadern des Fußwegs hinweg, worin aber mit Behagen ein vereinzelter Barfüßler — nämlich ein Junge und nicht etwa ein Mönch — sich vergnügte, auf daß doch Jemand an diesem mürrischen Tage eine Belustigung habe. Die alte Dechanci aber sah finsterer und abgeschlossener denn jemals aus und das Pfaffenvfürtcheii öffnete sich nur vorsichtig und widerwillig, als das Ziehen der Glocke Einlaß begehrte.

In omni duz cn2lit28. H<

»Hochwürden haben im Augenblick noch eine Audienz zu ertheilen, weiden aber sogleich bereit sein, den Herin Doctor zu empfangen. Ich soll bitten, hier einzutreten," flüsterte der alte läschte Georg als Antwort auf dessen Anfrage zu, und führte ihn in das Arbeitszimmer des Dechanten ein. Georg betrat dasselbe mit einer gewissen Spannung über den zu erwartenden Empfang. Sein Vater selbst hatte gewünscht, gerade wegen der jetzt eingetretenen amtlichen Differenzen, welche die beiden Confessionen betraf, daß Georg den Höflichkeitsrücksichten gegen den Dechanten nachkomme, um so mehr er doch jetzt im alten Hospital an einer Anstalt thätig war, welche noch unter dem Capitel stand. Und so würde er denn hierher gekommen sein, auch wenn es nicht das Verlangen feines eigenen Herzens gewesen wäre, welches diese Bekanntschaft ihm wünschenswerth machte und ihn längst mit Ungeduld erfüllt hatte, da er nun viel später erst, als beabsichtigt, diesen Besuch abstatten konnte.

Der graue," regnerische Himmel, welcher das Tageslicht verschleierte, lieb des Dechanten großes Gemach noch düsterer und unheimlicher als gewöhnlich erscheinen. Der Wind fegte draußen in den alten Bäumen des Gartens und schlug mit den tahl gewordenen Aesten einer hohen Akazie 'an die Scheiben der Fenster an. Aus dem anstoßenden Saal tonten gedämpft und unverständlich Stimmen herüber, hier drinnen aber war es tudtenstill, fast geisterhaft in Gegenwart der vielen großen Bilder, aus denen -die Augen alle dem Eindringling entgegenstarrten. Auf dem Schreibtisch lagen offene Schriftstücke umher, und dadurch fing die Situation an, nach einigen Minuten Wartens, peinlich für Georg zu werden. Um auch nicht den leisesten Schein von Indiscretion auf sich kommen zu lassen, durchschritt er den Raum von der Thür^bis zu der gegenüber liegenden Wand und längs derselben hingehend, begann er die alten Prälaten zu betrachten. Manches starre, harte Gesicht schaute ihn cm, viele geistvollen Züge, aber auch stumpfe, im Zelotenthum untergegangene, begegneten hier feinen Blicken.

Jetzt war er bis zu der Mitte der Wand gelangt und stand nun vor Hieronnmus' Bild.

Es war sonderbar, wie doch die beiden Gesichter zusammen paßten: das alte, milde, mit dem wunderbar segnenden Blick, und das junge feurige, mit den begeisterungsvoll leuchtenden Augen — aber Liebe und Wohlwollen war beiden gemeinsam aufgedrückt, und wie sie sich anschauten, war es, als ob beide die gleiche Freude im Anschauen theilten; als ob der da oben sage: „Du bist mein Jünger," und der da hinauf sah: „Du bist mein Meister."

Je länger Georg hinsah, um so mehr fesselte ihn das Bild, es war ihm nicht möglich, die Augen wieder davon loszureißen und alles ihn Umgebende: wo er war, was er hier wolle, alles versank vor diesen brennenden Augen, und als sei er nur hierher gekommen, darein voll Andacht zu blicken, hob sich erfreut und bewegt seine Brust, daß ihm dieser Anblick geworden.

«oid und Tüd. xxii. «. 4

H8 M. Corvus.

„Iu oiuniduL oiigriw»!^ flüsterte er jetzt gedankenvoll vor sich hm. „Welch' hohen, weitgehenden Sinn umfassen diese wenigen Worte — ja, Duldung und Liebe, die höchste Weisheit und die höchste Güte liegen in dem, worauf diese ehrwürdige Hand hindeutet."

Indem legte sich eine Hand gelassen auf seinen Arm und sich erschrocken umkehrend, sah er sich dem Dechanten gegenüber.

Dieser betrachtete aufmerksam und durchdringend das glühende Antlitz, das sich ihm zugewendet. Er hatte erwartet eine Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn zu finden, und war nun überrascht von der völligen Unähnlichkeit und dem doch so Anziehenden und Sympathischen in Georgs Erscheinung. Er war zu sehr Menschenkenner, als daß er nicht in einer Seele hatte lesen können, welche so rückhaltlos sich gab und auf dem Antlitz sich widerspiegelte, wie die Georgs. Waren es die Worte, welche dieser soeben geflüstert und er vernommen haben mußte — war es das warme Licht tiefempfundenen Enthusiasmus, das über des jungen Mannes Gesicht ergossen war? Der kühle, ruhige, berechnende Dechant, in dessen Seele Enthusiasmus wohl kaum zu finden war, konnte sich so wenig wie Andere Georgs fesselndem Einfluß entziehen. Vielleicht auch, wer weiß es? klopfte sein Herz einstens auch mit heißeren Schlägen als jetzt für Hohes, dem er begeistert nachstrebte, bis der kühle Verstand und die kalte Berechnung das Blut in den ruhigen Kreislauf dämmte, nun aber an dem Feuer, das ihm aus dem Antlitz des jungen Mannes entgegenschlug, entzündete sich unter der Asche wieder ein Funke der längst in ihm ausgebrannten Gluti) und erwärmte ihn wieder.

Wie dem auch sei, nachdem er Georg einen Augenblick prüfend betrachtet, legte sich der Schimmer eines freundlichen Lächelns um seinen Mund und ihm die Hand bietend, sagte er in gewinnendem Tone:

„Ich heiße Sie hier willkommen, Herr Doctor."

„Verzeihen mir Hochwürden, daß ich Ihr Nahen überhört habe über dem Anschauen dieses Bildes," stammelte Georg, einigermaßen außer Fassung.

„Aber dasselbe ist wie die Offenbarung einer großen Wahrheit und hat mich so mächtig erfaßt, daß all mein Sehen und Denken darin aufgegangen war."

Des Dechanten Blick streifte an dem Contcrfei des ehrwürdigen Hieronymus vorüber und er zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann ent-
gegnete er:

„Ja, es ist eine große Wahrheit, welche diese Hand lehrt und wohl einem Jeden, der ihr folgt."

Er brach schnell ab und kehrte sich um; Georg war aber so erfüllt von dem Gegenstände seiner Betrachtung, daß die Bewegung des Dechanten ihm entging und er unbeirrt in seiner feurigen Weise zu sprechen fortfuhr:

„Es liegt eine so allumfassende Tiefe in der Liebe, daß, wie in der göttlichen, auch in der menschlichen keine Grenze darin ist: denn wo beginnt sie und wo hört sie auf? sie, die trägt, hilft, duldet, lehrt und bessert, ver-söhnt und erhebt, verzeiht und unerschöpflich giebt, die von allen unfern

In omnibus enim est aliquid. HH

Empfindungen uns der Gottheit am meisten nähert. Wird sie also nicht zum Kern dessen, was uns die Religion sein soll? Ich habe oft gedacht, wer in sich die rechte Liebe besitzt, hat auch die rechte Religion und er bedarf keiner weiteren."

Der Dechant hatte sich Georg wieder zugekehrt und hörte scharf beobachtend dessen Worte an. Sein kluges, durchdringendes Auge folgte jedem Aufleuchten und warmen Erglühen der begeisterungsvoll bewegten Züge seines jungen Gegenüber, ohne daß dadurch die seinigen aus ihrer Ruhe gerissen worden wären.

.Oder vielmehr: er findet sie erst durch unsere christliche Religion, welche ja die der Liebe ist, und die Kirche lehrt diese vor Allem," sagte er jetzt, da Jener schwieg.

„Gewiß, aber ich meinte Den, der sie findet und übt ohne diese Hilfe."

.Der möchte wohl oft irre gehen, Herr Doctor. Die Religion und die Kirche sind ein sicherer Stab, wer ihn entbehrt, der strauchelt nur zu leicht, und wer ihn besitzt, der werfe ihn nicht von sich im Dünkel selbstbewußter Kraft; denn er möchte seiner früher benöthigen, als seine Eidenweisheit für möglich hält," erwiderte der Dechant mit besonderem Nachdruck.

Dann wendete er sich um und schritt gegen die Fenster hin, wo sich mehrere Ruhesitze befanden. In einem Armstuhl sich niederlassend, bot er Georg ebenfalls einen Platz an.

„Sie sind, wie ich hörte, weit und lange von hier fort gewesen und erst seit einiger Zeit wieder zurück?" fuhr er fort zu sprechen.

Georg verbeugte sich zustimmend und sagte:

„Ja. Hochwürden, seit beinahe sechs Wochen bin ich wieder heimgekehrt und hier wider Erwarten schnell in eine große Berufsthätigkeit getreten; denn eigentlich nur Herrn Medicinalrath Halm assistirend, hat dessen plötzliche Erkrankung die Versorgung seiner großen Praxis seit drei Wochen mir Ilufgenöthigt. Dadurch ist meine Zeit so völlig in Anspruch genommen worden, daß ich viel später erst mich Ihnen vorstellen kann, als es in den Wünschen lag, die mich hierher führen."

Georg hielt einen Moment inne und dann fügte er mit feinem offenen, anziehenden Lächeln hinzu:

„Und es sind dafür der Wünsche viele, Herr Dechant."

Dieser sah auf und von Georgs Lächeln angezogen, lächelte er ebenfalls ein wenig.

„Viele?" fragte er.

„Ja, Hochwürden," entgegnete Georg schnell. „Zuvörderst der lebhafteste Wunsch, Ihnen meine Verehrung bezeigen zu dürfen, dann der meines Vaters, daß auch seinem Sohne die Ehre zu Theil werde, von Ihnen gekannt zu sein, während die Wünsche einer meiner Krauten mich zu Ihnen

4«

50 — M. Lorus,
drängten und" er zauderte einen Augenblick, wie unentschlossen, ob er fortfahren sollte, dann aber sagte er ehrlich: „und auch noch die eigenen Wünsche, welche dem Onkel einer Kindheitsgefährtin zu nahen verlangten."
„Ich weiß — meine Nichte hat von dieser Kindheitsbekanntschaft gesprochen, als jetzt Ihrer erwähnt wurde, Herr Doctor," meinte ruhig der Dechant. „Allerdings viel der Wünsche auf einmal! Fangen wir bei dem an, was Ihnen zunächst liegt, bei Ihrem Herrn Vater. Wie er mir mit Freuden erzählte, werden Sie Hinsort hier bleiben und hier wirken?"
„Vor der Hand ja, Hochwürden, obgleich ich mich noch nicht entschieden habe, ob für immer," entgegnete Georg. „Ich wollte beschäftigt sein und nahm daher die Aufforderung gern an, inzwischen den, Krankenhaus meine Thätigkeit zu widmen."
Bei Erwähnung des Krankenhauses blickte der Dechant auf und fragte:
„Dem Scmct Iohannis-Hosvital?"
„Daselbst, Herr Dechant," antwortete Georg und fuhr ernster werdend fort: „Und dort hat eine arme Kranke, nunmehr Todte, mich zum Träger ihrer Wünsche gemacht: ich meine die Christine Becker, Katholikin von Confession. An einem furchtbaren, unheilbaren Leiden darnieder liegend, dessen zu befürchtende Ansteckung sie selbst wünschen ließ, die ihr nöthige Pflege ihrem Kinderkreise zu entrücken und im Kranlenhaufe zu suchen, rang sie seit vielen Wochen mit dem Tode, der sie gestern erst erlöste."
Die Aufmerksamkeit des Dechanten war reger geworden; er wußte sofort genau, daß Cavlan Moser den soeben erwähnten Namen an dem Abend ihm genannt hatte, als jener den Stachel in Betreff des Hosvitalen in seine Seele getragen.
„Ich erinnere mich, von der Frau gehört zu haben," sagte er.
„Wohl ihr, wenn sie nun ausgerungen hat. Was ist mit ihr?"
„Sie hinterläßt sieben Kinder, Hochwürden, darunter eine erwachsene Tochter, welche mit ihrer Arbeit erwerbend der Mutter zur Seite stand, die Kleineren Geschwister mit erziehen half und sie jetzt versorgte, seitdem das Leiden der Mutter diese aus ^ihrem Kreise führte. Wie hat doch das arme Weib sterbend mit -der Sorge gerungen, was nach ihrem Tode mit ihren Kindern werde."
„Sie ist völlig mittellos gestorben, wie es scheint?" fragte der Dechant.
„Ja, ohne alle Mittel," bestätigte Georg. „Die Frau hatte, seitdem sie Wittwe war, aus irgend einer Kasse eine kleine Pension für sich bezogen; diese fällt nach ihrem Tode natürlich weg."
„Nun, es! wird auch ohnedem für die Kinder gesorgt werden," fiel der Dechant ein. „Sind Knaben dabei, so können diese vielleicht in das Seminar eintreten"oder in eine andere Anstalt kommen, ebenso die Mädchen."
„Herr Cavlan Moser hatte schon in derselben Richtung, wie soeben Hochwürden es gethan, der Frau Andeutungen über die Art der Versorgung ihrer Kinder gemacht," fuhr Georg in seinem Berichte fort, „und das eben

In omuidus ckaiit»«. 5^

ist es, Was sie in der letzten Zeit bekümmerte und quälte, daß nach ihrem Tode das Haustein ihrer Lieben auseinander gesprengt werde, die Kinder da und dorthin kommen und einander entfremdet würden. Die Kinder selbst fühlten das Oeschiedenwerden als härtestes Unglück und die älteste Schwester mag sich ebenso wenig wie sie von den Geschwistern trennen."

„Aber das ist doch Thorheit," fiel der Dechant ein. „Sie können sich doch nicht selbst erhalten, wovon wollen sie da leben? Während in den Anstalten ganz gute Versorgung ihrer harrt."

„Für des Leibes und des Geistes Nothdurft gewiß, aber für ihre Herzen?" fragte Georg mit Wärme. „Ist es nicht menschlich gerecht, daß, wenn es zu ermöglichen geht, man den Armen das einzige Glück läßt, was sie in einander besitzen? Die Frau hatte zu inir, ihrem Arzte, schnell ein herzliches Vertrauen gefaßt, und da ich in ihrer letzten schweren Lebensstunde ihr beistand, habe ich ihr fest versprochen, mich zum Anwalt der bangen Wünsche ihres Mutterherzens zu machen und Hochwürden dafür geneigt zu stimmen."

Georg hielt inne und erwartete eine Antwort, da diese aber nicht erfolgte, fügte er hinzu:

„Die älteste Tochter ist arbeitsam und kann sich erhalten; meine gute Mutter will auch gleich dazu thun, daß es dem braven Mädchen nicht an lohnender Arbeit fehle. Wenn nun den Kindern der Unterricht in der katholischen Schule frei zu Theil wird und aus irgend einer Kasfe zu ihrer sonstigen Erhaltung etwas gespendet weiden könnte ... ich selbst werde gern mit dazu beitragen, bis die Knaben in die Lehre und die Mädchen selbst in Arbeit treten können."

Wieder hielt er inne. erwartungsvoll seinen Zuhörer anblickend, der Antwort harrend, welche nun erfolgen werde. Der Dechant schwieg aber noch immer und hielt die ruhigen, festen Augen durchdringend auf Georg gerichtet. Endlich sagte er langsam in einem Tone, aus welchem Mißtrauen ziemlich deutlich hervorllang:

„Sie sind doch Protestant und machen sich zu dem Anwalt Derer, die zu unserer Confessiun gehören?"

Georg überlegte einen Augenblick. Das nicht zu überhörende Mißtrauen erfüllte ihn mit Bedauern und er hätte darüber mitleidig lächeln mögen; an Proselitenmachen dachte er gewiß nie! Dann, den Kopf erhebend, warf er ihn ein wenig zurück in seiner sicheren Art, wie im Selbstgefühl seines rechtlichen Wollens, und ließ die feurigen Augen hinüber zu dem Vilde des alten Hieronymus schweifen; feine Lippen bewegten sich, als ob er die Worte flüstere, die dort geschrieben standen, aber er sprach sie nicht aus, sondern sich dem Dechanten wieder zuwendend, der den Ausdruck seines Gesichts recht gut verstanden hatte, sagte er freimüthig:'

^ „Hochwürden, wenn ich offen sein darf, so muß ich bekennen, daß mich die Confessionen wenig kümmern. Ich bin Mensch, Ehrist und Arzt, darin

52 M. LorvU5.

liegt für mich der Inbegriff meiner Würde, meiner Pflicht und meines Berufes, und es hat dabei für mich keinen Belang, ob ich auf lutherisch oder katholisch getauft worden bin, wenn ich nur diesen drei in allen Dingen und Anforderungen gerecht zu werden suche. Und als Mensch, Christ und Arzt habe ich mich zu dem Anwalt dieses armen sterbenden Weibes und ihrer nun hinterlasfenen Kinder gemacht und lege deren Wünsche bittend an Ihr gütiges Herz!"

„Also confessionslos — das heißt religionslos," sprach der Techant mit scharfer Betonung.

„Das denn doch nicht, Hochwürden/ fiel Georg mit Feuer ein. „Wir glauben Alle an Einen Gott und haben Alle denselben Lehrer und Führer, welcher uns den Weg zu ihm leitet, ob wir nun nach ihm uns bloß Christ, oder römisch-katholischen oder evangelisch-lutherischen Christ uns nennen; ob wir zu einer bestimmten Kirche uns ausschließlich halten oder ihrer entbehren können in dem, was wir zu unserer Berufung und Erbauung als Christ bedürfen."

Er machte eine Pause und fuhr dann ablenkend fort: „Und nun, Hochwürden, was geben Sie mir mit für die Wünsche, die ich zu Ihnen getragen?"

„Daß der confefsionslose Christ nicht dem römisch-katholischen an Menschenliebe zuvorkommen darf," entgegnete der Techant wärmer, als er bisher gewesen. „In omnibus olmriwZ!" fprach er nun selbst die Worte aus, welche Georg vorhin nicht auszusprechen gewagt. „Es soll für die Kinder im Sinn und Wunsch der Tobten gesorgt weiden."

Er erhob sich entlassend und reichte Georg die Hand. Dieser ergriff sie mit Wärme und Ehrfurcht, indem er rief:

„Das sind schöne, gütige Worte, für welche ich aus voller Seele danke.

Und somit ist glückliche Erfüllung allen den Wünschen zu Theil geworden, die mich zu Hochwürden geführt!"

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und wendete sich zum Gehen.

Als er beinahe die Thür erreicht hatte, rief der Dechant mit feiner nicht lauten und doch so klar vernehmlichen Stimme:

„Herr Doctor!" und als dieser, stehen bleibend, sich wieder zu ihm umkehrte, fuhr jener mit einem bedeutsamen Lächeln fort:

„Und was den letzten Wunsch anlangt in Betreff des Ontels: die Nichte ist eine gute römisch-katholische Christin und bei ihr wird confessionslos so gut wie protestantisch für gleich irrthümlich gelten."

„Wohl möglich, Hochwürden; aber unsere Kindheitserinnerungen um« schließen das Utopien, wo man solche Unterschiede nicht macht," entgegnete Georg, ebenfalls lächelnd.

„Ich wollte übrigens mir jetzt erlauben, auch bei Frau Baronin von Lorck mich vorzustellen," fügte er mit Freimuth hinzu.

In omnibus cibus. 53

„So, mein itammerdiener, Sie gleich von hier aus hinüber geleiten," bemerkte der Dechant.

Er berührte die Glocke und gab dem eintretenden Diener die Weisung.

In welcher gehobener Stimmung schritt Georg nach dem Fremdenhause

hinüber. Das inhaltreiche Gespräch mit dem Dechanten tönte noch in ihm

noch und der Gedanke, nun Hertha zu sehen, in ihrem Daheim, ihrer eigensten

Welt sie zu finden, klang wie ein voller Glockenton in die tiefe Bewegung

seiner Seele hinein.

Als der vor ihm hergehende Liischke die das Fremdenhaus verbindende

Thüre des Conidors öffnete, und Georg sie überschritt, ging die gegenüber

liegende Thüre auf und Hertha erschien in dem Rahmen derselben. Sie

blieb überrascht stehen, nicht vorwärts und nicht zurück tretend, so erstaunt

war sie, ihn zu sehen und von dieser Seite ihn kommen zu sehen.

Er aber trat schnell zu ihr hin. Auf seinem Gesicht lag ein warmes

Licht der Freude, des Entzückens ausgebreitet, daß es unwillkürlich auf

ihrer Zügen sich widerspiegelte, und ihr Herz schneller klopfte, sie wußte

nicht warum?

Sie reichte ihm die Hand und er erfaßte sie mit beiden Händen, sie

sagte nur: „Willkommen!" und er stammelte: „Fräulein Hertha!" — es

war nur ein Moment und die Hände lösten sich wieber, aber Beide hatten

in diesem kurzen Augenblick eine Freude erlebt, wie sie nicht oft den Menschen

kommt, und als nun die Alltäglichkeit des Lebens wieder an sie herantrat,

sie sich in den Salon befanden und die Baronin zu ihnen kam, mußten sie

sich erst auf das Altgewohnte wieder besinnen, als hätten sie zwanzig Jahre

in dem Zauberberge zugebracht.

Und kaum hatten sie einige freundliche Worte wechseln können, als der

Diener auch schon einen neuen Besuch meldete. Die Thür blieb einige

Minuten offen stehen, wie in athemloser Erwartung des Kommenden, und

endlich — trat Graf Bodo ein, Herthas Gesicht kältete sich zum Gefrier-

punkt bei seinem Anblick und auch Georg sah nicht beglückt über diese Da-

zwischenluft aus; nur auf dem Antlitz der Baronin ging die Freude wie

eine Sonne auf und leuchtete Bodo entgegen.

Die beiden jungen Männer wurden einander vorgestellt und begrüßten

sich — das heißt: Georg begrüßte den Grafen sehr höflich, «dieser jedoch

kam nicht über eine sehr unmerkliche Verneigung hinaus und behandelte dann

den Platz, wo Georg sich befand, als leere Luft. Es war das ein Kunst-

stück, das nicht so leicht ihm Jemand nachmachen würde, denn Georgs

große imponirende Erscheinung war doch nicht gut zu übersehen und hatte

überdem für Bodo das bedauerliche Mißgeschick, als Folie dienend, seine

eigene Unbedeutung noch auffälliger zu machen, während Georg durch ihn

mit einem Schlage in das volle Licht gesetzt und seine Bedeutung erst recht

hervorgehoben wurde. Wenigstens Hertha hatte nie lebhafter dieselbe empfunden.

Ihr klarer Verstand, ihr gesundes Urtheil und ihre stolze Unabhängigkeit

5H M. Lorvus.

veranlaßten sie, sofort sich neben den ihr geistig Ebenbürtigen zu stellen und es ihrer Mutter überlassend, mit dem jungen Grafen, dessen jetzt oft wiederholte Besuche ihr nachgerade unerträglich wurden, eine Unterhaltung mühsam dahin zu schleppen, vertiefte sie sich in ein anziehendes Gespräch mit Georg. Sie hatte diesen während der letzten Wochen nur flüchtig in der Stadt getroffen und gesprochen, da er so angestrengt beschäftigt gewesen, war es jetzt das erste eingehende Gespräch, welches sie wieder zusammen führen konnten, und Beide waren davon erfreut und angeregt, wie durch den ersehnten Genuß von etwas lange Entbehrtem.

Während sie sich rückhaltlos diesem Vergnügen Hingaben, hatte Bodo mit tiefer Indignation zu kämpfen über das Vorhandensein einer ihm so äußerst anstößigen Persönlichkeit, wie Georg es war. an einem Ort, den er als ein ihm zugehörendes Terrain schon betrachtete. Endlich, da Georg keine Miene machte, seinen Platz hier sogleich wieder aufzugeben, hielt er es für seiner Würde unangemessen, dem noch länger Stand zu halten — er erhob sich und verabschiedete sich.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, athmete Hertha tief, wie erleichtert, auf und sagte lachend: „Der Olympier ist gegangen — trösten wir armen Sterblichen uns."

„Wie liebenswürdig ist doch Graf Hall, der Vater," meinte Georg, „der vornehme Mann in der schönsten vollendetsten Bedeutung des Wortes, ohne Ueberhebung, trotz seiner glänzenden Stellung und seiner hervorragenden Eigenschaften — ich trage ihm eine große Verehrung und Bewunderung entgegen, während seinem Sohne — — —"

„Oh, sehen Sie sich diesem gegenüber nicht in unnöthige Unkosten, Herr Doctor." fiel Hertha ein, als er zögernd inne hielt, „Graf Bodo bedarf dessen nicht, daß ein Anderer ihn bewundere, denn er besorgt das erschöpfend selbst in höchsteigener Person."

„Aber Hertha!" warf die Baronin erschrocken und mahnend ein.

„Aber Mama." entgegnete Jene, „was wahr ist, muß gesagt werden, und Graf Bodo selbst würde sich durchaus nicht davon gekränkt fühlen, sondern es ganz in der Ordnung finden, wenn man seine Selbstbewunderung anerkennt, da diese in seinen Augen doch völlig gerechtfertigt ist."^

Nie Baronin schwieg, war aber äußerst unzufrieden über Hertha's rückhaltlose Aeüßerung und sie hielt es doch nun an der Zeit, ihrer Tochter die Tragweite von Bodos Besuchen auseinander^ zu sehen, welche jene ganz zu unterschätzen schien. Als sich Georg ebenfalls empfohlen hatte, sagte sie daher sehr ernst:

„Ich wundere mich, Hertha, daß Du Dir noch nicht überlegt hast, was Graf Bodos Besuche doch wohl zu bedeuten haben."

„Uns zu langweilen, Mama, weil diese Beschäftigung in Gesellschaft angenehmer für ihn ist, als für sich allein," lachte Hertha geringschätzig.

„Dazu würde er wohl nicht den Weg von Faltenberg nach der Stadt

zweimal wöchentlich zurücklegen," entgegnete die Baronin. Nein, Hertha, das Kind bist Du nicht, welches nicht wüßte, daß, wenn ein junger Mann so oft lommt, ein wärmeres Interesse bei ihm vorhanden sein müsse."

„Ein wärmeres Interesse! Mama, Du bist spaßhaft — warm und Interesse, zwei Paradoxen, wenn sie bei Graf Bodo für etwas anderes, als sich selbst, angewandt werden."

„Nun, so sage Absicht, wenn Du Interesse nicht willst gelten lassen," fiel die Baronin ärgerlich ein. „Aber daß er eine Absicht Dir gegenüber damit verknüpft, liegt doch auf der Hand und es wäre daher sehr angebracht, wenn Du Dich in Deinen Aeüßerungen über ihn mäßigtest."

Hertha hatte lässig im Armstuhl zurückgelehnt gesessen, jetzt richtete sie sich schnell empor und kehrte sich zu der Mutter hin.

„Wozu, Mama?" fragte sie scharf.

„Wozu? Du fragst über alle Begriffe naiv!" stieß die Baronin heftig hervor. „Damit Du Dich nicht bloßstellst, wenn nun, Hertha. Du bist vierundzwanzig Jahre alt. hast schon so und so viele Partien aus- geschlagen, weil Dir leine recht anstand, was für eine willst Du denn machen? Ich hoffe doch, keine unpassende, und denke es ist nun an der Zeit, daß Du vernünftig wirst und an Deine Zukunft denkst."

„O, an die habe ich schon reiflich gedacht, liebe Mama," erwiderte Hertha sehr gelassen. „So wenig ich eine unpassende Partie eingehen würde, ebenso kann ich Dich versichern: blos um mich zu versorgen, heirathe ich nicht und lieber gehe ich als Gouvernante, als daß ich einen Strohkopf wie diesen Graf Bodo nehme."

„Gouvernante! Das würde sich herrlich für eine Baronesse Lorck passen."

„Gouvernante oder Gesellschaftsdame — warum sollte das nicht ebenso gut sich passen, als wenn ich mich neben diese Null stelle?"

„Eine Eins vor eine Null gestellt macht Zehn — bedenke das, liebes Kind."

„Aber nicht hier, denn die Null würde sich in diesem Falle vor die Eins stellen und diese hatle jene neben sich her zu schleppen — ein unter- haltender Gedanke!"

.Aber Hertha, verscherze Dir doch Dein Glück nicht, überlege es wohl!" bat die Mutter sehr beunruhigt. „Es giebt gescheiter? Männer als ihn. das gebe ich zu," — Hertha lachte belustigt bei diesen Worten der Baronin, die jedoch davon unbeirrt fortfuhr: „aber es fragt sich, ob die gescheiteren immer die besseren sind, und eine kluge Frau kann manchen geistigen Mangel ihres Mannes zudecken, einen moralischen nie. Denke doch, Hertha, wenn der Ontel stirbt, wie einsam, wie verlassen wir beide ini Leben dastehen, wie völlig ohne Vermögen, auf was sind wir da angewiesen? Dagegen wie reich, wie hochangeschen sind die Halls, welche Stellung im Leben würdest Tu einnehmen, mit welcher Ruhe tonnte ich an Deine Zukunft denken."

H6 M. Lorry.

Ein freudenvolles Dasein, das Du schilderst, Mama, an der Seite eines Gatten wie Bodo ist — viel Glück und viel Befriedigung für das Herz! Du hast doch selbst geliebt und wünschst mir solches Loos," sagte Hertha bitter.

„Oh liebes Kind, wie Manches, was das Herz so heiß begehrt, führt nicht zum Glück und nicht zum Seelenfrieden," seufzte die Baronin schmerzlich auf. Die Thränen schossen ihr in die Augen und immer erregter werdend, fuhr sie dringend, ja leidenschaftlich fort: „Spricht Dein Herz nicht für diesen Bund, Dein Verstand, Deine Einsicht muß es thun und auf diese mußt Du hören. Bedenke doch, welche gute Katholiken sind die Halls. Du würdest im treuen, wahren Glauben mit Deinem Gatten leben, nirgends eine Verschiedenheit der heiligsten Ansichten, der Verhältnisse, der Lebensstellung zwischen Euch, welche Euren Frieden und Euer Glück stören konnte — wie viel muß dagegen oft die Frau aufgeben — —"

Sie hielt inne und wendete das Gesicht ab, die leidenschaftliche Erregung desselben zu verbergen.

Hertha war leichenblaß geworden und starrte die Mutter an; bisher hatte sie scherzend und spottend die Sache behandelt, jetzt schien sie plötzlich in tiefster Seele von den Mahnungen der Mutter ergriffen zu sein.

„Und ich hier bloß das Herz," sagte sie endlich sehr bewegt, die Worte der Baronin ergänzend. „Liebe Mama, laß uns dies Thema jetzt abbrechen, denn es ist zu endlos lang, für Dich und für mich — — nun für mich zu kurz, denn es umschließt nur die vier traurigen Worte: Nichts für das Herz!"

Sie stand auf, umarmte und küßte die Mutter und zog sich schnell zurück.

Seit diesem Gespräch aber ließ die Baronin nicht nach, die Vortheile dieser Verbindung hervorzuheben. Trotzdem aber suchte Hertha den Grafen zu vermeiden, wo sie das konnte, und vermochte sie das bei seinen häufigen Besuchen nicht immer, so war sie kälter noch als bisher gegen ihn, um jede etwaige Hoffnung zurückzuweisen. Dadurch fand Bodo freilich nicht die Möglichkeit, so bald, wie er doch beabsichtigt hatte, seinen Antrag zu stellen; aber abschrecken ließ er sich nicht. Er war im Grunde zu sehr von der Unmöglichkeit überzeugt, daß man seine Werbung abschlagen werde, als daß er sich nicht sicher gefühlt hätte, wenn nicht bald, so doch endlich Hertha zu gewinnen. Uebrigens sah er keinen ihm gleichgestellten Nebenbuhler, so viel Verehrer sie auch hatte, und ein unter ihm stehender wäre ja überhaupt nicht zu fürchten gewesen. Die Mädchen müssen ja doch heirathen, wenn besser als ihn aber konnte Hertha erwählen? So mochte sie immerhin noch eine Zeitlang mit ihrem Stolz sich wehren, einem Manne sich unterzuordnen, das schadete ihm nichts — Stolz konnte er immer begreifen und dessen Berechtigung anerkennen.

Er fuhr also fort, im Fremdenhaus der Dechanei seine häufigen Be-

In omnibus» cnillit»«, 5?

suche abzustatten und rechnete auf die Zeit nach dem Weihnachtsfest, wo Graf Hall mit seiner Familie zu den Wintervergnügungen nach der Stadt kommen und das alte Haus in der Schloßgasse gewöhnen wollte, daß er dann dem erwünschten Erfolge schnell nahe geführt werde.

Es ist ein eigenthümlicher Anblick, der sich darbietet, wenn man von der Schloßgasse aus der alten Ruine der Klosterkirche naht und durch die leeren Höhlen der hohen Fensterbogen, an welche der Eiftheu nun seit Jahrhunderten hinauf klettert und über denselben die alten Rosen der Steinmetzarbeit umarmt, Dächer kleiner Häuser hervorblicken sieht und über die Mauern der Kirche, welche nur noch den Himmel als Dach haben, Rauchwölkchen emporsteigen, die den heimischen Herd lebender Wesen zwischen dieser verfallenden Stätte bekunden.

Betritt man die Ruine durch den erweiterten Eingang, den eingefallenes Mauerwerk gebildet, so findet man ein sonderbares Conglomerat von Bauwerk, welches sich hier eingenistet hat, ärmliche Hütten, oft selbst halb Ruine, und doch ihrer dürftigen Billigkeit wegen bewohnt.

In das Bereich der Schloßfreiheit gehörend, war es in früheren Zeiten die Zufluchtsstätte Derer von der langen Hand und der stoßbereiten Waffe gewesen, welche sich hierher in Sicherheit flüchtend, in diesen Hütten sich ansiedelten und ihr dem Gericht verfallenes Dasein hier kümmerlich fristeten.

Seitdem aber auch in diese Recesfe des Verbrechens einer früheren gesetzloseren Zeit der Arm der Gerechtigkeit zu dringen vermochte, war es der Arbeiterstand, der mit den zum großen Theil äußerst elenden Baulichkeiten vorlieb nahm und sein Heim darin aufschlug.

In einem der besterhaltenen dieser Häuschen wohnte zu ebener Erde Anna Becker mit ihren sechs Geschwistern. Sie saß am Fenster und stickte eifrig. Auf einem Bett, nahe bei ihr, lag ausgestreckt ein kleiner Knabe von sechs Jahren, mit einem Bilderbuche beschäftigt, während neben ihr ein Mädchen saß und sich quälte, an einem Strumpf die Anfangsgründe der Stricktunst zu studiren. Drei größere Knaben waren mit Schularbeit beschäftigt und ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren saß an dem Ofen und fchälte Kartoffeln für die Mittagsmahlzeit.

Es sah reinlich und ordentlich in dem Stübchen aus, das so glücklich war, seine beiden kleinen Fenster nach dem offenen Eingang der Ruine zu lehren und dadurch mit hellerem Licht beglückt war, als es den meisten der Häuschen hier zu Theil wurde. Alle im Stübchen waren so eifrig beschäftigt, daß Keines hinaus auf den schneebedeckten Weg blickte, der in diese sonderbare Ansiedlung führte. Plötzlich ertönte ein Klopfen an der Thür und elektrisirte die kleine emsige Gesellschaft. „Der Herr Doctor! Das ist der Herr Doctor!" erschallte es fröhlich von Aller Lippen und die Knaben sprangen nach der Thür, sie stürmsich aufzureißen, prallten aber ziemlich erschrocken zurück, als sie eine vornehm aussehende Dame davor stehen sahen.

58 M. Lorus.

„Wohnt hier Anna Becker?“ fragte dieselbe.

Anna erhob sich schnell, da ihre verdutzten Brüder die Antwort schuldig blieben und bat die Dame 'einzutreten.

„Ich komme im Vorübergehen zu fragen, ob vielleicht meine Tücher nun gestickt sind und ich mehr der Arbeit herschicken kann? Ich bin Fräulein von Lorck,“ sagte Hertha eintretend zu dem Mädchen.

„Ach, verzeihen gnädiges Fräulein, daß ich damit habe länger warten lassen, als versprochen war,“ bat Anna sehr betreten. „Ich habe seit vierzehn Tagen einen Kranken — mein kleiner Bruder hat das Bein gebrochen und dadurch bin ich mit allen Arbeiten sehr in Rückstand gekommen.“

„Das hat nichts zu sagen, so weit es mich anbelangt,“ beruhigte Hertha freundlich; „ich kann recht gut damit noch warten und die weitere Arbeit, welche ich Ihnen schicken wollte, drängt ebenso wenig. Wie beklage ich aber den armen Kleinen — hat er viel Schmerzen?“ fragte sie teilnehmend, an das Nett hintretend.

„Jetzt nicht mehr, Gott Lob, so groß sie auch im Anfang waren; aber der Herr Doctor versteht sie leichter zu machen, nicht wahr, Paul?“ wendete sich Anna an den Knaben.

Der Kleine nickte lachend mit dem Kopfe, brachte aber vor Schüchternheit kein Ja über die Lippen.

„Wer ist denn sein Arzt?“ fragte Hertha, auf den Stuhl sich niederlassend, welchen Anna ihr an das Nett stellte/

„Herr Doctor Franzius, gnädiges Fräulein,“ antwortete Anna bewegt.

„Er ist unser treuer Helfer in aller Noth und unser guter Schutzgeist geworden — alle Heiligen segnen ihn dafür! Die Mutter hat er gepflegt mit unendlicher Güte, ihr die letzte schwere Lebenszeit erleichtert und über das Grab hinaus ihre Sorgen gelichtet; für uns, ihre Kinder, hat er sich bemüht und gesorgt, daß wir nach dem Tode der Mutter nicht von einander getrennt würden, sondern vereint bleiben konnten. Es war ein großer Schieck und neue Sorge für mich, als sie mir jetzt den Kleinen mit dem gebrochenen Bein heimtrugen, jedoch durch des Herrn Doctors Güte wurde auch das Kranksein nicht so schwer und die Noth mir benommen, denn er nahm ^alle Kosten auf sich und Frau Primarius hat Paul mit kräftiger Nahrung versorgt. Und wie liebevoll hat der Herr Doctor den Kleinen behandelt; wenn er einen Scherz machte, vergaß Paul sogar die Schmerzen. Täglich kommt er her zu ihm und immer ist das den Kindern 'ein Glück, als ob der Weihnachtsmann erscheine. Und wir haben Nichts ihm zu geben, können nichts wieder für ihn thun, als nur ihm danken.“

Dem Mädchen standen die heißen Thränen in den Augen, als sie sprach und sie hielt jetzt in tiefer Rührung inne.

Hertha blickte sie teilnehmend an. „Ja, er ist sehr gütig,“ stimmte sie ihr herzlich bei.

Es hatte inzwischen abermals angeklopft, diesmal war es aber über«

In omnibus» cKaritH«. 59

hört worden; jetzt öffnete sich die Thür und der Doctor trat nun wirklich ein.

Die Kinder, welche bisher schüchtern und stumm seitwärts gestanden hatten, fanden auf einmal Stimme und Beweglichkeit wieder; mit lautem Zuruf sprangen sie auf den Eintretenden zu und der kleine Kranke streckte ihm Kopf und Hände fröhlich entgegen.

„Nur Ruhe, Ihr Jungen," rief Georg gutgelaunt, sich ihrer erwehrend.

„Eist bekommt mein Kleiner dort eine Hand, dann ist die Reihe an Euch."

Indem gewährte er Hertha am Bett sitzend und blieb betroffen stehen.

Er hatte sie im Ballsaal und Salon gesehen, ihren Platz in hervorragender Weise ausfüllend, es war ihm überraschend neu, sie nun in der Hütte der Armuth zu sehe», und er mußte sich erst mit diesem unerwarteten Anblick zurecht finden.

„Nie Samariterin an dem Bett meines Kranken," fügte er endlich, sie begrüßend.

„Nein, Sie nehmen vorweg alle Samariterdienste selbst auf sich, Herr Doctor." meinte sie. „Mich hat nur der Zufall hergeführt, da mein Onkel uns veranlaßte, etwaige Handarbeiten hier vollführen zu lassen."

Sie stand auf und wollte gehen.

„Bitte, Baronesse, verweilen Sie nur einen Augenblick noch, damit ich Sie dann begleiten kann," bat Georg dringend. „Ich wollte nur flüchtig nach meinem kleinen Patienten sehen, ob der Schelm das Lachen nicht verlernt habe, denn an seinem Verband kann heute nichts geschehen. Es geht Dir doch sonst gut, mein Junge?" fragte er.

Es lag soviel Herz in seinem Blick und in seiner Stimme, wie er zu dem Kinde sprach, und das gab ihm einen besonderen unbeschreiblichen Reiz. Der Kleine schmiegte seinen Kopf zutraulich an Georgs Hand und antwortete: „Ja, sehr gut, Herr Doctor."

Dieser strich freundlich mit der Hand über den hellen Krauskopf des Knaben hin, dann fing er an, seine Taschen auszuleeren und den Inhalt vor dem Kinde auf das Nett hinzulegen.

„Jetzt paß auf, mein Junge, was hier kommt," sagte er lachend. „Ich bringe die Soldaten mir, welche ich Dir versprochen habe, weil Du so ruhig und geduldig gelegen hast, und das hier sind Äpfel von Mutter Schrav, gerade solche rothbäckige, wie ich selbst als Junge sie so gern aß; ich wette, die schmecken Euch Allen wundervoll, denn Du mußt auch Jedem Deiner Geschwister einen davon geben. Wenn ich morgen wiederkomme, dann stellst Du mir die Soldaten auf und da will ich sehen, ob die Arme und Beine noch alle ganz sind, oder ob ich etwa auch da verbinden muß."^

Die Kinder lachten belustigt auf.

„Ja, lacht nur." fuhr er fort, „zerbrechen könnt Ihr Schlingel alle, dann muß ich kommen und heilen. Nun, Jungfer Lieschen, wenn für die hungrigen Jungen genug Kartoffeln geschalt sind, dann hole die Suppe bei

60 IN. Corvu-.

meiner Mutter und nimm die kleine fleißige Strickerin dort mit, denn die alte Hanta hat aus einer Rübe eine wunderschöne Dame für sie geschnitten, die soll sie sich holen. So, nun lebt wohl."

Damit reichte er die Hand einem jeden der Kinder, sagte Anna noch einige ermuthigende Worte und geleitete dann Hertha hinaus.

Es hatte fest gefroren, unter ihren Füßen knirschte der Schnee und das helle Sonnenlicht glitzerte darauf. Die Sperlinge, welche in Menge in diesem alten Gemäuer Hausen und auf dem Wege saßen, flogen vor ihren Schritten auf, wirbelten über ihre Köpfe empor, setzten sich aber hinter ihnen gleich wieder nieder.

„Sogar an der Schwelle der Armuth finden die Vögel noch Brosamen, für sie ist hier immer noch des Reichen Tisch," sagte er lächelnd.

Sie antwortete nicht, sie ging schweigend neben ihm her, die Augen gesenkt, wie in tiefes Sinnen verloren. Plötzlich hob sie dieselben zu ihm auf und sagte:

„Sie haben doch ein außerordentlich gutes, warmes Herz."

Er war überrascht von ihren Worten. „Und haben Sie denn das nicht auch?" fragte er.

„Ja, aber ich trage die warme Liebe nicht so unaufgefordert den Menschen entgegen — bei mir muß sie erworben sein, bei Ihnen ist es freiwilliges Ueberfließen Ihres reichen Empfindens. Sie sind viel besser als ich," fügte sie sehr einst hinzu.

Er sah sie dankerfüllt an.

„Das ist nicht der Fall, Baronesse," wehrte er eifrig dagegen. „Sie sind anders 'geartet, aber deshalb glicht minder gut und ich darum sbei Weitem noch nicht besser. Sie verkennen sich und überschätzen mich viel zu sehr."

„Nein, ich bin nicht blind» nicht über Andere, nicht über mich," entgegnete sie. Sie war bewegter, als er sie noch je gesehen. „Wir waren gute Dekannte," fuhr sie fort, „ich wünschte doch, wir möchten nun auch gute Freunde sein."

Sie hielt ihm die Hand hin. welche er mit Feuer ergriff — ach, er fühlte nur zu sehr, es war ihm nicht genug, was sie ihm bot; er hätte mehr noch begehren mögen, als daß sie Freunde sein sollten!

Er hatte nicht die Geschmacklosigkeit gehabt, aus der Vergangenheit ein Vorrecht für die Gegenwart sich herausnehmen zu wollen und war fein» fühlend in ihrer gegenseitigen Vertrautheit nie weiter gegangen, als sie selbst die Bahn ihm vurzeichNete, und sie wußte diese sehr genau zu umgrenzen, daß dieselbe nicht über ein gewisses Maß freundlichen Bekanntseins hinausgehen konnte. Und dennoch, sie war zu schön, zu anziehend geworden, um ruhig sie anblicken zu können, und von ehemdem wissend, welch aufrichtiges und getreues Herz sie besaß, war er schnell und tiefer von sihr gefesselt worden, als er zu zeigen wagte.

In omuibu5 cn»litl!8, t> f

„Sind wir denn nicht immer schon Freunde gewesen?" gab er ihr mit Wärme zurück. „Ich wenigstens fühlte mich ganz als Ihr Freund!" .Nun, so bleiben Sie es auch," sagte sie herzlich und zog nach sanftem Druck ihre Hand wieder zurück.

Ja, er war ein vortrefflicher Mensch! Nicht genug, daß Hertha sich das eingestand, sie hörte auch von allen Seiten sein Lob ertönen, denn er war jetzt in allen Kreisen der Stadt so sehr bekannt geworden und hoch geschätzt durch die Zeit, in welcher er den Medicinalrath Halm als Arzt ersetzen mußte. Aller Orten wurde sein Wissen und seine teilnehmende, wohlthuende Art bei Kranken gerühmt, Viele zogen sogar vor, ihn als Arzt zu behalten, da der alte Halm nach feiner letzten schweren Niederlage seine Praxis einzuschränken wünschte, und auch er konnte nicht genug Georgs treffliche Kenntnisse und Umsicht anerkennen und hervorheben. Und so war dieser schnell beliebt, gesucht, ja geradezu Mode geworden, denn der schöne junge Mann zog Alle an und manche Dame war gern ein wenig leidend^ nur um ihn consultiren zu können.

Hertha erfreute sich innig an dieser allgemeinen Anerkennung, welche ihr alter Bekannter und Freund fand, aber keine schien ihr Georgs Werth so in seinem ganzen Umfang hervorzuheben, als die demüthige Verehrung der armen Anna Becker, denn dort kamen seine Vorzüge zu rührendster Geltung. Anna wurde nie müde, dieselben zu rühmen und Hertha nicht, ihr zuzuhören. Sie ging von nun an öfter in das kleine Haus der alten Ruine, aber fie wählte dazu immer eine Zeit, wo sie glauben tonnte, sicher zu fein, dort Georg nicht zu finden, denn sie wollte ein Zusammentreffen mit ihm vermeiden. Das erste Mal war es die Eingabe einer augenblicklichen Laune gewesen, daß sie dort im Vorübergehen selbst nach einer Arbeit fragte, was sie doch sonst von dem Diener besorgen ließ; jetzt ging, sie mit dem redlichen Wunsche dahin, den Armen sich anzupassen, ihnen auch freundlich zu sein und Wohlwollen zu zeigen, wie Georg es that. Sie konnte jedoch die große Dame nicht so weit abstreifen, daß ihre Gegenwart im Häuschen nicht immer noch einschüchternd und befangen wirkte; wenn aber Georg doch einmal dazu kam. dann brach schnell alles Eis und es waren zwanglos heitere Menschen in dem engen Raum des Stübchens vereinigt. Welches bisher völlig ungekannte Glück war es doch, das Hertha in der Theilnahme erfüllte, welche diese Armen in ihr erweckten, und so ungemein wohlthuend war ihr diese Regung sanfter Freude, welche sie durchwärmte und froh im Herzen stimmte, daß auch ihr ganzes Wesen eine lebendige Heiterkeit widerspiegelte.

Die Baronin machte dieser plötzlich ungewöhnlich vermehrte Frohsinn stutzig und beinahe besorgt, denn da Hertha nicht entgegenkommender für Bodo geworden war, tonnte diese Gemüthsstimmung nicht zu seinen Gunsten sprechen. Was mochte sie nur innerlich beschäftigen? In der Sorge für die armen Kinder solche tiefgehende Freude zu finden, wie Hertha es that^

62 M, Lorvus.

schien ihr an dieser unwahrscheinlich zu sein. Die Baronin würde am liebsten mit ihrem Bruder darüber gesprochen haben, doch dieser war jetzt einsilbiger, abgeschlossener denn je; es mußten schwere Amtsgeschäfte auf ihm lasten und ihn bedrücken, und wenn er ersichtlich an Herthas Frohsinn ein Wenig sich erholte, konnte die Schwester gar nicht wagen, etwas dagegen sagen zu wollen.

So ging der December hin und das Weihnachtsfest nahte. Der kleine Paul konnte wieder gehen, aber Georg kam noch immer nach seinen Schützlingen zu sehen und jetzt traf Hertha ein paar Mal absichtlich dort mit ihm zusammen, denn auf dem Nachhauseweg hatten sie eifrig zu berathschlagen, was ein Jedes von ihnen für die Kinder zu der Bescheerung am heiligen Abend beitragen wolle. Hertha sehte ihre Nadel in Bewegung, das und jenes Kleidungsstück selbst zu arbeiten und eine Puppe zu schmücken. Endlich war unter dieser heitern Geschäftigkeit der Weihnachtsnachmittag herangekommen, wo sie in das kleine Haus der alten Ruine ging und von dem Diener ihre Schätze dorthin tragen ließ.

Sie war in einer eigenthümlich gehobenen Stimmung; es war ihr, als habe sie nie zuvor so tief die Freude an diesem Fest der Liebe empfunden, wie heute. Als sie Annas Stübchen betrat, fand sie Georg schon anwesend, welcher die Kinder soeben unter Gelächter hinausgetrieben und bis zu dem großen Moment zu Nachbarsleuten verwiesen hatte. Nun begannen sie sofort mit Annas Hilfe den Baum zu schmücken; unter fröhlichen Scherzen wurden die Herrlichkeiten daran gehangen und die Lichter aufgesteckt. Welches herzliche Vergnügen fanden sie dabei! Hertha neckte Georg, daß er die schönsten Stücke Zuckeiwerl so hoch hänge, daß nur er selbst sie erlangen könne; er dagegen scherzte über sie, daß die von ihr aufgesteckten Lichtchen alle schief stehen, und beide lachten über einander. Zuweilen begegneten sich ihre Hände in dem Eifer der Arbeit und berührten sich, ohne daß Hertha die ihrigen zurückgezog; es war ein so harmloses Glück in ihrer Geschäftigkeit, als ob sie beide noch die Kinder von ehemdem seien und in der alten Vertraulichkeit von ehemals nichts Verfängliches für den jetzigen Augenblick liege. Nun kamen die Gaben an die Reihe, welche auf den Tischen ausgebreitet weiden mußten — nützliche Gegenstände für Kleidung und Schule, sowie Spielwerk mancherlei Art, es war eine Lust damit aufzuputzen, so geringfügig im Ganzen diese Dinge auch waren, und immer sagte Hertha sich wieder: Welch ein Reiz liegt doch im Geben, daß ich dadurch solch unbeschreibliches Glück empfinden kann, wie jetzt mich erfüllt.

Endlich war Alles geordnet, die Lichter des Baumes angebrannt, daß das eng? Stübchen in feenhafter Helle prangte, und die Kinder wurden nun herbeigerufen. Diese standen scheu, starrten die Sachen an und wagten nicht, dieselben zu berühren.

„Ich denke, wir gehen nun," sagte Hertha leise zu Georg. „Unsere Freude haben wir doch schon gefunden, die Kinder aber finden die ihrige wohl besser ohne uns."

Georg stimmte ihr bei und sie verließen zusammen das Häuschen. Als sie hinaustraten, flimmerten vom Himmel schon Steine ihnen entgegen, auf der Erde aber leuchtete hier und dort hinter den Fenstern ein Lichterbaum hervor und auf der Straße liefen beladene Menschen noch geschäftig hin und her, Erwartung und Freude auf ihren Gesichtern. Weder Hertha noch Georg fanden jetzt Worte zum Sprechen, ja sie bemerkten wohl kaum, das; beide schwiegen; in jedem von ihnen klang noch die gehabte Freude nach, und neben einander hinschreitend, empfanden sie es. daß dem Einen durch das Andere jene noch höher und süßer geworden sei. Als sie dem Kirchplatz sich näherten, schlug plötzlich auf Sanct Iohannis Thurm das Gebetglöckchen an — ein paar Schwingungen nur, als wolle es vorerst die Seelen zur Andacht anrufen für das, was ihnen nun kommen solle; dann folgten dem Glöckchen die andern Glocken nach, bis endlich die große mit ihrem majestätisch dröhnenden Schall einfiel und all? nun vcr» einigt ihren Ruf feierlich hernieder tönen ließen, die Weihe der Christnacht den Menschen da unten zu verkünden. Hertha erzitterte in tiefster Seele bei diesen feierlichen Tönen, sie waren wie die Ergänzung ihrer bewegten Gedanken und Empfindungen, und unwillkürlich schlug sie andächtig ein Kreuz über Vrust und Stirn; doch III'.im war es gethan, so erschrak sie und sah betroffen und forschend zu ihrem Begleiter empor. Denn es gemahnte sie plötzlich, daß der da neben ihr herging, doch ein Fremder ihreni kirchlichen Leben sei. Nie war ihr das so zum klaren und bedrückenden Bewußtsein gekommen, wie in diesem Augenblick, wo ihr Herz so freudig bewegt war, mit ihm und durch ihn es war und er doch fremd dabei stand, wenn ihre Hand andächtig das Kreuz schlug, und sie schrak betroffen davor zurück. Sie war keine so bigotte Katholikin, die gegen Nndersglaubende eifert und sie gradezu verdammt; aber von einer sehr bigotten Mutter erzogen, bei einem hohen Priester ihrer Kirche aufgewachsen, waren ihre religiösen Anschauungen streng gläubig in den Kreis ihres confessionellen Lebens gebannt gewesen, sie von der Vorzüglichkeit desselben vor allen andern Glaubenslichtungen durchdrungen worden, und eine engere Gemeinschaft mit Solchen, welche nicht zu ihrer Kirche gehörten, war ihr undenkbar. Als sie jetzt forschend zu Georg aufblickte, bemerkte sie, daß seine Augen mit den Glockentönen zu den Sternen hinaufgeflogen waren, aber als fühle er ihren Blick, der ängstlich fragend an ihn» hing, ob er die Bewegung ihrer Hand gesehen hatte, wendete er sein Auge nun zu ihr hin und sagte gedankenvoll: „Tier alte schöne Weihnachtsgruß: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." tönt er nicht immer auf's Neue mit der Glocken Schall zu uns hernieder? Wie ein Band der Liebe schlingt sich dies Fest seit den ersten Kindheitstagen um unsre Seelen und mahnt uns, an Liebe wiederzugeben, was wir an Liebe empfangen, dem «°id und VN», xxii. «<. b

6H M. Corvus.

Höchsten zur Ehre, den Menschen zum Wohlgefallen und der Erde zu einem Bund des Friedens."

Sie waren auf den Kirchplah gekommen; vor ihnen ragte das hohe Gebäude von Sanct Iohannis empor, hell erleuchtet nur der katholische Antheil desselben. Aus den geöffneten Thüren strömte der Duft des Weihrauchs hervor und eine Schaar Andächtiger drängte hinein, die Geburt Christi zu feiern.

Hertha war stehen geblieben. „Ja, ein Fest der Liebe ist es," antwortete sie voll tiefer Empfindung auf Georgs Worte, „und auch ich will nun gehen, es in meiner Kirche zu feiern."

Sie legte im Anschluß an den soeben empfangenen peinlichen Eindruck und den daran geknüpften Gedanken folgend, eine eigenthümliche Betonung auf das „Mein", daß Georg, davon betroffen, verwundert sie anblickte.

„In Ihre?" fragte er gutmüthig lächelnd. „Ist es denn nicht auch die meine?"

Herthas Augen schweiften unsicher über fein Gesicht hinweg.

„Ja Beide in einer und doch wie ungeheuer von einander geschieden," sagte sie sehr ernst.

„Von einem Gitter nur," meinte er, immer noch lächelnd.

„Aber eine Mauer könnte nicht trennender sein," warf sie ihm ein.

„Nein, denn durch das Gitter, welches uns trennt, können »vir ja zu einander blicken," entgegnete auch er nun ernst, jedoch voll Innigkeit und den Doppelsinn seiner Worte hervorhebend. „Kann es da ein wesentlich Anderes sein, wohin ich darin gehöre? Ja, hängt denn überhaupt so viel davon ab, ob ich auf dieser oder jener Seite des Gitters stehe? Wenden wir Alle uns mit unsrem Glauben nicht über dasselbe empor an das unerforschliche Wesen, von dem Niemand zu sagen vermag, daß er es kenne, und das doch Jeder an sich fühlt und wir Alle suchen, um zu ihm zu dringen? Glauben wie nicht Alle an einen Gott und ist er nicht ein Geist, der weder hüben noch drüben wohnt und den wir im Geist und in der Wahrheit anbeten sollen? Was scheidet uns da von einander."

„Mehr als sich übersteigen läßt," antwortete sie erregt. „Würden Sie denn Heiübertreten können zu uns Katholiken?"

„Wie Sie es meinen, nein — aber nur weil, wie ich es meine, dieses nnnöthig ist; weil ich die Confessionen überhaupt für nebensächlich, einen Wechsel derselben für überflüssig halte," sagte er mit herzlich überzeugendem Ausdruck in seiner Stimme. „Tb Katholik, ob Protestant, was hat das im Grunde zu sagen? Christ ist das Wesentliche! Denn die Auslegungen und der Ritus der Confessionen hindern oder fördern meinen Glauben nicht, welcher in beiden Fällen der christliche ist und als solcher an ein Hüben und Drüben nicht gebunden sein kann. Was also scheidet uns, wenn die eigentliche Wahrheit dieselbe ist und bleibt?"

„Der Weg dahin!" rief sie heftig, fast schmerzlich aus. „Er ist ein

In omnibus est»lit»5. 65

Völlig verschiedener, ob er auch zu demselben Ziele strebe! Gute Nacht, Herr Doctor!"

Sie reichte ihm die Hand zum Lebewahl, wendete sich dann schnell von ihm ab und betrat die Kirche.

Georg stand davor und blickte ihr schmerzerfüllt nach. Als er ihre schlanke Gestalt durch die hell erleuchtete Pforte treten und in dem Meer von Licht. Weihrauchduft und Posannenschall verschwinden sah. während er einsam auf der dunNen Straße zurückblieb, mußte er plötzlich der Worte des Techanten gedenken, über welche er gelächelt, da er sie vernommen und die sich nun drohend vor ihm aufzurichten schienen: „Die Nichte ist eine gute römisch-katholische Christin und ihr wird consessionslos, so gut wie protestantisch, für gleich irrthümlich gelten." Wie ein schreckendes Gespenst erhoben sich diese Worte jetzt vor ihm, und zum eisten Mal kam ihm das volle Bewußtsein, daß er mit allen Fasern seines Herzens Hertha liebe und nicht von ihr lassen könne, und doch eine Kluft zwischen ihnen liege, über welche hinweg sie nie kommen werde, selbst wenn sie ihren Adel vergessen könne.

Drinnen in Sanct Iohannis ertönte das Hallelujah im Jubel über den geborenen Christ und hier draußen schrie in Georg das Weh auf, das aus Menschenfatzuugen um Christi Lehre willen für ihn erwuchs. Und so, als er endlich sich losriß von seinem einsamen Platz, trug er aus der Freude des Christfestes einen ungeheuren Schmerz tief im Herzen mit heim, während Hertha, da sie sich an diesem Abend zur Ruhe niederlegte, es mit einem peinvollen Mißllang in der Seele that, welcher alle frohen Glockenklänge des Festes schrill übertönte. cschwh f°ig.,i

rv Wunsch, das südliche Frankreich endlich uns eigener Anschauung kennen zu lernen, führte mich in den ersten Frühlingsmonaten vor Kurzem dorthin. Die nördlichen und mittleren Provinzen des an Kunstdentmalen einer alten Eulturentwicklung so überaus reichen Landes hatte ich schon vor Tecennien auf wiederholten Wanderungen von längerer Tauer kennen gelernt. Aus jenen Studienreisen waren mir auch die Grundlagen zum Aufbau einer Geschichte der französischen Renaissance erwachsen; aus ihren Resultaten namentlich war mein Buch über den Gegenstand hervorgegangen. Obwohl ich dabei mit den eigenen Anschauungen die Ergebnisse fremder Publicationen verschmelzen konnte, blieben immerhin noch manche Lücken übrig. Mlcichwohl aber war es der erste Versuch, die gesammte Bewegung der französischen Renaissance, soweit sie die Architektur betrifft, in ein festes tunsthistorisches Bild zusammenzufassen, und sowohl von berufenen Stimmen der deutschen Forschung, wie der französischen Kritik wnrde dies damals als ein Verdienst bezeichnet. Man fand übereinstimmend, daß ich eine ansehnliche Reihe neuer, theils unbekannter, theils nicht gebührend gewürdigter Thatsachen dem kunstgeschichtlichen Material hinzugebracht und durch die Einfügung in eine festgeschlossene Kette des Entwicklungsganges den einzelnen Gliedern eine neue Beleuchtung gegeben habe. Meine grundlegende Aufgabe war vor Allem gewesen, das Verhältniß der französischen Renaissance zur Kunst Italiens festzustellen. Allgemein hatte man früher angenommen, daß es Italiener gewesen seien, welche den neuen Stil nach Frankreich übertragen hätten. Gestützt auf die von Deville veröffentlichten Baurechnungen des Schlosses Gaillon, sowie auf die durch

Zur französischen Renaissance, 6?
den Grafen de Laborde publicirten Urkunden von Fontainebleau. gelang es mir nachzuweisen, daß die gesammten Bauten in Anlage und Ausführung durchaus von einheimischen Meistern herrührten, wie sie denn auch überall das Gepräge französischer Ueberlieferungen tragen. Und das gilt sowohl von Gaillon wie von Fontainebleau, und selbst bei letzterem Baue war dies so sehr der Fall, daß Serlio sich mehrfach mißbilligend über die Form der Architektur ausspricht. Etwas anderes war es mit der inneren Ausstattung dieses Prachtschlusses, dessen Stuckaturen und Malereien bekanntlich durch herbigerusene Italiener ausgeführt wurden, weil in diesen Kunstgattungen die einheimischen Meister nicht hinlänglich erfahren waren und entfernt nicht den Vergleich selbst mit den Italienern zweiten und dritten Ranges auszuhalten konnten.

Nachdem ich in eingehender Weise dies Verhältnis; festgestellt, die Entstehung von Fontainebleau an der Hand der Urkunden aufs Genaueste dargelegt und endlich an allen übrigen französischen Monumenten jener Epoche die gleichen nationalen Grundzüge nachgewiesen hatte, glaubte ich, daß in Deutschland wenigstens unter denen, welche sich um kunstgeschichtliche Dinge kümmern, dies Ergebnis der Forschung als ein allgemein bekanntes anzunehmen sei. Zu meinem Erstaunen fand ich wenige Jahre nach dem Erscheinen meines Buches einen eclatanten Beweis vom Gegentheil. Als nämlich Mrs. Mark Patisson ihr hübsches Buch über die Kunst der französischen Renaissance veröffentlichte und Prof. Thausing dasselbe in Lützows Zeitschrift besprach (Jahrgang 1850 S. 84 ff.), äußerte er sich u. A. folgendermaßen: „Man ist bei uns gemeinlich der Ansicht, daß erst die Berufung italienischer Künstler an den Hof der französischen Könige die Renaissance in Frankreich eingeleitet und auf ihren Charakter bestimmend eingewirkt habe, und man pflegt da meist die Namen Leonardo da Vinci, Primaliccio :c. zu nennen. Wie muß nun der Leser erstaunen, wenn er findet, daß in den zwei starken Bänden, welche hier das Aufblühen der französischen Renaissance in so beredten Worten schildern, von jenen Italienern und ihren einheimischen Schülern fast gar nicht die Rede ist.“ — Erstaunen konnten darüber, nach der naiven Versicherung des Kritikers, doch nur diejenigen, welche nie einen Blick in meine zehn Jahre früher erschienene Darstellung geworfen hatten. Da ich nicht annehmen darf, daß ein Mann wie Prof. Thausing etwas wesentlich verschweigen will, so muß ich bei ihm für den Milderungsgrund ulaidiren, daß auch er mein Buch nicht gekannt habe, als er jene Worte schrieb. In diesem Falle freilich muß es einem Kritiker übel anstehen, sich über einen Gegenstand öffentlich auszulassen, in welchem er sich so wenig literarisch bewandert erweist. Tics gilt doppelt bei einem Autor wie Herr Thausing, der seine eigenen Verdienste als eifriger Zionswächter stets zu hüten beflissen ist und schon in krankhafte Zuckungen geräth, wenn ein Fachgenosse nur den Namen Türers ausspricht. Hat dies doch zu wiederholten Malen besonders Ch. Ephrussi erfahren, der den Grimm des Wiener Kritikers dadurch heraus-

68 Wilhelm Lübke in Stuttgart.

forderte, daß er sich's beugehen ließ, verschiedene Arbeiten über den deutschen Meister zur veröffentlichen, in denen er das Unerhörte wagte, Denkmale ans Licht zu ziehen, die sogar der Kunde seines Rivalen entgangen waren. Ich erwähne dies Alles nur, um zu zeigen, daß man von Professor Thausing, der so eifersüchtig auf seinen eigenen Ruhm ist, offenbar nicht verlangen darf, daß auch er die Verdienste Anderer unparteiisch anerkenne. Und doch giebt es nichts Armseligeres im wissenschaftlichen Leben, als diese Engherzigkeit des Sinnes, die den Horizont abschließt gegen die freudige Theilnahme an Allem, was in frischem Ringen und vielseitigem Schaffen die Erkenntniß zu mehren, die geistigen Güter der Menschheit zu vervollkommen bestrebt ist. Selbst bei einem erklärten Gegner oder Feinde sollte man doch das Persönliche abtrennen und zu einer aufrichtigen Würdigung seiner positiven Leistungen sich erheben können. Aber das scheint freilich nicht Jedermanns Sache zu sein. Neidlose Anerkennung wird in unseren Tagen immer seltener.

Nach jenem Vorgänge konnte mich's nicht weiter Wunder nehmen, daß kürzlich in den Graphischen Künsten (Jahrg. IV, Heft 2, S. 43 ff.) bei einer Besprechung von Leon Palustris Werk über die französische Renaissance ebenfalls mein Buch als gar nicht vorhanden todtesgeschwiegen wird. Auch dieser Kritiker hat die kindliche Freude, erst jetzt aus dem Prachtwerk des französischen Autors alles Das zu lernen, was er bereits vor zwölf Jahren aus dem Buche des deutschen Schriftstellers hätte erfahren können. Recht bezeichnend sind diese Vorgänge für unsere deutsche Art, das Einheimische zu Gunsten des Fremden zurückzusetzen. Ich würde indeß diese Dinge mit keinem Worte berührt haben, wenn nicht eben bei Gelegenheit des Werks von Palustre in deutschen Blättern meines Buches nach anderer Seite hin gedacht worden wäre. Der französische Autor hat nämlich bei Besprechung des sogenannten Uaison äe ?iÄNyoiß I. zu Paris Veranlassung genommen, ausführlich gegen meine Beschreibung und Darstellung dieses Denkmals zu Polemisiren und den Nachweis zu führen, daß ich die ursprünglichen Theile von den bei der modernen Restauration und Umgestaltung hinzugesetzten nicht unterschieden hatte. Auf diese Stelle haben einige, offenbar um meinen literarisch-wissenschaftlichen Ruf zärtlich besorgte deutsche Journalisten sofort in etlichen Zeitungsartikeln hingewiesen und dabei die Erwartung ausgesprochen, daß ich diese Beschuldigung nicht auf mir fitzen lassen würde. Diesen liebevollen Erwartungen vermag ich leider nicht zu entsprechen, erkläre vielmehr ohne Umschweif und Zögern, daß Herr Palustre ganz Recht hat, und daß ich mich in der That geirrt habe. Es ist mir nie eingefallen, für mich Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen, vielmehr wende ich ohne Zagen auch auf mich das Wort des Dichters an: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt.“ Wer nie gestiebt, wer nie Etwas schaffend hingestellt hat, der mag sich in die Unfehlbarkeitstoga jener Pharisäer hüllen, die eben deshalb auch nie geirrt haben. Wer aber eine solche Menge neuer That»

Zur französischen Renaissance. 69

fachen für die Wissenschaft ans Licht zu ziehen bemüht war, wie sie z. B. in meiner Geschichte der französischen und mehr noch der deutschen Renaissance vorliegen, der braucht nicht zu erröthen, wenn er auch einmal dem allgemeinen Menschenloos des Irrens seinen Tribut gezollt hat. Nur ein krampfhaft festgehaltener, nicht ein freimüthig eingestandener Irrthum entehrt den Forscher. In jenem besonderen Falle war ich noch nicht in der Lage, eine zwei Jahre nach Abfassung meines Buches in der Rsvri«
<1s 1'iu-ctüteorlirs von 1870 erschienene Arbeit über die ursprüngliche Form jenes Hauses Franz des Eisten benutzen zu können. Gleichwohl war mir (S. 164 meines Buches) das Auffallende nicht entgangen, baß sich die Flllyade des kleinen Baues „von allen übrigen jener Zeit wesentlich unterscheidet," aber ich war nicht scharfblickend genug, aus dieser richtigen Wahrnehmung die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Zu meiner Entschuldigung muß ich sagen, daß ich damals im Beginn meiner Studien über die französische Renaissance stand, und daß ich bei gemessener Zeit meines Aufenthaltes mich nicht in der günstigen Lage des einheimischen Forschers befand, der in aller Gemächlichkeit das Monument oftmaligen Untersuchungen unterwerfen und sich dabei des ganzen vorliegenden historisch-kritischen Materials bedienen konnte.

Habe ich also meinen Irrthum eingestanden, so darf ich wohl darauf hinweisen, wie dieser Vorgang abermals ungemein bezeichnend für die bei uns herrschenden literarischen Zustände ist. Ein französischer Autor darf auf unsre Nachsicht rechnen, wenn er eine deutsche Arbeit über ein französisches Thema in dem, was sie etwa Verdienstliches enthält, ignorirt und nur da ihrer erwähnt, wo er dem deutschen Verfasser einen Fehler nachweisen kann. Aber von unseren einheimischen Kritikern dürfte man doch wohl so viel Unparteilichkeit erwarten, daß sie dem Landsmann Gerechtigkeit widerfahren ließen, nicht ausschließlich einen Irrthum betonten und das von ihm positiv Geleistete mit Stillschweigen übergingen.

Dürfte man? Nein, das darf man offenbar nicht. —

II-

Noch diese Dinge sind unerheblich gegenüber der erfreulichen Thatsache, daß seit einigen Jahren die Beschäftigung mit der französischen Renaissance einen glänzenden Aufschwung genommen hat. Palustre's Werk, von welchem bis jetzt sechs reichhaltige Lieferungen vorliegen, ist so umfassend geplant und nach wissenschaftlicher wie künstlerischer Seite so gediegen behandelt, daß hier die höchsten Anforderungen erfüllt werden. Die Pracht der Ausstattung, bei welcher der malerische Reiz der zahlreichen Radirungen die erste Rolle spielt, ist eine solche, wie nur Frankreich sie derartigen Werken geben kann. Die Einheit und Geschlossenheit, die Concentration, welche allen französischen Werken zu Gute kommt, wird wie immer durch den Umstand aufs Höchste gesteigert, daß die französische Literatur ihr Absatzgebiet in der ganzen Welt

70 —- Wilhelm Iibke in Stuttgart.

hat, was bei der deutschen niemals auch nur annähernd in ähnlichem Maße der Fall sein wird. Man kann in dieser Hinsicht keinen schlagenderen, leinen bezeichnenderen Gegensatz denken, als das Ortwein'sche Sammelwerk über die deutsche Renaissance, das bei ungleich größerem Reichthum, ungleich vielseitigerer Fülle des Inhalts in der Formgebung, Darstellung, gesammten Erscheinung so tief unter dem Franzosen steht, wie der Handwertsbursche unter dem feinen Salonherrn. Aber was hat der Handwertsbursche Alles in seinem Tornister! Andererseits darf denn auch nicht verschwiegen werden, daß Palustris prächtiges Werk mehr das malerische Moment betont und strenge architektonische Aufnahmen in Grundrissen, Durchschnitten, constructiven und decorativcn Einzelheiten vermissen läßt.

Angesichts dieser gesteigerten Antheilnahme, welche die französische Renaissance seit einiger Zeit also erfährt, vermochte ich dem Drange nicht zu widerstehen, nieine Anschauungen von den Denkmälern Frankreichs zu erweitern und namentlich diejenigen Theile des Landes kennen zu lernen, mit welchen ich durch Autopsie noch nicht vertraut geworden war. Daher jene vor Kurzem unternommene Reise durch den Süden. Diese Fahrt bewegte sich auf der Linie einerseits zwischen Marseille und Lyon, andererseits zwischen Montpellier, Toulouse, Clermont-Ferrand, Lyon mit der Rückzugslinie Nourg, Besanyon, Belfort. Aus diesem weitgedehnten Gebiete waren mir bedeutendere Denkmäler der Renaissance nur in Toulouse (und etwa Narbonne) durch ältere französische Publicationen bekannt geworden. Es galt nicht allein, diese nun selbst in Augenschein zu nehmen, sondern auch zu untersuchen, was etwa sonst noch der Süden an derartigen Leistungen besitze.

Die Antwort auf diese Frage ist nun allerdings ziemlich dürftig ausgefallen, und wenn die Reise mir nicht die reichsten Anschauungen zugleich über die antiken und mittelalterlichen Denkmäler, die beide in jenen Gegenden so hochbedeutend sind, gewährt hätte, so dürfte das positive Ergebniß für jenen besonderen Studienzweck als ein nicht allzu wrthvolles bezeichnet weiden. Allein der Forscher muß sehr häufig bei derartigen Entdeckungsreisen — wenn der Ausdruck gestattet ist — auch mit einem negativen Resultat sich begnügen, da auch ein solches für die historische Betrachtung mit vollem Recht seine Verwerthung verlangt. Im vorliegenden Falle wird durch dasselbe erhärtet und erweitert, was sich mir als Ergebniß der Betrachtung schon früher bei der Geschichte der französischen Renaissance herausgestellt hatte.-daß diese durchaus, ja fast ausschließlich Hofkunst ist, die ihr Gepräge durch die Fürsten und den hohen Adel erhielt, während in Deutschland der neue Stil als Ausdruck der Gesinnungen des ganzen Volkes aus den bürgerlichen Kreisen der Künstler herauswächst und in kurzer Zeit die mächtige Signatur einer voltsthümlichen Kunstweise gewinnt. Ist daher in Frankreich die Renaissance eine aristokratische Schöpfung, so haflct ihr dagegen in Deutschland ein demokratischer Zug an. Daher finden wir die formale Durchbildung

Zur französischen Renaissance. ?^
dort ungleich höher, feiner, anmuthiger, während bei uns in Teutschland, wie fast immer in unserer Entwicklung, eine gewisse Ungeschlachtheit der Naturanlage uns gar zu oft die letzte Vollendung, den höchsten Formenreiz versagt. Aber wenn man das Augenmerk auf die angeborene Fülle schöpferischer Gedanken, origineller, eigenthümlicher Conceptionen wendet, wie hoch steht dann die deutsche Renaissance an Fülle und Tiefsinn über den Gebilden der französischen Schwestertunst! Und so war es immer, seit den Tagen der alten Flandrer bis auf die heutige Zeit, bei uns in Teutschland. Wer wird nicht die technische Ueberlegenheit der van Eyck'schen Malerschule über die gleichzeitigen deutschen Schulen bereitwillig anerkennen! Aber wer wird nicht zugleich zugestehen, daß die größere Tiefe, Kraft, Fülle und Innigkeit trotz des geringeren technischen Geschicks bei unfern Meistern des 15. Jahrhunderts zu finden ist! Vollends für die eigentliche Renaissance des 16. Jahrhunderts, wie hoch fleht da, selbst wenn wir unsre großen Maler und Bildhauer, unsere Türer, Holbein, Burgtmaier, Bischoff, Kraft, Syrlin und wie sie alle heißen, ganz aus dem Spiele lassen, wenn wir nur die Architektur sammt den decorativen Künsten in's Auge fassen, die deutsche Kunst über ihrer französifchen Rivalin! Gewiß ist unsre Renaissance nicht so reich an großen glänzenden Prachtbauten ersten Ranges wie die französische; gewiß ist es ihr nur in bedingtem Maße zu Theil geworden, ihre Schöpfungen mit jener Feinheit durchzubilden, wie es jener von der Hofgunst des mächtigsten Königthums getragenen Kunst gelang: aber dafür verkümmert die französische Renaissance. überall da sofort, wo ihr jene Gunst der vornehmen Gesellschaftskreise fehlt, und selbst wo sie für bürgerliche Aufgaben in Anspruch genommen wird, ist es nur ein Abglanz der höfischen Kunst, der uns entgegenstrahlt. Mit welcher Lust dagegen hat Teutschland gerade in den bürgerlichen Lebenstreisen die Renaissance gehegt und gepflegt! War die neue Kunst dock, genährt durch die humanistischen Studien, mächtig gefördert durch den großen reformatorischen Zug, der auf Erneuerung des ganzen Lebens hindrängte, aus ihrem Schooße hervorgegangen; wie hätte man nicht mit voller Hingebung und mit allen Kräften sich ihr widmen sollen! Und dabei verschloß man sich keineswegs den vielfachsten Anregungen, die überallher bei uns eindringen; ließ italienische, französische, flandrische und holländische Formgebung auf sich einwirken, berief sogar vielfach fremde Künstler aus dem Süden wie aus dem Nordwesten, oder gab ihnen ansehnliche Aufträge, ohne daß diese vielfachen Einwirkungen den nationalen Charakter unserer Renaissance irgend geschädigt hätten, denn wenn wir auch, namentlich im Anfang, einzelne Gebilde fremder Kunst auf unjerem Boden entstehen sehen, wie die Residenz in Landshut oder das Bethelien in Prag: schließlich ist doch der nationale Geist so mächtig, daß im freudigen Wettstreit aller Kräfte, aller Lebenstreise, aller Stämme eine völlig eigenartige Kunst aus all' dem gewaltigen Ringen sich entfaltet. Und was noch mehr ist: diese Kunst bleibt nicht auf einzelne bevorzugte Punkte beschränkt, vielmehr verbreitet sie

72 Wilhelm Lübke in Stuttgart.

sich mit merkwürdiger Expansionskraft über alle Gebiete gleichmäßig, dringt vom Fuß der Alpen bis zu den entlegensten Gestaden der Nordsee, von den westlichsten Grenzländern bis zu den Küsten des baltischen Meeres und bringt Tausende von Werken hervor, die, wenn man z. N. nur die Epitaphien zählen wollte, eine ganze große Kunstwelt für sich darstellen. Wie ganz anders in Frankreich! Dort ist es nur die Sonne der Hofgunst, in welcher die Renaissance mit ihrer ganzen Ueppigkeit, geistreichen Feinheit und Grazie sich entwickelt. Mit Recht grenzen daher die Franzosen die einzelnen Epochen in der Geschichte dieser Kunst nach den Regierungszeiten ihrer Könige ab. Vornehmlich ist es, wie allbekannt, die Zeit Franz I., welche ihre schönste Entfaltung sieht, und die zahlreichen königlichen Schlösser sind es, in denen sie zur Herrschaft kommt. Daher hat man den Sitz dieser Kunst in den mittleren Gegenden des Landes aufzusuchen, und die Ufer der Loire und ihrer Nebenflüsse sind noch jetzt mit den köstlichsten Perlen der französischen Frührenaissance geschmückt. Außerdem ist dann der Wetteifer der Großen des Hofes, des hohen Adels und der Kirchenfürsten, ein treibendes Element in der Entwicklung dieser Kunst geworden. Ihre eigentliche Schöpferin«
traft entfaltet sie demnach in den zahlreichen und mannichfachen Schloßbauten, bei welchen man mit Interesse wahrnimmt, wie die socialen Zustände des Landes sich in einer Architektur spiegeln, deren Grundlage noch die Elemente des mittelalterlichen Feudalschlusses bilden, mit welchen sich zuerst die Formen des neuen Stils äußerlich verbinden, um allmählich tiefer einzudringen und in den daraus sich gestaltenden Bauten den Ausdruck eines neuen Lebenszustandes, einer auf Pracht, Genuß und künstlerisches Behagen ausgehenden Existenz zu erreichen.

Neben den Schlössern sind es dann vereinzelte, meist kleinere kirchliche Werke, Capellen oder auch Kirchenfassaden, Portale und dergleichen, an denen die neue Kunst besondere Prunkstücke hinstellt, die freilich durch Reiz und Fülle der Formen die meisten früheren Werke, namentlich die Arbeiten der spätesten Gothik, zu überbieten suchen. Doch fühlt sich diese gerade im letzten Stadium der Entwicklung nicht selten aufgelegt, den ihr von der Renaissance hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen, und wenn man Monumente wie die Kirche von Brou mit ihren herrlichen, im Wesentlichen noch der Gothik angehörenden Grabdenkmälern ins Auge faßt, so muß man gestehen, daß ihre überströmende Kraft und Ueppigkeit keine Spur von einer „absterbenden“, dem Untergange geweihten Kunst erkennen läßt.

Zieht man nun aber die Summe dieser Werte, so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sie wohl für einzelne Gegenden, zu denen auch die Normandie und die nordöstlichen flandrischen Provinzen gehören, eine gewisse Intensität der Kunstblüthe darstellen, daß aber neben diesen doch immer sporadischen Blüten einer aristokratischen Kunstpflege die große Masse des Volkes, die breiten und tiefen Schichten des Bürgerthums, die in Deutschland einen so ausdrucksvollen Antheil an der Bewegung nahmen, nirgends

Zur französischen Renaissance. ^-— ?2
in dieser Kunst zu einem einigermaßen entsprechenden Ausdruck kommen. Es ist als hätten wir nur ein Concert von einzelnen, allerdings vorzüglichen, hoch hervorragenden Kammermusikern, zum Ergötzen für eine exclusive, im Kunstsybaritismus schwelgende Gesellschaft veranstaltet: aber die großen, mächtigen Massen des Volksgesanges, die gewaltigen, auf dem Strom eines großen Orchesters dahinbrausenden Chöre, in denen sich die tiefe Erregung der gesummtten Volksseele zum Ausdruck drängt — alles das, was in der deutschen Renaissance tausendstimmig emporsteigt, das fehlt in der französischen Renaissance. In Frankreich hatte der Vollsgeist in der Kunst des gothischen Stils sich mit ganzer Macht und Innerlichkeit ausgesprochen: die Renaissance ließ er im Wesentlichen theilnahmlos über sich ergehen.

III.
Solche Wahrnehmungen fanden, wie gesagt, auf meiner Reise durch den Süden nicht bloß Bestätigung, sondern sogar Verschärfung. Um so auffallender muß diese Thatsache erscheinen, wenn man sie mit der reichen Kunstblüthe vergleicht, welche in jenen Gegenden schon in antiker Zeit, dann aber durch das ganze Mittelalter von der altchristlichen Epoche bis in die spätgothische geherrscht hat. Schon die weltbekannten antiken Denkmäler von Alles, Nimes, Orange, S. Rsmv bis nach Bcsan<?on hin stellen uns eine erstaunliche Intensität und Triebkraft der classischen Kunst in jenen Ländern vor Augen. Imposantere Monumente als das Theater von Orange, die Arenen von Nimes und Arles, kühnere als der ?ont an Oarä, reichere und elegantere als das Theater von Arles, die Raison (luarrös von Nimes, die Triumphbogen von Orange und S. N6my weist selbst Italien nicht auf. Und welche Fülle plastischer Werte überrascht uns in den Museen zu Marseille und Arles und an so manchen anderen Punkten! Mit welchem Eifer und Erfolg tritt dann in altchristlicher Zeit die Sculptur in die Fußstapfen der antiken! Welche Reihe prachtvoller Sarkophage aus den eisten christlichen Jahrhunderten, an Reichthum und Mannigfaltigkeit des bildnerischen Schmuckes selbst mit denen des lateranischen Museums wetteifernd, begegnen uns hier auf Schritt und Tritt. Und endlich kann man nirgends das Herauswachsen der mittelalterlich-romanischen Kunst aus der antiken durch Vermittlung der altchristlichcn so deutlich verfolgen wie gerade in jenen Gegenden, da bekanntlich in Rom diese Stufe der Entwicklung vollständig fehlt. Nie bilderreichen Fayaden von St. Trophime in Arles und von S. Gilles zeigen directe Studien nach jenen Sartophagreliefs, die wir jetzt noch dort im Museum antreffen; die cannelirtcn Pilaster an der Vorhalle des Domes zu Avignon, in den Kreuzgängen von S. Trophime und von Montmajour (um nur einige wenige herauszuheben) sind getreue Nachahmungen classischer Vorbilder; aber am schlagendsten vielleicht gezeugt die Fllyade der wenig beachteten Kathedrale von Nimes den tiefen Eindruck, welchen das elegante Giebelfeld der Nai,,ou ciuarrü« auf einen Künstler des

H Wilhelm Lübke in Stuttgart, zwölften Jahrhunderts gemacht hat. Denn an diesem Bau, über den ich nirgends eine Notiz gefunden, sieht man einen dem antiken Monumente nachgebildeten Tempelgiebel, der bei aller Nachahmung doch die originellsten Abweichungen aufweist. Ein mächtiges Consolengesims begleitet die Giebelinie, dessen Consolcn den antiken Atlantes zeigen, dazwischen prächtige Rosetten, dies alles der Antike getreulich und mit nicht geringer Meißelgewandtheit nachsculptirt, Aehnliche Rosetten wiederholen sich unter dem Gesimse, dessen ganze Fläche mit einem von Blumen durchwirkten Bandornament — dieses schon ganz eigenartig — geschmückt ist. Das Horizontalgesims zeigt davon wieder ganz andere Behandlung: lauter prächtige Löwenköpfe, den antiken Traufrinnen nachgeahmt, wechseln mit einzelnen schön gezeichneten Akanthusblättern, frei im Charakter einer antiken Sima. Darunter zieht sich ein Fries von alttestamentlichen Szenen hin, mit der Schöpfungsgeschichte beginnend, in der Behandlung durchaus den altchristlichen Sarkophagieliess entsprechend. Nirgends sieht man so vollständig wie an diesem merkwürdigen Tympanon das Herauswachsen der romanisch-mittelalterlichen Kunst aus der Antike.

Nicht minder glänzend hat dann das spätere Mittelalter sich hier in Kunstschöpfungen bethätigt; nicht blos daß die Gothik auf der Höhe ihres Siegeszugcs selbst den widerstrebenden Süden bezwungen und so glanzvolle Monumente errichtete wie die Kathedralen von Narbonne und Clermont-Ferrand, so originelle wie den Chor der Kathedrale von Carcassonne, so durchaus eigenartige wie die Kathedrale von Ampièr hervorgebracht hat, sondern daß namentlich der Burgen- und Befestigungsbau in einer Reihe gewaltigster Denkmale, wie der Papstburg zu Avignon, dem Schloß König René's zu Tarascon, den riesigen, noch unversehrt dastehenden Mauern von Avignon, Carcassonne, les Vaux und Aiguës Mortes, für das Studium der mittelalterlichen Kriegsarchitektur unvergleichliche Beispiele bieten.

Gegenüber diesem unerschöpflichen Reichthum ist es dann sät verblüffend, wie nun die Epoche der Renaissance sich auf diesem weiten Gebiete darstellt. Besonders macht diese Epoche einen niederschlagenden Eindruck, wenn man etwa ans Italien kommt, wo von jeher der Kunstgeist so tief dem ganzen Volke eingeboren war, daß bis in die verstecktesten und entlegensten Winkel hinein Alles von künstlerischen Schöpfungen angefüllt ist. Man vergleiche doch die drei mächtigen Seehandelsplätze des Südens, Venedig, Genua und Marseille! Während in Venedig von Anbeginn seines Entstehens bis zu seinem politischen Untergänge eine selbständige Kunst unablässig mit zauberhafter Schöpferkraft ihre Wunderblüthe hervorgeliebt hat, während in Genua wenigstens in der Epoche der Renaissance eine herrliche Architektur der Stadt ihr vornehmeres Gepräge aufzudrücken wußte, irrt der Fuß des Forschers vergeblich durch das Gewirr der Straßen und Gassen des alten Marseille, um irgend eine Spur selbständiger Kunstübung aus jener Epoche zu erfassen. Nichts, kein kirchliches, kein profanes Tympanon, nicht einmal ein bescheidenes Hausportal

Zur französischen Renaissance. 75
der Renaissance, wie ich deren doch sogar in dem armseligen Monaco nicht weniger als drei, wenn auch keineswegs bedeutende, gefunden habe! Gewiß, dem heutigen Marseille fehlt es nicht an großartigen Anlagen und stattlichen Bauten; sein Hafen allein ist ein Wunder gewaltigsten Unternehmungsgeistes; unter seinen monumentalen Bauten darf die Notre-dame-de-la-Faute mit ihrer kühnen Silhouette, noch mehr aber das imposante Hôtel de Ville mit seinen prächtigen Escaden und seinen schönen Sälen für die künstlerischen und naturhistorischen Sammlungen mit Ruhm genannt werden; aber das kann uns doch nicht den völligen Mangel an Monumenten der Renaissance (und mit Ausnahme der unbedeutenden Kirche St. Victor auch des Mittelalters!) vergessen machen. Wie soll man sich diese Armuth der von jeher reichen und mächtigen Stadt erklären? War es der Umstand, daß sie seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Frankreich einverleibt wurde und keine Selbständigkeit des Culturlebens zu entwickeln vermochte? oder war es die ausschließliche Herrschaft des kaufmännischen Geistes? — aber dieser hatte doch die italienischen Schwesterstädte niemals abgehalten, sich zu einer hohen Kunstpflege zu erheben!

Wie dem nun auch sei: Thatsache ist, daß dieselbe befremdende Wahrnehmung im ganzen Süden Frankreichs sich in allen größeren und kleineren Städten wiederholt. Wenn man beim Durchstreifen jedes unbedeutenden italienischen Nestes durch Zeugnisse eines selbständigen Kunstlebens erfreut und erfrischt wird, so hat es für den Wanderer etwas Niederdrückendes, durch anderthalb Dutzend französische Städte kreuz und quer umher zu irren, das entsetzliche Kieselpflaster namentlich der kleineren südfranzösischen Städte zu erdulden, und für all diese Strapazen so wenig belohnt zu werden. Die bürgerliche Architektur dieser Städte, so weit sie nicht etwa prunkvollen modernen Erneuerungen angehört, ist von einer Monotonie, Nüchternheit und Charakterlosigkeit, die sich an Straßen, Gäßchen und öffentlichen Plätzen überall gleich bleibt. Wie würde man erquickt aufathmen, wenn wenigstens dann und wann ein stattliches Haus des Barock oder ein zierliches der Rococozeit sich dem enttäuschten Auge darböte. Aber auch davon ist kaum irgendwo die Rede. Die einzige Ausnahme macht Toulouse. Hier hat die Renaissance Spuren einer selbständigen Blüthe hinterlassen. Es ist daher nicht mehr als billig, wenn ich mit dieser hochbedeutenden Hauptstadt des Languedoc beginne.

Toulouse gehört schon durch die Schönheit seiner Lage zu den anziehendsten Städten Frankreichs. Der Kern der Stadt schmiegt sich in einem großen Halbkreis an den breiten Strom der Garonne, die in prächtiger Biegung von Süden nach Nordwest strömend, in raschem Lauf ihr klares Alpengewässer dahinwälzt. Steht man auf einer der beiden Brücken, welche die Stadt mit der Vorstadt St. Cyprien verbinden, so schließen die schneebedeckten Spitzen der Pyrenäen das reiche landschaftliche Bild aufs Prächtigste ab. Ein Kranz breiter Alleen, Boulevards und öffentlicher Plätze, wie

76 Wilhelm Lübke in Stuttgart.

überall, selbst in den kleinsten Städten Südfrankreichs, mit herrlichen Platanen bepflanzt, trennt die mittelalterliche Stadt von den Vorstädten. Anziehender für uns wird aber Touloufe durch eine ansehnliche Zahl mittelalterlicher Monumente, die mit ihren rothen Ziegelmassen überall die Silhouette beherrschen. Es ist der Backstein, der hier weithin in dem fruchtbaren Flachlande, das sich am Fuß der Pyrenäen ausbreitet, den Charakter des mittelalterlichen Kirchenbaues bestimmt. Bezeichnend sind namentlich die mächtigen Glockenthürme, wie sie bei den Kirchen von St. Sernin, der Dalbade, der Iacobiner und dem ehemaligen Augustiner-Kloster in überaus origineller Weise sich gestalten. Denn die Architekten haben hier schon früh in resoluter Weise bei den Schallöffnungen auf jede Nogenform verzichtet und die Oeffnungen durch gleichschenklige Dreiecke abgeschlossen, wodurch sie der Notwendigkeit entgingen, sich auf die Herstellung von Formsteinen einzulassen. Man kann nicht rationeller, sparsamer und zweckmäßiger die Formen des Hausteins in Backstein übersetzen. Dabei ist es namentlich bei dem riesigen Ccn tralthurm von St. Seinin interessant zu beobachten, wie in den unteren Geschossen der romanische Rundbogen noch herrscht und erst in den oberen diese spätere Vereinfachung der Construction zur Geltung kommt. Alle diese Thürme haben etwas Festungsartiges und sind offenbar als Warten und zur Verteidigung errichtet. Dies Festungsartige tritt noch entschiedener bei der Composition mehrerer Fahnden, so bei der Iacobinerkirche und der Dalbade, aber auch bei der Kirche S. Nicolas in der Vorstadt St. Cyprien markant hervor. Auch in Albi weiden wir dieselbe Tendenz sowohl an der Kathedrale wie an S. Saldi kennen lernen. In diesem merkwürdigen Zwitterwesen, das die kirchlichen Denkmäler zugleich als militärische erscheinen laßt, ist ein Nachhall der furchtbaren Katastrophen der Albigenserkriege zu spüren. Fast alle nach jenen Zeiten dort errichteten Kirchen tragen dasselbe Gepräge kriegesischen Trotzes. Aber auch sonst bieten die Kirchen der Stadt manches Merkwürdige. Vor Allem tritt schon in dem Schiff der Kathedrale, welches der spätromanischen Zeit angehört, die dem Süden eigenthümliche Tendenz nach mächtigen einschiffigen Räumen hervor. Es ist ein Raum von etwa sechzig Fuß Breite, mit niedrigen Kreuzgewölben in Form schwerer Spitzbogen des Uebergangsstils auf breiten Gurten überdeckt. Der Raum wirkt dadurch noch auffallender, daß man an ihn später, etwa seit dem 14. Jahrhundert, einen riesigen gothischen Chor mit Umgang und einem Kranz von 1? Capellen anfügte, der aber nordwärts soweit aus der Axe des alten Baues herausgerückt ist, daß das Gewölbe des ungeheuer hohen Mittelschiffs durch die nördliche Langhauswand halbirt wird. Als man in hochfliegendem Eifer diesen gigantischen Chorbau begann, hatte man keine Ahnung, daß das Unternehmen später durch die Kriegsunruhen zum Stillstand kommen und dadurch für die späteren Zeiten ein Zustand von fast unerträglicher Mißgestalt herbei geführt werden würde. Um dieser grotesken Unregelmäßigkeit die Krone aufzusetzen, wurde

Zur französischen Renaissance.??

schließlich die Fassade mit einem schief angelegten Portal ausgestattet und erhielt in dem einzigen ausgebauten Thurm ein kolossales Fragezeichen, welches mitten zwischen dem alten Schiffbau und dem gothischen Chor seine fast brutalen Massen rücksichtslos gen Himmel streckt.

Der hier im Langhaus der Kathedrale vielleicht zuerst in bedeutenderen Verhältnissen aufgetretene einschiffige Bau wurde sodann später in diesen Gegenden öfter mit Vorliebe angewandt. So zunächst in der Kirche von Ani, einem gothischen Gewölbebau, ähnlich der Kathedrale noch ohne begleitende Capellen angelegt; nur am Querschiff (so darf man die beiden dem Chorumgränzenden breiten Gewölboche bezeichnen) sind niedrige Capellen angebracht; der Chor selbst aber besteht wunderlicher Weise aus zwei Polygonen Zwillingsapsiden, die durch einen Zwischenbau verbunden sind; eine höchst originelle Anordnung. So ferner in der eleganten gothischen Kirche der Franziskaner (Coulisi-8) mit durchgebildetem Capellensysteme. So endlich in der prächtigen Kirche der Talbadc, einem höchst gewaltig wirkenden Raum von etwa 60 Fuß Spannweite, in der Anlage noch frühgothisch, aber im 15. Jahrhundert mit eleganten Steingewölben ausgestattet, die sich auch über den fünfseitigen Chor fortziehen. Zwischen die Strebebögen sind Capellen eingebaut, über welchen an der Südseite sich ein Emporengeschoß hinzieht. Es ist dieselbe Anordnung, welche in der Kathedrale von Ani ihre höchste Ausbildung erreichen sollte. Die Fassade der Talbadc erhielt zur Zeit Franz I. eines der prächtigsten Portale in den üppigen Formen der Frührenaissance, von welchem ich in meinem Buche bereits berichtet habe. Das ungeheure Bogenfeld, ehemals leer und durch zwei kleine ovale Fenster häßlich durchbrochen, hat in jüngster Zeit durch einen einheimischen Künstler ein großes farbiges Terracottarelief der Krönung der Madonna erhalten, welches in trefflicher Weise den Stil der Lombarde nachahmt.

Beiläufig mag erwähnt werden, daß diese Kirche der Ausgangspunkt des entsetzlichen Albigenserkrieges war, denn hier sah zur Vespertagszeit das fanatlierte Volk an den Wänden weiße Kreuze, deren größtes zum Portal hinausschwebte, um den blutigen Schlichter Simon von Montfort als den Führer des Kreuzzuges zu bezeichnen.

Da ich einmal von eigenthümlichen Grundrißbildungen spreche, so möge noch der Jacobinerkirche gedacht sein, als eines der bedeutendsten zweischiffigen Gebäude des Mittelalters. Es ist ein hoher, mächtig wirkender Raum, durch sieben schlanke Rundbögen in zwei gleich hohe und gleich breite Schiffe getheilt, von je 30 Fuß Spannweite. Schlanke gothische Kreuzgewölbe auf kräftig gebildeten Nippen bedecken den imposanten Raum; der Polygonale Chorschluss aber entfaltet sich mit einem reichen Sterngewölbe, dessen Nippen von der letzten Mittelsäule aufsteigen, und in ihrem schlanken Aufschließen jenen prächtigen Eindruck hervorrufen, den die palmenartigen Gewölbe englischer Capitelhäuser, oder um näherliegende Beispiele zu erwähnen, die herrlichen Gewölbe der Remter in Marienburg und des Artushofes in

78 Wilhelm tiibke in Stuttgart,
Danzig gewähren. Auch hier waren ehemals Capellen zwischen den Strebe-
pfeilern eingebaut, die nur noch am Chor erhalten sind. Der achteckige
Thurm dieser Kirche, ebenfalls in Backstein ausgeführt, gehört zu den
schönsten der Stadt.
Gegenüber diesen vereinfachten Grundrißanlagen bietet sodann St. Sernin
bekanntlich eines der großartigsten Beispiele mehrschiffiger romanischer An-
lagen, denn neben dem Dom zu Pisa und der in der Revolution zerstörten
Abteikirche von Cluny ist es der einzige fünfschiffige Vau, den die romanische
Epoche hervorgebracht hat, noch bereichert durch ein dreischiffiges Querhaus
mit vier Apsiden, wozu noch am Chor ein Umgang mit fünf weiteren
Apsiden sich gesellt. Ein gewaltig aufstrebender Centralthurm schließt
diese mächtige Anlag? auf's Wirkungsvollste ab. Im Innern kommt be-
kanntlich das südfranzösische Tonnengewölbsystem zu seiner großartigsten
Entfaltung. Auffallend aber ist besonders das außerordentlich kühne Höhen-
verhältniß des Innen:, das in mancher Beziehung an den kaum minder
gewaltigen Dom zu Mainz erinnert. An dieser Kirche hat nun die Früh-
renaissance, ähnlich wie an der Dalbade ein besonderes Prachtstück in dem
eleganten Portal hingestellt, welches in einigem Abstände dein älteren Portal
des südlichen Seitenschiffs vorgesetzt ist. In marmorartigem Kaltstein aus-
geführt, ist es eine der zierlichsten Compositionen aus der Zeit Franz I.
Eine hohe Bogenpforte ruht auf fein gegliederten Rahmenpilastern und wird
von einem System vorspringender Pfeiler mit vortretenden fchlanken Säulchen
eingefaßt, deren Schaft gegürtet und in den oberen Theilen mit den subtilsten
Ornamenten gleichsam überhaucht ist. In den Bogenzwickeln sieht man
Medaillons mit zerstörten Füllungen, in dem Frieze und dem hohen Bogen-
felde, welches unter einem einfachen Giebel das Ganze abschließt, breiten
sich die zartesten Laubrmiken aus. Dieses schöne Portal wird gleich
allen übrigen dortigen Arbeiten aus jener Epoche einem trefflichen ein-
heimischen Künstler Nicolas Bachelicr zugeschrieben. Natürlich wird auch
das Portal der Talbade auf ihn zurückgeführt.
Alle diese und noch manche andere mittelalterliche Kirchen verleihen
der prächtigen Stadt ein stolzes, historisch monumentales Gepräge. Dazu
kommen aber noch zahlreiche Profanbauten, welche sämmtlich den verschiedenen
Epochen der Nenaissance von ihrem ersten Beginn bis zu ihrer üppigsten,
schon zum Barocken neigenden Ausbildung angehören. Was ich von
diesen Werken nach früheren Publicationeu in meinem Buche bereits besprochen
habe, will ich hier nur flüchtig berühren; anderes aber ist als Ergebniß
neuerer Studien ausführlicher hervorzuheben. Zu den frühesten dieser Bauten
gehört das ehemalige Jesuitencollegium in der lius cisz Lalanoss. Die
Fayade, gleich den meisten älteren Bauten dort, in Backstein ausgeführt,
trägt im Wesentlichen noch mittelalterliches Gepräge. Das gilt namentlich
von den Fenstern mit ihren Kreuzstäben und deren spätgothischen Profilirungen
und Durchschneidungen. Das gilt auch vom Portal, dessen flacher Nund-

Jui französische,, Renaissance. 79

bogen summt der höchst wunderlichen Bekrunung von Fialen und häßlich geschweiffter Bogeneinfassung den Bankerott des gothischen Stils zu verkünden scheint. Die Renaissance wagt sich denn auch in den beiden wappenhaltenden Putten und in den Medaillons mit hübschen männlichen und weiblichen Büsten bereits hervor. Der kleine innere Hof ist von reizender Anlage, aber nur an der Eingangsseite und dem rechten Flügel alt, dies freilich allerliebste in einem noch unsicher tastenden Stile behandelt. Das Portal in der Mitte hat hübsche Rosetten in der cassettierten Wölbung. Darüber erhebt sich auf sehr flach gespannten Bögen eine dreifache obere Arcade mit zierlich durchbrochener Balustergalerie. An dem rechten Flügel spannt sich ein einziger, später ausgemauerter Flachbogen über die ganze Länge der Wand, in den Ecken von den graziösesten Candelabersäulchen eingefast. Im oberen Geschoß entwickelt sich die Architektur in ausgeprägteren Formen, mit gegürteten korinthischen Säulen, deren oberer Theil cannelirt ist. Die Fenster mit ihren Kreuzstäben sind noch mittelalterlich, im Uebrigen Alles sehr originell und pikant und durchweg in Haustein ausgeführt. Man sieht auch hier, wie an den meisten anderen Orten, daß die Renaissance den Backsteinbau zu verdrängen sucht, weil er für ihr Bedürfnis; nach feineren reicherer Formen ungenügend erscheinen mußte. Vergessen darf man übrigens dabei nicht, daß hier im Mittelalter niemals, wie etwa in Norddeutschland und Oberitalien, der Versuch gemacht worden war, einen künstlerischen Terracottastil zu begründen. Man hat hier vielmehr den Backstein immer nur für die Massen und die großen Flächen verwendet, alle Detailformen dagegen an Fenstern, Portalen, Gesimsen u. dgl. dem Haustein überlassen. Dies Verhältniß tritt nun auch während der Entwicklung der Renaissance bald wieder in sein altes Recht. So sieht man es schon an dem originellen Hütel Meynier, welches auch als *l'aison l'hdorä* bezeichnet wird, malerisch an der linc: <lu visux raißin gelegen. Man erkennt sofort zwei Epochen der Bauführung, und zwar einen älteren Theil aus der Zeit Franz I., etwa um 1515 entstanden, dem dann um 1550 eine Erweiterung in üppigen, zum Theil schon barocken Formen hinzugefügt wurde. Der ersten Epoche gehört der Hauptbau an, mit dem in der linken Ecke des Hofes noch nach mittelalterlicher Weise angeordneten Treppenthurm, der den Haupteingang enthält. Dazu kommt rechts ein kleinerer nur wenig vortretender. Höchst merkwürdig ist, daß die Eckfenster sammt ihrer Umrahmung um die Ecke herum gebrochen sind, was mehr von der kecken Naivetät als vom Stilgefühl des Meisters zeugt. Siimmtliche Fenster dieser älteren Theile sind mit feinen korinthischen Pilastern eingefast, die gleich den Friesen der Vekrönung mit den zierlichsten Ornamenten bedeckt sind. Auch die zahlreichen Medaillonbüsten über den Fenstern des Treppenhauses, sowie die reizenden Putten über dem Portal gehören derselben anmuthigen Frührenaissance. An diesen Kern baute man etwa dreißig Jahre später eine Verlängerung der beiden Flügel mit größeren, derber behandelten Fenstern, bei

«°ld und Md. xxu, «. 6

80 Wilhelm Lübke in Stuttgart.

welchen Atlanten und Karyatiden, namentlich auch Heimen mit spiralförmig gewundenen schlangenartigen Beinen an die wunderlichen Ausschweifungen des beginnenden Varocco erinnern. Aber wie dieser Stil auch mit seinem effectv ollerem Orchester den früheren zu überbieten sucht: gegen die feine Anmuth desselben vermag er doch nicht aufzukommen. Dieselbe Formgebung herrscht auch an der Straßenfayade. Der innere Hof wird durch einen gleichzeitigen niedrigen Verbindungsbau mit Arcaden auf elegant behandelten Pfeilern und Halbsäulen von der Straße getrennt. Die Vorhalle hat ein hübsch gegliedertes steinernes Tonnengewölbe.

Die classische Schöpfung der dortigen Renaissance ist aber das Hütel d'Asssatz. Hier ist unverkennbar die Einwirkung von Lescots edlem Louurc-Hof zu spüren; die spielende Heiterkeit der Frührenaissance weicht einem größeren Ernst der Formgebung und der Verhältnisse; ja, was letztere betrifft, so gehört der Hof des Hütet d'Assßzat mit seines drei Ordnungen schlanker gekuppelter Säulen — unten toskanisch, in den beiden oberen Geschossen korinthisch — zu den edelsten Bauten seiner Art. Auch die Verbindung der Fensterarchitektur mit dem Hauptsystem der Gliederung ist geradezu mustergiltig zu nennen. Auch hier bestehen alle Flächen aus einem sorgfältig behandelten Ziegelmauerwerk, während die structiven Theile aus Haustein gebildet sind. Zur malerischen Wirkung trägt in hohem Grade der stattliche Treppenthurm bei, in dessen schlankem achteckigem Aufbau das Ganze gipfelt. Als Erbauungszeit ist das Jahr 1555 angegeben.

Was sonst noch in Toulouse an Bauten der Renaissance vorkommt, bewegt sich in den Formen einer üppig zum Barocken ausartenden Spätzeit. So zunächst das HStel Catelan, das besonders durch ein prachtvolles Portal an der Straße die Aufmerksamkeit erregt. Gekuppelte korinthische Säulen mit cannelirten Schäften fassen es ein, von Karyatiden und phantastisch barocken Aufsätzen überragt. Der Eindruck ist im Ganzen schon sehr überladen. Das Innere bietet nicht viel, da zu einer stattlicheren Hofanlage entweder der Raum oder die Mittel fehlten. Man tritt zuerst in einen engen DurchgangZhof, der eine bescheidene Pilasterarchitektur zeigt. Dem zweiten größeren Hofe fehlt jede höhere architektonische Ausbildung; hübsch ist nur ein kleiner, rund heraustretender Treppenthurm, auf elegantem Trägstem mit Consolen und Festons ruhend, von Putten gehalten. Das größte Prachtstück dieses Stiles ist aber die sogenannte „Naison ä<? pioii<?“ in derselben Straße unweit der Dalbade-Kirche gelegen. Hier ist schon die Flls/ade ein Werk von bedeutendem, ja man darf sagen fast unerhörtem Aufwand, prunkvoll und überladen, aber als Eomposition schwerfällig und fast unerfreulich. Hier tritt das prahlerische System der späteren Renaissance auf, durch eine einzige kolossale Säulen» oder Pilasterstellung — hier sind es riesige korinthische Pilaster mit cannelirten Schäften — der Fa^ade eine gewisse Größe des Eindrucks zu verleihen. Während aber über den Capitälén durch das verkropfte Gebälk und einen mächtigen

Zur französischen Renaissance. 8^

Consolenfries Raum für ein oberes Geschoß gewonnen wird, vermißt man um so empfindlicher einen genügenden Unterbau, und wenn es auch kein Geringerer als Palladio gewesen ist, der das Beispiel für diese Anordnung gegeben hat, so bleibt sie darum nicht minder verwerflich. Eine Folge davon war dann die unorganische Anordnung des großen Doppelpor-
tals, das mit seinen vorgesetzten Säulen und weit herausspringendem ver-
kröpften Gesims unschön die große Pilasterordnung durchschneidet. Uebrigens ist Alles an dieser pompösen Facade gethan, was das Urtheil bestechen
konnte, denn alle Flächen sind in verschwenderischer Ueppigkeit mit einer
stark in's Kraut geschossenen Ornamentik überladen und selbst die großen
Pilaster haben in der Höhe des Erdgeschosses eine Bekleidung von Blumen
und Fruchtfestons, Trophäen, Emblemen und Masken erhalten, die im
stärksten Fortissimo dieses Stils componirt ist. Selbst die steinernen
Fensterpfosten, im Hauptgeschoß kreuzförmig angeordnet, sind in Ornamente
aufgelöst. Besonders prachtvoll sind die Wappen über den beiden Portalen,
welche paarweise von eleganten weiblichen Figuren gehalten werden: dies
Alles gleich der ganzen Ornamentik mit großer Virtuosität ausgeführt. Daß
aber der Architect dieser Fassade mehr ein blendender Decorateur als strenger
Componist war, beweist auch die schwerfällige Art, wie er über >dem weit
vorpringenden Hauptgesims das Ganze durch ^eine Reihe gerader und ge-
bogener Giebel abschließt. Endlich noch eine Bemerkung über die Forni der
Portale: anstatt mit einem Bogen schließen sie mit einer Polygon gebrochenen
Oeffnung, ein Beweis, wie sehr man damals auf Neues, Ungewöhnliches er-
picht war.

Im Innern gestaltet sich der ungefähr quadratische Hof mit breiten
Arcaden vorn und zur Linken ungemein stattlich; aber die Verhältnisse
leiden unter einer gewissen Schwere und die Formen der ionischen Pilaster,
sowie der reichen Ornamentik an barocker Ueberschwänglichkeit. Die Flächen
sind auch hier in Backstein ausgeführt. In dem rückwärts liegenden Flügel
öffnet sich in der Mitte ein prachtvolles Barockportal, von mächtigen Hermen
eingefaßt, deren Beine bis auf die Füße in jenen wunderlichen Kasten stecken,
welche in der damaligen französischen Architektur beliebt waren. Als Er-
bauungszeit des immerhin imposanten Palastes wird das Jahr 1612
angegeben.

In diese Zeit fällt nun auch der prachtvolle Hofbau des Eapitol-
Palastes. Hier wechselt nach einer in der Zeit Heinrich IV. beliebten
Weise Ziegel und Haustein in der gesammten Architektur, die durch den
Wechsel dieser bunten Schichten ein neues malerisches Element gewinnt. Be-
kanntlich war es die Regierung jenes wohlwollenden Fürsten, in welcher
besonders seit dem Edict von Nantes nach den banger Stürmen fanatischer
Religionskriege das Land endlich wieder aufathmete. Aber der öffentliche
Zustand war so tief zerrüttet, die Finanznoth so drückend, Handel und Ver-
kehr so gelähmt, daß es strenger Nüchternheit und ausdauernder Energie

82 Wilhelm liibke in Stuttgart.

bedurfte, um so schwere Schaden zu heilen. Solche Zeiten sind, wie ich schon früher ausgeführt habe, nicht dazu angethan, jene freie Stimmung zu schaffen, aus welcher die edle Nlüthe der Kunst hervorkeimt. Vergleicht man daher die Regierung Heinrich IV. mit den Zeiten Franz I. und selbst noch Heinrich II., so bekommt man den Eindruck ernster ManneZahre voll Arbeit und Mühen, die auf fröhliche Iugendtage mit ihrer Lust an den bunten Spielen der Phantasie gefolgt sind. Der Verstand, die Besonnenheit haben jetzt die Herrschaft, und während Sully die Finanzen wieder herstellt, während der König mit allem Eifer den Bürgerstand zu heben, Handel und Gewerbe zu fördern bemüht ist, muß das Schöne hinter dem Nützlichen zurücktreten.

Hält man diesen Gesichtspunkt im Auge, so wird man Schöpfungen wie die in Rede stehenden nicht unterschätzen. Die Anlage des Capitol-Hoses hat in der That in den Verhältnissen und in der Gestaltung des Einzelnen etwas Imposantes. Die beiden Portale, namentlich das Hauptportal mit dem reichen Aufbau, der die Statue des Königs trägt, gehören zu den stattlichsten Compositionen der Zeit, wenn auch der ausgebauchte Fries, der zerschnittene Giebel und manche andere Formen schon stark barock sind. Jedenvfalls haben wir es hier mit einem Künstler zu thun, der ein höheres Compositionstalent und einen bedeutenderen Sinn für Verhältnisse besaß, als der des oben besprochenen Baues. Damit ist nun aber so ziemlich erschöpft, was Toulouse an Werken der Renaissance bietet.

IV.

Was mir sonst auf meinen Streifzügen als Arbeiten der Renaissance dort vorgekommen ist, trägt durchaus das Gepräge vereinzelter zufälliger Impulse und nicht einer zusammenhängenden, mit Notwendigkeit sich entwickelnden Kunstblüthe. Ein merkwürdiges Werk indeß, welches bis jetzt bei uns zu wenig Beachtung gefunden hat, bietet die Kathedrale von Albi. Die kleine stille Stadt, einst der Ausgangspunkt der unglücklichen Albicnser, wird von Toulouse durch eine Seitenbahn in kurzer Zeit erreicht. Von Weitem schon fesselt den Blick des Heranfahrenden die gigantische Backsteinmasse der aus der grünen fruchtbaren Ebene aufragenden Kathedrale. Der Bau wurde gegen Ende des 13. Jahrhunderts recht eigentlich als Siegeszeichen der herrschenden Kirche über die niedergeworfene Ketzerei errichtet, doch währte die Ausführung des riesig angelegten Werkes bis in den Ausgang des Mittelalters, denn die prachtvolle Freitreppe mit dem offenen Porticus, welcher an der Südseite den Hauptzugang bildet, sowie die herrlichen Steinschrcmtcn des Chores, gehören der üppigsten Gothit vom Anfang des 16. Jahrhunderts, die Ausmalung des ganzen Innenraumes aber, von der ich hier zu reden habe, ist erst während der Blüthe der Renaissance erfolgt. Steht man unten am Flusse, so baut sich ein ungemein reiches und pikantes landschaftliches Bild auf. Ten Vordergrund des sanft

Zur französischen Renaissance. - 83

ansteigenden Terrains behauptet mit seinen ausgedehnten Gärten und seinen düfter aufragenden mittelalterlichen Massen der bischöfliche Palast, ein völlig erhaltenes Werk der gothischen Epoche. Weiter rechts, hoch darüber hinaus, erhebt sich mit ihren riesigen Strebepfeilern und ihrem mächtigen Westthurm, ernst und streng wie eine Festung, die der heiligen Cäcilie gewidmete Kathedrale.

Seit ich zum ersten Male einen Grundriß dieser gigantischen Kirche in Abbildung gesehen, will sagen seit mehr als drei Decennien, lebte in mir der Wunsch, aus eigener Anschauung die Wirkung einer solchen Anlage kennen zu lernen. Mit ungewöhnlicher Spannung daher schritt ich durch die schmalen Straßen der kleinen Stadt dem Monument entgegen. Auf einem freien Platze am Ende der Hauptstraße, hoch über dem stark abfallenden Ufer des Tarn gelegen, ragten plötzlich, vom Glorienschein einer klaren Abendsonne übergossen, die rothen Backsteinmassen mir entgegen. Man kann die Einfachheit und Schmucklosigkeit nicht weiter treiben, als hier geschehen. Der Architekt hat den gothischen Stil mit seinen kühnen Wölbungen und seinen Strebewerken aufgenommen, aber er hat ihn in die Sprache des Südens und des schlichsten Backsteinbaues übersetzt. In ungegliederter Rundung, man möchte sagen elefantenmäßig primitiv, ragen die kolossalen Strebepfeiler dicht gedrängt auf, kaum für die schmalen zweitheiligen Spitzbogenfenster, die zwischen ihnen die Flächen durchbrechen. Raum gewährend. Die Fialenkrönungen der Strebepfeiler hat man neuerdings zu ergänzen angefangen. Ganz in derselben Weise ist auch der riesige Westthurm angelegt und gegliedert. Ein fast brutaler Trotz — als wenn sich darin die rohe Siegesfreude über die Niederwerfung der Ketzer spiegelte — charakterisirt den ganzen Bau.

Um so wundersamer wirkt nun der an der Südseite angebaute offene Porticus, zu welchem man auf einer Freitreppe von fünfzig Stufen emporsteigt. Dies ist ein Werk des üppigsten Flamboyantstils vom Ausgang des Mittelalters, in einem feinen marmorartigen Kalkstein mit der höchsten Virtuosität des Meißels ausgeführt. Mit Staunen betrachtet man diese durchbrochenen Bogen, die reichgeschmückten Pfeiler und Fialen, diese in Stein mit spielender Leichtigkeit verzauberten Blumen, den ganzen schmuckvollen Apparat einer Kunst, die den höchsten Wirkungen einer genial entfesselten Decoration nachjagt. Ich kenne Ebenbürtiges von dieser Art nur in dem Lettner von St. Madeleine zu Troyes und in der Kirche von Vrou mit ihren Grabmälein. Ausgeführt wurde dies herrliche Werk unter dem Bischof Louis von Amboise (1473—1502), einem Mitglied jener durch ihren Kunstsinne berühmten Familie, welche namentlich unter Georg von Amboise durch die Erbauung des Schlosses Gaillon und durch das noch erhaltene prachtvolle Grabdenkmal in der Kathedrale zu Rouen in der Kunstgeschichte unvergeßlich ist. Den größten Eindruck aber macht das Innere der Kirche. Man denke sich einen Raum von über 97 Meter Länge und einer Breite von

8H Wilhelm tiibke in Stuttgart.

20 Meter, das Ganze als einschiffige Halle von den riesenhaftesten Dimensionen bis zu einer Höhe von 30 Meter emporgeführt, bedeckt mit spitzbogigen Kreuzgewölben, zwölf in der ganzen Länge des Baues, denen nur die nach innen gezogenen Strebepfeiler als Widerlager dienen. Zwischen diese Strebepfeiler hat der Architekt quadratische Capellen eingefügt, welche den ganzen Vau umziehen, am Polygonen Chorschluß aber sich zu fünf Polygonen Capellen gestalten. Uebcr diesen Capellen ist ein zweites Stockwerk angelegt, das einen oberen Umgang um den ganzen Bau bildet, und dessen Kreuzgewölbe zur Höhe des mittleren Gewölbes emporgeführt sind. Diese Anordnung ist von außerordentlicher Wirkung, denn erst durch den Gegensatz all dieser schmalen Capellen gewinnt die ungeheure Weite des Mittelraumes ihre dominirende Bedeutung. Diese einschiffigen, mit Capellen besetzten Kirchen scheinen recht eigentlich dem Raumgefühl des Südens zu, entsprechen, denn wir finden sie besonders in Italien, aber auch in Catalonicn, wo die Kathedrale von Verona Wohl das gewaltigste Beispiel dieser Art ist, wahrscheinlich unter dem Einfluß von Albi und anderen südfranzösischen Bauten entstanden. Diese Anlage hat dann zu dem festungsartigen Charakter, den der Bau nach außen bietet, beigetragen, denn über den stachen Dächern der Capellen steigt die hohe durchbrochene Brustwehr auf, welche den ganzen Bau umzieht und am Thurme sogar vierfach sich wiederholt. Beiläufig gesagt, trägt auch eine ältere Kirche von Albi, die in der Nähe der Kathedrale gelegene Kirche St. Saldi, ebenfalls einen festungsartigen Charakter. Zum Schönsten, was nun das Innere dieser gewaltigen Kathedrale bietet, gehört der unter demselben Louis von Amboisc ausgeführte Chorbau. Man mußte nämlich bei der einschiffigen Anlage des Ganzen dem Gottesdienst des Clerus dadurch einen geschlossenen Raum schaffen, daß man die östliche Hälfte des ganzen Raumes durch steinerne Schranken abtrennte, welche rings umher noch einen Umgang gestatten. Gegen das Schiff ist dieser Umgang sammt dem Chore durch ein prachtvolles, durchbrochen gearbeitetes Gitterwerk abgeschlossen. Diese ganze ausgedehnte Anlage, die ungefähr 50 Meter Länge bei 12 Meter Breite mißt, ist in demselben üppigen Flamboyant-Stil der spätgothischen Zeit wie der äußere Porticus, ausgeführt, überbietet diesen aber noch an Feinheit und virtuoser Pracht. Noch glanzvoller aber gestaltet sich das Innere durch die Gemälde, welche alle Wandstächen und Gewölbe dieses ungeheueren Raumes im Schiff wie in den Kapellen und den oberen Umgängen bedecken. Der Ausdehnung nach ist es wohl ohne Zweifel die größte Frcscomalerei der Welt. Der Charakter des Ganzen bewegt sich im Ornamentalen wie im Figürlichen durchaus im Stil der italienischen Renaissance und es kann kein Zweifel sein, daß man italienische Künstler für die Ausführung berufen hat. Bischof Louis von Amboise (1502—1510), der Neffe seines gleichnamigen Vorgängers, hat dies Werk gestiftet, welches durch seine Nachfolger Charles und Jaques de Robertet zwischen 1510—1520 vollendet wurde. Das Todesjahr Rafaels dürfte ungefähr das Vollendungsjahr dieser

—^ Zur französischen Renaissance. 85

Fresken sein. Wohl sieht man sofort, daß es nur Künstler zweiten und dritten Ranges w«en, welche diesem Werl ihre Kräfte widmeten; aber der decorative Effect ist von außerordentlicher Pracht und Schönheit. Besonders setzt die strahlende Frische der Farben, vorzüglich an den großen Gewölben des Schiffes, den Beschauer in Erstaunen. Die Farben sind von so leuchtender Pracht, daß man zuerst an neuere Restorationen glauben möchte, bis man sich überzeugt, daß davon nicht die Rede sein kann, daß Alles so strahlend und frisch ist, als hätten die Künstler gestern ihre Arbeit vollendet. Bei genauerer Prüfung erkennt man auch hier bald das erstaunliche decorative Geschick, welches selbst der letzte damalige Italiener als gemeinsames Erbtheil besaß. Nicht wenig trägt zu der harmonischen Wirkung die reiche Abstufung und Abwechslung bei, welche in der gesumnten Anordnung meisterlich durchgeführt ist. Sämmlliche Gewölbe in den Capellen, den Emporen und dem Mittelraum sind auf blauem Grund meistens mit Ranken von köstlichem Reichthum und Geschmack der Erfindung geziert, während die Rippen eine Ornamentik von goldigem Gesammtton zeigen. So wirkt das Ganze wie ein Netzwerk von himmelblauen Bildfeldern, die durch Goldrahmen prachtvoll zusammengehalten werden. Zu diesem ornamentalen Grundaccord, der wie ein harmonisches Orchester das Ganze umspielt, gesellt sich als Text gleichsam eine Reihe heiliger Gestalten in besonders gemalten Nischen, im Mittelschiff Patriarchen und Propheten, deren Reigen mit der Gestalt Christi, das offene Evangelium in den Händen, endet; außerdem Heilige und Märtyrer, symbolische Figuren von Tugenden, und zwischen all' dem Reichthum lauscht aus den Alanthusranken eine Schaar spielender Putten, untermischt mit der ganzen heiteren Fabelwelt der Renaissance. Es ist ein Zauber in diesem Farben- und Formenrausch, eiu unerschöpflicher Reichthum der Erfindung, eine spielende Leichtigkeit der Ausführung und dabei ein Glanz und eine Leuchtkraft der Farbe, daß man geradezu wie geblendet ist. Betrachtet man die Figuren im Einzelnen, so sieht man bald, daß man es durchweg mit handfertigen Künstlern zweiten Ranges zu thun hat, denen eine tiefere Beseelung der Gestalten nicht am Herzen lag. Das obere Gewölbe, welches natürlicherweise zuerst ausgeführt wurde, verräth die tüchtigeren Kräfte und die sorgfältigere Behandlung. In den übrigen Theilen zeugt Manches von geringerer Hand, aber auch hier ist die decorative Wirkung so vortrefflich, daß man den Plan zum Ganzen einer tüchtigen leitenden Kraft zuschreiben muß. Dabei bleibt es immer erstaunlich, wie diese beispielloos ausgedehnte Arbeit bei aller Mannigfaltigkeit eine so wohldurchdachte Harmonie erkennen läßt.

Während sämmtliche Gewölbe in der oben geschilderten Weise behandelt sind, ist für die Wände der oberen und unteren Ellpellen eine bloße Decoration farbiger Muster aufgespart, auch diese wieder von größter Mannigfaltigkeit: Zickzack und andere lineare Ornamente, quadratische Felder mit allen erdenklichen Verzierungen, darüber folgt dann ein Akanthusfries mit Putten nnd

86 wilhelm liibke in Stuttgart,
anderem Figürliche», endlich eine gemalte Balustrade als Abschluß. Uebrigens fehlt es auch hier nicht an einzelnen figürlichen Compositionen, wie denn in der heiligen Krcuzcapelle die Darstellungen aus dem Leben Eonstantins und der heiligen Helena durch große Lebendigkeit sich auszeichnen. Besonders anziehend sind diese Werke durch die den Künstlern des 15. Jahrhunderts eigene Naivetät, welche die alten Geschichten in das Costüm der eigenen Zeit zu kleiden liebte, wodurch denn auch diese Bilder ein kulturgeschichtliches Interesse wecken. Und zwar erinnern ihre Formen an diejenigen, welche man auf den Gemälden des Gentile da Fabriano antrifft. Eine ganz besondere Stellung nimmt die große Schilderung des jüngsten Gerichts ein, welche die westliche Schlußwanb des Mittelschiffs bedeckt, offenbar noch ein Werk des 15. Jahrhunderts.

Ueber die künstlerischen Urheber dieser großartigen Decoration scheint urkundlich nichts festzustehen. Dem Stile nach erinnern die Werke bald an Florentiner aus der Schule Ghirlandajos, bald an Oberitaliener, dann wieder an die Bolognesen der Schule Francias. Einige Auskunft gewähren die Bilder selbst in ihren Veischriften. Man liest mehrfach an den Gewölben der oberen Umgänge die Jahreszahlen 1511 und 1512. Außerdem eine Anzahl von Künstlernamen, welche die aus dem Stil der Gemälde geschöpften Vermuthungcn bestätigen. So unter Anderem: Ambrosio Lorenzo de Mudena, Ve . . . de Aolonia, Violano Iulio italiano, Dio . . . Antonio de Lodi, Ursilio, Carpo, Purchio, Paulo Iulio. — Auch ein Künstler von Larpi nennt sich mit einer ausführlichen Inschrift in der ersten südlichen Ehor-capelle: „Ioia ^rauoisous vonola, picwr iwluz, cls ^ai^a, tocit anno 1513." An einer anderen Stelle, rechts neben dem Hauptportal, liest man den Namen einer Frau; sei es, daß hier ein Künstler eine ihm werthe Persönlichkeit verewigen wollte, sei es, daß wir darin eine Malerin zu erkennen haben: „Lucrezia Eantora Bologneza".

Noch eine Bemerkung sei hier am Platze. Zu der ursprünglichen Ausstattung gehörten in sämmtlichen Fenstern Glasgemälde, von denen indeß nur wenige erhalten sind. Diese wenigen aber beweisen den richtigen künstlerischen Instinct, der in allen diesen Weiten damals maßgebend war. Sie sind nämlich in ganz lichten hellen Tönen gehalten, um der farbigen Pracht der Fresken keinen Eintrag zu thun. Um so thürichter ist man bei der modernen Restauration verfahren, indem man Glasgcmälde von sehr tiefen und fatten Farben hat einsetzen lassen. Man hätte nichts ersinnen können, was die Wirkung der Gemälde mehr zu beeinträchtigen geeignet wäre. Ueberhaupt schließen Glasmalerei und Wandmalerei einander eigentlich aus, und es ist nichts Zufälliges, daß der Norden mit seiner Gothit und seiner prachtvollen Glasmalerei das Fresco unterdrückte, während Italien den Glasgemälden nur untergeordneten Werth beimaß und dafür eine große Frescokunst ausbildete, die ihre Höhenpunkte in den Schöpfungen Michelangelos und Nafaels erreichte.

Zur französischen Renaissance. 8?

Und noch zu einer andern allgemeinen kunsthistorischen Betrachtung giebt die Kathedrale von Aldi Anlaß: zu der Wahrnehmung, wie die Renaissance außerhalb Italien — und das gilt sowohl von Frankreich wie von Deutschland — oft mit der einheimisch gothischen Kunst friedlich Hand in Hand geht. Während die großen Constructionen noch mittelalterlich sind, während die Steinarbeit, wie hier am Chor und dem äußeren Porticus, noch in den Händen einer einheimischen Schule ist, die den ganzen Glanz des Flamboyant-ftils aufbietet, um mit der neuen vom Süden her eingedrungenen Kunst zu wetteifern, hält diese letztere in den Werken der Malerei ungehindert ihren Einzug. Ein ähnliches Beispiel liegt uns auch in Deutschland vor, wo die Stadtkirche zu Pirna von gothisch geschulten Meistern als spät» mittelalterliche Hallenkirche errichtet wurde, während die malerische Aus- . schmückung der Gewölbe aus derselben Zeit die üppigen Formen der Renaissance verräth.

Das kleine Albi, von dessen Kathedrale ich mich nur schwer zu trennen vermochte, sollte mir noch eine ganz unerwartete Ausbeute für meine Studien gewähren. In der Itue limdal fand ich ein bescheidenes Backsteinhaus mit charaktervoller Rustica an den Einfassungen der Fenster und Thüren, offenbar etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts angehörend: die Kreuzstäbe der Fenster mit derben Atlanten, Engelköpfen und anderem Figürlichen decorirt, wie es dieser Stil unter der Negierung Heinrich H. liebt. Ueberaus malerisch wirkt der kleine Hof, der freilich jetzt sehr vernachlässigt ist. Links eine halbveimlurte Arcade von zwei sehr stach gespannten Bögen auf einer tostanischen Mittelsäule, darüber im obern Geschoß eine noch gedrücktere Arcade. in der Ecke ein runder Treppenthurm mit einfacher Wendelstiege, am rechten Flügel zwischen den ziemlich derb behandelten Fenstern in einer Nische die sehr lebendig gearbeiteten Büsten Franz I. und seiner Gemahlin. Das Ganze, trotz unbedeutender Verhältnisse, charaktervoll und originell. In derselben Straße sieht man noch ein kleines Fachwerkhaus aus derselben Epoche, die Fenster in ein System von ionischen Pilustern gefaßt, an welchem jene unmittelbare Übertragung des Steinstils in den Holzbau stattfindet, die wir überall in der Renaissance wahrnehmen, und die stets den Untergang der selbständigen Holzarchitektur bezeichnet.

V.

Wo wir sonst uns im Süden Frankreichs umschauen, wird unser künstlerisches Interesse meistens zwischen den Ueberresten des classischeu Alterthums und den Werken der gothischen Epoche getheilt. Die letztere ist's, welche der alten bischöflichen Stadt Narbonne ihr Gepräge giebt. Die Lage der Stadt erhält einerseits durch die zackigen Linien der Cevennen, andererseits durch die schneeigen Gipfel der Pyrenäenkette einen großartigen Charakter; endlich erinnert ein Blick von dem hohen Thurm der Kathedrale an die unmittelbare Nähe des mittelländischen Meeres. Die Kathedrale selbst, fast gleich-

88 Wilhelm liibke in Stuttgart.

zeitig mit dem Kölner Dom entstanden, steht an Großartigkeit der Anlage, Schönheit der Verhältnisse, Reinheit des Stils hinter jenem kaum zurück. Nur sind die Formen etwas dünner und wohl auch später. Ein ganzer Kranz polygoner Capellen begleitet den Umgang, der sich um den zu kühnster Höhe gesteigerten Chor hinzieht. Wie wenig weiß man bei uns von solchen Monumenten eisten Ranges, die kaum minder erwähnenswerth sind, als ihr Kölner Rivale. Wer kennt z. B. die Kathedrale von Clermont-Ferrand, einen Vau, der auf etwas früherer Swfe den Typus einer reich ausgebildeten frühgothischen Vischofstirche in einer Großartigkeit, Consequenz und Schönheit vertritt, daß unser Kölner Dom schwer dagegen aufzukommen vermöchte! Zwischen die nördlichen Chorpfeiler zu Narbonne ist ein kleines bischöfliches Grabmal der Frührenaissance eingebaut', das in seiner bescheidenen Zierlichkeit sehr anziehend sich darstellt. Als Wandgrab angelegt, lehnt es sich mit der Rückseite an die Umfassungsmauer des Chores. Zwei schlanke, gegürtete Säulen mit korinthischen Capitälen, zwischen ihnen in der Mitte ein decorirter Pfeiler mit ähnlichem Capital, erheben sich auf einem reich geschmückten Unterbau und tragen ein Gebälk, dessen Fries zwischen kleinen Säulenstellungen abwechselnd mit geflügelten Engeltöpfen und Todtenschädeln decorirt ist. Als hätte der Gegensatz dieser wunderlichen Ornamentik noch schärfer betont werden sollen, sind die Engelköpfe möglichst pausbackig dargestellt. Auch am Postament des Unterbaues ist mit Todtenschädeln, Handskeletten und ähnlichem Knochenwelk eine unliebsame Ornamentik in Scene gesetzt. Gefälliger ist der Sarkophag decorirt, der zwischen graziösen Balustersäulchen Statuetten von Klagefrauen enthält, wie sie unter der Bezeichnung „*ploui-2118*" so oft an französischen Monumenten vorkommen. Die Figur des Verstorbenen, welche der Sarkophag ohne Zweifel trug, ist wahrscheinlich in der Revolution zerstört worden. Ebenso wie dieses Monument ist ein anderes an der Südseite des Chorumgangs in weißem Marmor ausgeführt, aber im elegantesten gothischen Stil des 14. Jahrhunderts. Es ist keine Frage, daß es an künstlerischer Vollendung jenem erstgenannten entschieden voransteht: wieder ein Beweis, daß die französische Kunst in den Formen des Mittelalters sich mit besonderem Geschick und mit nationaler Vorliebe ausgesprochen hat.

Außerdem wäre hier nur noch die von mir früher schon besprochene sogenannte „*Nalson de» nourice*»" zu erwähnen. Es ist eins der wunderlichsten Beispiele südfranzösischer Ueppiglcit und dürfte füglich als Heiligthum der hundertbrüstigen Artemis von Ephesus bezeichnet werden. Es ist, wie ich schon gesagt habe, eins der seltenen Beispiele, wo die Architektur in's Witzige und Komische fällt.

Eine ganz andere Welt thut sich vor uns auf, wenn wir in Ntmes und Arles den Boden der classischen Kunst betreten. Besonders Arles ist durch die Feinheit und den Reiz seiner Römerwerke wahrhaft bezaubernd. Man darf sagen, daß eine griechische Anmuth aus seinen Denkmälern strahlt.

Zur französischen Renaissance. 8H
wie bis auf den heutigen Tag seine Frauenwelt durch eine Feinheit und Schönheit hervorragt, welche von dem bekannten Typus der Französinnen, namentlich der Pariserinnen, so weit abweicht, wie eine Praxitelische Venus von einer nackten Frauengestalt Cabancls. Wie stark grade hier die Antike gewirkt und bis in die altchristliche, ja bis in die romanische Epoche noch geherrscht hat, erkennt man an den reichen Ueberresten architektonischer und plastischer Kunst, welche das dortige Museum zu einem der interessantesten in seiner Art machen, erkennt man sogar noch an der Fahnde und am Kreuzgang von St. Trophime, woselbst im 12. Jahrhundert noch die Antike sich lebendig erweist.
Doch nicht von diesen Werken habe ich zu reden, sondern nur von einigen Tenkmälern der Renaissance, die freilich in abgelegnem Versteck aufzusuchen sind. Die Wanderung aber ist eine der reizvollsten und lohnendsten. Wir schreiten an dem antiken Theater vorbei, von dessen ehemaliger Schönheit die beiden noch aufrecht stehenden korinthischen Säulen des Vühneygebäudes eine lebendige Vorstellung erwecken. Eine prachtvolle Promenade nimmt uns auf und wir wandeln unter dem Schatten herrlicher alter Platanen, wie sie als wahres Labsal in allen diesen siidfranzösischen Städten an den Hauptstraßen und Platzen angetroffen werden, ostwärts hinaus, wo das große antike Gräberfeld der Aliscamps M) 8ii «>mp!, <H2inr,8 N)-«,) uns aufnimmt. Ein breiter raschnüberwachsender Weg, von Cypressen umgeben, bezeichnet die Richtung der alten Gräberstraße, zu beiden Seiten eingefast mit einer Unzahl riesiger Steinsarkophage, einige noch mit ihren Teckeln versehen. Ernste historische Stimmung ergreift uns, denn wir wandeln auf der Stätte, wo die alten römischen Familien von Arles und neben ihnen die Christen der ersten Jahrhunderte ihre letzte Ruhe gefunden haben. Die schönsten bildwerkgschmückten Grabdenkmäler hat man von hier in das Museum der Stadt gerettet; von hier stammen die eleganten antiken Grabsteine, z. B. jener reizende einer gefeierten Künstlerin, der mit verschiedenen musikalischen Instrumenten geschmückt ist; von hier stammen auch die zahlreichen prächtigen altchristlichen Sarkophage, auf welchen die junge christliche Kunst so gern die Wunderthaten des Erlösers dargestellt hat, um den Hinterbliebenen den Trost und die Hoffnung auf seine todbezwingende Macht zu wecken. Weitberühmt war seit alten Zeiten dieses Todtcngefiloe, denn schon Tante in seinem „Intoi-no" sagt:
8i coms 2<1 ^,rli ovs '1 Itollano 8t»ßi>I»
?aiiii>i i ^poleri tntto I loeo vaio,
und ähnlich heißt es bei Aliost:
?le8»<> a<i ^lli ov' 1'llo(I»no 8t«5I!»
?ienI> äi »epolturs s la e»mp»ßi!2.
Tie schlichten, kolossalen Steinsärge, deren manche durch eine Zwischenwand zu doppelten Ruhebetten gestaltet sind, bilden eine riesige Allee, welche uns zum Eingang eines mittelalterlichen Klosters mit halbzerstörter Kirche aus

90 Wilhelm Lübke in Stuttgart.

romanischer Epoche führt. Das Mittelschiff ist gleich den Seitenschiffen nach Art der meisten südfranzösischen Kirchen jener Zeit mit Tonnengewölben bedeckt, aber der vordere Theil sammt der Fayade ist, wohl in den Schreckentagen der Revolution, niedergerissen worden, und jetzt liegt die ehemals geweihte Stätte mit ihren halbverwiisteten Mauern offen und verübet da. Chor und Kreuzschiff sind am besten erhalten, und über letzterem erhebt sich auf kräftigen Rundpfeilern ein Glockenturm, der mit seinen rundbogigen Schallöffnungen in zwei Geschossen das Ganze malerisch bekrönt.

Am südlichen Kreuzarm nun hat sich eine Capelle erhalten, die ein elegantes Werk der besten Renaissancezeit ist. Ein quadratischer Raum, in den Ecken durch elegante korinthische Säulen mit prachtvoll decorirten Schäften gegliedert, wird durch einen ebenfalls reich geschmückten, mit herrlicher Akanthuszranke bekleideten Fries und prächtiges Consolengesims abgeschlossen. Darüber entwickelt sich ein hohes Gewölbe aus vier aufsteigenden Kappen, die noch in mittelalterlicher Weise durch Gurte verbunden werden. Sie vereinigen sich zu einem quadratischen Oberlicht, das von einer kleinen Kuppel bekrönt wird. Das Ganze, etwa um 1550 entstanden, sehr elegant und fein.

Eine andere ähnlich behandelte Capelle neben jener älteren ist nicht viel später. Sie unterscheidet sich nur dadurch, daß sie eine achteckige Grundform, achteckiges Gewölbe und Oberlicht hat, dies Alles von verwandter Ausführung, aber mit einem dorischen Triglyphenfries ausgestattet. Die acht Ecksäulen, die wahrscheinlich derselben antiken Ordnung angehören, sind bis auf die Postamente verschwunden.

Zum Schluß begeben wir uns nach dem benachbarten Tarascon, wo ein bis jetzt wie es scheint gänzlich unbeachtet gebliebenes Denkmal der Renaissance uns erwartet. Der öde, armselige Ort, der dem Vorbeifahrenden nur durch die gigantischen Massen seines am Rhone-Ufer aufragenden alten Schlosses bemerkbar wird, war einst die Residenz des „guten“ Königs Ncv. Aber von dem heiteren Leben an seinem musenfreundlichen Hofe geben die finsternen Mauern und Thürme des durch ihn erbauten Schlosses keine Ahnung. Nirgends gestatten die fensterlosen Flächen, die gleichsam blind in der heitersten Landschaft liegen, einen Blick in die Herrlichkeit der umgebenden Natur und die Zinnenkränze mit ihren drohenden Machicoulis vollenden den Eindruck einer Zeit, die noch tief im Feudalismus des Mittelalters mit seiner Gesetzlosigkeit und Fehdelust vergraben war. Erst im engen Hofe des jetzt als Gefängniß dienenden Baues spricht sich in der weiten Rundbogenhalle und der zierlichen Wendeltreppe die Stimmung wohnlichen Behagens aus, und von der Plattform des Daches schweift das Auge entzückt über die liebliche Landschaft, welche der stolze Fluß weithin durchströmt.

Liegt hier Alles noch im strengen Bann des Mittelalters, so bietet die benachbarte Kathedrale, ein nicht gerade bedeutender Bau der romanischen Epoche, eine jener Neberraschungen, wie sie dem Forscher zuweilen zum Er-

Zur französischen Renaissance. 9^

satz für mancherlei Enttäuschungen geboten werden. Am Nestende des Schiffes steigt man nämlich zu einer Nntertirche herab, welche das Grab der dort hochverehrten heiligen Martha enthält. Am Eingang dieser Krypta erhebt sich rechts ein prachtvolles Marmorgrab der Renaissance. Eine Inschrift in schönen Uncialen belehrt uns, daß im Jahre 1476 König René seinem werthgeschätzten treuen Diener Johannes de Costa, der auf den Wunsch des Königs sein Vaterland verlassen habe, um ihm zu folgen, dieses Denkmal habe errichten lassen. Friedvoll ruht die edle Gestalt des Seneschalls im Gebet mit gefalteten Händen auf einer einfachen Tumbu. Die Füße setzt er auf einen Hund, das Sinnbild der Treue, welches sonst auf mittelalterlichen Denkmälern weniger den Männern als den Frauen beigegeben wird. Feine korinthische Pilaster, mit zierlichen Ornamenten bedeckt, umschließen das Ganze, oben schweben zwei Genien mit Blumengewinden, während zwei andere den Schild des Ritters halten, auf den sie sich wehmüthig stützen. Das edle Monument ist völlig überhaucht vom feinen Geiste der Frührennaissance, und da es wohl das früheste Monument des neuen Stils auf französischem Boden ist und in eine Zeit hinaufreicht, wo schwerlich schon ein einheimischer Künstler die classische Formenwelt zu beherrschen wußte, so muß man es unbedingt einem Italiener zuschreiben. Wir erhalten somit einen neuen werthvollen Beweis von den damals gleichzeitig herrschenden verschiedenartigen künstlerischen Strömungen, denn während man den Schloßbau noch in der Weise des Mittelalters auführte, wählte man für das Grabdenkmal die eleganten Formen des neuen Stils.

Mit diesen spärlichen Denkmälern erschöpft sich die Ausbeute an Renaissance, welche sich mir im Süden Frankreichs geboten hat. Ich kann nicht umhin, die Dürftigkeit derselben nochmals zu betonen und die Frage auszuwerfen, wie sich diese Thatsache culturgeschichtlich erklären läßt. Dabei ist zunächst an jenen, schon in den Vordergrund gestellten Satz anzuknüpfen, daß die französische Renaissance so gut wie ausschließlich Hofkunst ist. Aber warum, aus welchen tieferen Gründen drang sie nicht in das Volksleben ein, wurde sie nicht der unmittelbare Ausdruck des französischen Volksgeistes? Man darf wohl die Behauptung aufstellen, daß Frankreich in dem von ihm geschaffenen gothischen Stil den einzigen, völlig entsprechenden Ausdruck des nationalen Genius gefunden hat. Vergessen wir nicht, daß jener Stil Hand in Hand geht mit der mächtigen Erhebung des französischen Königthums, das durch Philipp August seine siegreichen Kämpfe gegen die mächtigen Vasallen begann und unter Ludwig VIII. und seinem Nachfolger zur weiteren Consolidirung der königlichen Gewalt schritt, bis endlich unter Philipp III. und IV. die äußere Abrundung und innere Befestigung einer starken Monarchie zum Abschluß kam. Es ist das heroische Zeitalter des französischen Königthums, das nun auch, seiner äußeren Verbreitung entsprechend, das ganze Land bis in den fernen Süden mit jenen glanzvollen Denkmälern der gothischen Architektur bedeckte, die man als Siegesmonumente der Monarchie bezeichnen

92 Wilhelm Lübke in Stuttgart.

kann. Zugleich als Siegesdenkmal der herrschenden Kirche, als deren Bundesgenosse und Kämpfer besonders im Niederwerfen der albigensischen Ketzerei sich die französischen Könige bewährt hatten. Berechnende Politik und Glaubensschwärmerei gingen dabei Hand in Hand, und Ströme des vergossenen Ketzerblutes bildeten den festen Kitt.

Deutschland hat nicht annähernd Aehnliches aufzuweisen. In derselben Zeit als Frankreich durch seine Könige sich zur Größe und nationalen Einheit erhob, trat in Deutschland der Zerfall der Kaisermacht und des Reiches unaufhaltsam hervor. Wir haben daher auch in unseren Monumenten diese Zersplitterung, den Mangel an Größe und Kraft zu beobachten. Nur die Städte sind es, die jede für sich ein Sonderleben in Politik und Cultur führen, dem aber der Ausdruck hoher gemeinsamer Ziele immer mehr abhanden kommt. Unsere Gothik vermag sich mit der französischen nicht entfernt zu messen.

Ganz anders wurde es, als die neue Zeit heraufzog, als durch den Humanismus bei uns die Begeisterung für das classische Alterthum entfacht ward, die Renaissance ihre Schwingen ausbreitete, die Reformation zur völligen Erneuerung des Lebens von innen heraus den Anstoß gab. Da drang auch die Kunst, welche man die „antikische“ nannte, als uraltes Erbtheil der Menschheit bei uns ein, wurde von unseren großen Künstlern, Dürer und Holbein an der Spitze, frei aufgenommen und selbstthätig ausgebildet und entfaltete sich in wunderbarem Reichthum, in vollem Frühlingsglänze zu einem wahrhaft nationalen Stile, in welchem alle Kreise der Nation den Ausdruck ihres Wollens und Ringens erkannten. Nun habe ich aber in meiner „Geschichte der deutschen Renaissance“ die merkwürdige Thatsache zu verzeichnen gehabt, daß überall, wo das geistige Leben seine Erneuerung durch die Reformation fand, auch diese neue Kunst sich am kraftvollsten entwickelte, während dort, wo das geistige Leben durch bigottes Festhalten an der alten Kirche oder gar durch gewaltsame Ausrottung der evangelischen Lehre verkümmerte, auch die Renaissance nur dürftige Blüten trieb, oder, wie am bairischen Hofe, durch Herbeiziehung von Italienern und Niederländern einen fremdartigen Charakter empfing. Wohl giebt es einzelne katholische Fürsten, wie Albrecht von Brandenburg und Bischof Julius von Würzburg, welche als eifrige Pfleger der Renaissance auftraten: aber ihre volle Stärke und Eigenart entfaltet sie doch erst an den protestantischen Höfen in der Pfalz, in Württemberg, Hessen, Sachsen, Brandenburg, Anhalt, Mecklenburg, Braunschweig und wie sie alle heißen. Mit ihnen aber wetteifert die ganze Reihe der ebenfalls der evangelischen Lehre zugethauen Reichsstädte, von Augsburg, Ulm, Rothenburg und Nürnberg bis Halberstadt, Hildesheim, Hameln, Vraunschweig, Bremen, Danzig in einer wahrhaft unerschöpflichen Fülle und Freudigkeit des Schaffens. Ich habe diese Beobachtung einfach aus dem Studium der Denkmäler geschöpft, also Nichts dabei erfunden oder willkürlich gedeutet; und wir wollen diese Thatsache um so Heller und lauter

Zur französische Renaissance. 92

betonen, als gerade neuerdings ultramontane Lügengeschichtsschreibung sich nicht entblödet hat, ein Zerrbild jener großen Zeit zu entwerfen und die herrliche Geistes that der Reformation ins Fratzenhafte zu entstellen.

Wenden wir nun diese Beobachtungen auf die französische Renaissance an, so werden wir aus ihnen wichtige Aufschlüsse schöpfen. In Italien warf der Genius der Nation sich ausschließlich auf die künstlerische Wiedergeburt und schloß sich von der kirchlichen oder sagen wir lieber von der religiösen Erneuerung des Lebens aus. Den nordischen Nationen war ein ähnlicher Entwicklungsprozeß nicht gestattet: sie konnten sich der kirchlichen Reform nicht entziehen. Wir wissen aber, mit welcher Grausamkeit in Frankreich die Ketzerei verfolgt und blutig ausgerottet wurde. Damit war auf lange Zeit dem geistigen Leben aller höhere Aufschwung geknickt und zugleich dem künstlerischen Schaffen die volle Frische und Freudigkeit geraubt. So kam es denn, daß die neue Kunst nirgends jene hohen Geister hervorbrachte, die wie bei uns vor Allem Dürer und Holbein aus dem tiefsten Seelenleben des Volkes die Gedanken der ganzen Nation verkörperten, daß vielmehr diese Kunst, glänzend, formvollendet wie sie war, doch eine äußerliche blieb und nur als Dienerin des höfischen Lebens sich bethätigte. Daher ward unsere deutsche Renaissance Volkskunst, allerdings meist mit jenen formalen Mängeln, die einer solchen leicht anhaften; aber die französische war und blieb auf Jahrhunderte Hofkunst, aristokratisch geschliffen, brillant und elegant, aber ohne jene gewaltige Lebensfülle und Gedankentiefe, welche den Stolz der deutschen ausmacht.

Amor und ßsyche.
Eine Dichtung in sechs Gesängen.
von
Nobert tzmnerling').
— Graz. —
Vierter «3es«ng.
usgestoßen aus dem Paradiese
Durch der neid'schen Schwestern bösen Anschlag
war nun Psyche. Aber froh nicht wurden
Des Gelingens ihres Anschlags diese.
Denn als neugierglühend sie des andern
Tags zum Felsen stürzten, zu erkunden,
Vb gefolgt dem bösen Rath die Schwester,
wähnend, tragen würde sie der Iephyr,
wie vordem er immer sie getragen,
Anvertrauten sie, wie sonst, dem wind sich,
Mit dem Fuß hinaus ins leere hastend;
Aber Zephyr, keine schwinge regend,
lachte tückisch, und ins Vodenlose
Taumelt hin das Paar, das schnöde, kläglich
Haupt und Glieder am Geflipp zerschellend.
Aber Psyche auch will nicht mehr leben.
Fortgeeilt auf unwegsamen Pfaden
Ist sie bis ins öde Waldgebirge,
Und verzweiflungsvoll von eines Abgrunds
Rand springt sie hinab, den Tod zu suchen.
Doch auf eine blumig weiche stelle
Gleitet sie in dicht begras'ter Thalschlucht,
wo soeben auf dem grünen Rasen,

Amor und Psyche. H2
Zwischen dessen Gräsern Hyacinthe
Vlüht und Erocus, heiter sich geselle»
Holde Nymphen, schlingend einen Reigen.
In der Mädchen Mitte tanzte, tollte
Line Mannsgeftalt, mit Liegenfiißen,
Zweien Hörnchen, einem langen Aocksbart,
Einen Fichtenkranz um's Haar geschlungen,
Und ein zottig luchsfell um die schultern;
Tanzt im Vockssprung, spielt mit Heller Syrinr
Auf zum Tanz sich selber und den Nymphen.
Doch als plötzlich nieder in den Reigen
Stürzt vom Fels das arme Kind, daß schreiend
Auseinanderstieben die Erschrocknen,
Da erbarmt der gutgelaunte Waldgott
sich des Mägdleins, trägt in seine Hütte
Die Vetäubte, weckt sie neu zum leben,
tabt mit Milch sie, Vrot und süßen Feigen,
Spielt ihr zur Erheit' rung auf der Flöte.
Auch die Nymphen nah'n sich, wißbegierig,
Fragen nach des zarten Mädchens Schicksal,
Höre» staunend, mitleidsvoll die Kunde,
Trösten mit Gesang und Tanz die Aermste.
Doch am freundlichsten der Waldgott redet
Zur verstoß'nen, räth ihr fortzuwandern,
Muthig den Geliebten aufzusuchen,
Zu versöhnen ihn mit liebesworten.
„Aber ach," versetzte Psyche traurig,
„wo ihn finden? Ist er doch geflügelt,
Und von allen Göttern keiner wechselt
Wohl so rasch den Aufenthalt wie dieser!"
„Freilich wohl!" versetzt darauf der Waldgott;
„Kenn' ihn ja, den leichtbeschwingten liebbling
Aller Götter, Hab' vor Zeiten selbst auch
Kunstgerecht einmal mit ihm gerungen,
wo er eben weilt? ich lann's nicht sage».
Aber willst Du sicheres erkunden,
Nah' hier haust im tiefsten Eichenforste
Eine greise Seherin, befreundet
Gar den, lichtgott selbst, dem allbewiißten."
weiter wandert die betrübte Psyche,
Vis sie stößt im tiefsten Eichenforste
Auf des lichtgotts hochbetagte Freundin.
Und sie wandte sich zu ihr und fragte
Nach der Spur des Gottes. D'rauf die Greisin:
„Ueberall zu Hause sind die Götter,
Alle Wege führen zu den Göttern."
Psyche seufzt: „wohi» i» dieser weite
«oiü und Elid. XXII. «4.?

96 Robert Hamerling in Graz,
Nehm' ich meine Richtung?" Drauf die Greisin:
„Vlick' um Dich, und nach dem fernsten Punkte,
Den Du siehst, stets lenke Deine Schritte!"
wieder flehte Psyche: „Zeig', ich bitte,
Zeig' den nächsten weg, der führt zum Gölte I"
Sprach die Greisin: „was Dich führt zum Gotte,
Ist der weg nicht, Kind, es ist das wandern!"
weinend Psyche klagt: „V wie die Sehnsucht
Ungeduldig mir im Vusen wüthet!"
Jene drauf: „Je größer Deine Sehnsucht,
Desto näher, Kind, bist Du dem Ziele!"
Fortfuhr Psyche: „Ach, und wenn ich nahe,
Nah' gekommen ihm nach langer wand' rung,
wird er mir sich zeigen wollen? wird er
Nicht sich spröd' in Nebelschleier hüllen,
Mitleidslos entschwinden?" Drauf die Greisin:
„Line Gluth der Sehnsucht giebt's, der Inbrunst,
Der kein Gott vermag zu widerstehen." —
Mild getröstet, aber doch voll Unruh'
Ging von hinnen Psyche. Rastlos wandert
Ueber Verg und Thal sie durch die länder,
wund den Fuß, zerrissen die Gewände,
Aus dem Waldborn trinkend und sich nährend
von der Sträucher Veeren, von der Vämne
Früchten, die auf ihrem weg sie findet.
Ach, den schönen Gott stets muß sie suchen,
Und auch flieh'» zugleich: der liebesgöttin
Tempelsitze, wo vielleicht auch Amor
Eben weilet mit der holden Mutter,
Darf sie ja nicht wagen aufzusuchen,
Arg bedräut vom Zorn der Schaumgebornen.
Und so wandelt sie denn rathlos, ziellos,
Aber eingedenk des Worts der Greisin,
wenn im Waldesdickicht sie geschlummert,
Geht erwachend sie am Morgen dahin,
wohin just die Vlumen ihre Kronen
Neigen, oder Palmen ihre Wipfel,
Vdcr wohin rieselnd geh'» die Wasser,
Vder folgt dem Zug der wind' und Wolken,
Folgt der stillen Strömung aller Wesen,
Die ihr ja vertraut wie Vrüder waren,
Und ihr allgesammt zu wandern schienen
Nach demselben Ziel, dem schönen Gotte,
Und die Wesen alle waren ihr auch
Wohl' und trautgesinnt: des Waldes Chierlei»
Gingen gern mit ihr ein Stück des Weges,
Und wenn wo sie rastete, ermüdet,

Amor und Psyche. 9?
Vlieb das Lidechslein in ihrer Nähe,
Das den Menschen gern bewacht im schlafe,
Daß kein giftiges Gewürm ihn steche.
Vftmals klagte Psyche: „Ach was hilft mir's,
wenn mir traut und hold sind alle Wesen,
Doch erbarmungslos der vielgeliebte!
Denn wie heiß ich auch nach ihm verlange,
stets an ihn nur denke, zu ihm stehe,
Nimmer, nimmer will er doch erscheinen!
werd' ich niemals seine fußen Züge
wieder schau'n, sein Auge, seine Wangen,
wie ich sie entdeckt mit freud'gem schrecke»
Vei dem schein der frevelhaften lampe?
V daß ich zum mind'sten seine stimme
Noch einmal vernähme — daß noch einmal,
wenn auch nngeseh'n, er zu mir spräche,
wie er unsichtbar zu seiner Psyche
sprach vor Zeiten, kosend oder scheltend!
Ach, er ist ein schöner Gott; doch wahrlich,
Halb doch hatten Recht die neid'schen schwestern:
Unheilbringend ist er auch und grausam,
Und geflügelt — ganz ein grimmer Drache!" —
Also klagt auf ihrer langen Irrfahrt
Psyche fchmerzlich oft, und wenn der schlummer
Nächtens sinkt auf ihre müden lider,
wird sie heimgesucht von bösen Träumen,
wie der tiebesgott sie quält im Zorne.
Meist als Falter sieht sie sich im Traume,
Um das licht der liebesfackel flatternd;
Vder Amor kommt als Vogelsteller,
Hascht den Falter, faßt ihn bei den Flügeln,
setzt ihn auf die Hand sich, hebt empor ihn,
Triumphirend, bindet wie ein Range
Ihn an einen Faden, läßt ihn stiegen.
Hält ihn sengend über eine Flamme,
Gleich als wollt' er läutern ihn im Feuer,
Manchmal spannt er sie an seinen kleinen
Muschelwagen, spannt sie manches Mal auch
Gar an einen Pftug, in sonnengluthen
steinig Ackerland mit ihr durchpflügend.
Manchmal bindet er an eine sänle
sie, wie über eine schuld'ge sclavin
Line Geißel schwingend, unerbittlich.
sinkt sie dann zu seinen Füßen nieder,
Hebt empor zu ihm die Hände, stehend
Um Erbarmen, dann wohl scheint ihn Mitleid
Plötzlich zu beschlcichen und er wendet.

93 Robert Hamerling in Graz.
Line Thräne aus dem Aug' sich trocknend,
2ein Gesicht. Veim Anblick solcher Thräne
schöpft sie Trost in die gekränkte Seele,
Sprechend zu sich selbst: <Ls muß wohl gut sein,
Daß ich leide; würd' er sonst mich quälen?" —
Ueber Verg und Thal fortwandert Psyche.
Spricht zu ihr einmal ein harmlos Schlänglein,
Das sich ringelte im Sonnenscheine:
„Komm und suche Rath bei meiner Herrin;
Komm zu ihr in jenen Marmortempel,
Schutz und Hilfe Dir von ihr erflehend!"
Schüchtern in den Tempel trat das Mädchen;
Sieh, da saß auf blum'gem Thron die blonde,
Ueppig schöne Göttin, auf dem Haupte
Einen Aehrenkranz, ein Aehrenblndel
In der Hand, und einen Korb voll Aehren
Auch zu Füßen Flehend bat sie Psyche,
Mittlerin zu sein ihr bei dem schönen
liebesgott und seiner strengen Mutter.
Aber barsch erklang ihr eine Stimme:
„Fort von hier! an dieser heil'gen Stätte
Ist nicht Raum für folch' ein schweifend Mädchen,
Das verletzt hat ewige Gesetze!
Hast Du nicht zerstört die heil'gen Vande,
Die so traut verknüpften Sohn und Mutter?
Gegen eine Mutter, welcher frevelnd
Du den Sohn entrissen, heischest Hilfe
Du von einer Mutter, die das eigne
Frevelhaft entriss'ne Rind betrauert?"
cliilig flüchtet Psyche. Vesser rathen
will der Pfau ihr, will der Frühlingsguckuk,
„Komm", so sprachen sie, „zu unfrei Herrin,
Zu der Gattin komm des Göttervaters,
Rath und Hilfe Dir von ihr erstehend!"
In den stolzen Marmortempel wagte
Schüchtern Psyche sich, wo lilienarmig,
FarrenäugiZ saß, in Prachtgewanden,
Hoheitsvoll, den Fuß in Goldsandalen,
Um das Haupt den sterngeschmückte» Schleier,
, Juno, die erhab'ne Himmelsherrin,
wieder flehte Psyche: „V versöhne,
Götterfürstin, mich dem pfeilbewehrten
liebesgott und seiner strengen Mutter!"
Aber barsch erklang auch hier die Stimme:
„Hebe Dich von hinnen! Heil'ge Satzung,
Fromm geschloss'nen Lhebund nur schirm' ich,
Nicht die Tändelei verliebter Herzen!

Amor und Psyche. 99
von des Göttervaters thgesponsin,
Die des Gatten liebeslaunen zürnend !: --.' '- '!.
stets verfolgt, »nd in den Cod, in wah'lsiun
strafend jagte seine ird'schen Vuhlen, -. .' ^ ^ - ' / --/ ' -,
Heischest Du, daß sie die flücht'ge Chorheit
Fördere des eitlen Götterknaben?
Fort! sonst trifft das schicksal der Erzeugten
Inachos' Dich, des Aegypterkönigs!"
wieder flüchtet Psyche. Ietzo drängte
sich der Wolf des lichtgotts, sich der Rabe,
sich der schwan heran zu ihr, wohlmeinend,
sprechend: „Unser'm Herrn, dem schönen, hohen
Gott Apollo, Kind, Dich anvertraue!
Ihm, dem Gott, der bändigt alle schrecken,
Ihm, dem großen Heilgott, dem Vefreier!"
Und das herrlichste der Götterbilder
sah sie steh'« in stolzer Marmorhalle,
sieghaft schreitend, glanzumstrahlt die stirne,
Heldenhaft das stolze Haupt erhoben,
Aber reich umwallt von gold'nen locken.
„Hlehrer licht- und Heilgott, fprach sie flehend,
wirf den strahl des lichts in meine Nacht auch,
Und erlös' auch mich von meinem Uebel;
Mache mir geneigt die liebesgöttin,
Und versöhne mich dem holden Amor!"
Antwort klang ihr aus des Priesters Munde:
„Nicht umsonst des lichtgotts heil'ger schwelle
Nah'st Du, Mädchen! Gerne wird erhellen
Deines Herzens Nacht er, gern befreien
Dich auch von dem Uebel! Doch das Uebel,
Das Dich quält, o Kind, es ist der schöne,
Aber unheilvolle liebeswahnsinn,
Der die Herzen füllt mit bitter'm leide.
Aus dem Herzen Vir die liebe tilgen
Und das holde Vild, wofür Du glühest,
Muß der Gott mit seiner strahlen Zauber,
soll er Dich von Deinem leid erlösen!"
„Aus dem Herzen mir die liebe tilgen?"
stammelt Psyche bleich, erschrocken; „nimmer!
Nimmer möcht' ich von der liebe lassen;
lieber trag'ich leid durch's ganze leben!"
Und sie eilt von dannen, raschen schritte?,
Angstvoll flüchtend vor des Gottes strahlen.
während so umher das Mädchen irrte,
schmachtete der liebesgott, der holde,

^<x> — Robert Hamerling in Graz, —"
In. der Haft der schönen, strengen Mutter.
' / . / . ' ' . / : H I 3 er los von Psyche sich gerissen,
Fühlt. ' , « leid im Kerzen, aber schmerz auch
/ : » . : ' ^ ^ I FiiM'. « r von der Wunde, die der Tropfen
< 3 lüh'nden Veles in die Haut ihm brannte,
seufzend lag im goldenen Gemach er.
Aber Kypris wiegt' in blauer Meerstuth
Vadend just die Götterpracht der Glieder.
Lieh, da kam der silberweiße Vogel,
welcher glättend streift des Meeres Hochfluth,
Und sein schwimmend Nest baut in den wogen.
Gern den filberfüß'gen Meerfrau'n dienend.
< Lr berichtet der erschrocknen Göttin,
Daß ihr söhn im leid darniederliege,
Krank an einer Wunde, die ein Mädchen,
Das er liebt, mit einem schnöden Tropfen
Glüh'nden Veles in die Haut ihm brannte.
„wie?“ rief Kypris hocherzürnt, „mein Knabe
Hat ein liebchen? ei, wer ist die Kühne,
Die's gewagt, den bartlos eitlen Knaben
Zu verführen? ist's der Nymphen eine?
Ist sie von der Hören Zahl? der Musen?
Ist es meiner muntern Grazien eine?“
schwatzhaft drauf der dienstbestiss'ne Vogel:
„Nicht der Grazien eine noch der Nymphen,
Nicht der Hören noch der Musen eine
Hat Dein söhnlein Dir berückt; ein sterblich
Mädchen — Psyche, dünkt mich, ist ihr Name —
Ist's, die unablässig nach ihm trachtet.“
Ausruft unmuthsvoll die holde Kypris:
„Psyche liebt er? jene eitle Psyche,
Die sich unterfing, zu »neiner eig'nen
Nebenbuhlerin sich aufzuwerfen,
Meinen Namen selbst sich anzumaßen?
Meint er, schweigend werd' ich solches dulden?
Etwa gar das Püppchen ihm vermählen?“
Eilig taucht mit diesen Zornesworten
Aus dem Meer die holde liebesgöttin.
Angelangt im goldenen Gemache,
Ruft entgegen sie dem kranken söhne:
„< Li, was muß ich hören? meine Feindin,
welche zu verderben ich Dich sandte,
Hast Du gar zum liebchen Dir erkoren?
so vollzogst Du meinen strengen Auftrag?
Mir zu geben sie zur schwiegertochter,
Denkst Du, tück'scher Knabe? Ja, ein Knabe
Vift Du, bist ein Kind, ein thöricht Kind nur,

Amor und Psyche. I.Nj
Und Du denkst an tiebschaft und Vermählung?
Craun, der tollste ist's von Keinen streichen!
liebtest ja sie stets, die tollen streiche,
Recken Muthwill treibend allerorten,
Unheil stiftend, heil'ge Vande trennend,
Ungeweihte knüpfend! Triebst Dein spiel ja
Frevelnd felbst mit des Vlymvs Vcwohnern!
Hast Du mich nicht selber, Deine Mutter, »
spielend auch mit Deinem Pfeil verwundet?
Ungerath'ner, Dich verstoßen werd' ich,
Einen andern Pflegling mir erlesen,
Dem ich diese Flügel, diesen Vogen,
Diese Pfeile schenke, die ich wahrlich
Nicht zu solchen Thaten Dir verliehen!"
Ihr erwidert der beschwingte Knabe:
„wa? verbrach ich denn, daß gar so schwer Du
Mich verdammt. Du sonst so traute Mutter?
Line« Inaben nennst Du mich? ein Rind nur?
weißt Du nicht, wie alt ich bin? warum doch
wär's für mich allein nur «in verbrechen,
liebend mir ein holdes Kind zu ködern?
Ich, der so viel liebesgluth entfachte,
soll mich selbst auf ewig ihr verschließen?
Vist Du nicht auch selbst der liebe Göttin,
Und Du willst verdammen sie, die liebe,
sie aus Deinem eignen Haus verbannen?
Und mein Thun, mein Wesen rügst Du scheltend?
Vin ich mehr gewesen als Dein sendling?
lebt' ich dienend nicht vir stets zu willen?
warum machst Du heute mir zum Vorwurf,
was vir sonst gefiel, und was, da« Haar mir
streichelnd, nur mit einem holdin lächeln
Du zu ahnden pflegtest? ei, und hast Du
Nicht seit Monden oftmals mich getadelt,
Daß ich nicht derselbe mehr, daß ernster
Ich geworden, daß in mir den munt'ren,
Tollen Knaben kaum Du mehr erkennest?"
„Traun, so ist's!" versetzt die holde Venus.
„Wohl gewahrt' ich, daß Du jüngst verloren
Ganz die schöne Munterkeit des Inaben,
Daß kopfhängerisch, nachdenklich, schweigsam
Du geworden; ja, ich hörte seufzen
Dich, und einmal meint' ich gar im Auge
De« Unsterblichen, des Götterlieblich«,
Meines sohnes, etwas wie ein Thränchen,
Ja, ein menschlich Thränchen zu erblicken,
pfui der schände! und das Alle«, Alles

^02 -^ - Robert Hamerling in Graz.
Nur um jener schnöden Psyche willen?
Krank an Thorheit bist Du, liebes söhnlein!
Mutterpflicht mir ist es, Dich zu heilen.
Dich in strenger Haft zu halten denk' ich,
Vis an leib und seele Du genesen.
Und zur wächterin Dir geben will ich
Line Greisin, die mir sonst verhaßt ist.'
Dieses Weib, die Nüchternheit geheiß'en,
Häßlich, hager, aber treu und wachsam,
wird Dich pflegen, Dir die Wunde kühlen,
wird vor neuen streichen Dich bewahren,
wird, wenn nöthig, Deinen Köcher leeren,
Deine Pfeile Dir zerbrechen, schlaffer
spannen Deinen Vogen, und, damit nicht
Etwa gar die tust zu flieh'n Dich ankommt.
Deiner Flügel spitzen Dir beschneiden!"
so ereiferte die holde Gottin
vor dem Lohne sich, und wie gedroht sie,
Hielt sie mitleidslos in strenger Haft ihn,
Gab zur wächt'rin ihm die finst're Greisin.
In der That verwandelt war seit Monden
Ganz der schöne, muntre Götterknabe.
Vleicher war geworden ihm die Wange,
scherz und Muthwill schienen jetzt verhaßt ihm,
Und er hatte schier verlernt zu stattern.
Taglang lag er, saß er, sinnend, träumend,
Und, wie Psyche, hatt' auch er gar bange,
Vöse Traume Nachts in seinem schlummer.
<Lr auch sah im Traum von seiner liebsten
sich gepeinigt oft in schnöder weise,
<Lr auch sah von ihr vor einen wagen
sich gespannt, in's Joch geschirrt, mühselig
wüstes Feld zu pflügen, sah gefesselt
sich, an eine säule festgebunden,
sah von ihr als Vogel sich gefangen,
Und zu Markt gebracht in einem Aasig,
sah von ihr sein Flllgelpaar beschnitten,
Vdcr ausgerissen, sah die Arme
Auf den» Rücken festgeschnürt, erbärmlich
Unter ihren Händen seinen Vogen,
seinen Köcher auch mit allen Pfeilen
In den Flammen aufgeh'n und verkohlen.
Immer dacht' er schmerzlich nur an Psyche,
sehnsuchtsvoll verlangt' er sie zu sehen,
wieder sich an ihrem Kuß zu laben.
Und je mehr er liebte, desto bitterer

Amolnnd Psyche. 1.03

Grollt' er ihr, daß schnöd' sie mit dem ihren
Auch sein schönes liebesglück vernichtet.
Eines Tages flog ein bunter Faller
Zu ihm in's Gemach, das streng verriegelt
war für Götter und für Menschen. Flatternd
Line weile, setzt' auf Amors Vogen,
Der zur seit' ihm lag, bedeckt von staube,
sich zuletzt der Falter, kroch entlang dann
Auf und ab des Vogens sträng und Viigel,
Ungescheut, uud ließ sich nicht verscheuchen.
Ihn betrachtete gespannt der Knabe.
Psyche sah er jetzt in jedem Falter;
Und nun überkam ihn der Gedanke:
Ach vielleicht hat gar die strenge Mutter
Das geliebte Mädchen mir verwandelt,
Und es muß nunmehr auf zarten schwingen
Flattern durch die lüfte, jedes Windes
spiel und jedes wilden Knaben Veute!
(!) gewiß! sie ist's, die arme Psyche!
war' sie sonst mir in's Gemach geflogen?
Ganz in meine Nähe drängt sie traut sich,
Kriecht entlang des Vogens sträng und Vllgel,
will nicht weichen l" — Also denkend streckt er
Aus den Daumen und den Zeigefinger,
Und ergreift den Falter bei den Flügeln
sacht, und spricht zu ihm mit Koseworten:
„sei gegrüßt mir, mein geliebtes seelchen!
Habe sehnsuchtsvoll nach Dir geschmachtet!"
Und er drückt ein Küßchen auf des Flatt'ers
Vunte Flügelpracht, hinzu noch fügend
Manche traute fuße liebesrede.
Und dann plötzlich wieder faßt der Groll ihn,
Und er denkt des schmählichen verrathes,
Denkt des glüh'nden Tropfens, dessen Vrandmal
seinen blüh'nden Götterleib entstellte.
Und schon ist er dran, dem armen Falter
Auszuzupfen seine bunten Flügel,
Zu zerquetschen mit den Rosenfingcrn
seinen zarten leib ihm: und so schwankt er,
Thöricht eifernd, zwischen Zorn und liebe.
solches sah und hört', im Winkel kauernnd,
Finsiern Vlicks die Hüterin, die greise.
Und sie hinterbracht' es flugs der Göttin.
Diese, merkend, daß in liebesthorheit
Unverbesserlich ihr söhnlein rase,
Und vergebens spaher durch die lande
Nach der spur der schuldigen entsendend,

104 Robert Hamerling in Graz,
Rafft sich zürnend auf, in den Vlymp sich
Zu begeben und den Götterboten
Anzuwerben als beschwingten Helfer.
von den Schwärmen sanfter Turteltauben,
welche um das Haus der Herrin nisten,
Schweben vier heran, schneeweiß befiedert,
Vcugen ihre schillernd>I>unten Hälse
Freudig in das Joch des gold'nen Wagens,
welcher Aypris trägt zu lichten Höhen.
Durch die Wolken aufwärts mit der Göttin
Hebt das Glanzgefährt in's höchste Vlau sich,
von der Vögel schaaren dicht umflattert,
welche schmetternd, jubelnd, frendeschwelgend,
Mit dem süßesten Gesang des Aethers
weiten Raum erfüllen; scheu zur seite
weicht der Habicht, weicht der stolze Aar selbst,
vor den Tauben und den andern schwärmen
Munt'rer Vögel im Geleit der Göttin.
Angelangt in den olymp'schen Höhen,
In den goldnen saal eintritt die Huldin.
Und Mercur, den fußbeschwingten Voten
Grüßt sie freundlich, spricht zu ihm die Worte:
„Niemals, wie Du weißt, mein theurer Vruder,
Hat gehandelt ohne Deinen Veistand
Deine Schwester Rypris. wieder heisch' ich
Deine Hilfe nun: ein Mädchen such' ich,
Das an mir, wie nie ein Weib, gefrevelt.
Ihre spur verlor ich und nicht weiß ich,
wer ein heimliches Asyl ihr bietet.
Dir nur ist es möglich, theurer Vruder,
Hinzueilen auf beschwingten sohlen,
Hin in alle länder, zu verkünden
Allem Volke, was ich jetzt Dir sage:
Götterzorn wird treffen unversöhnlich
Alle, die dem Mädchen schütz gewähren!
Jenem aber, der in meine Hände
liefert diese schuldige, verhaßte,
soll — beim styx geschworen sei's — der preise
Höchster werden: sieben süße Küsse
von dem Munde selbst der gold'nen Venus!"
Uypris sprach's, und seine Fügelsohlen
Unterband sich rasch der Götterjüngling.
Zu den Völkern hin in alle lande
Villcht' er unverweilt die Götterbotschaft:
„Götterzorn dem Frevler, unversöhnlich,
welcher schützt der hohen tiebesgöttin

Amor und Psyche. <I>5
Flücht'ge 2clavin Psyche! Doch der preise
Höchster dem, der sie nach Paphos liefert
Als Gefang'ne: sieben süße Küsse
von dem Mund der gold'nen Venus selber!"
Allenthalben regte die Gemüther
Mächtig auf die hohe Götterbotschaft,
Und in Aller Mund war wieder Psyche.
Angespornt von jenem höchsten preise,
Glühte jedes ird'schen Mannes Zeele,
leczend nach dem Kuß der Götterlippe.
An ein tauschen ging es, an ein 2püren,
An ein Jagen nach der armen pilgrin,
Daß sie nirgends mehr sich sicher fühlte,
Als im Walde bei den wilden Thieren,
Die bei sich sie bargen in den Höhlen.
Tiefer Gram erfaßt sie und Verzweiflung.
Doch zuletzt so zu sich selber spricht sie:
„wie, wenn ich der Göttin, Gnade stehend,
Demuthsvoll mich würfe selbst zu Füßen?
Gradehin nach jenem Orte ginge,
welchen ich am ängstlichsten gemieden?
weilt zu Paphos nach des Götterboten
Runde jetzt die Göttin, weilt gewißlich
Auch der Zohn, mein heißgeliebter Amor,
«Lbendort jetzt im Gefolg der Mutter,
Und vielleicht ihn wiedersehen werd' ich!
<v ich will die Zürnende versöhnen!
Mich zur Magd, zur 2clavin ihr verdingen!
Mag sie quälen mich, mag sie mich schlage».
Reines bittern leides will ich achten,
Alles schwerste will ich gern vollbringen,
weiß ich nur mir nahe den Geliebten!"
Also spricht bei sich die Müdgehetzte,
Rafft sich auf und wandert hin gen paphos.
Angelangt im Heiligthum der Göttin,
wird die Zitternde von einem Voten,
Den gesandt die hocherfreute Venus,
Hingeleitet nach verborg'nem Vrte,
wo, für Menschen unzugänglich, aufschlug
Ihren ird'schen 2itz die liebesgöttin,
wo in Rosenlauben, dornenlosen,
Hof sie hält, und strahlenden Gemächern.
wie geblendet sank zu Aoden Psyche,
Als sie schaute Iovis hohe Tochter,
Die, umgeben von der Grazien Dreizahl,

1,06 — Robert Hamerling in Graz.
Ihr entgegentrat, nicht in dem vollen
Glänze des Vlyinps, nur wie zur Noch es
Noch ertragen mag ein sterblich Auge.
Fremde Düfte, fremde Harmonien
weben sinnverwirrend durch die Lalle,
Und die schwindelnde, die arme Psyche,
3pät erst wagt sie, durch der Grazie» trautes
wort und lächelnd milden Vlick ermuntert,
Ihre sanften Augen aufzuschlagen
Zu der stolzen Götterfrau, und knieend,
Flehend mit erhob'»en Händen spricht sie:
„Nimm mich auf zur Zclavin, höbe Göttin!
Siicht'ge mich, denn büßen will ich gerne.
Auch was ich unwissentlich gefrevelt!
Aä', wenn jemals mich, ein sterblich Mädchen,
Menschen thöricht-blind mit vir verglichen,
Zürne nicht, denn nur mit Deinem Vild ja,
Das sie sich gemacht von Heiner schöne.
Konnten sie des Mädchens Reiz vergleichen,
Nimmer mit Vir selbst, die sie nicht kannten!
Und wen», ach, mir unverdient zu Theil ward
Deines Lohnes Huld, o so bedenke,
Daß es stets der Götter Art gewese»,
schönstes Recht der Götter, schönste Tugend,
Daß zu Menschen sie herab sich lasse»,
In ein sterblich Herz ein Theilchen gießen
Ihres Glanzes, ihrer Götterwonne,
leidvoll, dürftig ist des Menschen Wesen,
Vhne Götterhuld muß er verderben.
Hast Du selbst, der Götterflauen schönste,
Nicht beglückt manch ird'sches Herz, an manches
Ird'schen lieblings Vusen traut geruhet?
wenn ich ihn besaß, den Göttcrknaben,
Als Gemahl, ach, Hab' ich's nicht gcsühnet?
Nicht schon dadurch, daß ich ihn verloren?
Dadurch, daß so kurz mein Glück gewesen?
Nimmer ja verlang' ich seine Gattin
Fernerhin zu heißen; Eins nur will ich:
Dienen Dir und ihm — als Magd, als 3c!avin!"
3o das Mädchen, demuthsvoll und schüchtern.
Hehr die Göttin stand, die siegbewußte.
Froh des unverwelklich hohen Reizes:
Gegenüber ihr des 5taubes Tochter,
Vlaß, verwelkt im leid der langen Irrfahrt.
„Ti, Nachtfalterchen," versetzt, des Mädchens
Vlcichcs Antlitz, ärmliche Gewände

Amor und Psyche. !.())?
Musternd, Aypris, „wie zerzaust, verblichen
Deine Flügel sind! was ist geworden,
Uind, aus Deiner vielgepries neu Vlütthe?
wie verblendet warst Du, eitles Mädchen,
statt der Freier schönsten Dir zu wählen,
Als noch rosig leuchtete Dein wänglein,
Linem «Lotte schweifend uachzutrachren,
Durch die ganze Welt ihn» nachzujagen,
Hungernd, dürstend, siech, in Frost und Hitze,
wack'rer Eidensöhne Trost verschmähend,
widerstehend jeglicher Verlockung!
siehst Du nun, was altzuhohes Trachten
Dir gebracht zum lohn? zur Vogelscheuche
wardst Du schier, und jeuer blöde Knabe,
Den Du frank gemacht mit Deinen Reizen,
wird, Dich wiedersehend, rasch genesen —
Herzlich schämen sich des einst'gcn liebchcns!"
sprach's und ging von dannen, reizvoll lächelnd.
Psyche seufzte, schluchzte. Doch da nahten
Tröstend hold sich ihr die heitern Grazien.
„Vb die Göttin," sprachen sie voll Mitleids,
„Aermste, Dich auch ganz beraubt der schönheit,
Jage nicht; wir geben im Geheimen
Etwas Dir von jener Jauberschminke,
welche wir verwahren, welche Kypri-
selbft aus unfern Händen nimmt, und welch.'
Häßliche sogar mit Huld umkleidet!"
Ietzo kam ein Diener, führte Psyche
Fort in eine enge, dunkle Kammer,
wies ein lager ihr auf welken Vlältern,
sperrte dann die Thür mit ehr'nem Riegel.
Aber Psyche ruhte sanft und wohlig
Auf den welken Vlättern, denn sie wußte,
Daß, ob auch getrennt durch ehr'ne Riegel,
Rah' sie schlumm're dem geliebten Amor.

Eduard Desor.
Lebensbild eines Naturforschers,
von
<^arl Vogt.
— Genf. —
I.

js mag etwa um das Illhr 1837 gewesen sein, als ein Flüchtling
in meinem elterlichen Hause in Bern vorsprach.
Mein Vater war im Frühjahr 1835 von Gießen an die
neugegründete Universität in Beni übergesiedelt, wo er die Pro«
fessur der medicinischen Klinik übernommen hatte. Die Regierung hatte ihm
ein ihr gehöriges Haus an der Herrengassc vermiethet, welche ihre richtige
Bezeichnung erst in ihrem französischen Namen, rus üs3 iniin8tw8, fand.
Es waren in der That zum großen Theile Predigerwohnungen — alte
Häuser mit einem dunklen Eingange, einer Wendeltreppe im Innern und in
jedem Stocke nur zwei Zimmer, eines nach vorn gegen die Straße, eines
gegen die Aare hin, auf der Südseite, mit der großartigen Aussicht auf die
Schneeberge des Vcrner Oberlandes. Die acht lebendigen Kinder waren
so gut als möglich in den oberen Stockwerken untergebracht; der Vater hatte
sein Zimmer ebener Erde von der Straße aus, hoch über dem kleinen
steil abschüssigen Garten, zu dem man durch zwei Kellerstockwerke gelangte;
im ersten Stock befand fich das Eßzimmer mit einem berühmt gewordenen
Tische, den der Vater nach eigenen Entwürfen hatte construiren lassen und
den er mit rührender Sorgfalt alljährlich neu mit weißer Oelfarbe anstrich,
die er selber rieb und kochte, so daß während einiger Tage der Geruch des
Leinölfirnisses das ganze Haus erfüllte. Der Tisch war ruud, hatte Platz
für 14—Itt Personen und in seiner Mitte drehte sich auf einem soliden
Postamente eine zweite, kleinere Platte, auf welche die Schüsseln gestellt wurden.
So konnte also kein Tischtuch aufgelegt werden. Wer sich bedienen wollte,
drehte die Platte, bis die Schüssel vor ihn kam. Neulinge waren oft sehr

Eduard Desor. 1.^9

betroffen, wenn in dem Augenblicke, wo sie den Suppenlöffel in der Hand hielten, die Schüssel vorbeirutschte, aber man gewöhnte sich bald daran und fand es praktisch.

Schlag zwölf Uhr stellte der Vater die stets rauchende Pfeife in die Ecke und sagte zu dem jungen Manne, mit dem er eine Zeit lang in seinen, Zimmer gesprochen hatte: „Kommen Sie, wir wollen essen." Es waren stets einige Gedecke mehr ausgelegt, als die Familie Köpfe zählte. „Ein Landsmann aus Friedrichsborf bei Homburg, kommt aus Paris," sagte der Vater. „Nehmen Sie dort neben Carl Platz. Sie kennen sich ja wohl von Gießen her?" Und zu der Mutter gewendet: „Luise, ist das Stäbchen leer?" — „Ja," entgegnete die Mutter nickend. — „Nun gut, so bringe» Sie heute Mittag Ihre Siebensachen her und nehmen Sie vorlieb!"

Es befand sich nämlich unten in dem Hause ein kleines Stübchen, welches der Vater als Wartezimmer benutzte. Mau hatte ein Bett und das nöthigte, einfachste Mobiliat hineingestellt und es diente den Flüchtlingen als Unterschlupf. Es wogte förmlich damals in der Schweiz von Schiffbrüchigen aus aller Herren Ländern, die meistens mit Glücksgütern nur sehr wenig gesegnet waren. Alle kannten das Stübchen und den runden Tisch in« Vogt'schen Hause; Alle wußten, daß sie dort eine Zuflucht finden tonnten, daß Diejenigen, welche ihre Wissenschaft dem Vaterlande geopfert hatten, wie der Vater sich ausdrückte, bald wieder abziehen muhten, während man den unverdient Unglücklichen mit Ruth und That an die Hand ging, ohne viel Worte darum zu machen. Halle man ja doch selber Einiges mit durchmachen müssen. Die Regierung hatte meinem Vater bei seinem Abzüge noch eine empfindliche Demüthigung zudedacht und ich hatte einige Monate später vor dem berüchtigten Georgi flüchten müssen und war nur mit knapper Roth seinen Klauen entronnen.

Der Vater sowohl als ich erinnerten uns Tesors nur dunkel. Während feines Nectorates hatte ihm der Vater einmal wegen irgend einer Lappalie „einen Rüffel" ertheilt und ich, damals noch Gymnasiast, hatte ihn einigemal auf dem Turnplätze unseres Hausgiirtchens gesehen. Turnen war damals höchst staatsgefährlich und den Studenten auf's Strengste verboten. Man hatte es aber meinen, Vater nicht wehren können, in seinem Gärtchen hinter dem Hause einige Turngeräthe aufstellen zu lassen, von welchen er behauptete, er habe sie aus hygienischen Gründen nöthig. Freilich turnte er nicht selbst, sondern begnügte sich, nur zuweilen einen Gang mit dem Stoßrappier zu machen, das er meisterhaft handhabte; von mir sagte mein Erzeuger, ich sei zwar stark in der Theorie, aber schwach in der Praxis, und da die übrigen Söhne nur noch kleine Jungen waren, so benutzte die Familie selbst Neck und Vaircn sehr wenig; konnte aber mein Vater es hindern, daß die Mitglieder der Burschenschaft den niedrigen Zaun überkletterten und unter Leitung von Spieß, dem bekannten Turnlehrer, sich übten?

^0 Carl Vogt in Genf.

Diese Anhaltspunkte genügten, um Desor in unserem Hause in Bern aufzunehmen, wo er bald heimisch wurde.

Eduard Desor war im Februar 1811 in Friedrichsdorf bei Homburg geboren als Sprößling einer alten Hugruottenfamilie aus der Umgegend von Lunel in Süofranreich. Das benachbarte Heinrichsdorf, ebenfalls eine französische Colonie, war ursprünglich von Picarden bevölkert und noch in seiner Jugendzeit konnte man, wie er mir manchmal erzählte, im Accent, in Sitten und Gewohnheiten die Weber und Landbauern der beiden Dörfer unterscheiden. Sein Vater war für die Verhältnisse des Dorfes, in dem die Familie Desor noch jetzt existirt, ziemlich begütert; es wurde also beschlossen, den älteren Sohn Medicin, den jüngeren, Eduard, die Rechte studiren zu lassen. Staats-Universität für Hessen-Homburg war Gießen.

Freilich boten sich in der kleinen Landgrafschaft damals nicht viele Aussichten, weder für den einen, noch für den anderen Beruf. Homburg als Badeort für die große Welt war noch nicht erfunden; Herr Blanc war noch nicht als leuchtendes Gestirn für Homburg und speciell für Friedrichsdorf ausgegangen, denn in der Colonie holte sich später der Gründer von Monaco seine Lebensgefährtin, eine Jugendgespielin Desors, die als Schwiegermutter eines Napoleoniden und eines Fürsten ihr mit erspielten Millionen beschwertes Dasein enden sollte. Die Landgrafschaft führte ein bescheidenes Stillleben; ihr absoluter Souverain half seinen beschränkten Einkünften dadurch auf, daß er österreichischer General wurde und in Ungarn auf den Gütern der Esterhazy, Karolyi und anderer Magnaten dem edlen Waidwerl fröhnte. Einige Amtleute besorgten gleichzeitig die ganze Regierung, Justiz und Verwaltung und benutzten mit weiser Mäßigung den Schloßthurm, die weiße Rübe genannt, zur Besänftigung etwaiger aufgeregter Gemüther.

Dieses idyllische Stillleben wurde nun freilich in unangenehmer Weise durch das Jahr 1848 gestört. Der Landgraf wurde als österreichischer General pensionirt und zog sich mit einem Kammerdiener, dem alten Joseph, nach Homburg zurück, wo er in einem Jagdpavillon residirte, das Schloß aber leerstehen ließ. Als vorsichtiger Mann hatte er den Zeitläufen Rechnung getragen und auf der Durchreise durch Darmstadt den „braven laup“, der dem „edlen Gagern“ als Ministerpräsident gefolgt war und feinen Liberalismus dadurch bethätigte, daß er mich meiner Stelle als Professor in Gießen entsetzte, eindringlichst gebeten, ihm einen geeigneten Mann zu empfehlen, welcher das absolutistische Hackbrett der Landgrafschaft in ein constitutionelles Pianino umzustimme» vermöge.

Der „brave laup“ hatte einen ebenso braven Schwager Bausa, der als Universitäts-Secretär in Gießen versauerte, freilich aber auch, wie mein Vater zu sagen pflegte, die besten Absichten mit den schwächsten Einsichten zu vereinigen wußte. Bausa war der geeignete Mann; er trank täglich nach zweitem dem Frühstück „einen Schwarzen“ mit dem Landgrafen und brachte ihm ebensoviel constitutionelle Weisheit bei, als er selbst besaß. Nach dem tollen

Eduard Vesor. I. I. I.
Jahr hatten sich die Wogen des politischen Lebens auch in der Landgrafschaft, deren Vertreter im Parlamente der blonde Venedey war, um so leichter geglättet, als die Nachbarstaaten für die Säuberung des Gebietes von Revolutionären gründlich bedacht gewesen waren. Landgraf und Minister tranken in größter Gemiithsruhe ihren Schwarzen, während der alte Joseph das Gewehr putzte, mit dem erster« in der Früh einen Bock geschossen hatte, und die Zufriedenheit war um so größer, als Herr Blanc unterdessen seine segensreiche Wirksamkeit entfaltet und damit den Finanzen besser auf die Beine geholfen hatte, als das schönste TabatBmonopol es hätte thun tonnen. Aber kein Glück kann ewig dauern.
Eines Tages begegnete der österreichische Gesandte am wiederhergestellten Bundestage in den Laubgängen des Parkes einen in stL^i« gehängten ungarischen Obersten. Hatte die Excellenz am grünen Tische Unglück gehabt, oder war sie aus anderer Ursache übler Laune — sie stellte ein Aus» licferungsbegehren und verlangte die einstweilige Verhaftung des Obersten. Tragischer Conflict! Der Minister schwankte zwischen seinem liberalen Be- wußtsein und der Verpflichtung gegenüber einer befreundeten Bundesregierung, der Landgraf zwischen seiner Stellung als österreichischer General und souverainer Fürst. Einstweilen, bis Bansa in Rottecks und Welleis Staats- lexikon sich Ruths erholt, wurde der Oberst verhaftet, genau nach der Grund- regel der Berner Verwaltung: U'lioit-ns uninm« ninFors; wer voicL äiili 8zHt«i- selio F'selis! (Weifet ihn nur hinein — wir werden dann später schon sehen!)

Gräfin K., eine der bezauberndsten Frauen der hohen ungarischen Aristokratie, eilt herzu, von ihrem lieblichen Tüchteichen Palma begleitet. Sie sucht den Minister auf, den sie durch ihre Liebenswürdigkeit gänzlich bestrickt. Sie kommt nur aus Mitleid mit dem Gefangenen; sie ist überzeugt durch des Ministers staatsrechtliche Deductionen, daß derselbe vollkommen correct vorgegangen ist; sie will nur den Oberst sehen, ihm die kleine Palma zuführen, die er sehr liebt. Ter Minister begleitet sie bei dem ersten Be- suche. Die Gräfin, in Thronen erstickend, eilt an das Fenster. Der Minister, im Innersten bewegt, sucht sie zu trösten. Unterdessen kost das Kind mit dem Obersten, der es ans seinen Knieen wiegt, in ungarischer Sprache. Man trennt sich. Der Minister ist entzückt über die Haltung der Gräfin, die den Gefangenen nur gefragt hat, ob und womit sie ihm den Aufenthalt in der Zelle erleichtern könne. Sie wird ihm Blumen, Leckereien und einen Sessel schicken und gicbt dem Minister das Ehrenwort, daß sie nicht mit dem Obersten correspondiren werde. Aber das Kind darf sie doch täglich dem Gefangenen zum Tröste schicken?

Die kleine Palma lernt jeden Morgen eine ungarische Lection, die sie Nachmittags dem Gefangenen aufsagt. Sie recitirt ihm Verschen. Inner- halb dreier Tage ist Alles in Ordnung, der Gefängnißwärter, die wacht- habenden Polizeidiener — Alle wissen, daß sie auf den Gütern der Gräfin 9l»id und Süd. xxu, «. 8

N2 Carl Vogt in Genf.
herrlich und in Freuden leben können, sobald sie mit dem Obersten das Weite gesucht haben werden.
Aber so weit will es die Gräfin nicht kommen lassen. Der Minister hat ihr Alles gesagt, ihr alle Schreiben vorgelegt; sie weiß, daß er von Wien ein officielles Auslieferungsbegehren erwartet, das mit Extrapost kommen muß. Sie wünscht den Landgrafen zu sprechen. Der Minister sucht Ausflüchte. Sie nimmt Quartier beim Postmeister und hilft diesem beini Mustern der Eingänge, erfährt alle Einzelheiten des Dienstes. Sie fährt vierspännig spazieren, so daß sie der Landgraf sehen muß. Beim Schwarzen fragt der Landgraf nach der Dame. „Es ist die ungarische Gräfin K.," sagt der Minister. — „Die Gemahlin des Grafen Georg K.?" fragt der Landgraf. — „Zu dienen, Durchlaucht." — „Was," braust der Landgraf auf, „und das haben Sie mir nicht gleich gesagt! Ich kenne die Dame, ich bin Wochen lang ihr Gast gewesen; soll ich durch Sie in den Ruf eines Flegels kommen? Joseph, Staatslivree anlegen, Karten tragen, den ThronslIII in Ordnung bringen! Meine Uniform! Sie gehen gleich hin, Bansa, und sagen, ich lasse die Gräfin um Entschuldigung bitten und fragen, wann ich sie besuchen tonne."
Die Gräfin läßt sich entschuldigen, sie könne den Landgrafen nicht standesgemäß bei sich empfangen, aber sie wünsche eine Audienz. Ich habe selten mehr gelacht als bei der Erzählung dieser Audienz. Die paar Soldaten, die das Gewehr Präsentiren, der alte Joseph an der Treppe, auf der man noch die Nesenstriche in dem dicken Staube der Jahr-zehnte sieht, die Spinnweben an den Fenstern, die krächzenden Thllren, die verschossenen altfränkischen Möbel, der Landgraf in seiner ungarischen Husaren-uniform, die ihm so eng geworden ist, daß er sich nur mit größter Mühe setzen kann, und mitten darin die kleine Frau, die alle Kunst der Toilette und alle Liebenswürdigkeit ihres Wesens aufbietet, um den alten Nimrod zu umstricken, der zuletzt alle klugen Näthe vergißt, die ihm der konstitutionelle Minister einzutrichtern versucht hat. „Ich kann Ihnen den Gefangenen nicht geben, gnädigste Gräfin, ich bin österreichischer General!" — „Aber Durch-laucht sind Souverain!" — „Ja," sagt der Landgraf und wirft sich in die Brust, daß alle Nähte der Uniform knacken, „je, ich bin Souverain!" — „Nun," sagt die Gräfin, schließen wir einen Vergleich. „Wann erwarten Sie das Auslieferungsbegehren?" — „Morgen." „Gut! bleiben Sie österreichischer General bis übermorgen Abend. Wenn aber bis dahin das Schreiben nicht eingetroffen ist, so werden Sie Souverain und geben mir bei Sonnenunter-gang den Gefangenen? Ihre Hand darauf!" „Mein Ehrenwort!" Die Gräfin geht zur Thüre, wo, wie sie wußte, der Minister harnte. Sie ruft ihn herein, wiederholt ihm den Vertrag und der Landgraf bestätigt sein Wort. Bansa ist ruhig — heute Abend muß die Anzeige kommen, morgen schickt er einen Postillon nach Frankfurt, übermorgen früh spätestens reitet die Extrapost ein.
Die Aufregung hat der Gräfin Migräne gemacht. Sie kann den

«Lduard Desor. ^3
Minister nicht empfangen; aber der Postmeister speist bei ihr. Ein Helles Feuer brennt in dem Kamin. Der Postmeister lann sich nicht von ihr trennen. Die Briefe werden heraufgebracht. Sie tändelt und scherzt. „Was ist denn das für ein Couvert mit den großen Siegeln?“ „Von der österreichischen Gesandtschaft in Frankfurt.“ — „Bitte, zeigen Sie doch.“ Er reicht ihr das Couvert; sie springt mit einem Satze zum Kamin. «Postmeister.“ sagt sie mit flammenden Augen, „an dem Briefe hängt das Leben eines braven Mannes. Stehen Sie nicht auf, sonst fliegt es in das Feuer.“ „Gräfin, Sie bringen mich um's Amt!“ — „Das wäre nicht das Schlimmste,“ antwortet sie. „Das können wir doppelt und dreifach wettmachen, wenn nöthig.“ Sie schellt. „Anspannen, sogleich, der Postmeister muß über Land! Hören Sie! Sie haben mir den eisernen Schrank gezeigt, in welchen sie die Briefe legen, welche Sie persönlich zu übergeben haben. Geben Sie den Schlüssel.“ „Gräfin!“ Sie macht eine Bewegung, als wolle sie den Brief in das Feuer weifen. Der Postmeister giebt den Schlüssel. „Gut,“ sagt sie und steckt den Brief ein. „Jetzt. Postmeister, fahren Sie über Land. Sie kommen erst morgen Abend nach Sonnenuntergang wieder. Ich reise nach Sonnenuntergang ab. Sie werden den Schlüssel hier in dieser Commode finden. Glückliche Reise, Postmeister, und wenn Sie die geringste Unannehmlichkeit haben sollten, geben Sie getrost Ihre Entlassung. Mein Wort, es soll Sie nicht gereuen. Ein Graf K'scher Intendant steht sich dreimal besser, als ein Hessen-Homburgischer Postmeister.“
Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, sagte die Gräfin, als er zur Thüre hinaus wankte. Als ich aber den Wagen über das Pflaster rollen hörte, fiel ich wie todt zu Boden und alle schreckliche Aufregung löste sich endlich in einem Strome von Thränen. Das war gut. Aber Alles war noch nicht gethan. Ich packte zusammen, traf alle Anordnungen zur Abreise. Der Oberst war benachrichtigt; so ging der Tag hin. Der Minister schickte von Stunde zu Stunde — kein Postmeister, kein Brief. Der Landgraf war brummend in den Nebel hinausgegangen, um einen Hasen zu schießen. Es war ein kalter, nasser Septembertag. Der Reisewagen stand zur Abfahrt fertig vor der Post. So ging ich denn gegen Sonnenuntergang zu dem Jagdpavillon. „Durchlaucht sind eben zurückgekommen und im Begriffe sich bequem zu machen,“ sagt Joseph. Ich drücke ihm einige Goldstücke in die Hand und stoße die Thür auf. Der Landgraf steht starr vor Erstaunen. „Durchlaucht,“ sage ich, „die Zeit ist um: Sie haben nichts erhalten? Der Souverain tritt in seine Rechte. Geben Sie mir den Entlassungsbefehl für den Obersten.“ — „Aber Gräfin, ich bitte!“ „Ist Ihr Ehrenwort ein leerer Schall?“ „Gräfin,“ sagt der alte Herr, „beleidigen Sie mich nicht.“ — Er schreibt. „Hier Gräfin.“ Da, erzählte sie, Hab' ich mich nicht halten können — ich bin ihm um den Hals gefallen und Hab' ihn auf seinen nassen, stachlichen Schnauzbart geküßt und dann bin ich fortgerannt, als ob mir die Sohlen brennten, habe deni constitutionellen Langweiler, dem Minister, den Wisch unter 8»

I.I.H Carl Vogt in Genf.

die Nase geholten, den Obersten herausgeholt, in den Wagen geschmissen, und als wir über die Chaussee flogen, daß die Funken stoben, da kam uns eine Extrapost entgegen, die der österreichische Gesandte schickte und ich sagte zu dem Obersten: „Der kommt, wie Senf zum Dessert. Kitzelt Sie's nicht am Halse? Aber die Oesterreicher heuten leinen, sie hätten iyn denn vor."

Kehren wir von dieser Abschweifung zu dem Gießen von 1831 zurück.

Desor hatte den Bauernsturm in der Wetterau als loyaler Vertheidiger der Stadt unter den Befehlen meines Oheims, des ehemaligen Lieutenants in der Blücher'schen Armee, späteren revolutionären Advocaten in Gießen, Paul Follenius mitgemacht. Die Bauern, so sagte man, raubten und plünderten; sie verlangten in der Thai nur aller Orten „die Papiere" und verbrannte» Gerichtsacten und Steuerregister so lange, bis sie in einem reichen Dorfe Melbach, dessen Einwohner viele Hypotheken und Rentenbriefe besaßen, so gründlich geprügelt wurden, daß sie aus einander stoben und nach Hause gingen. Erst einige Tage nachher rückte Prinz Emil von Hessen, dem Napoleon in der Schlacht von Leipzig zugerufen hatte: Nn »vant, roi äs ?IU88«!

mit Hecresmacht in das empört gewesene Land, und da seine Dragoner leine anderen Feinde vor sich fanden, schossen sie in demselben loyalen Dorfe Melbach einige Bauern, welche gerade Aepfel pflückten, mit den Pistolen von den Bäumen, was vollkommen genügte, allen Widerspenstigen einen hohen Begriff von der Staatsmacht des Großherzogthums beizubringen. Ehe aber die Hilfe kam, hatte Gießen den Widerstand gegen die Bauern organisirt und sich mit einer doppelten Vorpoftenkette von Sonntagsjägern mit Jagdflinten umgeben, die bei dem Anrücken der weiße Kittel tragenden Bauern Feuer geben und sich dann auf das Hauvtcorps zurückziehen sollten. In der Ecke eines Wäldchens stand beim Zwielicht ein leiblich und geistig kurzsichtiger Professor der Jurisprudenz auf verlorenem Posten. Er sieht etwas Weißes in den Büschen, ruft dreimal Werda? und als er keine Antwort erhält, feuert er. Die ganze Vorpoftenkette feuert, die Trommler rasen auf ihren Kalbfellen, die Glocken läuten Sturm, das Hauptcorps faßt Posto — als aber Niemand sich zeigen will, reitet mein Onkel an der Spitze einer Patrouille hinaus, den Schützen, Professor Weiß, als Führer mit sich nehmend. Sie finden in einem Busche eiuen kläglich blökenden Hammel, dem Weiß ein Bein zerschossen hatte. Das „Hammelfest" wurde noch lange Jahre hindurch mit einen» Bankett gefeiert, bei welchem zur Besiegelung des brüderlichen Zusammcnstehens der Gießener Bürger in den Stunden der Gefahr jedesmal zum Schlüsse eine allgemeine Keilerei in Scene gesetzt wurde.

Für einen Studiosen der Rechte, welcher der Wissenschaft halber den Studien oblag, da ihm ja doch die Heimath keine Aussichten bieten tonnte, war Gießen damals zu bewegt; Desor ging also nach Heidelberg. Aber er kam ans dem Regen in die Traufe. Wer dachte zu den Zeiten des Hambacher Festes an Mackeldey, Mittermaier und Thibaut, an Institutionen und Pandecten? Die Freude mit Wirth und Siebenpfeifcr, den Desor später in Bern ebenfalls als Flüchtling wiederfand, dauerte nicht lange; das Hain-

Eduard Desoi, ^5

bacher Fest wurde, nach Metternichs Ausdruck, das Fest der Guten, die Mainzer Centralcommission arbeitete mit Hochdruck und es gab Viele, welche das Leben auf dem nichtsnutzigen Pariser Pflaster der patriotischen Existenz in einer moralischen deutschen Gefängnißzelle vorzogen.

Desor gehörte, ich muß es leider gestehen, dieser Meinung um so mehr an, als er beide Sprachen, deutsch und französisch, vollkommen beherrschte. Später fügte er noch englisch hinzu und selbst italienisch, obgleich ihm letztere Sprache nicht ganz so geläufig war, wie die drei andern. Tic Handhabe der Sprachen war um so erwünschter, als er in Paris daran denken mußte, sich selbst seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Die Eltern waren gestorben, das Vermögen so weit verzehrt, daß mit knapper Noth die Kosten des Studiums für den älteren Bruder, den Mediciner, herbeigeschafft werden konnten. Aber der junge Heidelberger Bursche von einundzwanzig Jahren hatte einen lebhaften Geist, eine unermüdliche Arbeitskraft und einen guten Appetit, den er befriedigen mußte. Sein juristisches Studium konnte ihm nicht von dem geringsten Nutzen sein. Der Jurist ist an die Scholle gebunden; unter den Tausenden von Flüchtlingen, Stromern, aus ihrem Vaterland? Hinausgeworfenen, die ich während meines Lebens gesehen und kennen gelernt habe, waren die Juristen stets die Unglücklichsten, die ihre geistige Errungenschaft im fremden Lande über Bord werfen und andere Erwerbszweige ergreifen mußten.

Nichts ist irrthümlicher, als die landläufigen Ansichten über Paris, die namentlich in Deutschland umgehen. Aus der Romanliteratur, aus den Theaterstücken und dem Treiben um den jetzt zu Grunde gegangenen Lal Aadils setzt sich der zu Hause hockende oder die Weltstadt flüchtig besuchende Philister ein Bild des modernen Babels zusammen, das nur einer dünnen Schicht der Bevölkerung entspricht, welche wie Oel über einer ungeheuren Zahl tüchtiger und emsiger Arbeiter schwimmt, die in allen Kreisen der Bevölkerung den Kern bilden.

Desor fand in Paris einige Freunde aus Frankfurt, die mit ihm, wie die Franzosen zu sagen pflegen, den Teufel am Schwänze herumzogen und bis zu seinem Tode mit ihm befreundet blieben. Der Eine war bei Firmin Tidot als Commis eingetreten, — er ist jetzt an der Spitze der bedeutendsten naturwissenschaftlichen Verlagshandlung in Paris, die es sich besonders zur Aufgabe gesetzt hat, das französische Publikum mit den englischen und deutschen Werten im Gebiete des Darwinismus bekannt zu machen. Der Andere arbeitete in einer Buchdruckerei, kehrte später nach Frankfurt zurück und leitet eines der größten Geschäfte der Mainstadt. Es war ein kleiner Kreis intelligenter, tüchtiger, fleißiger junger Männer, die hart arbeiteten und sich mit Wenigem begnügen mußten, wenn sie sich ein Vergnügen gönnen wollten. Damals vielleicht noch mehr als jetzt war die Kenntnis; mehrcr Sprachen in Paris ein Schlüssel, der alle Thüren öffnete. Als ich bei meinem ersten Besuche auf der Bibliothek des Pflanzengartens dem Bibliothekar die Titel einiger deutschen und englischen Werke übersetzt hatte, war mir unmittelbar

^1.6 Lall Vogt in Genf.

die Bibliothek zu allen Stunden des Tages geöffnet, wo nur die Beamten des Pflmizengllitrns Zutritt hatten. Nach wenigen Wochen war Desor mit der Nebersetzung des großen Wertes von Carl Ritter über Geographie betraut. Man kann gerade nicht sagen, daß dieses Wert, trotz seiner Vortrefflichkeit, trotz der neuen Grundlegung der Wissenschaft, die man ihm verdankte, in Frankreich großen Anklang gefunden habe. Im buchhändlerischen Sinne war diese Übersetzung eine verfehlte Speculation; der Verleger kam kaum auf die Kosten; aber sie bildete eine regelmäßige Einnahmequelle, zwang den Uebersetzer, sich in mancherlei Wissenschaftsgebieten umzuthun, die ihm bis dahin ganz fremd gewesen waren und machte ihn zugleich in wissenschaftlichen Kreisen bekannt. Desor wurde durch sie zu den Naturwissenschaften und namentlich zur Geologie geführt.

Einige biographische Notizen behaupten, Desor sei durch die Vorlesungen Elie de Vecmmonts, die er mit äußerstem Interesse besucht habe, der Geologie gewonnen worden. Ich weiß nicht, ob Veaumunts Vorlesungen, die ich selber später als Grundlage der ersten Austage meines Handbuches der Geologie und Petrefactenkunde benutzte und mit wahrer Todesverachtung bis zum Schlüsse hörte, jemals einen Menschen für Geologie haben begeistern tonnen. Der Mann quälte sich und seine Zuhörer in furchtbarer Weise; die Art, wie er eine unendliche Fülle von Thatsachen in schrecklicher Verlegenheit, welche ihm die Kehle zuzuschnüren drohte, bald nur flüsterte, bald brüllend hervorpolterte, wirkte so peinigend, daß man zu meiner Zeit von einem Menschen, dem man ein Uebermaß von Geduld zuschreiben wollte, zu sagen pflegte, er habe zwei Vorlesungen Beaumonts in derselben Woche angehört. Kaup und Klipstein hatten bei Eppelsheim am Rhein den jetzt noch einzig vorhandenen Schädel eines Niesenthieres, vinotlirmin Fißanteuni, entdeckt, das sich besonders dadurch auszeichnet, daß es im Unterkiefer zwei ungeheure, nach unten gerichtete, säbelförmige Hauer trug. Die Ansichten der Gelehrten waren getheilt; die Einen stellten das Thicr, der Aehnlichkeit seiner Backzähne wegen, in die Nähe der Tapire: die Andern sahen in ihm ein Rüsselthier, den Eleuhanten ähnlich; die Dritten hoben Charaktere hervor, welche auf die pflanzenfressenden Walthiere, die Seekühe, hindeuteten. Kaup brachte den Schädel, auf Blainvilles Einladung hin, nach Paris und stellte ihn in einer Bude auf den Boulevards öffentlich aus, indem er zugleich die unglücklichste aller Hypothesen veröffentlichte, wonach das Thiei wegen des Mangels von Vorderzähneu den Faul« und Gürtelthieren angeschlossen werden sollte.

Es wäre dem guten Kaup wohl zu gönnen gewesen, wenn er mit seiner Ausstellung einiges Geld verdient hätte. Seine Besoldung in Darmstadt war die eines verdienstvollen, tenntnißreichcn Mannes, der seine ganze Kraft für die Hebung des ihm anvertrauten Museums einsetzte — er hatte zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig.

Trotz energischer Beihilfe von Desor, der die nothwendige Reclame besorgte, verunglückte die Speculation so sehr, daß ohne die Beihilfe der

Lduard Desor. I.I.7

Pariser Akademie der Riesenschädel im Versatz hätte bleiben müssen. Den Ankündigungen nach glaubten die Pariser wenigstens ein Mammuth mit Haut und Haaren in der Bude zn finden. Die Enttäuschung der ersten Neugierigen, die nur eine braune Knochenmasse vor sich sahen, welche ihrer Einbildungskraft durchaus keinen Anhaltspunkt bot, pflanzte sich mit Windeseile über die Boulevards fort. Kaup konnte von Glück sagen, daß er mit einem blauen Auge davon kam und seinen Schädel zurückführen durfte. Für unseren Freund war aber nun der Anstoß gegeben, weiter in die Naturwissenschaft einzudringen. Vielleicht hätte er sich in Frankreich, in Paris eine Stellung erkämpft, wenn nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß ihn aus seiner Oase herausgeschleudert hätte. Die Auflage von Ritters Geographie verbrannte im Magazin; der Verleger war froh, diesen Umstand zur Lösung seines Vertrages benutzen zu können und . . .

Ach! Welcher Held bestand den harten Streit —

Zumal, wenn er ihn nicht bestehen wollte —

Mit Amors tückischer Verschlagenheit?

Sie hieß Helena und er Eduard — was braucht es mehr, um griesgrämige, alte Tanten, bärbeißige Oheime und eifersüchtige Nebenbuhler in Bewegung zu bringen? Ein Unschiilds-Ausflug nach Montmorency, ein Eselsritt durch die Kirschenwälder genügte, um eine schwer wiegende Tenunciation wegen „Entführung einer Minderjährigen" vom Stapel laufen zu lassen. Eduard hielt nicht Stand vor des Geschickes Mächten. Mit einigen Franken und einer genauen Beschreibung des damals neu erfundenen Verfahrens der Fabrikation von Stearinkerzen, die er in der Schweiz zn verwerten hoffte, in feinem leichten Rciseranzen, strandete er in dem Flucht«lingsstübchn, wie in dem Anfange gemeldet wurde.

Aber vierzig Jahre später suchte ^die Theure ^den Traum der Jugend wieder auf, mit denselben schwärmerischen Gefühlen, die sie trotz vielfachen Umherstreifens, fogar in Mexico, im innersten Hcrzcncsschrein bewahrt hatte.

Zwei ausgebrannte Vulkane können nicht in Flammen ausbrechen. Sie war ein „sentimental zudringliches Weibsbild", er ein „einsilbiger Griesgram" geworden, dessen leere Höflichkeit die Erinnerungen ausgelöscht hatte. So ändern sich die Zeiten!

H.

Es war Nichts mit den Stearinkerzen. Die Bereitung der Dochte, ihre Tränkung mit Borsäure, wodurch sie jsich krümmen und verbrennen, war unserem Freunde ein Geheimniß geblieben. Die schweizerischen Fabrikanten hätten mit den bon^iel » INoils nicht concurriren können. Er lief sich müde bei den Lichterziehern der guten Stadt Bern, ohne Erfolg. „Dessauer," sagte meine Mutter eines Tages, (sie hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, Desor sei nur die französische Aussprache) „T essauer, Sie können französisch. Hier muß Jedes arbeiten. Geben Sie den Kindern französische Stunden, damit Sie etwas zu thun bekommen. Oder, wenn Sie das nicht wollen, helfen Sie mir im Garten arbeiten!"

^8 Carl Vogt in Genf.

Desor zog vor, den Mädchen französische Stunden zu geben. In den Zwischenstunden suchte er nach einer Stelle als Lehrer, Secretär, Buchhalter» was es auch immerhin sein mochte.

Wir hatten uns befreundet. Ich hatte die Chemie, der ich mich iir Gießen unter Liebig's Leitung gänzlich hingegeben hatte, in Bern aufgeben müssen, wo mich der dortige Professor der Chemie, Brunner, nur mit Widerstreben in seinem Laboratorium als einzigen Schüler aufgenommen hatte. Während die Niederschläge abfiltrirten, fing ich, von Langeweile geplagt, Kreuzspinnen, Schmeißfliegen und Hummeln und secirte sie. Professor Valentin, der neu ernannte Lehrer der Physiologie, leitete mich zu der vergleichenden Anatomie. Aber ich trieb daneben, dem Wunsche meines Vaters gemäß, meine medicinischen Studien weiter. „Mau kann nie wissen, wo Hasen laufen," sagte der Vater. „Kranke giebt es überall und auf dem Doctorsattel kannst Du durch die ganze Welt reiten. Nützt es nichts, so schadet's nichts. Hast Du den Doctor, da kannst Du hernach treiben, was Dir gefällt." Das leuchtete mir ein; ich arbeitete angestrengt und Desor half zuweilen mit. Er sehnte sich nach einer anderen, geregelten Beschäftigung. Aber es verstrich fast ein Jahr ohne Aenderung.

Eines Tages war Desor zu Fellenberg nach Hofwyl gegangen, wo man ihm einige Aussichten eröffnet hatte, als Ngassiz bei meinem Vater vorsch. Man saß Abends um den runden Tisch, die Pfeifen dampften, der Wein perlte in den Gläsern und man hörte Agassiz zu, der mit Begeisterung von seinen großen weitschichtigen, wissenschaftlichen Plänen sprach. Er klagte und jammerte wegen Ueberbürdung. Um sein Werk über fossile Fische weiter führen zu können, habe er eine Lithographie gründen müssen, die fortlaufende Vorlagen verlange; und wenn er auch Material für hunderte von Tafeln habe, so sei doch der beschreibende Text im Rückstand; an sein Werk über die Süßwasserfische Europas, das Zoologie, Anatomie und Entwicklungsgeschichte in Monographien behandeln solle, wage er gar nicht zu denken; die Gletscherfrage, wegen deren er sich vor einem Jahre mit Leopold von Buch auf der Naturforscher-Versammlung in Neuchatel herumgezankt habe, erheische dringend eingehende Studien; Wenn nicht Freund Valentin ihm seine Beihilfe für die Anatomie der Seeigel zugesagt habe, so müsse er auch hier einhalten; er sei ein geschlagener Mann, wenn er nicht die geeignete Hilfe finde. „Sie konnten wohl," wandte er sich zu mir, „in meinen Nüthen mir beistehen? Kommen Sie, sobald Sie Ihre Examina gemacht haben, zu mir und helfen Sie mir bei meinen Fischstudien!" Ich sah meinen Vater an, er nickte nur beifällig. „Abgemacht," sagte Agassiz, sein Glas hebend, „auf Wiedersehen in Neuchatel! Jetzt sollte ich noch einen jungen Mann haben, der die Feder zu führen verstünde, einige Kenntnisse in Naturwissenschaften hätte und im Französischen sattelfest wäre, denn ich muß in dieser Sprache publiciren. Wenn Sie mir einen solchen zuweisen tonnten, Papa Vogt, so würde ich den Tag segnen, der mich hierher geführt hat!"

«duard Vesor. ^9

„Viel verlangt," sagte mein Vater, „aber man kann ja zusehen."

Desor blieb die Nacht in Hofwyl und den andern Tag auch. Dann kam er wie zerschlagen zurück. Man hatte ihn hingehalten, aber schließlich erklärt, alle Stellen seien beseht.

Beim Abendessen sagte der Vater: „Wie wäre es, Desor, wenn Sie morgen einmal nach Neuchatel hinübergingen? Agassiz war da, er braucht einen Secretiir. Ich meine, das könnte Ihnen passen. Ich gebe Ihnen ein paar Zeilen an ihn mit."

Desor turnte hinüber; Tags darauf kam ein Brief, man möge ihm feine wenigen Habseligkeiten schicken. Er bleibe bei Agassiz. Ich möchte bald nachkommen.

Einige Monate darauf, im August 1839, machte ich mein Doctor- und Staats-Examen und wenige Tage später kam ich in Neuchatel an. Wir sollten dort fünf Jahre zusammen bleiben.

Fünf Jahre in der?rinoir«ut« llioäöls, wie die Neuenbürg?! fie nannten!

Ich wundere mich noch heute darüber, und wenn ich es erzähle, will man es mir nicht glauben. Aber es ist doch so.

Ich fand meinen Freund Desor in dem Hause schon vollkommen installirt. Er hatte dort sein Zimmer, während ich mich in der Nähe ein-quartierte. Aber wir speisten bei Agassiz, der mein Logis zahlte. Sonst war absolut gar nichts abgemacht zwischen uns. Wenn Agassiz Gelb hatte, gab er uns, was wir brauchten. Als ich zwei Jahre später auf einer Reise, in Gletscherangelegenheiten einen meiner Oheime, einen ehrsamem Beamten, in Teutschland besuchte, sagte er: „Nun, Carl, Du hast ja wohl in diesem Neufchateau eine Anstellung vom Staate?" — „Nein, Onkel." — „Oder von der Stadt?" — „Auch nicht, Onkel!" — „Dann hat Dich wohl der Professor, der Agassiz, angestellt?" — „Ebenso wenig." — „Dein Vater kann Dir aber doch kein Geld geben?" — „Er giebt mir auch keines, Ontel!" — „Aber, Kreuzdonnerwetter, wovon lebst Du denn? Du bist ordentlich angezogen, hast Geld in der Tasche, reisest umher — ich glaube, Junge, Du stiehlest!" — „Aber, Onkel, ich verdiene mir, was ich brauche." „Papperlappap! Davon lc>nn man nicht leben, wenn man keine An-stellung hat!"

Es war, wenn ich mich so ausdrücken soll, eine wissenschaftliche Fabrik mit Gütergemeinschaft. Unten in dem an der Promenade am See gelegenen Hause zwei große Magazinräume, vollgepfropft mit Fossilien und sonstigen Materialien. Im vorderen Räume ein großer Tisch, mit fossilen Fischen, Zeichnungen und Tafeln belegt, an dem Desor arbeitete und einem jungen Menschen, der zugleich Ausläufer und Stiefelputzer war, die Beschreibungen in die Feder dictirte. Monsieur Charles war in einer guten Schule, denn Desor hielt ihn sehr streng und rügte jeden Fehler mit sachlichen Bemerkungen; der junge Mann ist später in Amerika ein geachteter Zoologe geworden.

An diesen Raum stieß ein zweiter, mit allen anatomischen und zoologischen Gerätschaften ausgerüstet. Hier arbeitete ich an meinen Fisch-

1.20 Carl Vogt in Genf.

Anatomien und schliff mir selbst an einem großen Schleifstein Durchschnitte von fossilen Schupfen und Zähnen und meine Fingernägel mit ab. Im Herbst stieß als Dritter im Bunde Gressly zu uns.

Gressly ist noch heute eine ftopuläre Figur im Jura. Ein ungeschliffener Edelstein, aber wie ungeschliffen! Er war in einer Kneipe letzten Ranges in Pension gegeben, denn dort gefiel es ihm am besten. Im Frühjahr zog Gressly aus, um den ganzen Sommer bis zum eisten Schnee im Jura Geologie zu treiben. In einem Schnafttsacke trug er die gesammelten Versteinerungen und ein ftaar Schuhe; in den weiten Taschen seines Rockes den Hammer, die Noussole, einige Karten und Notizenbücher. Hatte er Hunger, so fiel er in dem nächsten Bauernhause ein, ebenso zur Nacht. Man nahm ihn gern auf, denn er gab den Bauern an, wo sie Mergel und Wasser finden tonnten, und er amiisrte die Kinder, indem er ihnen aus Mandel« lernen Ratten ausschnittzte und aus alten Zeitungen tanzende Frösche ausriß. Oft gaben ihm die Bauern einen Zehrpfennig mit, den er in der nächsten Kneipe politisirend vertrank. Im Herbst fiel er bei irgend einem Bekannten für den Winter ein: bei Thurmann, dem bekannten Geologen, in Pruntrut, bei Quiquerez, dem Alterthumsforscher, in Delsberg, bei Tisteli, dem berühmten Zeichner, in Ötten, bei Agassiz in Neuchatel — später hatte er sein Winterquartier bei Desor. Er fiel ein mit einem Schatz ungeordneter Beobachtungen, origineller Gedanken, putzte seine Versteinerungen, statt sie mit der Bürste zu bearbeiten, mit der Zunge, legte sich mit den Schuhen in das Bett, und wenn man ihn zwang, ein sauberes Hemd anzuziehen, so legte er es üb?r das schmutzige an. Eines Tages kam Gressly ganz aufgebauscht bei Desor zum Essen. Er hatte sieben Hemden über einander an.

Desor hatte eine wahre Leidenschaft am Dressiren. Hunde, Katzen, Vögel, Alles war abgerichtet und dressirt zu mancherlei Kunststückchen. Aber an Gressly, den er später ganz zu sich nahm, scheiterte alle seine Kunst.

Ich war im höchsten Grade erstaunt, als Desor den kleinen Struwelpeter bei seinem Eintreten anfuhr: Aber Gressly! Geh' gleich hin und wasche Dich, dann will ich Dich mit dem Vogt bekannt machen! Als ich später Gressly auf meiner Nordfahrt mitnahm, mußte ich es genau ebenso machen!

Desor brachte Ordnung in Gresslys Manuscripte und Notizen. Klarheit im Ausdruck war ihm ein wesentliches Bedürfniß. Wir sagten von ihm, das gehe so weit, daß er Anderen Dinge klar machen tonne, die er selber nicht verstehe. Als Gressly alt wurde, von Rheumatismen geplagt, wurde er Haushier bei Desor, der ihn bis zu dem Augenblicke behielt, wo er in eine Heilanstalt gebracht weiden mußte. Trotz aller Schrullen und Sonderbarkeiten war Gressly eine anhängliche, treue Seele. Das wilde Gestrüpp war nur ein äußeres Geranle.

Morgens um acht Uhr, im Sommer schon früher, waren wir an der Arbeit. Das Gespräch wurde in der Sprache fortgeführt, in welcher man sich zuerst begrüßt hatte. Mittags zottelte Gressly in seine Kneipe „Zum Fisch“, während wir in den dritten Stock hinaufstiegen, um mit einer Suppe

Eduard Desor, I.2«,
und einem Stück Brot unser zweites Frühstück einzunehmen. An die Hauptmahlzeit in der Mitte des Tages gewöhnt, kam mir das Anfangs hart an; später aber fand ich, daß diese Eintheüung für strenge Arbeit die geeignetste sei. Ich glaube, daß man die Einbuße an Nationalreichthum. die Deutschland durch sein Mittagessen erleidet, auf Millionen berechnen kann.
Als ich in Neuchatel eintraf, weilte Frau Agassiz mit ihren Kindern in Karlsruhe und an ihrer Stelle führte Agassiz' Mutter die Haushaltung, eine würdige, fein gebildete Matrone, die ihren Sohn um den Finger wickelte und Freund Desor so sehr unterjocht hatte, daß er Sonntags zuweilen für fie zur Kirche ging. Sie versuchte es auch mit mir, als ich ihr aber freimüthig versicherte, ich sei seit meiner Confirmation niemals mehr zur Predigt gegangen, war sie tlug genug, nicht wieder auf diesen Punlt zurückzukommen. Man tonnte es einer waadtlandischen Pfaiierswittwe nicht übel nehmen, daß sie die Schaflein des Herrn auch fernerhin in den allgemeinen Stall zu sammeln suchte. Aber nichtsdestoweniger war es ein trauliches und angenehmes Wesen, das mit der alten Dame in das Haus einzog; sie ging auf Scherz und Spaß ein und man brachte manchen Abend gern mit ihr zu, wenn sie nach dem Diner ihren Lchnstuhl an den Tisch rückte, eine große Brille aufsetzte und einen Strickstrumpf in die Hand nahm, als wolle sie stricken. Sie war zu einsichtig, als daß sie durch das Klappern der Nadeln unsere Unterhaltung oder Arbeit gestört hätte.
Agassiz war der liebenswürdigste Gesellschafter, den man finden tonnte, heiter, meist wohlgelaunt, in jedes Wechselspiel der Stimmungen leicht eingehend, eine durchaus sympathische Natur. Er erfaßte die größten Aufgabebil mit spielender Leichtigkeit, überwand die Schwierigkeiten ohne Anstrengung und entwickelte eine unglaubliche Energie, wenn es galt, eine Kugel in das Rollen zu bringen. Ich habe nie einen Menschen begegnet, der ein so hervorragendes Talent auf zoologischem Gebiete gewesen wäre. Nach Jahren erinnerte er sich bei dem flüchtigen Durchgehen einer Sammlung, daß er da oder dort ein ähnliches Stück gesehen habe. In der Herbeischaffung ,von Material war er findig, wie keiner: wenn es aber zusammen gebracht, flüchtig überschaut, nach dem eisten Ueberblicke geordnet war und es nun an die methodische Verarbeitung gehen sollte, dann fiel er zusammen, wie ein Taschenmesser und war nur mit größter Mühe festzuhalten. Ich kann mit vollkommener Wahrheit sagen, daß von all den großen und bedeutenden Weiten, die während unseres fünfjährigen Zusammenseins hergestellt wurden, Agassiz höchstens fünf Druckbogen gefchrieben hat. Desor besorgte grühtcntheils seine ausgebreitete Correspondenz, die Beschreibung der fossilen Fische, dieRedaction der Bücher über die Gletscher, der Monographien der Stachelhäuter <MI nno-clLillien), der fossilen Muscheln; ich hatte den anatomischen Theil des Wertes über die fossilen Fische, Stelet, Schuppen und Zähne, die Monographie der Fische des alten rothen Sandsteines, die Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Süßwasserfische, die Nedaction der deutschen Ausgabe des Glctscherbuches. Nur das zoologisch Beschreibende war insofern im Rohen vorgearbeitet, als

^22 Carl Vogt in Genf.

Agassiz in den Museen seinem Zeichner Dinkel die abzubildenden Stücke bezeichnet und Namen dafür erfunden hatte, eine Lieblingsbeschäftigung, der die Wissenschaft manch' wohlklingendes Wort verdankt. Agassiz sprach bezaubernd schiin und druckte sich im Deutschen und Französischen, weniger im Englischen, mit Eleganz und Feuer aus. Wenn er gut vorbereitet war, was freilich nicht immer der Fall, und der Gegenstand, über den er sprach, ihn besonders anzog, so entwickelte er eine Wärme, eine Begeisterung, der man nicht zu widerstehen vermochte. Desor war unter uns Dreien die kühlsste und am meisten zur Skepsis geneigte Natur, und seine kurzen, aber tief einschneidenden Bemerkungen konnten den leidenschaftlich aufgeregten Agassiz manchmal aus Rand und Band bringen, zumal wenn er fühlte, daß Desor richtig den wunden Fleck getrosten hatte. Aber die aufgeregten Wogen glätteten sich bald wieder; die Schwächen dieses Ursprung«lich gutmüthigen und liebenswürdigen Charakters sollten erst später hervortreten. Das Fürstenthum Neuenburg und Valendys (Asucliütel st Valaussin) war ein merkwürdiges, aus Mittelalter und Zopfzeit, aus Monarchie und Republik, aus Weinbauern und Uhrmachern zusammengebrautes Gemisch. In Neuchatel, der Hauptstadt, und in den Weingeländen längs des Sees war das Centrum der Loyalität und des absoluten Stillstandes; in dem Val de Travers, ganz besonders aber in dem sich eines sibirischen Klimas erfreuenden, die Hauptstadt an Einwohnerzahl weit übertreffenden Bergdorfe la Chaux-de-Fonds das Centrum der Industrie und der Bewegung. Der König von Preußen ernannte den Gouverneur, den einzigen nicht neuenburgischen Regierungsbeamten, der Nichts zu thun hatte, als alljährlich nach Neuenburg zu kommen, seinen Iahresgehalt von 10,000 Franken einzustreichen und sobald als möglich wieder abzureisen. In der Zeit meines Aufenthaltes (1839—1844) bekleidete der General von Pfuel die Stelle. Er kam regelmäßig im Sommer, und wenn er nicht bei uns saß und über Naturwissenschaften plauderte, lag er im Wasser des Sees und erstaunte das Publikum durch seine Schwimmkünste. Aber er hielt es nie lange aus, und wenn sein Aufenthalt sich über einen Sonntag erstreckte, wo er seine fromme Clique nicht einladen durfte, bat er uns zu Gaste, um, wie er sagte, einmal Mensch sein zu können in dem Neste. Er nahm stets warmen Antheil an unseren Arbeiten, besuchte uns, als wir auf den Aargletschern hausten und belustigte sich in der Nacht, die wir unter einem großen Steine auf dem Eise zubrachten damit, seinem Nachbar Agassiz mit dem Finger die Wassertropfen zuzuleiten, welche unsere Ausdünstung auf dem kalten Steine condensirte. General Pfuel war stets sehr geldbedürftig. Er war als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt worden, um die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm IV. zu notificiren und hatte den Rückweg über Neuchatel genommen. Man erzählte sich mancherlei. Er lud uns zu Tische und plauderte beim Dessert von seiner Mission und der mit Diamanten besetzten Tabaksdose, die Louis Philippe ihm geschenkt. „Ja, man hat uns davon erzählt," sagte ich. Desor lachte, Agassiz warf mir einen zürnenden Blick

Lduaid Desoi. ^25

zu. „Was ist's?" lief der General. „Heraus damit! Was sagt man? Ich will's wissen!" „Man erzählt sich hier," sagte ich, „Sie hätten die Dose zu dem Hof-Juwelier geschickt, um die echten Steine herausnehmen und falsche einsetzen zu lassen, der Juwelier habe sie aber mit dem Bemerken zurück-gesendet, er bitte um Entschuldigung, aber es seien schon falsche drin!" Die anwesenden Neuenburger waren starr vor Entsetzen, der General aber lachte, daß ihm die Thränen in den Bart liefen und sagte: „Ganz fo verhielt fich die Sache nicht, aber etwas Wahres ist fchon daran!"

Außer durch den Gouverneur war Preußen noch durch einen Werbe»offizier und einen Militärarzt vertreten, der die Untersuchung der zu dem lägerblttaillon angeworbenen Necruten zu besorgen hatte. Beioe wollten aus Langeweile ebenfalls Naturwissenschaften treiben. Der Offizier hatte von Zeit zu Zeit eine Abwechslung, denn da die übrigen Cantone die Werbung nicht garantirt hatten, so brannten ihm bei jedem Transporte nach Basel der größte Theil der angeworbenen Taugenichtse durch und er hängte und bangte beständig in schwebender Pein zwischen Handgeld und Necrutenmangel. Gab er lein Handgeld, so belam er leine Recruten, wohl aber Rüffel aus Berlin, und gab er Handgeld, so brannten die Schlingel beim ersten Schritt auf bernischem Grund und Boden durch und er hatte das Nachiehen. Da schlich er denn trübselig an dem Ufer des Sees hin und her und beschäftigte sich mit einer Statistik des Fischfanges der Moven; er zählte, wie oft eine Move stoßen mußte, bevor sie einen Fisch fing. Der Militärarzt aber bethätigte sein Interesse an den Naturwissenschaften dadurch, daß er als echter Berliner mit Hartnäckigkeit dm Satz verfocht, eine in der Spree gefangene Schleie in Vier gekocht, fei schmackhafter als eine Seeforelle in Weinsauce.

Die Abende brachten wir meist in einer liberalen, so weit man über-haupt in Neuenbürg liberal sein konnte, Gesellschaft zu, welche der Oido Ü68 nilli-clianüz hieß und in deren trübem, rauchigem Zimmer als einziger Schmuck das lithographirte Porträt des „Häringsgiafcn Pourtal^s" hing. Den Namen hatte der Stammvater des Geschlechtes von einer Speculation in Hiiringen, welche als das uou plu8 ultra kaufmännischer Eombination jedem neu Eintretenden bei der Aufnahme erzählt wurde. Ein Concurrent war dem noch nicht in den Grafenstand erhobenen Pourtalus zuvorgekommen und hatte alle Häringe aufgekauft. Pourtal^s aber taufte alle Fässer, so daß sein Nebenbuhler seine Häringe nicht verpacken konnte und klein bei-geben mußte.

Wir hatten den Philistern, die dort Kegel, Billard und Landsknecht um Wein und gebackene Häringe spielten, nach alter Gicßener Sitte Namen gegeben: Der Buchrath, der Naurath, der Commcrzienrath und vor Allem der Stadtilth, ein Mitglied der Municipalität, die aus neun Mitgliedern bestand, aber den Titel .,)l68i>ionr8 1^8 ^»ti-«)li>u8trÄNx" führte. Der Volkswitz behauptete, sie trügen diesen Titel mit Recht, denn obgleich neun an der Zahl, hätten sie doch nur Verstand für vier. Der Stadtrats) aber war eine Respektsperson. Abends mit dem Schlage Zehn klopfte er seine

1,2^ Carl Vogt in Genf.

lange Pfeife aus und empfahl sich; wenn er aber eine neue Pfeife stopfte, so sah man sich fragend an. Die unehelichen Kinder, deren Väter nicht bekannt wurden, sielen nämlich dem Fürsten von Neuchatel als Heimathlose zur Last; unser Stadtrath hatte also das Amt, beim Eintritt der Wehen herbeizueilen und mit der Gebärenden ein scharfes Verhör nach dem Pater des Wesens anzustellen, das sie zur Welt bringen sollte. Am Sonntage fiel Agassi; in ein Heer von Cousins und Cousinen, Tanten und Onkeln und wir speisten dann mit den Freunden in einer Pension oder wenn nur irgend Wetter danach war, wurden Ausflüge in die Nachbarschaft, auf den See oder die Berge gemacht. Oft kehrte man erst am Montage wieder heim, gerade zur rechten Zeit, um die hundert Stadträthe (so viele waren es für ein Städtchen von 5000 Einwohnern) im Frack, mit Prcdigermäntelchen und Bäffchen zur Sitzung ziehen zu sehen, deren Verhandlungen so geheim gehalten wurden, daß sogar kein Diener hereintreten durfte, sondern der jüngste Stadtrath den Thürhüter machen mußte. Es waren wichtige Interessen zu vertreten. Chaux-de-Fonds, dieser Abgrund der Corruption, hatte ein Theater — in dem frommen Neuchatel wurden nur Concerte erlaubt. Eine Truppe sollte, von Bern kommend und nach Chaux-de-Fonds gehend, in Neuchatel. übernachten. Furchtbare Aufregung!)l<?85ieur8ls8 Knarre deliberiren, der Stadtrath behandelt die kitzliche Frage und schließlich wird der Beschluß gefaßt, das liederliche Komödiantenpack sei in der Kneipe „Zum Fisch" zu interniren und eine Wache vor die Thür zu stellen, damit jeder Contact mit den sittenstrengen Bewohnern Neuenbürgs velhütet werde. Desor hatte bei dieser Gelegenheit einen scharfen Wortwechsel mit dem Stadträthe; er behauptete, man könne nns nicht verbieten, unfern Freund Gressln in seiner Wohnung im „Fisch" zu besuchen, und schließlich brachen wir unter seiner Führung durch und brachten einen vergnügten Abend mit den Schauspielern zu.

So vergingen unter harter Arbeit und stilllebiger Vergnllglichteit die Winter, die allerdings ungemüthlich wurden, wenn Frau Agassiz heimkehrte, und uns mit Kindergeschrei, das sie für die Entwicklung der Lungen sehr zuträglich hielt, niit versalzenen Suppen und verkohlten Braten regalirte, die mit einer vollständigen Interesselosigkeit für unsere Arbeiten, für die Erfolge ihres Mannes und mit einer absoluten Theilnahmlosigkeit an Allem, was um sie vorging, gewürzt waren. Agassiz, der ein außerordentlich liebe» bedürftiges Herz hatte und kein Entgegenkommen fand, wurde nervös, gereizt, hing bald schwcrmüthig den Kopf oder stürmte hinaus zu seinem Zeichner, hinauf auf die Lithographie, arbeitete noch viel weniger als vorher und machte sich Luft durch theoretische Discussionen über das Wesen der Dinge und die Verschlingung der organischen Typen, die er sich von dem Naturphilosophen Carl Schimper geholt hatte, niit dem er seine Studienzeit in München zugebracht hatte.

„Mutz," sagte Desor dann wohl bei meinem Eintreten in das Arbeitszimmer (da ich von Bern gekommen war, wurde ich ganz allgemein nur der

Eduard Desor. ^25

Mutz genannt) „heute schimperts!" Ich wußte dann, was die Glocke geschlagen hatte und bereitete mich auf eine Discussion über Verwirbelung des Schädels, vorgezeichnete Schöpfungspläne, Weisheit der Natur und ähnliche Themata vor.

Mit dem Frühjahr begannen die Vorbereitungen zu den Excursionen auf den Unter-Aargletscher, die von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annahmen und bei der Erweiterung der Aufgaben auch stets zahlreichere Mannschaft erforderten. Das Grimselhospiz war der Ausgangspunkt; Führer und Arbeiter dem Haslithale entnommen; der Grimselwirth, Zybah, der später wegen Brandstiftung zum Tode verurtheilt, aber begnadigt wurde, leistete uns in wohlverstandenen eigenem Interesse hilfreichen Beistand. Im ersten Jahre, 1840, blieben wir nur acht Tage auf dem Gletscher und campirten unter einem gewaltigen Steinblocke, der den pompösen Namen „Hstcl des Neuchatelois" erhielt. Im zweiten Jahre wurde ein kleines Zelt, im dritten ein größeres von 60 Fuß Länge aufgeschlagen, das in drei Abtheilungen getrennt war — vorn der Speise- und Arbeitsraum, mitten unser Schlafraum, hinten der Schlafraum der Führer und Arbeiter. Der Steinblock diente als Küche und Kamin, denn strenge wurde der Grundsatz festgehalten, daß in dem Zelte, trotz alles noch so grellen Temperaturwechsels, niemals Feuer angezündet werden durfte. An hellen, heiteren Tagen kam es nicht selten vor, daß wir tagsüber in Hemdarmeln auf dem Gletscher hantierten und eine Stunde nach Sonnenuntergang das Wasser in den Flaschen auf unserem Tische zu Eis gefror. Bei diesen Expeditionen, die später von Dollfuß-Ausset, dem bekannten Industriellen Mülhausens, noch längere Zeit, aber in etwas mehr comfortabler Wohnung, fortgeführt wurden, waren die Arbeits-Departemente getheilt. Agassiz leitete das Ganze; Desor, der bald als unermüdlicher Bergsteiger, sogar etwas tollkühner Kletterer sich zeigte, besorgte wesentlich die Vorstöße in die Hochregionen und auf die Gipfel; ich hatte zoologische und mikroskopische Untersuchungen und die Aufsicht der Arbeiter, wenn Agassiz und Desor auswärts beschäftigt waren; ein äußerst genauer Topograph, Wild von Zürich, war mit Vermessungen beschäftigt und wurde von Mr. Charles unterstützt; Apotheker Nicolet von la Chaux-de-fonds stellte die Flora der Felsen zusammen und ein Maler, Buickhardt, zeichnete das Panorama der Umgegend.

So fehlte es während der Monate Juli und August, die wir dort in 8000 Fuß Höhe mitten auf dem gewaltigen Aargletscher, vier Stunden Weges von dem Grimselhospiz zubrachten, weder an vielfacher Beschäftigung, noch an mannichfacher Anregung. War das Agassiz'sche Haus in Neuenbürg schon ein Durchgangspunkt für die Naturforscher der Schweiz und des Auslandes, so wurde das Hotel des Neuchatelois bald ein wahrer Taubenschlag, in welchem beständig Gäste an- und abzogen. Viele hielten sich ernsterer Studien halber längere Zeit bei uns auf; Andere blieben nur eine Nacht; mit den Touristen und Neugierigen wurde nicht viel Federlesens

^26 Lall Vogt in Genf.

gemacht: man spedirte sie zur Grimsel zurück, die während der ganzen Zeit dieser Expeditionen stets mit Gästen gefüllt war.

Es war ein außerordentlich bewegtes Leben dort oben. Die Freunde mußten mit allen Thatsachcn bekannt gemacht, die Gegner bekehrt, ihre Einwürfe widerlegt, ihre Zweifel beseitigt werden — wie manche Nacht haben wir dort bis gegen den Morgen bei dem Lichte einer in eine Flasche gesteckten Kerze zugebracht, in unsere Mäntel gehüllt, bei' dampfendem Grog und glimmenden Cigarren, und das in eisige Stille versunkene Thal gefüllt mit unseren Wechselnden! Schweizer, Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, Amerikaner strömten herbei und die meisten engeren Freundschaften wurden hier während eines strebsamen Zusammenlebens geschlossen, das die Herzen einander näher bringen mußte.

Wenn aber diese Gletscherfahrten, die zu vielfach beschrieben worden sind, als daß ich naher darauf eingehen sollte, den Glanzpunkt des Ugnssiz'schen Wirkens in der Schweiz bildeten, so vollendeten sie auch den Rum seiner Verhältnisse. Trotz der Beihilfe, welche der König von Preußen auf Hum» boldts Betrieb gewährte, trotz der Zusteuern, welche besonders aus England flössen, häuften sich die Schulden. Mochten wir im Winter auch noch so angestrengt arbeiten, um die Kosten durch den Ertrag unserer Feder zu decken, die begonnenen Werte fortzuführen, Lieferungen über Lieferungen den Abonnenten aufzubürden, es war nicht möglich, den Bedürfnissen einer großen Lithographie, einer Druckerei zu genügen — um so weniger, als die Produktionskusten durch diese theueren Expeditionen in außerordentlicher Weise gestiegen waren. Desor, der das Rechnungswesen zum Theil in die Hand genommen halte, bemühte sich vergeblich, Ordnung hinein zu bringen, neue Hilfsquellen zu eröffnen, unzweckmäßige Ausgaben zu verringern — seine Bemühungen scheiterten um so mehr, als Agassiz nie den Abgrund sehen wollte, an dessen Rande er stand, und stets neue, großartige Entwürfe zu wissenschaftlichen Unternehmungen ausheckte, die jahrelange Arbeit und Hunderttausende von Franken als Vorlage bcnüthigt hätten.

Zu diesen stets mehr lastenden Schwierigkeiten hatten sich häusliche Zerwürfnisse gesellt, die ich erwähnen muß, da sie später auf das Verhiilt- niß zwischen Desor und Agassiz bestimmend einwirkten. Frau Agassiz war eines Tages plötzlich mit den Kindern abgereist, zuerst zu ihrer Schwieger- mutter, um bei dieser Klage über den Sohn zu führen, dann nach Deutsch- land — für das kleine Städtchen, dessen Klatsch und heuchlerische Gleißnerei war zu viel vorgegangen, was nicht gänzlich verdeckt werden tonnte.

So kam denn ein Ruf, den Agassiz nach Nordamerika erhielt, als eine willkommene Lösung von Zuständen, die völlig unleidlich zu weiden drohten. Unleidlich auch deshalb, weil in Agassiz mehr und mehr ein Streben hervortrat, seine eigene Arbeitslosigkeit mit der Arbeit von uns zu decken, sich selbst aber Alles und Ildes anzueignen.

Da er uns erhielt und unsere wirklich äußerst mäßigen Ausgaben deckte, so hatte er ohne Zweifel das Recht, unsere Mitarbeit an seinen Werken im

«duaid Desor. ^2?

Vollsten Maße in Anspruch zu nehmen. Er hatte die Vorarbeiten zu den fossilen Fischen gemacht, die Pläne zu den Gletscheruntersuchungen festgestellt,- — wir fühlten hier nur aus, was er begonnen. Aber daß er nun auch Alles, was wir selbständig concipirt und gearbeitet hatten, als sein alleiniges, geistiges Eigenthum in Anspruch nahm, das wollte uns Neiden und mir am wenigsten, nicht in den Kopf. Es hatte harte Kämpfe gelostet, bevor ich es durchsetzen konnte, daß die Entwicklungsgeschichte der Felchen, zu welcher er nicht das Geringste beigetragen hatte, unter meinem Namen erschien. Um die Anatomie der Bachforellen zu bearbeiten, hatte ich mich zu einem Freunde, Dr. Vaswih in St. Imier, begeben, da ich dort alle Tage frisches Material haben konnte; ich kam nach einigen Monaten mit der vollständig ausgearbeiteten Monographie zurück und obgleich Agassiz vor dieser Vollendung nie eine Spur von der ganzen Sache gesehen hatte, mußte ich zugestehen, gegen alle Wahrheit, daß ihm die Ausarbeitung der Knochen- und Nervenlehre zugeschrieben werde. Da er in Jahren mein Anatomiezimmer nicht betreten hatte, so war ich zu dem Entschlusse gekommen, die Entwicklungsgeschichte der Geburtshelferkröte hinter seinem Rücken auszuarbeiten. Er war sprachlos vor Erstaunen, als ich ihm das gedruckte Werl mittheilte — aber, statt einzusehen, daß er auf diesem Wege nicht mit mir fortgehen könne, glaubte er später in Amerika sogar dieses, sowie das Werk über die Entwicklungsgeschichte der Fische sich öffentlich aneignen zu tonnen, indem er sagte, er habe nur aus Großmuth, um einem jungen Menschen die Wege zu bahnen, gestattet, daß mein Name auf dem Titel der von ihm allein gefertigten Arbeit genannt werde. Meine Verwandten in Boston zwangen ihn zum öffentlichen Widerruf in derselben Gesellschaft, wo er die Unwahrheit gesagt hatte. So war denn, als der Ruf nach Amerika gekommen und angenommen war, mein Entschluß gefaßt. Ich wollte auf eigenen Füßen stehen. Agassiz beschwor mich unter Thränen, mit ihm zu gehen, aber ich blieb fest. Nach Beendigung aller Arbeiten für ihn, ging ich nach Paris, wo ich mit hundert geliehenen Franken in der Tasche ankam. Desor blieb. Er war zu eng mit Allem verwachsen. Die Vereinigten Staaten zogen ihn an. Die Verhältnisse in Neuchatel wurden, so weit möglich, liquidirt; die Schulden geordnet unter Beihilfe der Verwandten. Während Agassiz die letzten Dinge ordnete, ging Desor nach dem Norden, nach Schweden und Norwegen, wo er die Gletscher-Erscheinungen studirte, deren Kenntniß gerade für Nordamerika äußerst wichtig war. Er kam zurück nach Paris, wo er mit mir in dem Naturforscher-Hotel der Rue Copeau Nr. 4 wieder zusammentraf und mit äußerstem Fleiße ein großes Schlußwerl über die 'Gletscher: „8Möms FlÄoiairo" ausarbeitete. Mit Benutzung der Pariser Sammlungen schloß er die Untersuchungen über Seeigel, die er in Neuchatel begonnen, vorläufig ab. Agassiz hatte sich endlich losreißen tonnen und nach kurzem Aufenthalte in Paris gingen Beide dem neuen Bestimmungsorte entgegen. Noid und Züd. XXII, «.

Oorkeles und ßorkelessa.

Von Johannes Scherr.

von

Vau! Lindau.

— Verlin. —

Als im Jahre 1848 einer der bekannten Führer der Demokratie.

Karl d'Ester, sich durch die Flucht den Scherereien mit der preußischen Polizei entzog und in dem angenehmen Gefühle der Sicherheit von der Schweiz aus seinen Gesinnungen unbehelligt den nllerungezwungensten Ausdruck geben konnte, da brachte der „Kladderadatsch" in seiner Sylvesternummer, als Grnß von den Alpen, die witzigen Verse:

Auf den Bergen lebt sich's frei,

Grützen Sic, mein Nester,

Unfern guten Hinleldc»!

Achtungsvoll

Kai! d'Ester.

Während des Lebens der neuesten Erzählung von Johannes Scherr

„Porkeles und Porlelessa"*) sind mir plötzlich diese Verse, Erinnerungen aus früher Kindheit, wieder eingefallen, und haben mich bis zur letzten Seite summend begleitet. Solche Einfälle, so thöricht sie bisweilen erscheinen, sind, wenn man ihnen näher nachforscht, oft verwünscht gescheidt; und ich habe mich nicht sonderlich anzustrengen brauchen, um den Zusammenhang zwischen dem scherzhaften Vierzeiler und dem Buche, mit dem ich mich beschäftige, herauszufinden.

Es ist kein Zufall, daß „Porkeles und Porkelessa" nicht in Berlin

oder Wien geschrieben worden ist. Ich glaube sogar, daß dieses Buch in

*) Verlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann. 1882.

-- Porkeles und porkelessa. ^2Y
einem der großen Mittelpunkte deutschen Lebens und Schaffens überhaupt nicht hätte geschrieben werden können, wenigstens nicht so. Es ist ein böses Mädchen aus der Fremde, das Jedem eine Gabe ganz besonderer Art darbringt: Dem Nesseln, Jenem Dornen; und der Jüngling wie der Greis am Stabe schleppen sich weidlich durchwalkt von bannen. „Eine böse Geschichte“ nennt Johannes Scherr das Buch, und das ist eigentlich die einzige Gutmüthigkeit, derer er sich schuldig macht; denn durch diese Bezeichnung hat er seinen Recensenten das Handwerk erleichtert. Es ist mir auch wirklich nicht eine Besprechung zu Gesicht gekommen, die sich die sinnige Anknüpfung hätte entgehen lassen, und die nicht mit den Worten eingeleitet worden wäre: „ja, es ist in der That eine recht böse Geschichte.“
Im Uebrigen aber ist die Gutmüthigkeit gerade keine der bezeichnenden Schwächen des Verfassers und seines Werkes. Die Schärfe der Satire und die Herbheit des Tones erregen sogar unser Erstaunen, und die olympische Ruhe, mit der nach rechts und nach links die Hiebe ausgetheilt werden, sind uns etwas ganz Ungewohntes geworden. Es ist eine Rücksichtslosigkeit in dem Buche, wie man sie sich in dieser unverminderten Kraftfülle eben nur auf den freien Neigen bewahren kann.
Der verstorbene Leipziger Professor Zöllner, der abgesehen von seinen Verdiensten als Naturforscher auch in der Polemik Ausgezeichnetes geleistet hat, die, wenn man die geistige Kraftverschwundung für den Spiritismus und die vierte Dimension außer Acht laßt, die bedauerliche Heftigkeit des geistvollen Menschen, der eine zweifelhafte Sache vertritt, entschuldigt, und die Uebertreibungen der tapfern Parteilichkeit in Abzug bringt, viel Witziges, Sinn- und Lehrreiches enthält, hat vor zehn oder zwölf Jahren einmal als Einleitung zu einem streng wissenschaftlichen Werke über die Natur der Kometen eine sehr bemerkenswerthe Abhandlung geschrieben, welche sich namentlich auch über die Beziehungen zwischen gesellschaftlichem Verkehr und wissenschaftlicher oder künstlerischer Arbeit ausläßt. Daran anknüpfend hat denn auch Eduard von Hartmann einen großen Aussatz über die Symptome des Verfalls im Künstler» und Gelehrtenthum veröffentlicht, welcher den Faden der von Zöllner angeregten Gedanken weiterspinn. Es muß bemerkt werden, daß die beiden genannten Gelehrten niemals ein im gewöhnlichen Sinne gesellschaftliches Leben geführt und die Andacht und Einsamkeit ihres Arbeitszimmers niemals verlassen haben. Die Beiden stimmen nun in der Ansicht überein, daß unsere Gelehrten, Schriftsteller und Künstler durch den geselligen Verlehr erheblich geschädigt werden. Eduard von Hartman« ist ein geschworener Feind des sogenannten „Salons“, der die gedanken- und gemllthlose Phrase zur Herrscherin mache, das künstlerische und literarische Zunft- und Gildenwesen fördere, die Versicherungen auf gegenseitige Lobhudelei befestige und dem weiblichen Geschlecht in Kunst und Wissenschaft einen verderblichen Einfluß beilege, der somit die sachlichen und persönlichen Interessen völlig verschiebe. Er hält es geradezu für

I.30 Paul lindau in Verlin.

ein Unglück, wenn ein Gelehrter, Schriftsteller oder Künstler „salonfähig" ist. „Der Salon ist es, der den deutschen Gelehrten in den Ansteckungsbereich der Aalglatte des Diplomaten und Hofmannes, der Eitelkeit des Künstlers, der Habgier und des prahlerischen Luxus des Nörsenspeculanten führt, ihn durch den aufgenöthigten Vergleich niit seiner eigenen gesellschaftlichen Stellung unzufrieden macht, und ihm die um die Außenwelt unbekümmerte Freudigkeit der Arbeit zerstört; der Salon ist es, der ihn lehrt, in der ihm von den genannten Kategorien, am meisten aber von Seiten der Damen zu Theil weidenden Neriicherung einen Ersatz zu finden für das, was ihm versagt ist; einen Ersatz, der den Grundquell seines wissenschaftlichen Schaffens vergiftet."

Zöllner geht noch weiter. Er will, um sich seine volle Unbefangenheit zu bewahren, sogar die persönliche Bekanntschaft vermieden sehen. Er ist daher auch ein Feind der Naturforschercongresse, weil diefe eben die perfönliche Bekanntschaft vermitteln, weil da bei der Flasche Freundschaften besiegelt werden, die die redliche von allen Rücksichten befreite Gegnerschaft zur Unmöglichkeit machen follen. Diese Gegnerschaft sei nothwendig als Gegengewicht zu dem unvermeidlichen Cliquenunwesen. „Wäre ich," sagt Zöllner, „je im Stande gewesen, meine im dritten Theil dieser Schrift vorgeführten psychologischen Untersuchungen vorzunehmen, wenn ich die Liebenswürdigkeit eines Tyndall oder die Eleganz eines Hofmaun — (Zöllner spricht von unserem berühmten Chemiker) — mir Persönlich gegenüber zu erfahren und schätzen gelernt hätte?"

Dem leider im rüstigsten Mannesalter gestorbenen Zöllner thut leine Kritik mehr weh, und der lebende Eduard von Hartmann, der ein so warmer Freund der rücksichtslosen Offenheit ist, wird es sich gefallen lassen müssen, wenn man ihni sagt, daß seine und seines Gesinnungsgenossen Anschauungen, die hier als allgemeine Lehrsätze auftreten, doch recht individuelle und durch persönliche Verhältnisse eingegebene sind. Die Beiden machen eben aus der Noth eine Tugend, aus ihrer eigenen Unlust oder Unfähigkeit, den gesellschaftlichen Umgang zu Pflegen, eine heilsame Lehre für die Allgemeinheit. Das verhindert jedoch nicht, daß in ihren Ausführungen sehr viel Richtiges und Zutreffendes enthalten ist. Und wenn man die Uebertreibungen und Einseitigkeiten bei Seite läßt, so bleibt immerhin noch genug übrig, das beherzigenswerth erscheint.

Und nicht blos der Gelehrte, auch der Schriftsteller, und vor allem der Kritiker empfindet die unerquickliche Wahrheit, die in dem Gesagten steckt. Es wäre ein langes Kapitel zu schreiben, wie der gesellschaftliche Verkehr, der Austausch von Artigkeiten einwirkt selbst auf Diejenigen, die sich der strengsten Grundsätze befleißigen uud immer bemüht sind, am Schreibtisch die Unbefangenheit wiederzugewinnen, die der Salon ihnen unbemerkt wegescamotirt; wie durch die Großstadt, durch das Zusammenleben von Gleiches Erstrebenden, durch rein persönliche Beweggründe, die mit der sachlichen Leistung gar nichts

porkeles und Porkelessa. ^3^

zu thun haben, sich unberechtigte Gegnerschaften und ungehörige Verbindungen herausbilden, wie die unvermeidliche Begegnung zwischen schaffenden Künstlern und Schriftstellern und den Beurtheilern der künstlerischen und schriftstellerischen Schöpfungen die Kritil abschwächt und verweichlicht. Kein Schriftsteller kann sich berühmen, und wäre er der strengste, gewissenhafteste und rücksichtsloseste, daß er über das Werk eines Andern, mit dem er im freundlichen Verkehr steht, dessen lebenswürdige Persönlichkeit ei schätzt, von dessen redlichem Arbeiten er sich selbst zu überzeugen vielleicht die Gelegenheit hat, mit dem er möglicherweise sogar in Freundschaft verbunden ist, ebenso unbefangen urtheilt, wie über das Werk eines Dritten, der ihm ganz fern steht, den er nie gesehen hat und voraussichtlich auch nie sehen wird. Der Kritiker, der sich von allen persönlichen Beweggründen völlig befreien wollte, könnte nur in der Wüste leben. Lebt er aber in der Großstadt und hat er über das mißlungene Wert eines Mannes zu urtheilen, dem er gestern die Hand gedrückt hat, und der ihm morgen die Hand schütteln wird, so stellt sich neben seinen Schreibstuhl, auch wenn er nach bestem Gewissen redliche Arbeit thun, wenn er Alles, was er auf dem Herzen hat, sagen und nichts verschweigen will, dennoch, ihm selbst vielleicht unbewußt, die unsichtbare Gestalt der Rücksicht, die bei jedem scharfen Worte zu einer freundlichen Milderung mahnt, und wenschon der Inhalt unerfreulich fein muß, wenigstens in der Form beschönigend wirkt. Das thut die Großstadt. Die Form wirb sanfter, geschniegelter, höflicher, urbaner. und es ist kein Zufall, daß urbunuZ von urk« und höflich von Hof abstammt.

Im Allgemeinen halte ich das übrigens keineswegs für ein Unglück.

Es schadet nichts, wenn die Kritik, die in der Gesinnung immer ganz rücksichtslos sein soll, in der Form nach einem gefälligen Ausdruck sucht und das Unangenehme möglichst verbindlich und möglichst wenig verletzend sagt. Wenn die Pille bitter schmeckt, so ist es zum mindesten kein Unheil, daß man sie vergoldet. Unter dem Vorwande der Objectivitiit und Unparteilichkeit wird namentlich von den Jüngeren, die sich entweder die Hörner noch nicht abgelaufen haben, oder bestrebt sind von sich reden zu machen, oder endlich, — wie wohl am häufigsten geschieht und am nachsichtigsten beurtheilt werden muß, — die Wirkung des öffentlichen Wortes noch nicht ermessen können, oft arger Unfug getrieben. Einfache Tölpeleien und Rüpeleien, die sich dies Mäntelchen der sogenannten Objectivität umhängen, brüsten sich da als rauhe Wahrheiten, thun so, als ob sie Gott weiß was wären, und beanspruchen wo möglich obenein noch Nespect. Es ist ein Glück, daß da der städtische Verlehr eine begütigende und besänftigende Wirkung übt; und es ist sicherlich ein geringeres Ucbel, daß durch diesen die volle Rücksichtslosigkeit allmählich beseitigt wird, als daß ein Chorus von unfläthigen Schimpfereien zur allgemeinen Verrohung im Umgang das Seinige beiträgt. Es ist gut und recht, daß die Kritil im Allgemeinen, um ein oft gebrauchtes Bild noch einmal zu gebrauchen, dem Veifpiele Vuffons folgt, den Staats-

^32 f)aul lindau in Verlin.

rock, das weiße Jabot der civilisirten Nationen anlege und den Galanterie-
degen anschnalle.

Wenn aber hie und da einmal ein Einzelner, dem es seine Mittel
gestatten, der unseim Leben und Treiben geographisch weit entrückt ist, wenn
ein solcher Mann auftritt, der sich nicht bloß die Handschuhe, sondern auch
noch den Rock auszieht, die Hemdärmel aufstreift und nach dem so beliebten
Besenstiele greift, so habe ich garnichts dagegen einzuwenden. Es ist ein
Schauspiel, das zunächst eine gewisse komische Gewalt hat, und dem sich
auch wegen seiner reinigenden Wirkung die innere Berechtigung nicht absprechen
läßt. Neben all den wohlwollenden und geschmeidigen Leuten, die sich
immer in der feingesitteten Sprache ausdrücken, die niemals die Stimme
lauter erheben, als zum Verständniß gerade nöthig ist, die eine jede kecke
Behauptung zurückweisen und nur von „unmaßgeblichen" und „unvorgreif-
lichen" Meinungen sprechen, und deren Grammatik die Hülfsverba „dürfte",
„könnte", „möchte" zu Hauptzeitwörtern erhoben hat, gefällt mir ein
Mann wie Johannes Scherr, der sich weder um Kits noch Kats kümmert,
der so laut und voll spricht, wie er gerade will, und schreit, wenn es ihm
Vergnügen macht, der um deutlich zu sein, auch vor einer hahnbüchenen
Grobheit nicht zurückschreckt.

Von seinem Schweizer Isolirschmel aus betrachtet Johannes Scherr
die Dinge und Menschen, persönlich allem Parteigetriebe entrückt, und er
ärgerte sich über dies und das. Nun übt er Vergeltung, und die Leute, die
ihn geärgert haben, will er nun auch ärgern. Alles, was sich bei dieser
einsamen Betrachtung in ihm langsam an Galle angesammelt hat, spritzt er
in „Porlelcs und Porkelessa" aus.

Er ist ein strenger und leicht erregbarer Mann, dem die Galle leicht auf-
steigt und in dessen Brust die reine Freude nur selten Einkehr hält. „Nimmer
werde ich eines Menschen schonen. Ich sehe sie alle mit unglaublichem
Verdrusse, und Hof und Stadt bringen mir keinen Menschen vor die Augen,
über den mir nicht die Galle überläuft. Ich werde verdrießlich und schwer-
müthig, wenn ich die Menschen so miteinander umgehen sehe, wie sie thun.
Alles ist voll schändlicher Schmeicheleien, voll Ungerechtigkeit, Eigennutz,
Verrath, Betrug — ich kann es nicht länger ausstehen. Ich möchte bersten.
Ich bin entschlossen, mit dem ganze» menschlichen Geschlecht zu brechen . . .
Ich hasse alle Menschen so sehr, daß es mir leid seyn sollte, wenn sie mich
für verständig hielten. . . Mein Abscheu ist allgemein und alle Menschen
sind mir verhaßt; etliche, weil sie boshaft und tückisch sind, andere aber,
weil sie den Boshaften höflich begegnen und sie nicht so heftig hassen, als
tugendhafte Gemüther das Laster hassen sollten. Es sind Seelenstiche für
mich, wenn ich sehe, daß man mit dem Laster noch so behutsam umgeht.
Ja, oftmals kommt mir plötzlich die Lust an, von allen Menschen hinweg
und in eine Wüste zu fliehen."

So sagt der „Menschenfeind" in der vortrefflichen Übersetzung von

j)orfeles und porkelessa. ^33
Bllltling, Hamburg bei Herold 1752. und mir ist, als hörte ich aus den verdrießlichen Seiten von „Porleles und Porkelessa" dieselbe Stimme wieder. Lebte er nicht schon in der Vereinsamung, auf dem entlegenen Fleck, wo man „ein Ehrenmann zu sein die Freiheit hat". Scherr würde wie Alcest schließlich Ernst machen, dem Gewühl entrinnen, um jene abgelegene Scholle aufzusuchen:
„est siülroit 6(Ärt6
Ou d'tzti'L lwmino lwunsur on »it l» lidertö."
Scherr hat mich mehrfach an den Menschenfeind erinnert, in dessen Auffassungen gewiß viel Verkehrtes, Uebertriebenes, Unbilliges ist, aber trotz alledem ist Alcest eine sympathische Gestalt.
Es ist mir daher auch nicht möglich, in die scharfen Verurtheilungen einzustimmen, die „Porleles und Porlelessa" in fast allen Kritiken gefunden hat. Wenn man Scherr zum Vorwurf gemacht hat, daß er die Juden wie ein Antifemit und die Antisemiten wie ein Jude angegriffen habe, so sehe ich nicht ein, wie das zu einem Vorwurf berechtigen könne. Es scheint mir im Gegentheil für die völlige Unbefangenheit des Polemikers zu sprechen. Freilich, lebte Scherr in unserer Mitte, wäre er unmittelbarer Zeuge der wüsten Geschmacklosigkeiten hüben und drüben gewesen, so würde er diese Frage voraussichtlich am liebsten bei Seite gelassen haben. Dem Unerquicklichen ist sie nun endlich entrückt, sie ist jetzt nur noch langweilig. Die Schale, in welcher Scherr seine Satire gesammelt hat, und deren Inhalt er über die Köpfe eines verehrlichen Publikums ausschüttet, ist so schmucklos wie nur möglich. Der geistreiche Mann hat sich nicht sehr angestrengt, um eine besonders hübsche Erzählung zu erfinden. Die Erzählung ist eben nur ein Vorwand, um den Leuten, die mit den Romanhelden und dichterischen Figuren nichts zu thun haben, allerhand Unangenehmes zu sagen. Die Erfindung ist also nicht das Vemerkenswertheste.
Ein christlicher Streber, Julius Neichardt, Eandidat der Sociologie, drängt sich in eine jüdische Familie, die des Herrn Porkcles, hetzt dessen Sohn Aaron-Arthur zu einem Zweikampf, der Aarons Tod herbeiführt, wird von Porteles adoptirt, gründet eine Zeitung, verbündet sich mit einer nihilistischen Abenteuerin, die sich ihm aufdrängt, Zerliue Zebulonow, und die Beiden morden das ganze Haus aus. Mit dem Hunde wird cxperimentirt, dann muß die Stieftochter Gertrud daran glauben, dann die Frau, die einzige sympathische Er«scheinung, und dann der lächerliche, aber eigentlich nicht schlechte Porkeles selbst. Sie theilen den Raub, trennen sich und leben in Ehren und Freuden weiter. Wo spielt die Geschichte, und wann? Die letzte Frage ist leichter beantwortet als die erste; da Auerbachs Tod erwähnt ist, so liegt die Zeit der Handlung nur wenige Monde hinter uns. Aber bei aller Mühe ist es mir nicht gelungen, den Ort zu entdecken. Einige Andeutungen lassen auf Berlin schließen. Die beiden Naubmörder fahren nach dem Süden, trennen sich in Leipzig, er geht westlich und sie östlich. Das würde also der Vor-

^3H j)aul lindau in Verlin.

aussetzung nicht widersprechen. Es wird auch einmal das Voll redend eingeführt, und es spricht da so: „Det is nu so, uns lleene Schelme hängt man merschtentheels, aberst die jroßen hangt man niemals nich." Johannes Scherr gestattet mir Wohl die Bemerkung, daß dieser dialektische Versuch herzlich schlecht ausgefallen ist. „Det". „kleen" und „jroß" ist wohl berlinisch, aber „merschtentheels" ist wieder rein sächsischen Ursprungs. Ueberhaupt fehlt der Geschichte jede örtliche Farbe. Der Leser wird viel eher an Wolkenkululsheim als an Verlin erinnert.

Es ist eine Mordgeschichte in des Wortes weitester Bedeutung. Ob seine „böse Geschichte" an sich eine Satire sein soll auf schlechte Romane — ich weiß es nicht. Aber auch in dem Falle hat sich der Verfasser die Arbeit etwas leicht gemacht, und er würde sich nur wenig haben anzustrengen brauchen, um die Lächerlichkeiten und Geschmackswidrigkeiten der literarischen Stallknechte, die die Krippen der Leihbibliotheken mit Futter füllen, wuchtiger zu geißeln. Aber wie gesagt, die ganze Geschichte ist gleichgültig, und es verlohnt nicht der Mühe, dabei länger zu verweilen.

Das Nebensächliche ist hier die Hauptsache, und das, was nicht zur Erzählung gehört, das Wesentliche. Auf jeder Seite eine unverblünte oder nur wenig verblünte Grobheit gegen diese oder jene bekannte, gewöhnlich auch beliebte Persönlichkeit; ein Seitenhieb auf Zustände und Verhältnisse, die den Verdruß des grollenden Einsiedlers erregen. Er ärgert sich über die Commentare zun, „Faust" und führt uns demgemäß einen Schriftsteller vor, den er so zeichnet: „Er stöberte in Bibliotheken herum, verkehrte in Archiven, berieth sich mit Antiquaren, Autographensammlern und Kuriositätenjägern, stieg in Plunderkammern hinauf, leerte angeschimmelte Papierkörbe aus und stürzte übelriechende Kehrichtfässer um. Kurz, er forschte, forschte heftig. Nachdem er so ein kolossales, wahrhaft „grundlegendes" Material zusammengebracht, machte er sich an's Verarbeiten desselben. Nach allen Regeln strenger Methode, versteht sich. Das Kreißen des Beiges war ein schweres, doch schließlich wurde glücklich die Maus geboren. Und was für eine Maus! Eine Niesenmaus, welche man auch für einen Elephanten hätte nehmen und ausgeben können: — Die nur infolge schnödesten Schicksalstücke weltunberühmt gebliebene historisch-lililisch-philologisch-biologische Abhandlung „Ueber den Kausalzusammenhang zwischen den Frostbeulen der Frau Geheimeräthin Christiane von Göthe und der symbolisch-allegorischen Eiszeit im zweiten Theile des Faust."

Er ärgert sich über die falsche Humanität, die in Bezug auf die Behandlung der Verbrecher herrscht, und namentlich darüber, daß man ein jedes Verbrechen auf Unzurechnungsfähigkeit, auf Wahnsinn zurückführen will. Die Specialitlt eines andern seiner Helden ist also die Wahnsinnwitterung: „Nämlich, so oft ein recht raffinirt geplantes und recht brutal verübtes Verbrechen, Mord, Brand, Gewaltanthuung und anderes Schandbare und Scheusälige ruchbar wurde, witterte unser Humanitätssäuseler auf

porkeles und Porkelessa, ^35
hundert Meilen weit in dem „angeblichen" Verbrecher einen Wahnsinnigen.
Sofort trat er mit allen Waffen der Wissenschaft und Dialektik für den
„armen verirrtten Menschenbruder" ein und zu verschiedenenmalen hatte er
es glücklich dahin gebracht, daß „die Opfer einer fehlerhaften Organisation
der Gesellschaft," d. h. die Mörder, Räuber, Brenner, Schänder, behufs
„wissenschaftlicher Beobachtung" in Irrenanstalten gebracht wurden, woraus
sie dann bei der eisten ihnen passenden Gelegenheit sich drückten, um draußen
ihren gewohnten räuberischen, mörderischen, brennerischen u. s. w. Lebens-
wandel menschenbrüderlichst fortzusetzen."

Ei ärgert sich über die französische Literatur, namentlich über „Nana",
welches Buch einem unschuldigen jungen Mädchen zufällig in die Hände
fällt: „Plötzlich fuhr sie zusammen und blieb eine Secunde stehen wie
angewurzelt. Ein brennendes Roth färbte ihre zarten Wangen. Mit einer
Gebärde des Abfcheus schlug sie das Buch zu, wandte sich, ging zurück,
warf das schwefelgelbe Ding auf die Bank hin. eilte zu einem nahebei
plätschernden Springbrunnen und tauchte ihre beiden Hände in die Schale
desselben, als gälte es, sich von einer hässlichen Beschmutzung zu reinigen."

Ich müßte mich sehr irren, wenn er sich nicht auch über die „Vossische
Zeitung" ärgerte und wenn sich der folgende Satz nicht auf diese bezöge:
„Bekanntlich haben die „verkappt republikanischen" Fortschrittsblätter die
Gepflogenheit, auf ihrer ersten Seite einen oppositionellen Leitartikel zu
bringen und auf der zweiten oder dritten verschiedene höfische Schweifwedel-
artitelchen." Er ärgert sich über den harmlosen, längst begrabenen Hofrath
Ludwig Schneider, und er läßt eine seiner Damen ausrufen: „Schade, daß
der Hintertreppenrath Louis TAILLEUR nicht mehr lebt. Du hättest bei ihm
ein Privatissimum über tiefere Speichelleckerei hören müssen."

Er ärgert sich über Stücker, bei ihm Istoky geheißen, den er „einen
von christlichgermanischem Eifer nicht verzehrten, sondern recht wohl genährten
Hosderwisch" nennt, „unter dessen Anspielen der Nummel einer antisemitischen
Liga zu spectateln begann", über Slobeleff, „einen jener fahrenden mosto-
witischen Niamarbasen ans eff und off mit Schnurrbarte« und ohne, welche
„freiwillig-gouvernemental" in Panslavismus machen und wutschäumende
Stand-, Brand- und Schandreden gegen Deutschland und alles Deutsche
loslassen."

Besonders schlecht zn sprechen ist Scherr auf Sacher-Masoch, den er
schon durch eine boshafte Verunstaltung des Namens zu kränken sucht:
Mocher-Schmierach. Da findet sich folgendes lebenswürdige Gespräch:

„Aber wo kommst denn du her, Zerline?"

„Zunächst von unserem alten Freunde Mocher-Schmierach, der dich
schön grüßen läßt. Ich wollte im Vorbeigehen den alten Pelz bei ihm ab-
holen, in welchem er mich früher für sein universales Journal „Auf der
Spitze" als die „Eva im Zobel" photographirt und den ich ihm zurück-
gelassen hatte, damit sein internationales Genie sich derweil nicht verkältete.

l?6 f)aul lindau in Verlin.

Uebrigens ging der besagte photographische Akt in Gegenwart seiner Frau vor sich: du brauchst also nicht eifersüchtig zu sein."

„Eifersüchtig? Auf den Schmierach oder Schmierakel? Bah!"

„Die Zuneigung scheint gegenseitig zu sein. Mocher-Schmierach hasst alles Deutsche".

„Wie alle Zigeuner und Schnurrantinnen, alle Stabuler und Landstörzerinnen thun."

„Er hat aber doch mitunter hübsche Einfalle. Zum Beispiel diesen, daß er ein haarsträubendes Deutsch mit polatischen Endungen imd hannalischen Wendungen schreibt, sicherlich nur in der Absicht, die deutsche Grammatik in der Achtung der Franzosen u. s. w. herabzusetzen. Um dir einen Gefallen zu thun, liebster Julius oder theuerster Aaronleben, will ich jedoch zugeben, daß der gute alte Freund nur ein plumper Affe unseres feinen Turgunjew sei."

„Eitel und unverschämt wie ein richtiger Affe ist er schon."

Sacher-Masoch braucht sich übrigms nicht zu beklagen. Er ist in guter Gesellschaft. Auch Größere weiden nicht geschont. Richard Wagner wird sogar wo möglich noch schlechter behandelt. Scherr führt einen Doctor Ariel Pfitzauf in seine Geschichte ein. „welcher in Bayreuth seine Studien gemacht hatte und vom „Meister" mit dem Zeugniß der Apostelweihe in die schnöde Welt entlassen worden war, um die frohe Votschaft der kunft» merklichen Zukunft oder der zukünftigen Kunstwerklichkeit unter den Christen, Juden und Heiden zu verkünden. Mit besonderem Nachdruck, d. h. mit dem ltheisch-grobimiischen Flegel des 16. Jahrhunderts unter den Juden. Denn die Erfahrung hatte ja gezeigt, daß aus dem Stroh antisemitischer Gemeinplätze eine Masse von jüdischen „Patronatscheinen" herauszudreschen wäre. Doctor Pfitzauf stieß beim Sprechen stark an mit der Junge, aber wenn er stotterte, so stotterte er stets nur in Stabreimen. Auf seiner götterdämmerungswild flatternden Genie-Mähne trug er ein dem Modell vom Barette des Meisters Nr. 1 genau nachgebildetes Ding. Auch dem Meister Nr. 2 erwies er pietätvolle Huldigung und zwar dadurch, daß er sich ebenfalls eine Platte scheeren ließ und in einer Soutane herumliefe."

Aber das genügt Scherr noch nicht, um sich den Unwillen, den er über Wagner empfindet, vom Leibe zu schreiben. Noch bei manchen anderen Anlässen steigt ihm der Groll auf; und er macht seiner verdorbenen Laune Lust. So als er den Vorschlag des Vier-Monopols bespricht. Da meint er, es müsse ein „Monopol-Weih-Festspiel" alljährlich die Vierfeier verherrlichen; und zwar soll das Festspiel zusammengesetzt sein aus „Hopfenstangen-Reimen" und „Malz-Maisch-Motiv-Leitungen". Schließlich schreibt der schriftstellerische Jünger Richard Wagners nach einem letzten Artikel in der „gelben Löwen-Haut-Weis" seiner Meisters: „Vor der Hand giebt es keine deutsche Literatur; der Rest ist Rapunzel. Rhabarber und Raupenfraß." Mit diesem Mthselwort, dessen Sinn und Bedeutung wohl erst daö Kunstwert der Zukunft darstellen wird, zog er sich grollend in sein Vayreuther Stabreimheim zurück."

— Porkeles und porkelessa. I,37

Auch die Tobten, kaum Verstorbenen schont Scherr nicht. Er verhöhnt die Mittheilung: „dem Dichterfürsten, der die Dorfgeschichten erfunden, hätte der Hofderwisch Istocki dos Herz gebrochen." Hier hat Scherr Un» recht. Freilich war Auerbach schon längst leidend, und wäre uns vielleicht entrissen worden, auch wenn er nicht am Ende seines Lebens um seines Glaubens willen manche unverdiente Kränkung hätte erfahren müssen; aber die Gemüthsbewegung, die sich seiner bemächtigt hatte, hat seinen Zustand gewiß nicht gebessert — und wenn diese unliebsame Bemerkung unterblieben wäre, hätte es nichts geschadet.

Wer Scherrs Vorliebe für Rabelais und Fischart aus seiner eigenen Literaturgeschichte kennt, wer sich erinnert, mit welcher Begeisterung er von dem großen Franzosen spricht, „bei dem Alles kolossal ist: also auch der Zynismus und die Zote, die unausbleiblichen Begleiter jeder durchschlagenden Komi!" — wie er Johann Fischart als vielseitigen Mann preist, „der alle Richtungen und Strömungen seiner Zeit zu literarischer Gestaltung gebracht und dabei die Sprache, welche er eine Menge neuer Wendungen und neuer Wortbildungen lehrte, mit der wahrhaft übermüthigen Meisterschaft eines Aristophanes behandelte, dem er überhaupt in Vielem ähnlich ist" — wie er sich über die köstliche Grobheit dieses braven Fischart freut, der wird es ganz natürlich finden, daß Johannes Scherr sich an diese Vorbilder hält. Könnte er sich vom dichterischen Heroldsamte nach seinem Belieben einen Stammbaum anfertigen lassen, so würde er am Liebsten auf Aristophanes als seinen Stammvater zurückgehen und die Bilder Rabelais' und Fischarts in seinen» Ahnensaale aufhängen.

Unsere Zeit mit ihrem lebhaften Austausch und leichten Verkehre ist aber der Satire in großem Stile nicht günstig, und auch Scherr in seiner gewählten Vereinsamung hat unter dieser allgemeinen Strömung zu leiden. Aber das, was er greifen kann, greift er: zunächst das Kleid.

Das zeigt sich schon in der Erfindung der Eigennamen. Der Vater heißt Issaskar Porteles, früher Schweinelcs. die Köchin Ziporah Nosenthau, die Professoren Thaddaeus von Schnupfenheini, Witulind von Krci-Schlug, Fulgentius MauZöhrle, der Redacteur Emanuel Schnodderheini, Herausgeber der „Muckelmacker Zeitung". Außerdem kommen noch Namen vor wie Tobias Vabbler, Schwarbelius Magenlob u. f. w. Man kann das ja ganz hübsch finden, wenn man will. Mir scheint aber diese Art von Komik etwas wohlfeil und ein bischen verjährt. Es erinnert doch gar zu sehr an den Pfarrer Redlich, den Candidatcn Demuth, den Studenten Flott, den Heuchler Schleicher, die Jungfer Lustig u. s. w.

Einige dieser Vermummten sind auf den eisten Blick zu erkennen.

Nitutind von Krei-Sching soll unbedingt Heinrich von Treitschke sein. Er nennt ihn „einen gcbornen Chinesen, aber aufgepäppelten Germanen, ja Ur-germanen. Hörte man ihn von Deutschthum, von seiner Deutschheit, von deutscher Gottesfurcht und Frauenminne, von deutscher Unterthanenzucht und

^38 Paul lindau in Verlin.
deutscher Gemüthlichkeit begeistert rednern, so müßte man glauben, seine
Altvordern hätten im Teutoburger Walde mit Armin dem Cherusker geräucherten
Speck gegessen und mit der Frau Tusnelda Eichelkaffee getrunken. Nicht selten
freilich schlug ihm das angestammte Chinesenthum durch das anempfundene
teutonische Bärenfell. Dann begegnete ihni das Wunderliche, daß er die
chinesische Reichsgeschichte mit der deutschen verwechselte und umgekehrt —
Zeuge dessen sein großes, erzchinesisch gedachtes und rein deutsch geschriebenes
Historienwelk, „Die Wunderblume der Mitte“, allworin er die Dynastie Hong-
Tong verherrlichte“ u.s.w. Der Geheime Rath Professor Dr. von Schnupfenheim
soll wahrscheinlich Fr. Bischer sein. Man darf wenigstens annehmen, daß die
Bemerkung, dieser Gelehrte habe in einem berühmten Buche in zwei Bänden
das Welträthsel gelöst, d. h. bis zur unwidersprechlichsten Evidenz nachgewiesen,
daß die Welt nichts anderes sei, als ein Schnupfen Gottes oder — correct
Hegelsch zu sprechen — des Absoluten — auf „Auch Einer“ gemünzt sein
soll. Die witzigste Namenserfindung und -Verdrehung ist folgende: Einer
der Mitarbeiter der Zeitung heißt Valduin Zwiebel. In Ungarn nennt er
sich Zwibenyi Volduvinar, in Böhmen kurz und wohl lautend Wenzel Prdsl
und er endet schließlich als Hosrath Voldawsli Edler von Zwibal in Wien.
Diese Spielereien mit den Eigennamen erstrecken sich übrigens nicht
blos auf die erfundenen Personen und dichterischen Gestalten. Napoleon m.
wird zum Beispiel unter Anspielung auf den Geliebten seiner Mutter
^Königin Horlense), den holländischen Admiral Verhüll, und auf seine große
Nase Vcrhuelius Naso genannt, Ferdinand Lassalle mit antisemitischer Ge-
ringschätzung Feist Lasal.
Die Sprache Johannes Scherrs und seine Vorliebe für Neubildungen
sind bekannt. Visweilen findet er auch recht Gutes. Ich bedauere noch
immer, daß man das Wurt„Rückwärtscr“ für Neactionär, das Scherr fchon vor
langen Jahren erfunden, noch nicht allgemein angenommen hat. Auch das
Zeitwort „mittelaltern“ („da Deutschland mittelalterte“) finde ich bezeichnend
und gut gebildet. Die an früheren Stellen angeführten Wörter „welt-
unberühmt“, „rednern“ :c. sind scherzhast und brauchbar. Weniger behagen
mir andere Neubildungen: „wcibiglich“ in dem Gegensätze zu männiglich;
„landsfräulich“ im Gegensätze zu landsmünnisch; „Nachdrucksamkeit“, „hoch-
drucksam“ sind entbehrliche und unschöne Spielereien. Wörter wie „Mittel»
maßplattdruckswillze“, „Völkerschöpfmaschiue“, „Hauptsaugstrang“, „Leib-
lobposaunist“ sind schwerfällig und kaum auszusprechen. Wortspielereien wie
„Reptilienfoundlll'nder“, Philanthröpfe“ streifen hart an die Geschmacklosig-
keit' und Wörter wie „demokrätzig“ und „revoluzig“ thun mehr als das.
Bei Wendungen wie „Stimmungen und Wollungcn“, die „Aug'-um«Auge-
und Zahn-um-Zahn-Art“ kommt der Verfasser nicht auf die Kosten der An-
strengung. Bezeichnend für die ganze Schreibweise ist der eine Satz, den
ich hier anführen will: „Er hatte den liberalen Blättern ihre Kniffe und
Pffiffe gründlich abgeguckt und suchte sie zu überlneifen und zu überpfeifen.“

porkeles und porkelessa. ^2^

Diese Schrullen zeigen sich auch in andern Kleinigkeiten, die alle sehr beabsichtigt sind. Scherr theilt sein Buch nicht in Kapitel oder in Abschnitte, sondern in „Zcddel“. Er schreibt Vismarck beständig mit einem langen s: „Nismarck“ während der Reichskanzler, der es buch eigentlich wissen müßte, hartnäckig die Schreibweise mit einem Schluß-s aufrecht erhält. Wenn Scherr aber will, kann er auch einfach und schön schreiben: „ohne Wunderlichkeiten und Absunderlichkeiten“, würde er sagen. Ich will von dem schlichten und edlen Anfange des 13. Kapitels: „Von einem verklungenen Harfenton“ nur die eisten Sätze hier wiedergeben:

„Eine Frühlingsmitternacht liegt lau und thauschwer über der großen Stadt und schwichtigt mällig das tosende Treiben auf den Straßen. Eins jener tausendfältigen Geräusche, deren Zusammenklang das Rauschen eines Katarakts nachäfft, erstirbt nach dem andern. Der künstlich und gewaltsam verlängerte Tag läßt endlich der Nacht ihr Recht. Eine Million menschlicher Wesen schickt sich zum schlafen an. Nur das Laster tollt und taumelt noch hinter dichtverhängten Fenstern und das Verbrechen schleicht im Schatten der endlosen Häuserzeilen nach Beute. In der wolkenlosen schwarzblauen Riesen-kuppel droben flimmern die Sternemyriaden, überstralt von dem feuchten Glanz des spät im Osten heraufgestiegenen Mondes.

Die „Sonne der Schlummerlosen“ wirft ihre silbernen Straten in Fülle auf das junge Vlättergrün des großen Gartens hinter dem Hause Porteles, spielt wie lieblosend über die Blumenbeete hin, wühlt sich in das blühende Fliedergebüsch an der Hauswand ein und steigt, gesättigt mit dem scharfen Liladuft, zu einem offenstehenden Fenster im ersten Stockwerk empor, wie neugierig, dort hineinzuspähen.

Da drinnen in dem jungfräulichen Schlafgemach ist es still, stiller noch als die Stille des Schlafes. Man könnte vom Garten herauf das Flüstern der vom leisen Nachthauch bewegten Blätter hören.“

Scherr wird sich mit „Porteles und Porkelessa“ wenig Freunde machen.

Er weiß wahrscheinlich, daß der, der es Allen recht machen will, Gefahr läuft, es Keinem recht zu machen, und deshalb macht er es sich bequem mit» verdirbt es lieber gleich mit Allen. Nicht ein Einziger kommt ungeschoren davon: wer ihm unter das Messer geriith, muß daran glauben. Aber wie der Wanderer, der leinen Batzen in der Tasche hat, in dem bekannten Verse des Iuvenal:

Onnwdit V2CUU3 e«ll>N latious viator

fein Liedchen trällert, wenn ein Strauchdieb auf ihn eindringt, so kann auch der Schriftsteller, der sich in Porkeles und Porkelessa durch leine Anspielung, getroffen fühlt, mit vergnügten Sinnen das sonderbare Buch lesen und freundlich darüber urtheilen.

Illustrirte Bibliographie.
tenn die illusrirtc Bibliographie noch einmal an die Illustrationen
H Wenzels z» den Werlen Friedrichs des <Yr»Ken (Berlin, A. Wagner)
anknüpft, so geschieht es nicht, um die Notiz im vorigen Hefte dieser Zeitschrift zu
Ueruollständigen, denn es laßt sich zwar ohne Zweifel über jenes köstliche Werl noch
Tüelstlcl der Illustrationen zn te,< Werlen Friedrichj de» Grohcn, Von A. Menzel. Verlag von R, Wagner in Veilin

Vibliographic.
m

viel sagen — aber da man ja überhaupt nicht hoffen lann, einen solchen Gegenstand zu erschöpfen (man mimte denn den Naum und die Mus,c und vor Allem die geduldigen Leser des grosten Hogarth-Erllärers zur Verfügung haben) — so wäre hier sicher nicht auf denselben zurückgegriffen worden, hätte sich nicht zufällig die Gelegenheit geboten, das, was jüngst trocken erörtert worden war, anschaulich zu ergänzen. Denn jene Notiz war eigentlich insofern entschieden zu lurz gclommen, dah ihr nicht nach der Gepflogenheit dieser Zeitschrift Illustrntionsproben hatten beigefügt werden können. Na aber, wie damals erwähnt, die Anzahl der Abzüge von den

8«nig Fliebrich ftinem Gefolge »orlln auf g»l»pp!iendem Schimmel Übel das Feld zu seinen Truppen hinsprcngen». Originalstöcken eine streng begrenzte gewesen ist, so schien es unmöglich, diesem Bedürfnis, zu entsprechen. Nachdem sich indes, die Möglichkeit, trotz alledem hier doch Probedrucke aus dem Werke zu geben, herausgestellt, ist es wohl nur natürlich, sie zu benutzen und den Lesern wenigstens eine entfernte Vorstellung von dem Ganzen zu geben. Wenn man ein Blatt von Menzel bekommen kann, so verwcrthcl man es mit Freuden. Von den drei Zeichnungen, die hier zum Abdruck gelangen, ist die erste, die das Titelblatt ziert, schon im vorigen Hefte kurz beschrieben und erläutert worden. Da aber wohl auch eine bessere Beschreibung hinter der Anmuth und Laune des Bildes selbst zurückgeblieben wäre, so wird dieses wirklich höchst bezeichnende Blatt wohl nicht ungern gesehen werden. Was die anderen beiden anlangt, so ist es vielleicht ganz

^2

!7ordund5üd.

zweckmäßig, hier den Tert uon Ludwig Pictschn herzusetzen. Er beschreibt und erklärt sie so kurz und treffend, daß es besser nicht gut geschehen kann: außerdem bietet sich dem Leser Gelegenheit, nicht nur Pictschn's Arbeit, sondern auch, insofern man den dort gegebenen Quellennachweis betrachtet, die Menzels näher kennen zu lernen. Zu dem ersten dieser beiden Vntter: König Friedrich seinem Gefolge voran auf gliloppircndcm Schimmel über das Feld zu seinen Truppen Hins prengend (Vignette zu Capitcl VI. der „Geschichte des siebenjährigen Krieges“; geschnitten uon O. Vogel), bemerkt der Verfasser, Folgendes: „Das ereignisreiche Kriegsfälle 1757 bildet den Gegenstand dieses Capitcls. Zugleich von den Oestcrreichern im Süden, den Franzosen im Westen, uon den Schweden im Norden und den Russen im Nordosten bedroht, mußte der König seine Macht nach

HüslIrcn-Vcdclcn.

allen Seiten hin uertheilen, und er selbst schien sich zu uervielfältigen, um überall persönlich mit einzugreifen. „Die Menge der Verpflichtungen, die er während dieses Feldzuges zu erfüllen hatte (schreibt Friedrich), war unendlich; nach allen Seiten hin mußte man sich uerthcidigen. Das war nur möglich, indem man die gleichen Truppen an verschiedenen Orten verwendete.“ Dies rasche Ingen uon Schlachtfeld zu Schlachtfeld, um bald die Siege durch neue, in weit entlegenen Theilcn des Landes zu verdoppeln, bald erlittene Niederlagen (wie bei Colli») durch desto glänzendere Triumphe vergessen und wieder gut zu machen (wie Noßbach und Lcuthcn), hat der Zeichner in seiner Composition uersinnlicht. Eine bestimmte Scene des Capitcls ist nicht darin dargestellt.“ Uebcr die beiden Husarcn-Vedctten (Vignette zum „Npper^diz zur Geschichte meiner Zeil“, welcher die Correspondenz des Königs mit Sir Thomas Villcrs bezüglich die Geschichte des Friedens von Dresden enthält — geschnitten uon O. Vogel) sagt der Text:

„In dem 14. Briefe, den der König 1745 schreibt, heißt es: „Ehcr sehen Sie, daß ich und meine Armee zu Grunde gehen, als daß ich auch nur die geringste Kleinigkeit

--- Vibliogravhie. I,H3

von diesem Vertrage ablasse/ Der König hatte, wie daraus hervorgeht, Ursache, auch nach jenem Frieden auf seiner Hut zu sein. Der Zeichner versinnlicht diese Situation durch die beiden scharf ausspähenden, ruhig mit gezogenem Säbel in der Faust zu Pferde haltenden Husarenposten im offenen Felde, über welches in der Ferne einzelne Offiziere zu aufgestellten Truppenabtheilungcn hinsprengen."

Man sieht, es sind zwei Aufgaben, bei denen es uerhiiltnißmäßig »och leicht gewesen war, den malerischen Punkt zu finden, während sie andererseits eine ziemlich deutliche Vorstellung geben uon dem Geist, in dem die Illustration ausgeführt worden ist. Von der Flottheit, Schärfe und Sicherheit der Zeichnung geben sie ein ganz vorzügliches Bild. Erwähnt mutz indeß werden, daß die hier gegebenen Drucke, deren Stocke auf dem Wege der Galuanoplastil gewonnen wurden, die Schönheit der mittelst der Originalstöcke hergestellten Abzüge doch nicht erreichen. Dort ist Alles weit schärfer und feier herausgelommen. Grade die cigenthümliche Schönheit und Kraft des Strichs, welche die Holzschneider bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hatten, scheint bei der mechanischen Nebertragung ziemlich zu leiden. Man sieht das recht deutlich, wenn man die Originalabzüge mit den Nachdrucken vergleicht.

Immerhin wäre es, wie schon neulich ausgeführt worden, sehr erfreulich gewesen, eine Ausgabe nach Galvanos, die ja doch noch außerordentlich schön sind, zu erhalten. Leider muh man nach allen Versicherungen auf diefe Hoffnung, das Werl recht eigentlich uollsthümlich werden zu fehen, für das Erste Verzicht leisten. Die Gründe, welche den Gedantcn einer Vollsausgabe unräthlich erscheinen lassen, sind leicht zu vcnnuthen; jedenfalls ist aber nicht hier der Ort, sie zu besprechen. Man muß sich ihnen beugen und Illnn nur bedauern, daß eine freundliche Hoffnung damit zunichte wird.

Ein Punlt, der bei der jüngsten Anzeige — nicht übersehen, wohl aber vergessen worden war, bleibt noch nachzutragen. Es gilt einer rühmenden Erwähnung des Registers. Es ist eine ganz vorzügliche Arbeit, die man sich laum besser ausgeführt denken lann, und welche jedem gelehrten Werte zum Mnster dienen tonnte. Nach längerem, häusigen Gebrauch hat sich dieses Register als ein ganz untrüglicher Führer erwiesen, dessen Kenntniß nie versagt. Sucht man nach einer bestimmten Darstellung — nach jener Vedette z. N. — so findet man sie unter dem Stichwort Husaren; sucht man nach der Illustration einer bestimmten Schrift, so hat man ein alphabetisches Verzeichniß der einzelnen Werte Friedrichs zu seiner Verfügung; und sogar ein drittes Register gicbt es noch, worin die Vlättcr nach dem allgemeinen Charakter ihrer Darstellungen (Porträts, Burleskes, aus der alten Geschichte entnommen u. s. w.) eingeordnet sind. Ohne Zweifel fchuldet man auch diese angenehme Zugabc der fleißigen Hand, die den Text verfaßt hat. Man empfängt sie dantbar, da man zu diesem Werte häufig genug zurückkehrt, um in einem muffigen Augenblicke nach einem besonders lieb gewordenen Blatte zu suchen. — ek.

Tic AVria von A. v. Schmeiger-Lerchcnfeld. Wien, A. Hartlcbcn.

A. v. Schweiger-Leichcnfeld, dessen Feder ja schon verschiedene Werte ähnlicher Art ihre Entstehung danken, ist ein getreuer und guter Reiseführer durch die Küstenländer ^>es adrilltifchen Meeres. Der Stoff ist auch reizvoll genug, vor Allem reich an Abwechslung; denn von den Karsthöhen bei Triefl bis zu der lachenden Ebene Blindis und uon der Cultur Ocsterrcichsund Italiens bis zu der Wildheit Montenegros bieten sich hinreichende Gegensätze. Die Illustration ist freigebig, in gutem Holzschnitte, der vielfach nach Photographien hergestellt zu sein scheint, also eine Gewähr für äußerste Wahrheit bietet. Außerdem soll dem Werke eine große Karte beigegeben werden; ein Plan von dem Triestiner Hafen liegt einer der ersten bereits erschienenen Lieferungen bei und erweckt die Erwartung, daß auch hier allen Anforderungen genügt werden wird. Das Werl ist auf 30 Lieferungen berechnet, uon denen gegenwärtig vier vorliegen.

«°i» und Tild. XXII, «4. 10

1.HH Nord und Ziid.
Goethes Werte. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt (oorm. E. Hall-berger).

Die illustrierte Ausgabe der Werte Goethes bildet das Seitcnstücl zu denen der Werte Schillers und Shakespeares, die schon früher im gleichen Verlage erschienen sind. Die Ausstattung der beiden erste» vorliegenden Hefte (im Ganzen sollen etwa 85 ausgegeben werden) ist eine recht ansehnliche: gclbgctöntes Papier, gefälliger Druck: die Bilder sind ausgezeichnet geschnitten und stammen aus bewährten Ateliers. Wir nennen von den Künstlern, die zu den ersten Heften beigesteuert (ohne den ungenannt bleiben- den zu nahe treten zu wollen!) nur Lossow, C. Gehrts, Orot-Johann, W. Volz, E. Wagner, Liczcn-Meyer u. s. w. Nie Auswahl des Texte« hat H. Düntzer über- nommen; auch diese Aufgabe ruht alfo in den bewährtesten Händen. Die Sammlung soll Alles enthalten, was von Goethes Schriften für den gebildeten Laien nöthig ist. — Wir gedenken auf das schöne Wert noch ausführlicher zurückzukommen. —o!:. Matthias Blauoius der Wandsbecker Vote. Auswahl aus feinen Werten, eingeleitet von Karl Gerot. 8. ^11 und 225 S., mit Portrait von Claudius. Gotha, 1882, F. ?l^ Perthes. Geb. ^i. 2. —

Der Idee dieser Auswahl liegt von Seiten des Herausgebers wie des Verlegers die Absicht zu Grunde, die Schriften des Wandsbecker Noten noch populärer zu machen, als sie es schon in weiten Kreisen des Vaterlandes sind. Nicht die Gcsammtschriften ver- drängen, sondern den Weg'zu diesen noch mehr zu bahnen und zu ebnen, das ist der Sinn des kleinen Buches. Wohl zeigen die neuen Auflagen von Claudius' Schriften, daß Sinn und Liebe für diese eigenartigen kleinen Schöpfungen in deutschen Landen eher im Zu- als Abnehmen begriffen sind. Gleichwohl geht diese strengere Auswahl von der Uebcrzeugung aus, daß sich Viele noch stoßen an dem Fremdartigen und nur für jene Zeit ganz Genießbaren in manchen kleinen Productionen des Dichters. Nicht für den Litterarhistoritcr ist daher diese Quintessenz des Asmus, auch nicht für den an die Claudius'sche Eigenart schon gewöhnten Liebhaber, der sich von keinem seiner Lieb- linge trennen mag, sondern für den Leser, der erst eingeführt weiden soll in diese kleine bunte Welt. Manchem Leser wird das Gebotene für immer genügen, anderen wird es nur ein Vorgeschmack sein, der den Appetit nach mehr weckt und reizt. Die Anordnung steht in der Mitte zwischen chronologischer und sachlicher Zusammenstellung. Die Einleitung ist auf denselben Leserkreis berechnet, den der ganze Versuch im Auge hat. Die kleine Sammlung hofft besonders auch auf eine Propaganda für den Wandsbccker Boten in Süddcutschland, wo er bisher sich doch ungleich weniger ein- gebürgert hat, als in seinem hcimathlichen Norden.

Amh Fah, Musikstudien iniDeutschland. Aus Briefen in die Heimath. Mit Erlaub- nis, der Verfasserin ins Deutsche übertragen. 8. VIII u. 206 S. Berlin, 1882. Rob. Oppenheim.

Die vorliegenden Briefe einer Amerikanerin in ^dic Heimath, die im Original bereits in zweiter Auflage 'erschieden sind, werden auch dem deutschen Leser nicht minder Vergnügen als dem amerikanischen gewähren, da sie, in unmittelbarer Frische niedergeschrieben, ein lebendiges Bild von !dcn Beziehungen der Verfasserin zu den hervorragendsten musikalischen Persönlichkeiten, !>viHLiszt, Hans von Bülow, Taussg, Joachim, Kullak und — Dcppe geben. Neben mancher richtigen und von guter Beobachtung zeugenden Bemerkung läuft viel Schiefes und Vorurtheilsuolles mit unter als —^Ganzes jedoch wird das BüchleinMusikalische Leser intcrccssircn. Mn Abschnitt von 36 Seiten — der letzte — führt die Ucbcrschrift: „Bei Deppe". In den einleitenden Sätzen dazu sagt die Schreiberin: „Nachdem ich noch drei oder vier Stunden bei Kullal

Vibliographie. I.H5

genommen, gab ich ihn auf und bin nun unter einem neuen Lehrer, Herrn Neppe: ich vermute ihr werdet mich für verrückt halten «." Die Übersetzung ist gradezu schlecht zu nennen: sie scheint von einem Deutsch-Amerikaner herzurühren. Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Drousen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmanns dörffer, Th. Flathe, Ludw. Geiger, K. Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Fridr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, W. Oncken, M. Philippssohn, S. Rüge, Th. Schimmeln, Eberh. Schrader, N. Stade, A. Stern, Otto Walh, Ed. Wintclmann, Adam . Wolf, herausgegeben von Wilhelm vöckner. 48. und 49. Abtheilung. Lexikon-Format. Mit Porträts, Illustrationen und Karten. Berlin, 1882, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Preis pro Abtheilung 3 — Das großartige Unternehmen ist jetzt in der Mitte seines weiten Weges angelangt, jeder neue Schritt ist ein Beweis für die Trefflichkeit der dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee und der Einzelleistungen. Die „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker", das großartige Epos der Völkerwanderung, oder, wie der Verfasser, Felix Dahn, richtiger sich ausdrückt, Völkerausbreitung, der Kampf des Germanen mit den absterbenden Weltreich der Römer, des siegenden Christenthums mit dem untergehenden griechisch-römischen Hidenthum ist 'mit der 48. Abtheilung (in 2 Bänden) vollendet; Felix Dahn hat sie mit der eindringlichen Gelehrsamkeit des Forschers und Gelehrten und dem Pathos des Dichters erzählt. — In der 49. Abtheilung beginnt Professor Martin Philippson in Brüssel eine Geschichte von „Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.", eine Aufgabe, für deren Lösung der Verfasser sich durch vorangegangene Arbeiten vor Vielen befähigt gezeigt hat. — Die Geschichte des Christenthums, Volksglaube und Vollsbrauch. Geschichtliche Entwickelung, ihres Vorstellungsinhalts. Von Julius Lippert. Berlin, Theodor Hoffmann. Zwei frühere, allgemein anerkannte, Werke des Verfassers: Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion und Die Religionen der europäischen Culturvölker in ihrem geschichtlichen Ursprung finden in diesem gewissermaßen ihren Abschluß — falls man das so nennen darf, was dieselben Untersuchungsmittel nun auch auf den wichtigsten Gegenstand, die Entwicklung des Christenthums, anwendet. Hier wie dort sind es vorwiegend Menschen- und Volkskunde, die zum Reden gezwungen werden, um für die einzelnen Thatfachen zu zeugen. So entrollt der Verfasser ein breites Geschichtsbild, dessen Licht auf den Massen liegt, nicht auf einigen Wenigen, mit denen die stilisirende Geschichte ihre Schauspiele vorzuführen liebt. Für ihn ist die geschichtliche Erscheinung eine Wirkung, die sich aus der Lage des Allgemeinen zwingend ergibt, und wobei die Einzelnen nur zufällig ihre Rolle spielen, die an ihrer Statt auch Andere hätten ausführen können. Dieser Satz wird hier auch auf die Geschichte der Gedanken und Vorstellungen angewendet, und darin liegt, wo nicht der unbestrittene Werth, jedenfalls die Bedeutung dieses Buches und seiner beiden Vorgänger. So wird auch für die Entlehnungen, die das Christenthum bei den von ihm erstickten Religionen gemacht hat, eine methodische Anschauung gefunden, die ihrerseits wieder mannigfache Formveränderungen des Christenthums erklärt. Diese Entwicklungsgeschichte führt bis auf die Reformation und wirft auf diese wie auf jede wichtige Frage schon des Mittelalters eigenthümliche Lichter. — Außerdem bietet das Buch, wie das „ja in feinem Stoff und dessen besonderer Bearbeitung schon begründet liegt, eine der vollständigsten Sammlungen des einschlägigen kulturgeschichtlichen Stoffes. Was über Glauben und Aberglauben und über die mannigfaltigen daraus erfließenden Anschauungen, Sitten und Gebräuche ermittelt ist, das hat auch hier seinen Platz gefunden: unter den Einzelheiten seien hier nur das Hexenwesen, die Teufelsbündnisse, die Drachenkämpfe, Heiligenlegenden etc. 10»

^6 Nord und Süd.

genannt. Ihre Erklärung und Ableitung ist häufig höchst orginell, wie auch die Bc»mcilungcn über die Entstehungen der Feste rc. manches völlig Ucberraschende bieten. Zu diesen schon durch ihre Zusammenstellung wrthuoollen Thlitsachen bietet dos Buch einen ausgezeichneten Schlüssel in Gestalt eines sorgfältigen, ausführlichen, wirtlich brauchbaren Registers — einer solchen Seltenheit, daß sie wohl besonders ehrende Erwähnung verdient. Dasselbe wird der Verbreitung des Buches jedenfalls förderlich fein. — Zum Schlüsse stehe noch die — vielleicht überflüssige — Bewertung, daß dieses Werl lein theologisches ist. Es ist vielmehr rein wissenschaftlich und schiebt nirgends das bunte Glas irgend eines Dogmas zwischen sich und den Gegenstand seiner Betrachtungen. Es kann also von Jedermann ohne Anstoß gelesen werden. Und es hat Anspruch darauf, nicht nur wegen seines Gegenstandes, sondern auch wegen der faßlichen Bearbeitung desselben. —«5.

Cull,,rh!s,«lische Vildcr aus der deutschen Reichshautttft«»t. Von Oskar

Schwebet. Berlin, Abcnheimsche Verlagsbuchhandlung. (G. Joe!.)

Ein fehr starker Band, dessen Schilderungen mit der Gründung von Berlin beginnen und bis auf unfere Tage herunterreichen. Allerdings leine erschöpfende Darstellung, fondcrn hier ist ein Vorfall, dort eine Gestalt herausgegriffen und behandelt worden, wie gerade den Verfasser feine Arbeiten auf irgend etwas fühlten. In Folge dessen ist natürlich die Vcrtheilung des Stoffes eine ziemlich ungleichmäßige, und höchstens der zweite Band, zu dem der Verfasser, wie er versichert, die Vorarbeiten schon gcthan, lönnte die Gleichmäßigkeit wieder herstellen. Indeß im Grunde liegt an ihr wenig. Die Zeit für ein umfassendes kulturgeschichtliches Wert über Berlin ist noch gar nicht gekommen, und das, was wir brauchen, dos sind eben Bücher gleich dem vorliegenden, welche zunächst die Arbeit aus dem Rohesten heraushauen- später weiden die allgemeinen Gesichtspunkte immer noch rechtzeitig gefunden werden. — Es steckt ein sehr achtungswrrthes Stück Arbeit in dem Buche: wieviel, das crmißt der Verfasser selbst wohl nicht recht, denn zum großen Theil sind Forschungen darin vcrwcrthet, die derselbe in lebenslänglicher Beschäftigung gewonnen, und welche hier bisweilen nur beiläufig zur Geltung kommen. — Es ist schon öfters hier betont, daß Büchern dieser Art an dieser Stelle ein besonders theilnahmuolles Entgegenkommen wird; leider kann man nur, so fehl man es wünschen mag, taum hoffen, bald noch eine größere Reihe solcher Darstellungen zu besitzen. Die Vorarbeiten dazu liegen eben noch gar zu sehr im Argen, und nicht häufig findet sich Jemand, der seinen Gegenstand schon seit Langem in dem Grade beherrscht wie Ostar Schwebel!. Hoffentlich lenkt dieses Buch, dem man aufrichtig die weiteste Verbreitung wünschen kann, in erneutem Maße die Aufmerksamkeit auf die Entwicklungsgeschichte der Hauptstadt. Je mehr diese der Brennpunkt des Volkslebens wird, desto mehr gewinnt auch Alles, was mit ihr zusammenhängt, an Wichtigkeit im Süden wie im Norden. In solchen Anregungen darf man!wohl noch mehr die Bedeutung dieses Buches suchen, als in dem zweiten Ziele, das der Verfasser selbst sich aufgestellt: „Ein Doppeltes schwebte den: Verfasser als der Zweck seiner Schilderungen vor. Verbreiten wollte er die Liebe zu dieser großen, guten, edlen und hochsinnigcn Stadt Berlin und hinweisen auf das Eine, was noth thut, und was wir in unseren Tagen über dem Streite der Parteien so oft vergessen als höchste Pflicht aufzufassen: die unbedingte Hingabe jeder Kraft zum Dienste des Vaterlandes." Freilich soll das die Geschichte lehren; aber man muß doch erst die Menschen daran gewöhnen, daß sie nach diesen Lehren fragen mögen. Und auch da fühlt Ostar Schwebel! das Richtige: „Obwohl nur wissenschaftlich Gesichertes Verwendung gefunden hat, so hat der Verfasser doch die heute wiederum beliebte trockene und mit dem gelehrten Apparate sich mehr oder minder brüstende Art der Darstellung verschmäht. Er meint, es sei Sache des Bau-meisters, das Gerüst abzubrechen, sobald der Bau vollendet ist." Gewiß: jene Art der Gcschichtschreibung arbeitet zunächst ausschließlich für die Fachgcnossen, sie ist in

Vibliographie. I.H?

dieser Form völlig unfruchtbar, Sand und Lehm, bis erst der wirkliche Ackcrsmann darüber tommt, der diesen Boden mit Weist düngt und daraus Nahrung für die Vielen zu gewinnen weiß. Es wird nur zu häufig vergessen, daß die Geschichte schließlich sich doch nicht ganz Selbstzweck ist. — Wer dieses Vuch in die Hand nimmt, hvird sicher Stunden angenehmster und belehrendster Unterhaltung verbringen: und er wird sich auch der schlicht ansprechenden Form erfreuen können, worein der Verfasser seinen Inhalt gegossen hat. — Einer von Schwcbels Aufsätzen behandelt übrigens quellenmäßig die Ereignisse, die Willibald Alexis in seinen Roland von Berlin verflochten hat. Wir möchten die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne auf die vaterländischen Romane dieses Dichters hinzuweisen, der in der Literaturgeschichte zwar fein wohlgesichert warmes Plätzchen hat, dessen Werten indeh der wechselnde Tagesgeschmack die verdiente Beachtung entzogen zu haben scheint. Für jeden Berliner «ärc es eigentlich Pflicht, jene zu kennen — eine leider meist unerfüllte Pflicht — denn sie schildern die bedeutsamen Tage unserer Geschichte in schöner Verklärung: aber «uch sonst sollte Jeder sich mit dem behaglichen Humor, der gesunden Phantasie und dem cdlm, gedanlentiefen Sinne dieses Dichters bekannt machen. Die Gelegenheit dazu ist da: erst kürzlich ist, irren wir nicht, bei Q. Ianle in Berlin, eine Volksausgabe seiner besten Schriften erschienen. —olc.

«oethe, Weimar und Jen« im Jahre 180«. Nach Goethes Priuatacten. Am fünfzigjährigen Todestage Goethes herausgegeben von Richard und Robert Keil. Leipzig, Edwin Schlömp.

Dieses Buch ist eine Rettung. Es wendet sich gegen den abgeschmackten Vorwurf, daß Goethe lein Herz für die Roth seines Vaterlandes gehabt habe. Man hat diese unverständige Redensart, die meist ausgesprochen wird, um in einem ebenso unvcr» ständigen Nachsatze Schiller in einen erfundenen Gegensah zu seinem großen Freunde zu bringen, schon oft genug abgethan. Goethe war sich eben seiner Aufgabe bewußt, weil er sich seines Wcrthcs bewußt war. Er wußte, daß es nicht sein Geschäft war, handelnd in jene großen Schickfalc einzugreifen: wohl aber hatte er erkannt, daß seine Lebensaufgabe sei, sein Wesen nach allen Seiten hin vollkommen und mustergiltig zu entwickeln. Und er hatte erkannt, daß unfruchtbare Leidenschaft — hätte sie auch dem Höchsten gegolten — ihn in der Erfüllung seiner Aufgabe nur stören konnte. So hat er geflissentlich Alles gcthan, um sich jene Leidenschaft vom Halse zu halten. Wo cs aber sein Geschäft so mit sich brachte, d. h. wo der Weimar'sche Staatsminister, der Goethe ja nebenbei auch war, eingreifen tonnte und einzugreifende Pflicht hatte, da hat Goethe diese Pflicht redlich, ja eifrig erfüllt. Das beweist dieses Buch. Es legt aus den Quellen dar, daß Goethe keineswegs, wie es die Abgunst behauptet, die schweren Octobertagc nach dnn Unglück von Jena damit ausgefüllt hat, feine Papiere zu bergen, eine alte Liebcsschuld einzulösen und im Allgemeinen um sein armes Leben zu zittern; daß vielmehr seine Hand und sein Auge überall waren, um dem unglücklichen Lande die Kriegsnöthe zu erleichtern und in dem allgemeinen Wirrwar, worin sogar einm Augenblick sein fürstlicher Freund untergehen zu sollen schien, zu retten, was nur immer zu retten war. Man lese nur diese Briefe und Aktenstücke und man wird sich überzeugen, wie nöthig Goethe damals sein kühles Blut brauchte. Da warf in Jena der Feind die Sammlungen auf die Straße, um seine Verwundeten unterzubringen, da wandte sich Eichstädt an ihn um IOUO Pfund Lumpen, die die Franzosen verlangten, eine Quantität, die man doch nicht immer in irgend einer Ecke liegen hat, da forderte man Dolmetscher, bat um Auskunft in Einquartierungsfragen. — Und das Alles waren nur die kleinen Sorgen und Nöthe: vor alledem galt es das ganze Land, wo das Unterste über das Oberste gestürzt war, einigermaßen wieder in Schick zu richten. Es ist eine erstaunliche Fülle von Arbeit, die Goethe, wie aus diesen Acten hervorgeht, in jenen Tagen bewältigt hat — und man ist viel mehr verwundert, daß er wenigstens nach Erledigung des Drängendsten noch hat an

^8 Nord und 5ül>.

seine Gclicbtc und an seine Papiere denken können. — Das Buch ist ein schönes Todtcnopfcr, das die beiden Brüder dcm Meister ^dargebracht haben. Und zugleich legt man es mit einem gewissen Gefühle der Wchmuth aus der Hand: es ist das Letzte, an dcm die Neiden gemeinschaftlich gearbeitet haben; Richard wurde selbst abgerufen, noch che es 'vollendet war. — Weshalb übrigens das Titelblatt die Worte „nach Goethes Privatactcn" ohne — und „am Todestage Gocthe's" mit dem völlig überflüssigen, ja falschen Apostroph zeigt — das ist eine düstere Frage, über die wohl nur der jCorrcctor der bctrccffcndcn Druckrci bcfricdigcnde Auskunft zu geben im Ctandc ist. —oll.

Ernst Von Wildcnbrnch, Ter Mcnonit. Trauerspiel in 4 Acten. 8. 111 Ccitcn.

Berlin, 18K2, Freund u. Ickel. °K 2.—

Harold. Trauerspiel in 5 Actcn. 8. 160 S. Berlin, 18i2, Freund u. Ickel.

^.2. —

Beide Weile des hochbegabten Dramatikers haben ihre BUHnenprobe bereits mit großem Erfolge bestanden. Die sehr gut ausgestatteten Bündchen werden den Zeugen der Aufführungen eine willkommene Gabe der Erinnerung sein, den anderen werden sie mit zwei der bcmcilnswcrthcstcn Erscheinungen unserer jüngsten dramatischen Literatur bekannt machen.

Friedrich Vcr Grofje. Politische Corrcspondcnz Friedrichs des Großen. 6. und

?. Band. 8. 608 und 434 S. Vcrlin, 1881.82. Alexander Duncker.

Dieses großartige Unternehmen, welches unserer geschichtlichen Litiratur zu hoher Ehre gereicht, ist in erfreulichstem Fortschreiten begriffen, eine Thatsache, die nur mit aufrichtiger Gcnugthuung zu begrüßen ist. Die vorliegenden beiden Bände umfassen die Documente der Jahre 1748 und 1749, und diese geben nicht minder wichtige Aufschlüsse als die der früheren Jahre. Auf die letzten Ansätze Frankreichs und Englands, noch kurz vor dcm Aachener Frieden Preußen wieder in Bewegung zu bringen, lassen sie volles Licht fallen. Deutlicher als bisher zu erkennen war, fällt in's Auge, daß der Frieden von Aachen für den König nicht der Beginn der Ruhe, sondern der Unruhe war. Die unmittelbar dem Aachener Frieden folgende Bedrohung Schwedens durch Rußland spannt seinen Blick und seine Energie. Es war nicht zu durchschauen, wie weit Oestcrrcich mit Rußland auch in dieser Frage einig warj, ob England in dieser Frage führte oder geführt we»de. Kein glänzenderes Icugniß kann der beharrlichen Friedensliebe des Königs, seiner Voraussicht und Umsicht ausgestellt werden, als es die Nachschlüge ablegen, die er in diesem, in den folgenden Jahren der schwedischen Regierung uncrmüdcct crtheilt hat. Er mahnt ebenso dringend, Rußland nicht den mindesten Vorwand zur Einmischung zu geben, als sich auf jede Eventualität gefaßt zu halten, er empfiehlt, ebenso gemäßigt als fest aufzutreten, er läßt nicht ab, unaufhörlich Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit, Vermeidung jedes Eonflicts, jeder Spannung mit den Ständen dringendst anzurathen. Ebenso umschauend und umsichtig zeigen die Documente dieser Bände den König um die Ausgleichung der zwischen Schweden und Dänemark bestehenden Differenzen bemüht, nicht minder klar und sicher in dem engeren Verhiiltniß mit Frankreich, der nicht beabsichtigten Wirkung der russischen Demonstrationen gegen Schweden. In der sehr vorzeitigen Frage der römischen Königswahl, mit welcher Georgs II. intcrrcssirtcr Eifer das deutsche Reich beschenkte, weiß König Friedrich sich von vorn herein zu bescheiden und Frankreichs kriegerische Aufwallungen zu dämpfen.

Ucbcr den weiteren Fortgang des großen Unternehmens berichtete der ausgezeichnete Geschichtschreiber Max Duncker noch in der öffentlichen Sitzung der BeUincr Akademie zur Feier des königlichen Geburtstages: Der achte Band: die Eorrespondcnzcn der zweiten Hälfte des Jahres 1750 und die des Jahres 1751, befindet sich unter der Presse, der neunte Band, das Jahr 1752 und die erste Hälfte des Jahres 1753, ist

Nibliographie. ^9

in der Handschrift vollendet. Ner emsige Fleiß und die ausdauernde Sorgfalt, mit welcher der Priuatdocent Dr. Koscr sich der ihm obliegenden Redaktion zu unterziehen fortfährt, begründet die Aussicht, daß diese Publikation im übernächsten Jahre >mit ihrem zehnten und elften Bande bis zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges vor-rücken'wird. Mit dem Eintritt in diese Periode gewinnt^die militärische Correspondenz des Königs eine so hohe politische und triegsgeschichtliche Bedeutung, daß derselben erhöhte Beachtung und breiterer Raum zuzugestehen sein wird, als für die Epoche der beiden ersten! schleichen Kriege geschehen ist, aus welcher nur diejenigen Stücke militärischen Charakters Aufnahme in die Korrespondenz erhalten haben, die in naivster Verbindung mit den Combinationen der auswärtigen Politik standen. Welche Bedeutung der vollständigen Wiedergabe der militärischen Anordnungen und Befehle des Königs aus der Zeit dieses Krieges für die Geschichte Preußens, für die allgemeine Kricgs-gefcichte beiwohnen würde; wie erst mit solcher die Grundlagen für das historische und strategische Urtheil über Kriegsart und Kriegführung des Königs, für die Kritik zeitgenössischer Ueberlieferungen zweifelhaftesten Werthcs gewonnen sei» würden, bedarf keiner Ausführung. Und selbst damit wäre immer noch nicht das Verstiindniß darüber erschlossen, wie es der König Ermöglicht hat, seinem kleinen, armen und mit jedem Kriegsjahre weiter erschöpften Lande die Mittel eines so unvergleichlich ausdauernden Widerstandes abzugewinnen, bevor nicht weiterhin der „politischen Korrespondenz" wenigstens zunächst für diese Jahre die Publikation der Dokumente der finanziellen und stantswirthschaftlichen Thätigkeit des Königs zur Seite gestellt sein wird. — Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne von Neuem hervorgehoben zu haben, daß die Publikation auch dem Unternehmungsgeist unseres deutschen Buchhandels das glänzendste Zcugniß ausstellt, besonders wenn in Erwägung gezogen wird, daß das Absatzgebiet für ein so wcitschichtigcs Werl ein ziemlich eng begrenztes ist. Dabei hat der Verleger nicht etwa gespart, im Gegentheil: die Ausstattung ist einfach musterhaft. Ludwig Meyer, die römischen Katakomben. Auch unter dem Titel: Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. von Holtzendorff, 8. 72 S. Berlin, 1882. Habel.

Wer ein klares, anschauliches Bild von dem Wesen und der Bedeutung der Katakomben, des unterirdischen Roms, gewinnen will, der wird seinen Zweck nach der Lcclüre dieser sehr gut geschriebenen, den archäologischen Jargon vermeidenden, dabei aus voller Beherrschung des Stoffes hervorgegangenen Kleinen Schrift voll «reicht haben.

G. Reim»«». Neuere Geschichte des Preußischen Staates vom Hubertsburger Frieden bis zum Wiener Congreß. 1. Bd. 8. XVIII u.572 S. Gotha, 1882, F. A. Perthes, °K 10. —

Das vorliegende Werl bildet eine Fortsetzung zu Etenzels Geschichte des preußischen Staates. Ctenzel schließt ftnit dem Ende des siebenjährigen Krieges, aber ohne den Frieden selbst noch mit behandelt zu haben. E, Reimann hat den Faden aufge-nommen und denkt ihn von 1763—1815 fortzuführen. Von dieser großen Arbeit liegt hier der erste Band vor, der in zwei Büchern vom Friede» zu Hnbertsburg bis zum Abschluß der ersten Thcilung Polens führt. Der Verfasser, ein schon durch mehrere Arbeiten auf diesem Gebiete erprobter Forscher, ist an die ersten Quellen selbst gegangen, hat Häusscrs Auszüge aus dem 3'erliner Staatsarchiv eingesehen und für das Jahrzehnt von 1767—7? fortgesetzt. Vor Allen wäre» die Gesandtschaftsberichtc aus Petersburg, Warschau, Wien, Konstantinopel, Paris, dann die geheimen llabinets-aclcn und die geheime Correspondenz Friedrich II. mit Finkenstcin über die russisch-preußischen Verhandlungen, betreffend die Theilung Polens, seine ergiebige Quelle. So ist durch gewissenhafte und umsichtige Forschung ein Werk entstanden, ans dem sich ein allseitiges getreues Bild der zweite» Periode der Regierung Friedrich dcs Großen

^50
Nord und Süd.
entnehmen läßt. Der Schwerpunkt dieses Bandes liegt auf der Darstellung der polnischen Verwicklungen, die mit der ersten Theilung des lebensunfähig gewordenen Staates enden. Diese wichtige Episode tritt durch Rcimanns Forschung in helleres Licht. Es wird dadurch evident, daß der Plan der Theilung von Friedrich stammt. De> selbe scheiterte zuerst an Rußlands unannehmbaren Vorschlägen, bis die Kaiserin Katharina erst anderthalb Jahre später ihn wieder aufnahm und Ocsterreich für den Antheil an dem Zergliederungsplane gewann. In diesem Stücke tritt der Verfasser auch der Nonke'schm Auffassung entgegen. Mit der eisten Theilung Polens und der neuen Organisation Westprcußens schließt der vorliegende Vand des gediegenen Werkes. Hu äi« NooHotinii von »ülls«! »n» 3il»" inr Losnrseuuuz «inzozlul^nn» Lüoner. ^»«trl«». Lotwcbtnngon uno 8tr«illiontr. N»!»!» ^lIfomoin» NräbSLünroibuNl. 7. Huü. l^iol. l. Vion, H., N»rtis!>«ll» V«ill>ss. 75 ?f. N»um»»!'<«», vi. ^»li,, Hmsriil». Ltutt^rt, 1882. NloMlson« Vorl^^näI^ ^on. ^ 5. NoKotoss, l^oloezor H,, Nie üruüuniiiL <>^ l,ui>viz L»n«r. lIuuolztHut, 1882. Il. Ü«wnL n. tiodn. ^od, ^i l. <ü>»tloiiziN>>3^», Xiziliintn, ln» ^lltrü«. l^union, 188«, lrilbnor H 0«. 8<>>. l »>>. r>tm»!m»«l> <l«^ nou«3»«!> l»!l. Il. 5—». l>eir>2iß. Ott» 8n«in«i. l^ 5» l>l. leo!IM»NN'Ln»t!>»>!, Hu8g«v. Vsrllø. Nei»U8z«ll. V. l^uäviss ?s«u. l., 3—e, 8wtix»ri. Nio^orZüdo V«l!»^ÄulnHlunss. ^od. » 50 ?l. U!<!ö«l»v, Hntan, <i»8o!iiclit« <!«« Hr«i«3wiiluri8«n l^riogo». l. HKtblF, l/ziniiz. 6. ?i«vwss. Mb« ^c l. L»tt!>«>f, .lolowi»«, Vi« Hnno MKi ^uvllzor n»n«n»ltot. ««US v?oklt. H,usz., 2 LHo, ljoilin. ^u!. Loliüßor, ß0ll. »«. 3. Holt ',1. Lwttzkit. V. l.'rb»n. ^, l. »»»»»!l, DHmunH von, Kritiüou« üsir>cl>tllNF ä«r vioktizztsn drunHlonron änz OKcktonUium«. Loniizzlor. ^«d, »<i <. »um»«!>«. zion»t«LoKr, l. ä. 30». ^»tur^izzen-üon»lten, Lwttzlllt. Il-u 1882. ?eräii!>m! Dnlc«. ,M 1. l.»!>»!!» «Kmmtl, MoillS, 2 LH«, U«d, liMNIlix, ss«moiuvirtll«ck. VorKiilNuL««. ^«n», 1382. >»«!'»!l, UllixlKuoK 6. Hlpinon^roit. Vion, H, 2»rt!«K»ns V«rl»z, sssd. üor<l!>«!f«!!i't«n. l^lz. ln. l^oinliz. Hirt n. 8otm. ?>»»»!'N»mm!!>«!l, Hleinnäor Ü»rnn, vioutuni.' u, Vanruoit. l^ipiiss. 188«, «lo^. U»K. ^i. 4. pee^ee, ^olu>un X., lllmnib»!, ^»uoisni«! in lUnl Hut-üzon. Vieu, 1882. L21! bsrnldg Lolin. N«ln!>»!'''l, Hldum Ho« Kll^ ^izclien Hltortuum«. ^. l. 8tuttzurt, Hossmunnzon» V«rlloi>> dnontumulunF. 50b. K 1 AK, »» l>l. »«>>» N»««o», l'iirztin, 8!liel!«ii v. Lswliob lloinu, Visu. H. UlltIsd«»« V«ll»z. 3»!>lll, ll!« Kunst Hoz 2»uedi«H«u«. l!ilurt. 8«!>v»»o»»!!>!'l, l>l. 8>msnn iHon von, Nsn^zcnriN l5niu!i»ii. l?tnttz»rt, 1882, l^svv u. l!2l!«l. «> l's. l!>>»«, Nu«t»v, Ott« vom pncli, 11mm», 0»«>o! u, Lorlill, 1882. lllsnäm l^scKor, ll, Hnll. l><zn. K-l8. 8tuttz»t. Hnüuü NossmlInn. » ?5 ll. <ls»!>«!l, üonn;, ^»sssmsii!« V«lt^««:l>iobw. 2. Hnll. l. l,i<>tz, QsiVliz. l»8l. V»6»!>'»»t, ^nd»n>> von, Nor letlw Vsnoonllüni; ole^, ssob. Loiniiz, 1882. l>iobo5liinH.

Rldigict unier veiantwolllichleii des yeiooigeberz,
Druck nnl> Verlag von 5. Schottlaender in Nr»lau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhal! dieser Zeitschrift untersagt. Ueberseyungzrecht vorbehalten.

1862.
8llfN8«ll« l^lln<le8-ln<li!8trie-, llenell)«- un<1
liunzt H»88telInil8. i«>y
«w»nnss»i>, in «in«m >>»ii!>cnell 8l°55«l> l°»i!i ß«!e^«u, l>'«i!»
l)une«N«. ?ikcnt>8«Nslsnentnnz, Di,u>itw!d»i«X!ld«zel8w6t.
ürvllnuuss 15. »lul. 8«l>ln8» 15. vetoder.
^
W«M IM MMGU«
^. »nuareizedillötz 2Vi8ollell lleut8olll2Uä, ^
^
llll Int«rß««« äe» rei8en<!en ?nl,1ilinm3 ^ini besnuäerg «lurkul »nlmor>!82M
zemnodt, ä»8g Au.n6le>8«-l!i3yub»bll>Lillet3 äurcu äi« nn gsozzartigen ^Intus-
»oliönneiten reioliien nos<li«Ln«n l.ünilel', lv?«i Nou»te ssülti^ n»ä ^u Killi^su ?r«i8«n,
voiu 1. A»i cl. ^. »u in Zerlin uuä V»inburß »n äsn Ltationsn äor llerlin-
2»mbnr^sr un<i ^Itoull-Xiolsr Vl8enb»ui» 2U u^beu »inä.
l»»» !! ?«!»: Nsiodzm, llI,80 ?l. ll. «!»,««.
NIUndniL — ?i«siit»!j»?ii—Notdeu!»!l3— LtocKKolm—lllllm» — ^uvsnlillsssn—^ol«ssl—Xio>—lInmdiu^.
lmlI N: !>««: »«iewin, 14?,60 l>l, ll, Xl»»«o,
Vluudulß—?w6ii!«l>»vi>—N<>t!l«nl>Nlz—1?n>!lulltt!u> läni Hi»^l>« LodvnH»,!») — Xiizti»»!» l«?»nt.
l>lulltn«ii!!> -ll>»l.l'!>l!!i <v»lo«»lli«ll> >vp»»!l>-8to<!^Ko!m-zl»liu»-lIni>«ll!u>8«u-^oi«»l-l^>«!'ll»i!>blli^.
l»« NI: rrsiz: ««iüdzm. >«?,?0 ?5. ll. lQ»«^.
N«mKilliz—l^eHiiV»Q»vn—Uotnslldnrz —lInlId»tt»n—D-i«tiani»—LtoHKol»—U»!m»—Xopsnlilieen—
üol«8l—ll,i«l—L»»l>lll8.
ä«n ßlULsarUz »nzylozt«» ü»t»-Xm>»l vlln!«i>, — vi» Üun»t« ^imi dil> 8«pwmbei
j >V»rm», «in«» l.ul» uull Kell»r Ullodw. ^»»«^
Xlls
l
7 In dem Klassiker»Verlag des Bibliographischen Instituts in ^
3 Leipzig erschien soeben: ^«3»^ ^
l <Fenaus sämtliche Werke, s
: mit Biographie, Einleitung und Anmerkungen. -
: 2 Bände. Preis gebunden 4 Marl. -
Die Biographie bringt zum erstenmal die Namen derjenigen Person- ^
lichteiten welche von Einfluß auf die poetische Produktion und den Lebcsngang ^
des ebenso großen wie unglücklichen Dichters gewesen sind. Die Einleitungen -
geben über die Entstehungszeit und den geschichtlichen Stoff der gröhern 3
Dichtungen Aufschluß, außerdem sind alle in den fpätcrn Auflagen weg- ^
gelassenen Gedichte und Strophen und im Anhange eine Reihe geistreicher ^
Vemerlungen und Schilderungen aus Lcnaus Briefen beigebracht. »

c3s>-...8tad3al-2t K. Univ.-pi-of. Dr. von l>lu83daum,
IVlÜncnsn.
clsli. IVlszcz.-klatli pi-of. Ol-. Vircliow, Lkl-Iin.
1878."
Dr. Oscar Llsdrsic: ^, p^of. cistr 1-lsilmlttOllOnl-sa.cl.
Univ. l36rlin.
1879"
Q6N. Lan.-klatn Dr. Q. Varl-Ontrapp, ^ranlcfurt 2. IVl.
l<. Univ.-pi-of. IDr. IVl. ^. Osrtsl, IVlUncnsn.
" ^/> ez/^c/^'«e/l,5 <?^^«^F T'el« t?ck^ 7«/i l^el» Fr?««r/i/,
e/«. 16. ^/«>^ 1879."
Qsn. IVlsccl.-r?Ätn pl-of. Dl-, k'. >v. L6N6cl<6, IVlal-bur^.
2Z. ^//l>^ 1879."
lanltäts-klatn Or. (3. l'iilsniuL, Zoclsn a. l'aunus.
^z>//?«^ a«^«c/i,«/. 5. ^/^// 1879."

' $\hat{A}^{\ll \wedge}$ " $\hat{A}^{\ll \wedge, v^{\wedge} \hat{A}}$ »-

August 1882.
Inhalt.
Seile
m. Corou5.
In nmnibuz clinniH^, Novelle, (3chlüß,) ^5^
Wilhelm Jordan in Frankfurt a. 3U.
Rauhreif. Gedicht 21. H
A. Roch in Neuses.
Vcr deutsche Vrahmane 21.6
Johannes ^cherr in Zürich.
Dreißig Jahre deutscher Geschichte 2H6
Carl Vogt in Genf.
Eduard Desor, (5ch!»s>.^ 262
Bibliographie. 2?5
hierzu ein Portrait von Wilhelm I ^dau. Radiruug von Wilhelm
Krauskopf i» üiiiuchcu.
»
^!»rb nn!> 3üd" erichein! nni Ansang jedes Monoli i» yeften mi< je einer Aunstdellag».
— preis pr» Vuarto! l2 tzef!e> e Mors, ^^
>«« Alle au> den redacionellen),ch«lt r»<m „A»rd «»> Züd" bezüglichhe Sendungen sind »n lXe
Pltncli«!! »och Zlnlin ^s., «n der l^esdisiraße >, obne Angabe ein« pers»ne»„a>i,c»s zn rich!»«. »-»

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
von
Johann Daul in
Dauls Verlag.
XXII. Band. 1882. August 1882. 65. Heft.

Von
Druck und Verlag von J. Neumann, Neudamm.

EMPTY

In omnibus
CN2.1-2.3.
von

M. «Illo
löch
8.

Vielleicht war Niemand von denen, welche an dem zwischen dem
Capitel und dem Rath der Stadt jetzt entstandenen Zwiespalt
betheiligt waren, so davon erfreut um des Streites selbst willen,
als Caplan Moser es war. Er hatte die erste lühle Abweisung
des Techanten, als er ihn auf die Gefährdung ihrer Rechte aufmerksam
machte, nicht verschmerzen tonnen, und da dieser nun doch in eine
wachsende Streitfrage sich hatte verwickeln lassen, deren Führung ihn je länger
je mehr erbitterte, war das gewissermaßen ein Triumph für den Caplan,
und er suchte heimlich dazu das Feuer zu schüren, wo das in seinen Kräften
stand, ohne dem Nechanten gegenüber sich selbst daran zu verbrennen.
Nährend von protestantischer Seite über die Sache bisher tiefes
Schweigen beobachtet worden war, ließ jetzt der Caplan da und dort An-
deutungen darüber fallen und suchte dabei die öffentliche Meinung zu ihren
Gunsten zu beeinflussen. Man fing in dem Publikum an, sich von dem
Streit zuzuflüstern und Partei für uod wider zu ergreifen. Nun verlautete
auch davon, daß der Dcchant bei dem Gericht eine Klage gegen den Nath,
wegen dessen Weigerung, das Recht des Capitels anzuerkennen, eingereicht
habe, daß er aber abfällig beschieden worden sei, und dieser Entscheid noch
vor Ende des Jahres in die Dechanei gelangt wäre.
Matthias von Güllnitz hatte bei seiner Klagführung auf Rücksichten
gerechnet, die man. wie früher schon in ähnlichen Fällen, auf das historische
Recht der Tradition nehmen werde, und mußte nun zu seiner Entrüstung
entdecken, daß jetzt dem nicht der Fall sei. Jedoch er ließ es nicht dabei
bewenden, sondern hoffte, was bei dem niedern Gerichtshof abgewiesen
11»

^52 M. «Nervus.

worden, weide an dem höchsten des Landes eine andere Beurtheilung und bessere Würdigung der Verhältnisse im Osterland finden, und beschloß nun, appellirend seine Beschwerde durch alle Instanzen zu führen. Aber er wurde durch diesen verlängerten Kampf von Tag zu Tag schroffer und gereizter in seinem Sinn, wenn auch die altgewohnte Selbstbeherrschung es ihm möglich machte, die äußere alte Ruhe zu wahren. Der Streit peinigte ihn, das war klar und raubte ihm von seinem innern Gleichmaß und seine Sicherheit, und es war bezeichnend, daß er es in seinem Studirzimmer vermied, die Augen nach Hieronymus' Bild zu lehren, wenn aber doch einmal sein Blick darauf fiel, sagte er wie entschuldigend zu sich selbst: „Ich kann nicht anders, die Umstände zwingen mich dazu."

Vielleicht hätte er jetzt gern gesehen, den Streit nicht begonnen zu haben; da dies aber nun einmal geschehen war, sollte und mußte er nach seinem Willen und seiner Ansicht zur Krönung ihrer Interessen zu Ende geführt werden. Indem er das Nothwendige darüber mit seinen Capitularen besprach, bediente er sich doch nie der niederen Werkzeuge, wie Caplan Moser eines war; als aber bei dem Neujahrsempfang aller Diener seiner Kirche er der Vedrängnih erwähnte, welche jetzt störend auf ihnen allen hier lastete, sagte er nicht mehr wie ehemals zu ihnen: „Ich wünsche, Jeder thue dazu, daß die Eintracht und der Friede nicht gestört werde, in welchen wir mit unseren Glaubensverwandten hier leben," und diese Auslassung trug schlimme Früchte, indem Mancher sich dieselbe zu Nutze nahm. So hatte diesmal das Fest der Weihnacht und des Neujahrs nicht Frieden in der guten alten Stadt eingeläutet und gar mancher seiner Bewohner blickte erregt oder besorgt auf das, was das Neubegonnene Jahr bringen werde.

Auch Hertha schien es den Frohsinn der letzten Wochen plötzlich wieder benommen zu haben; sie sah ernst und angegriffen aus und war auch nicht heiterer, als sie auf den dringenden Wunsch der Mutter bei einem Ball des Präsidenten von Tanner erschien, dem ersten bedeutenden Fest des Winters. Ein großer Theil des Landadels der Provinz war nun für einige Winter«moncile in die Stadt übergesiedelt und heute in der Gesellschaft anwesend, Graf Bodo hatte neben Hertha Posten gefaßt, und obschon sie bald von einem großen Kreis Herren umgeben war, schien er seinen Platz neben ihr, als etwas ihm Zukommendes, nicht aufgeben zu wollen und seine Beharrlichkeit fing an aufzufallen. Endlich schnitt Hertha das ihr Lästigweidende ab, indem sie erklärte, einige Damen begrüßen zu wollen, und aus dem Kreise trat.

Georg hatte sie bis jetzt nur von Weitem begrüßt, da es ihm widerstanden, sich unter die Menge der Herren an sie heranzudrängen; nun trat er ihr in den Weg und bewillkommnete sie.

Nie anders war doch heute ihre Begrüßung als an jenem Ball im Herbst, da sie zuerst sich wiedersahen. Tamals waren sie voll rückhalts-

In OMI!Ibu5 cnaiita«. ^53

loser Freude des Wieberfindens und Wiedererlennens — heute lag eine Befangenheit auf ihnen, die keines von ihnen überwinden konnte. Seit dem letzten Gespräch am Christabend war etwas in ihnen lebendig geworden, was bis dahin unklar in ihnen gelegen und etwas zwischen sie getreten, was Beide bedrückte und Keines doch zu heben vermochte. In ihr rang eine ängstliche Scheu vor ihm mit einer Unsicherheit ihrer selbst, die sie beunruhigten; in ihm brannte eine heiße Liebe, die er nicht mehr zurückzudrängen vermochte und die er doch nicht bekennen und keine Entgegnung für dieselbe erhoffen konnte.

Und dennoch, als er sie anblickte, beunruhigt in ihren bleichen angegriffenen Zügen forschend, verrieth der besorgte Blick seiner Augen nur zu sehr die Wärme seiner Empfindung. Hertha fühlte sich dadurch nur immer beklommener weiden und ihre Unsicherheit wachsen.

„Sind Sie leidend gewesen, Fräulein Hertha?“ fragte er bekümmert.

Sie versuchte zu lächeln und sagte, seinem Blick ausweichend:

„Ein wenig abgespannt nur. Mama glaubte, Zerstreuung werde mich wieder auffrischen, und so will ich sehen, ob dieses Mittel hilft.“

„Indem Sie es mit dem Tanzen versuchen — gewiß, Baronesse, das heitert auf!“ rief er aus und ein warmes Lächeln lag wieder auf seinem Gesicht. „Bitte, wollen Sie auch mir einen Tanz gewähren?“

Das Herz schlug ihr heftig und trieb die Blutwelle ihr heiß nach dem Kopf empor. Er that nichts und sagte nichts, was sie hätte zurückweisen müssen oder können, und dennoch war sie von seinen Worten beängstigt wie noch nie zuvor, so daß es fast den Athem ihr benahm. Sie hätte gern „nein“ auf feine Bitte gesagt und wollte es doch auch nicht, und als ihr Blick unsicher den seinigen streifte und seine Augen so bittend auf ihr lagen, vermochte sie es gar nicht — es war ihr, als sei sie willenlos diesen flehenden Augen gegenüber.

So sagte sie „ja“ und gab ihm den nächsten Tanz.

Tie Musik begann noch nicht, aber sie blieben neben einander stehen, es war, als ob sie nicht wieder von einander loskommen tonnten — sie vergaß ganz, daß sie doch Andere hatte begrüßen wollen.

Wie herzlich und heiter hatten sie in den letzten Wochen mit einander verkehrt, wie unbefangen glücklich waren sie zusammen am Christfeste noch gewesen, und heute wollte das einfachste Gespräch sich nicht anknüpfen lassen. Nichts hatte sich ereignet seit den zwei Wochen, die dazwischen lagen, und doch war Keines mehr dasselbe. Eine Welt von Gedanken und Empfindungen war seit dem Scheiden vor Sanct Iohannis Kirche in ihnen erstanden, und einmal emporgewachsen, waren jene nicht wieder zu bannen: es war wie der Genuß vom Baume der Erkenntniß gewesen und Beide hatten sich damit aus einem Eden verbannt.

Endlich sing Hertha an, das Peinliche ihres stummen Nebeneinanderftehens sich bewußt zu werden und sie suchte ängstlich nach Worten, das

I,5H M. Caivuz.

Schweigen zu brechen — da ertönten die ersten Klänge der Musik und sie athmete erleichtert auf. Der Tanz mit ihm, vor welchem sie erst sich gefürchtet und dennoch ihn gewünscht hatte, war ihr jetzt eine Erlösung aus dem Banne, der sie gefangen hielt; sie erinnerte sich plötzlich von früher her, wie gut Georg getanzt; ein heißes Entzücken kam über sie, als er seinen Arm um sie legte, ein Rausch, wie sie noch nie ihn empfunden, der sie übermannte und fortriß auf den sanften Wogen des Walzers. Sie hätte nicht aufhören mögen so dahin zu schweben, nichts denkend, nichts erwägend, nur in dem süßen Gefühl sich verlierend, von seinem Arm auf den Tönen getragen zu werden. Unwillkürlich hob sie den Kopf zu ihm empor und da begegneten ihre Blicke den feurigen Augen, die so beredt von Liebe sprechend und um Liebe bittend auf ihr lagen, und sie erwachte aus dem Taumel, der sie ergriffen. Sie wurde tödtlich bleich und fühlte, daß sie, schwerer und schwerer weidend, wie vergehend an seinem Arme hing.

„Mir schwindelt," flüsterte sie mit verlöschender Stimme.

Er sah sie erschrocken an und stehen bleibend, hielt er sie im Arme fest, daß sie nicht falle; denn er glaubte, eine Ohnmacht sei über sie gekommen. Sie erholte sich aber bald wieder und ließ sich von ihm aus dem Saal geleiten, erklärte jedoch, nicht mehr tanzen zu können. Sie bat ihn, ihre Mutter herbei zu rufen und verlangte, mit dieser nach Haus zu fahren. Nur fort aus feiner Nähe zu kommen, drängte es sie, und allein mit sich die Herrschaft über sich wieder zu gewinnen. Bekümmert sah Georg sie scheiden; sie war so seltsam gegen ihn, sagte so eigen Lebewohl, ohne ihn anzusehen, als er sie in den Wagen gehoben, und er lechzte doch danach, noch einen Blick von ihr zu erhalten.

Welche unruhige, qualvolle Nacht verbrachte aber Hertha, gebannt zwischen Vorwürfen und Furcht vor sich selbst. Wie hatte nur alle Sicherheit und Willensmacht sie gänzlich verlassen können, daß sie, allen ihren Grundsätzen entgegen, so Plötzlich gekommenen Gefühlen unterlag! Ihre festen Ansichten in Glaubenssachen und ihre Anschauungen über die Schranken, welche die Lebensstellung, die sie einnahm, um sie zog, lehnten sich gegen die Schwachheit auf, welche sie ergriffen hatte. Wie konnte sie, die erste, in ihr alttödlig, streng gläubig Haus solche Verirrung der Gefühle tragen! Sie überhäufte sich mit Selbstantlagen über den Verkehr mit Georg im Häuschen der Anna Becker. Von Anfang an fühlend, daß er eine unbegreifliche Macht besitze und auf sie ausübe, hätte sie nicht so thöricht sein sollen, von einem guten Werk, das zu thun sie sich einbildete, sich in Sicherheit einlullen zu lassen und einen wachsenden Verkehr mit ihm einzugehen. Nie blind war sie doch gewesen! Aber sie mußte, koste es was es wolle, im Keime ersticken, was sie nicht einmal sich selbst eingestehen mochte, daß es in ihr Wurzel geschlagen; sie mußte sich selbst wiederfinden aus dieser entsetzlichen Verwirrung ihrer Gefühle, welche sie überkommen. Gleicher Glaube und gleicher Stand — wo in diesen beiden Grund-

In omnibus cu2lita5. 153

bedingungen für eine Gemeinschaft im Leben keine Uebereinstimmung stattfand, mußte ihr Herz schweigen.

So ging die Nacht dahin, kaum baß ein kurzer, unruhiger Schlummer auf ihre heißen Augen sich senkte. Endlich, es war noch nicht sechs Uhr am Morgen, trieb sie die innere Unruhe von ihrem Lager empor; sie fühlte sich wie gebrochen und haltlos und lechzte nach einem Halt und nach Frieden mit sich. Mit fieberhafter Hast kleidete sie sich an, sie wollte zur Beichte gehen; dort mußte ihrem Gemüth die verlorene Ruhe, ihrer Seele die Festigkeit wiederkommen.

Es war ein rauher, kalter Morgen, die Straßen noch in tiefe Dunkelheit gehüllt. Die eisige Luft, welche sie anwehte, durchschauerte sie. Sie zog den Mantel und den Schleier dichter um sich zusammen und schritt gebeugten Hauptes hinüber in die Kirche.

Nur Wenige waren zur Frühmesse gekommen und knieten betend um den einen erleuchteten Altar. Auch sie warf sich nieder und neigte den Kopf auf die gefalteten Hände, aber sie konnte kein Gebet finden; der Rosenkranz hing an ihrer Hand, aber es war ihr nicht möglich, ein Paternoster zu flüstern. Sie dachte nur: „Laß meinem Herzen den Frieden!" — doch ob sie mit diesem Wunsche an das göttliche Wesen sich wendete, das unser Flehen wie den sichern Port in der Agonie unserer Seele sucht, oder ob sie, an der Erde haftend, an den sich richtete, der ihren Frieden gestört — sie wußte es nicht, aber keine Sammlung wollte über sie kommen.

Endlich erhob sie sich und trat in den Beichtstuhl.

Wenn sonst sie hierher gekommen, war es zumeist geschehen, einer vorgeschriebenen Pflicht zu genügen, selten um den Drange des Herzens zu folgen und seit längerer Zeit war sie gar nicht hier gewesen. Heute aber war es das sehnende Verlangen ihrer Seele, welches sie an diese Stätte trieb, sich von der Qual oder Schuld ihres Herzens zu befreien und dagegen den Frieden wieder zu finden.

Sie kniete nieder und lehnte den müden Kopf, indem die Gedanken so wirr durcheinander jagten, erschöpft an die hölzerne Zwischenwand. Nicht lange so nahten Schritte, daneben kniete Jemand nieder und jetzt öffnete sich auch das hölzerne Ohr des Beichtstuhls, durch welches das geflüsterte Wort von ihr zu einem Andern das tragen sollte, was sie jetzt erfüllte und beschwerte. Der drüben kniete, sprach ein Gebet und nun horchte er auf, ihr Betenntniß zu empfangen.

Aber was sollte sie nun sagen und bekennen? Sie zögerte und wußte nicht, womit zu beginnen. Was sie nicht einmal sich selbst zu gestehen wagte, daß es in ihr glühe und nach Leben und Wesenheit ringe, wie sollte sie in Worte fassend, dasselbe zur ausgesprochenen Wirklichkeit machen und einem Andern es anvertrauen? Sie konnte das nicht — nein niemals!

Wenn es überhaupt nicht existiren durfte, konnte es auch nicht ausgesprochen werden. Sie schrak davon entsetzt zurück und — ihr Mund blieb geschlossen.

^56 M. Lorvus.

Der daneben kniete und horchte, welches bange Bekenntnis; sich ihm nun offenbaren werde, sagte endlich, da Alles still blieb: „Bitte, sind Sie nun vorbereitet zu sprechen?"

Sie erhob jählings den Kopf, der an der Wand lehnte: „Nein, ich kann nicht!" entgegnete sie geängstigt mit tonloser Stimme, stand auf und floh aus dem Beichtstuhl. Ihr war, als verfolge sie Etwas von dort, das sie zurückziehen wolle zur schuldigen Beichte: sie wollte aus der Kirche eilen, aber die Knie zitterten ihr vor all der Erregung und die Füße vermochten kaum sie zu tragen. Erschöpft lehnte sie sich an, ihre Hände suchten nach einem Halt und da umklammerten sie die eisernen Stäbe eines Gitters.

Ja, eines Gitters. Hatte er nicht gesagt: „Was scheidet uns? Ein Gitter nur, durch das wir zu einander blicken tonnen!?"

Und sie lehnte daran und suchte hindurch zu blicken.

Drüben ging der Küster leise umher und brannte einzelne Lampen an; wie sie aufflammten war es, als ob da und dort ein Stern in der Dunkelheit aufleuchte und der übrige Theil der Kirche lag unter der hohen Ge» Wölbung nur in um so tiefere Nacht gehüllt da. Lautlos betrat da Einer und dort wieder Einer das Haus; es war ja Sonntag und der protestantische Gottesdienst beginnt zu so früher Stunde. Wie Schemen huschten die dunkeln Gestalten dahin und verschwanden in den Gestützten des Schiffes. Auch auf dem hohen Chor blinkten nun Lichter auf und bewegten sich Kommende, und Plötzlich siel feierlich und hehr der volle Ton der Orgel mit einem Choral in die tiefe Stille des weiten Hauses ein.

Hertha hatte mit den heißen, überwachten Augen hinübergestarrt und war dem gefolgt, was jenseits des Gitters sich bewegte und dort in dem Dunkel aufleuchtete, ohne daß sie dabei etwas dachte; denn ihre Seele war des Denkens müde. Als jetzt der volle Orgelton ihr Ohr traf, tam sie zum Bewußtsein ihrer selbst zurück: aber was sie hörte, drang so beruhigend auf sie ein, als müsse unter diesen Tonwellen alle Angst ihres Heizens sich legen und sie athmete auf.

Da streifte Jemand an ihr vorüber; es war der Sacristan, der verwundert die einsam sich anlehrende, tief verhüllte Gestalt anblickte. Hertha sah sich um; die Kirche war leer geworden und auch sie mußte nun gehen — ein längeres Verweilen hier tonnte auffällig werden.

Zögernden Schrittes verließ sie die Kirche, sie hätte so gern langer noch den Orgeltönen gelauscht, und als sie an der kleinen protestantischen Kirchenpforte vorüber ging, blieb sie dort stehen, noch ein wenig dem Choräle zuzuhören. Aber die kalte Winterluft durchschauerte sie eisig hier draußen, auch gingen so Viele an ihr vorüber, welche die Dastehende neugierig anstarrten; sie betrat deshalb leise mit den Anderen das Haus und suchte sich an einer Säule ein Plätzchen, wo sie ungesehen den Orgellönen noch lauschen tonnte.

Sie zog den Schleier dicht vor das Gesicht, schloß die Augen und

lehnte den Kopf zurück, so ungestört von der Außenwelt, ließ sie die Töne besänftigend und erhebend zu sich sprechen. Sie hörte wohl, daß Jemand nahe und Platz neben ihr nahm, aber sie beachtete es nicht — sie hörte nur weiter und weiter den Tönen zu und hatte gewünscht, daß noch lange sie so forttingen möchten.

Doch da endete der Choral, eine augenblickliche Stille trat ein, dann fiel die Orgel von Neuem ein. Diesmal aber mit dem Gesang der Gemeinde.

Hertha erwachte wie aus einem Traume und blickte verwundert sich um.

Die da neben ihr saß, war eine Wendin im Sonntagsstaat. Das weiße Häubchen saß anstatt des alltäglich schwarzen auf dem Kopfe und eine dicke Jacke mit hochaufgebauchten langen Ärmeln war über das Mieder gezogen.

Sonderbarer Weise hielt sie in ihren Händen einen Rosenkranz und ihre sich bewegenden Lippen verricthen, daß sie daran ihr Paternoster bete. Jetzt schloß sie ihr Gebet, schlug noch andächtig ein Kreuz über Brust und Stirn und öffnete dann das mitgebrachte Gesangbuch, eifrig die an dem Chor aufgesteckte Liedernumimr darin suchend. Dann legte sie das Buch vor sich hin und da sie bemerkte, daß die neben ihr Sitzende ohne ein solches sei, schob sie dasselbe näher zu dieser hin, mit ihren arbeitsdicken Fingern auf die betreffende Nummer deutend.

„Das hier is' sich dran," sagte sie erläuternd, freundlich mit dem Kopfe Hertha zunickend.

Sie selbst schien sich mit dem Aufschlagen des betreffenden Liedes zu begnügen, denn sie nahm nun wiederum ihren Rosenkranz vor und ließ, weiter betend, die Kugeln daran durch ihre Finger gleiten. Wenn wir ehrlich sein wollen; es würde auch das Lesen des Liedes eine schwierige Arbeit für ihre Buchstabilkunst gewesen sein, denn sie hatte sich mit Lesen und Schreiben nie sehr abgegeben: aber wie der Rosenkranz für die Kirche bei „Hochwürden Caplan", so hielt alte Hanta das Gesangbuch für die von Hochwürden Primarius als unerläßlich nothwendig und sie schlug das zu singende Lied darin getreulich auf, auch wenn sie dasselbe nicht lesen konnte.

Herthas Augen waren erstaunt dem sonderbaren Thun ihrer Nachbarin gefolgt, und doch lhat es ihr eigentlich wohl, in dieser eine ihres eigenen Glaubens zu finden, die, so wie sie selbst, sich hierher verirrt hatte. Sie verlor dadurch ihre ängstliche Scheu, sich an einem für sie so unpassenden Ort zu befinden und gewann ein wenig Ruhe wieder. Anstatt nun fortzugehen, blieb sie noch länger da. Es war ihr, als finde sie in dieser fremden Umgebung sich besser in ihrem Innern wieder zurccht; ein Gefühl des Ausruhens kam über sie, das ihr unendlich wohlthuend war, nach der Angst und Selbstqual der verflossenen Nacht. Als sie die Wendin betrachtete, die so harmlos ihre katholischen Glaubensgebäuche in einen protestantischen Gottesdienst übertrug, fühlte sie sich eigenthümlich davon ergriffen und

Ü.58 M. Lorus.

Vielleicht war es etwas von dem, was Georg zu ihr gesagt: daß wir alle doch an Einen Gott glauben, der als ein Geist weder an das Diesseits noch an das Jenseits des Gitters gebunden sei, was nun als stiller, friedvoller Gedanke versöhnend und erhebend in ihr auflebte. Die versammelte Gemeinde hatte gesungen, man hatte vor dem Altar das Evangelium verlesen und dann abermals gesungen — da wendete sich Hanta wieder zu ihrer Nachbarin hin, an deren Rosenkranz in den Händen sie ebenfalls die Katholikin erkannt hatte und sagte: „Nun kommt sich Hochwürden uns' Primarius zu predigen von Kanzel.- Sie sagte das sehr stolz und voll Ehrfurcht und in einem Gefühl ähnlich dem, als wenn ihr obliege, hier in diesem Theil von Sanct Iohannis mit die Honneurs des Hauses zu machen, da sie doch auch zu dem Primarrillt gehörte.

Hertha fuhr bei diesen Worten erschrocken empor — Georgs Vater! Alle kaum ein wenig beschwichtigte Unruhe stürmte wieder in ihr auf; sie konnte nicht langer hier bleiben, sie wollte und mußte fort. Sie erhob sich zum Gehen; aber es war schon zu spät dazu, der Pastor stand bereits auf der Kanzel und fing an zu sprechen. So war sie gezwungen, noch länger zu bleiben und sank wieder zurück auf ihren Platz. Pastor Franzius war ein anerkannt beliebter Prediger, voll zündender Redcraft und fesselndem Vortrag; Hertha hörte aber nichts von dem, was er sprach. Sie hatte das gebeugte Gesicht tief in die Hände gedrückt und lag so auf die vor ihr befindliche Brüstung des KirchenstuhleZ gelehnt da; ihre Thränen flössen unaufhaltsam, aber nicht wohlthuend; sie weinte in bitterer Pein um etwas, das sie verloren geben mußte. Wie lange das gewahrt, sie wußte es nicht — da schwirrten plötzlich hoch über ihnen Glockentüne durch die Luft, laut und anhaltend, erschreckend und unverständlich zu jetziger Stunde herunterrufend. Beunruhigt horchten Alle aus: was hatte das zu bedeuten? Da und dort erhob sich Einer aus der Versammlung und eilte zur Thllr, auch der Pastor auf der Kanzel stockte in seiner Rede und plötzlich drang der bange Ruf: „das ist Feuerlärm!" durch die Kirche. Dieser Angstruf machte die Versammelten erzittern, alle erhoben sich und stürzten nach den verschiedenen Ausgängen hin. Jeder für sein Daheim mit bangen Sorgen erfüllt. Ein Drängen und Stoßen entstand, ein panischer Schrecken, die Sinne verwirrend, ergriff die Menge, eine ängstliche Hast, banges Rufen, schmerzhaftes Schreien Getretener und Gequetschter in dem sich sinnlos überstürzenden Menschenknäuel — es war ein Tumult ohne Gleichen! Auch Hertha war aufgesprungen, rathlos sich umblickend, wo sie am schnellsten unbemerkt hinaus gelangen könne; sie, von deren Gegenwart an diesem Ort Niemand wissen durfte, war Plötzlich in eine furchtbar peinliche Lage hier gekommen.

In ninnidu« cl!2rit»5. ^59

Da erfaßte sie Hanta hülfreich am Arm und rief:

„Hier is' sich nächste Weg zu Primariat durch Sacristei von uns'

Hochwürden," und wollte Hertha vorwärts ziehen.

„Nein, nein, nicht dorthin! Ich muß in die Dechanei gelangen!"

stieß Hertha hervor, in grenzenloser Angst und Verwirrung sich verrathend.

Alte Hanta war gar nicht so sehr erstaunt von dieser Entdeckung, wer ihre Nachbarin sei, als jede Andere es gewesen sein würde Sie, die von ihrem Handrij doch ganz genau kannte, wer bei dem Dechanten lebte, wußte zwar nun schnell Bescheid, wen sie vor sich habe, aber ohne daß sie darin etwas Absonderliches gefunden haben würde, wenn sie in diesem Augenblick überhaupt an so etwas hätte denken können. Die Kirche war ihr auf beiden Seiten Sanct Iohannis, des Heiligen, Haus und wenn sie sich darin hüben wie drüben daheim fand, warum hätte eine Andere das nicht auch thun sollen?

Nach der ihr gewordenen Weisung steuerte sie nun, resolut Bahn brechend, mit Hertha zu der, der Dechanei zunächst liegenden Thüre hin, immer sich vorstellend, um ihre Begleiterin zu schützen und diese doch nicht vom Arme lassend. So brachte sie dieselbe endlich glücklich hinaus und sagte dann gutmüthig zu ihr, beruhigend auf die jetzt im Morgenlicht vor ihnen stehende Dechanei deutend:

„So, Gnaden mag ock stille sein, alte Dechanei brennt sich nich'! Nu'

will ich sehen, ob sich auch in Primariat nich' Feuer is'."

Und damit eilte Hanta hinweg, ohne erst einen Tank abzuwarten.

Aber es brannte auch in dem Primariat nicht, so wenig als sonst in einem der Häuser am Kirchvlatz; nirgends stieg ein Feuerschein oder eine bedenkliche Rauchwolke an dem Morgenhimmel auf und alle, die entseht nach Haufe eilten, fanden an keinem Ort der Stadt die geringste Spur einer Feueisbrunst vor. Und doch läuteten noch immer die Glocken auf Sllnct Iohannis hohem Thurm und riefen herunter zu fo ungewöhnlicher Zeit, unverständlich für Alle, welche es hörten.

9.

Nein, für Alle war es doch nicht unverständlich gewesen, weshalb die Glocken erschallten, denn in der Vorstadt bewegte sich ein Leichenzug hinaus nach dem katholischen Kirchhof, voran die Chorknaben das Kreuz tragend gefolgt von Seiner Ehrwürden dem Caftlan Moser.

Also einem Begräbniß hat das störende und unerklärliche Läuten gegolten!

Aber mit dieser sich ergebenden Aufklärung begann die stattgefundene Störung des Gottesdienstes einen viel ernsteren Charakter anzunehmen. Seitdem die beiden Konfessionen in Frieden und Verträglichkeit sich geeinigt hatten zu einer gleichen Berechtigung im Besitz von Sanct Iohannis Kirche, war die Einrichtung getrosten und streng innegehalten worden, daß während der festgesetzten Stunden des Kirchendienstes der einen oder andern Seite alles ver»

^60 M. LoruZ.

mieden weide, was zu einer Störung desselben dienen sollte. Demzufolge waren auch Leichenbegängnisse, wenn sie unter Glockengeläut stattfinden sollten, immer auf eine Stunde verlegt worden, in welcher kein Gottesdienst war. Indem es sich nun aufklärte, was der Grund des unbefugten Läutens gewesen, während der Primarius noch auf der Kanzel stand, brach unter den Protestanten ein allgemeiner Unwille sich Bahn, zumal da mit dieser veranlaßten Störung auch so viel Unheil hervorgerufen worden war. Vielen von denen, welche in Sorge und Hast aus der Kirche eilen wollten, war es übel genug in dem furchtbaren Drängen ergangen. Gestoßen und getreten, gequetscht und fast erdrückt, die Kleider zerrissen, dieser und jener Gegenstand verloren, so hatte Jeder, der aus diesem sinnlos sich überstürzenden Menschen-Inäuel hervorkam, genugsam zu klagen und fühlte nun eine grenzenlose Empörung über das Unbefugte und Unheilstiftende, dessen das katholische Kirchenamt sich schuldig gemacht hatte.

Am tiefsten entrüstet war aber wohl Pastor Franzius. Er hatte kaum erschrocken wie alle Uebrigen, die Kanzel verlassen und war in die Sacristei geeilt, als er den ebenso erschrockenen Küster in den Thurm hinaufschickte um eine Erklärung über das Lauten einzuholen. Dieser brachte die Nachricht zurück, daß der katholische Glöckner eines Leichenbegängnisses wegen, auf Anordnung des Herrn Caplan Moser, die Glocken angezogen habe. Pastor Franzius schwoll die Zornader auf, als er dieses hörte.

„Aber das ist ja unerhört und wider alles Recht und alle Uebereinkunft!“ rief er außer sich vor Entrüstung. „Sie wissen drüben doch sehr wohl, daß bis gegen ein halb neun Uhr bei uns die Predigt währt; wie können sie sich da unterfangen, dieselbe zu stören und noch dazu mit unfern eigenen Glocken! Ist es jetzt dahin gekommen, daß sie meinen, sich Alles gegen uns herausnehmen zu dürfen? Dem wollen wir doch ein für alle Mal vorbeugen. Rufen Sie mir sofort unfern Glöckner herbei, ich will ihm Weisung ertheilen, die vor solchem Unfug hinfort uns schützen soll.“

Nicht minder erschrocken war aber auch der Dechant, als man sich endlich genöthigt sah, ihm die Kunde über das stattgefundene ärgerliche Ereigniß mitzutheilen. Da gleich nach dem protestantischen Gottesdienst das katholische Hochamt begann, hatte man mit der Mittheilung bis nach demselben gezaudert; so war der Mittag herangekommen, ehe der Dechant endlich das erfuhr, was durch die daraus entstandenen Folgen sich so schlimm erwies, daß ein Verbergen unmöglich wurde.

Von dem Gehörten auf das Aeußerste betroffen, befahl er sofort Caplan Moser herbeizurufen, und ihn erwartend, ging er unruhig in seinem Zimmer auf und ab, unwillig bei sich erwägend, welche Tragweite bei den jetzt schon gereizten Verhältnissen diese Ungebührlichkeit haben werde. Unwillkürlich machte er sich vorwurfsvolle Gedanken darüber, daß durch den Streit, welchen er jetzt mit den Evangelischen führte, seine Untergebenen sich berechtigt fühlen möchten, weniger vorsichtig in Vermeidung von Störungen

lu omniduz ck2lit»5. --- ^6l

mit den Glaubensverwandten zu sein. Der Eifer derselben geht ja in solchen Fällen nur zu leicht weiter, als es in der Absicht und den Wünschen des Vorgesetzten liegt, und daraus wachsen oft ungeheure Wirkungen hervor, die wieder zu bewältigen dann die Macht gebricht.

„Am besten wird es sein, ich wende mich gleich selbst an den Primarius, um dieser stattgefundenen Störung wegen auszugleichen, was möglich ist/ sagte er stehen bleibend zu sich selbst. „Es darf nicht geschehen, daß mir und dem Capitel zur Last gelegt werde, was die Thorheit eines Untergebenen verschuldet hat. Doch ist es klüger, ich schreibe; Franzius ist so heftiger Gemüthsart, daß in der Entrüstung, welche sicherlich er jetzt empfindet, ihm leicht ein böses Wort entschlüpfen könnte, das ich nicht überhören dürfte und wodurch denn die Sache noch schlimmer gemacht würde."

Er begab sich sogleich an den Schreibtisch und begann mit der ihn nie verlassenden klugen Ueberlegung an den befreundeten Gegner zu schreiben, sorgsam die Worte erwägend, mit denen er ihm sagte, wie leid ihm diese vorgekommene Ungehörigkeit sei und daß er dieselbe genau untersuchen und auf das Strengste bestrafen werde. Eben überlas er das Geschriebene noch einmal, da Nopfte es an der Thür und liischte ließ den Clplan eintreten.

Der Dechant legte den Brief aus seiner Hand und drehte sich nach dem Kommenden um, welcher äußerst befangen auf ihn zu trat. Ohne sich zu erheben, ließ er denselben vor sich stehen und richtete die Augen scharf und durchbohrend auf ihn.

„Herr Caplan, was ist das für ein grober Unfug, über welchen mir berichtet worden ist?" redete er ihn streng an. „Wie tonnten Sie nur die Würde der Kirche, welcher Sie dienen, also vergessen, und ein derartiges Aergerniß veranlassen, das bei der geringsten Ueberlegung und Umsicht zu vermeiden war?"

Der Caplan schlug demüthig die Augen nieder und obgleich er recht gut gewußt, was er Ungehöriges that, als er die Zeit für das Läuten anordnete, sagte er dennoch:

„Hochwürden wollen gnädigst bedenken, daß nur aus einem Versehen die Unannehmlichkeit entstanden ist. Die Leichenfrau drängte mit einem schleunigen Begräbniß zu möglichst früher Stunde, da ein längeres Aufgebahrtstehen der Leiche nicht mehr thunlich sei. Indem ich daher den Conduct nach acht Uhr anordnete, ist übersehen worden, daß zu dieser Zeit möglicherweise die evangelische Predigt noch nicht beendet und deshalb das von den Leidtragenden gewünschte Läuten der Glocken störend sein könne."

„Das ist gar keine Entschuldigung; denn bei dem streng Geregelten der Kirchenstunden konnten und durften Sie das nicht übersehen," fiel der Dechant ein. „Sie haben damit nicht nur sich selbst, sondern^ was bedeutend schlimmer ist. auch Ihre Behörde bloßgestellt und weitgehendes Unheil cm-

^62 M. Lorvus.

gerichtet. Ich bin nicht gesonnen, demgegenüber Ihre Person zu halten, denn ich müßte dadurch Ihren Fehler mit auf uns nehmen."

Der Caplan erschrak und blickte betreten auf — das hatte er von dem Dechanten nicht erwartet. Aber er sammelte sich schnell wieder und versuchte Jenen da zu seinen Gunsten zu stimmen, wo er, seiner Ansicht nach, jetzt am ehesten zu fassen sein müsse.

„Hochwürden wollen einen Diener der Kirche fallen lassen, jetzt, wo von jener Seite die Rechte dieser Kirche bedrängt weiden?" sagte er in demüthiger Zerknirschung.

Ter Dechant hob den Kopf gebietend empor.

„Gerade deshalb werde ich Sie nicht halten, denn wo das Capitel sich über Andere zu beschweren hat, dürfen diese es nicht über uns thun," entgegnete er voll Würde und machte eine kurze, kalte, entlassende Bewegung der Hand.

Moser stand wie vernichtet vor ihm da; sein Gesicht war todtenbleich geworden und die Augen starrten erschrocken auf seinen Vorgesetzten hin, aber er wagte nicht, etwas zu erwidern. Zitternd verneigte er sich und trat zurück; da klopfte es abermals an der Thür und der Kammerdiener trat mit ungewöhnlicher Hast und Aufregung in das Zimmer ein.

„Hochwürden wollen entschuldigen," sagte er erregt, „draußen steht der Glöckner und berichtet, daß er zu dem Nachmittagslirchendienst nicht einläuten könne, indem er die Glockenkammer verschlossen gefunden habe."

Der Dechant blickte den Sprechenden betroffen an. „Wie sagst Du?

Verschlossen?" fragte er gedehnt, als höre er nicht recht.

„Ja, verschlossen, Hochwürden, und wie ihm der evangelische Glöckner gesagt, ist das auf Anordnung des Herrn Primarius geschehen, sowie daß er ferner zum lläutcn der Glocken erst im Primariat sich Erlaubniß und Schlüssel holen müsse."

Der Caplan war, während der Diener sprach, neugierig einige Schritte wieder näher herangetreten, den unglaublichen Bericht mit anzuhören. Dabei flammte es in seinen Blicken höhnisch auf, als freue er sich der neuen Wendung der Dinge, bei welcher er nur profitiren konnte.

Da läschke schwieg, entstand eine Pause; der Dechant schien sich von der Ueberraschung zu sammeln oder zu überlegen. Endlich sah er nach der Uhr und sagte:

„Es ist beinah eine Viertelstunde über die festgesetzte Zeit des Läntens schon vergangen."

„Ja, Hochwürden," entgegnete der Kammerdiener. „Der Glöckner war erst bei dem Herrn Caplan Moser, sich Weisung in diesem sonderbaren Fall zu holen und da er dort erfuhr, daß Seine Ehrwürden in der Dechanei seien, lief er hierher. Aber über alle dem ist viel Zeit verstrichen."

„Es ist gut, der Mann mag gehen," meinte der Dechant, so ruhig wie immer, als sei gar nicht Erregendes vorgefallen. „Für das jetzige Einläuten

In omlliduz ck2lit2L. ^65

wild es NUN doch zu spät und unsere Gläubigen müssen ohne dasselbe die Kirche aufsuchen."

Nachdem der Diener das Zimmer verlassen hatte, haftete wieder ein tiefes Schweigen auf den beiden Anwesenden. Der Dechant starrte in finsterem Sinnen vor sich hin und schien die Gegenwart des Caplans vollständig vergessen zu haben. Endlich räusperte sich dieser ein wenig, um sich seinem Vorgesetzten bemerkbar zu machen und die unheimliche Stille zu unterbrechen. Da blickte der Dechant empor und den Caplan gewahrend, sagte er hart:

„Sie noch hier? Da haben Sie Gelegenheit gehabt, nun selbst anzu-hören, wohin Ihr grobes Versehen führt und zu welch' strafbarem Verschulden es durch das Schlimme seiner Folgen wird. Was daraus entsteht, es kommt auf Sie!"

Jetzt bangte nun doch dem Caplan vor dem, was er angerichtet hatte, und seine eigene Lage fing an, ihm immer unbehaglicher und bedenklicher zu werden.

„Die Evangelischen sind in ihrem Recht," fuhr der Dechant fovt, „denn die Glocken gehören ausschließlich ihnen, wir aber sind nun gezwungen, von ihnen es uns zu erbitten, wenn wir des Läutens bedürfen. Für das ^vs Aai-m darf dasselbe heute nicht abermals ausfallen und es muß sofort aus unsrer Kanzlei an das Primniiat das Gesuch ergehen, zu den für unfein Kirchendienst nöthigen Stunden unsrem Glöckner die Glockenlammcr stets zu öffnen. Gehen Sie, besorgen Sie, daß das ungesäumt geschieht und mir das Gesuch zur Durchsicht vorgelegt werde." Er hielt einen Moment inne, dann fuhr er mit drohend erhobener Stimme wieder fort: „Aber auch wir haben ein besonderes Recht in Sanct Iohannis Kirche und wir wollen uns dessen ebenfalls bedienen. Mittwochs früh ist evangelischer Wochen-gottesdienst, da werden auch wir dafür sorgen, daß die Thüren der Kirch? nicht ohne unsere besondere Erlaubniß geöffnet werden können."

Er erhob sich und an den Schreibtisch sich lehnend, stand er mit dem Rücken nach Hieronymus' Bild gelehrt da. „Vor der Hand mögen Sie noch hier in Ihrem Amte verbleiben, Herr Caplan," sagte er entlassend zu diesem, „die weiteren Bestimmungen über Sie behalte ich mir aber vor."

Er machte das Zeichen des Kreuzes über Moser und dieser zog sich zurück, demüthig sich verbeugend. Kaum aber hatte er das Gemach verlassen, so ergriff der Dechant den soeben geschriebenen Vrief, riß ihn mitten durch und warf die Stücken in die Flammen des Kamins.

„Sie wollen es nicht anders — nun so sei es denn also," sagte er leise, mit drohend funkelnden Augen. „Durch sein Vorgehen hat Frcmzius diesen Brief nun unmöglich gemacht — wohl, so sei, wie jede persönliche Entschuldigung, auch ferner jeder persönliche Verkehr zwischen uns zerrissen. Dahin sollte es nicht kommen; nein, ich wollte den Streit auf einen Boden lenken und halten, wo er fern von uns Beiden blieb und ausgekämpft wurde.

^6H —>- M. Coivus.

Aber Thoren, die wir sind, wenn wir uns einbilden, in fester Hand die Fäden zu halten, woran wir den Gang der Ereignisse leiten! Um eines Andern Unverstandes willen gleiten sie nun unaufhaltsam aus meiner Hand und was nach daraus werde, ich kann es nicht mehr hindern."

Er drückte mit rascher Hand, wie unter einem gewaltsamen Entschluß, an den Knopf der Glocke, und als Läschle eintrat, befahl er:

„Andreas mag nicht einspannen — ich fahre heute nicht aus."

Aber auch Pastor Franzius ging heute nicht hinaus nach dem Gemeinlogis der Brüdergemeinde, obschon es ein schöner, Heller Wintertag war. Die Entrüstung und der Zorn, welcher sich seiner bemächtigt hatten, gährten so wild in ihm auf, daß umsonst Frau und Sohn sich bemühten, ihn etwas zu besänftigen. Vergeblich stellten sie ihm vor, daß das ungebührliche Vor»tommniß doch sicherlich auf einem Versehen beruhen möchte, welches dem Dechanten ebenfalls auf das Höchste unangenehm sein werde: er hörte nicht darauf und nahm das Geschehene als eine Unbill, die ihnen absichtlich zu»gefügt worden.

Erst als am Nachmittage das Schreiben aus der Dechanei gebracht wurde, worin für die festgesetzten Stunden des katholischen Kirchendienstes das Oeffnen der Glockenlammer und der ungehinderte Gebrauch der Glocken erbeten wurden, legte sich sein Zorn ein wenig und er sagte mit großer Genugthuung:

„So, nun haben sie in ihrem stolzen Uebermuth sich erinnern müssen, wem doch eigentlich diese Glocken gehören und wen sie um deren Benutzung zu befragen haben."

„Aber wie mögen sie nur darauf kommen, gerade jetzt darum zu bitten," fragte Georg sehr erstaunt.

„Weil ich, damit sie nicht wieder zur Unzeit läuten, die Glocken habe verschließen lassen und mir deucht, ihr Nachmittagsläuten ist dadurch ausgefallen," entgegnete der Pastor.

Seine Frau erschrak heftig. „Albrecht, ich bitte Dich, wie konntest Du das thun!" rief sie aus.

Auch Georg war bekümmert davon und blickte sehr bestürzt auf.

„Ich fürchte, Vater, es war nicht gut gethcm, sie zu dieser Bitte zu zwingen — Tu kannst dadurch mehr verloren als gewonnen haben," sagte er Vorwurfsvoll. „Eines begangenen Versehens wegen wird auch ein stolzer Gegner um Entschuldigung bitten — eine dafür erhaltene Temüthigung wird er aber nicht verschmerzen."

„Und doch sollte ihnen diese recht heilsam sein," warf der Pastor heftig dagegen ein. „Mit dem ganzen jetzt geführten Streit haben sie sich ihrer Rechte weit überhoben und es ist nöthig, daß sie an die Anderer wieder erinnert werden. Du siehst, sie bitten nicht einmal um Entschuldigung wegen des abscheulichen Vorfalles."

„Wie können sie das nun, nachdem Du gestraft, ehe Du sie angehört

In QMlibu« ckaiit»». ^65

hast? Letzteres warst Du ihnen doch erst schuldig, und es war nicht gütig, dem vorzugreifen."

„Sie hatten bis Mittag Zeit genug dazu, die Sache zu klären, wenn ihr keine gehässige Absichtlichkeit zu Grunde lag; dennoch ist nichts geschehen."

„Wer weiß, Vater, ob der Dechant sogleich die Sachlage erfahren und was er selbst erst zu untersuchen gehabt," suchte Georg zu entschuldigen.

Der Pastor brauste aber wieder auf und rief: „Ach, lehre Du mich doch nicht die Curie kennen — sie hält sich nun einmal in Allem für unfehlbar!"

Aber innerlich mochte es ihm doch leid werden, so scharf vorgegangen zu sein, denn Montag Nachmittag unternahm er seinen gewohnten Spaziergang. Er traf jedoch den Dechant nicht an, hörte auch von dem Wirth des Gemeinlogis, daß jener Tags vorher schon nicht dagewesen sei, und das Absichtliche in diesem Wegbleiben herausführend, flammte des Pastors Verdruß wieder Heller auf und auch er blieb nun von dem altgewohnten und beliebten Besuche des Ortes weg.

Am Mittwoch Morgen aber, zu äußerst früher Stunde, da kam der Küster in das Primariat gestürzt und ließ eiligst den Pastor wecken, der heute nicht das Amt zu versehen hatte und daher noch schlief. Als der Küster endlich vorgelassen wurde, rief er in höchster Bestürzung dem Pastor entgegen:

„Hochwürden, was soll ich thun? Alle unsere Kirchenthüren in Sanct Iohannis sind von innen verriegelt; es ist nicht möglich, auch nur eine davon zu öffnen."

„Das kann doch unmöglich sein, Schulze — haben Sie es denn ordentlich versucht? In der Kälte gehen die Schlösser oft streng," meinte der Pastor zweifelnden Tones.

„Nein, Hochwürden, davon rührt es nicht her," entgegnete kopfschüttelnd der Küster. „Die Schlüssel drehen sich ganz leicht in dem Schloß, aber die Thüren gehen nicht auf, sie sind von innen verriegelt. Nur die Sacristei konnte ich von außen öffnen, jedoch die Thüre, welche von da in die Kirche führt, ist auch von innen versperrt. Was soll ich aber nun thun? Die Zeit drängt, in einer halben Stunde soll unser Gottesdienst beginnen," rief der Mann beunruhigt aus.

„Das ist ja geradezu empörend!" brauste jetzt der Pastor hitzig und laut auf. „Das heißt uns herausperren aus dem Haus, wo hinein wir gehören. Aber ist denn jetzt nicht drüben Frühmette und haben Sie da nicht bei dem Saeristan sich erkundigt, wer sich dessen nun wieder unterfangen hat?"

„Freilich war ich drüben, Hochwürden," entgegnete der Küster kleinlaut, als fürchte er sich vor dem Ausbruch des heftigen Aergers, den er nun hervorrufen mußte. „Der Sacristan aber meinte: es geschehe auf Anordnung des Herrn Dechanten, denn das Recht, die Kirche zu verschließen, gehöre ihnen zu; sie hätten bisher es nur nicht geübt."

Bei dem Anhören dieser Worte färbte sich das Gesicht des Pastors ül°ld und Sü». XXII, «5. 12

^66 M, Corvus.

duntelroth bis hinauf unter die Haare der hohen Stirn, doch wie auch die-Lippen in heftiger Erregung zuckten, fie blieben gefchlossen und er entgegnete nichts; aber er stutzte sich mit seiner Rechten so fest auf den Tisch, neben welchem er stand, daß dieser ächzte, als müsse die Gewalt der anschwellenden Muskeln das Holz in tausend Splitter zerdrücken. Endlich ergriff er das Licht, das auf dem Tische stand, winkte dem Küster ihm zu folgen und schritt ihm voran in sein Studirzimmer. Tort warf er mit zitternder Hand enig? Worte auf ein Papier, schloß dasselbe, schob es hastig dem Küster hin und sagte mit heiserer, beinah versagender Stimme:

„Schnell in die Dechanei!"

Als der Küster gegangen war, sank Franzius an die Lehne seines Stuhles-zurück und stöhnte:

„Oh diese Schmach, mir ist, als ob ich daran sterben müsse! Und doch darf ich mich nicht betlagen, sie haben hier das Recht und ich, ich habe-es herausgefordert — denn wie Du mir, so ich Dir!"

Unterdessen hatte es sieben Uhr geschlagen und verschiedene Kirchen-gänger hatten sich vor den verschlossenen Thüren zusammengefunden, ver-wundert darüber berathfchlagend, was das zu bedeuten habe. Vorübergehende gesellten sich neugierig zu ihnen, ein lebhaftes Debattiren entstand über das seltsame Vorkommnis;, man witterte sofort eine neue Unbill der Katholischen, und als nun endlich die Pforten sich öffneten und man den Grund der Ver-zögerung erfuhr, drang eine erzürnte und grollende Menge in die noch finstern Hallen der Kirche ein.

Wenn Du aufwachen tonntest zu irdischem Leben, o Hieronymus. wie-traurig würde Dein Auge jetzt auf die Welt um Dich her blicken! Was war aus Deiner Saat der Milde, Liebe und Duldsamkeit geworden, die Du 'ausgestreut, damit in einem fröhlichen Gedeihen dieselbe zum Heile der Mensch-heit emporwachse? Was die Weisheit erfunden, damit für Dein ,^n neco83urÜ8 nniw«" ein Zwang zu steter Eintracht sich ihnen auferlege, hat nur dazu gedient, sie jetzt weiter auseinander zu bringen, denn Dein „in omnidn» c-lmi'iw«" es war beinah Allen verloren gegangen, und denen es noch im Herzen wach geblieben, sie stehen vereinzelt da und ihre Stimme ver-hallt nngehort in dem Tumult der Leidenschaften, der Zwietracht und des Haders. Die See, die eben noch ruhig im Sonnenschein lag, sie kann nicht schneller ihren klaren Spiegel verändern, wenn ein plötzlicher Gewittersturm dllherbiaust und sie trübe aufbäumen macht, als es jetzt mit den Gemüthern hier der Fall war, die seit den letzten Ereignissen in der Stadt alle Ruhe und allen Frieden verloren hatten nnd in ein wildes Aufstürmen, Anklagen und Streiten verfallen waren. Das am Sonntag Morgen entstandene Unheil, so entrüstet man deshalb über das katholische Kirchenamt auch war, hätte

In omnibus» clinilas. ^6?
doch schließlich auf ein unabsichtliches Versehen zurückgeführt werden tonnen;
durch den Zwischenfall mit dem Absperren der Glocken und der Kirchenthüren
trat aber die Nbsichtlichkeit auf beiden Seiten klar zu Tage, und ein Jeder
im Publikum stellte sich nun tampfergrimmt zu seiner Partei und erging sich
in Vorwürfen und Schmähungen über die andere, natürlich die seinige als
die allein verfolgte erklärend.
Alles wurde hervorgesucht, was sich zu einem Angriff der Gegner
eignete, kleine MißHelligkeiten, die sonst unbeachtet geblieben, war man jetzt
nur zu gern bereit, mit Vorliebe an das Licht zu ziehen und als Uebergriff
dem Andern zur Last zu legen. Bei der so nahen Nachbarschaft und fort-
währenden Berührung der beiden Confessionen in derselben Kirche, brachte
beinah jeder Tag etwas, das Grund zu Beschwerde und Klage wurde. Wie
oft hatte doch früher, wenn drüben gerade stille Messe war, das Glöckchen
des Ministranten herüber getönt, während hier eine schlichte Trauung oder.
Taufe stattfand, Niemand hatte sich davon gestört gefühlt; wie oft war sonst
es vorgekommen, daß eine verlängerte Ausdehnung des evangelischen Gottes-
dienstes den Anfang des katholischen verzögerte; wie so manches Mal hatte
der Primarius selbst den katholischen Sacristnn gefragt „Es wird doch
nicht schaden? morgen früh kann möglicherweise unser Gottesdienst um eine
Viertelstunde sich verlängern?" Und regelmäßig hatte der Sacristan geant-
wortet: „Es thut nichts, Hochwürden, der Herr Dechant hat anbefohlen,
daß wir mit dem Anfang warten, bis drüben Alles beendet sei." Jetzt
aber beschwerte man sich über solche Vorkommnisse, als ob einer Störung
auf dieser oder jener Seite und wollte sie nicht dulden. Und während wie
in der Kirche so auch im Leben sonst Protestanten und Katholiken einträchtig
zusammen verkehrt hatten, trat jetzt Zwietracht überall ein, wo diese mit
ihren Interessen zusammentrafen oder durch irgend welche Beziehung mit
einander verbunden waren. So spitzten sich die Verhältnisse von Woche zu
Woche schärfer zu und wurden immer unleidlicher.
Im Piimariat, wie auch in der Techanei, herrschte eine trübe, gedrückte
Stimmung und aller Frohsinn schien aus dem Leben verbannt zu sein; selbst
die alte Hanta lachte nicht mehr, ging schweigend und bestürzt einher und wurde
von Tag zu Tag scheuer, als wisse sie nicht, zu wem sie sich halten solle.
Tenn wenn sie jetzt zur Beichte kam, lag ihr der Caplan in den Ohren,
sie müsse dieses ketzerische Haus und den ärgsten Feind ihrer Kirche verlassen,
und Andreas, so oft er sie sah, drängte in sie, von diesen Irrgläubigen fort
in einen andern Dienst sich zu begeben. Arme Hanta, und das konnte sie
nicht über ihr Herz bringen, denn sie gehörte zu den Evangelischen durch
ihre anhängliche Liebe so gut wie zu den Katholischen.
Und wie schwer lasteten diese Verhältnisse auf Georgs Seele, denn er
fühlte nur zu wohl, daß er bei alledem unrettbar am meisten verlieren müsse.
Nie oft blickte die Mutter beunruhigt in fein trübes, bekümmertes Gesicht
und sanft ihm die volle Locke von der umwölkten Stirne streichend, suchte
12'

^68 M. Corvus.

sie fragend und forschend in seinen Augen zu lesen, welches Leid er trage, und er konnte ihr doch nicht enthüllen, was ihn mit so unsagbarem Schmerz erfüllte. Und von ihm ging die arme Frau nicht minder besorgt zu dem Gatten, um da beruhigend zuzusprechen, aber vergebens sich mühend, ihn milder und versöhnlicher zu stimmen.

Der Pastor war jetzt ganz Streiter und zwar hitziger Streiter seiner Kirche. Er eiferte gegen die Römlinge, wo er es konnte, und wenn er auch nicht von der Kanzel gegen sie sprach, feuerte er doch seine Pfarrkinder an zu einem wachen Glauben, der für das Licht arbeite, das ihnen aufgegangen und gegen die Finsternis; sie wappne, welche immer und ewig gegen das Licht kämpfen und es zu verdrängen suchen werde. Was aber unter seinen Worten verborgen lag, konnte ein Jeder sich deuten.

In der Dechanei sah es nicht besser aus.

Matthias von Göllnitz war in seiner kalten Zurückhaltung verschlossener denn je, in seinem Blick aber lag ein stilles, unheimliches Feuer, das genugsam verrieth, wie heiß das Wohl in ihm brennen mochte, was ihn jetzt so unausgesetzt beschäftigte, obgleich er nie davon sprach. Nur einmal, den Tag nach dem verhängnißvollen Sonntag, hatte er zu der Baronin gesagt:

„Mathilde, wir leben jetzt hier in einerschweren, prllfungsvollen Zeit; unsere Kirche wird hart bedrängt und ist in einen heftigen Streit mit den Evangelischen verwickelt, zu dessen gesegnetem Ausgang uns Gott und alle Heiligen helfen mögen, wir alle aber müssen eifrig beten, daß jener uns werde.

Um so mehr ist es aber jetzt geboten, daß Deine Vergangenheit begraben und vergessen sei. Darum gedenke unablässig des Gelübdes, unter dessen Ablegung und treuem Halten Du allein Aufnahme bei mir finden konntest."

Die Baronin war furchtbar bleich geworden und blickte beängstigt auf ihren Bruder.

„Sei darüber beruhigt, Matthias, ich vergesse nicht, was ich Dir gelobt, und was zu Herthas und zu meinem Seelenheile nothwendig ist, ich erkenne das nur zu gut. Für das Geschehene habe ich gebüßt, so viel ich konnte; meine Seele ist aber immer noch davon niedergebeugt und beängstigt, daß durch mich nicht neues Unheil entstehe." Und sie reichte dem Bruder die Hand, als erneuere sie damit ihr Gelübde.

Fortan war sie in tiefem Schmerz versunken, um der Bedrängniß willen, die ihre heilige Kirche zu tragen hatte, bekreuzte sich in Abscheu vor diesen Irrgläubigen, welche solches Leiden über jene heraufbeschworen, und eiferte dagegen, sich der Berührung mit Ketzern, als mit etwas Verderbenbringendem, auszusetzen.

Hertha hörte ihr schweigend zu und beugte sich still unter der Last, die sie in ihrem Innern zu tragen hatte.

Als sie an jenem Sonntagmorgen in Angst und Hast aus der Kirche eilte, fragte sie nicht danach, was die Ursache der dort entstandenen Aufregung sei; sie fühlte nur sich aus der Kirche Vertrieben, worein sie nicht gehörte und welche sie nicht hätte betreten sollen. Denn war es nicht ein

In omnibus cl>Hi>t25. ^6H

neues Unrecht gewesen, daß sie, die den Beichtstuhl mit dem Verlangen aufsuchte, ihr Herz durch das Bekennen unberechtigter Gefühle und Wünsche zu erleichtern und zu reinigen, dennoch ohne Beichte und Absolution ihn wieder verließ, von denselben geheimen Wünschen ihres Herzens sich verlocken lassen konnte, zu den Irrgläubigen hinüber zu gehen, wo sie immer wieder in eine geistige Gemeinschaft mit dem trat, den sie doch fliehen wollte und muhte? Wie gescheucht und tief erschöpft langte sie zu Hause an und sank auf ihr Lager hin, den Kopf verwirrt und beängstigt in die Kissen vergrabend, und als die Baronin, nichts ahnend von den Vorkommnissen des Morgens, zu später Stunde aufstand, fand sie ihre Tochter in heftigem Fieber liegend. Es war keine ausgesprochene Krankheit, in welche Hertha nun verfiel, aber wochenlang befand sie sich in einem leidenden, erschöpften Zustand, der sie gleichgiltig nach außen sein ließ, während sie in ihrem Innern mit einer Ruhelosigkeit zu kämpfen hatte, welche ihre Kräfte aufrieb.

Es hatte nicht der eingetretenen Ereignisse bedurft, daß sie sich sagte, wie unstatthaft für sie eine Verbindung mit Georg sein würde; aber in diesem Sturm der Meinungen und des Glaubenseifers, welchen die Baronin, leidenschaftlich wie immer, auch an ihr Krankenlager trug, klangen in ihr die Vorwürfe nur um so lauter, welche sie sich machte. Und doch, in dem heißen Kampf, den ihre Seele zu bestehen hatte, traten ihre Standesurtheile jetzt mehr in den Hintergrund, ja zuweilen betraf sie sich sogar auf dem versteckten Gedanken, ihrn Adel doch nicht als allzu großes Hinderniß zu betrachten gegenüber Georgs gewinnender Persönlichkeit und der hervorragenden Bedeutung seines Geistes und Charakters. Aber diese neue Schwache ihres Herzens, sobald sie sich derselben bewußt wurde, ließ sie nur um so mehr vor sich selbst erbangen, sie könne auch geneigt werden, ihm gegenüber schwach in ihren Glaubensansichten zu werden, welche sie doch unabänderlich von ihm scheiden mußten. Um so eifriger vergegenwärtigte sie sich, wie viel schroffer noch die Trennung zwischen den beiden Confessionen geworden sei durch den Kampf, der jetzt sich entsponnen, wie undankbar es wäre, daß sie in das Haus ihres Onkels einen Irrgläubigen bringe, der noch dazu der Sohn dessen war, der ihrer Kirche so viel Leid zufügte. Nein, niemals wäre das statthaft gewesen, jetzt aber weniger denn je.

Sie hatte in diesen Wochen des Krankseins Niemand zu sich gelassen, als Mutter und Onkel, auch dann nicht, als sie das Bett wieder verlassen konnte. Georg hatte in der ersten Zeit einige Male nach ihrem Befinden sich erkundigt, war aber nie von der Baronin angenommen worden und wagte nun unter den jetzigen Verhältnissen nicht, wiederzukommen. Aber Hertha hatte ebenso wenig Graf Bodo vorgelassen, so oft er auch nachfragen mochte. Endlich drang die Mutter darauf, daß sie wieder Besuche empfangen und in Gesellschaft gehe; es wurde der Baronin doch bange, wenn Hertha nun nicht bald zu Gunsten des Grafen sich entscheide, dieser, abgeschreckt, eine andere Wahl treffen möchte.

5?0 M. LorvuZ.

So ging denn Hertha aus und nun war es Georg möglich, hin und wieder in Gesellschaft mit ihr zusammen zu treffen; aber sie lehnte alles Tanzen entschieden und beharrlich nb, und in ihrem Wesen zurückhaltender gegen Georg weidend, beschränkte sich ihr gegenseitiger Verkehr auf ein immer geringeres Maß. So schmerzlich ihn dieser Wechsel berührte, befremdete er ihn doch nicht all zu sehr, da er es auf Rechnung des Glaubensstreites tragen mußte, wenn sie seine Nähe vermied und seinen Blicken auswich; gehörte er doch in ihren Augen zu den Feinden ihrer Kirche. Er hatte einmal versucht, mit ihr ruhig und versöhnlich über das zu sprechen, was jetzt die Verhältnisse störend heraufbeschworen, sie aber hatte ihn kühl und bestimmt zurückgewiesen, indem sie sagte:

„Lassen wir das — wir verstehen einander darin nicht.“

Gegen Bodo zeigte sie sich jetzt weniger schroff abweisend. War Georg anwesend, hatte er versucht ein paar herzliche Worte zu ihr zu sprechen, hatten seine Augen besorgt, bittend, sehnsüchtig auf ihr geruht, während sie gleichmäßig ruhig ihm begegnete, dann konnte es vorkommen, daß sie sich Plötzlich zu Bodo mit mehr Freundlichkeit denn gewöhnlich wendete, und dieser begann zu hoffen, daß er dem Ziele seiner ausdauernden Werbung endlich nahe sei, bis dann plötzlich die alte Kälte an ihr ihn wieder von einer Aussprache zurückhielt. In das Häuschen zu Anna Becker war Hertha nicht wieder gegangen; sie schickte ihr Arbeit und den Kindern das und jenes, was diese erfreuen konnte, aber sie selbst kam nicht wieder hin. Jene Zeit, in welcher sie dort so glücklich gewesen, lag wie die einer großen Versuchung hinter ihr und sie mochte nicht einmal mehr daran zurückdenken.

Aber Georg ging nach wie vor hin, und wie schroff auch jetzt die Meinungsverschiedenheit unter den Menschen hervortrat, Anna in ihrer demüthigen Verehrung blieb dieselbe Dankerfüllte, die in Georg ihren guten Schuhgcist sah und hoch hielt. Er hatte nicht danach gefragt, ob sie seines Glaubens seien, als er den verwaisten Geschwistern half; wie sollte nun sie in ihrem Taut und in ihrer Verehrung nachlassen, blos weil er zu ihrer Kirche nicht gehörte?

So war der Januar und der größte Theil des Februar dahingegangen, als plötzlich der alte Medicinalrath Helm starb. Er war seit der Krankheit im Herbst nie wieder recht ordentlich kräftig geworden, obgleich er einen Theil feiner alten Berufstätigkeit nochmals übernommen hatte. Durch seinen Tod entstand aber nun eine Lücke, die sofort wieder ausgefüllt weiden mußte, und es war natürlich, daß die meisten von Helms Patienten sich Georg zuwendeten, der schon früher dessen Stelle vertreten hatte und dem man so wohl gewogen war. Auch das Krankenhaus kam bis auf weitere Entscheidung Vorläufig unter seine ausschließliche Leitung und er war dadurch wieder auf das Aeüßerste in Anspruch genommen.

„Man bekommt Sie nirgends mehr zu sehen, Tactor, man müßte denn selbst krank werden,“ sagte Herr von Korinsky zu Georg, welcher ihm auf der Straße begegnete. „Lassen Sie doch einmal die Krauken sein und kommen

In umnibiiz c^aritz, ^?!

Sie zu den Gesunden, wäre es auch nur, um zu lachen, denn Sie sehen zum Erschrecken ernsthaft aus, man erkennt sie kaum wieder. Darum ohne Widerrede, ich halte Sie fest, Sie müssen heute Abend mit mir in das Theater gehen."

Dabei faßte er Georg unter den Arm und zog den Halbwiderstrebenden mit sich fort.

Es war ein gefülltes Haus, einem gastirenden Schauspieler von Ruf zu Ehren, und was zur guten Gesellschaft gehörte, war größtentheils unter den Anwesenden gegenwärtig. Ihnen gegenüber sah Georg Hertha neben Gräfin Hall an der Brüstung der Loge sitzen, hinter ihr stand Graf Bodo, die Hand auf die Lehne ihres Sessels gelegt. Sie saß still und theilnahmslos da, als intercssire sie weder das Spiel noch die sie umgebende Gesellschaft. Georg blickte forschend zu ihr hinüber und suchte in ihren Mienen zu lesen. Wie viel Fremdes lag doch jetzt für ihn darin, was sie ferner und ferner von ihm drängte. Die Kluft, die nun einmal zwischen ihnen lag und welche ein herzlicher Verkehr vielleicht nach und nach zu überbrücken vermocht hätte, weiteten jetzt die traurigen Verhältnisse zum unermeßlichen Abgrund, über welchen hinweg wohl nimmer Etwas die Brücke zu schwingen vermochte.' Endlich hob sie einmal die Lider auf; da gewahrte sie Georg in der Loge gegenüber und ihre Augen begegneten den seinigen, welche forschend mit eindringlicher Innigkeit auf ihr ruhten. Er grüßte hinüber und sie dankte leicht, dann kehrte sie sofort das Gesicht hinweg.

„Wir werden bald ein Brautpaar zu beglückwünschen haben," sagte Herr von Korinsky zu Georg.

„So? Jemand von Ihrer Bekanntschaft?" meinte dieser gleichgiltig, um nur etwas zu erwidern.

„Ja, so gut wie von der Ihrigen," entgegnete Korinsky. „Sehen Sie doch dort hinüber: das Eis in Fräulein von Lorcks Blicken scheint endlich an der reichsgräflichen Sonne zu schmelzen."

Georg fuhr herum, wie von einer Viper gestochen.

„Das ist nicht wahr!" stieß er heftig hervor. Doch besann er sich sogleich und einlenkend, fügte er hinzu: „Verzeihen Sie, bester Freund, aber was Sie da annehmen, kann unmöglich wahr sein; ich weiß, wie gering Fräulein von Lorck über diese äußerst unbedeutende Persönlichkeit denkt."

„Thut nichts, lieber Tactor," lachte Korinsky dagegen. „Der Stand vergoldet die Menschen und das Gold verherrlicht noch den Stand. Es ist ja ein öffentliches Geheimuiß, daß Graf Hall sich unausgesetzt um die Baronesse bewirbt und es sieht jetzt nicht so aus, als ob sie ihn zurückweisen wolle."

In der Thllt, Hertha hielt noch immer den Kopf seitwärts in halber Wendung Bodo zugekehrt und schien jetzt angelegentlich mit ihm zu sprechen. Sie sah zwar sehr bleich aus und die Augen blickten nicht zu ihm auf, aber um ihren Mund lag etwas wie der matte Schein eines Lächelns und sie redete unausgesetzt zu ihrem stummen Verehrer.

I. 22 M. Lörvus.

Georg hatte einige Augenblicke lang starr zu ihr hinüber gesehen, dann warf er den Kopf zurück und sagte zu seinem Nachbar:

„Vielleicht — Sie können Recht haben, Korinsky! Ansichten ändern sich, warum nicht auch die ihrigen? Er ist ja ein Graf und ein frommer katholischer Christ," fügte er bitter hinzu. „Doch gute Nacht, ich habe noch einen Kranken zu besuchen."

Und ohne eine Erwiderung abzuwarten, verließ er schnell das Haus.

Als Hertha den Kopf wieder umwendete, war Georg verschwunden und» sie athmete erleichtert auf.

Am andern Morgen aber ließ der Dechant seine Nichte zu sich bescheiden und als sie in seinem Zimmer erschien, wies er ihr einen Platz ihm gegenüber am Kamin an und sagte:

„Hertha, wie ich von Deiner Mutter höre, bewirbt sich Graf Bodo

Hall sehr eifrig um Dich ..."

„Ontel, sage lieber, belagert Dich Graf Bodo consequent," fiel

Hertha ein.

und Du gedenkst ihn anzunehmen?" fuhr der Dechant fort, ohne ihr Zwischenrede zu beachten.

„Vielleicht wahrscheinlich sogar," sagte sie leichthin und zuckte mit den Achseln. „Wenn es denn einmal geheirathet sein muß, ist es so ziemlich gleich Wen; denn ein Mann ist wie der andere, vorausgesetzt, daß er kein ungebildeter oder schlechter Mensch ist und nicht außer unserer Sphäre steht."

„Aber muß es denn überhaupt geheirathet sein, wenn kein tiefgehender Herzenswunsch Dich dazu treibt? Ich sehe die Notwendigkeit dafür nicht ein, Hertha," warf der Dechant bedächtig ein.

„Du siehst das nicht ein, Du guter Onkel?" rief sie aus. „So laß Dir doch das von Mama auseinandersetzen, die vom Morgen bis zum Abend nie müde wird, mir darüber Vorlesungen zu halten. Denn erstens," fuhr sie sort, den Zeigefinger der rechten Hand an den Daumen der linken legend, „habe ich schon so und so viele Partien ausgeschlagen aus keinerlei anderm triftigen Grund, als den der französischen Könige, wenn sie keinen anzugeben wußten: «ir tel est notrs don Misii'. Zweitens," ein Zeigefinger berührte den andern, „bin ich darüber schon vierundzwanzig Jahr alt geworden — eine bedenklich hohe Ziffer in den Altersstufen eines jungen Mädchens. Drittens," der Mittelfinger kam an die Reihe des Zählens, „sind Mama und ich ohne alles Vermögen — drei gewichtige Gründe, um das Nochwendige einer Heirath mir darzulegen," rief sie, die drei Finger in die Höhe haltend. „Nun aber kommen wir zu den Gründen, welche das Vortheilhafte gerade dieser Partie glänzend beweisen und da ist Nummer eins: ein Graf, noch dazu ein reichsunmittelbarer Reichsgraf von und zu Hall auf Faltenberg, Robsitz und noch sechs anderen Besitzungen, Du ersparst mir das Aufzählen ihrer Namen, und dieser Graf begehrt meine Hand; zweitens: er ist mehr oder weniger ein Simpel, daher ein Wachs in meiner Hand und dadurch ich einstens alleinherrschende Reichsgräfin; drittens: soll er mich

InnmuiduzcliaiitHz. ^?I

anbeten, soweit er es vermag, jemand Anderes als sich selbst anzubeten, viertens: erzeige ich mit dem Darreichen meiner Hand eine Gnade, nach welcher der gute alte Graf und di^c ganze Sippe der hochgeborenen Familie verlangen; fünftens: er gehört zu unserer Kirche. Onkel, ich bitte Dich, kannst Du da noch fragen warum, wenn drei Gründe der Notwendigkeit für eine Heirath und fünf des Vorthails für diese Verbindung sprechen? Und obschon mir der alte Graf bei weitem lieber wäre, als der junge, kann ich jenen doch nicht haben, da er fchon eine Reichsgriifin besitzt, während dieser dringend nach einer verlangt und so muß ich wohl ihm aus der Verlegenheit helfen, indem ich mich endlich seiner Belagerung ergebe." Sie hatte schnell, halb spöttisch, halb neckend gesprochen; jetzt hob sie den Kopf empor und blickte den Onkel lachend an, als wolle sie dadurch sein Lachen ebenfalls herausfordern.

Dieser aber sah ernst und prüfend auf Hertha hin und schien mit seinen klugen, scharf blickenden Augen jeden Zug ihres Antlitzes zu durchforfchen; jeden ihrer Gedanken zu sichten. Endlich sagte er langsam und bedächtig: „Hertha, das ist Galgenhumor — mir scheint, Du spielst Komödie mit Dir und mit mir."

Sie wurde einigermaßen verwirrt unter seinem durchdringenden Blick, ihre Wangen färbten sich höher und sie wendete die Augen von ihm hinweg. Sie schüttelte aber die Befangenheit mit Gewalt wieder von sich ab und meinte mit einem Anklang von Bitterkeit in ihrer Stimme:

„Und spielen wir denn nicht alle mehr oder weniger Komödie hienieden?

Es kommt nur darauf an, daß der Spielende selbst an seine Rolle glaubt."

„Kind, rede Dir doch solche Paradoxen nicht ein, deren Thorheit nur zu schnell sich offenbart," entgegnete der Onkel mahnend. „In wessen Leben leine Wahrheit ist, für welche er es ausnutzt, der thäte besser nicht zu leben. Geh, mir altem Manne machst Du nichts weiß."

Hertha blickte betroffen vor sich nieder und die Hände fest ineinander gepreßt, ,fchien sie mit einer tiefen Bewegung zu ringen. Der Ontel beobachtete sie eine Zeitlang und da sie nichts entgegnete, begann er wieder und diesmal herzlicher, als wolle er ihr zu Hilfe kommen:

„Es liegt übrigens keine Notwendigkeit vor, daß Du aus Sorge um Deine Zukunft Dich vermählst, beunruhige Dich um diese nicht. So lange ich lebe, bist Du bei mir geborgen und habe ich auch keine Schätze ansammeln können, so viel erhältst Du einmal von mir, wenn ich die Augen schließe, daß Du ohne Sorgen leben kannst, auch wenn Du unvermählt dastehen solltcstFDas wollte ich Dir zuTeiner Beruhigung sagen, liebcsKind."

Es lag eine große Güte in dem Tone seiner Stimme, die um so tiefer wirkte, als er sonst so kalt und zurückhaltend war.

Hertha erhob sich und eilte auf den Ontel zu. Vor ihm nieder-knieend, ergriff sie seine Hand und sagte bittend:

„Beschäme mich doch nicht so tief, daß Du meinst, um des leidigen Mammons willen könne ich mich dazu bestimmen lassen, ein Ehebündniß mit

<?4 m. Corvuz.

dem Grafen zu schließen. Ich habe Dir erzählt, welche gewichtigen Gründe Mama hat, diese Verbindung als geboten und vorteilhaft zu halten; wenn ich mich dem endlich füge, geschieht es, sie zu beruhigen und ihren Wünschen zu genügen, nicht aber den eigenen, denn ich habe in dieser Beziehung keine, und ein Jeder, den ich heirathen soll, ist mir so gleichgiltig wie der Andere."

„Oder, weil vielleicht ein Anderer Dir nicht gleichgiltig ist, Du aber diesen nicht haben kannst," dachte der Dechant bei sich selbst, mit den klugen, forschenden Augen in ihre Seele dringend.

„Habe Dank, herzlichen Dank für Deine große Güte, lieber Onkel, aber womit Du mich auch der Zukunft wegen beruhigen willst — es ist doch wohl besser, ich komme den Wünschen der Mutter nach," fügte sie nach einer Pause in gepreßtem Tone hinzu und küßte ihm tiefbewegt die Hand.

„Nun. so thue, was Tu für gut und recht hältst — aber überlege es reiflich, ehe Du Dich bindest," entgegnete er.

Sie beugte den Kopf vor ihm nieder und er gab ihr seinen Segen;

dann erhob sie sich von ihren Knien und verließ das Zimmer.

Der Dechant blickte aufmerksam ihr nach, bis sich die Thür hinter ihr geschlossen, dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und sann sehr beunruhigt über sie nach.

Sie war in letzterer Zeit anders geworden — er hatte es nicht beachtet in der Eingenommenheit dessen, was ihn jetzt so ausschließlich beschäftigte, nun er über sie nachdachte, fiel es ihm sofort auf. Sie hatte gar nicht mehr musicirt; er verlangte jetzt nicht danach und so hatte er es auch nicht bemerkt, daß ihr Flügel gänzlich verstummt war. Die erwärmende Heiterkeit, welche sie noch vor dem Weihnachtsfcste, ja in noch erhöhtem Maße da erfüllte, war ganz verschwunden, sie war ernst, trübe gestimmt — doch das waren sie Alle jetzt. Aber sie war träumerischer geworden, oft mit den Gedanken abwesend und zerstreut in ihren Antworten; ihre Lebhaftigkeit war einem apathischen Zustand gewichen; etwas Gleichgültiges, Interesseloses an dem, was sie umgab oder sie betraf, war über sie gekommen — das konnte nicht durch die Bedrängnis; ihrer Kirche hervorgerufen worden sein. Ebenso wenig konnte Graf Bodo diese Störung in ihr Gemüthsleben gebracht haben, das sah er nun recht genau ein, wenn auch der Entschluß, den sie in Betreff seiner zu fassen hatte, sie sehr beschäftigen mochte. Aber wie er Hertha kannte, ihre Selbstständigkeit und ihr Unabhängigkeitsgefühl, würde sie unleidliche Bande eher von sich abschütteln, nicht aber auf sich nehmen, und der Mutter Wille allein würde sie nicht dazu bestimmen können, letzteres zu thun. Es mußte also jetzt etwas Anderes in ihr leben, was sie so sehr verändert hatte. Jedoch wenn das, wie er fürchtete, eine tiefe Neigung war. und zwar eine, der kein Genüge werden konnte, für wen mochte sie dieselbe empfinden? Sie hatte immer unbefangen von Allen gesprochen, mit denen sie gesellschaftlich verkehrte, und er hatte von Keinem gehört, der, außer Graf Bodo, in letzterer Zeit ihr befreundeter nahe getreten wäre.

In oinniduz ckarilllÜ. ^?5

Indem mußte er plötzlich an Doctor Franzills denken, wie dieser vor ihm gestanden und erst stockend, dann aber mit dem warmen, herzgewinnenden Lächeln freimüthig zu ihm gesagt, daß seine Wünsche lebhaft verlangt, dem Ontel einer Kindheitsbekannten zu nahen.

Der Dechant fuhr erschrocken empor. Das war der Mann, der wie lein anderer mußte es sein! Er sah ihn noch dort stehen mit den feurigen begeisterungsvollen Augen, er hörte wieder, was dieser mit überströmender Seele sprach, er dachte daran, wie sympathisch ihm der junge Mann sofort gewesen, wie viel mehr noch dieser einem Weibe es sein müsse, und noch dazu einem, mit welchem alte, süße Erinnerungen ihn schon verknüpften. Ja, dieser mußte es sein, der in Hertha einen Aufruhr der Gefühle hervorgerufen — und das jetzt — und wenn sie wüßte — — —!

Er war so beunruhigt, so entseht von diesem Gedanken, daß er ihn nicht ausdenken mochte, sondern sich schnell erhob und sofort zu seiner Schwester hinüber sich begab.

Er fand sie glücklicherweise allein und sagte ohne Umschweife zu ihr:

„Mathilde, hast Tu über Alles und Jedes gegen Hertha geschwiegen, was Euere Vergangenheit ausmacht? Kennt sie nichts von ihrem Vater, nichts von den damaligen unglückseligen Verhältnissen und Vorkommnissen? Tu weißt, ich habe nur unter der Bedingung Euch Beide bei mir aufgenommen und an Hertha Vaterstelle vertreten, daß darüber ewiges Schweigen und Vergessen herrsche.“

„Aber Matthias, Tu hast mich neulich schon darnach gefragt und ich habe Tir bei meiner Seele Heil versichert, daß ich mein Gelübde getreulich gehalten habe und es nie brechen werde. Keine Silbe über das Vergangene ist über meine Lippen gekommen und wird es jemals!“ rief die Baronin bestürzt aus. „Was ist geschehen, daß Du daran zweifelst?“

„Nichts, ich wollte mich nur dessen nochmals versichern,“ antwortete der Dechant ernst, aber nun wieder völlig gelassen. „Wie die Zeiten jetzt stehen, muß mir um so dringender daran liegen, daß diese — traurige Episode Teines Lebens ohne Nachspiel für das unsrige sei. — Ich habe übrigens, Deinem Wunsche nachkommend, mit Hertha wegen des Grafen Hall gesprochen — sie ist ihm nicht geneigt, scheint aber dennoch entschlossen, seine Bewerbung annehmen zu wollen, und es ist am Ende auch gut, wenn das geschieht, obschon der junge Mann zu unbedeutend für sie ist und ich ihr einen geistig hochstehenden Gatten gewünscht haben würde. Sonst hat Hertha keine Bekanntschaften, die zu einem intimeren Verhältnis; führen könnten?“

„Nein, ich wüßte leine, Matthias,“ entgegnete die Baronin zuversichtlich. „Seitdem Graf Bodo sich so auffallend um sie bewirbt, haben alle Anderen mit ihren Huldigungen sich mehr von ihr zurückgezogen.“

„Es ist gut.“ meinte der Techant, sich erhebend. „Wie war es doch, machte nicht Toctor Franzius bei Euch Besuch?“

„Ja und er hat ihn auch vor Weihnachten zuweilen wiederholt.

Aber seitdem in dieser für uns so traurigen, bedrängnißvollcn Zeit er

1.76 IN. Corous. --

einige Male abgewiesen worden ist, wie nicht anders sein konnte, hat er den Takt gehabt, nicht wieder vorzusprechen."

„Ich erwartete das," sagte der Dechant lühl und entfernte sich.

11.

Es war ein regnerischer, aber milder Märzentag gewesen, jetzt funkelten einzelne Sterne und die umschleierte Scheibe des Mondes zwischen dem dunkeln Gewölk des Himmels hervor, als Hanta wie gewöhnlich am Abend mit den Kannen nach dem alten Rolandsbrunnen ging. Aber nicht flinl und fröhlich, wie sonst, klapperten ihre Pantoffeln auf den Steinen des Kirchplatzes dahin — bedächtig, fast zaudernd war ihr Schritt, als zögere sie, etwas Unangenehmen entgegen zu gehen. Und doch stand dort, bei dem steinernen Ritter, Andreas ihrer harrend, fest und gewichtig an das Brunnenbecken sich lehnend; aber obgleich er in der nahenden Gestalt seine Hanta recht gut erkannte, trat er doch mit keinem Schritt ihr entgegen.

Jetzt stand sie vor ihm und sah in sein Gesicht; wie finster und drohend war es doch!

„?ollülaj LH, HanäiH,") sagte sie ängstlich, weil er gar so grimmig aussah.

Andreas erwiderte ihren Gruß nicht. Er hatte die Hände in die Taschen seiner Jacke gesteckt und bot ihr keine zum Willkommen dar, oder zum Halten der Kannen unter den laufenden Wasserstrahl, wie er doch sonst immer gethan.

„Sprich doch deutsch, Hanka — Wendisch verstehe ich nicht," rief er in gereiztem Tone ihr zu.

„Nu denn ooch guten Abend," entgegnete sie willfährig und dabei sah sie ihn so bittend an, daß er von Stein sein mußte, wie der Ritter dort oben, wenn er nicht freundlicher wurde.

Trotz alle dem blieb er aber finster und wie angewurzelt auf seinen gespreizten Beinen dastehen und stieß als Entgegnung nur barsch hervor;

„Das also kannst Du doch sagen, weil ich es verlange — aber wie steht es, Hanta, wirst Du nun auch thun, was ich von Dir will?"

Sie schlug beängstigt die Augen nieder und schwieg; sie wußte recht gut, was nun kommen werde und wofür sie lein Ein und Aus in ihrer Roth wußte.

„So antworte doch, wenn Du nicht willst, daß ich wild werde!" schrie er sie an. „Weißt Du etwa nicht, was ich von Dir verlange? Wie oft schon habe ich Dir gesagt, daß Du diese Ketzer und Verfolger unserer heiligen Kirche verlassen sollst. Willst Du es nun endlich thun?"

„Aber denk ock, Handrij ..."

„Nichts denk' ich," fiel er ihr heftig in das Wort, „als daß Du nichts mehr mit Denen da zu schaffen hast, seitdem sie uns verfolgen. Du bist eine gut Kathol'sche und gehörst nicht mehr zu diesen Evangel'schen." Gott grüße Nich, Gott helfe.

^— - In omuidu« cbaiitaz. ^??

Hanta trat dicht zu dem Erzürnten heran, legte den Arm wie beschwichtigend um seine Schulter und sagte treuherzig:
„Bis ock stille. Handrij — Hab' ich Dich denn fragt, derweil ich Dich lieb Hab': bist noch von unse Wenden oder von deren Deutschen? Soll ich nu' fragen: is' sich mei' Juri und sei' Eltern von deren Kathol'schen oder von deren Evangel'schen? Soll ich derentwegen se nich' lieb haben und Treu halten, nu' mer sich dreißig Jahr' beinander gewest sin'? Nee, Hcmdrijo, '3 Lieben fragt lei' Bisset, was mer sin' — von uns' Kirch von Sanct Iohannis sein mer aberst alle, und Treu muß mer halten, so hüben wie drüben."

Sie sah ihm ängstlich bittend in das Gesicht, er aber schüttelte ihren Arm ab und sagte, trotzig ihr in die Augen blickend:
»Nun meinetwegen, so bleib bei Deinem Juri und seinen Leuten, aber das sage ich Dir zum letzten Male: wenn Du dort bleibst, dann hast Du mit mir nichts weiter zu thun und ich kenne Dich nicht mehr — wir sind geschiedene Leute. So, nun weißt Du es und kannst Dich danach richten. Gute Nacht auch!"

Und er drehte sich kurz um und rannte davon.
„Handrij, mei' Handrijo!" rief sie schmerzerfüllt ihm nach; er aber hörte gar nicht darauf, sondern stürmte fort, ohne sich nach ihr umzusehen. Da saß nun Hanta am andern Tage in ihrer Küche auf der Ofenbank, die Hände vor das Gesicht geschlagen und weinte, daß nur so die dicken Thränen zwischen den Fingern hindurch flössen. Auf dem Herd brodelten die Töpfe und ein bedenklicher Geruch von verbrannten Speisen erfüllte die vier Wände ihres Territoriums — sie achtete nicht darauf, denn Alles war ihr vergällt im Leben und sie hatte für nichts mehr Sinn, Freude und Muth.

Die ganze Nacht hindurch hatte sie vor trübselig schweren Gedanken nicht schlafen können und den ganzen Morgen über trug sie dieselben mit sich herum. Sie hatte gesonnen und gegrübelt, so viel sie es vermochte, über das, was sie nun thun solle, aber sie war in der Einfalt ihres Herzens zu keinem Ergebniß gekommen. Sie tonnte von ihrem Andreas nicht lassen, und konnte doch auch nicht von ihrer alten, lieben Herrschaft gehen. Und so saß sie da, völlig verzagt und rathlos, und strömte die Noth ihrer Seele in herzbrechenden Thränen aus.

Die Glocke von Sanct Iohannis hatte längstens schon laut die Essenszeit verkündet, sie hatte es nicht beachtet; sie, die sonst so geschäftig und gewissenhaft war, rührte sich nicht von dem Platz und weinte nur innier fort. Da ging die Küchenthür auf und die Pastorin rief herein:
„Aber, Hanta, wo bleibt denn heute das Essen? Wir warten darauf und der Herr wird ungeduldig."

Ach das Essen, damit sah es heute trostlos aus! Die Suppe war davon gelaufen, der Braten verbrannt, das Gemüse zusammen getrocknet und es war nicht daran zu denken, etwas davon zu genießen.

478 M. Corvus,
„Albrecht, was ist das doch für ein Elend mit Eurem kirchlichen Streit, wie jammervoll wirkt er auf unser ganzes Leben ein!" rief die Pastorin auf das Tiefste verstimmt aus, als sie ohne Aussicht auf ein Mittagessen zu den Daraufwartenden in das Zimmer zurückkehren mußte. „Draußen sitzt Hanta und weint, weil ihr Andreas es nicht länger duldet, daß sie bei uns Evangelischen im Dienst bleibt, und darüber hat sie das ganze Mittagessen verderben lassen, so daß wir nun mit kalter Küche uns begnügen müssen."
„So laß sie doch gehen — die Katholikin paßt jetzt überhaupt nicht mehr zu uns," fuhr der Pastor entrüstet auf. „Das verlorene Essen ist aber die geringste Noth — ich habe ohnedies keinen Appetit."
Georg blickte besorgt auf den Vater und sagte: „Du siehst auch krank und angegriffen aus. Ich habe Dich so oft schon gebeten, lieber Vater, etwas zu gebrauchen, oder wenigstens mehr zu gehen — Du bist an den täglichen größeren Spaziergang so lange gewöhnt gewesen, er fehlt Deinem Körper nun und Du befindest Dich schlecht."
„Weil mich der fortwährende Verdruß, den ich habe, quält und mein Amt jetzt eine schwer zu tragende Bürde ist — das macht mich elend. Wohin sollte ich übrigens gehen? Mein Spaziergang war sonst mit einer Anregung, einem liebgeordneten Zweck verbunden — ich alter Mann kann nunmehr nicht so planlos umherlaufen."
„Siehst Du, Albrecht, wie viel Du, wie viel wir alle jetzt entbehren müssen, während wir sonst so glücklich in Eintracht und Frieden hier lebten/ wendete sich Frau Marie vorwurfsvoll an ihren Gatten. „Hat es in den verfloßenen dreißig Jahren uns gestört, daß Hanta Katholikin ist? Hat sie es gestört, daß wir Protestanten sind? Hat sie nicht zu uns gehört wie ein Glied der Familie? Wie wir nun ohne sie fortkommen sollen, ist mir nicht denkbar; denn eine so treu anhängliche, zuverlässige Dienerin erhalten wir so leicht nicht wieder. Und ihr selbst ist das Scheiden von uns eine ebenso unbegreifliche Sache, aber was hilft es? Ihr Andreas und der Beichtiger bestehen fest darauf, daß sie unser Haus verläßt."
„Oh, diese katholischen Priester!" rief hier der Pastor empört in ihre Worte ein. „Wie sie doch die Gemüther bedrängen und zu Zwistigkeiten aufstacheln, um ihr Ansehen und die Macht ihrer Kirche zu erhöhen. Ist es nicht eine Sünde, so störend in das persönliche Leben des Einzelnen eingreifen zu wollen?"
Georg blickte trübe auf und konnte sich nicht enthalten zu sagen:
„Ich bitte Dich. Vater, macht Ihr es denn viel anders? Eifert Ihr nicht auch und veranlaßt Zwiftigleilcn, anstatt milde zur Versöhnlichkeit zu sprechen? Wie unevangelisch erscheint mir doch Euer Thun auf beiden Seiten! Ihr wollt Christi Lehren verkündigen und vergeht doch, daß er predigte: wir sollen uns unter einander lieben und vertragen — über Euren jetzigen Streit ist Euch der wahre Sinn des Evangeliums verloren gegangen."
Der Pastor schien betroffen von diesen Worten zu sein; er sah vor

sich nieder und schwieg einige Augenblicke. Dann seufzte er und sagte in unsicherem Tone:

»Traurig genug, daß es zu diesem Streit kommen mußte, der mich selbst genug bedrückt, aber die Schuld trifft doch nur den, welcher ihn begonnen und uns gezwungen hat, in dem Besitz unseres Rechtes uns zu Veitheidigen."

„Indem Ihr den Streit weiter ausdehnt — nehmt Ihr dadurch nicht dieselbe Schuld auf Euch? Wo Zwei Ein Recht haben und darin zusammen-treffen, sollen sie gemeinsam gehen — Ihr habt nun gesehen, wohin Ihr kommt, wenn Jeder das seinige gesondert zur Geltung bringen will."

„Ein so lauer Protestant wie Du, wenn Du überhaupt noch einer bist, Georg, sollte hier gar nicht mitreden," warf sehr gereizt der Pastor ein.

„Ja, eifrige Protestanten und Katholiken seid Ihr," stimmte Georg in bitterem Tone bei, „aber mir scheint, Ihr stellt die Confession obenan und vergeht darüber der Religion selbst. Besser ein lauer Protestant oder keiner, aber dafür ein warmer Christ sein! Seid Ihr aber das, wenn Ihr alle Liebe und Duldsamkeit vergessen tonnt? Ihr selbst, wir Alle leiden darunter. Jeder trägt schwer daran und Mancher — verliert all sein Glück dadurch."

Er strich mit der Hand über die düster blickenden Augen und lehrte schnell sich ab.

Unterdessen waren kalte Speisen aufgetragen worden und man setzte sich zu einem kurzen und sehr verstimzten Mittagsmahl. Als Georg sich dann erhob, das Zimmer zu verlassen, rief ihm die Mutter nach:

„Georg, vergiß nur nicht, den Armenbazar zu besuchen, der heute Nachmittag stattfindet."

„Ich liebe zwar die Wohlthätigkeit nicht, die auf Schaustellung aus-geht," entgegnete er; „jedoch wenn Du es wünschest, Mutter, will ich hin-gehen. Jetzt aber will ich sehen, wie unsrer treuen Hanka zu helfen oder zuzusprechen ist."

„Ach, mei' Juri," seufzte die Jammernde auf, da ei ihr herzlich zuredete, „war' ich ock da, wo Wasser sich am allertiefsten is'. Ich Hab' mei' Handrij so lieb — un' Hab' mei' Juri un' sei' Eltern so lieb, un' kann nich' gehn un' nich' bleiben — was is' sich da zu thun, als sich zu sterben?"

„Hanta, versuche es noch mit dem Leben, das Sterben kommt immer noch zeitig genug, und tröste Dich mit mir, denn mir ergeht es ebenso traurig wie Dir. Doch scheinen will es mir, als ob wir, die wir um den Streit uns nicht kümmern, dafür aber um so mehr zu lieben verstehen, die einzigen wirtlichen Christen hier sind, und daß die Einfalt des Herzens oftmals besser das Richtige trifft, was viel Klügere nicht zu finden wissen." Man war in die Zeit der Fasten getreten und die Wintervergnügungen waren beendet, diesmal auch auf protestantischer Seite früher als gewöhn-lich — es hatte lein rechter Impuls zu dergleichen Freuden in diesem Winter geherrscht. Ein Wohlthätigkeitsbazar für die Notleidenden der Stadt sollte

^80 M. Lorz.

nun heute den Abschluß bilden und Vornehme und Geringe strömten dazu nach dem Gewandhaus.

In dem großen Saale desselben drängte sich die Menschenmenge zusammen, beschauend, bewundernd und kaufend. Die hübschesten und elegantesten Damen der Stadt bedienten die Vertaufstische, und die am meisten bewunderten zogen natürlich auch die meisten Käufer an. Herthas Tisch hatte demzufolge einen lebhaften Zuspruch sich zu erfreuen und zeigte schon eine bedeutende Abnahme seiner Verkaufsgegenstände, als Georg in den Saal trat. Trotz dieses glücklichen Resultates sah sie sehr ernst aus und ihr auffallend bleiches Gesicht, mit der weißen Camellie im Haar, blickte wie eine Lilienblüthe aus der dunkeln Kleidung hervor, welche sie trug.

Und doch, wie um so ergreifender durch diese Blässe erschien Georg ihre Schönheit, wie zitterte ihm das Herz bei ihrem Anblick und drängte alle die Bitterkeit zurück, welche er in letzter Zeit ihrer wegen empfunden.

Er hatte sich unbemerkt ihr genähert und stand seitwärts von ihr da, einen günstigen Augenblick zu erhaschen, in welchem ihr Tisch einmal frei von Herzudrängenden sein werde und er allein mit ihr sprechen könne.

Aber Graf Bodo schien auch auf diesen Moment gewartet zu haben, denn als jetzt eine augenblickliche Leere entstand und Georg herantrat, hatte sich der Graf schon von der andern Seite Hertha genähert und er hörte diesen sagen:

„Ist Frau Baronin mit hier?“

„Nein,“ entgegnete Hertha, «Mama war nicht wohl genug, mich hierher zu begleiten».

„Wir werden morgen die Stadt wieder verlassen und nach Fallenberg zurückkehren,“ begann Bodo auf's Neue in seiner bedächtigen Sprechweise.

Er hielt einen Augenblick inne und fügte dann hinzu: „Darf ich mir vor« her noch eine Unterredung mit Ihnen allein erbitten, Baronesse?“

Hertha wurde noch um einen Schein bleicher, als sie es schon gewesen, bleich bis unter die fest auf einander geschlossenen Lippen. Aber sie zauderte nur einen Augenblick mit der Antwort, dann entgegnete sie entschlossen:

„Ich werde Sie morgen früh erwarten, Herr Graf.“

Bodo lächelte befriedigt und sah sie selbstgefällig mit stolzer Siegesfreude an, stockte aber, als wisse er nicht recht, was er nun noch sagen solle.

Endlich besann er sich, daß sie doch die Dinge, welche vor ihr auf dem Tische lagen, zu verkaufen hier sei, und seine volle Börse hervorziehend, sing er an, unter den Gegenständen herumzusuchen.

Hertha stand bewegungslos wie eine Bildsäule da. die Augenlider halb gesenkt und den Kopf ein wenig seitwärts geneigt, theilnahmlos vor sich niederbückend und weder den Grafen, noch sonst etwas um sie her beachtend.

Georg aber vermochte nicht mehr länger sich zurückzuhalten, in ihm zuckte es heiß und wild auf, seitdem er das Vorhergesprochene vernommen hatte. Er trat grüßend an sie heran, hostend, durch seine Gegenwart den Andern endlich zu vertrieben und ein paar Worte mit ihr wechseln zu tonnen.

In omni du 3 cn2lit25. ^8^

Er wußte zwar nicht, was er ihr sagen wolle und dürfe, aber etwas von dem mußte ausgesprochen werden, was ihn mit so wildem Schmerze folterte. Bei seinem Anblick fuhr Hertha zusammen und richtete erschrocken den Kopf empor, dabei streifte sie an eine hinter ihr befindliche Säule an und die weiße Camelioblüte in ihrem Haar fiel abgebrochen auf den Tisch herab. Im Fallen berührte sie die Hand des Grafen, der noch immer unschlüssig unter den Dingen suchte, die vor ihm lagen. Jetzt blickte er zu Hertha auf und die herabgefallene Blüte ergreifend, sagte er:

„Baronesse, verkaufen Sie mir gegen den Inhalt meiner Börse diese Blume, welche Sie in Ihrem schönen Haar getragen.“

Hertha lächelte, aber es sah beinah geringschätzig aus und erwiderte:

„Nehmen Sie, Herr Graf, es ist ja für die Armen.“

„Ich danke, Baronesse,“ sagte er, ihr die Börse hinreichend und die Blume zu sich steckend. „Ich nehme sie als ein glückliches Pfand für morgen an.“

Er trat seitwärts, weil neue Ankömmlinge herandrängten; da trafen seine Blicke auf Georg, hochmüthig sah er an ihm vorüber mit der Impertinenz seines unfehlbar sichern Siegesbewußtseins und kaum zu einem leichten Gruß sich herbeilassend.

In Georg kochte das Blut immer wilder auf und seine Augen funkelten zornig. Er zog ein Goldstück hervor und dasselbe auf den Tisch legend, sagte er bitter:

„Da die Blume, als verkäuflich, ihren Käufer gefunden hat. so giebt es hier nichts mehr, was ich für mich erlangen möchte. Ich lege daher meine Gabe für die Armen hier nieder, Baronesse, ohne Anspruch auf irgend einen Gewinn damit zu verbinden.“

Hertha zitterte, aber sie hielt seinen erzürnten Blick aus und entgegnete:

„Ich danke im Namen der Armen.“

Erst als er fort von ihr gegangen war, sank sie wie erschöpft auf einen der hinter ihr stehenden Stühle nieder. Aber es sollte ihr keine lange Erholung vergönnt sein, denn sie hörte eine ihr bekannte Stimme sagen:

„Nun, Baronesse Lorck, ist denn noch etwas für mich zu kaufen da?“

und als sie aufblickte, sah sie vor ihrem Tisch den Präsidenten von Tanner, mit zwei Damen stehen, von denen die eine seine Frau, die andere Hertha völlig fremd war.

„Gewiß, haben Sie nur die Güte auszusuchen, Herr Präsident,“ antwortete sie mechanisch, in der übernommenen Rolle als Verkäuferin.

Dann begrüßte sie Frau von Tanner, während der Präsident unter den Verkaufsgegenständen sich umsah. Inzwischen fixirte die fremde Dame unausgesetzt Hertha und endlich, da der Präsident gewählt und bezahlt hatte, wendete sie sich an Frau von Tanner mit der Bitte:

„Wollten Sie wohl die Güte haben, liebe Freundin, mich mit der jungen Dame bekannt zu machen?“

Noib und Süd. XXII, «5. 13

I.82 M. CorvuZ.

„Oh verzeihen Sie mir, daß es nicht schon geschehen ist," rief Frau von Tanner aus. „Baronesse Hertha Lorck, — Frau von Hellmuth, welche ich voriges Jahr in Karlsbad kennen zu leinen das Glück gehabt und die heute auf ihrer Durchreise uns die Freude ihres Besuches geschenkt hat." Hertha verbeugte sich förmlich, die Fremde aber sagte in eigenthüm»

licher Bewegung:

„Hertha! Es kann nicht anders sein. — War Ihre Frau Mutter

nicht ein Fräulein von Göllnitz?"

„Ja, gnädige Frau," erwiderte Hertha erstaunt. „Wenn Sie meine Mutter kennen sollten, sie lebt mit mir hier bei meinem Onkel, dem Dechant von Göllnitz?"

„Dann bitte ich, liebe Freundin, mich ein paar Worte mit der jungen Dame wechseln zu lassen," bat die Fremde Frau von Tanner. Während sich diese mit ihrem Gatten discret zurückzog, trat Frau von Hellmuth um den Tisch herum, näherte sich schnell Hertha, ergriff deren beide Hände und ihr mit tiefer Bewegung in die Augen blickend, rief sie:

„Hertha, liebes Kind, weißt Du denn wirklich nicht, wer ich bin?"

Diefe sah erstaunt und verwirrt die Sprechende an. Sie hatte keine Idee, wer dieselbe sein könne, der Name sowohl wie die Persönlichkeit waren ihr vollständig fremd, fo angestrengt sie auch in deren Zügen zu lesen suchte, um eine etwa erloschene Erinnerung wieder zu erwecken.

Es war ein ansprechendes Gesicht; große braune Augen waren liebevoll auf sie gerichtet und ein anmuthiger Mund zuckte mit halb trauriger, halb freudiger Bewegung, als überwältige sie eine tiefe Empfindung.

Die Dame mochte ungefähr vierzig Jahre zählen und das Bekanntsein mit Hertha muhte wohl in deren früheste Kindheit zurückgreifen, da die Fremde nichts davon gewußt hatte, daß die Baronin hier lebe, was doch seit nunmehr zwanzig Jahren der Fall war. Und doch, wie intim mußte sie mit ihnen sein, da sie Hertha mit „Du" ansprach.

„Verzeihung, gnädige Frau," sagte diese endlich, von der Erfolglosigkeit ihres Nachdenkens überzeugt, „aber soviel ich auch darüber sinnen mag, kann ich mich doch nicht erinnern, daß und wenn ich Sie gesehen haben könnte."

„Aber mein Name — sagt dieser Dir nichts?" fragte die Fremde traurig.

„Es thut mir sehr leid, sagen zu müssen, daß auch dieser mir gänzlich fremd ist — es muß schon lange her sein, wenn ich ihn doch gehört haben sollte," mußte Hertha bekennen.

„Und ich bin doch Deine Tante, Hertha, Deines Vaters Schwester, die als Pathin Dich aus der Taufe gehoben hat!" rief Frau von Hellmuth schmerzlich berührt aus.

Es ist schwer zu beschreiben, welcher ungeheure Jubel Hertha erfaßte, als sie mit dem Ausruf: „Meines Vaters Schwester!" sich der Fremden in die Arme warf. Endlich etwas von dem Vater, der ihr immer entrückt worden war, über den sie so viel im Stillen gesonnen und gegrübelt und der sie um so mehr beschäftigt hatte, als man ihr Alles entzog, was in

In omuidu« cnaiita«. ^83

Bezug mit ihm stand und ihr Aufschluß über ihn geben konnte. Jetzt aber umfaßte sie Jemand, der ihm auch zugehörig gewesen: seine Schwester, von deren Existenz sie nicht die geringste Ahnung gehabt, und die noch überdem zu ihr selbst in so besonders naher Verbindung stand.

Frau von Hellmuth hatte die Tiefbewegte in stürmischer Freude an sich gebrückt und geküßt, dann sagte sie:

„Aber Hertha, so hast Du in Wahrheit nie von mir gehört?"

„Niemals, liebe Tante," entgegnete Hertha mit Thronen tiefer Bewegung im Auge. „Mama ist von einer grenzenlos leidenschaftlichen Erregung, wenn nur entfernt des Vaters gedacht wird — sie spricht darum nie über ihn und auch ich darf seiner nicht erwähnen. So weiß ich, sein Kind, nichts, was ihn und seine Familie betrifft."

„Aber wie ist das nur möglich? Sie hat doch Deinen Vater so leidenschaftlich geliebt," sagte Frau von Hellmuth mit schmerzlichem Erstaunen.

„Wir sind seit seinem Tod von Deiner Mutter getrennt gewesen, sie hat allen Veitehr mit seinen Angehörigen vollständig abgebrochen, sowohl persönlich als brieflich — es ist hier nicht der Ort, eingehend darüber zu sprechen. Sie war für mich und die Meinen vollständig verschwunden und ich ahnte nicht, ob sie, ob Du noch nnter den Lebenden seien. Und nun dieses unverhoffte, wunderbare Auffinden — es ist ein Geschenk des Himmels, das mir damit wird! Wie gern möchte ich auch Deine Mutter wiedersehen, aber ich will nicht ihr überraschend in das Haus fallen — frage sie, wenn ich morgen zu ihr kommen darf."

Hertha sann einen Augenblick nach, ehe sie antwortete, dann aber entgegnete sie: „Ich denke, liebe Tante, es wird besser sein, Du fragst selbst schriftlich bei ihr darum an, ohne unserer Begegnung zu erwähnen, über welche auch ich schweigen werde. Denn nach dem bisherigen Verhalten meiner Mutter und nach dem, was Du mir soeben gesagt, ist fast zu befürchten, sie werde Dich nicht sehen wollen und vielleicht auch mir eine Annäherung an Dich verbieten. Ich aber bin nicht gesonnen, ein Wiedersehen und eine eingehende Aussprache mit Dir mir zu versagen, wenn ich auch eine aufregende Scene mit Mama vermeiden will. Man hat nicht recht an mir gcthan, nicht recht und liebevoll an dem Tobten gehandelt, alles, was meinen Vater betrifft, mir vorzuenthalten. Ich bin nun in den Jahren, hierin für mich selbst entscheiden und deni sehnlichen Verlangen meines Herzens nachkommen zu können, sei es auch, was es wolle, das sich mir da enthüllen mag. Erlaube mir, Dich aufzusuchen, liebe Tante, gewähre mir diese Bitte."

„Von Herzen gern, liebe Hertha, Du kommst damit meinem sehnlichsten Wunsche entgegen und kannst auch in Betreff Deiner Mutter besser bcurtheilen, als ich's vermag," rief Frau von Hellmuth aus. „Komme morgen früh zu mir, ich aber werde Deiner Mutter ein Villct senden und nimmt sie meinen Besuch an, nicht eher zu ihr gehen, als bis ich Dich gesehen

13'

^84 M, Lorvus.

habe. Also morgen früh auf Wiedersehen! Jetzt aber müssen wir uns trennen, Du hast hier Pflichten zu erfüllen und ich darf meine Freunde nicht länger warten lassen."

Und mit einer herzlichen Umarmung trennten sie sich von einander. Inzwischen hatte auch Georg den Saal wieder verlassen und war, Schmerz und Entrüstung im Herzen, fortgeeilt. So war es also wirklich wahr, was man gesagt: Hertha nahm die Werbung des Grafen an — nach dem heute Gehörten und Gesehenen konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen. Sie trug ihrem Udelftolz und dem, was sie ihren guten Glauben nannte, Rechnung, indem sie einen Grafen und einen Katholiken zum Gatten erwählte — aber nicht das war es, was Georg fo im Tiefsten empörte und verletzte, sondern daß sie über diese beiden Grundbedingungen ihres Lebens das an sich so Erbärmliche der Persönlichkeit übersehen und vergessen konnte, welche der zufällige Träger jener beiden zu einem Ehebündniß ihr so wichtigen Erfordernisse war. Sie zerstörte damit selbst das Bild von Schönheit, Größe und edler Harmonie ihres Wesens, das in seinem Heizen gelebt, und er zürnte ihr doppelt, um dessentwillen, was sie ihm nahm, indem sie an sich selbst verlor, was er in ihr gesucht hatte.

Als er an Sanct Iohannis Kirche vorüberkam, läutete man eben zum Abendseggen ein, der alte, traute Klang, der ihn damals in die Kirche gelockt, als er die Vaterstadt nach langem Umherschweifen wieder betrat. Unwillkürlich trat er auch heute in den geöffneten Eingang und sah hinein auf des Heiligen Bild, das da über dem Alter thront.

„Sanct Johannes, es wird Zeit, daß ich mein Bündel schnüre und wieder weitere wandere — es scheint, für mich soll nirgends eines langen Bleibens sein," flüsterte er vor sich hin. „Weißt Du noch, alter Freund, wie Du der Erste warst, den ich hier wieder begrüßte und wie froh mein Herz da war? Nun ist es mir zum Brechen traurig geworden! Das Scheiden ist freilich eine schlechte Erfindung für das Herz, das liebt, und doch ist es immerhin besser, als an seinen Gefühlen dahin zu siechen und elend und erbärmlich daran zu Grunde zu gehen. Du hast gesagt: „Liebet Euch unter einander" — aber das thun sie nicht, obgleich sie zu Dir gehören wollen. Sie streiten sich und hassen sich, und wenn sie sich nicht hassen, so meiden sie sich kalt um Ansichten willen, mit denen Keiner noch sich besser und glücklicher gemacht hat, dafür aber Andere um so unglücklicher. Ich will nicht wie meine alte Hanta sagen: „was ist da für mich zu thun als zu sterben" —aber zu gehen, dazu wird es nun an der Zeit für mich sein; denn die völlig selbstlose Liebe, die nichts für sich selbst bedarf, habe ich noch nicht zu üben gelernt. Du aber übst sie, Sanct Johannes, denn Du blickst liebend und segnend auf Alle nieder, obschon sie Deinen Herrn und Meister, so gut wie Dich selbst, mit ihrem Thun verleugnen."

Wieder, wie damals an jenem Herbstabend, nickte er vertraulich dem Heiligen zu, aber das sonnige Lächeln fehlte auf seinem Gesicht, welches damals dasselbe so anziehend machte, und die düstere Wolke, welche jetzt auf

In Omnibus ck2rit!>5. ^85

seiner Stiine lag, verfinsterte sich noch, als er an der alten Techanei vor» überschritt, um nach Haus zu gehen.

Hier aber hatte sich viel verändert, seitdem er am Nachmittage das Primariat verlassen, und er fand eine ganz unerwartet freudige Erregung vor, die einen merkwürdigen Gegensatz bildete zu der Verstimmung, welche am Nachmittag die Gcmüther einnahm und die ihn selbst jetzt schmerzlicher denn je erfüllte.

. Der Pastor befand sich in einem wahren Siegesjubil; denn von dem höchsten Gerichtshof des Landes war die völlig abschlägige Zurückweisung der von dem Techanten gestellten Beschwerde und Klagführung eingegangen. Indem so die Angelegenheit in Betreff des neuen Iohannis-Hospitnls endgiltig beigelegt wurde, war das Recht, welches nunmehr das protestantisch? Kirchenamt an die neue Anstalt hatte, glänzend anerkannt und gesichert worden. Aber auch die Mutter war von hoher Freude erfüllt, indem sie dem Sohne ein von dem Nath ausgefertigtes Schreiben übergab, welches die definitive Ernennung Georgs zum Director des neuen Krankenhauses enthielt, das mit dem Beginn des nächsten Monats eingeweiht werden sollte. Tiefe beiden Nachrichten von großer Tragweite waren ganz danach angethan, die peinlich empfundenen, störenden Verhältnisse wenigstens augenblicklich vergessen zu lassen.

„Doch einmal wieder einen Sonncnblick in das trübe Wirrsal unseres kirchenamtlichen Lebens," rief der Pastor mit unverhülltem Triumphe aus.

„Natürlich mußte es so kommen, es war nicht anders zu erwarten, das Recht ist ja völlig auf unserer Seite — aber das viele Streiten tonnte Einen selbst um die Befuguiß des Rechtes besorgt machen."

„Wie wird aber der Dechant enttäuscht sein — auch er fühlte sich im Recht," meinte Georg.

„Er wird freilich bestürzt über diese Entscheidung sein; doch ist er ein Zu gescheiter Mann, als daß er nicht mit gegebenen Thatsachen rechnen sollte."

„Und Dich selbst nun als leitende Kraft an der neuen Anstalt zu sehen, Georg, Dich für immer hier zu haben, welche Freude für unser Leben," fiel die Pastorin glücklich ein.

„Ja, Georg, das ist ein Stolz für mich und söhnt mich nunmehr vollständig mit der Wahl Deines Berufes aus," stimmte Franzius sehr befriedigt bei. „Du das leibliche, ich das geistige Wohl der Menschen in Händen habend, arbeiten wir nun zusammen für unsere Gemeinde."

„Ich würde nur nicht ausschließlich für diese wirken, denn die Anstalt fragt ja glücklicherweise nicht danach, weiß Glaubens der ist, welcher da leidet, fondern hilft Iedeni, der dessen bedarf. Und so gleichgiltig mir an und für sich die Sache erscheint, ob der Betsaal dieser oder jener Confession angehöre, da doch das Haus zu anderen als kirchlichen Zwecken erbaut und die Hauptsache die ist, daß die Kranken gut darin gepflegt werden, so möchte ich doch Dich bitten, Vater, durch den gewonnenen Sieg Dich versöhnlicher stimmen zu lassen. Versetze Dich in des Dechanten Lage; denke wie Dir

^86 M. Lorous.

jetzt sein würde, wenn das Recht der andern Partei zugesprochen worden wäre! Erwinnere Dich, welche gute Freunde Ihr so viele Jahre hindurch gewesen, und wie schwer Du an Eurem Bruch und an all den Zwiftigkeiten trägst, die auch Du mit hervorgerufen hast."

„Du hast Recht, Georg," rief der Pastor lebhaft aus. „Noch nie in meinem Leben war eine Zeit, die so voll peinlicher Eindrücke und voll aufreibenden Verdrusses war, wie die lehtvergangene — ich glaube, sie hat an meinem Leben gezehrt."

„Nun wohl, so nimm diese Störung wieder aus Deinem Leben hinweg," drang Georg voll warmen Eifers in den Vater ein. „Jetzt, wo Eure Hauptstreitigkeit beigelegt ist, führe eine Verständigung herbei und versöhne Dich mit dem Dechanten — ihm wird dieser Zwist nicht minder schrecklich als Dir gewesen sein."

„Das läßt sich nun nicht so leicht und schnell thun, wie Du annimmst," warf der Pastor zaudernd dagegen ein. „Die Zeit allein vermag das wieder auszugleichen, ich aber werde sicherlich dazu thun, daß es geschehe."

„Nein, Vater, damit wird nichts erreicht, die Zeit bringt nur neue Miß Helligkeiten hervor, wenn nicht von beiden Seiten ein einträchtliches Zusammengehen besteht. Gleich muß Du Dich mit ihm versöhnen, Du hast das beste Mittel dazu in der Hand. Wie in Sanct Iohannis Kirche so lange Zeiten hindurch beide Confessionen einträchtig neben einander bestanden haben, so biete dem Dechanten an, daß Ihr Euch auch zu gleicher Benutzung des Betsaales im Hospitale einigen wollt. Du bist der Siegende, Vater, Dir kommt es zu, der Großmüthige zu sein."

Der Pastor sprang von seinem Platze auf und mit wieder erwachender alter Heftigkeit rief er aus, indem er Georg fast zornig anblickte:

„Du weißt Wohl nicht, was Du mir da ansinnst? Wir sind im guten, alleinigen Recht."

„Das Ihr auch nicht verliert, wenn Ihr für fest zu bestimmende Zeit dem Capitel die Mitbenutzung des Betsaales zugesteht. Laß mich Dein Friedensbote sein, lieber Vater," drängte Georg immer lebhafter auf ihn ein, „laß mich als Mittelsperson dem Dechanten dies Anerbieten bringen und damit meine erste und einzige, aber sicherlich schönste Mühewaltung für die neue Anstalt vollziehen."

Der Pastor war unruhig und hastig im Zimmer auf und ab gegangen, Georgs Ansinnen überraschte ihn allzu gewaltig und dessen Eifer in dieser Angelegenheit trieb ihn arg in die Enge; bei den letzten Worten, die jener gesprochen, blieb er aber stehen und sich schnell nach ihm umkehrend, fragte er scharf:

„Deine erste und einzige? Was soll nun das wieder bedeuten?"

„Daß ich um einen Lehrstuhl an der Universität mich beweibe und daher diese Stelle nicht annehmen kann — das Anerbieten kommt zu spät für mich."

„Thorheit, Du wirst doch nicht die schöne, bedeutende Stellung Dir hier entgehen lassen!" warf der Pastor voll grenzenlosen Verdrusses dagegen ein.

In omiiidu« cb2lit»5. ^8?

Auch die Mutter war auf das Aeüßerste bestürzt und rief bittend:

„Georg, Du wirst uns doch das nicht zu Leide thun?"

.Lassen wir das jetzt unerörtert bleiben — dagegen stimme in dem bei. was ich im Interesse des allgemeinen kirchlichen Friedens von Dir erbitte, Vater," sagte Georg mit großer Wärme.

„Ich bin ja nicht abgeneigt — aber laß mich nur erst das ruhig überlegen — auch müßte ich vorher dem Bürgermeister davon Mittheilung machen."

,So gehe zu ihm, er wird sicherlich nichts dagegen haben, wenn Du es befürwortest; denn mit dem kirchlichen Frieden steht das Wohl aller seiner Bürger in nahester Verbindung und dieses versöhnliche Abkommen liegt so sehr an der Hand, daß es deshalb keines lauderns und langen Neberlegens bedarf."

Das helle Morgenlicht blickte mit seinem goldenen Scheine in das düstere Studirzimmer herein und ein Sonnenstrahl, der zwischen den dunkeln Gardinen sich hindurch gestohlen hatte, lag schmeichelnd auf dem Haupte des Dechanten, aber er zeigte nur, daß dort das kurze graue Haar jetzt völlig weiß geworden war und daß auf der sonst so marmorglatten Stirn tiefe Furchen sich eingegraben hatten, ohne daß der freundliche Morgengruß der Sonne ein Behagen in dem alten Herrn zu erwecken vermochte.

Denn dieser blickte mit finstern Augen auf das bedeutungsvolle Papier nieder, das ihm gestern den endgiltigen Bescheid des obersten Gerichtshofes gebracht hatte. Abgewiesen worden, ohne jede weitere Möglichkeit der Wehr und Klage, war er mit seinen Ansprüchen und durch diese erhaltene Zurückweisung war die Entziehung seines vermeintlichen Rechtes erst recht zur empfindlichen Kränkung für ihn geworden. Hätte er nicht geklagt, fondein eine gütliche Auseinandersetzung mit seinem Gegner gesucht, wenn diese auch keinen Erfolg für ihn gehabt, sie konnte nicht so peinlich für ihn fein, als jetzt dieser kalte, schroffe Abweis mit der nüchternen, klaren Widerlegung seines von ihm behaupteten Rechtes. Wie bereute er das, wozu er sich hatte hinreißen lassen und daß er dadurch aus dem ruhigen, sichern Gleis seines bisherigen Lebens getreten war. Ihm war, als ob er von der Höhe, die er eingenommen, einen Stoß hinab in die Tiefe erhalten habe; sein Heller, scharfer Verstand, der bisher immer den richtigen Weg ihn geleitet, hatte ihn unwillkürlich daran gewöhnt, an die Unfehlbarkeit feiner eigenen Voraussicht und Meinung zu glauben und sich in seiner sichern Unumftößlichkeit als über der Mehrzahl der Menschen stehend fühlen lassen. Jetzt wurde ihm die Fehlbarkeit desselben nüchtern dargelegt und er damit unter die Irrenden gewiesen.

Es war das ein harter Schlag, den sein Stolz erhielt, eine empfindliche Herabsetzung seiner Weisheit und Einsicht, und er war in diesem Augenblicke vielleicht weniger erbittert auf den Gegner, der ihn besiegt, als

1.88 M. Lorz.

erbittert auf sich, daß er Anlaß gegeben, ihm eine solche Niederlage zu bereiten.

So im Tiefsten verletzt, brütete er über das ihm Widerfahrene nach, als plötzlich ein Frauenkleid auf dem dicken Teppich des Fußbodens einher rauschte und eine zitternde Hand sich unruhig auf seine Schulter legte.

„Matthias, ich bitte Dich, hilf mir und rathe, was ich thun soll," rief die Baronin beängstigt aus. Es war erst neun Uhr und sie im Morgentleide und in augenscheinlicher Verwirrung und Hast zu dem Bruder hinüber geeilt.

Er wendete langsam, gleichgültig den Kopf nach ihr um, als könne das, was sie bringe, von keinem Belang sein gegenüber dem, was er da in den Händen hielt.

„Was giebt es, Mathilde? Du störst mich," sagte er zurückweisend.

„Verzeihe, wenn das der Fall ist, und doch mußte es geschehen. Lies dieses Billet, das ich soeben erhalten habe, und dann urtheile selbst."

Sie reichte ihm ein zerknittertes Billet hin, das deutliche Spuren zeigte, wie dasselbe in ihrer zitternden Hand mochte zusammengekrampft worden sein und es waren doch nur folgende herzliche Zeilen darauf geschrieben:

„Geliebte Mathilde, gestern bin ich auf der Durchreise hier zu einem kurzen Besuch bei Präsident von Tanner eingetroffen und höre da zu meiner freudigen Ueberraschung, daß Du. die so lange für mich Verlorene, bei Deinem Bruder in der Dechanei hier lebst. Ich hoffe, was Dich früher uns so gänzlich entrückt hat, ist nun durch die vergangenen Jahre ausgeglichen worden, oder wenigstens daß es kein Hinderniß bildet, endlich einmal ein Wiedersehen mit Dir mir zu gestatten. Ich wollte nicht hinterlistig Dich durch Ueberraschung dazu zwingen, indem ich Dich unvorbereitet aufsuchte, sondern bitte Dich, daß Du selbst mir eine Zeit angiebst, wenn ich Dich heute sehen kann, da ich morgen wieder abreise. Mit unveränderter Liebe Deine treue Schwester Helene von Hellmuth."

Als der Dechant Vorstehendes gelesen und fragend zu seiner Schwester aufblickte, sagte diese:

„Ja, Matthias, es ist Helene, Lörcks Schwester — welche Fügung des Himmels, daß sie hierher kommen und hier von mir hören mußte!"

Der Dechant stand unwillkürlich schnell, fast hastig auf und sagte, augenscheinlich auf das Tiefste erschrocken:

„Das ist allerdings unglücklich — im hohen Grad unglücklich, daß es jetzt geschieht! Es ist Herthas wegen von vielleicht ungeheurer Tragweite und hätte, bei der Lage unserer Verhältnisse hier, sich nicht schlechter treffen können. Mathilde, es laßt sich nicht vermeiden, Du mußt Frau von Hellmuth sofort ein Billet mit der Bitte schicken, daß sie Dich aufsuche, aber Du mußt allein mit ihr sprechen und sie um Herthas willen bitten, daß sie über das Vergangene schweige. Sage ihr, daß ich Vaterstelle bei Hertha vertreten, daß ich diese erzogen und für ihr Wohl zu sorgen gesucht nach meinem besten Ermessen, und daß sie daran nun nicht rütteln und nicht störend eingreifen

In omnidum cli»rit25. ^89

darf. Wirst Du Nug und vorsichtig sein, Mathilde? Rufe mich hinzu, wenn Du Deiner nicht sicher bist."

„Ja, ich werde Dich rufen lassen, Matthias — vor Deiner Weisheit wird jeder ihrer Einwürfe zu nichts werden, wenn sie deren überhaupt erhebt!"

„Sie wird deren erheben, verlaß Dich darauf; sie ist Lorcks Schwester und Herthas Pathin, und sie wird denken, daß es ihre Pflicht sei, dies zu thun. Da fällt mir ein, wo hast Du Eure Papiere? Die Nestimmungen, welche Lorck Dir hinterlassen hat? Gieb sie mir einmal zur Durchsicht herüber."

„Die habe ich ja alle Dir übergeben, Matthias, als Du uns in Deinem Hause aufnahmst."

„So? Dann werde ich sie verwahrt haben. Jetzt aber eile, Mathilde — verliere keine Zeit, daß Dein Billet zu ihr gelange."

„Sogleich — ich bin nun ruhiger, da Du die Sache in Deine Hände nimmst," entgegnete die Baronin und entfernte sich.

Er aber war nicht ruhig — das war nur zu gut auf seinem Gesicht zu lesen, da er jetzt allein und unbeobachtet war. Er warf sich wieder in den Sessel vor seinem Schreibtisch nieder und stützte sorgenschwer die Stirn in seine Rechte.

„Auch das noch," sagte er leise vor sich hin. „Was ich gethan, vor meinem Gewissen lann ich es verantworten — aber vor dieser Frau, vor Hertha, vor der Welt? Wer weiß, wie sie mich verurtheilen würden! Ich dachte, das Vordem werde nie wieder zur Sprache kommen, es war ja das so leicht zu vermeiden, und wenn Hertha jetzt den Grafen heirathet, könnte auch Alles unerörtert im Schooße der Kirche bleiben. Aber nun diefe unglückselige Dazwischentunft — wenn Hertha jetzt davon erführt, welchen ungeheuren Eindruck auf sie, welche Störung in allen Plänen würde das wohl hervorrufen! Was nützt doch alle Voraussicht unsres Verstandes, ein Ohngefiihr kann Alles zu nichts machen, was wir klug geordnet zu haben meinen. Und Lorcks Bestimmungen — ich muß doch einmal danach sehen."

Damit schloß er einen Kasten des Schreibtisches auf, drückte darin an einer Feder und es öffnete sich vor ihm ein geheimes Fach. Eine Menge Schriftstücke lagen darin; er langte ein Packet derselben hervor und begann darunter zu suchen. Zum größten Theil waren es alte Documente mit vergilbter Schrift; er legte ein Stück nach dem andern bei Seite — was er suchte, war nicht darunter. Plötzlich kam ein dickes Pergament in seine Hand, an seidner Schnur hing das Siegel des Eapitels daran und mit dicken Lettern stand obenauf geschrieben: Mein Testament.

Erschrocken starrte der Dehcmt darauf hin, fcheu, fast furchtsam hielt er es in seinen Händen und doch zauderte er, dasselbe, wie die anderen Schriftstücke bei Seite zu legen. Hieronymus, es war Dein Legat!

Wie lange doch war es nicht in seine Hand gekommen; wie war in der Erbitterung und in dem gereizten Kampfe der letzten friedlosen Zeit selbst die Erinnerung daran ihm aus dem Gedächtniß geschwunden, ja wie hatte er

590 m. 60lvU5.

sich entwöhnt, den Blick hinüber nach dem Bild des greisen Priesters zu kehren und in den liebevoll mahnenden Augen zu lesen, was jetzt an Vorwurf für ihn darin geschrieben stand. Denn er war den Weg gegangen, den sein Stolz, seine Erbitterung ihn trieb, er hatte sich eingeredet, daß er ihn gehen müsse und dieser hatte ihn weiter und weiter abgeführt von der Mäßigung seines bisherigen Lebens und ihn in immer neue Zwistigkeiten und Kämpfe gestürzt. Aber er hatte in tiefster Seele doch recht gut gefühlt, daß er damit vor dem Nichter dort nicht bestehe, und daß er das Legat verleugne, welches von diesem auch ihm überkommen war.

Und jetzt, da war es ihm wieder in die Hand gefallen, wo seinem Stolz die harte Demiithigung geworden und auf den Eifer die Ernüchterung der Enttäuschung eintrat, als wolle auch der dort drüben sein Urtheil über ihn sprechen und ihn an das wieder gemahnen, was er vergessen gehabt. Und Matthias von Göllnitz war nicht der Mann, der feige von sich schob, was der Todte ihm sagen wollte, wenn auch das verdammend ihn treffen mußte. Er schlug das Pergament langsam auseinander, breitete es vor sich aus und dann las er:

Iu nomine Ilomini. H,men.

Gruß und Segen allen, so mir folgen in dem heiligen Amt, an meiner Statt es auf sich nehmen und Schuh und Pfleger dieser heiligen christlichen Kirche sein sollen!

„Liebet euch unter einander," hat Sanct Johannes gesagt, und wer sich zum Dienst an die Kirche stellt, dessen Schirmherr Er ist, der muß auch die Liebe vor Allem haben, „in oinnibns onaritas", denn Ihr vermöget nichts ohne diese. In dem nämlichen Gotteshaus stehen wir hier mit den Religionsverwandtcn im Dienste des Herrn, wie aber tonntet Ihr darinnen gemeinsam bestehen, so Ihr nicht in Liebe einander duldet und helfet, fo Einigkeit Euch nicht die nuthwendigste Pflicht ist: „In nsooszarii» nuiws". So Ihr Euch nicht vertraget und Hader aussäet, wird Haß aufgehen und Zwietracht wuchern — nein. Duldsamkeit müht Ihr üben und Liebe säen, auf daß Ihr Einigkeit erntet. Zwiespalt schwächt Eure Kraft, Einigkeit aber macht Euch stark im Herrn.

„Darum bitte ich mit sterbendem Munde Euch, Geliebte, wachet über Eure Untergebenen, daß sie vor Allem die Liebe Pflegen, aber wachet zuerst und zuvörderst über Euch selbst, daß die Liebe nicht von Euch weiche; denn Ihr seid die Leuchte und müsset den Weg zeigen denen, so da unter Euch stehen; wenn sie fehlgehen durch Euch, kommt auch ihr Irren auf Euch. So nehmet als mein heilig Vermächtniß Sanct Augustinus Spruch: in nsc6»3luÜ8 uiüwZ, in äubiis lidei'w^ in omnidu» cliai-itl>8, den bedenket und thut danach allezeit; auf daß der Religionsfriede in achtgenommen, und gut nachbarlicher Wille mit den Religionsverwandten gepflanzt und erhalten werde. Entschlaget Euch alles Schmähens und Invectirens, duldet die, welche wie Ihr nach deniselden ewigen Lichte stieben, in rühmlicher Verträglichkeit

In Qmiiibu5 ck^litl«. I9^
neben Euch, auf daß in Liebe und Einigkeit zueist und allein die Ehr?
Gottes gefördert und erreicht werde. Seine Gnade aber sei mit Euch in
Ewigkeit. Amen! Hieronymus Moretanus."

Der Dechant hatte das Testament langsam durchlesen, oft inne haltend,
erschüttert von dem, was Anklagendes für ihn in diesen mahnenden Worten
lag. Nun faltete er das Pergament wieber zusammen und hob den Blick
zu Hieronymus auf — wie lange hatte er nicht in dessen liebevoll sorgende
Augen geblickt und da er jetzt hineinsah, schienen sie bekümmert auf ihn
herabzuschauen.

„Nu trauerst über mich Fehlenden, Hieronymus," sagte er. „Dein
in omnibns rnai-itaz, ich habe es vergessen gehabt und weil ich von der
Liebe gelassen, ist auch Dein in ueeezzai-iiZ nniw8 verloren gegangen. Die»
welche unter mir stehen, habe ich durch mein Thun zu Haß und Zwietracht
verleitet und ihre Schuld wird auf mich kommen, wie Du es sagst. Und
mit dem Streit, den ich begonnen, habe ich nichts erreicht, als häßlichen
Zwiespalt mit den Glaubensvcrwandten, ein traurig Zerwürfniß mit dem
alten Freund und harte Demllthigung für die eingebildete Unfehlbarkeit
meines Wissens und Wollens. Und wie wird das noch enden? Immer
neue Wirren erheben sich drohend vor mir und rufen mir zu: Du bist
nichts als ein fehlender Mensch!"

Er neigte den Kopf auf die Hand, wie gebeugt von dem, was als
schwerer Vorwurf auf ihm lastete; da schreckte ein leises Klopfen an der
Thür ihn aus seinem peinlichen Sinnen auf und zwang ihn, die sorgenvolle
Stirne zu glatten. Mit der alten Gewohnheit eiserner Selbstbeherrschung
lehrte ihm schnell die äußere Ruhe wieder und er wendete sich gelassen nach
dem Eintretenden um.

„Herr Doctor Franzius," meldete ihm Iäschke.

„Franzius? Doctor Franzius?" Ueberrascht blickte der Dechant auf —
was wollte dieser von ihm? Und jetzt, wo Jene den Sieg über ihn davon
getragen hatten?

„Er mag eintreten," sagte er endlich, schob die hervorgelangten Papiere
wieder in ihren geheimen Behälter zurück, schloß das Fach ab und erhob
sich, den jungen Mann zu begrüßen.

Georg stand sich verbeugend vor ihm und nun ruhten Neider Augen
einst und fragend auf einander. Was lag doch zwischen ihrem ersten Zu-
sammentreffen und heute! Wie sehr war der Dechant in dieser kurzen Spann?
Zeit gealtert, und wie trübe umschleiert war auch das Feuer der glänzenden
Augen geworden, die damals mit so zündendem Enthusiasmus von Hieronymus
Bild zu Matthias von Göllnih sich kehrten! Aber auch jetzt wachte ein
erwärmender Schein darin auf, als Georg nach kurzer Begrüßung sagte:

„Da ich das erste Mal zu Hochwürden kam, führte mich so mancher
Wunsch hierher; heute bin ich so glücklich mit Besserem vor Ihnen erscheinen
zu können, denn hoffentlich ist es der Friede, den ich bringe."

„Den Frieden?" wiederholte der Dechant erstaunt und zweifelnd.

^92 m. Lolvus.

»Ja, Hochwürden, und lassen Sie mich glauben, daß ei ein willkommener sei, daß die Zerwürfnisse, welche die letzte Zeit hervorgerufen, Ihnen ebenso dedrückend und störend gewesen, als sie das meinem Vater waren, der in dem aufrichtigen Wunsch, das alte, schone, eintrachtige Verhältnis) zwischen Hochwürden und ihm und zwischen den beiden Schwesterkirchen hier wieder herbeizuführen, Ihnen die Hand zu einem versöhnlichen Ausgleich bietet. Mit Genehmigung des Rathes diefer Stadt trägt er Ihnen die Mitbenutzung des Betsaales in dem neuen Hospital an, auf daß dort, wie hier in Sanct Iohannis alter Kirche, ein einträchtiges Zusammengehen der beiden Confessionen für alle Zeiten stattfinde."

Georg schwieg, aber auch der Dechant blieb stumm, als müsse er sich von seiner Ueberraschung erst sammeln. Er hatte mit großer Spannung dem Sprechenden zugehört, erst beinah ungläubig, ob er auch recht vernehme, dann mit wachsendem Erstaunen und einem eigenthümlich bewegten Ausdruck auf dem sonst so verschlossenen kalten Gesicht. Jetzt holte er tief Athem, wie erleichtert von einer ungeheuren Last, die von ihm weiche, und streckte Georg die Hand entgegen, welche fogar ein wenig zitterte.

„Sie sehen mich ergriffen von dem, was Sie mir mittheilen, Herr Doctor," sagte er mit leisem Beben der Stimme. „Ja, Großes bringen Sie mir! Wer den Zwist gekannt, wer unter seiner beeinträchtigenden Wirkung gelitten, weiß, was die Versöhnung bedeutet und wie heiß ersehnt der Friede ist. Wollen Sie es Ihrem Herrn Vater sagen, wie glücklich er mich mit dem macht, was er mir großmüthig bietet? Glücklich nicht blos um dcssentwillen, was dadurch für die Angehörigen meiner Kirche gewonnen wird, fondern hauptsächlich der Eintracht wegen, die er uns damit wieder zurückführt!" „Gewiß und mit Freuden werde ich ihm das sagen," rief Georg lebhaft und herzlich aus, „denn es wird ihm sehr wohlthun zu hören, daß Hochwürden das, was ich bringe, in dem Sinn aufnehmen, in welchem es dargeboten wird."

„Und er hätte auch keinen besseren Ueberbringer dazu wählen tonnen," entgegnete der Techant, wohlwollend zu Georg aufblickend. „Empfangen Sic selbst vielen Dank, Herr Doctor; denn irre ich mich nicht, so sind Sie gewiß nicht blos Träger, sondern auch Förderer dieses freundlichen Entgegenkommens gewesen?"

„Jedenfalls wird es mir für alle Zeit ein schöner, befriedigender Gedanke sein und bleiben, daß ich als Vermittler des Friedens hier auftreten konnte, und das wird mich beglücken, auch wenn ich wieder fern von hier bin," entgegnete Georg ausweichend.

„Wollen Sie uns denn schon wieder verlassen?" fragte der Dechant betroffen und sah mit unwillkürlichem Bedauern auf ihn hin. „Ich glaubte, es sei Ihre Absicht, nunmehr hier zu bleiben?"

Es flog ei» dunkler Schatten über Georgs Gesicht und die ehrlichen Augen blickten trübe vor sich nieder. „Möglicherweise gehe ich schon bald wieder fort," entgegnete er kurz, als werde cs ihm schwer, viel darüber zu sagen.

In omni du 5 cn»lit2«. ^H5

„Wie sehr beklage ich das." wollte da der Dechant aufrichtig empfunden sein Bedauern aussprechen; denn die warme Sympathie, welche Georg in ihm erweckt hatte, war durch das, was dieser ihm heute brachte, noch um Vieles lebhafter geworden. Indem mußte er aber daran denken, wie gefährlich doch wohl dieser selbe junge Mann für Hertha sei; seine alte Klugheit berechnete schnell, daß mit Georgs Scheiden auch das Schwinden einer großen Sorge verbunden sei, und flüsterte ihm zu: „es ist ein Glück, wenn er geht." So, trotz seines innigen Wohlwollens für Georg, siegte doch der starre Katholik in ihm über diese freundliche Regung, er war froh, eine drohende Gefahr loszuwerden und da er zum Lügen sich nicht herablassen mochte, entgegnete er nur: „Ich werde nie aufhören, teilnehmend Ihrer zu gedenken."

„Ich danke, Hochwürden, für Ihre freundliche Gesinnung." entgegnete Georg. Unwillkürlich streifte sein Auge Hieronymus Bild und bitter lächelnd haftete es an den dort geschriebenen Worten; aber er sagte nichts weiter, verbeugte sich und ging.

Als Georg über den Vorhof der Dechanei schritt, sah er forschend hinüber nach den Fenstern des Fremdenhauses. War der Graf schon dort erschienen? Wenn nicht, so wurde er doch erwartet und jedenfalls mit Freuden, während an ihn, den Freund mit dem Herzen voll heißer Liebe gar nicht mehr gedacht wurde. „Auf die Seite geschoben und vergessen," murmelte er vor sich hin. Er warf stolz und heftig den Kopf zurück und mit der flachen Hand durch die Luft streichend, als lösche er etwas damit aus, sagte er nur noch: „Vorbei," und trat hinaus auf den Kirchplatz. Er hätte nun hinüber zu dem Vater gehen sollen, um diesen über die erfüllte Mission zu berichten, aber es war ihm unmöglich, jetzt in der Nähe Herthas zu bleiben — das, was sich nun bei ihr ereignen würde, was seine ihn marternde Phantasie ihm mit lebhaften Farben ausmalte, trieb ihn fort mit der Gewalt tief verletzter Gefühle — er hätte mögen Meilen zwischen sich und Hertha legen.

Er bog schnell in die Schloßgasfe ein, immer hastiger vorwärts schreitend, als könne er so dem Fürchterlichen hinter sich entgehen; den Schloßberg hinab eilte er den Weg, der durch die Vorstadt Fischau führte, welche längs des Flusses sich hinzieht und in deren letzten Häusern einer seiner Krauten lag. Dort wollte er zunächst hingehen.

Es war ein Tag, wie man zuweilen im Vorfrühling ihn erlebt, lieblich und voll einschmeichelnden Reizes, als ob er eine Verheißung für die nun bald kommende Herrlichkeit sei. Eine laue Luft wehte wie Frühlingsahnung über die Erde und kräuselte sanft die klare Fluth des Wassers, auf welches das Sonnenlicht sein blitzendes Gold hinwarf; das lichte Blau des Märzenhimmels blickte gleich Vergißmeinnicht zwischen den leichten Weißen Wollenflöckchen hervor; alles war so hell, so frei, wie vom Frohsinn beschwingt

^9H M. Corpus.

«Is sei jegliches Trübe nun überwunden, das der Winter in seinem Gefolge -gehabt. Nur Georg empfand nichts von dieser ihn umwehenden lieblichen Verheißung, denn in seiner Seele sah es so finster aus, als wolle es da niemals wieder Frühling werden.

Plötzlich, als er so von der Pein seines Herzens getrieben vorwärts eilte, sah er vor sich in einiger Entfernung eine schlanke Frauengestalt dahin« schreiten, die er unter Tausenden sofort heraus erkannt haben würde, eine Gestalt so edel und schön, wie sie nur Hertha angehören konnte. Bei diesem Anblick wirbelte es ihm im Kopf! Wie konnte sie jetzt hier sein? Erwartete sie nicht den Grafen? Oder hatte diesen die Ungeduld heute Morgen zu so früher Stunde zu ihr getrieben, daß alles schon zwischen ihr und ihm aus- gesprochen und abgeschlossen war?

Wie dem auch sei, ohne zu überlegen, was und warum er es that, eilte er mit hastigen Schritten an den letzten Häusern der Vorstadt vorüber, ihr immer nach. Er hatte sie fliehen wollen, Meilen zwischen sich und sie legen, weil er ihr grollte so wild und bitter, wie nur ein heißes, tief verwundetes Herz es vermag, und jetzt, da er ihre Gestalt vor sich dahin gehen, die Falten ihres Kleides sanft sie umwehen sah. da vergaß er den Groll, und den Schmerz und die Wunde — alles sank zurück, er dachte nur daran, wie er sie liebe, und eilte ihr »ach, so schnell er vermochte. Endlich überholte er sie. Wo die Straße sich zweigt zwischen den kahlen Bäumen der aufsteigenden Anhöhe und dem steinigen Uferrand des Flusses, der eine Weg aufwärts »ach den eine halbe Stunde weiter abgeschieden liegenden Gebäuden der Pulvermühle führt, der andere längs des Wassers hin an der Villa des Präsident von Tanner vorübergeht, blieb er stehen und sah ihr in das Gesicht.

„Hertha!“ rief er leidenschaftlich erregt ihr zu, alle gesellschaftlichen Formen, alles was Beide jetzt mehr und mehr auseinander gebracht, jede Verschiedenheit der Ansicht und Stellung vergessend, nichts sehend und denkend, als nur sie, die er liebte, und sich allein mit ihr hier unter dem lichten Frühlingshimmel.

Sie stand bei seinem Anruf still, verwirrt ihn anblickend, als habe er aus weiter Ferne sie Plötzlich zu sich zurückgerufen. Auch sie überhörte, wie kurzweg er doch nur bei ihrem Namen sie genannt, fassungslos ob des plötzlichen unerwarteten Zusammentreffens ihn anstarrend. Ihre Ver- wirrung gab ihm aber seine eigene Fassung zurück, er glaubte, sie verletzt Hu haben und sagte deshalb ruhiger:

„Verzeihung, Baronesse, daß ich der Formen vergessen konnte und bei Ihrem überraschenden Anblick nur daran dachte, daß wir doch einmal gute Freunde gewesen!“

Sie lenkte die Augen befangen von ihm hinweg und entgegnete unsicher:

„Freunde? Sind wir das nicht noch und können es bleiben?“

Bei ihren Worten gährte es aber wild in ihm wieder auf und er stieß heftig hervor:

In omnibus cli2lit25. ^95

„Auch Wenn Sie nun Gräfin Hall werden, meinen Sie!“ Und er lachte bitter.

Sie jedoch schral zusammen, denn jetzt erst fiel ihr wieder ein, was sie vollständig vergessen gehabt: daß sie dem Grafen eine Unterredung für heute Morgen zugesagt hatte. Die plötzlich gefundene Tante, das besprochene Zusammentreffen mit ihr, alles das, was sie nun endlich über den Vater hören werde, hatte sie so ausschließlich beschäftigt und erfüllt, daß darüber Graf Bodo als völlig gegenstandslos in Vergessenheit versunken war. Georg aber deutete ihr sichtliches Erschrecken anders und abermals alle Formen der Seite sehend, rief er mit gewaltsam hervorbrechender Leidenschaft aus:

„Sollten Sie es denn wirklich nicht wissen, Hertha, wie es in meinem Heizen aussieht? Sollten Sie es denn nicht verstanden haben, wie heiß es in Liebe für Sie glüht? Ich bin kein eingebildeter Thor, der anmaßend sich überhebt; aber bei Gott! meine Liebe und den Platz, den mein redlich Streben im Leben mir anweist, ich würde sie für hoch genug halten, um mich damit auch um Baronesse Lorck zu bewerben, wenn Ihr Herz für mich sprechen konnte, und doch für zu gering, Hertha, wenn Ihre Liebe einen Anderen, als den Besseren, über mich emporheben würde. Aber was kann Ihrem Herzen jene Puppe von einem Manne sein? Weih ich es nicht, mit welcher Geringschätzung Sie über ihn geurtheilt haben? Und dennoch sehen zu müssen, daß Sie ihn erwählen, bloß weil er Ihren Standesvorurtheilen, Ihren schioffen religiösen Ansichten entspricht, das ist Höllenpein; denn dadurch lassen Sie mir nicht einmal den Schatz von Verehrung und Freundschaft im Herzen zurück, den ich Ihnen mit meinen besten Gefühlen entgegen getragen habe. Und Sie, Sie fragen noch, ob wir nicht Freunde bleiben können?“

Wie herbe klangen seine Worte, und als Hertha nun doch zu ihm ausblicken mußte, sah sie in seinen Augen das zornige Funkeln und die dunkle Wölle, die auf seiner Stirne lag. Sie selbst war bleich und zitternd auf ein Felsenstück gesunken, das aus dem steinigen Uferstrand emporragte. Aber obgleich ihre Augen jetzt fest gebannt an ihm hingen, versagte ihre Stimme doch die Kraft, eine Erwiderung hervorzubringen. Er ließ ihr auch kaum die Zeit dazu, denn er fuhr sogleich in heiß sich überstürzender Rede wieder fort zu sprechen, als sei es ihm Labsal, endlich einmal das Leid und die Bitterkeit seiner Seele vor ihr ausschütten zu können.

„Und haben Sie denn überlegt, Hertha, was Sie thun?“ begann er wieder. „Ihr ganzes Sein und Wesen einem Manne hinzugeben und für nichts weiter, als das armselige Glück, eine Grafentrone zu tragen und den eingebildeten höheren Werth Ihrer kirchlichen Satzungen zu genügen? Sie, das Weib mit dem edlen Herzen, die so groß dachte und fühlte, haben Sie denn ganz vergessen, daß Sie den Mann, dem Sie sich zu eigen geben, lieben, und wenn das nicht, so doch ihn hochschätzen müssen, wenn Sie nicht sich selbst verkaufen wollen? Ist das, was Sie gewinnen, solchen Preises

weith? Oh, Hertha, ein Mensch ohne Liebe ist wie eine Blume ohne Duft — alle Schönheit der Form und aller Reichthum der Farbe ersetzt das Köstliche nicht, was ihr an dieser Wundergabe gebricht. Wollen Sie solch duftlose Nlüthe am Stamm des Lebens stehen? Können Sie es denn ertragen, vor Allem der Liebe zu entbehren? In c>mnidu8 olwrita» — steht das nicht mit leuchtender Schrift in Ihrem Hause geschrieben? Oh, Hertha, lieben Sie, wen es auch sei — vor dieser Entscheidung Ihres Herzens will ich mich beugen, wie vor meines Richters Spruch und Ihr Freund bleibe» immerdar; aber der Hertha, die sich solchem Mann für solchen Preis verkauft — — nein," stieß er immer heftiger weidend hervor, „wir können keine Freunde bleiben! Und darum ist es auch besser, wir scheiden von einander. Leben Sie wohl!"

Es lag ein so ungeheurer Schmerz der Liebe in seinen Worten, und doch auch so viel Zorn, wie sie heftig, heiß und rückhaltslos her» vor sich drängten. Und es war gut für Hertha, daß er so zornig sprach; dem konnte sie widerstehen — wenn er weich und bittend zu ihr gesprochen, sie hätte es kaum vermocht. Sie hatte die Augen nicht von ihm gewendet und das feurige Blitzen der seinigen ausgehalten, ja es war wie ein wonnevoll schmerzliches Entzücken über sie gekommen, in dieses glühende Antlitz voll schönen Mannesstolzes und tiefer Mannesliebe zu blicken. Aber bei seinen letzten Worten bäumte sich ihr Selbstgefühl auf gegen die Geringschätzung, welche darin lag, und sie fuhr be°leidigt empor. Sie wollte reden, aber es kam nur ein halb unterdrückter Laut, wie ein Stöhnen, über ihre Lippen, und er vernahm es nicht einmal. Er hatte bei seinem Lebewohl den Kopf stolz zurückgeworfen, noch einmal traf sie der heiße, zornige Blick seiner Augen, dann wendete er sich schnell um und in wilder Aufregung, wie er gesprochen, eilte er nun auch von ihr hinweg.

Doch da hatte er in der zornigen Hast seines ungestümen Forteilens den falschen Weg eingeschlagen; anstatt an dem Ufer hin, war er in den Pfad aufwärts eingebogen, welcher nach der Pulvermühle führte. Sie wußte aber, dort mußte er wieder umkehren; eine Strecke ging der Weg zwischen dem Gehölz dahin, dann langte er bei dem Militärposten an, welcher hier jedem Unberufenen das Weiterschreiten verwehrte.

So sank sie denn wieder auf den Stein an dem Uferrand hin und wartete da, bis daß er wiederkehre; dann aber wollte und mußte sie zu ihm sprechen. Sie durften so nicht auseinandergehen, nein, es wäre ein zu entsetzliches Scheiden gewesen, wenn es denn überhaupt geschieden sein mußte.

Aber konnte sie denn zu ihm sagen: weil ich Dich liebe, aber Dir nicht angehören kann, nehme ich diese Null eines Mannes zum Gatten; gerade weil es ganz undenkbar ist, daß mein Herz ihn jemals lieben könne, flüchte ich mich zu ihm, um mich vor mir selbst zu bewahren, daß ich nicht thue, was ich nicht darf. Nicht seine Grafenkrone lockt mich, aber sie schützt

In omni du« cn»rit»3. ^9?
mich vor mir selbst, daß ich nicht der Gewalt unterliege, welche Du auf mich übst, und dadurch allen meinen Ansichten und Grundsätzen untreu werde. Nein, das Alles konnte sie ihm nicht sagen; aber etwas mußte doch gesagt werden, daß er nicht so gering von ihr dachte, als er es gethan. Sie sich verlaufen! Ihr stolzes Selbstgefühl und ihr unabhängiger Wille erhoben sich empört gegen diese Worte. War sie darum den harten Kampf mit sich selbst eingegangen, weil alle ihre Ansichten in Collision mit ihren Gefühlen gerathen waren, daß sie nun einen verächtlichen Handel mit sich treibe? War es denn aber so unwahr, was er sagte? Sie hatte nur an die unübersteigliche Scheidewand gedacht, die sie zwischen sich und ihm aufrichten müsse, und nicht an das, was dahinter lag — jetzt erschrak sie vor der Erbärmlichkeit. zu der sie sich verstehen wollte: zu einem Leben ohne Wahrheit, denn ihr Herz gehörte Georg. Sie empfand es deutlich: wenn sie auch ihren Adel hinwerfen müsse, würde sie trotzdem das höchste Glück der Erde bei ihm finden. In, der Erde! Aber da war noch etwas über der Erde, wohin ihr Glaube ihr den Weg zeigen sollte — und da war sie mit ihrem rechtenden Verstand wieder auf demselben Punkt angekommen, von wo sie ausgegangen. Nein, tausendmal nein — sie mußte das heiße Herz zügeln und die Liebe zum Schweigen bringen, denn diese war unverträglich mit ihrem Glauben, und er mußte der stärkere von beiden sein. So saß sie da und harrte, Minute auf Minute verging, und sie sann und starrte unverwandt nach der Stelle des Weges, wo er wieder hinter den Bäumen hervortreten und zu ihr zurückkehren mußte — da hörte sie plötzlich das brausende Heranrollen eines Wagens, einen markerschütternden Schrei, darauf immer näher heranstürmende Pferde und jetzt sah sie aus dem Gehölz von der Pulvermühle her einen Wagen mit zwei Pferden bespannt die Anhöhe herabrasen, deren Leitung dem darauf befindlichen Soldaten völlig verloren zu sein schien. Hertha sprang entsetzt auf die Seite. Die Thiere stürmten auf das Wasser los und mußten im nächsten Moment mit dem Wagen von dem Uferrand hinabstürzen. Da in der höchsten Noth verfiel sich eines der Thiere in den Strängen und kam zum Stürzen. Der Wagen stand, kaum mehr denn eine Hand breit von dem Uferrande; es war wie ein Wunder. „Ist denn Niemand da zum Helfen?“ schrie der entsetzte Soldat, sobald der Wagen hielt. „Oben liegt Einer am Wege, der mir die Pferde aufhalten wollte und von diesen umgerissen wurde. Wahrscheinlich ist er überfahren.“ Dieses hören und vorwärts stürzen, war für Hertha eins. Was der Mann sagte, konnte nur Georg betreffen, der in unglückseliger Hast den Weg dorthin eingeschlagen hatte und noch immer nicht wiederkehrte. Verzweiflungsvoll eilte sie vorwärts. Kaum berührten ihre Füße den Boden, immer eiliger werdend unter der rasenden Angst, welche sie sinnlos machte und vorwärts jagte. Und dort, ja dort vor ihr, wo die Bäume sich jetzt lichteten, da lag an dem Rand des Weges hingestreckt eine Gestalt, allmächtiger Gott, es war «oid und Süd. XXII, «5. 14

198 m. LolvuL.

Georg! Ein Schrei, gewaltsam, als ob ihr die Brust zerspringe, entrang sich der Verzweiflung ihres Herzens und auf den Daliegenden zustürzend, rief sie in maßlosem Jammer aus:

„Georg, Georg, gehe nicht fort ohne mich! Nimm mich mit. denn ich kann nicht sein ohne Dich!" Und sie sunt neben ihm nieder.

War es ihr Schrei, der ihn allmächtig noch einmal in das Leben zurückgerufen hatte? Sein Kopf hob sich jählings empor. Die vollen Locken waren ihm wild über die verstörte Stirn gefallen und sein Gesicht war farblos, wie das eines Tobten; seine Augen aber waren verschleiert und sterbenstraurig auf Hertha gerichtet und die bleichen Lippen zitterten, als er zu sprechen versuchte.

„Ich lebe ja noch!" flüsterte er leise.

Da schlang sie die Arme leidenschaftlich um seinen Hals, brückte ihren Kopf an den feinen und preßte die Lippen an feine bleiche Wange, sie mit heißen Thränen überströmend, und dazwischen stammelte sie:

»Er lebt! Er lebt noch! Gott der Gnade habe Dank! Und sei barmherzig, nimm ihn nicht fort von mir — laß ihn mir — was follte ich fein ohne ihn? O Du allein weiht, wie fehr ich ihn liebe."

Unter ihren Küssen und Thränen, unter ihren Worten und Schluchzen war Georgs Gesicht aschfahl geworden; es war, als könne er das nicht langer ertragen und er wehrte sich dessen. Sich plötzlich aufrichtend, hob er Hertha, die fest mit ihren Armen an ihm hing, mit empor. Unruhig forschend betrachteten seine Augen die Erregte und mit gepreßter Stimme, die in ihrer Beklommenheit nach Athem zu ringen schien, sagte er langsam:

„Halte ein, Hertha! Besinne Dich und laß ab von dem, was Du sprichst! Es ist ja kein Sterbender, dem Du den letzten Trost geben willst — kein Verwundeter, dem Dein Mitleid Balsam reichen möchte — nein, nur Einer, der von dem Fall besinnungslos gewesen und der dem Leben angehört und so gesund ist, wie Du selbst es bist, und der dann von Dir fordern möchte, was Du jetzt, in einer Täuschung befangen, selbst-vergessen ihm bietest."

Sie starrte ihn an, als rede er irre; doch da sich die volle, beseligende Wahrheit ihr aufdrängte, klammerten sich ihre Arme nur um so fester um ihn, als wäre sie haltlos, sobald sie von ihm lasse müsse.

Nur noch das liebende Weib war sie, das endlich die Fesseln gesprengt, womit sie ihr Fühlen unterdrückt gehabt und nun in zwangloser Hingabe den reichen Schatz ihrer Liebe vor ihm ausschüttete. So gewiß ist es: die Liebe ist die stärkste unserer Seelenkräfte und an Macht sogar dem Glauben überlegen. Der ganze künstliche Aufbau, womit sie ihr Gefühl in Schranken gelegt, mußte in Trümmer zusammenfallen, als gegenüber dem vermeintlichen Verlust des Geliebten die Liebe in siegreicher Allgewalt gegen alle Einwendungen des Glaubens hervorbrach.

„Nein, leine Täuschung mehr, wenn Du lebst, Georg," rief sie in leidenschaftlicher Freude aus. „Dein bin ich und Dem laß mich bleiben,

In nmnidu« cn»lit25. ^99

denn in meiner Liebe zu Dir ist der Gehalt meines Lebens, Täuschung war es nur, wenn ich vermeinte, ohne diese Liebe sein zu können. Georg, stoße mich nun nicht von Dir zurück; ich habe es mit überwältigender Macht an mir empfunden, wie untrennbar ich zu Dir gehöre — erst der Tod mit seinen Schrecken hat mich es gelehrt, daß, wo immer Du stehst, im Leben wie im Sterben, mein Platz bei Dir ist, und weiß auch mein Glaube sei, die Liebe ist stärker und selbst er kann von Dir mich nicht trennen."

„Hertha, meine Hertha!" schluchzte er auf und preßte sie an sich.

„Ich Dich von mir stoßen, der ich Dich mit aller Macht der Seele liebe und es nicht zu ertragen wußte, daß ich Dich verlieren solle?

Du mich lieben, Du mein! Giebt es Worte, das auszusprechen, was an Seligkeit für mich Glücklichen darin liegt? Aber Geliebte, hast Du bedacht: Du müßtest viel opfern, und nicht ohne Kampf mit den Deinen würdest Du mir angehören tonnen?"

Sie blickte stolz zu ihni empor in sein offenes, edles Gesicht. „Wenn es ein Opfer ist, Georg," sagte sie zuversichtlich, „so ist es das geringere, welches ich damit bringe, ein unendlich größeres wäre es, müßte ich leben ohne Dich. Und den Kampf mit den Meinen fürchte ich nicht — nun meine Liebe den Kampf mit mir selbst bestanden hat, ficht keines Menschen Widerstand mich an."

Jetzt tönten verschiedene Stimmen, immer naher kommend und hastige Schritte Herbeieilender an ihr Ohr. So versunken in Seligkeit sie an einander hingen, mußten sie doch nun die umschlingenden Arme lösen und an ihre Umgebung denken. Dem Soldaten war es endlich gelungen, sein Geschirr in Aufsicht lassen und mit einigen Leuten herbeieilen zu tonnen, um dem vermeintlich Verunglückten ihren Beistand zu bringen. Georg beruhigte sie darüber, daß er völlig unverletzt von dem Falle geblieben sei, dann trat er mit Hertha den Rückweg zur Stadt an.

Zitternd hing sie an seinem Arme.

. „Es war der Aufregung zu viel für Dich, geliebte Hertha," sagte er besorgt. „Laß Dich in eines der eisten Häuser führen, damit Du Dich dort ein wenig erholen kannst, ehe ich Dich heimgelcite."

„Du wirst noch mehr als ich der Erholung bedürfen, Georg. Gehe mit mir in das Haus des Herrn von Tanner, wo ich erwartet werde und wohin ich eilen wollte, als Du mich trafst. Ach Georg, ich hatte ja den Grafen und die Zusage einer Unterredung mit ihm vollständig vergessen, und erst Du hast mich wieder daran erinnert. Was liegt doch zwischen jenem Moment, wo Du zu mir sprachst und jetzt; wie ist es nur möglich, daß sich in dieser kurzen Spanne Zeit die rasende Verzweiflung des Todes und das höchste Glück, welches Menschen empfinden können, zusammendrängt und daß man die K'raft hat. es zu ertragen!"

14»

200 M. Lorcus.

II.

Georg führte Hertha bis an die Villa des Herrn von Tanner. Sie hing so kraftlos an seinem Anne, so erschöpft von alle den gehabt Gemüthseregungen, daß ihm bange war, sie zu verlassen, ehe er sie unter der Fürsorge der Tante wußte, von deren unverhofftem Auffinden fie ihm erzählte. Wie viel hatten sie sich zu sagen, wie viel drängte sich ihnen jetzt in Kopf und Herzen zusammen, wie anders hatte sich plötzlich Alles für sie gestaltet und wie würde Hertha der Ruhe und Sammlung bedürfen, um mit der Entscheidung ihres Herzens der Mutter und dem Onkel entgegen zu treten. Es kam ihr nicht in den Sinn, die neugefundene Tante als Fürsprecherin sich gewinnen zu wollen; konnte sie doch nicht einmal ahnen, wie diese selbst sich zu dem eben geknüpften Bunde stellen werde, und Hertha fühlte in sich Kraft genug, alles, was man ihr entgegensetzen werde, mit festem Willen zu bekämpfen.

Als sie sich der Villa näherten, kam ihr Frau von Hellmuth schon an dem Gartenthor entgegen und empfing sie mit den Worten: „Endlich bist Du da, liebe Hertha — ich harre Deiner lange und fürchtete schon, Du werdest nun gar nicht kommen."

„Ich hatte einen furchtbaren Schreck zu bestehen, und ich und mein Ve°gleiter bedürfe» beide der Erholung. Er wäre beinah überfahren worden und ich fand ihn ohnmächtig am Wege liegend. Liebe Tante, es ist mein Verlobter," sagte Hertha tief bewegt, und freudig zu Georg aufblickend, fügte sie hinzu: „Georg, das ist die gestern gefundene Tante."

„Ah, Graf Hall!" rief Frau von Hellmuth lebhaft aus. indem sie Georg die Hand entgegen reichte und mit herzlicher Freude und unverkennbarem Wohlgefallen ihn betrachtete. „Frau von Tanner hat mir schon davon gesagt, daß diese Verlobung zu erwarten sei."

Georg küßte die dargebotene Hand, dann entgegnete er mit ruhiger Würde: „Sie irren sich in meiner Person, gnädige Frau."

Hertha aber legte ihre Hand wieder in seinen Arm und sagte stolz: „Nein, liebe Tante, dieser hier ist Herr Doctor Franzius, den ich über Alles liebe und hochschätze und mit ihm, nicht mit dem Grafen Hall, habe ich mich diesen Morgen verlobt."

„Dann verzeihen Sie meinen Irrthum," stammelte Frau von Hellmuth sehr verwirrt.

Es war für sie ein äußerst peinlicher Moment und sie suchte so schnell als möglich darüber hinwegzukommen, indem sie hinzufügte:

„Aber hier so zwischen Thor und Haus — bitte, Herr Doctor, kommen Sie näher und suchen Sie mit Hertha Erholung im Zimmer."

Damit ging sie den Neiden voran in das Haus und führte sie in eines der Zimmer ein.

Hertha drängte es, der Tante gegenüber die Lage klar zu stellen;

In oinlliduz cli2lit25. 20^
als daher die Thür sich hinter den Eintretenden geschlossen hatte, sagte sie schnell zu ihr:

„Kaum Dich gefunden und kennen gelernt, bist Du, liebe Tante, doch die Erste, welche von unserm Verlöbniß erfahrt — weder Mama noch der Onkel haben bis jetzt eine Ahnung davon. Auch weih ich sehr wohl, daß mir ein harter Kampf bevorstehen wird, denn daß Georg nicht von Adel, wird noch nicht einmal so schwer gegen ihn in die Wagschale fallen, als daß er Protestant ist."

Frau von Hellmuth blickte in großer Verwunderung sie an.
„Aber warum soll denn das gerade so schwer gegen ihn wiegen?" fragte sie sehr erstaunt. „Deine Mutter hatte doch auch einen Protestanten zum Gatten erwählt."

„Was sagst Du? Mein Vater Protestant?" stieß Hertha hervor und faßte mit beiden Händen nach ihrem Kopf, als drehe sich plötzlich die Welt in wildem Kreise um sie herum.
»Mein Gott, wie Du mich anstarrst, Hertha! Was erschreckt Dich denn also?" fragte die Tante. „Weißt Du wirklich nichts davon? Aber Du bist doch selbst auch protestantisch getauft und solltest, nach der letzten Verfügung Deines Vaters, protestantisch erzogen werden — ist das denn nicht der Fall?"

Hertha sah die Tante an, als koste es ihr Mühe, den Sinn ihrer Worte zu begreifen und sich in dem zurecht zu finden, was sich da plötzlich vor ihren Blicken enthüllte. Sie hatte irgend eine Schuld in der Vergangenheit ihres Vaters zu finden gefürchtet, und nun diese so ganz unerwartete Aufklärung über ihn! Endlich faßte sie sich so weit, daß sie mit leiser, bebender Stimme zu sagen vermochte:

„Nein, ich bin Katholikin und ich habe von alledem nichts gewußt, nichts geahnt. Darum also, mein armer Vater, durfte ich von Dir nichts erfahren und hat man von Dir mich zu trennen gesucht! Mein Gott, wie darf des Glaubens wegen ein Kind von dem Vater geschieden werden und das durch die eigene Mutter? Was hat das hier zu sagen, ob ich Katholikin bin?"

Es ist schwer zu beschreiben, wie plötzlich, wie unvermittelt Letzteres an seiner alles Andere überragenden Bedeutung in ihr verlör.
Als sie noch eben Georg ihre Liebe gestanden und ihr Herz ihm zu eigen gegeben hatte, war es nach hartem Kampfe mit sich selbst und mit dem Gefühl geschehen, daß sie etwas lauge in sich Gehegtem, mit ihr Aufgewachsenem und fest Verknüpftem untreu werde, daß eben die Liebe in ihr an Kraft selbst ihrem Glauben überlegen sei. Jetzt aber, da sie hörte, daß der eigene Vater, den sie mit liebevoller Pietät verehrte, Protestant gewesen, sie selbst auch so getauft und nach seinem Wunsche so erzogen werden sollte — Fälle, die ihr noch eben undenkbar gewesen wären — füllte sich auf einmal vor ihr die Kluft aus, welche sie für unermeßlich gehalten. An dem Naturgemäßen der Empfindung, daß zwischen Vater und Kind verschiedene Eon«

202 M. Lorus.

fessionen keine Scheidewand bilden könne, zerstob das Schroffe ihrer Glaubensansichten wie Spreu vor dem Winde, und Protestant und Katholik standen in naher Verwandtschaft neben einander da — die trennende Mauer schwand vor ihren Blicken hinweg und das Gitter, durch das wir zu einander sehen konnten, war keine Schranke mehr.

Alles Nähere, was sie verlangte über jene merkwürdigen Vorkommnisse zu erfahren, erzählte ihr nun Frau von Hellmuth, welche mit großem Eifer ihr die früheren Verhältnisse ihrer Eltern enthüllte.

Herthas Mutter hatte als junges, elternloses Mädchen bei einer alten alleinstehenden Tante in Böhmen gelebt und dort den Hauptmann von Lorck kennen gelernt. Beide faßten schnell eine glühende Neigung für einander und heiratheten sich auch, trotzdem die Baronin durch diese Verbindung mit ihren streng katholischen Verwandten gänzlich zerfiel, welche die Verheirathung mit einem Protestanten durchaus nicht dulden wollten. Sie hing aber mit solcher Leidenschaft an ihrem Gatten, daß ihr das Glück seines Besitzes die Entfremdung mit ihrer Familie überwog, sowie es damals sie nicht störte, daß er Protestant sei. Sie war auch damit einverstanden, als auf seinen Wunsch Hertha protestantisch getauft wurde, da deren schwächliches Leben nach der Geburt eine schnelle Taufe nöthig machte. Lorck hatte aber immer gefürchtet, daß bei der leidenschaftlichen Natur seiner Frau die streng katholische Richtung ihrer Familie auch bei ihr mit der Zeit zum Vorschein kommen könne und dem war es Wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß er als seinen letzten Willen die Bestimmung hinterließ: seine Tochter, an welcher er mit großer Zärtlichkeit hing", solle protestantisch erzogen werden. Leider nur hatte er kein Vermögen zu hinterlassen, durch dessen Vermachung sein Wille auch gerichtlich zwingende Macht erhalten konnte, während so die Erfüllung desselben der Pietät und dem Gewissen seiner Frau überlassen blieb.

Er fiel bei der Bekämpfung eines Infurrectionsverfuches in Italien, wo er die letzten beiden Jahre seines Lebens stand und mit Frau und Kind in Venedig wohnte. Sein Tod versetzte die Baronin in grenzenlose Verzweiflung, auch war der Verlust des geliebten Mannes ein um so traurigerer für sie, als, ohne Vermögen, sie nur auf eine kleine Pension für den Lebensunterhalt nun angewiesen war. Die Eltern Lurcks, welche damals noch lebten, boten ihr zwar die Ausnahme in ihrem Hause an, sie aber lehnte dieses Anerbieten nach einigem Zögern ab, indem sie schrieb, daß ihre eigenen Angehörigen, von ihrer traurigen Lage gerührt, sich mit ihr aussöhnen, und sie und ihr Kind bei sich aufnehmen wollten, unter der Bedingung, daß sie sich von den Verwandten ihres Mannes gänzlich trenne. Sie müsse das annehmen und dem gestellten Verlangen unbedingt nachkommen, um das früher von ihr begangene Unrecht, welches nun schwer auf ihr lastete, wieder gut zu machen.

Dieser Brief war die letzte Nachricht von ihr gewesen, damit war sie verschwunden; sie hatte Venedig mit Hertha verlassen, man konnte nicht erfahren, wohin sie sich gewendet, die alte Tante war schon früher gestorben

In omllidug c!>2lit25. 203

und da sie sich von den Angehörigen ihres Mannes trennen wollte, wäre auch jede weitere Nachforschung nutzlos geblieben.

„Ter Zufall erst hat mich wieder mit Euch zusammengeführt," schloß Frau von Hellmuth ihren Bericht. „Scheint es nicht, als sei es geschehen, damit durch mich die Vergangenheit enthüllt werde und ich Die anklage, welche mit solcher Lieblosigkeit an meines Bruders Andenken gefrevelt und so gewissenlos an Dir gehandelt haben?"

Hertha war gespannt den Mittheilungen der Tante gefolgt; eine tiefe Bitterkeit erfüllte sie, daß die Mutter so den Todten verleugnen konnte und sprach sich auf ihrem Gesicht und in dem Ton ihrer Stimme aus, als sie jetzt sagte:

„Wenn mein Vater eines Vergehens sich schuldig gemacht hatte, man tonnte nicht härter gegen ihn sein; als ob er ein Verbrecher sei, hat man von ihm mich zu scheiden gesucht."

Georg blickte sie beunruhigt an.

„Wer wollte und könnte das Unrecht leugnen, das geschehen ist — aber, theure Hertha, laß nun dasselbe nicht zwischen Dich und Deine Mutter treten und so Dein eigenes Glück stören," warf er begnügend ein.

„Im Gegentheil, es wird Dir vielleicht nun den Weg zu Deinem Glücke

ebnen helfen," meinte Frau von Hellmuth zuversichtlich. „Deine Mutter,

Hertha, erwartet übrigens meinen Besuch, so tonnen wir nun gemeinsam

zu ihr gehen — jetzt bedarf es keiner Verheimlichung mehr."

Georg begleitete die beiden Damen und an der Dechanei trennten sie sich.

Hier wurde Hertha mit großer Entrüstung und heftigen Vorwürfen

von der Baronin empfangen, da seit einer Stnnde Graf Bodo Hall ihrer

harre, dem sie eine Unterredung zugesagt und demohnerachtet sich entfernt

habe; die Vorwürfe eistarben aber plötzlich auf den Lippen der Baronin, als

sie, zu ihrem Entsetzen, Frau von Hellmuth hinter ihrer Tochter eintreten sah.

„Ja, Mama, staune nur, das ist Tante Helene, welche mit mir kommt,

Dich aufzusuchen," sagte Hertha, sich zu möglicher Ruhe zwingend. „Laß

Dir von der Tante erzählen, wo ich jetzt gewesen bin und was ich da erfahren

habe, währenddem ich nothwendiger Weise mit dem Grafen sprechen muß."

Dieser hatte eine harte Probe der Geduld zu bestehen gehabt, sie jedoch

ziemlich stoisch ertragen, obgleich es einigermaßen herabstimmend für sein

Selbstgefühl sein mußte, daß Hertha seinem bedeutsamen Besuche nicht

erwartungsvoller entgegen harrete.

Er ließ aber durchaus keine Empfindlichkeit merken, als sie ihn mit

den Worten entgegen trat:

„Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich nicht gleich anwesend sein tonnte,

da Umstände mich zu einem frühen Ausgang zwangen."

„Mein Verlangen, Sie zu sprechen, Baronesse, ist allerdings auf das

Neußerste gesteigert worden," antwortete er, so gemessen wie immer. „In

Ihrer Hand liegt es aber, mich tausendfältig für diese Verzögerung zu ent-

schädigen, bin ich doch gekommen, diese Hand für mich zu erbitten. Wollen

20^ M. Lolvi>5.

Sie, Baronesse, mich nun um so glücklicher machen, indem Sie meine Bitte erhören und einwilligen, meine Gemahlin zu weiden?"

Hertha sah den Grafen mit aufrichtigem Bedauern an; sie fühlte sich ihm gegenüber nicht frei von Vorwurf und dieses Bewußtsein legte in ihre Stimme einen Grad von Wärme und Theilnahme, welche sie bisher niemals ihm gezeigt hatte.

„Ich bedaure lebhaft, Herr Graf, diese Frage an mich gestellt zu hören, da ich die mir gebotene Ehre nicht annehmen kann; denn meine Hand ist nicht mehr frei, und ich bitte herzlich um Vergebung, wenn in meinem Wesen etwas gelegen hat, was Sie zu Hoffnungen berechtigen konnte," sagte sie weich. Graf Bodo blickte ganz verblüfft zu ihr auf — wurde ihm nicht da in aller Form ein Korb verabreicht, ihm, den Grafen Hall? Aber es war doch kaum denkbar, daß dem also sein könne — er hatte wohl nicht recht gehört! Er schob das Lorgnon etwas höher und sah Hertha scharfer an, um auch mit den Augen einem stattgefundenen Irrthum seines Gehöres nachzuhelfen.

„Vernahm ich recht? Baronesse wäre schon verlobt?" fragte er.

„Ja, Graf Hall, und da ich Ihnen volle Offenheit schulde, sei Ihrer Discretion auch der Name meines, nur erst im Geheimen mit mir Verlobten anvertraut; es ist Herr Doctor Franzius," entgegnete sie ihm würdevoll. Es war eine eigenthümliche Wirkung, welche diese Worte hervorbrachten. Der Graf fuhr zurück, als habe er einen Schlag in das Gesicht bekommen. Er und dieser bürgerliche Doctor, in einer Linie als Bewerber um die Hand der Baronesse nebeneinander stehend, und als den Abgewiesenen ihn, den Reichsgrafen Bodo Hall! Er starrte Hertha an, als sähe er ein Gespenst vor sich stehen. Endlich nach und nach faßte er sich soweit, daß er versuchen konnte, ein wenig zu überlegen.

Gelinge Leute machen um jede Kleinigkeit einen ungeheueren Lärm, dachte er; sie können keine Partie Whist verlieren, ohne nicht sich lebhaft zu ärgern, und keinen Stoß mit dem Ellenbogen bekommen, ohne nicht einen Streit anzufangen — wer wird so plebejisch sein, Verdruß oder Kränkung zu zeigen? Zudem, wenn er um solchen Nebenbuhlers willen abgewiesen werden konnte, war seine Werbung überhaupt ein arger Mißgriff gewesen. Er senkte daher die erstaunten Augenbrauen und das hinausgeschobene Lorgnon wieder herab, griff nach seinem neben ihm stehenden Cylinderhut, räusperte ein wenig die etwas heiser und unsicher gewordene Stimme und sagte dann sehr ruhig, mit einer Verbeugung, als habe Hertha soeben den ersten Walzer ihm abgeschlagen:

„Entschuldigen Baronesse meine Frage."

Darauf schritt er gelassen zur Salonthür hinaus.

„Jedenfalls wird er nicht an gebrochenem Herzen sterben, und das Peinliche dieses Augenblickes war vielleicht größer für mich, als für ihn." dachte Hertha, als sie langsam hinüber nach dem Zimmer der Mutter schritt. Dagegen überstieg die Aufregung, der Zorn, die Verzweiflung der Baronin alles Maß, als sie die Abweisung des Grafen und Herthas Liebe

für den bürgerlichen und protestantischen Doctor Franzius erfuhr. Vergebens suchte Frau von Hellmuth für die Nichte zu sprechen und die Vergangenheit als Bundesgenossin herauf zu beschwören. Nie Baronin überhäufte die Tochter mit Vorwürfen und Drohungen, und als diese nichts fruchteten, mit Klagen und Bitten, aber Alles prallte an der Festigkeit ab, womit Hertha ihr erwiderte:

„Ich thue aus Liebe, was auch Du, Mama, aus Liebe yethan hast.“

„Und was auch Tu später bitter bereuen wirst. Hertha, verlaß Dich darauf, sowie ich es meines Glaubens wegen tief bereut habe,“ warnte die Mutter.

„Nein. Mama, denn auf Georgs Seite steht ja auch mein Vater, und den harten Kampf, welchen ich mit mir bestehen mußte, hättest Du mir ersparen tonnen, wenn Du mich nicht über den Todten in völligem Dunkel erhalten,“ sagte Hertha vorwurfsvoll.

„Konnte ich denn anders? Sei doch gerecht gegen mich! Als der Onkel sich mit mir wieder aussöhnte, geschah es nur unter der Bedingung des vollständigsten Schweigens über Deinen Vater, das ich ihm heilig geloben mußte; Du so wenig als Andere sollten erfahren, daß er Protestant gewesen und Du protestantisch getauft seist, damit das wieder ausgelöscht werde, womit ich so furchtbar gefehlt, wozu die Leidenschaft und Schwachheit meiner Liebe zu Deinem Vater mich veranlaßt hatte, und worüber ich selbst nun die tiefste Reue empfand. Matthias wollte kein protestantisches Element in feiner Familie dulden, und er wird es auch jetzt nicht; wie er sich von mir deshalb lossagte, wird er es von Dir thun, wenn Du auf diesem Bündniß beharrst.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tapetenthüre, welche aus den Zimmern des Dechanten nach denen der Baronin führte, und Matthias von Göllnig trat ein.

Ueberrascht blickte er auf die leidenschaftlich erregte Gruppe der drei Damen und konnte sich sofort denken, wer die dritte sei. welche dort neben Hertha saß, den Arm um deren Schulter gelegt. Ein Schatten peinlichster Ueberraschung und Verdrusses glitt über sein ruhiges Gesicht, und er zauderte unwillkürlich einen Moment, ehe er die Thür hinter sich abschloß und vorwärts trat.

„Mein Bruder Matthias — sieh hier Frau von Hellmuth, meine Schwägerin,“ sagte die Baronin vorstellend nach dem ersten, bei seinem Eintritt empfundenen Schreck und fügte dann hinzu: „Alle unsere Vorsicht war vergeblich, Matthias, der Zufall ist uns zuvor gekommen und hat Helene mit Hertha zusammengeführt. Diese weiß Alles — ja noch mehr“

Sie hielt zögernd inne, dann fuhr sie mit wieder hervorbrechender Heftigkeit fort:

„Nun, Hertha, sage Du dem Onkel selbst, was ich gar nicht auszusprechen wage!“

Frau von Hellmuth hatte sich bei den vorstellenden Worten der Baronin erhoben und war dem Dechanten entgegen getreten, der inmitten des Zimmers stehen blieb, forschend die Augen auf die neue Erscheinung der Dame lichtend. Diese sagte zu ihm, noch ehe Hertha etwas zu äußern vermochte:

„Unsere Bekanntschaft, Herr Dechant. beginnt leider mit einem scharfen

206 M. Lorus.

Mihllang. Sie weiden es der Schwester nicht verargen, wenn sie schmerz-lich das empfindet, was an dem Andenken und an den Rechten meines Bruders gesündigt worden ist, und Einwendungen gegen das gänzliche Unterdrücken seines letzten Willens erhebt."

„Der Schwester, nein," entgegnete ruhig der Dechant. „Sie finden mich auf jeden Vorwurf vorbereitet, den Sie mir machen können und den ich erwartet habe."

„Wenn Sie somit die Berechtigung meiner Vorwürfe anerkennen, verstehe ich noch weniger, Herr Dechant, wie Sie dieselben veranlassen konnten."

warf mit Nachdruck Frau von Hellmuth ein. „Meine Nichte ist protestantisch getauft, der letzte Wille ihres Vaters bestimmte, daß sie auch so erzogen werden solle — trotzdem haben Sie das Alles unterdrückt und das Kind katholisch erzogen."

Der Dechnnt hörte gelassen die Sprechende bis zu Ende an, ohne seine stehende Stellung zu verändern oder im Geringsten von seiner Ruhe zu verlieren.

„Ich hatte gesagt, daß ich es der Schwester des Verstorbenen nicht verarge, wenn dieselbe mir Vorwürfe macht, ich habe aber damit nicht ausdrücken wollen, daß ich letztere für gerecht erachte," nahm er mit Würde das Wort wieder auf. „Sie übersehen, daß ich Priester meiner Kirche bin, deren Dogmen ich als die allein wahren anerkenne, und wenn ich das Kind bei mir aufnahm, für dasselbe sorgte und es erzog, konnte es nur geschehen, indem ich es auch diesem wahren Glauben zuführte."

„Selbst das Ihnen und Ihren Ansichten zugestanden, Herr Dechant, rechtfertigt das doch keineswegs Ihr Thun; denn dem Vater Herthas waren auch die Lehren feines Glaubens die allein wahren, welche er seinem eigenen Kinde zugänglich gemacht zu wissen wünschte. Sie haben aber auch später dem reifen Mädchen jede Mitteilung über den Willen ihres Vaters entzogen, während doch ihrem selbstständigen Ermessen die freie Wahl zwischen den beiden Dogmen, worauf sie getauft und worin sie erzogen worden war, über» lassen werden mußte. Hier tnnn die Taufzeugin Herthas so wenig schweigen, als es die Schwester des Verstorbenen vermag."

„Oh, laßt doch den Glauben sein und streitet nicht um diesen," fiel hier Hertha mit Bitterkeit ein. „Warum aber den Vater mir entrücken?

Warum mir ihn nochmals nehmen, nachdem schon der Tod mir ihn geraubt halte? Onkel, warum hast Du mir das gethan?" fragte sie ih» vorwurfsvoll.

Bei diesen Plötzlich hervorbrechenden Vorwürfen kehrte der Dechant betroffen das Gesicht zu der Nichte hin und betrachtete sie mit unverkennbarem Schmerz: noch nie war ein solcher Ausdruck von tiefem Leid auf diese sonst so unbeweglichen Züge getreten.

„Weil ich nicht auch Deine Seele der Gefahr aussetzen wollte, daß der Irrthum darin Wurzel schlage," erwiderte er bekümmert, aber fest.

„Wenn ich den Vater Dir nahm, ohne zugleich Dir ihn zu ersetzen, so wäre es ein Frevel gewesen, den ich beging. Hertha, hier muß Deiu Herz Richter sein über das, was ihm genommen und ihm wieder gegeben wurde — auf Deinen Vorwurf war ich nicht vorbereitet."

In Omnibus ckaiitaz. 29?

„Ach, Onkel, daß Du mich dazu zwingen mußttest! Du hast mir so viel gegeben, reiche Liebe lange Jahre hindurch, und mein Herz tonnte nie anders, als Dir heißen Dank dafür zollen — aber wie viel freudiger noch würde es das thun, wenn nicht die Liebe zu dem eigenen, so ungerechterweise mir entrückten Vater sich nun vorwurfsvoll gegen Dich wenden müßte! Und was hast Du erreicht mit dieser unduldsamen Härte? Du wolltest den Vater mir nicht lassen, weil er Protestant war, dagegen hat mein Herz einen Protestanten zum Gatten sich gewählt — willst Du nun auch diesen nicht dulden? Ihn von Dir stoßen und mich mit ihm? Denn, Ontel, ich lasse nimmer von ihm ab und von ihm kannst Du mich nicht trennen!" rief sie leidenschaftlich aus. Der Dechant starrt? sie an, nicht erschrocken oder überrascht, nein, nur forschend, als wolle er einen Namen in ihren Augen lesen, noch bevor er von ihren Lippen ausgesprochen wurde.

„Doctor Franzius?" fragte er endlich.

„Ja, Georg! Sein großes, liebevolles Herz gehört mir und ich habe ihm das meine gegeben. Gott mag entscheiden, in welcher Seele der Irrthum ist, ob in seiner, ob in unserer — so wie er aber ist, liebe ich Georg für Zeit und Ewigkeit und da ich mich ihm ergebe habe, gehöre ich ihm auch rückhaltlos an, ohne Vorbehalt und Clausel. und nichts soll von ihm mich wieder trennen." entgegnete Hertha, muthig und entschlossen dem Onkel in die Augen blickend.

„Also doch!"

Mehr sagte er nicht. Er kehrte die Blicke von ihr hinweg, neigte nur noch in ernster Würde den Kopf gegen Frau Hellmuth und die Tapetenthür öffnend, verließ er das Zimmer.

„Er geht, ohne ein weiteres Wort zu sagen!" rief bestürzt die Baronin aus. „Du siehst es nun, Hertha, er giebt diesen Bund niemals zu und unbeugsam, wie er ist, wird er Dich von sich stoßen."

Herthas Augen füllten sich mit Thränen, sie drängte dieselben aber gewaltsam zurück, indem sie entgegnete:

„So muh ich das Unvermeidliche tragen — aber von Georg lasse ich nicht." Stunde auf Stunde verging, der Abend nahte: der Dechant kam nicht wieder herüber; auch zum Thee erschien er nicht, sondern ließ sich einen Imbiß auf fein Zimmer bringen. Er schien jede weitere Auseinandersetzung abschneiden zu wollen und die Unnachgiebigkeit seines Willens damit lund zu thun. Während die Baronin in immer steigende Rathlosigkeit und Verzweiflung dadurch gerieth, wuchs in Hertha die Erbitterung über das ihr und ihrem Vater zugefügte Unrecht, und sie suchte alle Seelenkräfte zu sammeln, um mit Festigkeit den Kampf mit dem Onkel aufzunehmen. Sie schrieb an Georg einige Zeilen, ihn von dem Stand ihrer Angelegenheit zu benachrichtigen und wenn sie darin unwillkürlich ihren getränkten kindlichen Gefühlen Worte lieh, gab sie ihm aber auch die wiederholte Versicherung, daß sie, wie es auch komme, muthig und fest an ihrer Liebe zu ihm halte und auf die seinige sich stütze.

208 M. Lorum.

Frau von Hellmuth war sehr enttäuscht von der durch Herthas Eingreifen abgebrochenen Unterredung mit dem Dechanten fortgegangen, verschob aber ihre Abreise, um, wenn nöthig, ihrer Nichte helfend zur Seite zu stehen.

15.
Der Dechant hatte langsam die weiten, öden Räume durchschritten gehabt, welche zwischen dem Fremdenhause und seinem Studirzimmer lagen, aber in dasselbe zurückgekehrt, rastete er auch hier nicht, sondern wanderte ruhelos darin auf und nieder. Es kamen zwar Amtsgeschäfte, welche abgefertigt werden mußten, und er vollzog sie mechanisch; dann aber trieb ihn dieselbe Ruhelosigkeit wieder umher, immer unter der Last der ihn bedrängenden Gedanken gehalten, welche nicht von ihm ablassen wollten. So verging der Tag und die Nacht trat ein; er suchte sein Lager auf, doch er fand keinen Schlaf. Seitdem er die vielen langen Jahre in diesen Räumen gelebt, hatte noch nie ein Tag ihm solche Pein gebracht, kein Augenblick ihn mit solcher Unruhe in der Seele gefunden.

Alles, was er befürchtet hatte, war gekommen, ja, mehr als das! Aber so entsetzlich ihm doch erst der bloße Gedanke an die Möglichkeit eines Bundes zwischen Hertha und Georg gewesen, war es nicht sowohl dieser, was ihm jetzt so fürchterliche Qual verursachte.

Die Frage Herthas: „Was hast Du erreicht?“ tönte ihm unaufhörlich in der Seele nach.

Er hatte nichts erreicht, nur verloren!

Denn unleugbar fühlte er es, wie die Unduldsamkeit und Härte, welche er gegen Herthas Vater geübt, nun den Stachel gegen ihn selbst lehre; wie deshalb das Band zwischen ihm und ihr sich lockere und ihre Liebe sich von ihni wenden werde — und der sonst so kalte Dechant konnte nicht das Herz des Mädchens entbehren, das er als sein Kind betrachtete, dem er, der einsame Priester, die Sorge und Liebe eines Vaters geschenkt.

In früheren Jahren hatte er zu wenig mit seiner Schwester zusammen gelebt, als daß in ihm ein tiefgehender Bruch entstanden wäre, da er sich wegen ihrer Verheirathung mit ihr gänzlich überwarf. Jetzt war dem anders. Ein Zerreißen seiner wärmsten, innigsten Gefühle würde mit dem Lossagen von Hertha verbunden sein — ein Bruch, der ihm bis auf das Mark des Lebens drang. Hertha aber, das wußte er, würde es darauf ankommen lassen. Ihre heiße Neigung für Georg verband sich nun mit der gekränkten Liebe für den tobten Vater und ihr selbständiger Wille würde sich an ein Nein des Onkels noch weniger lehren, als die leidenschaftliche Mutter sich damals von dem des Bruders abhalten ließ.

Bisher hatten ihm die Glaubensansichten über den menschlich schönen Gefühlsregungen gestanden und er hatte das Herz Anderer so wenig als sein eigenes in Betracht gezogen; jetzt hätte er aufstöhnen mögen vor Schmerz über das, was diesem Heizen genommen werden sollte.

Und Georg — wie würde dieser ihn ob des Geschehenen beurtheilen?

Hier stand der Techant vor einer neuen Pein, die ihm unerträglich schien. Noch nie in seinem Leben hatte er solch demüthigendes Gefühl der Beschämung empfunden, als gerade Georg gegenüber seine Handlungsweise weder vor der Liebe und Duldsamkeit, noch vor der Gerechtigkeit entschuldigen zu können, so sehr er es auch bisher vor sich selbst zu thun gesucht hatte. Georg würde ihn darum verdammen, das sagte er sich, und so sonderbar es scheinen mag, er konnte nicht gelassen die Achtung des jungen warm-fühlenden Mannes missen, dem doch er, der welterfahrene, geistig hoch-stehende Greis den Irrthum seines freistrebenden Geistes vorwarf.

„Irrthum?“

Als er nach der schlaflos verbrachten Nacht, wieder grübelnd über das Geschehene, in seinem Zimmer auf- und niederschritt, und ihm jetzt dieses Wort vor die Seele trat, fragte er sich plötzlich unwillkürlich: Aber wo liegt in Wahrheit der Irrthum? Konnte er denn so ganz unbedingt sicher sein, daß seine Anschauungen, seine Ansichten die allein richtigen seien? Betroffen hemmte er die ruhelosen Schritte und blieb sinnend stehen. Na fiel sein Blick auf Hieronymus' Bild. Sonderbar! Noch nie war ihm dessen liebevoller Blick so tief in die Seele gedrungen, noch nie hatte er so beredt zu ihm gesprochen, wie in diesem Augenblick.

„Dein mildes Herz würde vielleicht nicht geschwankt haben mit der Antwort auf diese Frage, Hieronymus,“ dachte er, als er zu dem Bild hintrat und in dies edle Greisenantlitz emporblickte. „Du würdest sagen: da, wo die Liebe fehlt, da ist der Irrthum; und wahrlich. Du könntest Recht haben! Denn ist ‚die Liebe zu Gott das vornehmste unserer Gebote, so kommt das der Liebe zu dem Nächsten jenem gleich“ und dann würden die irren, welche das eine oder das andere dieser beiden Gebote vergessen. In omnibus» Harita8, das ist das Wahre: Ich habe so lange mit diesen Worten vor Augen mit ihnen zusammen gelebt und erst jetzt will die ganze Tiefe der Wahrheit, welche darin liegt, sich mir enthüllen.

Wie bin ich aber da dem Irrthum verfallen gewesen! Ich habe die Schwester von mir gestoßen gehabt, um der Ansichten ihres Gatten willen und sie nur wieder bei mir aufgenommen, indem ich der Tochter den Vater nahm; ich habe aber sehen müssen, daß alle meine ihr geschenkte Liebe Hertha nicht ersetzen konnte, was ich diesem gegenüber an Liebe und Duldsamkeit verleugnete. Denn wie heilig ist doch das Vaterrecht! Ich, der ich mir es nur von der Natur erborgt, wie fühle ich mich auf das Tiefste verletzt, da mir es wieder genommen werden soll.“

Und nun mußte er sich auch sagen, wie die, welcher seiner Ansicht nach die Irrgläubigen waren, doch der duldenden Liebe mehr bekundet, als er. Sie hatten freiwillig seiner Kirche das geboten, was zu fordern alles Recht abgesprochen worden war. Dort hatte Georg am gestrigen Morgen gestanden und ihm den neugewonnenen, vortheilhaften Frieden gebracht; wie heißersehnt war ihm dieser, wie dankerfüllt war er, und nun brach um seiner unduldsamen Harte willen der Unfriede in seinem eignen Hause wieder aus

2^0 M, «^orvus.

Der Dechant fuhr mit der Hand über die gefurchte Stirn und beschattete die düster blickenden Augen — er war kein Schwächling, der nicht schonungslos die Wahrheit sich bekannte, wo diese seinem Verstände sich aufdrängte, aber es war furchtbar bitter, sich dieselbe so gestehen zu müssen, wie er es that. Da klopfte es an der Thür, leise öffnete sich diese, Iäschke sprach anmeldend einen Namen aus und als der Dechant die Hand von den Augen hinwegzog und aufblickte, sah er Georg wieder dort auf der Schwelle seines Zimmers stehen. Dieser zauderte einen Augenblick vorwärts zu treten. Hertha hatte so fest überzeugt von desOntelsUnbeugsamkeit ihm geschrieben, daß es gewagt schien, wenn er kam. demfelben eine Zustimmung abzugewinnen. Unsicher prüfend hingen seine Augen an dem alten Herrn; doch der nachdenklich ernste, aber nicht, wie er gefürchtet hatte, kalt abweisende Blick, dem er begegnete, gab ihm seine Zuversicht und seinen Freimut!) wieder und er ging rasch auf den Dechanten zu. Zweimal erst im Leben hatten sie vor einander gestanden, beide Male aber war ihr Zusammentreffen von großer Bedeutung für Jeden gewesen. Während Georgs frisches, warmes Herz schön und rein die Saiten anzu-schlagen wußte, die auch in des Dechanten Brust einen Widerhall zu wecken vermochten, war des alten Herrn nie sich verleugnende Würde dem jungen Mann ehrfurchtgebietend entgegen getreten, und wie verschieden sie auch im Denken und Fühlen waren, in tiefer gegenseitiger Achtung begegneten beide sich. Des Dechanten Handlungsweise in Bezug auf Herthas Vater widersprach freilich Georgs freisinnigem und liebevollem Wesen vollständig, und doch ließ gerade seine vorurthcilslose und menschenfreundliche Denkungsart ihn am ehesten nachsichtsvoll den alten Herrn beurtheilen, und die Kränkung und Bitterkeit, welche jetzt Hertha empfand, that ihm sowohl um ihret- als auch um dessentwillen leid, der doch bei allem Unrecht reiche Vaterliebe ihr geschenkt, hatte. Und diese milde Beurtheilung ließ ihn jetzt mit derselben Achtung auf die würdige Person des Dechanten blicken, als er mit einem gewissen Grad von Vertrauen zu ihm sagte:

„Hochwürden, als ich gestern vor Ihnen stand, glaubte ich diese Stadt verlassen zu müssen, weil ich eine tiefe, nicht mehr zu unterdrückende Neigung für unerwidert hielt; seitdem wurde mir aber die beseligende Gewißheit zu Theil, daß meine Gefühle entgegnet werden. Fräulein von Lorck hat sich mit mir verlobt, und ich würde nun die mir verliehene Ernennung als Tirector des neuen Hofpitals annehmen und mein Heim hier gründen, wenn auch Hochmürden Ihre Einwilligung zu unfarm Bunde geben. Ich weiß, daß meiner Hertha Liebe unverbrüchlich fest mir angehört, aber ich möchte sie so gern mit dem Segen dessen an mich binden, der so lange Vaterstelle bei ihr vertreten hat. Schon einmal habe ich mich nicht vergeblich mit einer Bitte an Ihr gütiges Herz gewendet, und auch heute, wo es doch so Vielem gilt, das ich zu erbitten wage und ich weiß, daß ein Opfer der Anschauungen damit verbunden ist, will mich eine frohe Zuversicht nicht verlassen.“

„Wir haben schon früher überdies? Anschauungen gesprochen, junger Mann.“

In omnibus? cl!2rit»5, 2^
entgegnete der Dechant. das Wort aufgreifend, als beruhe darauf die Hauptsache dessen, was Georg gesagt. „Die unseren gehen freilich himmelweit auseinander." „Und doch trafen wir in einem Punkte zusammen, Hochwürden, in dem der christlichen Liebe," fiel Georg lebhaft ein. „Es hält wohl Jeder seine Anschauungen für die richtigen, ohne doch den Andern davon überzeugen zu tonnen. Wer will sagen, welcher Recht hat. welcher nicht? Trifft aber nicht die Liebe da das Rechte, wenn sie die Anschauungen Anderer duldet und sich über keines redlichen Menschen bestes Fühlen und Erkennen unduldsam überhebt?" „Sie wissen? Hertha hat Ihnen erzählt . . . ?" stieß der Dechant statt aller Antwort hervor.
Es lag ein solcher Ausdruck tiefinnerster Seelenqual in dem Blick, der diese Worte begleitete, ein Bekennen dessen, was man dem Dechanten jetzt zum Vorwurf machte, und was er darum litt, daß eine heiße Gluth sich über das Gesicht Georgs ergoß, fast beschämt, daß ihm dieser unwillkürliche Einblick in diese sonst so fest verschlossene Seele geworden, und er beeilte sich, dem peinlichen Empfinden des alten Herrn zu Hilfe zu kommen, indem er schnell und herzlich sagte: „Ich weiß, daß Dem, der viel geliebt, auch viel vergeben wird und daß, sobald nur Hertha wieder ruhigen Gemüthes ist, sie. eingedenk Ihrer großen väterlichen Liebe, auch unverändert die Gefühle einer Tochter Hochwürden darbringen wird." Als Georg so zuversichtlich sprechend vor ihm stand, mit dem leuchtenden Widerscheine inneren Glückes auf seinem Gesicht, erwärmend, hell und offen, als habe das Sonnenlicht sich dort festgesetzt, erschien er plötzlich dem Dechanten wie die Verkörperung des Friedens selbst. Er brauchte nur die Hand nach ihm auszustrecken, und ihn an sich zu ziehen, und er gewann den Frieden mit sich, mit Hertha, mit der Welt; wie man auch über sein früheres Thun urtheilen mochte, die Versöhnung mit dem Allen lag in Georg, wenn er diesen an sich band. Es kostete ihn nur ein wenig Duldsamkeit mit den Ansichten eines Anderen, durfte er da zaudern?
Er legte plötzlich die Hand auf Georgs Schulter, ein warmer Glanz schimmerte in den sonst so kalten Augen und er sagt? in einem außerordentlich wohlwollenden Tone:
„Sie haben gestern mir Großes gebracht, junger Mann, heute ist es an mir, das zu erwidern. Wenn ich Einen Hertha zum Gatten wünschen möchte, so ist Ihre Persönlichkeit. Herr Doctor, mir die liebste dazu, obgleich ich Ihnen offen bekenne, daß ich gerade diesen Bund gefürchtet habe und gern das Schließen desselben vermieden hätte. Aber wir denken und Gott lenkt — so nehmen Sie nun meinen Segen." Und so kam es, daß am Nachmittag desselben Tages Andreas die alten Rappen nach monatelanger Pause wieder nach dem Gemeinlogis zu lenken hatte, und daß in wunderbarem Einverständnis; der Primarius ebenfalls seinen Spaziergang dorthin wieder zntrat, beide von dem Impuls des Dankes getrieben, denn Jeder hatte von dem Andern etwas Großes erhalten, der Eine für die Glieder seiner Kirche, der Andere für seinen Sohn.

2^2 M, Lorus.

Als die beiden alten Herren nach so langer trüber Zeit sich endlich wiedersahen, reichten sie sich zwar nur stumm die Hand, aber sie hielten diese länger fest, als sonst geschehen war, als wolle jeder das Gefühl neu-gewonnenen Glückes nach langer Entbehrung in diesem Drucke empfinden, und in tiefer Bewegung blickten sie einander an. Doch wagte Keiner das Dazwischenliegende zu berühren, da in den eigenen Vorwürfen auch fo viele für den Andern lagen, und Keiner mochte die Freude des künstlichen Augen»blickes durch einen Schatten trüben.

Sie sehten sich, wie ehemdem, zu der schmerzlich entbehrten Partie Schach nieder, aber sie spielten heute Beide schlecht. Jeder gab Blößen, welche der Andere übersah für sich auszunutzen, und endlich inne weidend, wie unaufmerksam sie spielten, beendeten sie die Partie und traten gemeinsam den Rückweg wieder an.

Und nun dankte Jeder dem Andern rückhaltslos für das, was er groß-müthig gab.

Sie waren bis an Sanct Iohannis Kirche zusammen gegangen und standen still, sich hier zu trennen, um der Eine links, der Andere rechts nach seiner Amtswohnung sich zu wenden; da zauderte der Dechant einen Augenblick und sagte dann:

„Lieber Freund, für morgen früh ist Ihnen mein Besuch zugedacht.

Sie haben meiner Kirche zu viel zugestanden, als daß ich nicht selbst den Dank dafür bringen möchte. Jetzt aber, bitte, treten Sie einen Augenblick bei mir mit ein; denn ich möchte diesen glücklichen Tag nicht beschließen, ohne Sie mit meinem ältesten Freunde bekannt gemacht zu haben."

So gingen sie denn zum ersten Male gemeinsam über den stillen Vorhof der Techanei und die breite Treppe empor, nach dem düstren Studirzimmer des Techanten. Die alten Prälaten starrten verwunderungsvoll den neuen Ankömmling an, nur HieronymuZ' sanfter Blick begrüßte ihn liebevoll, als Matthias von Göllnih den wiedergewonnenen Freund zu ihm geleitete.

„Betrachten Sie dieses Bild und lesen Sie die Worte, auf welche der längst Gestorbene noch immer mahnend hinweist," sagte der Dechant. „Wir Beide waren eine Zeitlang davon abgewichen und darum irre gegangen. Sie, lieber Freund, haben zuerst den Weg dahin wiedergefunden, nun aber lassen Sie uns auch immerdar fest daran halten, damit uns Einigkeit und Friede nicht wieder verloren gehen."

„Nein, nicht ich war es, der den Weg dahin zurück gefunden hat — ich mag mich nicht besser machen, als ich bin," warf der Pastor beschämt dagegen ein. „Mein Sohn hat mich dahin gewiesen und diesmal bin ich seiner Leitung gefolgt."

„Eine harte Lehre für uns beiden Alten, daß er doch hier wohl christlicher dachte, als wir," entgegnete leise d«c Dechant, als möchte er seine Worte selbst diesen verschwiegenen Wänden nicht huren lassen.

Und wieder, wie an dem ersten Abend unserer Erzählung, steht des Mondes volle Scheibe am klaren Himmel, und gießt die reiche Fülle seines

In omniblibl>2lila5. 2^3
milden Lichtes auf alle die Thiirme und Zinnen und Firsten der guten alten
Stadt hernieder und verklärt auch ein paar glücklich blickende Gesichter,
die an einem der Fenster der alten Dechanei lehnen. Das des Mädchens
hob sich strahlend zu dem des Mannes empor; das Gefühl, welches das
Weib nicht missen kann: daß sie zu dem Manne aufblicken kann, den sie
liebt, sie empfand es in vollem, reichem Maße, und da sie nun ihr Herz
ihm zu eigen gegeben, hing sie in aller Demuth der Liebe an ihm.
Und unten auf dem Kirchplatz, bei dem steinernen Roland, bescheint
das Mondenlicht auch zwei glückliche Menschen.
Andreas hatte sofort die große Bedeutung herausgeföhlt, als er den
Wagen wieder nach dem Gemeinlogis zu fahren hatte, und wenn es mithin
zwischen den beiden hohen Gegnern zu einem Compromiß gekommen sein mußte,
war er schnell zu einem gleichen bereit.
Nachdem er gestern Abend, sowie den Tag vorher, von dem Stelldichein am
Brunnen trotzig fern geblieben war, harrte er daher heute Hanka's mit einem sehr
versöhnlichen Gesicht, ging ihr entgegen, als er die Holzpantoffeln über den Kirch-
Platz dahertlapp<!in hörte, und nahm ihr sofort ritterlich die Kannen wieder ab.
„Denk' ock, Handrij," rief sie ihm zu, „mei' Juri is' sich worden
Doctor in neues Hospital un triegt Gnaden Tci jung Fräul'n, un' mci'
Juri sagt: willst Du sich Kutscher sein bei ihm — nu', Handrijo"
sie hielt inne und sah ihn prüfend an; dann aber schlang sie plötzlich die
Arme um seinen Hals und lachte: „nu', dann kriegst alte Hanta ooch!"
„Ob ich will, Hanta!" rief er und küßte sie stürmisch.
Indessen rückte mit leisen Schritten die Nacht weiter vor; still und
stiller ward es auf dem Kirchplatze, die Thüren wurden verschlossen und die
Lichter verlöschten hinter den Fenstern. Eintönig plätschert nur noch das
Wasser in das steinerne Becken des Brunnens, sonst tiefe Ruhe nun überall.
Hinter den hohen Bogenfenstern brennt still der ewigen Lampe Dämmerchein
in dem Dunkel der weiten Kirche, aber über derselben ragt Canct Iohannis
Thurm hoch und hehr empor in das Reich des Lichtes und der Klarheit,
und weist die Blicke hinauf, wo auch in den Sternen für uns geschrieben steht:
In oinuidu« clmiiw»!

»°rd und Tu», xxu. «5. 15

Rauhreif.
von
Wilhelm Jordan.
— Frankfurt a/M. —
I.
Ein Frühlingstraum ist Übernacht
Dem Winter eingefallen:
Den laubwuchs hat er nachgemacht
Mit zarten Eiskrystallen.
Die harte Hand, die fahl gepflückt
Den Hagedorn, den Flieder,
Hat beide wie zum Fest geschmückt
Mit weißem Straußgefieder.
So prahlt der strenge lebensfeind
Der grünenden Gefilde
Mit eitler lügenkunst und scheint
verliebt in sein Gebilde.
Das Spitzcnsiligran am Strauch,
Das Schneegelock der linde
Verschirmend, hat er jeden Hauch
verpönt dem Morgenwinde.
Die sonst so starre Vappel ahmt
Die schön geschwungne Neige
Der valme nach, so schwer umrahmt
Iuwelenschmuck die Zweige.
Zur Erde nieder beugt die last
Das Fächcrglln der Tanne,
Als ob von silbernem Damast
Ein Oruukgezelt sie spanne.
Ja, kalter Künstler, schön gelang
Dein Trug, als ob es lenzte;
Doch fehlt das Veste, der Gesang,
Dem Frühlings-Eisgespenste.
II.
Die Drossel sträubt ihr Federkleid
Und zirpt vcrdrossne Klage,
Daß ähnlich ihrer Wonnezeit
Sich putzt die Zeit der vlage.
Sie hungert, seit der Roden fror
Und wähnt, nie bringe wieder
Ein lenz den Väumen grünen Flor,
Ihr liebcslust und liedcr.
Ich aber lasse wohlgemuth
Den Eisgrim draußen scherze»,
vom raschen Gange warmes Vlut
Und frohen Trotz im Herzen.
weit sichtbar wie '» Kometenschweif
Indem ich rüstig schreite
Entströmt mein Athem, der mit Reif
Mir selbst den Vart beschneite.
Mich muthen traut wie Märchen an
Die wintertraumgebilde,
Als schlafe hier im Jauberbann
Der Garten der Vrunhilde.

Rauhreif.
21.5
Ich weiß, die Erde wird verjüngt
Zu neuer Maienwonne,
Ihr winterlicher Panzer springt
vom Flammcnschwert der Sonne.
III,
Der Tagstern blinzelt von Südost
Durch dunstige Gardinen
Und stickt, was weiß der Meister Frost
Umwoben, mit Rubinen.
Die Röthe blaßt indem er steigt
Und hinter Nebelwände»
Zwar scharf die volle Scheibe zeigt,
Doch ohne «rast, zu blenden.
Nun springt er aus der trüben Schicht
Und siegend niederfluthen
Mit einem Meeressturz von licht
Die schöpferischen Gluthen.
Die Lrde fühlt sie. Jeden Ast
Lrgreift ein leises Zittern;
herunter stäubt der Glitzerglast
wie tausend Demantfiittern.
Lald wird des winters Puderspott
Als wurzeltrank verschwinden
Und eignes haar der Strahlengott
Draus spinnen für die linden.
IV,
Doch weckt mir, was die Drossel zirpt,
Nicht auch ein trübes Ahnen,
Daß wirklich einst die «Lide stirbt
Mit starren Vceanen?
Lin Wort vom jüngsten Tage spricht
Des Rauhreifs kaltes prangen
Und mischt in meine Zuversicht
Auch mir ein ernstes Vcmgen.
Ja wohl, der Sonne Schöpfergluth
wird auch einmal verschwälen,
Und dann der Frost so luft als Fluth
versteint dem Stein vermählen.
wann blutig rolh sie Mittags loht,
Dann kommt der wcltenwinter
Mit auferstehnngslosem Tod
Und keinem lenz dahinter.
Dann muß, gesargt in Gletschereis
von meilendicken Schollen,
In Finsterniß den Iahrckreis
Die «Lrdenleiche rollen.
Doch erst wann ganz die «Lrdnatur
Sich unserm willen beugte,
Ihr walten ganz der Mensch erfuhr,
Erlischt die himmelsleuchte.
Getrost voran! Der weg ist weit;
Denn was vom Urgcheimen
Sich weltbewußt in uns befreit,
Ist eben erst im Keimen.
hat's völlig einst de» weg vollbracht,
Dann, letzter Winter, hülle
In ewges Lis mit ewger Nacht
Das Grab der Gottesfülle. —
So, Winter, stählt dein vorgedroh
Den Muth mir. Vhne Klage
Vetracht' ich ernst, doch schönheitfloh
Dies Vild vom jüngsten Tage.
Und weil die Nachtigal dich flieht,
Die Drosseln zirpend grollen,
Soll andachtsvoll mein Manneslied
verdienten Dank dir zolle».

MI
^W^ ü
^M
!^^-»3-?,
M
^^M^<
»^^»^^
! M

3er deutsche Brahmane-
von

A. Noch.
— Neuses, —

,egcl nennt in seiner Philosophie der Geschichte die ehrwürdige heilige Religion der alten Inder einen durch Opiumrausch bewirkten Wahnsinn und läßt in ihren durchdachten Pantheismus eine Idee nur zufällig hineinspielen. Wäre diese materielle Auffassung die richtige, so würde der vom Sanstritologen Rückeit mit Absicht für sein bedeutendstes Werk gewählte Titel, die Weisheit des Brahmanen, nur abgeschmackt erscheinen. Schelling dagegen hat in ganz directem Widerspruche mit seinem bedeutenden Rivalen die indischen Cultusformen als dem Christenthume am nächsten stehend erkannt, insofern als unbedingte Selbstverleugnung in beiden Religionen verlangt wird und Mönchsthum und Askese ihnen beiden gemeinsam sind. In der That würde es eine Verhöhnung des menschlichen Geistes sein, wollte man wie der erstgenannte Philosoph den Kinberglauben der ältesten Welt mit dem Namen sinnloser Abgötterei und lächerlicher Thorhcit brandmarken. Derjenige verräth seine eigene Ignoranz, der die geheimnißvullc Symbolik, in welche die Kindheit des Menschengeschlechtes ihre ersten Erfahrungen über Wefen und Erscheinungen der Natur einkleidete, und zwar nicht aus Affectiv», sondern aus Unbefangenheit, mit unbescheidener Arroganz verurtheilen wollte. Nicht geistlos und wild zersplittert ist die Religion unseres mächtigen Mutterlandes, von denl die ganze Welt ihren sprachlichen und mythologischen Ausgang genommen hat, nicht verächtlich sind die leidigen Elephanten-Rüssel, die umschlungenen Schlangen-Genüssel, die Schildkröte im Weltensumpf, die Königs-löpfe an einem Rumpf, wie unser Altmeister Goethe sich in seiner bekannten Moquerie über diese orientalische Theologie und Poesie auszudrücken beliebt. Auch Rückeit, der gerade, als er den alten Brahmanen zu schreiben begann, in Erlangen eingehende Sanstritstudien trieb, begnügte sich nicht mit jener

Der deutsche Vrahmane. 2^?
bloß äußerlichen Auffassung der alten Gesetzesbücher und Traditionen aus der ersten Morgendämmerung der Menschheit, er sah vielmehr in dem scheinbar maßlosen Wirrwarr und den bizarren und verworrenen Träumen indischer Sagen natürliche Ereignisse, wirkliche Begebenheiten und deutbare Ausflüsse sinniger Phantasie. Der Name unseres Werkes ist hauptsächlich aus Rückerts eigener Erfahrung als Universitäts-Professor der orientalischen Sprachen zu erklären, und Weisheit des Brahmanen heißt zunächst nichts anderes als moralische Betrachtungen, entstanden bei der Lectüre der Sanskritwerke und bei der öffentlichen Erklärung derselben vom Katheder herunter. Sauer mußte es sich unser armer Professor bei diesen seinen Studien weiden lassen. Er besaß mit seinem Freunde und viz-n.viz Professor Pfaff nur ein gemeinschaftliches Exemplar von Bopps Ausgabe des Nal, und dieser seltene Schatz wanderte täglich von einer sorgsamten Hand zur anderen, bis am Schluß in dankbarer Erinnerung an gemeinsam überstandene Schweißtropfen bei der schwierigen Entzifferung indischer Geheimschrift des Herrn Professor Pfuff eigene Tochter mit dem Namen Damajanti beehrt wurde. Tiefe indischen Studien des Dichters am Nal haben nun den bekannten Rückertologen Dr. Beyer zu der kühnen Hypothese geführt, eine specielle Quelle für unsere Weisheit im Nalodaya zu finden. Vergeblich sucht man hier auch nur nach den geringsten Anklängen. Der universelle Rückert verlangt von seinen Biographen philologische, besonders orientalische Kenntnisse. Solche anstrengende Arbeiten legten nun dem Dichter den natürlichen Wunsch nahe, es auch einmal mit der Reflexionslyrik» zu versuchen, und so versteckt sich hinter der nachlässig vorgehaltenen Brahmanenmaske der vielseitige Pädagoge und der liebenswürdige Poet selber, der in Indien, dem Lande der Gelüste und Träume fämmlicher Völker, immer mehr Reichthümer und Schätze fand, daher denn das Werl ihm unter den Händen zu einem dickleibigen Bande wurde. Führt schon die Sagen aller Zeiten mit Vorliebe nach Hindostan als den: gemeinsamen Vaterlande, als der Insel des Glücks und der Zufriedenheit, als dem irdischen Paradiese, so erfaßte Rückerts mächtiger, heroischer Genius in indischer Philologie bald die Grundlage comparativer Religionsphilosophie. Der griechische Gott der Weltcultur Bacchus mit seinem Heere von Satyrn, der die Versöhnung der Völker durch seine Indienfahrt bewerkstelligte, mußte ihm leicht wieder in Raum und seinem Kampfgefährten, dem listigen Nffenkönige Hanuman, erkennbar werden, und die dem Orient und Occident gemeinsam sinnige Natuibetrachtung führte ihn endlich zu dem gewaltigen Gedanken, das Universum, den Osten und Westen, den Anfang und das Ende der Bildung, zu einem dichterischen Diwan zusammen zu fassen. Selbst die düsteren Lehren der Veden von den verschiedenen Weltaltern, in öenen die Verworfenheit des Menschengeschlechtes eine immer größere geworden sei, so daß es zuletzt noch in seiner Begierde verkommen werde und dem Tode unabwendbar anheimfalle, mußten den Schleier, der sie dem unheiligen, irdischen Auge verbarg, vor Rückert fallen lassen. Gewohnt die göttlichen Einrichtungen nicht mit dem bloßen natürlichen Blicke eines draußen

2f8 A. «och in Neuses.
stehenden, eines Exotreilers, anzusehen, verwandelte sich für ihn der alte pessimistische Mythos von Wischnu, als dem Repräsentanten der vier Zeitalter, in sein diametrales Gegentheil der freudigen Versöhnung. Sein himmlischer Blick drang durch die Symbolik hindurch bis zu einer historischen Auffassung der Personifikationen des höchsten Wesens, er streifte die äußeren ceremoniellen Zusätze ab und behielt als Kern des Gottes eigene Verheißung: „Wenn ich gleich als Herr aller geschaffenen Dinge meiner Natur nach weder geboren werde, noch sterbe, so offenbare ich mich doch vermöge meiner Allmacht. Von Zeit zu Zeit, so oft die Tugend in Verfall gerieth, und Laster und Ungerechtigkeit sich in der Welt erheben, werde ich sichtbar und erscheine die Gerechten zu erhalten, die Bösen zu vernichten und die Tugend von neuem zu gründen.“ Dem vertrauensvollen Bewußtsein des Dichters geht demnach die Welt nicht ab-, sondern aufwärts, bis in endlicher Ausgleichung der Gegensätze das Reich des Friedens blüht,
Wo mit dem Sinn die ganze Menschenschau
Liebt, wie im Anfang das erste Menschenpaar.
Wir bedauern sonach, einem bedeutenden Gelehrten, dem das wesentlichste Verdienst um eine richtige Würdigung unseres Lehrgedichtes nicht abzusprechen ist, hier entgegengetreten zu müssen. Herr Gymnasialdirector Kern in Berlin hält den Titel „Weisheit des Vrahmanen“ für nicht sonderlich gewählt. Rückert hatte dagegen noch einen besonderen Grund bei der Tauffrage, nämlich einen etymologischen. Der Name Brahmane hat zunächst gar nichts mit dem Gotte Brahma, dem „Sagenden Ich“ zu thun. Brahmanen gab es, wenn auch nicht als Kaste, lange bevor jener Gott existierte. Als die alten einförmigen Vedagötter der Natursymbolik dem Volke nicht mehr genügten, wurde der verwirrte Polytheismus in einen theilweisen Monotheismus umgeformt, insofern als Brahma wenigstens die Leitung der verschiedenen Göttergestalten übernahm. Er ist der Gebaute, dem jede Anschaulichkeit und Lebendigkeit abgeht; während die beiden anderen Hauptgötter, Eiva, die rächende Sonne oder der Zerstörer, und der sorgende Erhalter Wischnu überall in allen möglichen Formen verehrt werden, ist Brahma ein Geschöpf der Philosophie geblieben, das neben seinem Weibe Saraswati, „dem Worte“, die gesammte geistige Thätigkeit in ihrer vollendetsten Erscheinung umfaßt. Die Vrahmanen als Priester verdanken ihren intellectuellen und moralischen Einfluß erst der allmählichen Entwicklung nach dem großen Eroberungszuge des vedischen Volkes aus dem Pendschab und vom Indus in das Plateau von Dekan. Das Wort Brahma bedeutet vielmehr ursprünglich Gebet, Andacht, kräftige Anrufung, jenes ungestüme Bitten, das, wie auch bei den Hebräern und anderen Orientalen, der Gottheit die Gewährung abdringen will. Stammwort ist drill, anstrengen, in Anstrengung bewegen. Aus dieser ältesten Form hat sich der Name Brahman gebildet als Bezeichnung dessen, der das Gebet spricht und die heilige Handlung vollführt. Der Begriff Brahmane geht unmittelbar aus dem neutralen Brahma hervor und bedeutet

Ver deutsche Vrahmane. 2^9
Beter, Opferer, und wirklich tönt aus dem gottesfürchtigen Munde der großen
Gemeinde, die in unserem Werke versammelt ist, das Hohelied der Andacht und
Bitte. OiÄ et wdoiA, bete und arbeite, um Dein Land vom Giftbaum zu
befreien, das ist des deutschen Nrnhmanen Weisheit.
Nichts Besseres lann der Mensch hinieden thun, als treten
Aus sich und nus der Welt und auf zum Himmel beten.
Wie India, der oberste Gott des alten vedischen Glaubens, der
hypostasirte freundliche Tageshimmel mit seiner hellscheiuenden Sonne, die
Höhle erbricht, um die verborgenen Schätze des befruchtenden Wassers und
die milchreichen Kühe für seine aufrichtigen Verehrer an's Licht zu ziehen,
so liegt es auch in den: allgütigen Plane des christlichen Gottes, mit seinem
Walten am Unmittelbarsten in das Ergehen der einzelnen Menschen einzu-
greifen, wenn diese sich vor ihm klein und in ihm groß fühlen. In des
ehrwürdigen Sängers gastfreiem Haufe blieb es auch zuletzt altfränkische
Sitte, den Familientisch mit einem Dank- oder Bittgebet einzuleiten, und wie
Herr Beyer uns in einem seiner zahlreichen Werte erzählt, erwiderte unser
Dichter, dem gerade äußerer Schein und Formelwesen am verhaßtesten war,
einst einem jungen Theologen, der ihn aus Mißverständniß des ungläubigen
Panthismus beschuldigte, demuthsvoll: Wie unsere Zeit beschaffen sei,
ersehe man deutlich daraus, daß sie das Knieen verlernt habe; so lange nicht
alles wieder auf den Knieen liege, werde es nicht besser werden. Und in
allen Schichten der Neussesser Gesellschaft wird noch heute vielfach an
Rückerts allsonntägigen Kirchenbesuch gedacht. Von den hellen Fenstern
seiner Wohnung in der alten Coburg und auf seinem neuen Tusculum, zu
dessen Idyllen es ihn immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt zurückzog,
hatte der andächtige, aber lebensmuthige Rückert so oft feine geistreichen
braunen Augen auf die denkwürdige Lutherveste fchweifen lassen. Das neue
Zion, wie der große Reformator sein stilles Asyl markig genug bezeichnete,
rief ihm mit lauter Stimme täglich das gewaltige Hohelied des Protestantismus
Line feste Burg ist unser Gott!
in tausend Tönen zu, und in dieser Gottesfurcht, verbunden mit einer
sinnigen Lust an der schönen Gotteswelt und mit einem lebendigen Natur-
gefühl, das ihn von Jugend auf gekennzeichnet hatte, besteht seine ganze
Weisheit.
Die helle Gotteswclt, wie steht sie uoll Gebilde
Schonlcuchtndcr, wie hell uoll Blumen im Gefilde!
Und was du selber thust, und was du selber bist,
O fühle, wic's uoll Lust Blum' unter Blumen ist.
So blühe dich nur aus, so dufte nur und lebe,
Und pflückt man dich zu Strauß, uor'm Blumcntod nicht bebe.
Der fruchtbare Baum der Erlenntniß und Weisheit, der mit feinen
musivischen Aesten das große didaktische Gedicht umfaßt, trägt Blätter der
buntesten Farbe. Sieht man unfere Gnomen niit einem zergliedernden und
zersetzenden Mikroskop an, dann freilich bleibt nur ein großer Carneval zurück,

220 A. Roch in Neuses.
und doch will Rückerts Meisterwerk ein lockendes Kaleidoskop sein, das schillernd die Wechselwirkung seiner gelehrten Thätigkeit und seines poetischen Genius reflectirt, denn wie alle seine orientalischen Gedichte ist auch die indische Weisheit Poesie in der Sprache seiner Wissenschaft. Der feste Grund des halb in zierlich gothischem, halb in feierlichem Pagoden-Stile aufgebauten Lehrgebäudes ruht im beschaulichen Orient, während das heitere und hell-tönende Glockenspiel seiner schlank zum Himmel stiebenden Spitzthürme die friedliche Melodie von der einheitlichen Menschheit über sein damals noch zerrissenes Vaterland verbreitet. Ich habe, sagt Rückerts bedeutendster Schüler, Graf v. Platen, in seiner Dedication des Hafis an seinen Freund Otto v. Bülow, dem Perser nachgefühlt und nachgedichtet, wie ein östlicher Sänger, wenn er bei uns lebte, etwa den Occident aufgefaßt und gefchaut haben würde, und so hat denn auch unser westlicher Dichter einen« glühenden, formenreichen Oriente die Hülle für die Fülle des Occidnts entliehen. Die Gedichte unserer Sammlung ähneln in der Form den gerechten und vorurtheilsfreien lettre« riei'8aue8 des französischen Historikers Montesquieu. Gleich stark und gewandt in der Handhabung der Sprache seiner Heimat und des Geistes des Orients, ist nach Gottschalls mit feinem ästhetischen Gefühle gewählten Ausdruck Friedrich Rückert der erste Indogermane. der eigentliche Vertreter der arischen Stammesliteratur, der sprachgewandteste Ver» mittler des Ostens und Westens, der auf die deutsche Sprache einen wahren Pfingstgeist herabgefcworen hat, daß sie in den ungewohntesten Jungen redete. In seinen Werken statten alle asiatischen Musen dem Dichter einen Besuch ab. Daher auch in deni bei der Wiener Rückeitfeier gesprochenen Prologe als Zweck der freien orientalifchen Reproduction die Vereinigung des Geistes und der Kraft des Morgens mit dem deutschen Gemüthe, mit dem Herzen des Abends bezeichnet wird. Herr Beyer, dessen unbestreitbaren Verdiensten um eine klare Sichtung des reichen biographischen Original-Materials wir ebenso willige Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie wir feinen kritischen und ästhetischen Standpunkt zurückweisen müssen, hat in den „Nachgelassenen Gedichten Friedrich Rückerts, erschienen Wien 1877", einen werthvollen Brief unseres Dichters an seinen Freund und Gefährten auf dem Parnaß, Melchior Meyr, dem Publikum übergeben. Durch den deutschen Musenalmanach für 1836 hatte der schwäbische Dichter die ersten Bruchstücke der Weisheit kennen gelernt und darauf eine Rccension eingeschickt. Meyr erhielt nun von Rückert außer einer Ermunterung für seine Poesie einige spccielle Mittheilungen über die Geschichte des Lehrgedichts. „Ich schreibe seit einem Jahre und langer", meldete Rückert, „lauter Bruchstücke eines Lehrgedichts. Möchte endlich eine fchöpferischc Begeisterung hineinfahren und das Chaos zur Welt, zu einem Ganzen machen. Sehen Sie Sich doch auch die Stücke an, die ich in Schent's Charitas gegeben. Für's nächste Jahr werde ich unsere Taschenbücher und auch Zeitschriften mit Aehnlichcm überschwemmen. Wären Sie hier, so gäbe ich Ihnen einige

Ver deutsche Viahmane. 22^
Mappen voll zum Durchblättern, aber abschreiben, auch nur aussuchen tann ich nichts, sondern immer nur Neues schreiben. Es muß alles hinein, was ich eben lese: vor acht Wochen Spinoza, vor vierzehn Tagen Astronomie, jetzt Grimms überschwänglich gehaltreiche deutsche Mythologie."
In der That wird die gesammte Welt, wie sie sich zum Matrotosmus gebildet hat, in dem weitaus bedeutendsten didaktischen Gedichte unserer neueren Literatur zum Gegenstande der Spekulation gemacht, Theologie, Philosophie, Kosmogonie, Literatur, stilles Gelehrtenlcben stehen neben und durch einander.
Aus Ost und Nest erhebt sich Gcisteszehnten,
Zu lohnen königlich all meinen Kionbclehnten.
Aber das Rad sinkt nur zur Tiefe, um wieder empor zu tauchen, und so entströmt auch aus der buntesten Mannigfaltigkeit der goldenen Lieder immer wieder das Urprincip, die Einheit, zum Mikrokosmos zurück, und wenn die kühne Vermuthung ausgesprochen ist, der Brahmane sei von Rückert trotz seiner Universalität als schließlicher Convertit zum Christenthume beabsichtigt gewesen, so muß auch diese vermittelnde Ansicht nicht ganz von der Hand gewiesen werden. Nur möchten wir als Schlußstein der Entwicklung unseres alten Brahmanen den christlichen Humanismus, nicht die Dogmatik bezeichnen. Für die Entwicklung der Gottesidee wird unser Werk mit seiner kräftigen Sprache wirklich mehr beitragen, als alle Percys oder Heißsporne der Orthodoxie. Rückert ist weder Unchrist noch Gegenchrist, aber Feind aller intoleranten positiven Religionen.
Eine fernere Sendung von Bruchstücken erfolgte an den Phönix, als Gegenstück großer Noth und Trübsal, die er zum neuen Jahre zu bestehen hatte. Auf eine Mittheilung hiervon erwiderte ihm Meyr aufmunternd, daß das letzte Ziel aller Dichtkunst das Göttliche, Hohe und Heilige sei, und wenn zur feierlichen Lyrik noch die Lebendigkeit eines religiösen Epos oder Trama hinzutrete, dann sei die Spitze der Musensihes erstiegen.
Die sechsbändige Gesamtausgabe war 1839 vollendet, unter den glücklichen Anspielen seines besten Freundes aus der Erlanger Universitätszeit. Der kleine Gelehrte Kopp war der praktische Geschäftsmann gewesen. Da Rückert in diesem Falle, wie auch sonst, sich zu einer schleunigen Veröffentlichung nicht entschließen konnte, weil ihm jede richtige Selbstkritik mangelte, so mußte des originellen Professors sichere Feder mehrfach beansprucht werden, wie bei anderen Gelegenheiten der gesunde Rath Fr. Schubarts, der schon als jugendlicher Student sich mit dem genialen Jenaer Privatdocenten befreundet hatte, und die allgemeine Weltkenntniß des Stadtgerichtsraths Scheler vorhalten mußten.
Scherzhaft geißelt er seine eigene Wahllosigkeit bei der Beurtheilung seiner Leistungen mit den bekannten Versen:
Als ich meine Lieder sammeln sollte,
Gut und schlechte scheiden wollte,
Dacht ich unparteiischer Gesellen

222 A. «och in Neuses,
Zwcn zu Richtern zu bestellen,
Ader unrins wurden sie im Amte,
Der erlor, was Der verdammte.
Selbst warf ich nun mich auf zu richten,
Könnst' es auch nicht besser schlichten,
Was mir heut gefiel, mißfiel mir morgen,
Nun so mag der Himmel sorgen
Und der Leser. Hier empfängt er alle,
Lrs' er aus, was ihm gefalle.

Im Jahre 1843 gab Rückeit aus den sechs Bänden eine Anthologie in einem Bande heraus, der weit über tausend Gedichte weniger enthält; er glaubte mit einer solchen Ausgabe in usum äs! Mini einer Pflicht gegen seine Nation nachzukommen. Wenn er nur mit seinen literarischen Freunden bei dieser Gelegenheit gleich noch die vielen zurückgebliebenen trivialen und klatschhaften Gedanken gestrichen, die störenden Knorren und die dunklen Ranken abgeschnitten Hütte!
Herrn Dr. Beyer, der mit ungedruckten und unbekannten Actenstückcn und Manuskripten von fast allen Seiten bereitwilligst unterstützt ist, hat wohl die Masse der neuen wissenschaftlichen Eindrücke zu einem blinden Enthusiasmus für den ihm auch persönlich bekannt gewordenen Dichter fortgerissen. Alle Schriften dieses Nückertbiographen können sich dem Vorwurfe der Einseitigkeit nicht entziehen, sie haben nur compilerischen Werth. Dazu kommt, daß der genannte Herr in den unverzeihlichen Fehler verfällt, noch lebende Familienglieder, die dem Verfasser dieser Schrift gleichfalls lieb geworden sind, in recht bedenklicher Weise und ohne Schonung in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzuziehen. Dieselbe Geschwätzigkeit und Kleinlichkeit kann auch nur den werthlosen, dabei an Zeit- und Geldaufwand kostbaren Stamm- baum der einfachen Familie gepflanzt haben.
Unseres großen Lyrikers hauptsächlicher Fehler ist nach unserer Ansicht, daß er dem tlaw» (Uvimi» d. h. dem göttlichen Dichterhauche unbedingt nachgeben muß.

Die Leier immer hängt gestimmt in meiner Klause
Und wartet, welch' ein Sturm durch ihre, Saiten brause.
Nückerts dichterische Phantasie eignet sich gern ohne Unterschied jede sinnliche Erscheinung an, aber er retouchirt nachher zu wenig, für eine Superrevision fehlt ihm das Geschick.

Mich freut's am Abend nicht, das, mir manch Lied entsprungen,
Mich freut's nnr, wenn ich weist, das, keines mir mistlungcn,
Was thut's, wenn teins entsprang? Doch wenn nur eins mistlang,
Mit diesem must ich dann mich plagen Tage lang.

Oft knüpft er an die poetische Empfindung, wie und wann sie ihn mit ihrer Gewalt packt, gleich die hohe Reflexion, die ihn häufig genug zu unnatürlichen Künsteleien, häßlichen Wortspielen und unerfreulichem Silben- stechen verleitet. Selbst die gleichgiltigsten und plattesten Dinge des alltäglichen Lebens und seiner eigenen Erfahrung müssen andererseits Stoff für unschöne Ge-

Der deutsche Vrabmane. 223
legenheitsgedichte liefein. Er wird zum lebendigen Improvisator, der sich nicht einmal die Ruhe gönnt, ein längeres Gedicht zu verfassen. Volltönende Perioden haßt er gradezu, weshalb er denn auch z. B. in seinen Dramen über lyrifche Ergüsse niemals hinauskommt. Kann man sich ein haltloseres und schaleres Wortspiel denken, als:
Ein muth'arr Will' ist aut, doch besser will'sser Muth,
Doch Villmuth und Muthwill ist eine böse Brut.
Rückeit hat Tage, an denen das Gemülh statt in Gottes, in seiner eigenen Hand steht; auch Homers Muse schläft zuweilen, aber Apollo entzieht ihm seine Gunst und Minerva ihre Huld nie bis zur entsetzlichen Langeweile, die auch den folgsamsten Leser bei den unerquicklichen Worten befallen muß:
Tas Gähnen, lieber Lohn, eo ist zwar unwillkürlich,
Doch abgewöhnen niusit Du Dir'c> als ungebührlich:
Drum wenn beim Lernen Dir ein Mihnrrn lommt, so hemm' es.
Entschlossen mit dem Echlost der Znhnc nicdertlemm e5.
Tiefe Prosa der Wirklichkeit ist denn doch der Welt des Schönen conträr entgegengesetzt.
Die sinnliche Realität, wie sie aus manchen gereimten naturgeschichtlichen Malereien spricht, z. V. aus der ausführlichen Beschreibung eines unfruchtbaren Elephanten muß jeden künstlerischen Genuß verkümmern, und wenn er auch in der vollendetsten Form uns geboten würde. Ein solcher unnützer Ballast verhindert die an und für sich schon schwierige Fahrt an allen gefährlichen Klippen und hochgehenden Wogen unseres tiefen Meeres vorbei.
Was Horaz in feiner nr« rioeticÄ sagt:
Xon 8l»ti8 L8t pn!eb.r» L888 I>0ÄN!><Ä: clnioi» 8unto,
N <>uollunc^ull vollmt animum 2nclit(il!8 »Fullto,
zu deutfch, das Gedicht soll nicht nur schön, sondern auch packend sein, ist zu allen Zeiten der oberste Grundsatz der Pocterei gewesen. Für die Ueberführung concreter Leiblichkeit in die Dichtkunst tröstet selbst Rückerts eigenes Wort nicht:
Hält' ich den Vers, an dem Du nichts hast, nicht aemacht,
Hntt' ich auch den, woran Du viel hast, nicht erdacht.
Wie es Perlen giebt, die am besten versteckt in der Mufchel bleiben, so giebt es gelegentliche Poesien, die sich am schönsten ungedruckt und unge-schrieben präsentiren, die am sichersten der Meister für sich behält. Viel leichteren Eingang beim Publicum würde unser Dichter gefunden haben, wenn er die unbedeutenden, gleichgültigen Ereignisse seines eigenen Bewußtseins von der höheren Sphäre der Dichtkunst entweder ganz ausgeschlossen oder sie wenigstens nicht als störendes Flickwerk in den hehren Tempel seiner Weisheit eingefügt hätte. Die poetische Vorstellung, Empfindung und Leidenschaftlichkeit wogt bei jedem wahren Dichter in innerer Lebendigkeit auf und ab, ist sie aber aus ihrer Unmittelbarkeit herausgetreten, so kommt als zweite Aufgabe die verständige Betrachtung hinzu. Noch fchlimmer aber ist ein

22H —- A. «och in Neuses.

anderer Vorwurf, den wir besonders den Übersetzungen machen müssen. Der Gelehrte und Dichter sprechen oft durcheinander, statt neben einander. Die akademische und poetische Thätigkeit sollen sich gegenseitig durchdringen, nie aber soll der Gelehrte den Dichter überbieten, sonst spricht die kalte Reflexion, nicht die freie Phantasie. Wollte Rückert einem größeren Publicum einen richtigen Begriff von der unbeholfen contrahirenden, glutinirenden Sprechweise der Inder geben, so hatte er sein bedeutendes Talent als Uebersetzer in entsprechenden Noten unter dem Texte und in Schollen zeigen können. Wenn aber selbst die Fach- und Sachkenner überflüssige Einbürgerungen von Wortverbindungen ärgern, die dem Indischen adäquat langathmig geformt sind, so müssen erst recht den Laien, der kein Verftändniß für hindostanische Euphonie hat, bedenkliche Compositionen, wie Menschenbusensdämmerungen, Weltwettlaufrennespiel, Nachttäuschungstruggespenst eimuyiren. Gottlob ist unser deutsch-indisches Gesetzesbuch verhältnißmäßig sehr arm an solchen Naturalisationsversuchen. Uns will bedünken, daß derartige metrische Spiele-reien für ein gewöhnliches Ohr zu Schade sind. Man sieht ihnen Schritt für Schritt die gelehrte Mühe an, der Geist des Sanskrit ist aber Natur, lichleit. In einer prosaischen Ankündigung der Uebersetzung von Dschami's Joseph und Suleicha geht Rückert so weit, jede Tendenz zum Modernen-Angenehmen bei den Uebcrtragungen aus dem Orientalischen zu tadeln, es sei außer einer materiellen auch eine gewisse formelle Treue wichtig; ganz gewiß ist diese gleichfalls nöthig, aber der Dichter muß nur nicht verlangen, daß ein Anderer als ein Gelehrter sich an Neuerungen ergötzt, die unserem Ohre ganz unerträglich bleiben werden. Wir gestehen gern, daß die Epigonen der classischen Periode das naheliegende Bedürfnis; nach neuen, überraschenden Wendungen suhlen mußten, um die Sprache vor drohender Verarmung zu schützen, aber wir wenigstens würden das Alte lieber ruhig bis auf bessere Zeiten behalten, als zum Beispiel gehäufte Participia, an denen besonders Nal laboiirt, aus der Gangesdichtung übernehmen. Wenn nun aber Herr Beyer Nückerts sprachliche Verdienste mit Fischart vergleicht, so möchte doch eine Parallele zwischen dm Silbendenzungen und Nortstelzungen des Humoristen und der Sprache des ernsten Dichters etwas schief gerathen. Fischarts Zeit fühlte überdies das Bedürfnih nach Abschluß der Sprache, nicht nach Vervollkommnung derselben. Aber trotzdem bleibt Rückert doch der größte Lyriker unter den Vermittlern der Classik und der Gegenwart, und wir geben Herrn Dr. Beyer willig Recht, wen» er eine weitere Verbreitung für ihn verlangt, als er in unferer prosaifchen Zeit gefunden hat. Allerdings ist er leine Lectüre für den weichen Diuan, sein Gedankenreichthum und die Schön-heit der Forni will auf dem harten Stuhle bewundert werden. Mit der Feder in der Hand müssen seine Werke gelesen werden, und in dieser Ge-sinnung find wir seinen klaren Spuren durch die wohnliche Behausung, durch die schattigen Gänge seines Dichteihaines gefolgt bis hin zur stillen Bank auf dem schätzereichen Goldberg, und überall haben wir uns herzinnig an

Der deutsche Vrahmane. 225
der gesunden Seele, dem tüchtigen Charakter, dem reichen und thätigen Geiste
erfreut.
Gleich dem Vogel auf sich stuckert schwingt
In des Sprachgebiets Umhegiing,
Alles tanzt gleich, Alles klingt,
Jedem Buchstab' wird Bewegung,
Besser kennt er, als wir's ahnen,
Dichleigarten bunt Gemisch.
In der Sprache der Germanen
Ist er wie im Flus; der Fisch.
Doch gewiß «in begeistertes Lob, noch dazu eines Ausländers, des
Dänen Andersen. Schon die geschickte Wahl des ernsten und ruhigen
Alexandriner für unser Buch der Weisheit muß gefallen. Mit dem tatt-
mäßigen Schritte eines Reiterregimentes rückt das Metrum vorwärts.
Nirgends sind ferner reiche Metaphern und geschmackvolle Symbole, wie sie
besonders der Orient in unermeßlicher Fülle darbot, geeigneter wie in
paränetischen Gedichten. Mit einem unübertrefflichen Vergleiche nennt
Gregorovius in seinem Italien die Metapher den Schmetterlingsstaub auf
den Flügeln der Muse. Ihr wundervoller sonniger Glanz erhebt die Poesie
am meisten; nur lahm und gelnickt konnte sie ihre himmlische Bahn beschreiten,
wenn sie nicht vom Puppentraume zu erwachen und mit köstlichem Schmuck
sich über Zeit und Raum zu schwingen vermöchte. Die Vielseitigkeit dieser
zierlichen Kunst ist in unseren Weisheitssätzen geradezu erstaunlich. Wie das
Licht mit Wohlgefallen im klaren Prisma sich bricht, wie in der Fluth des
ruhigen Sees die Lust des Himmels sich gern spiegelt, so spielt die reine,
heitere Phantasie hier ohne Uebertreibung und Ueberbürdung, ohne Künstelei
und Verzierlichung mit dem natürlichen Krystall genialer Symbolik. Nicht
nur treffen wir die beiden Vergleiche Plato's von den beiden Rossen, „das
eine zieht hinauf, das andere zieht hinab, daß schwer der Lenker sie erhält
in gleichem Trab" und von der dunllen Höhle, wo wir wie Gefangene nur
trübe Schattenbilder sehen und mit Mühe zur Anschauung des Wirtlichen
im Tageslichte der Ideen gebracht »Verden, sondern wir greifen auch in ein
solches Füllhorn originaler, absichtsloser, nicht gesuchter Verbildlichungen, daß
es schwer wird, die besten Früchte auszuwählen. Rückert selbst stellt an ein
Sinnbild die Aufgabe, es müsse sein, was schon der schöne Name nennt: ein
Sinn mit einem Bild auf's innigste vereint,
„Schön sei das Bild, tief sei der Sinn und wabr,
Und, mit einander ei»s untrennbar sei das Paar,"
Wie köstliche Peilen zu einer schmuckreichen Kette an einander sich reihen,
so zieht sich als rother Faden durch das umfangreiche Labyrinth werthvoller
Lebenserfahrung eine überraschende Parallele nach der anderen. Während
Goethes Lyrik außer durch voltsthümliche Anschaulichkeit besonders durch
herzliche Innigkeit bezaubert, während Schiller seine Gedanken in idealer Er-
hebung ausmalt, gefällt sich Rückert in einer gemüthvollen, andächtigen Be-
lehrung, für die er immer das richtige Bild zu treffen weiß. Naturalistischer

226 A, «och in Neuses.
läßt sich wohl kaum die ewige Rcgeneiirung der Natur versinnlichen, als in dem schwungvollen Gleichniß vom Schöpfungsbrunnen, aus dem der Herr in goldnen Eimern das befruchtende Naß in die traurige Wüste ausgießt, die nun zur Lebcsnau wird.
Wo eine Welle kam, blüht' eine Frühlingsbraut,
Wo eine Abschied nahm, da war verwelkt ein Kraut.
Und wo in Asche war ein Pflanzenleib zerfallen,
Schnell war er neu gebaut an rinnenden Krnstallcn.
Der Schöpfer schöpfte fort, der Brunnen ward nicht leer,
Wie wohl ihm fort und fort cntschöpft ward Meer und Meer,
Denn was von oben goß der goldnc Eimer nieder,
Das alles unten floß zurück zum Vrunncn wieder.
Während Bürger in seinen Bildern immer einen vulgären Ton anschlägt, blendet Rückert bei aller Einfachheit durch Eleganz der Symbolik. Den Wanders- mcmn läßt er aus der Wüste kommen und in ein von Bäumen kühl beschattetes Thal treten, wo er sein Bild plötzlich im klaren Quell erblickt.
Dann ruft er staunend aus. Wer bist Du? und mit Staunen
Hört er der Felsen Mund: Werbist Du? cntgcgenraunen.
Sich selbst nur sieht der Mensch im Spiegel der Natur,
Und was er sie befragt, das wiederholt sie nur.
Pindar knüpft seine herrlichen Oden an die wirklichen Ereignisse aus der Geschichte der olympischen Sänger, und Horaz geht bei seinem berühmten inteFLr ^ti»e von der zufälligen Begegnung mit einem Wolfe aus; so ver- wendet auch Rückert seine Gebirgsreise, auf der er einen munteren Quell aus einem Felsen hat springen sehen, zu einer realistischen, nützlichen und originellen Betrachtung über den Wechsel des Glücks und Unglücks im Leben.
Aus Felsen springt der Quell und Freiheit will ihm ahnen,
Das Schicksal reißt ihn schnell auf ungewtihte Bahnen.
Er möchte dort hinab, doch muh er da hinunter;
Er schlingt und schlingrt sich und spielt mit Kieseln munlcr.
Er sammelt sich zum See, doch feine Lust ist kurz;
Er muß aus weichem Vctt zum jähcn Wassersturz.
Da meint er zu versprühen, doch kurz ist auch die Qual;
Er schnaufet aus und fließt ein stiller Bach im Thal.
O Wandcrsmann am Quell, fo wechselt Leid und Glück,
Das Leben rinnet schnell und lehret nie zurück.
Originalität, Natürlichkeit. Eleganz und Nützlichkeit sind die wesentlichen Vorzüge der metaphorischen Diction des alten Brahmanen, und bei dem un- geheuren Material, das in unserer Sammlung aufbewahrt liegt, verfchwinden leicht die wenigen Gemeinplätze, banale Gedanken und Weitfchweifigkeiten.
Zur poetifchen Maschinerie gehört nun serner der Reim.
Arthur Schopenhauer, der geistreiche, aber verbissene Philosoph, behauptet, daß glücklich gereimte Verse durch ihre Emphase die Empfindung erregen müßten, als ob der in ihnen ausgefprochene Gedanke schon in der Sprache prädestinirt gelegen habe, also gleichsam vom Dichter nur angeeignet sei. Von allen Gattungen bedient sich die lyrische Poesie am liebsten des Reimes.

Ver deutsche Vrabmane. ^13?

Das Necken, Täuschen und Spannen der Rückertschen Reime, die mannigfaltigen symmetrischen Verschlingungen derselben, das cmpfindungsvolle Spielen mit Gleichklängcn des Anfangs und Endes, die lebendigen, frischen, an» muthigen Rcimmalereien, alle diese Vorzüge stellen den Dichter weit über die anderen jüngeren Lyriker. Doch folgt auch hier dem verdienten Lobe der vollendeten Schönheit der hinkende Bote nach. Wickerts Stolz, eine eigene Tichterschule gründen zu wollen, die, unbekümmert um die alte Schultechnit, eine neue Aera auch der freien Behandlung des Gleichklanges inau-guriren sollte, hat ihn oft zu einer bedenklichen Auffassung von der Reinheit der Reimes verleitet, wie neulich noch Dr. Symons in Berlin nachgewiesen hat. Dazu kommt, daß die Wortaccentuation mit einer Lizenz behandelt wird, die die weitesten Grenzen überschreitet; die störenden Elisionen des E., unter denen die Glatte des Verses leidet, lehren überall wieder, und vor allem verliert das Plastische des MetrnmS durch kühn mitten zwischen die Distichen eingeschobene Tristichen, die den Eindruck unvollendeter Gedanken machen, und wenn aus ihrer Anwendung des Autors reformatorisches Verlangen wieder hergeleitet werden sollte, so wird er auch mit dieser Verjüngung auf all» seitigen Widerstand stoßen. Doch wo so unendlich viele wunderschöne Blumen gedeihen, wie in unserem reichen Tichtergarten, von denen jede sich bemüht, ihren Platz zu schmücken, ohne daß es einer leicht gelingt, die andere nicdcrzublühen, bleibt zum Schluß nur ein wohlthuender Gesamteindruck zurück. Verschiedenen Blumen ist verschiedener Sinn gewogen, und allen und überall gefallen zu wollen, wäre eine Thorheit. Wer sich auffällig und selbstsüchtig bemüht, nur Besonderes zu bringen, gestaltet leicht eine Mißge-burt statt eines Wunderdinges. Mcnschenlunst darf man nicht zu nahe an-sehen, der Zauber verschwindet unter dem Vergrößerungsglase, wenn des Dichters schönstes Werk spitzfindig zergliedert und in Einzelheiten zerlegt wird. Unser Rückert spricht aus Herzbedarf für Hcrzbedarf, wie ein lebendiger Quell bricht die poctifche Weisheit aus seiner Brust hervor. Den wahren Dichter macht das hohe Selbstgefühl, das sich auch einmal emancipiren will, das fröhliche Vertrauen im bunten Gewühl der Welt. Die Wandelgänge und Widersprüche des Lebens erfreuen ihn auf jedem Schritt, und besser ist es zu überschlagen, was nicht gefällt und intercssirt, als über dem Geschäft plumper oder hämischer Kunstrichterei Lieder verdorren zu lassen, die frisch der frischen Welt gefallen und Herzen mit Duft und Glanz neu beleben sollen. Die Kunstkritik, die von Rückert nun freilich in ihrer Totalität als ein Geschäft für Lumpe und dummes Vieh ausdrücklich bezeichnet wird, hat die hohe Aufgabe, das Unschöne objcctiv und geschmackvoll zu beleuchten, aber Sich selbst entwürdigt, wer Ehrwürdiges vernichtet, Ter Menschheit Stolz und Lust mit Lust unmenschlich richtet.

Wenn wir bei den schwachen Augenblicken unseres eigenen Lieblings, in dessen reiches inneres Leben uns der längere Aufenthalt in Neuses selber einen tiefen, unvergeßlichen Einblick gegeben hat, nur allzulange verweilt haben,

228 A. «och in Neuses.
so mag uns dieser Schritt als nothwendig zu gute gehalten werden; wir thaten ihn aus Liebe, um beiden Extremen das richtige Gleichgewicht zu halten, der einseitigen Lobhudelei, die nur Vollendung sieht, wie der schmählischen Tadelsucht eines Heine. Pruh' und Consorten. Die müßige Frage endlich nach Berechtigung der didaktischen Poesie überhaupt berühren wir hier nur kurz. Jedem begnadeten Dichter muß es freistehen, in beliebigen Formen dem individuellen Drängen seines Geistes Befriedigung zu geben, und warum gerade der ethische Zweck der Lehre, Ermahnung und Warnung zu einem sittlich gediegenen Leben von der Lyrik ausgeschlossen bleiben soll, ist nicht abzusehen. Lessing hat einmal behauptet, ein in Reime gebrachtes philosophisches System sei lein Gedicht, und wirtlich sind damit die richtigen Grenzen der Reflexionslyril gefunden, denn kalte Gelehrsamkeit wird, in poetische Floskeln gekleidet, unerträglich. In Rückert überflügelt nun einmal die Idee die Erscheinung, sein hohes Talent verweist ihn, wie G. Schwab richtig bemerkt, mehr auf das Erhabene als auf das Schöne, und übrigens ist seine „mannhafte Poesie" gar nicht einmal speculativ allein, sie giebt gern der ganzen Explication einen stofflichen, epifchen Vordergrund und erhebt so über leere Abtraction und langweilige Sentimentalität zugleich. Daher Weiße als besonders verdienstlich hervorhebt, daß Rückert bei aller Philosophie und Theologie in seinen Sitten- und Weisheitssprüchen immer noch Dichter bleibe, der in der Form der Betrachtung der Leidenschaft seine ganze Individualität zur Geltung kommen lasse. Die Lieder unserer Sammlung sind das Echo seiner Brust, denkende Gefühle, die das erfahrene Alter gereift hat, Beweisführungen mit Gründen in Sachen des Herzens. Weltweisheit will er lehren, nicht Weisheit dieser Welt, doch Weisheit, die zu gut nicht für die Welt fich hält. Derfelbe Dichter, der in seiner Sturm- und Drangperiode den Liebesfrühling sang, ist in der harten Schule des Lebens dem Flittertram der Romantik entfremdet:
Mannhafte Poesie ist, was ich hier, o Sohn,
Nir bringe, denn du hast die knabenhafte schon,
Mannhafte Poesie, die Grundsah und Gedanken
Führt gegen Phantasie und Tinumwcrk in die Schranken.
Nicht stehen bleiben sollst du nur beim Knabenhaften,
Wer werden will ein Mann, darf nicht am Knaben haften.
Der Ernst der Gesinnung hat allmählich die Stelle des tiefen Gefühls eingenommen. Gefühlslyrik ist zur Gedantenlyrit geworden.
Wo der Gedanke fehlt, die unverwandte Richtung
Auf hochgestecktes Ziel, da ist ein Tand die Dichtung,
Das FIIntasichspiel der Kindermärchenlied«
Ist mit der Kindheit hin, und Niemand bringt sie wieder.
In tausend kleine Gänge nach rechts und links verzweigt sich dieser Grundstock unserer poetischen Belehrung. Das Riesenbouquet ist zugleich aus Erzeugnissen des natürlichen Bodens und aus kunstvollen Treibhausgebilden, aus starren Producten des kalten Nordens und dem unvergänglichen Lotos

Der deutsche Vrahmane. 229
des Südens zusammengebunden, und wie die Wasser ein und desselben Berges sich in gewaltige Ströme, die ihre stolzen Wellen mit dem Ocean zu mischen eilen, und in bescheidene Bäche sich theilen, die ihre tlaren Fluthen im lieblichen Wiesengrunde verlieren, so läßt Rückert seine Universalität in unendlich diele particulare Gebiete auseinandergehen. Ihr gemeinsamer Ursprung ist die Humanität
und zwar, wenn auch nicht offen ausgesprochen, so doch leicht zwischen den Zeilen lesbar, eine Humanität, die auf christlicher Basis ruht. Ter Grundgedanle seiner Weisheit, von dem alle anderen wie Strahlen von einer gemeinsamen Sonne sich scheiden, ist die Liebe zu eineni höchsten Wesen, das den Makrokosmos und den Mikrokosmos regiert. Aller Schematismus und alle hohe Speculation genügen nicht für die Erforschung der letzten Gründe, weil sie immer verschieden ausfallen müssen. Um den Grundgedanken der Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit gruppiert sich das ganze Material. Dabei läßt sich aus dem scheinbaren Chaos der Sprüche mit Leichtigkeit eine Partie nach der anderen erkennen, die innerlich Zusammengehöriges umfaßt und dasselbe Princip der Composition hat. So enthält nach der augenblicklichen Stimmung Rückerts und der wechselnden gelehrten und poetischen Thätigkeit das siebzehnte Buch die Ouranologie und Astronomie, das fünfzehnte die Beschreibung einer Gebirgsreise, während das vorhergehende vierzehnte Buch die tiefsten moralifchen und ethischen Fragen erörtert. Die Weisheit, Gnan im Sanskrit, zieht nach der Sage der Inder in jeden Körper ein, den die Wahrheit beherrscht, und die bilderreiche Mythe weiß uns hübsch zum Kampf um das unfehlbare Geschoß Brahmas zu reizen, das nur der Begicrdelose gewinnen kann. In keinem indischen Werke ist nun die Religionswissenschaft freier und universeller aufgefaßt, als im VI mFNÄi'Ossta d. h. in dem Liede Bhaguats, mit welchem Beinamen der Gott Krishna hier meist bezeichnet wird. Wir stehen nicht an, in dem Studium dieses wunderbaren Buches, das zu ganz anderen Zeiten und an ganz anderen Orten Platos, Schellings, Spinozas, abstracte Speculationen vereinigt hat, die Hauptquelle zu finden, aus der unser Brahmane für seinen östlichen Divan geschöpft hat. Nach Kern freilich enthält der Llm^uat-Oeeta ascetifche Betrachtungen und die Lehre der Jogi, der indischen Heiligen, die in der klösterlichen Lostrennung von der Welt, in grämlicher Entsagung ihre ersehnte Ruhe finden, in der Realität nur verführerische Idole des Marktes sehen und die Rückkehr in das Nichts durch ewige Meditation zu erreichen streben, allein ein tieferes Studium und eine idealere Auffassung indischer Religion hätte den gelehrten Herrn, der aus unbekannten Gründen diesmal eingehendere Mühe verschmähte, von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen müssen, daß in den Gesprächen zwischen Xiizim» und ^ooou die eigentliche Geburtsstätte unserer Weisheitssprüche liegt. Schon A. W. von Schlegel nennt dieses Wert ein earinen pliiloso^Inomu, ^uo vix alinck ulluin tÄpisntms et «anetiwti» liuiäe per towui Inclaiin oelediiug ex»wt. Nord und Süd, XXII, «5. 16

230 A, «och in Neuses.

Allerdings ist indische Religiosität, materiell gedeutet, eine negative, bei der es auf Thätigkeit gar nicht ankommt, ihre Andacht ist eine durchaus abstracte. Die geistige Disciplin verpflichtet dm Gläubigen zu den seltsamsten Kasteiungen. So berichtet ein gelehrter Reisender, er habe einst im heiligen Benares einen Mann getroffen, der tagelang unbeweglich an einem Tempel stand, sein rechter Arm und Hand waren in ein rothes Tuch gehüllt, in das er die Rosenkranz-kugeln herabfallen ließ. Bei jeder Kugel nannte er den Namen des Gottes, und aus feinen convulsivischen Bewegungen erkannte man leicht, mit welcher Heftigkeit er die weltlichen Gedanken zurückdrängte. Der gottesfürchtige Einsiedler lebt in Indien in einer menschenleeren Gegend auf einem nur mit Thierfell und Cousa-Gras bedeckten Sitze, den Körper hält er im beständigen Gleichgewichte, Kopf und Nacken rührt er nie, den Blick heftet er auf die Spitze der Nase, und das einzige Wort des großen Schweigers ist das mystische Om, lauter Pflichten, wie sie gewiß nicht leerer und abgeschmackter gedacht werden können. Den» Inder kommt es eben darauf an, Körper und Geist in ewiger Spannung und in constanter Devotion zu erhalten, allein wenn der gebildete Vrahmane unserer Zeit die abergläubischen Vorschriften der Veden befolgt, so unterwirft er sich den gemeinen religiösen Vorurtheilen der anderen Klassen nur, um seine Autorität unter dem Volke aufrecht zu erhalten und um sein Brod zu verdienen. Die Zahl der aufgeklärten Inder, die in Folge der klaren Lehren Krishnes nicht nur an die Einheit Gottes glauben, sondern auch sein Gebot der Toleranz befolgen, ist überraschend groß. Die Belehrung Arjoons durch die Gottheit spricht eben den universellen Gedanken aus, den wir bei Nückert immer wiederkehren sehen: was für eine Religion der Mensch auch haben mag, sie ist für ihn, wenn er sie genau befolgt, besser als jede andere Religion. Was soll dies Wort Krischna's anders heißen, als Gott offenbart sich in allen Zungen und allen Religionen? sie alle führen zur Seligkeit. Nicht Allah ist Gott, nicht Brahma allein ist das höchste Wesen, die gesummte Welt erkennt eine Gottheit an in verschiedenen Gestalten. Die Genesis aller Religionen ist ein und dieselbe, Natur und Genius reichten sich zu ihrer Begründung die Hand. Kein christlicher Priester braucht sich in seiner Predigt und Katechismusstunde der Lcbensansicht zu schämen, welche Krishna seinem geliebten Zöglinge empfiehlt. „Derjenige, welchem Eisen, Stein und Gold gleichgiltig sind, der im Glück wie im Unglück derselbe und gut gegen seinen Freund und Feind ist, der ist geschickt im höchsten Wesen aufgelöst zu werden. Die, welche frei von Stolz und Unwissenheit sind, sich unablässig damit beschäftigen, ihr Gemüth auszuforschen und ihre regellose Begierde zu mäßigen, deren Gemüth wird nicht mehr stürmisch sein, und sie steigen in den Ort hinauf, der ewig dauert. Der dreifache Eifer, die körperliche, mündliche und geistige Anstrengung genügen nicht als solche; nur wenn der Eifer vom höchsten Glauben beseelt ist, wird die Wahrheit erreicht. Der Gottesdienst der geistigen Disciplin ist unendlich über den Dienst der Opfer erhaben, die Werte bekümmern Brahma

Der deutsche Vrahmane. 22^
nicht, der Gläubige wird durch keine Werththätigkeit gebunden." Echt protestantisch wird diese freisinnige Toctrin des lockigen Krishna, wenn wir sie rational, nicht orthodox auffassen. Der Glaube macht uns allein selig, das ist der Unterredung kurzer Sinn, dem auch der indische Freidenker nachlebt. Was kümmert im Besonderen unseren Dichter das Ceremonialgesetz? Sein Universalismus sieht tiefer, selbst die indische Ascese ist ihm nicht eine Verirrung des Verstandes, sondern nur eine andere Forni der staunenden Versenkung in die unausnennbare Gottheit.

„Unter meinen Kindern, heißt es an einer anderen Stelle unseres Gebetbuches, liebe ich vorzüglich, dessen Herz frei von Feindseligkeit der Freund der ganzen Natur ist, dessen fühlende Seele dieselbe Festigkeit im Schooße des Elends wie im Schooße der Freude behalt." Sündhaftigkeit im Unglück ist also die Moral des Ostens und Westens. „Schau, Arjoon, sagt unser ehrwürdiges Testament, dessen Sittenlehre etwa 4000 Jahre alt ist, meine göttlichen Formen, deren Gattungen ebenso verschieden sind wie die Gestalten und Farben von einander abweichen. Sieh! in diesem Körper ist die ganze belebte und unbelebte Welt. Ich will dir ein himmlisches Auge geben, meine göttlichen Einrichtungen zu betrachten!" Wir wenigstens vermögen in diesem brahmanischen Vibelworte nur eine Umschreibung der Psalmstelle zu finden: Herr, wie ist die Welt Deiner Güte so voll! „Ich umfasse alles," sagt Krishna, „ohne an etwas gebunden zu sein und ohne alle Eigenschaften theile ich alle Eigenschaften, ich bin das Innere und Aeußere, das Bewegliche und Unbewegliche der ganzen Natur, sowie eine einzige Sonne die ganze Welt erleuchtet, so erhellt die Weltseele alle Körper." Selbst dieser Pantheismus wird in unserem kostbaren LlmFuat-OLeta historisch gemildert, und dichterisch verklärt könnte selbst die christliche Theosophie ihn als den ihrigen adoptiren. Das durch die alten Vcden geheiligte System wird auch heute noch immer mehr umgedeutet und verinnerlicht.

Tic zweite wichtige Quelle für die östliche Haltte unseres Divans ist der mystische Perser Dschelaleddin Rumi. Er war der berühmte Stifter des muhammedanischcn Ordens der Mewlewi, und seine religiösen und lyrischen Ghasele, die er der Sage nach in der Gluth der Begeisterung, auf eine Säule gestützt, improvisirt haben soll, gelten vom Ganges bis zu den Moscheen Konstantinopels als das unfehlbare Brevier für alle frommen Derwifche. Diese Nachtigall des beschaulichen Lebens hatte schon einmal unserem Dichter geschlagen, und ihre klagenden Molltöne waren einst von ihm in die milde Melodie einer himmelansteigenden deutschen Lerche trans»ponirt, aber während seines ganzen Lebens klingt ihre zauberische Musik ihm nach. Die Mesnewi oder Doppelverse unseres Scheichs genießen noch immer fast dasselbe Ansehen wie der Koran und haben wie dieser den ehrenden Beinamen Llorit erhalten. Der Titel eines Hohepriesters vererbt sich fortwährend unter den Gliedern feiner Familie. Wie die Perser das poetischste Volk des ganzen Orients sind, so kann man selbst ihre einfachsten 16»

232 A. «och in Neuses.

Kausieute und ungebildetsten Handwerker, deren Geschäfte sie nach Stambul führen, in den dortigen Straßen mitten unter Europäern mit Begeisterung unsere musterhafte Erbauungsschrift recitiren hören. Alle islamische Poesie ist vorzugsweise sententiös, und so werden denn auch hier Märchen und Erzählungen als bloße Vehikel für tiefsinnige Betrachtungen über das religiöse Leben benutzt. Die Doctrin des Rumi ist übrigens nicht originell, sondern cmf persischen Boden wieder verpflanzter Cosismus. Von einem solchen Soft, d. h. einem der Askese lebenden, in einfache Wolle, die auf arabisch 8»öl heißt, gekleideten Derwisch, wurde unser Ordensstifter einst bekehrt. Nach ihm ist die höchste Stufe der Seligkeit die reine Liebe Gottes, die in der absoluten Einheit zwischen Gott und seinen Geschöpfen aufgeht. Gott ist das Licht, und das Licht ist Gott, unerschaffen, ewig und unkörperlich; wie aber aus dem Schatten das Licht erkannt wird, so zeigt sich Gott uns in seiner Welt, er ist der Eine in Allein und das All in Einem. Diese Theologie unseres pantheistischen Ordens ist wiederum von Riickert rcligionsphilosophisch idealisirt, indem er den Grundgedanken, die Liebe Gottes, auch auf den Oceident überträgt. Schon die befferen nnd intelligenteren Sofis verwahren sich übrigens ausdrücklich gegen den einseitigen Vorwurf des Pantheismus, sie wollen die Vorschriften des Korans und ihres großen Lehrers nicht orthodox dem Buchstaben nach, sondern dem Geiste nach gedeutet wissen. So ist auch die Gluth der Ekstase der Derwische, die sich äußerlich im convulsivischeu Tanze ausspricht, der von klagenden Flötentönen der Buße und Versöhnung begleitet wird, den Freigeistern eine Inspiration des Himmels. Mit den prächtigsten Bildern, aus dem Naturleben der Orientalen entnommen, Bildern, um derenwillen allein schon die Lectüre der Mesnewi unserer nüchternen Zeit zu empfehlen ist, wird die Gottesliebe verherrlicht, in der wir sein, leben und weben sollen; unvergleichlich schön ist das folgende Ghasel aus dem Divan unseres geistreichen Scheichs: ,
Die Pilger, die zur Kanba ausgegangen,
Wenn endlich sie zum Ziele hingelangen,
Seh'n sie ein Haus von Slein, erhaben, heilig,
Von kahlen Thalabhängcn ringsum unifangen.
Sie ziehen aus und hoffen Gott zu schauen —
Sie suchen viel, «msonst ist ihr Verlangen!
Doch fchallt wohl eine Stimme aus dem Tempel,
Wenn dessen Schwell' inbrünstig sie umfängen.
Was bclet ihr zu Thon und Stein, ihr Thorcn?
Das Haus verehr!, »ach dem die Reinen rangen!
Des Herzens Haus, das Haus des Wahren, Ewigen,
O selig, die in diesen Tempel drängen!
Die Gutttesliebe, foll sie rein sein, muß stumm und wortlos bleiben,
so daß der Vogel der Liebe, die Nachtigall, von der kleinen Mücke lernen kann, die aus angeborener Neigung zum Lichte sich verbrennt und auch im Sterben keinen Laut von sich gibt. Der forschende Verstand dient dem Menschen nur so lange zum Leiter, bis er seine eigene Unwissenheit erkennt.

Der deutsche Vrahmane. -32
Nur wenu dein Wisscu von dir selber dich befreit,
Nenn' ich das Wissen besser als Unwissenheit.
Durch diese berühmten Worte eines arabischen Weisen wurde Rumi
einst für die Sofi'sche Lehre gewonnen. Wie nun Gott der Ursprung alles
Seins ist. so hat jedes Zeitalter durch ihn seine Schrift der Offenbarung,
in dem einen schafft er, in dem anderen stürzt er. und will ich seine Wege
ergründen, so muß ich zum Skeptiker werden. Die concrete Welt fällt und
steigt nach des allmächtigen Allah Willen allein.
Beständig ist dos Weltall im Vergehn,
Um immer neu dann wieder zu erstehn:
Wandelnd zugleich und ruhend alle Zeit,
Wechselt es jeden Augenblick sein Kleid.
Aber dieser Fatalismus schließt gar nicht die Freiheit der Individuen
aus. Nicht Zwang ist unser Handeln, „ein Thor ist, wer sich selbst den
Kerker schließt, entrinnen aus der Haft, das heiß ich List". Ungern nur
trennen wir uns von diesem berühmten Orden, dessen Lehren wir ganz nach
dem Originale zur Bekräftigung unserer Ansicht näher verfolgt haben, daß
die orientalische Philologie genügende Elemente in sich schließt, um sie in den
großen Gedanken der Universalität mit hineinzuziehen. Jedoch eilen wir auf
die andere Seite des Tivans, die europäischen freundlicheren Quellen zu
erforschen, die denn doch mehr nach dem Mittelpunkte unseres Kunstgedichtes
zu liegen, als die trüben Ströme Asiens. Bei jeder großen Maskerade giebt
es stumme Begleiter, die pantomimisch das Gesamtbild beleben müssen, und
so dient der Hindostaner, Perser, Araber hier nur zur Verstärkung der
dramatischen Handlung. Die Hauptrolle fällt uns anheim. Außer den bunten
Gefolgschaften zeitgenössischer Fragen der Politik, Literatur, Gelehrsamkeit
und der königlichen Suite von Freundschaft und Familie marliren sich besonders
drei Hauptgestalten in unserem langen Zuge, um die sich Alles zu bewegen
scheint, Angelus Silesius als cherubinischer Wandersmann, der Naturphilosoph
Schelling als Sieger über Fichte den Redner und Neuses, die schöne Dame,
Arm in Arm mit ihrem Liebling Rückert kosend und scherzend. Der katholische
Ioh. Scheffler, nach einem spanischen Mystiker und seinem deutschen Vater-
lande Angelus Silesius genannt, ist durch das in alle Gesangbücher überge»
gangene Kirchenlied bekannt: Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit
hast gemacht. In unserer Procession erscheint er als geistreicher Abb«. Seine
religiösen Gedichte, sowie die Sinn- und Schlußreime, die später vermehrt
unter dem Titel „der cherubinische Wandersmann" herausgegeben wurden,
zeichnen sich durch außergewöhnliches Gottvertrauen und ergebungsvolle
Seelenstimmung aus. Wie sein berühmter Zeit- und Glaubensgenosse
Fr. v. Spee jüngst einen Bearbeiter in Simrock gefunden hat, so ist unser
Wandersmann durch Kern wieder einem größeren Publicum zugänglich
geworden. Sein Idealismus, der die Consequenzen des vom Mönche Eckhart
begründeten Pantheismus zieht, gipfelt in den Sätzen, daß die Welt durch
das Uebermaß der göttlichen Liebe geschaffen sei, und daß Gott selber seine

22H A. «och in Neuser

Seligkeit durch die menschliche Seele fühle. So fern Rückert im Allgemeinen den mystischen Anschauungen steht, so mußte ihn doch der in ihnen liegende Hauptbegriff der Liebesseligkeit, zu deren Propheten er sich vorzugsweise macht, umsomehr fesseln, als die ganze damalige Zeit unseren Angelus mit Vorliebe studirte; der allerdings stark klatschhafte Varnhagen macht in seinen Tagebüchern auf diese Zeitstimmung mit der ausdrücklichen Nennung unseres epigrammatischen Werkes aufmerksam, das auch schon der Form nach ganz an unseren Brahmanen erinnert. Jedenfalls brauchen wir nicht bis zu den fernen Zeiten des weit weniger gelesenen Dominicaner Taulei und seiner ascetischen Selbstverleugungslehre zurückzugehen, die I. E. Braun zum Verständnis; der occidentalen Mystik heranzieht. Rückert hat mit den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts noch eine andere Aehnlichkeit, die bisher noch nicht genügend gewürdigt ist. Der Titel „geharnischt" für seine politischen Sonette ist ganz in dem Sinne jener Zeit gewählt und offenbar dein kräftigen Geiste des alten Secreliirs Weckherlin nachgebildet. Die innere Verwandtschaft unseres mystischen Wandersmcmncs mit Fichtes „Anweisung" führt eine weitere höchst wichtige Figur uns vor. Der große Wissenschaftslehrer präsentirt sich uns auch hier in seinem bekannten Ornate eines Rhetors, der mit priesterlichen, pathetischen Worten, die ihn überall kennzeichnen, ein geistreiches pädagogisches Colleg „die Anweisung zum seligen Leben" liest. Die ewige Jagd nach Glückseligkeit, der Materialismus, kann nach ihm Niemand beglücken; wahrhaft befriedigt ist nur, wer sich nach der Wiedervereinigung mit dem Ewigen sehnt. Der mystische Urgrund alles Seins ist die ewige Einheit des Göttlichen und Menschlichen, aber immer verhüllt uns die Form das innere Wesen, unser Auge selbst ist unserem Auge im Wege, wir sind zwar Licht, aber stehen uns selbst im Licht. Gott ist nicht ein leerer Schatten jenseits der Wollen, sondern will in jeoer Sphäre des Lebens erfaßt sein. Religion ist daher nicht Glauben, sondern Schauen. So weit ließe sich Rückert nun allenfalls den großen Weltwcifen gefallen, aber es deducirt dieser weiter: Es giebt fünf Stufen der Erkenntniß, die höchste ist die des Weisen. Diele Einsicht ist im Christenthum geschichtlich geworden, und zwar am meisten im Iohannesevangelium, das nicht, wie das alte Testament beginnt, sondern mit dem Gedanken: im Anfang war das Wort. Himmel und Erde sind gar nicht erschaffen, sie sind ewig, von Anbeginn an war die Weisheit, das Bewußtsein als Dasein Gottes, die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen, und diese Einheit ist in der Geschichte zuerst in Jesus zur Wirklichkeit geworden. In schroffen» Gegensatze gegen Fichtes Formalismus vertheidigt nun im benachbarten Auditorium der poesievolle Schelling in jugendlicher Begeisterung die selbständige Gellung der Natur; vor seinen erstaunten Eommilitonen demonstrirt er seines Rivalen Grundsatz als falsch, daß die Natur nur Object des Bewußtseins, blos phänomenal sei. Instinctmäßig, sagt er, hat schon immer die Sprache das Denken mit dem Lichte verglichen, und es ist richtig, daß im Denken sich vollendet, was im Lichte begonnen

Vei deutsche Vrahmane. 235

wnd. Schellmgs Naturphilosophie sieht im Licht nicht nur ein Sinnbild, sondern die eigentliche Vorstufe des Denkens, den ersten Ausdruck und Uract der Idealität, den Anfang des Ertenntnißprocesses, sowie den Anfang der Weltenwicklung. Die Natur hat wirtliche Realität, und so lange wir bei der Betrachtung der Dinge nicht von uns selber loskommen können, so lange tonnen wir nicht Natur denken. Mit dieser Idee seht Schelling an die Stelle des trügerischen Idealismus des Ich den Idealismus der Natur, und durch diese Empirie gewinnt er leicht Rückert für sich. Professor Fortlage hat bekanntlich einmal wunderlicher Weise behauptet, daß unser Dichter sich in der Weisheit des Brahmanen zum Ausdruck Fichte'scher Philosophie gemacht habe. Allein so sehr sein Wort auch in die Nagschale fallen müßte, weil langjährige Freundschaft ihn mit dem Alten von Neuses verband, wir können in unserem Dichter nur das Gegentheil lesen: aus dem Idealismus der Natur leitet er erst den des Ich ab und läßt die durch einen selbständigen Willensact Gottes entstandene Außenwelt unser Bewußtsein erst vermitteln. Nimmt man noch hinzu, daß ein anderer, viel älterer und innigerer Freund, Schubart. bei Rückert in späteren Jahren eine vorherrschende Neigung zum mystischen Pantheismus, der aber nicht näher bezeichnet wird, entdeckt haben will, so wird der gordische Knoten noch verwickelter. Der Wahrheit am nächsten kommt nach unserer Ansicht des Dichters eigener bedeutender Sohn Heinrich in Breslau, der die aus innerlichster Vertiefung des Gemüths hervorgegangene Weisheit des Brahmanen mit der Schellingschen Philosophie vor dessen Uebergang zum ausgebildeten Positivismus, zur Offenbarungsphilosophie zusammenstellt. Mit sich selber geräth selbst dieser Gelehrte in einen unlösbaren Widerspruch, wenn, wie Fräulein Amelie Sohl in ihrer erst vor ganz kurzer Zeit erschienenen interessanten Biographie des geistreichen Professors berichtet, seine Notizen aus dem Jahre 1834 die Bemerkung enthalten, sein großer Vater habe stets Platen gegenüber betont, es lasse sich kein wissenschaftlicher Beleg ohne gründliches Studium der Hegelschen Philosophie denken. Die philosophischen Studien des Dichters hätten zuletzt in Hegel gegipfelt, den er auf das höchste geschätzt habe. Bei so verschiedenen Ansichten der allernächsten Verwandten und Freunde ist es wohl auch einer vierten bescheidenen Stimme gestattet, sich vernehmen zu lassen, zumal da sie ihren Ton nach Neuseser Schlüssel moduliren kann, doch wollen wir hier noch nicht der Aufgabe des letzten Theils der Arbeit vorgreifen, der den philosophischen Standpunkt unseres Dichters definiren soll. Rückert gesteht direct und indirect, daß er teinem Systeme bis in die letzten Consequenzen folge, nach seiner ganzen Geisteslichtung aber mußte er am meisten von dem frischen, lebendigen Nalurcultus des schwärmerischen Schilling angezogen weiden, der ihni schon als jugendlicher Gelehrter durch seinen tühnen Bruch mit dem Kcmt'schen Dualismus imponirt hatte und nun aus einem Meister und Lehrer Hausfreund und zugethaner College in Erlangen geworden war. — Mehr aber als alle diese Gründe hat unseren

236 A. «och in Neuses.

vielseitigen Dichter der stille Aufenthalt im eigenen bescheidenen Familiensitz, dem anspruchslosen Neuses, zur philosophischen Ruhe mit sich selbst geführt. Sein treuer Freund Schubart nennt daher unser Lehrgedicht geradezu die Frucht eines alljährigen Aufenthaltes in seinem behaglichen Gute, das er nach Schelers umsichtiger Vermittlung von 1838 an auf eigene Rechnung übernahm. Seit dieser Zeit ist ihm das geräuschlose fränkische Dorf stets der liebste Fleck des Erdenrundes geblieben. In seiner glücklichen Ehe mit seiner anmuthigen, sittsamen Gattin, der edelgesinnten Louise, dem Idealtypus eines fränkischen Mädchens, ähnlich der Dorothea Goethes, mußte dem gemüthreichen Dichter die ländliche Einsamkeit zu einem irdischen Paradiese werden. Immer wieder jubelt daher seine Seele, wenn er sein dnen rsriw erreicht hat. Seit dem März 48, als ihn die Revolution von den lästigen Schranken des großstädtischen Lebens auf immer befreite, wählte er zu seiner permanenten Sommer- und Winterresidenz die Freudenfrohburg an der hellen Lauter, wo er als alter Geh. Rath seinen Lebensherbst verfringen wollte, wie er einst als verliebter Dichter den Liebesfrühling dort gelebt hatte. In seinem mit Einfachheit ausgestatteten gastlichen Hause, das jedem lieben Freunde ein herzliches salve entgrgenwinkte, konnte er als unbestrittener Regent nach seinem Belieben ohne die beschwerliche, ihm stets verhaßte Rücksicht auf höfische Etiquette schalten und walten. Innige Freude machte es ihm dabei, die Erziehung der Sohne und Töchter, die ihm das grausame Geschick nicht entrissen hatte, im eigenen Hause durch einen Lehrer zu leiten, und mit welcher Vorsicht er dabei zu Werte ging, damit der junge Baum einst seine Früchte trage, erweisen die zahlreichen pädagogischen Grundsätze, die der erfahrungsreiche Brahmane unserer Beherzigung empfiehlt. Am erregtesten aber ging es immer in der dicht umrankten Veranda des blumenreichen Gartens her oder in den schattigen und buschigen Gängen, wo der lebenswürdige Dichter mit seinem fränkischen Freundeskreise wie echte Peripatetiler speculirend auf und ab zu wandeln pflegte. Oft wurde in einer akademischen Sitzung beim Genuß der levantischen Bohne und holländischen Knasters nebst impoitirter Havanna wissenschaftlich debattirt oder mit Hinzuziehung der verständigen Gattin gemüthlich geplaudert. Es kann sich Niemand wundern, daß bei solcher geistigen und herzlichen Anregung die schöne, viel umworbene Dame Neuses in ihrem freundlichen grünen Sonntagstleide, den geistreichen Gesichtszügen und den lächelnden, fast coquett reizenden Augen bald die Herrin aller seiner Gedanken wurde. Der kleine, lebendige Weltmann mit sprühenden Augen und beredter Zunge dort am gemeinsamen Kaffeetisch (wir erlauben uns die Facta ohne Schaden für die Wahrheit zum Theil zu ante-datircn) ist der liberale Realpolitiker Freiherr von Stockmar, an den der Dichter die herrliche Epistel gerichtet hat:

Leise gelullt vom Hauche des nie so lenzlichen Lenzes.

Von seiner Praxis als einfacher Arzt in Coburg bis zu seinem Tode stand der gefeierte, mit Ehren und Würden aller Länder überhäufte Diplomat mit

Der deutsche Vrahmane, 22?

seinem früheren Studicngenossen, der immer derselbe schlichte Mann geblieben war, im vertrautesten Verkehr. Ter bedeutendste unter des Dichters Söhnen, der leider früh verstorbene, schon erwähnte scharfsinnige Prof. H. Riickert, von dem die deutsche Literatur noch manchen werthvollcn Beitrag erwarten konnte, hebt ausdrücklich den wohlthuenden und anregenden Einfluß des Freiherr« hervor, indem die hintcrlassenen Tagebücher häufig die Anmerkung enthalten: geschrieben nach einem Spaziergange mit Stockmar auf den Goldberg. Mit aristotelisch-logischer Schärfe erörterten die beiden Peripatetiler in gegenseitiger Offenheit die patriotischen Fragen des beste« Staates. Unabhängigkeit, Rücksichtslosigkeit der Gesinnung, volksthümlicher Geist adelte sie beide, den vornehmen Baron wie den königlichen Dichter. Sie beide sahen das alleinige Heil ihres durch Particularismus zerklüfteten Vaterlandes in einer Einigung desselben unter Führung des jugendlichen und lebensfähigen Preußen. Konnte nun auch die bedeutende politifche Ccwacität den linguistischen und philologischen Studien des unzertrennlichen Freundes keinen Geschmack abgewinnen, so verstand Stockmar doch, dem universellen und humanen Dichter bis in das innerste Herz zu sehen. Anders gestaltet ist das dritte Glied des akademischen Bundes, der viel gepriefene und zugleich laut geschmähte Staatsminister v. Wangenhcim. Hinter einem Schcinliberalismus versteckt er feine aristokratische Ueberzeugung. Gewohnt Alles, was sich zu seiner Höhe nicht erheben konnte, als Nebenfache zu betrachten, war er einst in feiner Arroganz soweit gegangen, dem hohen Magistrat von Coburg Infolenz und Einfalt in der Verwaltung vorzuwerfen. Ter preußenfreundliche Baron und der großdeutfche Wangenhcim, der in einer Trias feines Vaterlandes einziges Wohl erkennt, begegnen sich allemal mit einer gewissen Zurückhaltung und Kalte, während unser nachgiebigerer Wirth über den treffenden ästhetifchen und schöngeistigen Urtheilen feines alten Wangenhcim gern die Politik und die sonderbaren chcvaleresken Neigungen vergißt, die ihn foweit verführen, stets in Begleitung von fünf bis sieben Prachtexemplaren von Hunden in das stille Gehöft einzurücken. Die Neusefer Akademie vereinigt aber noch andere heterogene Elemente in sich. Alljährlich erscheint aus Berlin der romantische Dichter Fr. Schubart zu seinem Ferichn-Servitute. In grellem Contraste zu dessen reactionärer und hierarchischer Gesinnung steht ein anderes, zeitweises Glied der Tafelrunde, der unglückliche, revolutionäre Kupferstecher und Poet C. Barth aus Hildburghauscn, den Riickert auf feiner italienischen Reife kennen gelernt hatte. Zwei würdige Geistliche, der Vetter und Kirchenrath Emil Rückert aus Schweina bei Liebenstein, allgemein wegen feiner gewagten etymologischen Bemerkungen gefürchtet, und der menschenfreundliche, alle Frömmelei hassende Hofprediger Henkel in Coburg vermehren den heiteren und harmlofen Kreis, der feinen Abfchluß durch die beiden Juristen. Stadtgerichtsrath Scheler, den bekannten prattifchen Agenten Ritserts, und ganz zuletzt noch durch den freifinnigen, von Preußen disciplinirten Staatsanwalt Oppermann erhält. Eine gemischtere Gesellschaft, so recht für Allfeitigkeit ge-

238 A. «och in Neuser
schaffen, kann man sich doch schwerlich denken. Die Stunde der Temastirung
hat endlich geschlagen, die schöne Dame Neuses, die in Liebe und Freund-
schaft bisher unschuldig mit unserem Dichter tändelte und scherzte, lüftet
keusch erröthend ihren zauberischen Schleier, der sie profanen Blicken verhüllte,
und unserem entzückten Auge strahlt die göttliche Camöne entgegen, den
ewigen Bund mit ihren« Liebling erneuernd und erweiternd.
Mein Lieblingsaufenthalt, noch einmal «cht zum Schlich
Lachst du mich freundlich an, eh' ich dich lassen mich,
No blühte mir ein Glück, wie das dein Schoofz mir trug?
Beschränkt, mir aussichtrcich, klein, eng, mir gros; genug;
Ansprechend anspruchslos, lieb, weil uorlicb ich nehme,
Behaglich und bequem, weil ich mich selbst bequeme.
Freu' dich! Noch manchen Herbst sollst Du mich wirdcrsehn,
lind Lieder, diesen gleich, auf deiner Flur cntstchn. —
Das entzückende Neuses und dessen Naturfreuden wirkten fchon anfäng-
lich fo wohlthucnd auf unseren großen Lyriker, der im Grunde des Herzens
kein anderes Gebot als Liebe zu Gott und zur Welt kannte, daß immer
wieder an die Stelle des wissenschaftlichen Pantheismus der vertrauensvolle
Theismus und statt der Enttäuschung von neuem die Hoffnung vordrang.
Gerade dieses einfache Dorf mit seinen zahlreichen Reizen äußerer Natur
und häuslicher Gemüthlichkeit curirte den philosophischen Mystiker allemal
auf geraume Zeit von seinen frommen, idealen Neigungen und fchenlte ihn
einer andächtigen Naturbetrachtung zurück. Mit einem der reizendsten Bilder
unserer Sammlung belehrt uns der sinnreiche Dichter, daß ein breiter, ge-
fährlicher Graben die Idee von der Realität trennt. Auf einem Tische
standen einst in einem Körbchen Früchte, die sich im Spiegel reflectiiten, so
daß sie zweimal mit gleicher Frische zu sehen waren. Ein liebes, naives
Kind wurde vom Vater gefragt, welchen Korb es vorziehe, und schnell ent»
schied sich der Sohn für den Spicgeltorb. Nun nahm der Vater den äußeren
fort, und so entschwand auch der innere dem Kinde.
Ncr Vutcr sprach: Und wccht Nu auch, wo's hingekommen?
Es ist verschwunden, weil ich dieses weggenommen.
O das; doch, liebes Kind, nie weil gering dir gilt
Die Wirklichkeit, du greifst nach einem Spiegelbild.
Die Natur ist dem Dichter ein uralter Autor, der in gewaltigen
Hieroglyphen geschrieben hat. Glückliche ist er, weil er sie zu entziffern ver-
steht. Die beiden großen Gegensätze der Welt, Idee und Wirklichkeit, gleicht
er in dem Selbstbewußtsein aus, von Gott gewußt zu sein. Der Großplan
im Weltregimente ist nach ihm darauf angelegt, immer die Versöhnung dem
Streite gleich einzuweben, so daß derselbe gute Geist uns zu lieben und zu
dulden treibt. Der bloße Erfahrungsmensch sieht im Leben bald mehr Licht,
bald mehr Schalten, der richtige Realismus aber, dem Rückert sich zuneigt,
stellt nicht das Ich, sondern Gott in den Mittelpunkt alles Seins.
Nu bist der Widerspruch, den Widersprüche loben,
lind jeder Widerspruch ist in dir aufgehoben.

Der deutsche Vrahmanc. 239
Die Widerspruch', in die sich die Vernunft verstrickt,
Zergehn, und sie zergeh«, wo dich der Geist erblickt.
Dem idealen Träumer müssen die wirklichen Objecte wie Gespenster er-
scheinen, während sie faßbare Realitäten sind, an denen wissenschaftliche
Deductionen und alle dialektische Schärfe nicht rütteln tonnen. In zahllosen
Distichen macht er sich über sophistische Spitzfindigkeiten, die Gott in die
Arbeit pfuschen wollen, lustig. Sie narren dich in Räthselworten herum, und
Wo es ucrstiändig Ilana, beachtetest bu's nie,
Das Unverständene nun nennst du Philosophie.
Ein vorsichtiger Denker sieht fein still und ernst zu, wie sich die Sachen
machen, und geht nicht mit seinen Forschungen durch.
Weltweisheit ist ein Wort, hat weder Sinn, noch Kraft,
Ter Weisheit höchster Hort ist ttotteswisscnschnft.
Aus den verschiedenen Meinungen ist gar nicht klug zu werden. Immer
von neuem wird der alte Brei in einen anderen Topf geworfen, oder es
wird plötzlich sogar auf den Kopf gestellt, was bisher auf den Füßen stand.
Wer sich in diesen Widersprüchen unbezwinglich fühlen will, halte es mit der
einfachen Wahrheit, daß der Uranfängliche und der Unvergängliche hoch über
allem Wechsel thront und von keines Geistes Schranken umfaßt wird. Rückert
schreckt bei seiner Mißachtung aller systematischen Philosophie vor dem bittersten
Spotte nicht zurück. Es genügt ihm, daß jedes Gemllth den klaren Kern
in sich trägt, Gott sei die Wurzel der Welt. Wer in seiner Seele den
Himmel schaut, sagt er einmal, braucht nicht erst hohe Sternwarten zu er-
bauen. Es klingt wie ein Hohn auf sich selbst, die sonnenklarsten Wahr-
heiten hinter den sonderbarsten und unverständlichsten Kunstaussdrücken zu
verbergen. Das Problem der Schöpfung, die von dem warmen Gotteshauhe
lebt, kann nicht frostiger gelöst werden, als durch prästabilierte Harmonie, wie
der teriiüuu8 teolinion» des Leilnitz ist, durch Ich im Ich, wie Fichte sich
auszudrücken beliebt, oder durch Indifferenz in den Differenzen, wie Schelling
meint. Am meisten richtet sich sein Widerwille gegen Hegels absoluten
Idealismus, obgleich gerade dieser mächtige Denker mit dem Satze, daß alles,
was wirtlich ist, gut ist und alles Gute real werden müsse, den ganzen
Norden unseres Vaterlandes begeisterte und Preußen jeden akademischen Lehr-
stuhl mit seinen Aposteln besetzte. Ter Verfasser dieser Arbeit hat den be-
deutendsten Hegelianer Professor Rosenkranz in Königsberg, um den sich die
linke und rechte Seite der Schule in lebhaften Debatten lange gestritten hat,
zum philosophischen Führer gehabt, ehe er zur Ruhe gelangte; bei seiner ge-
nauen Kenntniß des Hegelschen Systems wird es ihm nicht übel gedeutet
werden, wenn er es wagt, selbst zwei Autoritäten, den Professoren Fortlage
und Rückert zu widersprechen, die in dem Dichter sogar eine Neigung zu
Hegelschen Ideen entdeckt haben wollen. Allerdings geben wir zu, daß er
durch die weitschauenden brillanten geschichtsphilosophischen Vorträge jenes
Denkers wesentlich angeregt und gefördert worden ist, aber die cudamonistische
Löfung der Aufgabe, die Hegelsche Selbstvergötterung, war gerade für Rückert

2^0 A. Koch in Neuse«.

nichts als leerer Schein, ein eitler, aufgeblasener Eingriff in die Wege der Vorsehung. Gegen wen wäre denn wohl das Pamphlet gerichtet als gegen Hegel?

Tu bist in Gottes Nathsuersammlung nicht gesessen,
Als er den Plan der Welt nach seinem Mas, gemessen,
Nun tbust du doch, als sei dir vorgelegt der Plan,
Und deinen Maßstab legst Du unbekümmert an.

Reflexionen, discursives, logisch trennendes Denken lösen überhaupt nicht die praktisch-moralische Aufgabe, und keine metaphysische Erkenntniß, sondern die Intuition, das Gefühl des unmittelbaren Glaubens, ergreift allein das Ursprüngliche, mit welchem Standpunkte sich Rückert wie sein großer Landsmann Jean Paul der Iacobischen Richtung nähert.

Die Ruhe suchest du! wo findest du die Nnh?

Wenn du dem 2»»rm dich ab, dich jenem kehrest zu,

Von dessen Hauch bewegt der Eturm ist angeregt

Des Lebensmeeres, der sich nur im Hafen legt.

Zugegeben muß also werden, daß Rückert kein systematischer Kopf ist und auch keiner sein will.

Die Eindrücke, die seine gelehrten Studien, welche den ganzen Orient und Occident umfassen, bei ihm zurückließen, waren zu mannigfaltig und mächtig, um Widersprüche zu vermeiden; im Gegentheil, die letzteren mußten mit der Arbeit wachsen. Er ist darum noch kein Eklektiker, der wie ein Chamäleon seine Farbe wechselt und sensualistische und spiritualistische Theorien aller Richtungen künstlich amalgamirt. Er ist nur ein Feind von allem albernem theoretischen Parteigetricbe, von jedem philosophischen Schulhader, aber dabei ein warmer Freund aller geistigen Regsamkeit. Hatte doch selbst Lessing, dem gewiß Wenige scharfes logisches Denken absprechen weiden, einst auf die Frage, wessen modernes philosophisches System er zu dem seinigen gemacht habe, geantwortet, er wisse selbst es nicht, aber am meisten glaube er zu Spinoza zu neigen. Shakespeare macht sich unleugbar zum Vermittler der Vaco'schen Zcitrachtung und doch folgt er zugleich dem naiven und verständigen französischen Skeptiker Montaigne, ja vor Kurzem hat man sogar die gewagte Hypothese gemacht, ihn dem schwärmerischen, wilden Italiener Giurdano Bruno zuzuschreiben. Schiller ist nicht allein ein Schüler Kants, sondern auch des diametral entgegengesetzten Fichte, und deshalb wird ihn kein Mensch einen Eklektiker nennen. Eine Poesie, welche die letzten Consequenzen einer Philosophie zieht, würde unerträglich langweilig und schematisch. Rückert dcmtt selber an einer Stelle ausdrücklich dafür, die Zeit zu erleben, wo Philosophie sich erwachsen geberdet und die Poesie zur Kinderkrankheit wird. Es bleibt nun aber eine unleugbare Thatsache, die besonders für das Leben großer Männer seine Giltigkeit hat, daß die Keime, welche die empfängliche Jugend in sich aufgenommen, unvergänglich find. So singt unser Dichter von sich scherzhast, daß er im Alter noch den Schatz seiner Knabenkenntnisse in sich trage. Er lam als begeisterter Jünger der Wissenschaft im

Der deutsche Vrahmane. 2^
Jahre 1305 nach Würzburg, gerade als die Geister dort gewaltig aufeinanderplatzten, indem Schelling seiner Regierung den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Man beschuldigte ihn im feindlich katholischen Lager, er habe vom Katheder herab nachtheilige Lehren, phantastische Ideen und grobe Trugschlüsse der akademischen Jugend vorgetragen. Als nun Würzburg nach der Schlacht bei Austerlih an den bisherigen Großherzog von Toscana fiel, wurde die politische und kirchliche Neaction so unerträglich, daß Schelling den neuen Diensteid verweigerte. Aber auch nach seinen Studien sollte Rückert diesen Philosophen überall hin begleiten. Wenige Jahre, ehe er in Stuttgart seine mißliche amtliche Stellung antrat, hatte Schelling dort in gemüthlichen Kreisen seine Philosophie popularisirt, und die Spuren davon fand der unzufriedene Redacteur überall, besonders auch im Hause des Herrn von Wangenheim. Aus dem frischen Naturphilofophen war nun allerdings ein mystischer Theosoph geworden, als der gelehrte Orientalist mit seinem früheren Lehrer wieder in Erlangen zusammentraf. Das leidige absolute Identitäts-System hatte er zur Polarität, Indifferenz, bis zu den dunkelsten Ur° und Ungründen erweitert und so feine Doctrin ungenießbar gemacht, aber die Beschäftigung mit der tief sinnigen ascetischen Religionslehre der Orientalen schuf doch wieder neue geistige Beziehungen zwischen den beiden großen Männern, die sich fönst abstoßen mußten, und auch im preußischen Staatsdienst bestand die Freundschaft weiter. Nie zweite theosophische Periode der Schelling'schen Lehre konnte allerdings Niemand mehr als unfere Rückert ärgern, auch im Alter blieb des Dichters Baum der Erkenntniß mit fester Wurzel auf dem schmucken, einladenden, heiteren Boden der poetischen Naturphilosophie Schellings stehen. Daß sich Rückert mit Fichtes Religion des freudigen Rechtthuns eingehend befchäftigt haben muß, ist bei feinem regen Interesse an allen Zeitfragen nicht zweifelhaft, aber nie und nimmer konnte er an ihr seine Befriedigung finden. Eine Philosophie, die nicht bloß gute, fonderu große Menschen machen will, die nur das Bedürfniß kennt, außerhalb mächtig zu wirken, die im herrischen Selbstgefühl ihren Kern hat, bei der endlich alles sittliche Handeln mit dem ursprünglichen Glauben an eine moralische Weltordnung zusammenfällt, die selbst wieder mit Gott eins ist, — eine solche Doctrin war nicht im Stande, ihn auf die Dauer zu fesseln. Fichte macht alle Religion gewissermaßen zu einer Bewerbung um die Gunst des Herrgott: erweise Dich Gott gefällig, so wird er sich Dir wieder gefällig zeigen; dabei ist er mit feiner pantheistischen Gottesidee so intolerant, daß er nach eigenem Geständniß lieber seinen Verstand einbüßen möchte, als den theiftischeu Glauben für berechtigt anerkennen. Ueber Alles stellt er die Wissenschaft, selbst wenn er Leben für Nicht-Philosophie und Philosophie für Nicht-Leben erklären müßte. Anders als Fichte hatte Schelling das große Problem zu lösen gesucht. Der unsterbliche Königsberger Denker Kant setzte außer dem absoluten Subject noch ein Ding an sich als absolutes Object, das ewig als unnachwcisbar ein Postulat der praktischen Vernunft bleiben würde. Der

2H2 A. «och in Neuses.

junge Würzburger Docent griff dagegen zur Spinozscischen Identität des Subjectes und Objectcs zurück, aber er nahm sie nicht wie jener als Selbstvernichtung und Ruhe, sondern als Selbstbethätigung, als Wirksamkeit. Spinoza endete mit dem Befehle: höre ans zu existiren; die Vereinigung des Naturalismus mit dem Theismus, wie sie Schelling beabsichtigte, culminirte in dem Satze: handle frei. Die ganze Natur ist lebendig und spiegelt die Geschichte unseres eigenen Geistes. Alles organische Leben ist von der unvollkommensten bis zur höchsten Form von dein alleinigen Triebe der Nützlichkeit beherrscht. Nach Schelling ist das große Thema der Philosophie, die Welt geistig wiederzugeben. Während Fichte in seiner Wissenschaftslehre für die Natur keinen selbständigen Platz hat, wird sie bei Schelling zu einem wesentlichen Vestandtheile, Angeregt durch die gewaltigen Fortschritte der Physik und Chemie, in der Elektrizitätslehre und im Galvanismus, ging er, um das natürliche Leben zu ergreifen, von einer aus inneren Ursachen wirksamen Materie a»Z. Im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts entstand der Naturphilosophie ein heftiger Gegner in dein Philosophen Jacobi, der mit gewohnter Schärfe am Feinde die schwache Seite entdeckte und ihm die Maske des Theismus vorwarf, während er in Wahrheit Pantheismus vortrage, und hier liegt denn auch der wichtige Trennungspunkt zwischen dem humanen Rückert und dem Denker Schelling. In unserem Buche der Weisheit wird der alte Streit zwischen der Annahme einer intramundanen oder extramundanen Gottheit zunächst als Nothbehelf gebrechlicher Gedanken von der Hand gewiesen. Ob Gott »«borgen Dir «scheint in der Natur, Ob außer, über ihr, ist eins in» Grunde nur. Gott ist, was er will fein, wo er will sein, und wie, Anders in jedem Ding und jeder Phantasie, Anders in jedem Nu, dersclb' in Ewigkeit, Die Vielheit ewig eins, die Einheit stets entzweit. Das höchste Wesen ergründen zu wollen, ist gar nicht menschlicher Beruf und eine Thorheit, der Geist kann es in seiner Majestät nur ahnen. Höchstens gilt der teleologische Beweis seiner Existenz trotz des Zirkels, in dem er sich bewegt, aber er wahrt wenigstens die Rechte der Gottheit. Der Pantheismus erniedrigt mit reichem Schmuck der Phantasie den Geist zur leiblichen Erscheinung, die theistische Sonderung der Gottheit vom Irdischen dagegen führt zu einem Widerstreit zwischen der Idee und der Wirklichkeit, indem man die Mittelglieder nicht erkennen kann. Trotz dieser vielfachen Widersprüche in Wickerts Dichtung ist die überwiegende Anzahl der wichtigeren theistisch. Denn die Marksteine der eigenen Ueberzeugung und Gesinnung sind immer an dem frischen, gemüthuollen Tone kenntlich, während die augenblicklichen Stimmungen der Debatte und des Studiums oder der Erinnerungen an die bestandenen Zweifel unsicherer und weniger befriedigend schließen. So ist denn auch Gottschall der Ansicht, daß der Pantheismus nur verstohlen ein geheimnißvolles Blatt in das Werk werfe. Gerade dem Bewußtsein einer Gottheit außer und i» der Welt und der Seligkeit darin weiß der Dichter

-^^- Der deutsche Vrahmane. 2H5

überall schwungvollen Ausdruck zu geben. Dabei ist Liebe der letzte Grund der Schöpfung.

Er Hot dich nicht ««bannt, du bist nicht abgefallen,

Die Liebe nur hat dich, die Liebe dich vertrieben,

Er wollte, daß, er dich, daß du ihn tmmtcst lieben.

Aber wiederum werden die harmonischen Töne der Rllckert'fchen Lyra durch metaphysische Dissonanzen gestört. Die Postulata der Welt, Raum und Zeit, verlangen Aufnahme in die große Harmonie. Kant hatte die beiden Begriffe als undefinirbar und aualitätslos von eingehender Besprechung aus» geschlossen. Der mystifchc Ideenkreis dagegen war geneigt, sich mit Vorliebe in diese Grundformen der Intelligenz zu versenken, eben weil niemand sie ausreden tonnte. Rückert verzichtet nun gern darauf, diese beiden höchsten Anschauungen zu erschöpfen. Er giebt zwei entgegengefetzte Meinungen ruhig wieder, ohne sich dafür oder dagegen zu entfcheiden. Das eine Mal ist ihm die Zeit entstanden mit dem ersten Gedanken des Geistes, und erst nach ihr der Raum, als sich Körper darin breit machten, an einer anderen eben so dunklen Stelle dagegen läßt er die Fluth der Zeit in das ursprüngliche Bett des Raumes aus Gott hervorbrechen. Seine Gedichte sind oft so Gemälde im gedankenvollen el»ir-od8r,u-. —

In der Kosmogonie folgt Rückert vorzugsweise Schelling. Das ätherifche Licht ist beiden die königliche Seele des Ganzen, der Geist condensirt sich anfänglich in Aetherdust, und aus Sternennebel bildeten sich die Sonnen. Wie ferner das Licht die ursprüngliche Action ist, so beruht in Ewigkeit auf der Wechselwirkung der Sonne von oben und des von unten treibenden Feuers das ganze Leben der Schöpfung d. h. ein und dicfelbc organische Kraft, nicht ein bloßer Mechanismus, wie die Materialisten ihn annehmen, wirkt in der ganzen Stufenfolge irdischer Gebilde. Daß Rückert auch des Conftictes zwifchen Neptunisten und Vulcanisten gedenkt, lann bei der oft gerühmten Allfeitigkeit des Werkes nicht Wunder nehmen, einmal aber schließt auch dieses nebensächliche, mehr historische Gedicht mit einer recht allgemein gehaltenen moralischen Betrachtung, daß wir den bunten Teppich der Natur nicht zer» reißen sollen, und anderseits hat selbst die träumerische Mythe des Sanskrit, welche die Welten aus dem Kelche der Lotosblume herleitet, eine lange Stelle gefunden, ohne daß natürlich Rückert uns Occidentalen sie aufdringen will Unser Brahmane weiß und bclont ja immer den Unterschied der unvergänglichen Idee und der wechselnden sinnlichen Dinge. Wie schon den, Plato. so ist auch ihni alles Sein zugleich das Verschiedene und fogar das Gegen» theil von sich selber. —

Auch das ethische System Rückerts steht auf einer durch reiche Lebens- erfahrung felsenfest gestützten Grundlage. Zwei unerschütterliche Principien, die fchon Spinoza ausgesprochen hatte, sind die rettenden Sterne, die ihn auf der gefährvollen Reise durch das ungestüm tosende Meer des Lebens geleiten, und der sichere Compaß, der ihn aus dem wirren Labyrinth der Leidenschaften

2^ A. «och in Ueuses.

befreien und in den friedlichen Hafen zurückführen kann. Den Zufall kann und soll der Mensch lenken, der Notwendigkeit sich unterwerfen, so lautet das erste Princip, die zweite Maxime aber- Gott lieben, macht noch keinen Anspruch darauf von Gott geliebt zu werden. Sein besonnener Quietismus verlangt eine charakterfeste Einfügung in die göttliche Weltordnung ohne Verlust der Selbständigkeit, Gott, Gemüth und Welt, das ist der heilige Dreiklang, der die störenden Töne der irdischen Disharmonie mit Macht durchgreift. Schon Goethe hatte diese Trinität an die Spitze der ersten Abtheilung seiner Sprüche gesetzt, und Rückert commentirt sein großes Vorbild in den herrlichen Worten:

Tic Welt und dein Gemi'ttl,, sie würden sich zerreiben,
Wenn nicht vermittelnd Gott sie hies, in Eintracht uleide«.

Gott ab« und die Welt, sie wärm ganz geschieden,
Wenn sie nicht dein Gemiith geglichen aus in Frieden.

Doch Gott und dein GemiilK, sie würden sich uerinischcn

Im Innern, stände nicht die äufzere Welt dazwischen.

Nie Welt, die dem Gemiitl, Gott so ueruirgt wie zeigt,

Nurch die rö ewig auf, er ewig nieder steigt.

So ist denn die ganze Weltgeschichte durch zwei Momente charatterisirt, durch Willkür und Notwendigkeit. Im Kampf aber des einzelnen Individuum mit der Gesmnmtheit muh auch jenes dem Principe der Perfectibilitat dienen, um endlich das einzig wahre Object der Historie, die Universalität, die weltbürgerliche Verfassung zu realisiren. Die Leibnitz'sche Theorie von der besten Welt unter allen, die möglich sind, oder gar der Hegel'sche Gott in der Geschichte führen in ihren Extremen zu nichts als Sorglosigkeit. Der richtige Glaube an eine Notwendigkeit innerhalb der Freiheit, mag man jene mit den Orientalen Schicksal oder wie die Christen Vorsehung nennen, darf sich nicht allein auf Freiheit gründen, denn die Erfahrung lehrt, daß das härteste Loos oft die Unschuld verfolgt. Die wahre Kraft jenes Glaubens beruht auf der festen Ueberzeugung von der Ohnmacht aller individueller Willtür. Die moralische Weltordnung Fichtes führt zur Subjectivität; die Weltentwicklung ist aber vielmehr in ihrer Anlage und ihrem Ziele „die absolute Synthesis aller Handlungen“, und hierzu stimmt Rückert wiederum mit Schelling. Nirgends tritt uns gerade der edle Charakter des Dichters gefälliger entgegen, als in diesem ernsten Optimismus, der allen Factoren göttlicher Vorsehung und persönlicher Freiheit gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt. So wird die Geschichte ihm eine wahre Theodicce, eine Offen«bllung des Absoluten, die sich immer klarer enthüllt. Auch selbst die christliche Hcilslehre, vor allem wenn sie die schöne Gotteswelt zu einem düsteren Klostergarten machen will, entgeht wie aller Positivismus in der Religion ihrem tragischen Ende nicht, und Gott wird erst dann wahrhaft sein, wenn das Band mit der Vorsehung nicht mehr als mechanisches, sondern als ein allgemeines, human-religiöses erkannt ist. Im Jahre 1809 hatte Schelling sein Freihcitssystem mit dem Satze eingeleitet: So wenig widerspricht sich

Der deutsche Vrahmane. 2H5

Immanenz in Gott und Freiheit, daß gerade nur das Freie, und soweit es frei ist. in Gott, das Unfreie aber außer Gott ist. Diese geistreiche moralische Lehre gefiel unserem liberalen Wickert wenig, er betrachtete sie als ein donmot. Wenn nun aber der Philosoph die Immanenz und den Dualismus, also den göttlichen und menschlichen Ursprung des Bösen, theoretisch so zu vereinigen suchte, daß er in Gott etwas annahm, was er nicht selber ist, einen dunklen Willen, einen Urwillen, eine sehnsüchtige Offenbarung, so dient dem verständigen Dichter diese Affection, überall nach Differenz und Indifferenz zu haschen, zum Spott. Schopenhauers verächtliche Menschheit dagegen, die im Kampfe mit dem eigenen Willen zu schmählichem Untergänge bestimmt sein soll, entlockt ihm eine kurze Apologie menschlicher Würde: Doch einen guten Kern müht ihr dem Willen gönnen, Ein schlechter Kern wird nie gut werden tonnen.

Der Kampf um radicales oder absolutes Böses kümmert sonst seine Poesie gar nicht, sein Indeterminismus erhebt sich zu einer Prädestinationslehre, welche die Mitwirkung der Menschheit in dem Gesamttorganismus dahin definirt, daß der sittlich intelligente Mensch im Grunde immer so gehandelt habe, wie er jetzt handelt. Nach ihm wird ein moralisches Weltregiment einst zu einem ewigen Evangelium der Universalität führen, wie schon Lessings weitsehender Gedanke richtig erkannt hatte. Es wird einmal eine Zeit kommen, in der das Einzelindividuum wohl weiter sündigt, aber der über den Nationen schwebende Geist sich in Frieden und Eintracht verklären kann. Wie die entgegengesetzten Seiten eines mächtigen Gebirges oben zusammenstoßen, sonst aber nach verschiedenen Weltgegenden gerichtet sind, so geht der vertrauensvolle Universalismus Rückerts in zwei gewaltige Gebiete auseinander, in orientalische Mystik und occidentalcn Realismus, und wie auf demselben Grundstock die bunteste Vegetation gedeiht, so blühen in unserem Divan östlicher Pantheismus und westlicher Theismus friedlich neben einander, vom Gärtner im Gottesbewußtsein besonnen geeint. Unsere Blumenlese enthält nicht eine theoretisch begründete, wohl aber in sich geschlossene Doctrin. Humanität ist die Weisheit des deutschen Vramahnen.

Nold und EUd, xxu, «5, 17

Dreißig Jahre deutscher Geschichte*).

von
Mhmmczj Scherr.

— Zürich, —

I.

avoleon hatte doch wohl nicht so ganz unrecht, wenn er die Geschichte eine „tadln oouvonnL" nannte. Denn auch heute noch erscheint ie nur allzu häufig als eine stillschweigende Uebereinlunft, Dinge für wahr zu halten, deren Falschheit entweder schon erwiesen ist oder unschwer zu erweisen wäre. Die Leute werden nie aufhören, das Geschehene — auch das vollständig Fest- und Klargestellte — durch die Brillen ihrer Liebhabereien, Vorgefaßtheiten, Einbildungen und Parteimeinungen anzu- sehen. Ebenso das Geschehende, und das Wirrsal gegenwärtiger Parteilich- keiten trübt dann nothwendig auch die Anschauung der Zukunft. Die „absolut objective" Historif, allwovon dermalen so viel geschwatz't wird, ist darum auch uur eine „tadls convenus", wie, wenn nicht die Schüler, so doch die Meister der Schule recht wohl wissen. Die stilistische Erkünstelung dieser Fabel führt aber leicht zu jener sittlichen, d. h. unsittlichen Lässigkeit und Stumpfheit, vermöge welcher die „absolut objeetive" Geschichtschreibung nicht wenig, sondern viel zu der Verwirrung nnd Verkehrung der Vorstelluugen uud Begriffe beigetragen hat, welche ein Grundübel unserer Zeit ist. Die Einführung der leichtfertigen, ja gradezu sündhaften Maxime der Frau von StaA: „1°out corupronärn o'ost. tont riäi-donnLi" — in die Historik war von den bedauerlichsten Folgen. Man stellte dem Historiker so zu sagen die Aufgabe, er müßte sich bemühen, die Halunken und Bösenwichtc der Ver- gangenheit zu begreifen, um den Halunken und Bosenwichten der Gegenwart *) „1840—1870. Trcihig lah« deutscher Geschichte". Von Karl Biedermann. 2 Bde. Breslau, Verlag uon S. Tchottlaender, 1881—82.

Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 2H?
alles verzeihen zu tonnen. Schließlich kam noch die Naturwissenschaft daher und decretirt? durch den Mund eines Professors der Physiologie, der Sitz der sogenannten Moral sei im „Hinterhauptlavpen". Wo der zu kurz, käme auch die Moral zu kurz. Folglich mühte, wer einen zu kurzen Hinterhaupt-lappen hätte, ein Verbrecher weiden. Folglich hieße den Hintcrhauptlappen begreifen, alles Scheusälige verzeihen, und so weiter in der Litanei des Blödsinns, von welcher umschwirrt unsereinem nichts mehr übrig bleibt, als resignirt zu sagen:
„Mich dünkt, ich hi'i' ein ganzes Chor
Vun hunderttausend Narren sprechen,"
Es beruht auf naheliegenden Gründen, wenn Adepten der ar« porv^niynäi sich hüten, die jüngere oder jüngste Vergangenheit einer historischen Beleuchtung zu unterziehen. Die ungeheure Concurrenz auch auf den wissenschaftlichen Gebieten macht es, namentlich in Deutschland, jungen Leuten immer schwieriger, zu einer gesicherten Existenz zu gelangen. Wenn wir also die Verhältnisse nicht von der Aetherhöhe des Idealismus, sondern vom gemeinen Boden der Wirklichkeit aus ansehen, so müssen wir es nicht allein begreiflich, sondern auch verzeihlich finden, wenn junge der Historiographie Beflissene vor Materien sich scheuen, deren Behandlung, falls diese keine bedientenhafte sein will, sie auf ihrer Laufbahn gewiß nicht fördern würde. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Nur sollte man billig erwarten dürfen, daß die strebsamen Herren es unterlassen würden, uns weißmachen zu wollen, die neueste Zeit eigne sich überhaupt nicht zur historischen Behandlung, weil sie „noch lange nicht genug auf- und abgeklärt wäre."
Wenn nun, wie jeder weiß, schon die großen Historiker des Alterthums diesen Scheingrund nicht gelten ließen, um wie viel weniger sollte derselbe noch heutzutage vorgeschoben werden! Heutzutage, wo uns ja ganz andere Mittel der Kenntnißnahme, Prüfung und Feststellung zu Gebote stehen, als worüber die Alten zu verfügen hatten — heutzutage, wo gegen-über einer schlummerlosen, mit hunderttausend Augen nnd Ohren spähenden und lauschenden Presse das diplomatische Geheimnisseln geradezu lächerlich geworden ist — heutzutage, wo die Oeffentlichkeit ein Factor, welcher gar nicht mehr ignorirt werden darf — heutzutage, wo nur noch mit Massen operirt werden kann, folglich an die Massen appellirt werden muß und dem-nach mittels Cllobinetsiänten und Diplomatschwänken leine ausgiebige Politik, keil« Geschichte mehr zu machen ist. Natürlich will ich damit nicht behaupten, daß es in der Politik keine Ränke und keine Schwanke, keine Nasfllhrungen und keine Nebersohrhiebe, keine Masten und keine Mysterien mehr gebe. Denn gewiß gibt es solche. Aber sie halten nicht mehr vor. Alles Munkeln im Dunkeln ist kurzlebig und kaum noch die Einfädelungeu zu geschichtlichen Handlungen, geschweige diese selbst, vermögen sich für kurze Zeit mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen. Wie ist, beispiels-weise zu reden, die Wichtigthuerei der Metternichtigkeit mit ihren diplo-
17'

2H8 Johannes 2cherr in Zürich.

malischen Mysterien durch die Veröffentlichung der Memoiren Metternichs

»ä adznräum geführt worden!

Die Berechtigung des Historilers, seinen Vorwurf aus der jüngsten

Vergangenheit oder aus der Gegenwart selbst zu wählen, ist einer ver-

nünftigen Anfechtung demnach gar nicht ausgesetzt. Hochverdienstlich aber

kann diese Stoffwahl werben, so sich damit gesundmenschenverständiges Ur»

theil, unbestechlicher Freimuth, unbeirrbarer Gerechtigkeitssinn und eine Dar-

stellungsfähigkeit verbindet, welche anschaulich und anregend schildert, Mark

und Leben in die Gestalten, dramatische Bewegung in die Geschehnisse

bringt, und sich wenig oder gar nicht darum kümmert, wenn Schulfüchse

ihre Geistverlassenheit für Wisfenschaftlichkeit ausgeben und behaupten —

nämlich mittels ihrer Bücher — Unlesbarkeit und Gründlichkeit seien identisch

und jedes richtige Geschichtewelk müsse von rechts- und zunftwegen eine

gähnende Klio als Titelvignette führen.

Glücklicherweise hat der Verfasser des Buches „Dreißig Jahre deutscher

Geschichte" nicht nach diesem Schulrecepte gearbeitet. Er besitzt auch in

höherem oder niedrigerem Grade die Eigenschaften, welche vorhin namhaft

gemacht wurden als erforderlich, um Geschichte so zu schreiben, daß sie an-

zieht, anregt, fruchtet und fördert. Er gibt ein gewissenhaftes Buch, gibt

es so, daß man sich unschwer mit ihm verständigen kann, auch wo man seine

Ansicht nicht zu theilen vermag. Das Material ist mit umsichtigen Fleiße

herbeigeschafft, klar gesichtet, reif durchdacht, die Verarbeitung planmäßig und

sauber, der Stil getragen und gemessen, ohne der Frische und Wärme zu

ermangeln. Den Grundton der Darstellung liefert der patriotische Optimis»

mus, der sich aber mit wohlthuender Schlichtheit äußert und alles Phrasen-

hafte meidet. Um den Parteistandpunkt des Verfassers zu bezeichnen, muh

man das den Ohren der jüngeren Generation Wohl schon ganz unbekannte

Wort „Gllthaneiei" ans seiner Verschollenheit herausrufen. Biedermann

mag jetzt darüber nicht viel anders denken, als wir anderen schon vor

Zeiten darüber gedacht haben. Jedenfalls tritt die Neminiscenz des Gotha-

nismus in seinem Buche nicht zudringlich auf. Wie jedem echten Patrioten

verschwindet auch ihm die Partei hinter dem Vaterlande. Ueber Einzel-

heiten wird man mit ihm rechten können, sogar müssen, als Ganzes aber

wird sein Werk mit lebhafter Thcilnahme aufzunehmen und anzuerkennen

sein. Es kann viel Gutes stiften, indem es den Deutschen dreißig der

schicksalschwerstcn Jahre ihrer Geschichte aufhellt. Sie sollten doch endlich

einsehen, daß man die Vergangenheit kennen müsse, um die Gegenwart ver»

stehen und die Zukunft ahnen zu können. Biedermanns Buch ist ein hell«

geschliffener Spiegel, welcher die Geschehnisse von drei Jahrzehnten treu

aufgefangen hat.

Laßt uns hineinsehen.

Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 2^9

Zuvörderst wird uns in rascher Rückschau die Zeit von 1815 bis 1840 vorgefhlt. Es ist dies der unumgängliche Hintergrund, aus welchem jede Darstellung der neueren und neuesten Geschichte unseres Landes hervorzutreten hat. Ein düsterer Hintergrund fürwahr, mit bleierner Atmosphäre, erfüllt von den Miasmen der Karlsbader Beschlüsse, des Franz- und Metternichtigen Culturhasses, der „kalmirenden“ Berliner Neunmalweisheit, der Mainzer Centraluntersuchungscommission, der Wiener Ministeiconferenzen. Man braucht nur die Namen Genh, Kamptz, Schmaltz und Tzschoppe zu nennen, um die ganze Verworfenheit und Lammersilligkeit jener Zeit zu verstehen, wo Deutschland nur noch als „geographischer Begriff“ erlaubt war und Preußen und Oesterreich nicht viel anderes gewesen sind als die Obergensdarmen des Weißen Zaren auf dem Conlinent. Oder vielmehr der russische Obergensdarm war Oesterreich und der sterreichische Untergensdarm war Preußen. Die Veretelung der Deutschen an ihrem Lande konnte unter diesen Umständen gar nicht ausbleiben und daraus erklärt sich die Wiederkehr des gedunsenen und verschwommenen Kosmopolitismus, welcher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei uns grassirt hatte und in den dreißiger Jahren des 19. abermals grassirte. Schwärmen mußte der Deutsche für etwas: das gehörte, wenigstens dazumal noch, zur deutschen Gemüthlichkeit und zur deutschen Lyrik. Für seinen Bundestag oder für das „gemiathliche“ Wienerdeutsch des Kaisers Franz oder für die „kalmirende“ Potsdmischleit konnte er anstandshalber doch nicht schwärmen und darum schwärmte er für die „heroischen“ Griechen, für die „liberalen“ Franzosen und für die „edlen“ Polen. Ich erinnere mich aus meinen Universitätsjahren, daß ich von meinen Freunden wie ein fremdes Thier angestaunt wurde, als ich mal verlauten ließ, den Luxus der Weltbrgerlichkeit sollten wir Deutschen uns eigentlich doch erst dann gestatten, wann wir als Nation etwas vor uns gebracht hätten. Die Bornirtheit und Brutalität des Absolutismus haben es auf dem Gewissen, wenn der mehr oder weniger große Haufen der deutschen Liberalen, vorab in Südwestdeutschland, nach der Julirevolution hoffende und wünschende Blicke rheinhinber warf. Diese liberalen Kannengießer nach der Schablone „Rottcck“ glaubten alles Ernstes an die lächerliche Lgenphrase von französischer Kosmopolitik, glaubten so sehr daran, daß ein patriotisches Wort von Johann Georg August Wirth, „er wollte im Fall eines Conflicts des liberalen Frankreichs mit dem absolutistischen Oesterreich und Preußen trotz seines Liberalismus immerhin lieber auf Seiten Preußens und Oesterreichs stehen, als den Franzosen auch nur ein einziges deutsches Dorf hingeben —“ in den liberalen Kreisen Kopfschütteln und Befremden erregte. Ter Pariser Julitrach von 1830 schlug doch so nachdrucksam in das Berliner Kabinct, daß daselbst die Einsicht aufdmmerte, mit dem System der Kirchhofruhe-Politik ginge es nicht länger. Der Druck metternichtiger

250 Johannes scherr in Zürich.

Vormundschaft hatte sich denn doch allzu spürbar gemacht, als das; er länger hätte ignoriert werden können. Man begann zu fühlen, wie weit man sich durch russische und österreichische Einflüsse von dem „nationalen Beruf“ Preußens, wie solchen die Führer von 1813 verstanden hatten, habe abdrängen lassen. Man mußte auch aller Berliner Neunmalweisheit zum Trotz merken, daß die „Großmacht“ Preußen ohne Deutschland doch eigentlich in der Luft stände. Dazu kam noch das Drängen und Treiben vonseiten der materiellen Interessen, deren Entwicklung, gerade wie die der politischen deutscher Nation, durch die elende Mißgeburt von Bundesverfassung unverantwortlich gehemmt worden war und deren Förderung der bedeutendste Volkswirtschaftslehrer, welcher bislang in Deutschland aufgestanden war, Friedrich List, dem Lammerding von Bundestag, dieser Satire auf eine Nationalvertretung, schon im Jahre 1821 vergeblich empfohlen hatte. Alle die angedeuteten Motive wirkten zusammen zur Schaffung des deutschen Zollvereins durch Preußen (1833) der, obzwar noch für lange nur ein Stückwerk, als eine wahrhaft nationale That bezeichnet werden mußte, weil er 23 Millionen Deutsche, welche bis dahin durch Zollschränken von einander getrennt waren, wenigstens handelspolitisch einte. Das Ausland erkannte und anerkannte die Wichtigkeit dieser Thatsache fast früher als das Inland. Die „großherzigen“ Briten schielten sofort mit schlechtverhehltem Neid und unverhohlener Abgunst auf den deutschen Zollverein, während ein so berechtigter Urtheiler, wie der französische Nationalökonom Michel Chevalier war, in dem deutschen Zollverein „die merkwürdigste Erscheinung der Zeitpolitik und die Anfänge der Bildung eines neuen Schwerpunktes des europäischen Gleichgewichts“ erblickte. Kurz nach der Stiftung des Zollvereins begann auch der Eisenbahnenbau in unserem Lande, welcher in seinem Vorschreiten bald zu erweisen vermochte, was Deutsche auf dem Gebiete der Kräftevereinigung und planmäßig geleiteten Selbstthätigkeit zu leisten im Stande wären. Es ist aber sicherlich eine der bekannten Ironieen der Weltgeschichte gewesen, daß dem „Volke der Denker und Dichter“ der Gedanke seiner Einheit sich zunächst auf rein materiellem Wege zu verwirklichen begann. Denn, in Wahrheit, die erste artikulierte und praktische Antwort auf Arndts berühmte Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ lautete: Der deutsche Zollverein. Das war freilich nichts weniger als das von dem fragenden Poeten geforderte „ganze Deutschland“, aber es war doch einmal ein Stück Deutschland.

Mochte der Jobber-König Louis-Philippe schlaumaiern, wie er wollte und tonnte, um die drei Lulitage in den Geldsack der „liberalen“ Bourgeoisie zu eskamotiren, diese drei Tage hatten die Bleidecke, welche die heilige Allianz über den Continent hergespreitet, unwiederherstellbar durchbrochen. All das drängende, treibende Leben, welches unter dieser Decke nothvoll gekeimt hatte, quoll jetzt hervor, dürstend nach Luft und Licht. Zwar, was bei uns in deutschen Landen Politisches oder Quasi-Politisches geschah —

Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 25^

Hambacher Fest, Frankfurter Hauptwacheputsch, Ludwigsburgcr Lieutenants» Verschwörung — gehörte eigentlich nur in die Annale« Schildas. Kläglich anzusehen in seinem Beginn und Verlauf war auch der brutale welfische Verfassungsbruch in Hannover, woran als ein genau im Stile des ganzen Stückes gehaltener Epilog die Wiedereinschärfung des zuerst durch Luther gefundenen Togmas vom beschränkten Unterthanenverstand durch den preußischen Minister Nochow sich anschloß. Aber kulturgeschichtlich genommen, machen die dreißiger Jahre eins der reichsten und inhaltvollsten Capitel unserer Geschichte aus. Es wurde in Deutschland wieder einmal viel gedacht und gedichtet, darunter Vorzügliches, Bleibendes. Naturwissenschaft und Geschichteforschung empfangen neue Befruchtungen. Die Hegel'sche Philosophie, aus den polizcistaatlichen Windeln, in welche der Meister sie eingeschnürt hatte, losgewickelt, wurde zu einem kräftigen Vorschriftsmotor. Die Jung' Hegelingen traten aus dem Nebelheim abstracter und abstruser Scholastik auf den festen Boden einer Opposition herüber, welche concrcte Objecte zu Angriffszielen nahm. Während die schneidig-krilischen Waffen von Christian Baur, Strauß, Bauer, Feuerbach der kirchlichen Tradition unheilbare Wunden schlugen, gingen Rüge und seine Mitstreiter in den „Halle'schen Jahrbüchern" mit fliegenden Fahnen und schlagenden Trommeln zum Sturm auf das Bestehende im Staat und in der Gesellschaft vor. Die „kritische Kritik", wie sie namentlich in der „heiligen Familie" Bruno Bauers cultivirt wurde, machte freilich mitunter absonderliche Sprünge und währte wunder was für Resultate erreicht zu haben, wenn sie da anlangte, wo andere vor nahezu hundert Jahren auch schon angelangt waren. So z. B., wenn Stirner (Schmidt) als der Weisheit letzten Schluß triumphirend verkündigte, Selbstsucht sei die wahre und einzige Triebfeder alles menschlichen Willens und Thuns, was doch der Generalfinanzpächter Helvetius auch schon gewußt und gepredigt hatte, nur etwas kurzweiliger.

In die Nationalliteratur war während der zwanziger Jahre infolge der Nachäffung von Goethes Altersschwächen eine gewisse kunstgreisenhafte Erstarrung gekommen. Auch von einer übelriechenden Atmosphäre, welche das rasch verprasselte Feuerwerk der Romantik hinterlassen hatte, konnte man sprechen. Unzweifelhaft waren es Börne und Heine, welche, unterstützt von den begabteren der sogenannten „Lungdeutschen", also namentlich von Gutzkow, jene Erstarrung brachen und diese Atmosphäre zerbliesen. Börne hat das Verdienst, die staatlichen Fragen und Probleme mittels seines Humors der Theilnllhme seiner Landsleute nähergebracht, daneben jedoch den Fehl, schöngeistige Oberflächlichkeit in die politische Publiciftik eingeführt zu haben. Heine erhob den Witz zu einer nationalliterarischen Macht, wie es eine solche Witzmacht in Deutschland bis dahin nicht gegeben hatte, und gab uns eine politische Satiit ersten Ranges. Aber im Ganzen hat sein Dichten doch weit mehr zersetzend als schaffend gewillt und war es gut, daß die Heine'sche Wihpoes!e Gegengewichte fand in dem wohl» und fest begründeten Ansehen,

252 Johannes Zcherr in Jülich,
dessen Rückert und Uhland, Chamisso und Schefer, Eichendorff und Kerner,
sowie, wenigstens bei Wissenden, der einsame Platen und der noch einsamere
Grillparzer genossen, feiner in der Geltung, welche die den dichterischen
Gesichtstreis der Deutschen so prächtig erweiternden Schöpfungen Freiligraths
und Sealsfield-Postels errangen, endlich in der freudigen Ueberraschung und
begeisterten Theilnahme, womit die Leichenlieder und Nachtigallenweisen
begrüßt wurden, welche Grün und Lenau, zwei der edelsten Erscheinungen
in der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, aus dem chinesisch ver-
mauerten Oesterreich nach Deutschland herübersandten. Ein jüngeres Ge-
schlecht von Poeten und Pubicisten nahm dann alle die angeschlagenen Töne
auf und führte sie mit allerhand Variationen weiter.
Aus alledem hatte sich eine Summe von Anschauungen und Stimmungen
ergeben, welche ausreichte, das deutsche Leben nach verschiedenen Richtungen
hin in rascheren Fluß zu bringen und darin zu erhalten. Das Bürgerthum
hatte sich fühlen gelernt, der Liberalismus an dem constitutionellen Forma-
lismus der Mittelstaaten einen Rückhalt gefunden, der freilich weit weniger
stark war, als er aussah. Auch der nationale Gedanke war mehr und mehr
flügge geworden und begann feine Schwingen zu prüfen und zu proben,
obzwar vorerst nur in Liedern und Reden. Zu seinem Wachsthum hat
dann die Pflege, welche er in den zahlreichen Vereinen wissenschaftlicher,
künstlerischer und geselliger Art fand, zweifellos viel beigetragen. Insbesondere
haben für seine Stärkung und Verbreitung unsere Sängervereine erfolgreich
gewirkt. Die sangfrohen Deutschen sangen so lange vom deutschen Vater-
lande, bis sich die Vorstellung davon in den weitesten Kreisen einschmeichelte.
Das Vereinstreiben zeigte übrigens auch eine nicht zu übersehende Schatten-
seite: es verführte gar manche Leute dazu, die Zweckesserei und Zwecktrinkerei
für Selbstzweck zu halten, bestärkte nicht weniger viele in der angeborenen
leidigen deutschen Neigung zur Wiithshausdummelei und gewöhnte die Menge
daran, leere Phrasen für volle patriotische Thaten zu halten.
Das Jahr 1840 brachte zwei unser Land tiefbewegende Ereignisse.-
den Thronwechsel in Preußen und die aus der orientalischen Frage
chauvinistisch herausgebauchte französische Kriegsdrohung. Der kleine Thiers,
als Hauptschöpfer der Napoleonischen Mythologie überzeugt, er hätte einen
General von Napoleonischem Genie im Bauche, that sein großes Maul auf
und schrie mit seiner dünnen Fistelstimme wüthend nach dem Rhein, d. h.
nach den deutschen Rhcinlanden, Auf diese Unverschämtheit gaben die
Deutschen ein schlechtes Gedicht zur Antwort, das Becker'sche Rheinlied,
worauf die Franzosen ein noch schlechteres setzten, welches Alfred de Musset
bei der Absynthflasche verbrochen hatte. Der gute Lamartine machte diesem
glücklicher Weise nur in schlechten Versen geführten deutsch-französischen
Krieg ein Ende, indem er uns den Luckerwasserpokal seiner „Friedens-
marseillaise" kredenzte. Etwas Gutes hatte aber der Rumor doch gehabt: er
hatte gezeigt, daß sogar das bundestügliche Deutschland sich nicht mehr bieten

Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 253

ließe, was das Teutschland des Regensburger Reichstages sich hatte bieten lassen.

Die Throngelung Friedrich Wilhelms des Vierten hat, wie jeder weiß, in Preußen selbst und weiterhin in Nord- und Mitteldeutschland ebenso grundlose als überstiegene Vorschriftshoffnungen erregt und allerlei Reformwünsche hervorge lockt. In Südwestdeutschland glaubte niemand an das neue Heil, etliche grasgrüne Lyriler ausgenommen, welche dem neuen Könige vordudelten, als bedürfte es nur eines Machtspruches desselben und die deutsche Einheit und Freiheit wäre gemacht. Die Enttäuschung, sogar für grasgrüne Lyriler, ließ nicht auf sich warten; denn es hob ja jenes Regiment an, welches dem Schwager Zaren so genehm war und welches als ein „glorreiches“ zu preisen unsere Römlinge vollauf Ursache hatten und haben. Schon die bekannten Berufungen von „Berühmtheiten“ verursachten Kopfschütteln, dem rafch das Spottlachen folgte, als Schelling ganz im Stil eines richtigen Doctor Dulcamare in Berlin auftrat und so that, als hätte er das große Arcanum, das Lusungspulver für alle Räthselfrageu des Daseins, in der Westentasche mitgebracht und als würde er dasselbe im nächsten Augenblick hervorziehen. Biedermann hätte hier Gelegenheit gehabt, das Xenion zu citiren, welches Strauß in den „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ (1843. S. 250) dazumal veröffentlichte*).

Ich erinnere mich, zu jener Zeit ein Gespräch geführt zu haben mit einem katholischen Geistlichen, einem gescheiten und wissenden Manne, der mich jungen Menschen belehrte, von dem neuen Preußenkönig Wäre Großes zu erwarten, denn zweifelsohne würde derselbe sein Volk in den Schoß der alleinseligmachenden Mutterkirche zurückführen und also endlich der für Deutschland so unheilvollen Glaubensspaltung ein Ende machen. Das war gar nicht so dumm, wie es heute aussehen mag. Friedrich Wilhelm IV. war ja ein überzeugter Romantiker und von dem Bewußtsein seines Gottesgnadenthums und seiner königlichen Machtvollkommenheit bis in die Fingerspitzen erfüllt. Die logische Consequenz der Romantik ist aber fraglos die Rückkehr in den Schoß der Alleinseligmachenden und ein romantischer Fürst von solchem Machtbewußtsein konnte Wohl glauben, daß ihm sein Volk die Nachfolge auf dem folgerichtigen Wege nicht weigern würde. Friedrich Wilhelm IV. hatte jedoch zur Folgerichtigkeit nicht das Zeug. Nicht einmal zu consequentem Denken, geschweige zu consequentem Handeln. Wie alle Phantasiemenschen war er den Eindrücken des Augenblickes und der Stunde unterworfen und geneigt, Einfälle für Grundsähe zu halten. Allerdings blieb er immer Romantiker, aber Willkür und Fahrigkeit sind ja immanente Attribute der ')

„Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam, Ueber eines jedoch bin ich noch immer erstaunt.

Nenlt nur, aus allen Lilndern verschrieb man niedergebrannte

Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.

Solche nur sollen beleuchten den Hof Ihr lächelt und glaubt's nicht?

Fragt doch Schelling und Ticck, wie man die Stumpen dort schützt."

25H Johannes scherr in Zürich.
Romantik. Ein geistreicher, unterrichteter und redefertiger Mann, liebte er es, seine Persönlichkeit zur vollen Geltung zu bringen und seinen Witz leuchten zu lassen. Heute war Ludwig der Heilige sein Vorbild, morgen der alte Fritz. Im Grunde wohlwollend, konnte er sich vom Jähzorn zu den verletzendsten Ausbrüchen fortreißen lassen. Alle diese Gegensätze und Widersprüche im Wesen und Gebaren des Königs mußten die Verwunderung, den Tadel und auch den Spott seiner Zeitgenossen herausfordern*). Das Unstäte, Gegensätzliche und Widerspruchsvolle dieser Persönlichkeit uud dieses Regiments fand einen kennzeichnenden Ausdruck schon in der Art und Weise, wie der König seine intime Gesellschaft zusammensetzte. Zwischen Pöpstlinge wie Radowitz, Schleiermacher'sche Christen wie Bunsen, Pietisten wie Thile und Gerlach war der Atheist Humboldt hineingesprenkelt, welcher den Tag über in Sanssouci den beflissenen Höfling und Abends beim vcrstickten Diplomaten Varnhagen den verbissenen Demokraten spielte und da über dieselben Leute höhnte und schimpfte, vor welchen er etliche Stunden zuvor unterthimigst gedienert hatte — ein widerwärtigstes Bild aus der an solchen Bildern nur allzu reichen deutschen Gclehrtengcschichte.
Wir besitzen, beiläufig bemerkt, aus dem Munde von Bismarck eine Schilderung, welche die Hergänge in den „intimen Cirteln" Friedrich Wilhelm IV. hochergötzlich illustriert**). Sie tonnte im Moliöle stehen und macht wie dem Humor so auch der Unbefangenheit des „Isrreu8 (^mnoelloi" alle Ehre.
Am Abend des 4. December 1870 erzählte derselbe im Hause der Frau Jeffs in der Nue de Provence zu Versailles seinen Tischgenossen, wie Humboldt die Insasse« der „iutimeu Cirkel" in Schlaf geschwatzt habe — („Gerlach, so schnarchen Sie doch nicht!" warf der König in den unendlichen Humboldt'schen Redestrom hinein). Einmal wäre einer dagewesen, welcher dem berühmten Gelehrten an Lunge und Zunge „über" war — also ein wahres Phänomen von Unerschrockenheit. Dreimal suchte Humboldt mit seinem „Auf dem Gipfel des Popokatepetl" — dem Wortführer in die Rede zu fallen, aber vergeblich. „Das war unerhörter, Frevel! Wüthend sehte Humboldt sich nieder und versank in Betrachtungen über die Undank»barkeit der Menschheit, auch am Hofe." Spuren dieser Wuth, sehr deutliche, zeigen die Briefe Humboldts an Varnhagen, sowie die „Tagebücher" des Letztern, welches zehnbändige Monument verletzter Eitelkeit bei urlheilsfähigen und außerhalb der Parteibornirtheit stehenden Menschen die Vorstellung von einem Mops erwecken konnte, mußte, welcher, zu vorsichtig-feig zum ') Biedermann erinnert (I, INI) an ein bezügliches „boshafte Epigramm", schreibt aber dasselbe irrthiimlich Heine zu. Es ist uon Niugelstcdt und steht in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" (2. Auflage 1842, S. 125). „Zu guter Letzt ein klein Gaset — darf das ein wenig spitzig sein? — Ein König, spricht's bescheiden aus, ein König soll nicht witzig sein!" u. s. w. ") Vusch, Graf Bismarck und seine Leute (1878), II. 79—80.

Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 255

Beißen, sich mit dem Gedanken titzelte, nach seinem Ableben boshaft-muthig aus dem Grabe herausbellen zu wollen.

Jahr für Jahr sank die Regierung Friedrich Wilhelms IV. aus der Region romantisch-genialer Vellcitäten mehr und schwerfälliger in die der Ildinäi-polizeistllltlichen Rückwärtserei hinab. Mitunter raffte sich aber doch der König wieder auf. Die große Thcilnahme, welche die schleswig-holsteinsche Sache überall in Deutschland gefunden, ließ auch ihn nicht unberührt. Er thllt sich ja bekanntlich bei jeder gegebenen oder gemachten Gelegenheit auf sein „Deutschthum" viel zu gut. Schade nur, daß von dieser Sorte Deutschthum die ungeheure Mehrzahl der politisch zurechnungsfähigen Deutschen nichts wissen wollte. Eine Verständigung zwischen der Anschauungs- und Empfindungsweise des Königs, welche zwischen Absolutismus und Feudalismus hin- und herirrte, und dem Liberalismus, der nun einmal die öffentliche Meinung beherrschte, war nicht denkbar, außer etwa für Kathedermänner, deren „lindlich' Gemüth" bekanntlich findet, „was kein Verstand der Verständigen sieht".

Indessen warf das in Frankreich und anderwärts in Europa sich ansammelnde Hochgewitter doch allzu drohende Wnlkenschatten vor sich her. als daß man in Neilin derselben hätte nicht achten können. Gebieterisch machte das Gefühl sich geltend, daß der deutsche Bund, so wie er war, einen kräftigen Stoß von außen nicht ab- und auszuhalten vermöchte. Man ging daher daran, gemeinsam mit dem Wiener Kabinet schüchtern und zaudernd zu versuchen, ob sich das wurmstichige Ding von Bundesverfassung, insbesondere auf der militärischen Seite, ein bischen ausflicken und auflackiren ließe. Ter Februarsturm von 1848, diesseits des Rheins rasch zum Märzsturm geworden, warf dieses Reform-Kartenhaus und andere über den Haufen und das sogenannte „tolle" Jahr hob an.

Es ist hinlänglich bekannt oder tonnte es wenigstens fein, wie kleine Menfchen jene große Zeit vorfand, und ich werde mich wohl hüten, lange bei allen diesen Kleinheiten zu verweilen. Es ist genug, daß ich vordem in zwei ziemlich starken Bänden die Geschichte des „tollen" Jahres zwar nicht „«ine 8w6io", aber doch „zwo ira" geschrieben habe*). Daher sag' ich hier nur: das Jahr 1848 war die Tragikomödie der Mittelmäßigkeit. Im Einzelnen viel Aufwand von gutem Willen, von Enthusiasmus, von Geist sogar, jawohl, aber im Ganzen alles mittelmäßig — Völker und Parlamente, Regierungen und Oppositionen, Vorschriftler und Rückwärts«, alles, alles. Eine mittelmäßigere Gesellschaft, als die Herren „Märzminister" waren, läßt sich kaum denken. In der Paulskirche redeten oder schwiegen 118 Professoren, also hundert und etzliche zu viel. Etwas Grotesk»

*) 1848. Ein weltgeschichtliches Drama. Zweite ucrmehrte Auflage, 1875.

256 Johann es Scherr in Zürich.

Närrischeres als die Grundrechtezusammenplätzung durch die parlamentarischen Haruspices und Auguren ist weder beim Rabelais noch beim Swift zu finden. Der deutsche Liberalismus kam überhaupt dazumal als ins Quadrat erhobene Impotenz zum Vorschein. Diese doctrinäische Stirnverbretterung! Diese Ideenarmuth, welche nichts Anderes zu fassen und zu wollen wußte, als den parlamentarischen Humbug, welchen die englische Oligarchie von altersher treibt. Vergebens warf man den Herren ein, in Deutschland wäre ja zu einer solchen Oligarchie gar kein Material vorhanden. Sie hatten sich einmal ihren Mumbo-Jumbo von Constitutionalismus zurechtgemacht und tanzten srelenvergnügt um diesen alleinseligmachenden Bovist herum. Der Radicalismus seinerseits suchte die Bewegung auf den Boden der Revolution hiiüberzuputschen. Mit welchem kläglichen Mißerfolg, weiß jedermann. Auch das braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß die grausame Rache, welche die siegreiche Reaction überall an den besiegten sogenannten Revolutionären übte, ein unaustilgbares Brandmal deutscher Geschichte bleibt. Andererseits muß einen etwas wie Scham anwandeln, wenn man daran zurückdenkt, daß es eine Zeit gegeben, wo für eine Weile ein so guter Mensch und ein so schlechter Musikant, wie Friedrich Hecker war, das Idol von etlichen hunderttausend Deutschen gewesen ist. Ich meinestheils gehörte nie, nicht fünf Minuten lang, zu den „Heckerlingen“, sondern hielt den mittelmäßig beanlagten und sehr dürftig unterrichteten Mann nur für das, was er war, d. h. für das verwirklichte Ideal von einem Corpsburschen-Consenior, und deßhalb bin ich berechtigt, ihm nachzusagen, daß er von einem antiken Volkshelden nichts hatte als den Bart und von einem modernen Freischanrengeneral nichts als den Schlapphut mit der rothen Feder.

Bei diesem Anlaß muß ich aber meinem Bedauern Ausdruck geben, daß Biedermann (I, 273) nicht verschmäht hat, die ebenso alberne als gehässige Parteilüge, der General Friedrich von Gagern wäre am 20. April 1848 im Treffen auf der Scheideck bei Kandern oder eigentlich vor dem Treffen durch die Freischärler (oder gar durch Hecker selbst) meuchlings erschossen worden, zwar nicht so bestimmt zu wiederholen, aber doch mittelbar und andeutungsweise. Er sagt schließlich: „Fest steht so viel, daß die Kugeln abgefeuert worden, ehe der regelrechte Kampf begonnen hatte, also jedenfalls wider Kriegsgebrauch.“ Das ist nicht wahr. Nicht vor dem Treffen, nicht bevor der General, von seiner Unterredung mit Hecker zurückgekommen, wieder sein Pferd bestiegen hatte, sondern nachdem er dasselbe bestiegen und nach begonnenem, auf seinen bestimmten Befehl und unter seiner unmittelbaren Führung begonnenem Treffen ist Gagern getroffen worden, der allerdings ein besseres Loos verdient hätte, als in ^so einer Putscherei umzukommen. Die Parteilüge von der meuchlerischen Tödtung des Generals ist schon am 20. October 1849 an einem Orte, wo, und durch einen Mann, für den es sich um Leben oder Tod handelte, so siegreich vernichtet worden,

Dreißig Jahre deutscher Geschichte. — 25?

daß man glauben sollte, sie hätte nie wieder vorgebracht werden können. Der Mann war der ehrliche Hannes Mögling, welcher auf der Scheideck mit dabeigewesen, dann im folgenden Jahre bei Waghäusel zum Krüppel geschossen und am genannten Tage zu Mannheim vor das preußische Standgericht geschleppt wurde. In seiner Vernehmung nach den Hergängen im Treffen bei Kandern gefragt, machte seine Darstellung so ganz den Eindruck der Wahrhaftigkeit, daß der Vorsitz der Kriegsgerichts, der preußische Major Basztow, sich gedrungen fühlte, zu erklären, Mögling „solle versichert sein, das ganze Standgericht sei von der Wahrheit aller seiner Aeußerungen so überzeugt, daß es die bereit gehaltenen Zeugen gar nicht vorrufen würde, wenn dies nicht der Form wegen nöthig wäre."*) Dieser preußische Soldat hatte fürwahr ein ganz anderes Gefühl für Wahrheit als alle jene „liberalen“ Jämmerlinge, welche nach der Katastrophe von 1849 nicht müde werden konnten, die in den Tod, in die Kerker und ins Exil getriebenen Parteigänger der „<HU8Ä viota“ mit Schadenfreudebezeugungen, mit Verleumdungen und Beschimpfungen zu verfolgen, auf daß die menschliche Niederträchtigkeit wieder einmal recht niederträchtig zum Vorschein käme. Die letzten Akte der Tragikomödie von 1848, welche überall mit kleinen Mitteln große Zwecke erreichen zu können gewöhnt hatte, bildeten der Frankfurter September, der Wiener October und der Berliner November. Das Finale spielte dann der Pariser December. Die Herren Reichsprofessoren und sonstige „Staatsmänner“ arbeiteten derweil im Sanct Paul unverdrossen weiter an der Verfertigung der preußisch-deutschen Kaiserkrone. Ja, wenn das Ding im April von 1848 oder noch im Mai oder Juni schon fertig gewesen und nach Potsdam gebracht worden wäre! Dazumal wäre es wohl schwerlich zurückgewiesen worden, auch wenn der Uhlandsche „Tropfen demokratischen Salböls“ darin geschimmert hätte. Im April von 1849 stand es anders, sehr anders. Schon am 13. December 1848 hatte Friedrich Wilhelm der Vierte an Bunsen, welcher ihm sieben Tage zuvor die Annahme der im Sanct Paul in der Mache begriffenen Kaiserkrone angerathen hatte, also geschrieben: „Die Krone, welche die Ottonen, die Hohenftaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glänze. Die aber, die Sie leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch, Gottlob, nicht bösesten des Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottesgnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen? Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation wieder einmal *) Ich habe in meinem „1848“ (II, 74—86) eine auf genauester Prüfung der beiderseitigen Zeugnisse beruhende Schilderung der Geschehnisse auf der Schcidcck gegeben. Jeder gerecht fühlende Urthciler wird die Wahrhaftigkeit dieser Schilderung anerkennen müssen.

258 Johannes Zcherr in Zürich.

Vergeben weiden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt*)." Die Kmsermacher der PaulBkirche haben von dem Inhalt dieses Briefes zweifels- ohne Kenntniß gehabt, denn Nunsen unterhandelte ja mit ihnen zu Anfang Februars 1849 in Frankfurt. Dennoch trugen sie den „imaginären, aus Dreck und Letten gebackenen Reif" am 3. April ins Berliner Schloß und holten sich dort die bekannte königliche Ohrfeige in Worten. Sogar die Lakaien im Schlosse — ich meine die Lakaien im lakaienhaftesten Sinne des Wortes — waren unverschämt gegen die Abgeordneten des Parlaments, wie Biedermann (I, 407), welcher doch sonst den Tenor der Ohrfeige sehr herab- mindert, zu gestehen nicht umhin kann.

Was dann noch in Sachsen, in der Pfalz und in Baden geschah, bewies zweierlei: Erstens, daß die Deutschen zum Revolutionmachen keinen Schick haben, und zweitens, daß in Preußen dazumal Heer und Volk durchaus monarchisch gesinnt und nicht nationaldeutsch, sondern particularpreußisch gestimmt waren. Ein Drittes, daß nämlich sogenannte „Voltsheere" gegen orgcmisirte und disciplinirte Armeen nicht aufzukommen vermöchten, brauchte nicht erst bewiesen zu werden. Nur Altburgern von Nubitukulien war und ist es ja gestattet, hierfür noch einen Beweis zu verlangen. Das Facit der zwei verworrenen Bewegungsjahre aber war: Die im März von 1848 so prächtig schillernd und verheißungsvoll ausgeschwebte riesige Seifenblase von der Mündigkeit und Selbstherrlichkeit der Völker ist geplatzt. Die Tragi- komödie der Mittelmäßigkeit schloß mit dem Triumph superlativischer Mittel- mäßigkeit, denn das „Hno8 osso!" des Zaren Nikolaus, welches über Europa hinscholl, fand demüthige Nachachtung.

Nun kam die traurige Zeit, wo „der Starte muthig zurückwich" — von Erfurt bis Warschau, von Vronnzell bis Olmütz, die Zeit der Ezhu- mirung der Bundestagsmumie und der pseudobonaparteschen „Gesellschafts- rcttung", die Zeit der Schwarzenberge, Manteuffel, Neuste, die Zeit der Landräthekammern und Waldheimer Zuchthäuslereien, die Zeit der Dogmen- fabriklltiou, Coneordate, Encytliten und Syllabusse, item auch die Zeit des größtenwahnsinnigen Materialismus, der Gründerei und Schinderei, des schamlosesten Schwindels, des frechsten Millionendiebstahls, der gierigen Raff- sucht und der wilden Vergeuduugslust. In dieser von den giftigsten Miasmen erfüllten Atmosphäre tonnten und mußten sogar die von einem Pseudo- bonaparte angezettelten Kriegsniachenschaften von 1854 und 1859 für reinigende und erfrischende Gewitter gelten.

Die auf Deutschland lastende tiefe Nacht begann einer leisen Dämmerung erst dann wieder zu weichen, als mit dem Jahre 1861 in Preußen an die Stelle Friedrich Wilhelms IV. Wilhelm I. trat. Zwar hatte die „neue

*) Briefwechsel Friedrich Wilhelms des Vierten mit Vunscn, herausgegeben uon L. u. Ncmte, S. 233 fg.

Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 25Z
Aera" nicht eben vir! zu bedeuten, so lange die innere nnd die äußere
Politik des Berliner Kabinetts von halb- oder viertelsliberalen Schwenkfeldern
geleitet wurde, welche, eben als solche:
„Auf halben Wegen und zu halbem Ziel
Mit halben Mitteln zauberhaft zu streben" —
gewohnt und willig waren. Der Geist dieses Liberalismus war nur sehr
mäßig stark, das Fleisch aber ganz schwach. So ungefähr auch bei dem
1859 gestifteten „Nationalverein", welcher den Phrafenfaden da wieder
aufnahm, wo die Kaisermacher denselben im Frühjahr 1849 hatten fallen
lassen.
Damals hatte die Revolution von unten sich für bankerott erklären
müssen, obzwai st? zum Geschäftemacher» doch eigentlich gar nicht gekommen
war. 1862, nach Beseitigung des halb- oder viertelslibcralen Schwindels,
d. h. nach der Gelangung Bismarcks ans preußische Staatsruder, hob die
Revolution von oben an und zeigte der Welt, wie man es machen müsse,
um etwas machen zu können. Mit den „halben Wegen", den „halben
Mitteln" und den „halben Zielen" war es jetzt vorbei und es gab in
Deutschland endlich einmal wieder, nach vielen Jahrhunderten endlich einmal
wieder eine Politik aus dem Ganzen und Vollen.
Das von Goethe befürwortete Wandeln „auf den Wegen ruhiger Bil-
dung" ist ja recht hübsch und idyllisch, paßt auch für Minister von Miniatur-
staaten wie angemessen. Aber die Weltgeschichte ist kein Idyll. Ihre
großen Haupt- und Staatsactionen sind niemals und nirgends fein friedlich
und säuberlich in Scene gegangen, sondern gewaltsam und unsauber, unter
Blitzen, Donnern und Wolkenbrüchen, begleitet von Feuersbrünsten und
Wassersnthen. Eine von den Gesichtspunkten eines Weimarer Geheimraths
aus geleitete Politik hätte sicherlich nie ein neues deutsches Reich zuwege-
gebracht. Nur große Mittel führen zu großen Zielen, „(^>o inkionint'ntN
umi knallt, tsrruin 8l»uU, <^u«l tsiruin non »anat, i^ni» »nnat/' oder, wie
Bismarck am 30. September 1862 in jener denkwürdigen Sitzung der
Nudgetcommission des preußischen Abgeordnetenhauses sagte: „Nicht durch
Reden und Majorittsbeschlsse werden die großen Fragen der Zeit ent-
schieden, sondern durch Eisen und Blut."
Daß er sich, indem er sich anschickte, seine „große Frage", die deutsche
Frage, zur Entscheidung zu treiben, durch sprechende Verfassungsparagraphen
und redende Parlamentarier nicht aufhalten ließ, sondern mit beiden Füßen
in den „Conftict" mit besagten Paragraphen und Rednern hineinsprang, wird
ihm heute wohl niemand mehr verübeln, ausgenommen etwa verbissene Parti-
cularisten. welchen der Kantnlizopf hinten hängt und welche dem Bismarck die
Schaffung des neuen deutschen Reichs nicht verzeihen können, weil sie auf den
Palaver-Bühnen von Flachsenfingcn, Krähwinkel und Knhschnappel die großen
Männer spielen und die parlamentarischen Helden agiren tonnten, während
auf der großen Neichsbhne ihre Kleinheit und Gewöhnlichkeit zum Bor-

260 Johanne? Scherr in Zürich.

schein kommen mußte und gekommen ist, „zum erspiegelnden Exempel“, mit Kaiser Josef dem Zweiten zu sprechen. Solche aus der selbstgefälligen Eitelkeit ihres trähwinkeligen Größebewußtseins aufgeschreckte Schwätzer von Paiticulaiisten sind dann auch im Jahre 1870 dumm und schamlos genug gewesen, mit der schwarzen, der rothen und der gelben Internationale gegen ihr Vaterland und für Frankreich gemeinsame Sache zu machen, von „Neutralität“ und dergleichen Narretheien mehr faselnd, bis ihres Nichts durchbohrendes Gefühl durch das Gemurre aller anständigen Leute in ihnen wachgerufen wurde. In ihrer Erbosung haben sie dann die Spalten deutschfeindlicher Zeitungen in Wien, in Frankfurt, in der Schweiz und in England mit ihren die Deutschen lästernden und die Franzosen beschmeichelnden Schmieralien gefüllt und etliche sind auch richtig später für solche Gesinnungstüchtigkeit mit französischen u. s. w. Ehrenerweisungen stigmatisirt worden, wie nur recht und billig. Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich dem Gesagten die Bemerkung anfüge: Kein Franzos, gehörte er zu welcher Partei er wollte, hätte zu solchem affenschändlichen Parademachen mit der Vaterlandslosigkeit sich erniedrigt. Das konnten nur „kosmopolitische“ deutsche Dämeler und Duseler, falls man nicht vorzieht, sie gemeine Speculanten zu nennen, was ja inbetreff von diesem oder jenem wohl angebracht sein dürfte.

Es ist nach den Enthüllungen, welche uns die letzten Jahre gebracht, doch nicht so ganz richtig, wie Biedermann (II., 317 fg.) annimmt, daß die liberale Opposition von dem, was Bismarck wollte, gar keine Ahnung gehabt hätte. Aber sie kannte ihn nicht. Sie kannte ihn nur als den „Junker“ von 1847—1849 und wollte ihn nur als solchen kennen. Ihm konnte das im Grunde auch ganz recht sein: wußte er doch, daß er, was er wollte, ohne und wider die Liberalen viel besser würde durchsetzen tonnen als mit ihnen. Er mochte denken: Ist erst einmal das große Werkzeug zur Ausföhrung großer Pläne da, d. h. die reorganisirte, verstärkte und wohlgerüstete Armee, und hat das Werkzeug erst einmal Großes vollbracht, so weiden die Herren Liberalen schon mit sich reden lassen. Und siehe, sie haben dann auch, wie bekannt, mit sich reden lassen, so lange und so schmiegsamlichst niit sich reden lassen, bis aus alle dem Mitsichredenlassen unversehens ein Andiewandgedrücktsein geworden war.

Der Minister verhehlte sich übrigens bei allem seinem Genie und Muth, bei aller seiner Willenstraft und Thatenlust die Größe seines Wagnisses keineswegs. Es war ihm vollbewußt, daß er ein Spiel spielte, dessen Einsatz unter Umständen sein Kopf fein könnte. Er hatte wohl auch Stunden tiefer Entmuthigung, und wenn man bedenkt, was er seinen Nerven jahrelang zumuthen mußte und zugemuthet hat, so erscheint es fast wunderbar, daß sie so lange ausgehalten haben. Das große Bismarcksglück, ohne welches doch alle Genialität, Tapferkeit und diplomatische Meisterschaft des Mannes nichts ausgerichtet hätten, war, daß auf dem preußischen Thron ein Mann saß, welcher seinen Minister verstand und hielt, ihn hielt allen offenen und

Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 26^
geheimen Gegenstreben und Machenschaften, allen widerbismaickischen Ränken und Schwanken zum Trotz.
Die mit so großem Speciale! inscenirte und so kläglich ausgegangene „Windbeutelerei“*) des deutschen Fiirftentages vom August 1863 konnte den preußischen Staatsmann nur ermuthigen, seinerseits jetzt die Revolution von oben kühn und unweiße in Scene gehen zu machen. Denn jenes prunkvolle, aber hohle Frankfurter Spectakelstück hatte ja allen Augen, die über« Haupt zu sehen vermochten, deutlich gezeigt, daß ohne Preußen aus Deutschland nichts zu machen wäre. Selbst den besten Willen der sämmtlichen übrigen deutschen Fürsten vorausgesetzt, nichts zu machen wäre, schlechterdings nichts, und folglich, daß nur Preußen etwas aus Deutschland machen könnte. Wer nicht im Stande war, aus jener Prämisse diese Consequenz zu ziehen, hatte alle Berechtigung verwirkt, in politischen Dingen überhaupt noch mitzureden. Wenn aller gute Wille und alle Macht des Kaisers Franz Iosef und der deutschen Mittel- und Kleinfürsten nicht ausgereicht hatten, auch nur eine „That in Worten“ zu thun, geschweige eine That in Werken, was war dann noch von Kammerreden und Vereinsresolutionen zu erwarten? Windbeutelerei, sonst nichts.
Das große Umwälzungs- und Neuschaffungsspiel von oben hob an und rollte sich, wie die Welt weiß, „mit Eisen und Blut“ in drei großen Aufzügen ab: — 1864, 1866, 1870—71. Die Peripetie spielte am 18. Januar von 1871 in der „Galerie des Glaces“ im Königsschlosse zu Versailles, das Finale am 1. März in der Sitzung der französischen Nationalversammlung zu Bordeaux, den Epilog sprach am 21. März im weißen Saale des Berliner Schlosses der Kaiser Wilhelm in Form seiner ersten an den deutschen Reichstag gerichteten Thronrede.
Damit genug für heute. Angesichts eines so großartigen Spieles thut es nicht gut, von den allerhand kleinen und kleinlichen Nachspielen desselben zu sprechen.
*) Bismarck am 12. August 1863 aus Gasten, »n seine Frau. Vismarckbriefe, 2. Aufl. T. 160.

Nºid u„d 2»d. XXII, «5. 18

^^, ^—^, ,, ,,,,,,
^
^
WWW
« W^
t.
"^^ i^
'-ÄU
»WMM!

Eduard Desor.
tebensbili» eines Naturforschers,
von
Carl Vlisst.
— Genf. —
IH.
cide Männer, Agassiz und Desor. setzten anfänglich in Cambridge
und Boston das alte Verhältnis; fort. Allein der Wurm nagte
im Innern und nach kurzer Zeit kam das allmählich angewachsene
Zerwürfniß zum Durchbruche durch häusliche und religiöse Ver-
anlassung.
Wenn Agassiz alle Eigenschaften hatte, die ihn den Amerikanern werth
machen konnten und die ich oben geschildert habe, so fehlte ihm ein Zug, der
den Mann macht, ein ausgeprägter Charakter. Er war ein weiches Wachs,
das den Eindruck desjenigen trug, der ihn zuletzt in der Hand gehabt hatte,
eine Windfahne, die um den ganzen Horizont herumfahren konnte, glaubend,
sie habe unverrückt still gestanden und auf denselben Punkt gezeigt. In
kurzer Zeit hatte er sich durch seine Liebenswürdigkeit, durch seine Vorträge,
die stets eine Fi-sat attiÄLtion waren, durch die Energie, welche er in Bei»
schaffung von Materialien und Bearbeitung der Fauna Nordamerikas ent-
wickelte, eine Stellung errungen, in welcher er glaubte, sich Alles erlauben
zu können gegenüber seinen Mitarbeitern. Um seine Zwecke erreichen zu
tonnen, warf er sich den Slavenhaltern des Südens, die damals mit den
Methodisten des Nordens Hand in Hand gingen, vollständig in die Arme.
Es war ihm dies um so leichter, als es nur eine Weiterentwicklung eines
Keimes war, den der Waadtläuder stets in sich trägt.
Desor im Gegentheile hatte sich der Gegenpartei zugewendet, in der
meine Tante, die Wittwe Carl Follens, eine geborene Cabot, der Familie
des Piloten der Mayflower angehörend, eine vorragende Stellung einnahm

«duald Vesor. 263

und an deren Spitze Theodor Parler stand. Mit diesem trat Desor in ein inniges Freundschaftsverhältnis;. Parker lam später, schon brustleidend, nach Europa hinüber, weilte lange bei Desor in Neuchatel und auf Combe-Varin, wo ein Zimmer noch heute seinen Namen trägt, und starb in Desors Armen in Florenz. Die Partei der freien religiösen Richtung war zugleich die Partei der Gegner des Slaventhums und ihr Bannerträger war der edle Partei, gegen dessen lauterer Charakter auch seine verbissensten Feinde niemals den Stein zu heben wagten.

So konnte es denn nicht fehlen, daß endlich geringfügige Dinge, Weibergeschichten wahrscheinlich, einen erbitterten Kampf zwischen den beiden lang-jährigen Genossen erzeugte, der Keinem zum Vortheil gereichte.

Ich sagte: wahrscheinlich Weibergeschichten, denn Desor war über diesen Punkt äußerst discret, und wenn ich ihn danach fragte, so brummte er nur Etwas in den Bart oder warf mir einen bekannten Taufnamen entgegen mit dem Zusätze: Tu weißt ja! Daß der Streit aber die häßlichste Wendung und Agassiz sogar zu Beschuldigungen seine Zuflucht genommen hatte, die ein Mann nicht aussprechen sollte, auch wenn sie wahr wären, zeigte mir ein Schriftstück, das ich im Jahre 1848 in der Paulskirche erhielt und worin ich aufgefordert wurde, auf Fragen mit meinem Ehrenworte bekräftigte, wahrheitsgetreue Antworten zu geben, die allerdings das Ehrengericht, das sich gebildet hatte, zu Desors Gunsten entscheiden ließen.

Eilen wir über diese Dinge hinweg, die ich nicht erwähnt haben würde, wenn nicht in einigen, unmittelbar nach Desors Tode veröffentlichten biographischen Notizen gesagt worden wäre, Desor habe sich später mit Agassiz versöhnt, ich aber nicht. Als Agassiz, wenn ich nicht irre im Jahre 1859, wieder in die Schweiz zu einem Besuche gekommen war, wurde ihm zu Ehren eine Versammlung in Genf berufen. Ich war in den Ferien weitab im Gebirg mit meiner Familie und fand mich nicht veranlaßt, trotz der Aufforderungen von dritter Seite, aber ohne Initiative des Betheiligten, ein Nährftück aufzuführen, wie es in der That mit Defor in Scene gesetzt wurde, das aber die Dinge ganz beim Alten ließ.

Es war nichts Leichtes für unfern Freund, gegen einen übermächtigen Gegner aufzukommen. Aber es gelang. Desor wurde Mitglied der geologischen Untersuchungscommission des Nordens der Vereinigten Staaten; er wurde zuerst mit der geologischen Untersuchung der Küstenstrecken beauftragt, deren genauere Vermessung damals ini Werke war, und kam so in freundschaftliche Beziehungen zu dem späteren Admiral Ferguson, der damals als Lieutenant den Kutter befehligte, auf welchem Desor stationirt war. Sodann wurde er mit Whittlesay beauftragt, die Umgebungen des Oberen Sees zu erforschen und mehrere Sommer hindurch durchstreifte er die sumpfigen Urwälder, in welchen damals nur Pelzthiere und Indianer zu finden waren. Die Kenntniß der Gletscherphänomene, die er sich in der Schweiz und im Norden geholt, kam ihm hier vortrefflich zu Statte; er wies dieselben überall nach und

18»

26H Carl Vogt in Genf.
die Abhandlungen, welche er über den „Urwald" veröffentlichte, sind noch heute eine Quellenschrift für diese Gegenden.
So schien es denn, als sei er gänzlich für Nordamerika gewonnen, als ein unvorhergesehenes Ereigniß seinem Leben abermals eine neue Wendung gab. Ich habe oben eines Bruders erwähnt, der die Medicin studirt und dann sich als praktischer Arzt in Homburg niedergelassen hatte. Homburg war damals noch kein berühmtes Vad, der Dr. Desor ein geistig wenig begabter Mensch. Die Praxis ging nur flau und es zeigte sich leine Aus» ficht zur Besserung. Die „brüderliche Liebe", wie wir den Doctor nannten, klagte Jammer und Roth. Da wurde in dem neuenburgischen Landstiidtchen Boudry die Stelle eines Arztes frei und weil lein geborener Neuenburger sich dort niederlassen wollte, wurde Dr. Desor berufen.
Boudry theilt sich mit dem Bergdorfe la Sagne in den Ruf des neuenburgischen Schilda. Die Einwohner heißen die „^läin-gac»", weil man sie beschuldigt, sie zögen im Herbste in hellen Haufen an den See, um den Nebel in Säcke zu fassen und in ihre Weinberge zu schleppen — wehe dem Fremden, der seinen Stock auf dem Pflaster klirren ließe, man würde darin eine Anspielung auf die Sage finden. Als König Friedlich Wilhelm IV. seine Rundreise in der ^i-inoipautö moclüls machte, frühstückte er in Noudry, wo man ihm die Erzeugnisse der Weinberge vorsetzte. „Das ist ein guter Wein," sagte der König, zu dem Bürgermeister sich wendend. „Oh, Sire," schmunzelte dieser, sich selbstgefällig den Bart streichend, „wir haben noch besseren in unsern Kellern!" „Sie thun wohl daran, ihn für eine bessere Gelegenheit aufzusparen," erwiderte der König pikirt und hob die Tafel auf. In diesem Landstädtchen, das übrigens von bedeutenden Fabriken und Landsitzen der hohen neuenburgischen Aristokratie umgeben war, ließ sich Dr. Desor nieder. Er besaß die für gewisse Kategorieen von praktischen Aerzten höchst schätzenswerthe Eigenschaft, die Klagen der alten hysterischen Jungfern mit stoischer Geduld stundenlang anhören und sie dann durch einige in wehmüthig-sympathischcm Ton ausgesprochene Worte und etwas (^»toi-euin über die Leiden dieses irdischen lammerthals trösten zu können. Dies gelang ihm so gut, daß eine dieser Jungfern sich ihrerseits bewogen fühlte, ihn über die beiden des lungesellenstandes zu trösten.
Furchtbare Aufregung in der Familie de Pierre, deren weibliche Angehörige, um das Vermögen dem Mannsstamme zu erhalten, meist zu lebenslänglicher Keuschheit verdammt waren. Aber Fräulein de Pierre, die schon an der Grenze reiferer Jugend angelangt war, wollte ihren Doctor um jeden Preis und setzte ihren Willen durch. Sie brachte ihrem Mann ein bedeutendes Vermögen zu, das sich noch durch gezwungene Erbschaften vergrößerte. Es bestand nämlich in der ?i-in«Mut6 mo«Mo das Gesetz, daß man jede, auch negative Erbschaft antreten mußte und unter keinen Umständen zurückweisen tonnte. Das l^noüciuiQ invontarii war für Neuenbürg nicht erfunden.
Mehre bekannte Neuenburger, de Pury, Meuron u. s. w., sollen diesem Ge-

setze ihren im Auslande erworbenen Reichthum verdankt haben. Sie waren der Antretung von Erbschaften mit erklecklichen Schuldenmassen ausgewichen, die Seitenverwandte hatten machen können, weil die Darleiher wußten, daß die reichen Erben sie bezahlen mußten, wenn sie in dem Lande blieben. Dr. Desor war leidend und fand im Weine zwar Trost, aber nicht Heilung. Seine Gattin starb und da die Familie noch auf ihrem Todtenbette steinharten Herzens eine Annäherung verweigert hatte, so setzte sie ihren Mann zum alleinigen Erben ein. Dieser rief den Bruder um Hilfe an zur Verwaltung seines, zum großen Theile aus Liegenschaften bestehenden Vermögens. Nach langem Zaudern willigte Eduard ein und ging im Jahre 1852 unter Segel, den Vereinigten Staaten, wo er viele und ergebene Freunde zurückließ, für immer den Rücken kehrend. Sein Bruder siechte noch einige Zeit und starb dann, sein ganzes Vermögen unserm Freunde hinterlassend — Wohnhäuser in Neuchatel, vortreffliche Weinberge und namentlich jenes Jagdhaus im Iura, das später unter dem Namen Combe-Varin so bekannt wurde, und von dem ich in dem neunten Bande dieser Zeitschrift Kunde gegeben habe. Ich wurde fast zu derselben Zeit, nach längerem Aufenthalt in Paris, der Episode in Gießen und im Frankfurter Parlamente und einer Ruhepause in Nizza, nach Genf berufen. So fanden wir uns Beide wieder in der Schweiz zusammen in gleichem Berufe, als Professoren der Geologie an den Nkadmieen zu Neuchatel und Genf. Wenn ich nicht irre, traten wir fast zu gleicher Zeit unser Lehramt an. Der Uebergang von sehr bescheidenen, ja kaum genügenden pecuniären Verhältnissen zu der Stellung eines Rentiers mit einem Einkommen von 30—40,000 Franken jährlich wäre für manchen Anderen vcrhängnißvoll gewesen. Desor wußte sich vortrefflich hineinzufinden. Er war ein strenger, manchmal sogar knapper Haushalter, der sich aber nichts versagte, wenn es galt, wissenschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen, wohlthuende Gastfreundschaft zu üben und talentvolle junge Leute zu unterstützen oder den nothleidenden Hinterbliebenen seiner Freunde unter die Arme zu greifen. In späteren Jahren machten sich freilich die Genauigkeit und Sparsamkeit, die ein Erbstück fast aller Franzosen sind, zuweilen in herber Weise geltend, was um so mehr auffallen mußte, als er für leine Familie zu sorgen hatte. Aber nur den intimsten Freunden wurden diese Schrullen bekannt, die übrigens den Ausgaben für den Empfang seiner Gäste, für die Bereicherung seiner Bibliothek und seiner Sammlungen, sowie für seine Reisen keinen Eintrag thaten.

IV.

Desor war im wahren Sinne des Wortes, was die Alten einen natui-ae ourio8um, nannten, mehr ein Stöberer, als ein Ergründet, mit offenem Aug' und Sinn für Fragen aller Art, mochten sie auch seinem eigentlichen Fachstudium, der Geologie, noch so fern liegen. Man kann nicht sagen, daß er ein Naturforscher eisten Ranges gewesen sei, der neue Bahnen geöffnet, der

266 Carl Vogt in Genf.

Wissenschaft bisher unbekannte, großartige Ziele gesteckt hätte; aber mit scharfer Beobachtungsgabe, ausdauerndem Fleiße und einem gewissen Bedürfnis; nach Klarheit und Bestimmtheit der Resultate ausgerüstet, mußte er immerhin Bedeutendes leisten. Besonderen Scharfblick hatte er für die Bildung der Oberflächen, für die Verleitung der äußeren Erscheinung der Gebirge und Thäler mit der inneren Structur der Massive — seine Leistungen in der Orographie der Alpen und des Jura, seine Schilderungen der Moränenlandschlüften, der Sahara, der nordamerikanischen Urwälder sind anerkannt. Seine guten Eigenschaften als Stylist und Forscher traten besonders hervor, wenn er die Feder in die Hand nahm. Aus der englischen Sprache hatte er die knappe Kürze, aus der französischen die bestimmte Präcision des Ausdrucks. Wenn er mündlich vortrug, regte er zwar immer an, kam aber nur selten dazu, seinen Gegenstand zu erschöpfen, da er sich leicht verleiten ließ, nach allen Seiten hin abzuschweifen. Als Lehrer an der übrigens sehr heruntergekommenen Akademie von Neuchâtel fand er Anklang hauptsächlich durch den Eifer, mit welchem er die jungen Leute zu selbständigem Arbeiten, zur Anschauung der Thatfachen, wie sie in der Natur vorliegen, anspornte, weit weniger durch die Art und Weise des mehr episodischen Vortrages.

Nachdem sein Bruder gestorben und ihm das bedeutende Vermögen, das er von Fräulein de Pierre ererbt, hinterlassen hatte, zog sich Desor nach und nach von dem Lehramte zurück. Die Akademien der französischen Cantone der Schweiz, Neuchâtel, Wandt und früher auch Genf, vor der Umgestaltung der Letzteren in eine Universität, waren doch im Ganzen zu beschränkt in ihrem Kreise, zu unbestimmt in ihren Zielen, als daß man lange daran mit Befriedigung hätte ausharren können, wenn man nicht geborener Bürger des Cantons oder zum Bleiben gezwungen war. Weber Fisch noch Fleisch, einestheils den höheren Gymnasialklassen Deutschlands, den Lyceen Frankreichs, andernteils den ersten Universitätsjahren entsprechend, mit darauf aufgepfropften Dressir-Facultäten für Theologie u., d. Rechtswissenschaft des Ländchens, boten diese den Professoren der Naturwissenschaften um so weniger Befriedigung, als diese mit den kaum den Kinderschuhen entwachsenen Studenten, welche den ganzen Dünkel ihrer gleichnamigen älteren Commilitonen an den Universitäten hatten, die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften durchmachen mußten. Es ist unglaublich, aber doch wahr, daß man zur damaligen Zeit in die Akademien übertrat, ohne je in den vorhergehenden Unterrichtsstufen auch nur ein Wort von Naturwissenschaften gehört zu haben; und daß aus diesem Grunde meist ein oder zwei Jahre Studiums an der Akademie vorgeschrieben waren, ehe man zu den Fachstudien der auf ein Minimum reducirten Facultäten übergehen konnte. An manchen dieser Anstalten ist dies noch heute so und da die Schüler dieser sogenannten »unöe« präparatoire meist nur 16—17 Jahre hatten, so entsprach auch die Disciplin ganz derjenigen der Gymnasien anderer Länder. Aber man wurde „Äszimu-z 1s3

«Lduaid Desor. 26?

Nwäiaut8'l tiwirlt! Von einer gleichmäßigen Ausbildung, von einer Maturität, wie man sie in Deutschland und in der deutschen Schweiz auffaßt, hat man noch heute kein Verständniß — die Maturität für 8oiencs8 und für lettre» ist eine andere, als die für Theologie, Rechtswissenschaft und Medicin. Sei dem, wie ihm wolle, so zeigte sich in den ersten Jahren der Thatigkeit Desors als Professor in Neuchatel noch das Bestreben, gewisse Fragen, mit welchen er sich beschäftigt hatte, monographisch zum Abschlüsse zu bringen, wie die Studien über den geologischen Bau des Abschnittes der Jurakette, aus welcher der Canton Neuchatel wesentlich gebildet ist <Vwäe8 8Ul le 5uiÄ nsnelllIteloi8, gemeinschaftlich mit Gressly), und seine kritische Sichtung der Seeigel (8^ⁿ«r>8i8 6s8 VoKiiüäe») beweisen. Im Uebrigen aber wurden seine wissenschaftlichen Leistungen mehr aphoristisch, selbst diejenigen über Orographie der Alpen, Entstehung der Seen, die ich schon erwähnt habe, und es regnete förmlich kleinere Abhandlungen und Schriftstücke über begränzte Fragen, die zwar stets etwas Neues enthielten, immer interessant waren durch den einfachen, flüssigen Styl, die Beschränkung auf den wesentlichen Punkt, auf den es ihm ankam, die aber zu keinen größeren Abschlüssen führten.

Die Gletscherfrage trat in den Vordergrund. Desor war immer noch bereit zu Excursionen und Besteigungen; aber als er bei einer Besteigung des Galenstockes oberhalb des Rhonegletschers, die er mit seinem Freunde Dollfus-Ausfet und dessen Sohn ausgeführt hatte, auf dem Rückwege diesen Sohn vor seinen und des Vaters Augen durch die über einen wohl tausend Fuß tiefen senkrechten Absturz hinüber gewachsene Schneedecke durchbrechen und in der schwindelnden Tiefe versinken gesehen hatte, stellte er den Bergstock und die Eishacke in den Winkel, um sie nicht wieder hervorzuholen. Der junge Mann wurde gerettet — er war auf einer vorspringenden Felszacke mit halbem Leibe aufgefallen und hängen geblieben — Desor hat diese Episode in einem Artikel (vus clei-uieren ll8«SQ8inn) einfach und gerade durch diese Einfachheit in erschütternder Weise beschrieben — aber es blieb in der That seine letzte Besteigung. Wohl aber führten ihn die mit dem Gletscherphanomen zusammen hängenden Fragen öfter in die Thäler, auf den südlichen Abhang der Alpen, nach Italien, wo ein vielfach umstrittenes Ineinandergreifen der Ablagerungen des Meeresarmes, welcher früher die Ebene des Po einnahm, mit den von den Gletschern vorgeschobenen Trümmermassen, den sogenannten Moränen, ihn intensiv beschäftigte.

Die Gletschcrfillge führte ihn auch mit seinen Freunden Escher von der Linth und Martins von Montpellier nach Nordafrika und in die Sahara bis zu den großen Schotts des Dattellandes, über Biskra nach Tuggurth, so weit als im Jahre 1864 die französischen Colonnen sich Bahn gebrochen hatten. Es galt, eine Theorie zu verificiren, welche namentlich von Dove lebhaft bestritten wurde. Der Föhn, dieser Verzehrter des Alpenschnees, gegen den nach dem schweizerischen Sprüchworte weder die Sonne noch der

268 C,ail Vogt in Genf.

liebe Gott in diesem Punkte auskommen können, sollte ein Kind der neuesten Aera sein, entstanden durch die Austrocknung der früher vom Meere überströmten Sahara. Von dort sollte der heiße, trockene Simun als Scirocco über Italien herbrausen, den Schnee von den Bergen lecken und so die Gletscher in ihren jetzigen Schranken halten. Früher aber, als die Sahara noch ein Noidafrita von dem centralen Continent trennendes Meer war, konnte dieser Wind nicht trocken, sondern mußte im Gegentheile feucht sein, deshalb an den kalten Hochwarten der Alpen anprallend, das Uebermaß seiner Feuchtigkeit als Schnee absetzen und somit neben andern Ursachen die Vergrößerung der Gletscher und ihr Herabsteigen in die Thäler mitbedingen helfen.

Der Schlüssel zur Lösung der so gestellten Frage lag also in der Sahara, in dem Nachweise, daß dort früher eine Meeresbedeckung existirt habe. Die Freunde waren so glücklich, in einiger Entfernung von Tuggurth in der That Meeresmuscheln und namentlich See-Eicheln (Valanen) zu finden, welche in einem regelmäßig geschichteten Thone abgelagert waren. So weit war also das Meer gekommen und beinahe so weit könnte man es auch wieder mittelst des Durchstiches des Isthmus von Gabes führen, denn bekanntlich liegen die großen Schotts (Melrihr :c.) des Suf unter dem Meeresspiegel. Erhebt man sich aber aus dieser Tiefebene gegen Westen hin, so verwickeln sich die Verhältnisse immer mehr; schon bei Bislra zeigen sich am Rande des Gebirges Süßwassergestcine und die Ueberführung mit Schutt und Trümmern, die nicht wohl das Resultat von Meereswirlungen sein können, entzieht dem Beobachter die tieferen Bildungen. Die Theorie, welche den Föhn aus der Sahara ableitete, ist heute verlassen.

Die Entdeckung der Pfahlbauten im Zürich-See bei Meilen durch Ferdinand Keller, mit welchem Desor seit einem Besuche desselben auf dem Aargletscher im Jahre 1841 innig befreundet war, hatte unterdessen der archäologischen Forschung eine neue Richtung gegeben und eine Mine eröffnet, auf deren Ausbeutung sich Desor mit seiner ganzen Energie und allen Hilfsmitteln warf, welche ihm sein Vermögen zu Gebote stellte. Bald hatte er sich einen Fischer herangebildet, der zuerst den Neuenburger, dann die übrigen Seen in seinem Auftrage durchsuchte, ihn auf Ausflügen nach den italienischen und bairischen Seen begleitete und von Zeit zu Zeit den Neulingen in solchen Untersuchungen geliehen wurde, um diese mit den Methoden der Fischerei nach prähistorischen Nlterthümern bekannt zu machen. Man kann fast sagen, daß Desor der Wanderlehrer der neuen Wissenschaft wurde, die er in unzähligen Artikeln, Vrochuren und auch einem größeren Prachtwerke mit herrlichen Tafeln von L. Foore <l,s d«1 lIF« clo di-on^e) unermüdlich behandelte. Bald hatte er eine bedeutende Sammlung zusammengebracht, welche er dem Museum der Stadt Neuenburg vermacht hat, und stets von Neuem lehrte er, nach manchen Abschweifungen, zu diesem Lieblingsgegenstande zurück, der ihn bis zu seinem Tode beschäftigte. Seine Bestrebungen in diesen Forschungen

Eduard Vesor. 269

werden auch gewiß in der Geschichte der Wissenschaft am längsten mit Ehren genannt werden, wenn seine übrigen Arbeiten vergessen sind.

Man wäre indessen ungerecht gegen den Mann, wollte man seine Stellung in dem Treiben der heutigen Forschung einzig nach den Erzeugnissen seiner Feder abmessen. Seine wesentlichste Bedeutung gewann er durch die anregende Förderung in Gesellschaften, auf Eongressen, bei Wanderver-sammlungen, in dem persönlichen Zusammenwirken mit allen Häuption der Wissenschaft unserer Zeit. „Er war nicht ohne einigen Ehrgeiz," sagt ein Nekrolog der Neuen Züricher Zeitung; „es schmeichelte ihm, mit den ersten Gelehrten in Verbindung zu stehen und als ein ihnen Ebenbürtiger genannt zu werden; die Gastfreundschaft, die er in liberalster Weise übte, belebte und erhielt diesen ihm so sympathischen Verlehr." Es war nicht dieses Element des Ehrgeizes allein, obgleich dasselbe sehr mächtig wirkte, es war das Interesse an den Dingen, das ihn dazu trieb, diesen Verkehr aufzusuchen und ihn zu Forschungszwecken auszunutzen. Die schweizerische naturforschende Gesellschaft, die älteste wissenschaftliche Wandergesellschaft Europas, deren Organisation später in allen anderen Ländern zum Vorbilde diente, zählte tein eifrigeres Mitglied, als Desor. Die geologische Kommission dieser Ge-sellschaft, deren Hauptzweck die Herstellung der prachtvollen, jetzt noch nicht vollständigen geologischen Karte der Schweiz in großem Maßstabe ist, ver-sammelte sich regelmäßig in seinem gastlichen Hause, um ihre Vorlagen zu erledigen. Die internationalen, prähistorischen und anthropologischen Congressesind wesentlich sein Wert; die erste Versammlung eines solchen präsidirte er in Neuchatel. Wo irgend in der Schweiz ein auf gemeinschaftliches Zu-sammenwirken gegründetes Unternehmen im Bereiche der Naturwissenschaften in das Weit gerichtet werden sollte, konnte man sicher sein, Desor mit Nath und Thilt kräftig eingreifen zu sehen. Man könnte wohl sagen, daß er in dem kleinen republikanischen Gemeinwesen etwa eine ähnliche Rolle spielte, wie Alexander von Humboldt in größeren Verhältnissen, jedenfalls mit der-selben Uermüdlichkeit in Correspondenzen, Ansprachen und Besprechungen. Dazu halfen seine besonderen Eigenschaften, die ihm schnell Freunde gewannen. Die schroffe» Ecken seines Charakters, die nicht fehlten, traten in diesem, der Wissenschaft gewidmeten Wirken nicht hervor; er war im Gegentheile immer bemüht, Reibungen zwischen Dritten zu verhindern, zum Frieden zusprechen, Gegensätze zu mildern. Venu cÄuseur, wie die Fran« zosen sagen, der einen gutmüthigen oder witzigen Einfall stets zur Hand hatte, gern bereit war, auf die Gedanken Anderer einzugehen und ohne sich selbst je ganz zu geben, doch dasjenige Zutrauen einflößte, welches Freund-schaft im Gefolge führt.

So wüßte ich keinen unter Denen zu nennen, welche mit ihm zusammen-trafen, die nicht gerne dieses Zusammentreffen wiederholt hätten. Kein Zweifel, daß er aus diesen Gelegenheiten Nutzen zog, aber da er gerne mit-theilte, was er wußte, mit seinen Kenntnissen ebenso wenig, wie mit seineu

270 Carl Vogt in Genf.

Anschauungen hinter dem Berge hielt, Jedem das Seine gönnte, so ließ man sich gern in Gespräche und Discussionen ein, die bei aller Lebhaftigkeit nicht ausarteten.

Ich habe im neunten Baude dieser Zeitschrift (Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura) die Gastfreundschaft zu schildern gesucht, wie Desor sie in Combe-Varin und in Neuchatel übte. Es wurden weder bei dem Empfange noch bei dem Abschiede viele Worte gemacht; das Auskramen von Gefühlen und die namentlich in Nordbcutschland so emsig geübte Zergliederung und Auslegung des eigenen Inneren, war weder des Hausherrn, noch seiner Gäste Sache, aber eine gemüthliche Heiterkeit belebte die Gesellschaft. Verwöhnte Augen hätten freilich Manches zu tadeln gehabt. Aesthetischer Sinn und künstlerischer Geschmack gingen unserem Freunde gänzlich ab. Er war hart gewöhnt gewesen in seiner Jugend und hatte für wohlthuende Ausschmückung seiner Wohnräume keinen Sinn. Einige jener schrecklichen Eopieen nach Titian und Raphael, wie man sie in Florenz für einige Franken tauft, bildeten den einzigen künstlerischen Schmuck der Räume im Wohnhaus? in Neuchatel. Sein Arbeitszimmer war das kälteste, unheimlichste Gemach im ganzen Hause. In Combe-Varin war Alles belassen worden, wie die Jäger der Familie de Pierre es eingerichtet hatten — ächte Bauernmöbel, nur einige Riedinger'sche Jagdstücke an den Wänden des Vorplatzes und auf einigen Büchergestellen, sorgsam hinter frommen Gebetbüchern und Predigtsammlungen verborgen, die offenbar weit mehr gelesenen schlüpfrigen Romane und Erzählungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Wahre Hühnersteigen führten aus der Küche zu dem zugleich als Salon dienenden Eßzimmer und hinauf in den ersten Stock. Ein einziges Sopha in Tesors Schlafzimmer, das ihm zugleich als Arbeits-Cabinet diente, ein großer Divan in dem Eßzimmer — sonst nur Holzstühle und fast ungehobelte Möbel in den Schlafzimmern. Und dennoch fühlte man sich so heimisch, wenn man auch der Strohsäcke in den engen Betten nicht mehr gewohnt war. Essen und Trinken nach dem alten schwäbischen Sprichworte: Wenig, aber gut und a Bissele reichlich. Die Weine ausgezeichnet — Desor war feiner Kenner, wenn er gleich dem Neuen»burger vielleicht einen zu hohen Rang einräumte. Aber er nahm es seinen französischen Freunden nicht übel, wenn diese den Bordeaux vorzogen und es that ihm wohl, wenn mau den Inhalt der Fäßchen und Flaschenlisten lobte, die er den Freunden gerne von Zeit zu Zeit zusendete.

Combe-Varin ist nur noch eine Erinnerung, die aber in dem Gemüthe Derer haftet, die an seiner Glanzperiode Antheil genommen haben. Diese ganze Periode von etwa 25 Jahren würde ungetrübt erscheinen, wenn nicht in das wissenschaftliche Leben sich nach und nach ein anderes Element eingemischt hätte, das stets mehr und mehr überwucherte.

Die republikanische Staatsform hat das Besondere, daß sie die active Theilnahme eines jeden Bürgers verlangt. In Monarchien kann man sich

Eduard Desor. 2?^

dieser Mitarbeit entziehen und Diejenigen walten lassen, welchen das Regierungsgeschäft obliegt — Jeder lann, wenn es ihm so gefällt, bei seinem Handwerk bleiben. In Republiken, namentlich in so kleinen Gemeinwesen, wie die schweizerischen Cantone, muß Jeder selbst mit Hand anlegen. Dame Politik ist aber ein sehr selbstsüchtiges Frauenzimmer — man braucht nur einen Finger in ihr Räderwerk zu stecken und man wird mit dem ganzen Leibe nachgezogen. „Es ist manchmal leicht, die Daumen einzusehen," sagte mir einmal ein schweizerischer Staatsmann — „es ist immer ungemein schwer, sie wieder aufzuheben." Ich muß dem Manne aus eigener Erfahrung Recht geben. Man reißt die Daumen oft nicht los, ohne ein Stück Nagel dabei einzubüßen.

Es gährte schon lange in der ?rmoip»utö mcxlöls. Schon während der Zeit unseres ersten Aufenthaltes in Neuchatel gab es, freilich sehr unschuldige, geheime Conventilel, die sich bei einem Apotheker Namens Humbert versammelten, den eine Kniegeschwulst an das Haus fesselte. Man kroch mehr als man ging, durch mehrere Kellergewölbe bis in ein hinterstes Gemach, wo sich die Getreuen versammelten, sobald Freunde von Chaux-de°Fonds lamemit aufregenden Nachrichten. Das Jahr 1848 brachte auch hier die Erlösung von der Herrschaft des Fürsten. Einem unserer Bekannten aus dem Humbert'schen Keller, dem Advocaten Piaget, siel die Regierung zu, durch welche das Fürstenthum ganz ein schweizerischer Canton weiden sollte. Die Entscheidung wurde indessen erst viel später nach dem royalistischen Putsche im Jahre 1856 endgiltig besiegelt, wesentlich durch die Intervention des Kaisers Napoleon. Alles war umzugestalten. Vor 1848 galten in Rechtssachen die „U8 sr ooutumss", der altherkömmliche Brauch, und in letzter Instanz des Criminal-Rechts Kaiser Caroli des Fünften hochnothpcinliche Halsgerichtsordnung. Das alte Herkommen kannten aber nur zwei Männer im Fürstenthum Neuenburg, die Bürgermeister Gallot und Perrot, die niemals gleicher Meinung waren. Es existirte ein geistliches Gericht für Streitigkeiten in Ehesachen, die „onambrs matrimoniales", vor welcher die Zeugen nur knieend antworten und die Advocaten nur Inieend plaidircn durften. Die Richter waren größentheils geistliche Herren, der maitre-dourßeoi8 präsidirte mit einem großen silbernen Zepter. Auf dem Tische stand auf einem Pulte die Folio-Ausgabe von Osterwalds Bibel, auf welche die Zeugen schwören mußten. „Zeuge," sagte der Bürgermeister Perrot zu einem Manne, „Zeuge. Sie schwören auf die Bibel, auf den Knieen, die Wahrheit zu sagen!" Der Mann mißt mit Blicken den Tisch, geht einige Schritte zurück und springt mit einem gewaltigen Satze auf den Tisch, um auf die Bibel zu tnieen. Der Bürgermeister glaubt, der Mensch mache ein Attentat auf ihn und legt sich mit dem Zepter in Fechterstellung aus. Piaget, der plaidiren sollte, schüttelt sich vor Lachen und erhält, nach Herstellung der Ruhe, einen Verweis für ungebührliches Netragen. Die Justiz war von der Verwaltung nicht getrennt. Man regierte, schrieb Steuern aus, maßregelte von Gottes Gnaden. Die Stadt war unab-

272 Carl Vogt in Genf,
hängig vom Staate. Kurz, es war eine mittelalterliche Wirtschaft, die um
so mehr bergab ging, als die Zustände nicht zu den veränderten Verhältnissen
paßten.
Die neue Regierung hatte alle Hände voll zu thun, um so mehr, als
die loyale Hauptstadt, von den hyperloyalen Bewohnern einiger Dörfer
unterstützt, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. La Sagne ist in
dieser Beziehung noch jetzt bekannt. Kein Haus, das nicht einen Kammer-
diener oder eine Zofe an den Hof nach Berlin geliefert hätte. Die neuen-
burgische Aristokratie diente vorzugsweise in der Diplomatie, schon ihrer
französischen Sprache wegen, die Sagnards wurden in niederen Hausdiensten
verwendet. Man hatte sich in diesen Regionen in einen solchen Hyper-Loya-
lismus hinanfgeschwindelt, daß zu meiner Zeit, bei der Königreise, den Gym-
nasiasten als Thema für einen lateinischen Aufsatz gegeben wurde: „Eine
Vergleichung zwischen dem Einzug Friedrich Wilhelms des Vierten in
Reuchatel und dem Einzug Christi in Jerusalem.
Die republikanische Regierung hatte vor Allem an Justiz und Ver-
waltung Hand angelegt, die übrigen Zweige aber vernachlässigen müssen.
Als Desor in die Akademie eingetreten war, galt es namentlich, Reformen
im Unterrichts- und Kirchenwesen einzuführen. War es ein Wunder, daß er
mit hineingezogen wurde?
Wenn die Arbeiten und Debatten der gesetzgeberischen Körper eine um
so größere Wichtigkeit beanspruchen, je bedeutender die Stellung des Landes
ist, dem sie angehören, so darf man nicht glauben, daß die Zeit, Mühe und
Einsicht, die man denselben zuwenden muß, im Verhältniß zu dieser Wichtig-
keit ständen. Es wird eine unglaubliche Menge von Staatswissenschaft und
Staatsweisheit, von parlamentarischer Strategie und Taktik in Versammlungen
verschwendet, von welchen man im Auslande keine und sogar im Inland«
nur wenige Notiz nimmt. Ich halte nach meiner Erfahrung dafür, daß die
Antheilnahme an einer großen Versammlung, an dem deutschen Reichstage,
der französischen Kammer eher geringere Anforderungen an den Mann stellt,
als die Mitgliedschaft des Großen Rathcs in Genf oder des Nationalrathes
in Bern. Die Summe der Arbeit ist dieselbe, ob ein Gesetz durch die
Commissioncn und Plenarsitzungen einer Versammlung von 100 oder von
500 Mitgliedern durchgepeitscht werden muß. Aber in großen Ver-
sammlungen kann sich der Einzelne nur einigen, begrenzten Fragen widmen;
in kleinen muß er, wenn er nicht zu dem überall vertretenen „Stimmvieh“
gehört, in allen Fragen sich sattelfest machen. Die Nebenarbeit ist weit
verwickelter in kleinen Versammlungen; sie zersplittert sich in unzählige
Factoren, in die geringsten Kirchthurm - Interessen. Wenn die Wellen nur
einigermaßen hoch gehen, so knüpfen sich an die Debatten persönliche Reibungen,
die um so weniger ausbleiben können, als die Gegner mit den geringsten und
intimsten Verhältnissen ebenso vertraut sind, wie die Bewohner einer Dorf-
straße. Wenn in größeren Versammlungen die Gegensätze auf dem principiellen

Gebiete bleiben tonnen, so müssen sie fast nothwendig in kleineren zu Ani» mositäten, zu Gereiztheiten, zur Erbitterung und zum Bruche führen. Desor hatte sich gänzlich in die neuenburgischen Verhältnisse eingelebt. Er war damals unbestritten die erste wissenschaftliche Autorität in Neuchatel. Aber Liebig sagte mir einmal von dem Chemiker Mohr, als dieser viele Tollheiten in die Geologie hatte einführen wollen: „Es ist ein Unglück für den Mann, daß er in Coblenz geschcidtcr und lenntnißreicher ist, als alle Uebrigen".

Man konnte das auf Desor anwenden. Er mußte, seinem ganzen Wesen nach, sich zu entschieden freisinnigen Grundsähen bekennen — er gehörte also zur radicalen Partei, welche mit dem mittelalterlichen Wust aufräumen, den Staat in seine Rechte einsehen wollte gegenüber der Kirche, der Stadtgemeinde. Er überragte seine Mitstreiter um Haupteslänge in allen solchen Fragen, die ihm nahe gelegen hatten, aber er stand weit hinter ihnen zurück in der Taktik und in der Führung einer Partei. Das war aber keine Kleinigkeit. Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Neuchatel fugte mir einmal ein alter, mir wohlwollender Herr: „Lieber Doctor, seien Sie immer der drei t eingedenk, so lange Sie hier sind! Sie verstehen mich nicht? Die drei t kommen in einem alten Reime vor:

?our Ztr« bau !?su<:n»tel<)i8,

?llvt Ztry l»ux, üu, tourd« «t oom-toi«!"

Desor glaubte zu schieben und er ward geschoben; er glaubte zu führen

und er ward geführt.

Freilich zuerst die Stufenleiter hinauf. Mitglied des Großen Rathes, Berichterstatter in Commissionen, Präsident — höher konnte es nicht gehen, für einen Mann, der um keinen Preis in die Regierung eintreten wollte. Dann kam die Vertretung Neuenbürgs in den eidgenössischen Ruthen — Ltänderath, Nationalrath, endlich Wahl zum Präsidenten dieser Körperschaft» die er aber in richtiger Selbstschätzung ablehnte, denn bei seiner Zerstreutheit» bei der Lebhaftigkeit, womit er au den Debatten Anthcil und Partei nahm» konnte er auf dem Stuhle des Vorsitzenden nur eine unglückliche Rolle spielen.

„Persönliche wie sachliche Gegensätze," heißt es in dem schon angeführten Nekrologe der Neuen Züricher Zeitung, führten zwischen ihm und seinen nächsten Freunden einerseits und den radicalen Führern axderseits einen, Vrch herbei, und die in solchen Fällen üblichen Gehässigkeiten wurden ihm nicht erspart." Wenn aber der Artikel fortfährt: „Die Ruhe und Heiterkeit seiner Seele haben diese, von beiden Seiten nicht immer mit würdigen Waffen gefühlten Streitigkeiten nicht zu trüben vermocht; er hatte treue Menfchen genug, deren Anhänglichkeit ihn die Bitterkeit des politifchen Haders vergessen ließ," so ist dies nur in sehr geringem Maße wahr. Die Politik mit all' ihren Kleinlichkeiten umstrickte ihn mehr und mehr; er kam fast zu der Ansicht, daß auf seinen Schultern das Wohl der Eidgenossenschaft, des Clintons Neuenburg, des eidgenössischen Polytechnikums, zu dessen Leitung er als Mitglied

2?H Carl Vogt in Genf.

des Schulrathes berufen war, wesentlich beruhe; das Zeitungsgezänle, in das er sich mit voller Energie geworfen hatte, absorbirte ihn fast vollständig und je mehr er von wissenschaftlicher Thätigkeit abgezogen wurde, desto ängstlicher klammerte er sich an die politischen Stellungen, die er sich errungen hatte. Das Alter machte sich fühlbar in starrsinnigem Festhalten an wahren Lappalien, an Klatsch und inhaltslosem Getratsch, und da er Junggeselle geblieben, in seinem Hause nur von ungebildeten Untergebenen umgeben war, die politischen Gegner sich immer mehrten, stets bissiger wurden, so nahm sein Einfluß endlich so sehr ab, daß die Partei Desor schließlich nur noch aus drei Mitgliedern bestand und die Zeitung, welche diese „drei Teile“ mit großen Opfern aufrecht erhielten, keine hundert Abonnenten im Lande zählte. Wer in der Schweiz an dem öffentlichen Leben thätigen Antheil nimmt, muß auf solche Wechsel gefaßt sein. Nicht Jedem ist es gegeben, zu den Berufspolitikern zu gehören, die bei jedem Sturze, wie die Katzen, doch wieder auf ihre Füße fallen. Desor aber konnte sich nicht in die sich allmählich verändernde Lage finden: er machte bei jeder Neuwahl verzweifelte Anstrengungen, um seinen Posten zu behaupten, und die Kämpfe, welche diese Bemühungen im Gefolge hatten, mögen viel zur Erschütterung seiner Gesundheit, beigetragen haben.

Eine Nierenkrankheit brach aus, die ihn langsam dem Tode entgegen führen mußte, deren Fortschritte aber durch große Sorgsamkeit, durch längere Winteraufenthllte in einem südlichen Klima aufgehalten werden konnten. Er war Manns genug, nach dem ersten Schrecken, welche ihm die unvermuthete Entdeckung einflößte, dieser Eventualität fest in das Auge zu sehen. Einsichtige Freunde ricthen ihm, die Gelegenheit zu benutzen, um dem politischen Getriebe mit einem Schlage Lebewohl zu sagen. Man konnte einem Manne, der den Winter in Nizza, die heißen Sommermonate auf seinem Landgute in Combe-Varin zubringen mußte, nicht zumuthcn, in den kalten Lauben von Bern sich stets erneuten Erkältungen auszusetzen. Aber der wohlgemeinte Rllth wurde übel aufgenommen, und erst als er sich überzeugen mußte, daß eine Wiederwahl in keinem Falle zu erwarten sei, entschloß sich Desor, die Zwangslage anzuerkennen. Aber der Stachel ließ ihm die Wunde im Herzen. In Nizza nahm er die wissenschaftliche Thätigkeit wieder auf und bald hatte sich dort um ihn ein Kreis versammelt, dem selbst das erlöschende Licht noch eine Leuchte war. Die Auffindung eines wahrscheinlich fossilen Menschen«slelettes in Carabaeel, der Vorstadt Nizzas, beschäftigte den Greis noch in feinen letzten Tagen.

Am 23. Februar 1882 endete sein reich bewegtes Leben.

^Illustrirte Bibliographie.

„Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik

von v. v., Ferdinand Eöhrn, Professor an der Uni-

») ucrsität zu Breslau".

> elcitet von dem durchaus richtigen Grundgedanken, daß die

^Kenntnis, der wichtigsten naturwissenschaftlichen Probleme,

der Methoden, welche zu ihrer Lösung versucht, und der

Resultate, welche durch dieselben gewonnen worden sind,

nicht nur ein ebenso unerläßliches Erfordernis, allgemeiner

Bildung ist, wie es die Belanntschaft mit Religion und Philosophie, Kunst und Lite-

ratur, Staats- und Eulturgcschichtc anerkanntermaßen längst schon ist, sondern auch

eine unerschöpfliche Quelle des edelsten geistigen Genusses erschließt, giebt der hoch-

begabte Autor, dessen Akribie und Genauigkeit auf dem Gebiete wissenschaftlicher

Forschung bereits in den weitesten Kreisen die verdiente Anerkennung gefunden hat,

in dem vorliegenden Buche eine Reihe wissenschaftlicher Essays, von denen ein

icder für sich ein abgeschlossenes einheitliches Ganze bildet. Ausgehend von den eisten

Anfängen wissenschaftlicher Behandlung, wie sie die Pflanzenkunde bei den Griechen und

Römern erfuhr, und so cinleitungswcisc die Geschichte der Botanik gleichsam in nuo« zu-

sammenfassend, bald hinabsteigend in die Tiefen des Occcms, bald wieder hinauf in die Eis-

und Schnceregion des Hochgebirges bis an die äußersten Grenzen vegetabilischen

Lebens, bald die Wunder des Mikrokosmos entschleiernd, bald die geheimnißvollen

'1 Initial «Vignette au« „Die Pflanze" »an DI, Ferdinand Lahn, Verlag »on I, U, Kern

,MIII Müller) in «rc«lau.

276
Nord und Süd.
Vorgang? im Vitalproceß vegetabilischer Gebilde beleuchtend, dabei stets in streng methodischem Gange fortschreitend von den elementarsten Grundbegriffen bis zu den difficultesten Problemen wissenschaftlicher Forschung, überall gleich weit entfernt von der doctrinären Trockenheit rein didaktischer Vorlesungen, wie von der unwissenschaftlichen Oberflächlichkeit sogenannter „populärer“ Vorträge, führen diese genialen Essays dem Leser die bedeutendsten und hervorragendsten Erscheinungen vor Augen, welche die Vegetation der Erde vom Pol bis zum Equator in sich schließt, machen
/ / ^ » ^ V
M " » ^ 5 ? ' >
Titel-Reihe aus „Die Pflanze“ von Nr. Ferd. Cohn. Verlag von I. U. Neumann (Mal Müller! in Breslau.
ihn gleichzeitig mit den wichtigsten Thatfachen und den interessantesten Resultaten bekannt, welche die Forschung auf diesem Gebiete bisher ermittelt hat, und entrollen so in künstlerisch vollendeter Sprache und gemüthlichcr Darstellung eine Reihe von Pflanzenbildern und Vegetationsgemälden, die geradezu Meisterstücke in ihrer Art genannt werden können. Während die einen dieser geistvollen Gemälde uns in Bau und Anatomie der Zelle als Grundform vegetabilischen Lebens, sowie in die wunderbare Zusammensetzung des Zellenstaats einweihen, führen uns andere die hoch interessanten Erscheinungen des Pflanzenschlafs, des Heliotropismus, des Geotropismus
Titel-Reihe aus „Die Pflanze“ von Nr. Ferd. Cohn. Verlag von I. U. Neumann (Mal Müller! in Breslau.
und andere überaus merkwürdige Vorgänge im Leben der Pflanze vor Augen; während das eine die horizontale und verticale Verbreitung der Pflanzen über die Oberfläche des Erdballs schildert, stellt ein anderes den Wald dar, wie er in verschiedenen Perioden der Erdentwicklung zusammengesetzt war, führt uns wichtige Kulturpflanzen, wie Rebe und Rose, in ihrer Cultur und Stellung bei den verschiedenen Völkern alter und neuer Zeit vor Augen oder macht uns mit den geheimnißvollen Gebilden der Pilze bekannt, hinsichtlich welcher die Forscher selbst noch nicht recht einig sind, ob sie den vegetabilischen oder den animalischen Wesen zuzuzählen seien. Ganz besonders interessant und, anziehend in der wechselvollen Reihe dieser herrlichen Naturgemälde ist uns dasjenige erschienen, welches der Verfasser mit „Pflanzenkalender“ bezeichnet hat. Ist zwar die Idee, das Jahr nicht nach den Gestirnen, sondern nach bestimmten charakteristischen Pflanzen und ihren verschiedenen Entwicklungsstadien in bestimmte Perioden einzutheilen, nicht mehr ganz neu, sondern schon im Kalender Karls des Großen, wie in dem der französischen Republik zum Ausdruck gebracht, so

Vibliogravhie.
27?

ist doch diese Idee in dem oben bezeichneten Abschnitt vom Verfasser in einer durchaus originellen und so geschickten Weise durchgeführt worden, wie dies bisher noch von keinem Fachmann geschehen ist. In ungemein liebevoller, sorgfältiger und die ganze Hingebung an seine Aufgabe documentirendcr Behandlung stellt Verfasser, dar, wie schon die ersten milden Strahlen der höher steigenden Vorfrühlingssonne die ersten zarten Blüthcn des Schneeglöckchens, des Märzbechers, des Winterlings und anderer Vorboten des nahenden Lenzes aus ihrem lallen Echneegrabc wecken und »ns Licht emporlocken; wie diesen Erstlingsblüthen des erwachenden Frühlings bald andere Kinder der Flora nachfolgen, die es kaum erwarten können, das allbelcbendc Licht der Sonne zu begrüßen und deshalb von der Wissenschaft ebenso sinnig als bezeichnend ilorez praeeooes, d. h. voreilige Blumen, genannt worden sind; wie jeder kommende Tag neue Blüthen aus dem mütterlichen Schooß der Erde hcrvorlockt, bis der grüne

An« „Tic Pflanze" von Dr. Feld, Cohn. Verlag von I, II, Kern (Naz Müller) in »««lau. Grund fast verschwindet unter dem vielfarbigen Tcppich von tausend und aber tausend blühenden Blumen. So verfolgt Verfasser das große Wcrdedrnm», das alljährlich vor unfern Augen sich abspielt, mit dem nichts übersehenden Scharfblick des wahren Forschers und der warmen Liebe des echten Naturfreundes von Act zu Act, von Scene zu Cccnc, bis mit der sommerlichen Sommewende, dem Verstummen der Nachtigal und dem Erblühen der Rose als Schlußstein und gekrönter Königin unfrei ganzen heimischen Nlüthenschöpfung auch im vegetabilischen Leben die große Peripetie eintritt, der nunmehr die ebenso allmälige und stetige Mückentwicklung folgt, die wir an der Hand unseres kundigen Führers Schritt für Schritt begleiten, bis wir wieder beim herbstlichen Blattfall und der einsam blühenden Wcihnachtsrosc angelangt sind, als der letzten Repräsentantin vegetabilischen Lebens, mittels welcher das hinsterbende TneSseits des scheidenden Blumenjahrs über Tod und Grab des Winters hinweg dem erwachenden Jenseits des neuen gläubig und hoffnungsvoll die Hand reicht, Nord und Süd, XXII, «5, 19

Nord und Süd.

Am Schluß jedes Abschnitts hat Verfasser die auf den Text bezüglichen Quellen-
nachweise und erläuternden Anmerkungen zusammengestellt, die nicht bloß für den
Fachmann, sondern auch für den gebildeten Laien von Interesse sein dürften.
Auch die Verlagshandlung hat in üblicher Weise das Ihre gethan,
das schöne Werk seinem Inhalt gemäß nach allen Richtungen hin in der prächtigsten
Weise auszustatten; und so zweifeln wir denn nicht einen Augenblick, daß sich das
Buch, welches sich besonders als Festgabe eignet, binnen kürzester Frist nicht bloß auf
dem Salontisch feinsinniger Frauen, sondern in jeder gebildeten Familie den ihm
gebührenden Platz erobern wird. H¹.
Der Trompeter von Sättinnen. Ein Sang vom Oberrhein, von Joseph Victor
von Scheffel. Illustriert von Anton von Werner.

Aus dein „Trompeter von Sättinnen“. Verlag von Ad. Nitzsche & Co. in Leipzig.
Scheffels Meistergedicht befindet sich schon in zahlreichen Auflagen in vielen
tausend Händen, und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern über alle Theile
der Erde verbreitet. In Obigem aber handelt es sich um die große Prachtausgabe
in Folio mit den berühmten Bildern Anton von Werners, eines der bedeutendsten
Gestalten Malers der Gegenwart. Wie ungezählte Tausende junger Herzen auch schon
in Entzücken und Sehnsuchtschmerz gebebt haben mögen beim Lesen der duftvollen

Vibliographie.

279

Blüthen lyrischer und epischer Poesie in Scheffels „Trompeter“, wie viel alte Herzen dabei wieder erfrischt und verjüngt worden sind, in dieser Form der Nonz'schcn Pracht-Ausgabe, deren Auflagen sich ebenfalls schon mehren, wirt der Zauber der wunderbaren Dichtung mit verdoppelter Gewalt auf alle Gemüther.

Als der durch den „Trompeter“ rasch berühmt gewordene Dichter im Jahre 1858 die zweite Auflage seines Erstlingswerks in die Welt senden wollte, sagte er unter Andern» in der poetischen Einleitung über die „erste Fahrt“:

„Es war ein schlichter Musilantengang
Und großes Schicksal hat dir nicht getagt:
Im Zunftberich der Kalten und Vcrstand'gc

Aus dem „Tiompcül «on EIIllwacn“. «cil»g u»n Nd. ««nz u. L». in Stuttgart.

Blieb jegliches Furore dir erspart,
Wo Zahl und Formel herrscht, statt des Lebend'gen,
Ist lein Quartier für dich und deine Art,
Auch aus den Höh'n gebauschter Erinolinen
Hat wenig Huld auf Dich herabgeschicnen.
Nicht Jeder taugt zu Jedem. Das Gebirg
Treibt andre Blumen als der Tiefensand;
Doch da und dort im deutschen Eprachbezirl
Trafst du ein Herz, das dir sich zugewandt:
Wo lust'ge Brüder bei weingoldnen Flaschen
Ihr Lied anstimmten, warst du oft dabei,
Man fand dich vor in alten Waidmannstaschen
19'

280 Nord und Süd. -
Wie bei des Landschaftsmalers Staffelei,
Von Pfarihcrn felber gingen dunlle Sagen,
Daß sie als Naldbrevier dich bei sich tragen.

Aus dem „Tiompeter von Eäüingcn".. Verlag von «d. «öüz u, Co. in Z!«l>«°it.

Und Manchem, der sich eine Braut genommen,
Und mit ihr auszog in die Einsamkeit,
Warst als Gcschcnl und Kurzweil du willkommen,
Es liest nicht ungut sich in Dir selbzweit."

Im ersten Theile dieses Urtheils hat sich der Dichter, wie die Folge lehrte, geirrt, denn bis in die höchsten Regionen ist sein sonderbarer Sang als Liebling gedrunen, und die Wirkung ist immer dieselbe geblieben: die Frischt, der Duft der dichterischen Schilderung von Menschen, Landschaften, Situationen, die Originalität der Anschauung, das Treffende des Localtons, die feine und treue Auffassung der Sitten, Gebräuche und Kunst jener Zeit unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege, die köstliche, nie beißende, nie verletzende Humoristil, z. N. in der Darstellung der

Au» dem „Tiomvetci von Lilüngln". Verlag «on Ad. Nonz u, C«. in Ttuttgllit. Person des Papstes und seines Hofes, Alles das hat Scheffel, gleichsam schon mit der innig vereinten Kraft des Dichters und Malers, seinen unzähligen Verehrern — und Vergötterern — unvergleichlich vor Augen und zu Herzen geführt. So reich und vielseitig aber auch der Inhalt des „Trompeter von Sällingen" ist, ein so lebhaftes Interesse er durch seine fast plastische Darstellung italienischer Landschaften und Zustände erregt, Grundzug und wirkendes Agens des ganzen schönen Werks ist doch das Eine, was Victor von Scheffel selbst irgendwo im Gedicht ausspricht: „Alles danken wir der Liebe".

Auch in mehreren der köstlichen Werner'schen Illustrationen ist dieser Gedanke lieblich und rührend zum Ausdruck gebracht, vor Allen in den Gestalten Jung Werners und der herrlichen Mädchenblüthe Margaretha, von deren erster Begegnung bis zum glückseligen Ende, das sich unter den segenspendenden Händen Papst,Innocenz XI. abspielt.

282 Nord und Süd.

Der reiche, vielseitige, charaktervolle Schmuck der v. Wernerschen Illustrationen giebt mächte man sagen, dem »n sich so schönen Werte neue Flügel, um zum so und so vielen Male seinen Triumphzug durch alle Weltgegenden zu halten, so weit deutsche Zunge llingt und deutsche Herzen schlagen.

Noch ein Wort über die wenigen, dieser kurzen Besprechung beigegeben«« Illustrationen. Sie stellen Jung Werner, den lustigen Trompeter, einmal mit dem Zwerg Perckeo am Heidelberger Fasse dar, dann zu zweit, wie er Nachts vor dem Herrenschloß am Rhein seine Liebessehnsucht zu der holden Margaret!)» nach den erleuchteten Erkerfenstern hinüber» bläst, das dritte zeigt den Ritt des alten Freiherr«, Margaretha's Vater, in ergötzlichem Aufzuge zum Fischfang im Bergsee (7. Stück). Endlich die vierte Illustration ist eine höchst charakteristische Skizze von dem „großen Frescomaler Fludribus, der, vom Welschland heimwärtschrend, trieb sich lang schon hier am Rhein um, ihm gefiel das schmucke Ländlein, die rothwangigen Gesichter und im Faß der gute Wein." Hier trafen der Humor des Dichters in seiner kritischen Erzählung und der „collegialische" Humor des großen Illustrators ersichtlich genau zusammen. T. I. Hermann Lelschläger. Novellen in Octaven. Kl. 8. 277 S. Leipzig, 1882. L. Staackmann.

Die Leser von »Nord und Süd" haben den Namen Hermann Oelschläger in dankbarem Gedächtnis, gewahrt, ist er doch mit einer der wirksamsten poetischen Beiträge verbunden, welche die Monatsschrift seit ihrem Beginn veröffentlicht hat. „Bernardo" war der Titel jener Novelle in Octavreimen und sie bildet mit zwei anderen den Inhalt des vorliegenden, wohl sorgfältig ausgestatteten Bandes. Da wir dem Dichter gegenüber, von dem wir in nicht weiter Ferne einen anderen Beitrag veröffentlichen werden, gewissermaßen eine zu seinen Gunsten voreingenommene Partei sind, so glauben wir an dieser Stelle auf das Aussprechen der eigenen Meinung verzichten zu wollen und substituiren dafür, was einer der Berufensten, Julius Grosse, von den Dichtungen zu sagen hat. „Bisher sind von diesem hochbegabten Autor nur ein Band Gedichte, einige Novellen und Romane und eine vortreffliche Übersetzung der Ovidischen „^mores" bekannt geworden. Sein neuestes Werk bildet drei Novellen in Versen, die in genialer Behandlung der Form wahrhafte Meisterstücke genannt werden dürfen und sich dem Besten gleichstellen, was wir in dieser Art haben', auch Paul Heyse nicht ausgenommen. „Die Fahrt in's Engadin" 'geißelt die moderne Reischwuth und Sucht nach Aufregendem in köstlicher Weise („Bernardo" ist die zweite Novelle). Als die Krone des Buches möchte ich die dritte Novelle „Das Landhaus vor dem Thor" bezeichnen, ^ein Liebesabenteuer im modernen Rom, aber Mit allem Zauber glanz echter Poesie umflossen. An' sich ist die Action höchst einfach, aber die Ausführung entfaltet eine Fülle der köstlichsten Details in sprächigstem Localcolor. Oelschlägers Beherrschung der schwierigen Form zeigt sich als eine virtuose. Humoristisch und «nst, plaudernd und malend spielt er in überlegener Leichtigkeit mit Stoff und Form und läßt das Interesse des Lesers keinen Augenblick erlahmen. Dabei fallen die ^pikantesten Streiflichter epigrammatisch blitzend in alle Gebiete «es modernen Tebens«, ohne jedoch nur einen Moment die Sphäre vornehmen Gefchmacks zu überschreiten. Wer sich mit einem ganzen Dichter bekannt machen will, der greife nach diesem Bande.

Julius Weurer, Handbuch des Alpinen-Sport. 8. VHI u. 280 S. Anhang XXX.

Mit sieben Abbildungen und einer Kartender Alpen. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlcb'en« Verlag. Geb. ^l.b.40.

Aus der Reihe der in 'Hartlebcns Sport-Bibliothek 'erschiedenen Bände wendet sich der vorliegende wohl mehr als irgend einer der andern an ein allgemeines Interesse. Es ist eine Anleitung in der Kunst, die Alpen, das Hochgebirge zu bereisen. Die Meisten glauben, daß zu einer Hochgebirgstour nicht eine gewisse Summe von Vor»

aussetzungen und Kenntnissen gehöre. Wie sehr sie im Irrthum waren, würde ihnen erst bewußt werden, wenn sie nach einer gewissermaßen dilettantisch unternommenen Tour später einmal, ausgerüstet, wie es ein richtiges Mitglied eines Alpenclubs sein muß, eine solche Reise unternommen haben. Zur Erwerbung dieser Kenntnisse bietet Meurers Buch eine ganz vortreffliche Handhabe. Der erste Thcil handelt von dem alpinen Sport überhaupt, im zweiten treten uns die verschiedenen Arten des Reifens im Gebirge und die so verschiedenartigen Reisenden in den Gebirasländern mtgegen und scheiden wir dieselben in bestimmte Kategorien. Ein Theil beschäftigt sich ledig- lich mit der Frage der Velleidung, Ausrüstung und Verproviantirung der Gebirgs- touristen, in einem andern werden die Alpenreisenden in die Alpenländer selbst ein- geführt. Eine angefügte treffliche Uebersichtsiarte der gesummtten Alpen, auf der die von dem Verfasser vorgenommene Abgrenzung in Zonen ersichtlich gemacht ist, dient zur leichteren Orientirung. Das sehr gut ausgestattete Buch lann Jedem, der die Alpen eingehender kennen lernen will, auf das Angelegentlichste empfohlen werden. Hie Erfindungen der neuesten Jett. Herausgegeben von G. van Muyden und Heinr. Trcubcrger. Leipzig, Otto Spafthner.

Das Werl, das wir bereits früher angezeigt, ist bis zum neunten Hefte gediehen. Es enthält eine Fülle der überrafchcndsten und interessantesten Angaben, so daß auch, wer sich um dergleichen eigentlich wenig kümmert, sieh» er nur einmal hinein, unwillkürlich gefesselt wird und etwas gefunden zu haben glaubt, was seine Ttzcilnahme verdient. Es ist eine vollständige Uebersicht der neueren Erfindungen seit 2t) Jahren und berührt somit sämmtliche Gebiete des Lebens. Die Illustrationen sind sehr reichhaltig und die Risse und Pläne der Maschinen z. V. sind durchaus verständlich. —ok.
Die«llfffauscheZimnltanvollSschule. LNand. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachf.
Der Verfasser dieses im Juni-Heft (Bd. XXI. Heft 63.) von» „Nord und Süd" besprochenen, sehr empfehlcnswerthen Buches heißt: „C. G. Firnhaber", nicht „Firnbacher" wie dort irrthümlich steht.
Hü ai« Lsiketinu von „Xnn! »>ul 8ii<I^
Hos N»!«»». Li^sl« «iu«5 vüettnutsu. Vien,
1882, Lnil 8on«H«n.
>«» ?»«!«». Hutleionuunzsu «ins« V«5t«i-
8«!«dt uuH z«vii^t n»t. Uit 1? lloll-
»eunitwn, ^i»u, 8. v. ^»luusiiu,
Lnumu««!», llusoll, Nein IVinMr. N«5»minolt«
<5«Hieut« »us Hniikn, Li» 6»uä«»wn« llii
V«iF«t«i«r. 2»«itn» I»u«»uä. I^sipiiz, 1882,
L!«»», H^fwÄ, Vi« Nitvioillunz ä«« ^tui!?»liit^3
b«i ä«n Uii«ou«u. Xi«i, 1882, I.ip«in3
L«>!iz«7, ^Äolt, ^nti-Ilnut oH«l U!»m«ut« ä«i
I^oziic, <i«i knvsili unä s«i ütuill. LnuH I.
2»«««, 188«, I'Lllx 8°!iu«i>!»l.
L»sm«x 3»!v», ^«uuv»n, I^eiM^, 1882, ^Unelni
I^ioälien.
ll»l'»», ?»ui, HI^nor. ün« «nigcn-IviisoK»
Viontunß. vi«»H«n, 1882, N, von Niniud^uv«
2ok.Vsü»«.
— UvÄiebt«. vr»«H»n, 1882, II. von LiumbIcov»
— I^i«H«i «in«s LuäHni»t«u, vl«zi«u, 1882,
Loüeit!»» 8»«m»!»>, v«ut«cu« 2»nÄ- unä 8»u»>
LiKliotunIc, »H. «4. «5. — La, 24: ^uim,
V., vl>» V»««» »!» 2»u«li«un>I iu z««u»H»u
unu ii»u!«u I»F«n. — V<I, «5: ün»!»!, ?. ^,,
L«ll I»l«n2 5t»iK. ün Nmin^wiz«n>!UH».
llit Nnisitunx von ^oz. I^ui«cnu«r.
8tu«8»lt, 188«, V. 8x«m»nn.
iüi L»«i>i«enuuz »iNL«z»n8«u« 8ü<:u«l.
H«l ^»N«ll«ntvüi5e kur H^I», Hi« inr»u
1882, rsnu ^««zlsi.
»»«Hot, ^lunou««, ^>VunH»!«»in« Hd«ut»u«i äs«
lllmsst«, Vi«»ä«u u. I^eiuiiz, 1882,
l>« <!!>»!!!!, Im iHnH» ä«i Mtt»in»ont««0llN«,
unä Lcdv«ieu «w, I.tz. II. 12, I^si übsi-
ri,»!», ü,, n. Uutn», rM«w>» 'in Lilck Ulli >Vnrt^
I.iel»IUNF 13—2«, LtnttzllN u. iHipliz,
1882, vsutsou» Voilozz-H^zwlt (vorm.
Us. N»Ub«i««i>,
llm»!""!!!, I'rieHnon, vi« Ol«t« Hüll» d«i
ulutili«n«n t?uzlücli»IUU«n. Nu I^itl»H»n
vlitt« uuv»tKnH«N« Xnüuz«. I^sipiiz, 1832,
?. 0, ^. Vozsl.
ss!«»», üuzsu, vi» Hnii«»»»n»cnt, Lo»lmt!«cll«3
tunk ^uti!!z»ll unä ««ou« Liiclsiu. vw»i«u,
1882, N. von LniwdKnv« 2uk-V«il»».
8e»»»», ^ui., nui D. ?ii««o i Hut»i H«n I^uisu.
«sit Lsrlinz in lunl Hcteu. Viszäeu, 1882,
8. vou Nlumdicov.

28H
Nord und 2iid.
«>>l»s<N, 6»>>N«l«, v!» v«!b!iod« H»nH»io»it in
Hol ?o«si». Huz^e^üult« 6«Hient«, Hei
?o«t, llsin^i^, H. H»it!«K«n8 V«i!»^.
elnltlsnelOt'fT, ?i»ni vnu, v«nw«ü« Zeit- uns
H«l kreeVnvl-u-t. lÜi^ . XI. 2«lt lS1. L»iÜu,
188«, c°i! 2»d«l.
x«l!»!>, v«ii»r von, 8ün>»nn« ?«i«!->o«nH, ün
<3oHicbt in L«eb« UssKn^on. Vün«r<ulz u»H
l»in?i^, 1882, l,,. ?ollml>nu,
Xr«t«c!«n«i', Hib«it, nnH 0. Nonr!>»on, vi«
2. HuOx. l^sz, 2«. Voiniiss, 1882^
^ . tt. L»«N8 V«i!»ß.
!.«!»!>»s, Otto von, lUnLtrilt« <3««ckio<« H«r
U»lLwl!!»!ss. vstz, 12—17. l^iniiß UnH
Loiün. 188!, Otto 8p«m«i.
!.»NI^ . A., v«i ^«lHKlnH»,-. Nu ?«»H»nt ln
eobwcnt nnH «ineoioitot von K. v. ^»lH!»«iz.
Lsrlin, 1882, XV. U. UMI.
> .»»»», Dmü, ?üi^ Hlbum. 8niü«n« nnH 8nrncn-
^«Hionto. ^Visn, ?«zt, vsinliss, 1882,
>»«t!>n»s, l'iitl, ü»on lwinnniton zinteln.
?nioHi«tiL0ns LtnHion. X«u« l'olz«. 1^.
H.n<!lu^«. l^inniss, 1882, 6l»«««i n, Nlu-t».
Üoro nnH V«»»nHoi. l>ii»iL, 1882,2, ü.isudnoi,
l°etl!«>!ll, l,, vi. ^uunnn ?»n! l>«in«,l von
nnH LeHüournizzioHon. Vislden, 1882,
N, v. 2»nn.
?!«<««!»>!»»«, MonlliH, (i««oni<!nr« H»l H»n«t iin
Hl isNnum, Ait «inom Vorort von NoorU
Ddei«. Hntonsiltn HontLcn« Hn«^»v».
l,lz. 2. l^inliz, 1882, ?. H, Liooiinnu«.
?e»5d»>', N«rmnnn, lln«inuiob«Hnvelion, 2. Hut-
l»8«. l>in2w. 1882. InooHni Inniu»».
N!<!l>>«s, Hlbori, Li!H«l »uz H«l Honwrnou l^ultiu-'
Mzeniodr«, l, L-lnH. l.s^, 5. II. V»nH, l,<8. l.
l-oinÄß, 1882 , l?!eHn«n Ll<u>H!t«««l.
N!«!»<>s>^!d>>m, iHnHzodMon n»«n 2«ionnnn^oi»
von l,nHv. Aiodt«!', 1. nnH 2. l.i«lInnz.
v«inii?, 1382, (!. H. N»«uH«!.
Nu!«!»» l'.X,, l?n>eii»odu» HIUiHbueb H«iH»uH«l«-
Xun««n«nH«ne und H«s <3«»«n!INH-8t,vl8 in,
von vi. v. l>u>n»nn, Hont» v»ib«««««No nn>!
v«iin«Nit« Hnuoß«. IV, vkF, Fnmlcfnit ». zi,,
Nun', ^o«on!>, Vl. w«H,, ll!u»trilt«z (i««nnHn«ii«-
V«iioun, Mt <30 HbdilHnnßon. Ltl»«««ulz,
1882, N. Lcnultü u. Oo.
Lonuitl, üNIIIÄ, vobsi ä»» Wl«ol»««!N»
l'unH2!n«ut»!vIMoio ä«i »U?«>n»>ll«n ?»<l»-
Mill. zlü!n»u«su i, Dl«««««, 1882^
Lullod'son« llolduclinäl^.
8ut«>'m»!,t»s, 0., sou^viWi.Ultzon. l,lx. 3. 4.
Luiiod, 1882, Ol»!! MzM n. Lo.
8»!>!n>6-z«>!«»!-l«nl>»>'z, 1°, , Lriol« üb»l v«i-
nllnsti^« ü«i«nunss. lüu V«<^voi««l lür
Uliisuoi. 3. v«iin«ult« H,u<!^, ^i«n, 1882,
H. ?i<:nl«l» ^itti?« u. 8onn.
?»^!»s, L»vlu-H: No«tn« » ?»u«t. üi«wl unH
l^VSIWI lNoil. Ü!-!!nt«lUN^«U U. 2«!N«l>lUNss«N
H«!U, <Hu5ss«vlult« 3onril!«n. 2iv«iwr
L»uH,1 l.«iuli3, 1882, lb. Nlisben« V«rl»?
»!>»»!'» N!»«««!> n»«n ini«m H«un>on«u Voll«-
n»n>en, inr«i Ltsllunr in Nvinologi« unH
Vo!!«^i»uK«n, in Litt« uuH 8»ss«, i»
(iozcuiobt« unä Ivitsmtul. Uotn», 1882,
N. 1°. Ini«n«in«nn» UoN>nonuH!z,
V»sl>»!«!»n>»!, <!«s U«»«>>»»!»N N!,» l>><!!!»n<l» l»
N«l>l!». LH. IX, Ar. 2-». v«i!iu, 1382,
««!>«!', Ueuiz, HI!^«N>«W« ^«ltssszodiodt«.
X^voit« Huu»ss«, 2. Visfss, «isgoniout« H»»
Äol^«u>«nH«8,> voMU 8—18. l^iniiU, 1882,
l«!t»o!>s!N H«^ U«»,»»»»!»st N!s ^s<!lu»«!» i»
L«s»!>. H!« ?oit80wunz H»l Zeit«curilt NW
<l«««ULOU!»N u«i»u«e«3»d«u von ?iol»8«nl
vi, ^,V, Xuuer. l?, Z»uH, 2. UoN. »Llin.
1882, vistioü N«in>«i.
ütdigiil unier velan!w»n!chl«i! dez Yeran«geber5.
Druck und Verlag uon 2. 2chottlaend«r in Vl»l«u.
Unberechtigter Nachdruck au« dem Inhalt dieser Zeitschrift unteisüg». Uel>ers»tzung«iech! uordehalten.
Aufruf.
In Landsbcrg a./W. hat sich ein Comits gebildet, welches dem
hochgeachteten Philologen und Literarhistolilei Gottfried VernharVy
eine Gedenktafel zu stiften beabsichtigt. Dieselbe soll an seinem Gcburts Hause Woll-
straße Nr. 9 angebracht werden. — Wir sind überzeugt, daß diese Idee bei all den
zahlreichen Freunden Vernhardy's, dessen große Verdienste um die classische Philologie,
sowie um die griechische und ftömischc Literaturgeschichte allgemein anerkannt sind,
freudigen Anklang finden wird. Es ist zur Ausführung des Projcctes eine nicht uner-
hebliche Summe erforderlich, und bitten wir Beiträge, gleichviel in welcher Oöhe, an
unfern Schatzmeister, Herrn Buchhändler Hermann Schoenrock, hiersclbst einzusenden.

Landsberg a./W. Am Todestage Bernhard!,« 1882.
Vas Vernhardy-Ksmite.

1ÜMW
iIMU^MWUIMViliMWIIOOIKWMUMWWVM
Ü28 V6I-82Nä-L680>läft

llolüMllw^.^'.
^Mj^MküelWii
v«l3on<!et nliougtenonä« ^VlillsLn^attunsssn sir«et nur an Oongumynton, »elb»t
vom lll«il!8<«n (jnnntnm »n, in be»ter (j,i!!!iMt XU l!«n uilll^8t«l! l'lsißsn
«»«!> »lIon l.üixlei'n Lu!opn». Dg liozt im lnt«ro«8« cino» ^uclon, volouoi
Ledllrl in oinom oäcr clom nuclLn »nßoduwuon H,ltil>c>1 lmt, »ion 6on illu8trlrt«n
kreiü'^aurant von <loin Voi^imä Oe8oüiilt lll^V H DNI,l(!ll^ k1»8«it«>
l/eiu/li/, liommen «u l»»»««, volonsr :ml ll nukilw« Vc>,l^ n^c>n ssrnti» uuä
Iraue» »n «l««l«rm»nu ssesulxlt >vir»l. ,—- . ^.^
52 l,° L3MG °
Ver8anllLe8l:l,äft8 lül^V H. ^lll.lc», l»!ag^it7 ».eipiig:

6e^
Hlef'x jitoNlirn^cn, ül»n«en«tle» nn>! V»l-
»emseden Ms Uellen, Uxinen un<! X!n<l«l.
ill!»l!>?» in »xlllül, lN», »n!l, «xi« ete. llll
»»nie».
8envxll««l<!«n« l!xvxtten lül Kellen nn>!
llnxben.
Vel»»« Uxtll»«' »n<lXt!x»-(!XvxU«u Nil Hellen.
lInnt« 8»tln»!l!xvxtten.
8cl>»»««el<len« »ln>!e«l>»n!ie.
zlxn»edette»lInüpe mit »Unäledln«» »näkeliel.
lllxzen- »u<> Vns!>em<lene«!i»l>pse.
l<eln«»« llxnsliedel, leinen« Vl»e>!lllenel,
Nxxnleinen >>n<l ?lim» zeKMll Orexü-l^ine»
lm 8llleli n»<! »el Xe<«l.
lleln !>>uen« Txüenentiiene! Nil vxuien,
lXnen« 0!«>l>!emÄ«n>l?ln«Nt?e.
Hellen- »n<! llnxneN'NbelixünHen.
leinen« illxizen nn6 ülxnüenetlen Nil vxmen,
8»lt!nx«, «llnlN«»» un<! Nem<l eu«nel>.
U»nm««!!«n« 8tlnm»5vxxl«n Nlr l'lxnen,
Hellen nn<l lliniiel.
Nullen« ütlui»nl»»»»len, <l»mx»el>en, ll<>«n
Neünnllnelt^llelien Nil l>,»»en »>»! Hellen,
<<<«i!!«lll« 8ll«ls«n nn« RinMie.
»lielieleien ln Uxllixl >m<l !>e!nen.
Uxu<i8lle!iel«!«u.
«eotlckt« vx»«ndxl« llüxelien.
l'l<>ui!>, KVpel nn« üelonnt« »xn»»l<>»ene
8t»!le («Xle!>ent>.
!»nu»8l»m!u»lll!<'si>»i>l»le nns Lenvell».
l'xsel-, ve«««elt» nn<! l'lxneliil'l!eüteelie.
r»llHm», l'oüeUe-üellen, l>»i»»<!e», l!xxlüie
unil XXNNUwUX.
8!ex!n!cclleu.
.lxpxnlüene! »n<! ln!neülxenel Tliee.
«»lleef)»«!«.
«!.«»l!>! nn<! «»Min.
l!<l»ll<>n.
^>ll«3 ^t«/t»><Äl/s VON 20 M<«/>: «« <5<?» ,<?e»t jin, i«/i <!» l/«li«?/e, t
Ulla 2VNU' innornalb Douweul lINll, Uostorreiu!i 'Unsslli-N, 8«K^'L!l, l!olgion,
Hu!lünä unä NiinonilU'Il.
l!llesm»llien »üel enlenzlxenen lHnilel nel<le» l» /«lilunU Uennmme».
l»uzl!!!e f^K ^»Ul2n!e!»ell>f» l>ul s«l!»nnn,m ^«limu» »l»tlz »nä!mi>l« «NÄiiä!.
v»» V«r8»nH»6e8<!!!!llt ANV !vl.!!!!, rinss^ltü-!.«,!»,!?, ^i^ntii-t und
vsl8Luiol!it n»r de«to lVm>re «,l «lon Killiss^eu ^roi^n. ^liLlii ssolllllonä«
^Vanlon ^Li6oll doleitwilÜMt /urüeliMnoNinen uuä unißowu^elit.
Lrislo, HnliAMn unä Hultrilff« »ind üu riontsn «n 6.13
Versanil Ls8ol,äft «llV K ^NI.lc», l'lagwi^l.eipÄg
Ulli« 9 Neum3!-l<t ».^lp!lL.

I^MWMss
lllWMlM^M
?P^EUWM^

Ntt^F
. <
^c/^i/t?^ ^5/F /)HI/^F<7^^V ^^/^^>3^^i/^<?^^
cl6rl..5tÄb3ar2t K. Unlv.-l^l-of. Dr. VON !>lu38bÄUM,
IVIünclisn. , 7 ^ < ,
QsK. IVlecl.-klatli Prof. Dr. Vircnov^, Lsrlin.
1878."
Dr. Oscar I^lsdrsicn, Prof. clsr l-l2ilmitwll6l1rs a.cz.
Univ. Lsl-lin. ,7.. v/-,
V^^^,-, </t^« <7//<7///^c/^ 67^^^V^ ^ i« /^^«/^///^ ?<«<i
1879."
06N. 8an.-l?atli Dt-. O. Vart-6ntrapp, l-t-anl<furt a. IVl.
,//// ^///c/^ /<>«^/^/^> l^e«, ^. 4. ^">5 1879."
K. Univ.-pl-of. Dr. IVl. ^. Osrtkl, IVlUnc^n.
«/l. 16. ^//tt,-? 1879,"
Q6N. IVlscl.-rlÄtn l'rof. Dr. 5. w. L6N6t)l<6, IVlarbul-ßs.
2Z. ^>. ? 1879."
LÄnitätL-rlÄtli Dr. O. l'iilslsius. Loclen a. 1-aunu8.
"^V,l ^«7« ^/^^/^ic« ^5/^ ««c/i F««^ 5V,^ttF//^" tt ^^.
^^«^ tt«^«c/^^/. 5- ^/^^^ 1879."

$\wedge_X, ' \wedge \wedge \wedge '$

September 1,882.
Inhalt.
Crnst von Wildenbruch in Verlin.
Vlmchild. Novelle 285
Wilhelm Röscher in leipzig.
Vetrachtimgen über die neue» preußische» Gesetze zur Erhaltung
des Vauernstandes 528
Otto Mejer in Göttingen.
Der römische Nestner. Zweiter Artikel: <8^?—^828 ZHY
Alberta von Puttkamer in ötraßburg.
Au« einem Lyclus: Ein Lommerglück. Novelle in Ccrzinc». 171 ^
Karl Viedermann in leipzig.
Aus Heinrich von «leists lebens- und liebesgeschichte. Uügcdrnckte
Vriefe des Dichters. (Forlsetzung.) 276
Paul tindau in Verlin.
Auf dem Wege nach Aayienlh. Line 5om!nerfahrt durch den
Baycrschen Wald mit den Icitmotioen des Doctors 385
Bibliographie ^05
kzierzu ein Portrait Wilhelm Roschers. Radirung von Wilhelm Rohr in
München.
,!
^N»ld «n» S»t>« nlchew! «m Anfang jede, Mo»«!, In yefi»n ml! j» »!,,«» «unslb»!lag».
—. preis fr« Vunrial (3 tzeft) t Marl. —
AU» Vuchh»n°l»n«»n »»!> poslanstäuen nehnxn jederzei» Vestellungen »«.
,^ All» ««f in, «dt!ci!<,n,U»n lnbal» o°n „?»»» »«!» K»»" b»,»»Kch« «endungen <!nl> »n «l»
8!t»««»l«N »uch lINli» «^ »<"> t>« hefdtllraß« l, «!,«» »««nbr »ine» per,on»i>n<!n«»3 ,u richlen.

^n unsere l^nonnenten

ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden hefte

der bereits erschienenen Vände von

//

Nord und Hüd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten

oder fein gebundenen Bänden von uns nachbczogen werden. preis

pro Band (— 3 hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem

Original-Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

«Linzeine hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath

reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original- Ginbanööecken

im 5til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung

aus englischer teinwand und stehen solche zu Vand XXII (Juli bis

September l.882), wie auch zu den früheren Bänden I—XXI stets

zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ Mark 50 Pf. pro Decke.—

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und

denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige

Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen

werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit,

gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das

Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von 5. öchyttlaender.

(Vestellzettel umstehend.)

Mestellzettel.
Vei der Vuchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und öüd“
herausgegeben von f)aul lindau
(Verlag von S. Schoülaendei in Vieziau)
Expl. Vand I., II., III.. IV.. V.. VI.. VII.. VIII., IX..
X., XI., XII.. XIII., XIV., XV., XVI., XVII..
XVIII., XIX., XX. XXI., XXII.
elegant broschirt zum preise von <^i. 6. —
pro Vand (—3 Hefte)
fein gebunden zum preise von -^ 8. —
pro Vand
do. Heft „2,3,,, 5, e. ?, 8,9, >,o, u, N, !2, ,,4. <5, <s.!?, !,»>
^?, 20, 2!., 22. 22, 25, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 3,, 22, 32,
24. 35, 2«, 27, 28. 2Y, HO, <U, 42, 42, 44, 45, 46, 4?, 4»,
4Y, 50, 5!,, 52, 52, 54, 55, 56, 57, 58, 5Y, 60, 61,, 62, 62
6H, 65, 66
zum preise von «A 2. — pro l)eft
Einbanddecke zu Vand XXII. (Juli bis
öeptember ^882)
do. do. zu Vand I.. II.. III., IV. V, VI. VII.,
VIII.. IX., X. XI.. XII., XIII..XIV. XV., XVI.,
XVII.. XVIII.. XIX. XX, XXI.
zum preise von °^, ^.50 pro Decke
Um gcfl, rech» deutliche Namen«» und w»I>nu»aillnga!>» n>iil> iNuchl.

Aord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
f)aul Lindau.
XXII. Vand. â€” September M2. â€” 66. Heft.

Breslau.
Druck und Verlag von 5. 2chottlaender.

EMPTY

V r u n h i l d.
Novelle

>I5rnst v. Dildenbruch.

— Verlin. —

uf einer Reise nach Kopenhagen war es, als ich in Kiel einen Freund aufsuchte, der dort in seiner Heimath studirte. Wir waren in Leipzig, wo er sich der Medicin befleißigte, bekannt geworden, und die kurze Bekanntschaft war schnell zu engerer Freundschaft erwachsen, denn das Wesen und Gebahren des jungen Holsteiners übte einen seltsamen Zauber auf mich aus. In einem Kreise von Studiengenossen, der sich allwöchentlich ein Mal versammelte, um sich wechselseitig dichterische Erzeugnisse vorzulesen, hatte ich ihn zum ersten Male gesehen, und die eigenthümliche Erscheinung hatte sogleich meine Aufmerksamkeit gefesselt. Den schlanken Oberleib gerade emporgereckt, so daß sein Rücken die Stuhllehne kaum berührte, die Arme über der Brust gekreuzt, sah ich in der Mitte der langen Tafel einen jungen, etwa 20 Jahre alten Mann sitzen, der träumerisch, aber nicht finster vor sich hin blickte, und den Versen einer Ballade, die soeben von einem der dichtenden Musensöhne vorgetragen wurde, andachtsvoll zu lauschen schien. Er trug langes, blondes, in der Mitte gescheiteltes Haar, und zweierlei war es, was seinem noch bartlosen Gesicht einen ganz besonderen Ausdruck verlieh, ein Mal die fast mädchenhafte Zartheit der Hautfarbe und dann, was ich erst bei genauerem Hinschauen erkannte, die vollen, blonden Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammenstießen. Wären die Haare, die auf diese Weise die Stirn, wie durch einen Strich, vom unteren Theile des Gesichtes trennten, dunkel gewesen, so hätten sie unbedingt einen finster« Charakter auf sein Antlitz gezeichnet, aber das blonde Haar ist sanfter, und so erschien mir Benno Nother der Holsteiner — beides wurde mir auf 20'

286 Lrnst von wildcnbruch in Verlin.

mein Befragen leise in's Ohr geflüstert — wie einer seiner Altvordereu, einer jener angelsächsischen Jünglinge, die, als sie zum ersten Male in das päpstliche Rom kamen, durch die Märchenhaftigkeit ihrer weißen Haut und die Männlichkeit ihrer Glieder, durch die Sanftmuth ihrer blauen Augen und die Insichgelehrtheit ihrer Gesichtszüge das Staunen der Romanen erweckten.

Durch die Gesetze, welche unsere abendliche Vereinigung regierten, war es einem jeden Theilnehmern zur Pflicht gemacht, mit irgend einem dichterischen Erzeugnisse, eigener oder fremder Herkunft, laut zu werden, und nachdem im Laufe der Stunden Alle ihren Tribut gezahlt hatten, wurde als letzter Benno Rother aufgerufen, der bis dahin schweigend, ohne zu rauchen und ohne seine Haltung zu verändern, an seinem Platze gesessen hatte. Er schien von der Verpflichtung, die ihm oblag, nichts gewußt zu haben, wenigstens schaute er, als die Aufforderung zum Vortrage an ihn erging, einen Augenblick mit befangenem Lächeln umher, dann erhob er sich indessen, und indem er, leise vornübergebeugt, am Tische stand, mußte ich mir, der ich ihn von der Seite betrachtete, sagen, daß ich nie ein solches Bild stillnftmüthiger Ergebung gesehen hatte. Ich weiß noch jetzt nicht, woher es kam, daß ich den geringfügigen Anlaß, um den es sich handelte, vollständig vergaß, und daß es mir plötzlich war, als senkte sich ein großes, ernstes Geschick auf ihn hernieder, dem er geduldig den jugendlichen Nacken beugte. Benno Rother sprach ein Gedicht von Klaus Groth, ein tief inniges, wundervolles Gedicht. Er trug es auswendig, in plattdeutscher Mundart vor, und es klang, als spräche das holde Gedicht mit seinem eigenen süßen Nilturlaute aus seiner Brust heraus. Mir war, als athmete ich den Tnft des Bodens, aus welchem es erwachsen war, und mein Herz fühlte sich zu dem Jüngling hingerissen, der die Seele seines Heimathlandes wie ein keusches Geheimniß mit sich trug, und dessen Lippen diesen Schatz so schön und weihevoll behandelten. Seit jener Stunde war ich sein Freund und da wir noch in der Zeit des Lebens standen, wo die Stimmung unserer Seele nach sofortiger äußerer Vethätigung verlangt, so waren wir auf „Tu" und „Du", als ich ihm spät in der Nacht vor der Thür seines in enger, entlegener Gasse befindlichen Hauses Lebewohl sagte.

Wir standen noch einen Augenblick vor der Pforte und ich sah an dem finstren, schmalen, mehrere Stockwerke hohen Gebäude empor.

„Eine übermäßig freundliche Wohnstätte hast Tu Tir nicht ausgesucht," sagte ich.

„Nein," versetzte er, „und von innen ist es noch böser; aber was hilft's," fügte er hinzu, „man streckt sich nach der Decke." Er hatte das Haupt ein wenig gesenkt, und ich mußte an das Bild von vorhin denken, als er am Tische stehend das Gedicht vortrug.

„Nun, gute Nacht," sagte er, indem er den Hausschlüssel aus der Tasche zog. Dabei brach er in ein lautes Gelächter aus.

Vlnnhild. --- 28?

„Zieh dieses Monstrum," rief er, indem er mir einen ungeheuren Schlüssel vor die Augen hielt, der im Lichte des abnehmenden Mondes wie eine stählerne Keule leuchtete. „Wenn ich einmal angefallen werden sollte, habe ich wenigstens eine Waffe."

Sein Lachen hatte einen liebenswürdig sympathischen Klang. —

Er schob den Schlüssel in das Thürschloß und legte, Abschied nehmend seine Hand in die meine. Ich sage, er legte, denn es fühlte sich sonderbar an, wie die schmale, weiche Hand in der meinen lag, den Truck der meinen ohne Gegendruck hinnehmend, wartend, bis daß ich sie losließ; eine Hand, die nicht selber führen, die geführt sein wollte.

Tas machte sich denn auch ganz von selbst, ich war einige Jahre älter als er, und seine anschmiegsame Natur machte ihn noch jünger, als er an Jahren war. Dabei war er in hervorragendem Maße zur Empfänglichkeit angelegt, und ihm etwas zu geben, war ein Genuß, da man fühlte, wie es in lauterer, schöner Tiefe bewahrt blieb.

Je mehr sich daher die Blätter dieser Seclentnospe unter meinen Augen entfalteten, und je tiefer ich in ihren unberührten Kelch hinabfah, um so lieber blickte ich hinein von Tag zu Tage, um so mehr fühlte ich mich in den Bannkreis dieser keuschen, beinahe spröden Persönlichkeit hineingezaubert, die Alles an sich heran kommen ließ, ohne selbst zu kommen und die anzog, indem sie sich zurückhielt.

Wir lamm fast allabendlich beim Glase Wein oder Bier zusammen, und gewöhnlich, wenn ich eintrat, saß er bereits an seinem Platze. Eines Abends jedoch fand ich ihn nicht und erwartete ihn vergeblich während mehrerer Stunden; er kam nicht. Ebenfo den zweiten Abend und den nächstfolgenden.

Ich machte mich auf, um zu sehen, ob er auf seiner Stube säße: als ich jedoch vor seinem Hause stand und zu seinen Fenstern hinaufblickte, gewahrte ich kein Licht. Die Hausthüre war bereits geschlossen, ich mußte die weiteren Versuche, ihn zu finden, aufgeben.

Gerade in diese Zeit fiel eine Reise, die mich auf mehrere Wochen von Leipzig hinwegrief. Spät am Abend noch setzte ich mich nieder und forderte ihn brieflich, unter einigen Vorwürfen über sein plötzliches Fernbleiben auf, mir unter der Adresse, die ich ihm angab, Nachricht von seinem Thun und Treiben zukommen zu lassen. Ich wart.'te vergebens, nichts ver-lautete von seiner Seite.

Nun wurde ich stutzig! — Kaum nach Leipzig zurückgekehrt, machte ich mich auf, um ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Wie es unter jungen Leuten manchmal geschieht, die Tages über arbeiten und nur Abends an diesem oder jenem dritten Orte zusammentreffen, so erging es mir, ich war noch nie in Benno Rothcrs Behausung gewesen.

Als ich in den roh gepflasterten Thorweg eintrat, gewahrte ich nicht ohne Staunen, daß das Haus, welches ein so schäbiges Gesicht nach der

288
Lrnst von Wildenbruch in Verlin.
StraÙe zeigte, nach hinten hinaus viel weitläufiger und geräumiger war.
Unmittelbar an den Thorweg schloÙ sich ein langer, winkliger Hof an, der zu beiden Seiten von Quergebäuben, wie von ruÙgeschwärzten Armen umklammert war; große Haufen schmutzigen, verbrauchten Strohs lagen regellos umher; das ganze Bild war unsäglich wüst und abstoÙend.
Indem ich einige Schritte weiter hineinging, bemerkte ich, daÙ der Hof in einem stumpfen Winkel umbog und mit den Hintergebäuden eines Hauses zusammenhing, welches nach einer anderen, Benno Nothers Gasse quer durchschneidenden StraÙe hinausging, und meiner Berechnung nach konnte dies Haus kein anderes sein, als das, in welchem sich ein wohlbekannter, von durchreisenden Akrobaten, Taschenspielern und Thierbändigern vielfach benutzter, geräumiger Saal befand.
Ich fühlte einen förmlichen Widerwillen gegen das hinterhältige Haus, in dem Benno Nother wohnte, und nachdem ich meine Recognoscirung hier unten beendet, stieg ich die zwei Treppen hinauf, die zu seiner im zweiten Stock gelegenen Wohnung führten.
Tic Treppe vermehrte meinen Groll, denn sie war abscheulich. Hohe, ausgetretene, hölzerne Stufen, ein abgegriffenes, hölzernes Geländer, in dem, wie in einem lückenhaften Gebiß, mehrfach die Geländerstäbe fehlten, und dabei so eng, daÙ man, ein arabisches Sprüchwort umkehrend, welches von der Wüste gilt, sagen konnte, jeder Begegnende war ein Feind.
Die Wohnung war endlich gefunden; der, den ich darin suchte, war es nicht, denn „Herr Rother ist fort," lautete der überraschende Bescheid, den seine Wirthin mir auf mein Befragen ertheilte.
„Ist fort?" fragte ich. „von Leipzig fort?"
„Ja, ganz plötzlich und in aller Eile abgereist."
„Aber, es ist ja mitten im Semester," wandte ich ein.
Die Wirthin zuckte die Achseln, als wollte sie andeuten, daÙ Herrn Nothers Studicnpläne nicht in den Bereich ihrer contractmäßigen Interessen gehörten.
„Ob sie wisse, wohin er gereist sei? Ob nach Hause?" forschte ich weiter.
Die Frau zuckte die Achseln; sie glaubte so.
„Ob ei vielleicht dringende Nachrichten von Kiel erhalten hätte?"
Sie wußte es nicht, glaubte jedoch netni'
Nicht ergiebiger lauteten die Nachrichten, die mir seitens der Mitglieder unserer literarischen Runde, bei denen ich Erkundigungen einzog, zu Theil wurden. Benno Rother war zuletzt in Gesellschaft eines Freundes gesehen worden, niit dem er den Schaustellungen einer Akrobatengesellschaft beigewohnt hatte, feit jenem Abende war er in der bewußten Vereinigung nicht mehr erschienen.
Ich erkundigte mich nach der Oertlichlcit, wo jene Vorstellungen stattgefunden hatten, und erfuhr, daÙ es der Saal in dem oben erwähnten

Vrunbild. 289

Hause gewesen war, dessen Hintergebäude mit dem Hofe von Benno Rothers Hause in Verbindung standen.

Sollte ich diesen Umstand mit seinem räthselhaften Verschwinden in Zusammenhang bringen? Ich überlegte hin und her; da ich aber keine Möglichkeit fand, aus dem äußerlichen Zusammentreffen der Räumlichkeiten einen Schluß auf irgend eine innere Verbindung zu ziehen, die zu einer Erklärung seiner Handlungsweise führte, so gab ich schließlich Grübeln und Sinnen auf. indem ich es der Zeit überließ, das Dunkel aufzuklären und das Unverständliche begreiflich zu machen.

Seit jenen Vorgängen war nun mehr als ein Jahr verflossen. Ob er in dieser Zeit an mich gedacht, ich weiß es nicht; geschrieben hatte er nicht. Ich hatte ihn nicht vergessen, und deshalb beschloß ich, da mein Weg mich über seine Vaterstadt führte, ihn in letzterer aufzusuchen und zu prüfen, ob der verschwundene Freund mir auch ein verlorener sei. Ich fand ihn zu Kiel im elterlichen Hause, welches am Düsternbroot, in jener entzückenden Straße belegen war, die an Buchen-bewaldeten Abhängen, wie ein Perlenbesatz an einem schönen Gewände, die Meeresbucht entlang zieht.

Unangemeldet und überraschend trat ich bei ihm ein und ich werde nie die sonderbare Mischung von Freude und Schreck in seinem Antlitz vergessen, als er bei meinem Anblicke von seinen Büchern emporfuhr. Ter Schreck aber war das Ueberwiegende, und das, was ich auf seinem Gesichte bemerkte, war nicht nur Schreck, es sah aus wie Entsetzen. Sein Blick glitt an mir vorüber, als fürchtete er. daß noch Jemand außer mir käme, dann stand er, ohne ein Glied zu rühren, mitten in der Stube, als wäre mit meinem Eintritt eine geheimnißvolle Gewalt über ihn gekommen, die ihn regungslos an die Stelle bannte.

Meinerseits betroffen, blieb ich einen Augenblick stehen. War ich es selbst, der ihn so versteinerte, oder war es die Erinnerung an etwas, das ich nicht kannte, und das mit meiner Erscheinung wieder vor seine Seele trat?

„Benno, Du Bösewicht," sagte ich, indem ich einen möglichst heitern Ton anschlug, „ich bemerke mit Vergnügen, wie sich bei meinem Anblick Dein Gewissen regt. Wo hast Tu gesteckt? Warum bist Tu aus Leipzig entflohen? Warum —"

Als ich den Namen Leipzig nannte, schüttelte er hastig den Kopf, was so aussah, als wollte er etwas von sich weifen, oder als sollte ich nicht weiter sprechen.

Ich streckte ihm die Hand entgegen, und nun kam er plötzlich auf mich zu, fiel mir um den Hals, und ich spürte etwas Feuc^"Z an meiner Wange; er weinte.

Tie abweisende Gebeide von vorhin, die stumme Leidenschaftlichkeit, mit der er mich umschlang, das Alles sagte mir, daß in der Zwischenzeit

290 Lrnst von wildenbruch in Verlin.

etwas geschehen sein mußte, was tief in diese Seele hineingegriffen und sie zum Schwanken gebracht hatte; das Zittern seiner Vrust, die sich gegen die meinige preßte, und die Thränen, die aus seinen Augen quollen, verriethen mir, daß ich es mit einem leicht zerstörbaren Menschen zu thun hatte. Seelen-Organismen dieser Art wollen, ihrer Natur entsprechend, zart und mit Vorsicht behandelt sein. Sie bedürfen des Freundes - Auges, welches theilnahms- und verständnißvoll in sie hineinblickt', sie verlangen nach der Hand, die sanst und fest die verschlungenen Fäden ihres Gewebes zurecht« schiebt — aber das Auge darf nicht zu aufdringlich nahe kommen, die Hand darf nicht täppisch mit einem Griffe Alles ordnen und schlichten wollen — sonst schließen diese Seelen sich zu und vci^chwähln in ihrer stummen Qual. Ich fühlte und wußte, daß ich Benno Nother jetzt nicht und vielleicht noch lange nicht fragen durfte, und ich beschloß zu schweigen, bis daß er selber reden würde.

Vorläufig gab ich mich der entzückenden Aussicht hin, die sich aus seinem Fenster auf den schiffsbevölkerten Hasen bot. Er nannte und beschrieb mir jedes einzelne der gewaltigen Kriegs-Fahrzeuge, welche die eiserne Vrust in den Wellen badeten, und aus dem freudigen Eifer, mit dem er mich, den Binnenländer, in die Seewelt einweihte, erkannte ich, daß jener unbekannte Vorgang, der ihn aus Leipzig vertrieben, zwischen uns keinen Schatten geworfen hatte.

Ich mußte seinem Drängen nachgeben und mich bei seinen Eltern einführen lassen. Benno Rother war das einzige Kind. Dieser Umstand erklärte mir zum Theil die überaus große Weichheit und Zartheit seines Wesens, denn ich bemerkte, welch' unablässige Fülle liebevoll sorgender Ge» danken, einem elektrischen Strome gleich, diesen jungen Mann umkreiste und umhüllte. Sein Vater, dies fühlte ich, wußte sehr wohl, welch' ein zerbrechliches Gut er in diesem Sohne besaß und hielt ihn daher, ohne daß letzterer es zu gewahren schien, in beständiger, sanft regierender Obhut. Ob seine Eltern wußten, was es war, was den Sohn so plötzlich aus der Ferne zu ihnen zurückgeführt hatte? Ick) hatte im Stillen gehofft, von ihrer Seite eine Andeutung irgend welcher Art darüber zu erhalten; aber es erfolgte nichts und es blieb mir daher nichts übrig, als auch hier mit Fragen zurückzuhalten.

Im Laufe der Unterhaltung that ich meine Absicht kund, Kopenhagen, für das ich eine besondere Neigung bewahrt hatte, seitdem ich es zum eisten Male gesehen, zu besuchen.

„Es sind Ferien," wandte ich mich an Benno Nother, „Tu könntest mich eigentlich begleiten."

Er schwieg auf meinen Vorschlag und es entging mir nicht, wie er einen beinahe scheuen Blick über den Tisch auf feinen Vater richtete.

„Natürlich," sagte der letztere, „der Vorschlag ist vortrefflich; Tu hast fleißig genug gearbeitet und eine Zerstreuung wird Dir wohl thun; dazu ist Kopenhagen gerade recht; es ist eine fröhliche Stadt."

VrunKild. 295

Er hatte nun auch nichts mehr einzuwenden und in vergnügter Hast packte er den Koffer, da wir noch an dem nämlichen Abende mit dem Postdampfer nach Korsör abfahren wollten.

Tie Poefie der herrlichen August-Nacht, durch die wir dahinstcuerten, der erquickende Teewind, der uns umspielte, da wir noch lange Arm in Arm auf dem Verdeck standen, alles das übte sichtlich die günstigste Wirkung auf meinen Freund.

Tie See war mäßig bewegt, immerhin so stark, daß, als wir aus der Bucht in das offene Meer hinausführe», ein unabsehbarer Schwall von weißen, im Mondlicht flimmernden Wellenkämmen uns entgegenrollte.

„Sieh," sagte ich zu ihm, von der Größe des Schauspiels ergriffen, „es sieht aus wie der Rachen eines Löwen, der sich aufthut uns sammt unserm Schiffe zu verschlingen."

Ich hatte das Wort noch kaum beendet, als ich fühlte, wie fein Arm in dem meinigen zuckte, er sagte nichts, aber sein Athem ging aus beklommener Brust: dabei starrte er auf die Planten des Verdecks nieder.

War in dem Bilde, das ich gebrauchte, irgend etwas gewesen, das ihn hatte aufregen können? Ich schaute ihn von der Seite an und sah, wie er immer tiefer in fchweigndes Träumen versank. Es schien mir an der Zeit, ihn loszureißen, deshalb stieg ich mit ihm in die Cajüte hinunter, wo ich in einer guten Koje eine schlechte Nacht verbrachte.

Am andern Morgen trafen wir in dem Augenblicke wieder auf dem Verdeck zusammen, als das Schiff in die stahlgraue Bucht des Hafens von Korsör einlief. Er hatte offenbar vortrefflich geschlafen und spottete über mein Aussehen, welches nur zu deutlich verrieth, wie schlecht die Späße gewesen waren, die Neptun sich mit mir erlaubt hatte.

„Wirst Tu nicht seekrank?" fragte ich.

„Niemals," gab er zur Antwort.

„Tas ist unnatürlich," versetzte ich in halbem Aerger, und im Stillen dachte ich daran, daß Menschen, die an der Seele tranken, vor manchen körperlichen Leiden bewahrt bleiben, die Andere treffen. Aber es giebt für derartige Zustände keinen bessern Arzt, als das Lachen, darum ließ ich mich gern von ihm auslachen und in gesprächigster Stimmung langten wir um die Mittagszeit in Kopenhagen, der fröhlichen Stadt, an.

Ter Tag verging, wie ein erster Tag in einer fremden Stadt zu vergehen pflegt, unter tausend wechselnden, neuen Eindrücken. Ter Abend fand uns im Tivoli, jenem eigenartigen, reizenden Garten-Locale, wo der erfinderische Sinn eines heiteren Volkes eine ganze Fülle harmloser Vergnügen für billiges Geld zum Genüsse darbietet.

Nachdem wir von Allem gekostet hatten, gelangten wir, Arm in Arm durch die Gänge des Gartens dahinschlendrnd, an einen großen runden Holzschuppen, an dessen Eingang mächtige Plakate prangten. Es war ein Circus, und der Beginn der Vorstellungen mußte nahe bevorstehen, da man

292 Ernst von wildenbruch in Verlin.
aus dem Innern bereits Musik Härte. Das Publikum drängte sich an der Kasse und zog uns, da wir nicht widerstanden, in seinem Strome nach. Schnell griff ich in die Tasche, um das Geld für zwei Billcts hervorzuholen, als ich fühlte, wie Benno Rother an meinem Arme ruckte. Ich wandte mich zu ihm um und erschrak bei seinem Anblick. Sein Gesicht war todten-blaß und völlig verändert, alle Heiterkeit war daraus entschwunden, und ich bemerkte auf demselben jenen Ausdruck dumpfen Entsetzens, der mich erschreckt hatte, als iH zu Kiel iu seine Stube trat.
„Willst Du durchaus hineingehen?“ fragte er mit tonloser Stimme;
seine Lippen bewegten sich, als waren sie bleiern gewesen, sein Blick schwankte.

Ich loste mich aus dem drängenden Menschenhaufen los und trat mit ihm zur Seite.

„Wenn Du teiue Lust hast,“ sagte ich, „so bleiben wir draußen?“ Er senkte das Haupt und erwiderte nichts.

„Benno,“ sagte ich, indem ich feinen Arm losließ und seine Hand ergriff, „Dich quält etwas; sage mir endlich, was es ist?“

Er stand noch immer, dumpf gesenkten Hauptes; ich sah, wie er zum Sprechen ansetzte, aber es kam kein Wort heraus. Dann schüttelte er wieder den Kopf, als wollte er einen fremden, quälenden Körper aus seinem Gehirn hinauswerfen und stampfte, wie in verzweifelter Entschluß, mit dem Fuße auf den Boden.

„Es ist Unsinn, es ist Unsinn, es ist Unsinn!“ sagte er drei Mal rasch hinter einander vor sich hin. „Komm, wir wollen hinein.“

Er hatte feinen Arm wieder in den meinigen geschoben; jetzt war er es, der mich nach der Kasse zog, und ich leistete ihm Widerstand.

„Nein,“ sagte ich, „wir wollen nicht hinein, denn ich sehe ganz deutlich, daß es Dir nicht lieb ist.“

„Es ist mir lieb, verlaß Dich darauf,“ erwiderte er mit heiserer Stimme, „ich weiß, daß ich Dir unbegreiflich erscheinen muß, aber ich werde Dir nachher Alles erklären und Du wirst sehen, daß es das Beste ist, wenn wir hineingehen.“

Er war, wie es schien, so plötzlich zu einem festen Entschlusse gelangt, daß ich allen Widerstand aufgab. Wir traten vor den Villet-Schalter.

Der Kasfirer, höflich wie alle Danen, suchte lange nach möglichst guten Plätzen und händigte uus endlich zwei Billcts ein. „Auf der zweiten Bank von der Barriere,“ sagte er“, mit verbindlichem Lächeln, „ausgezeichnet schöne Sitze.“

Es war, wie er versprochen hatte; die ganze Reihe vor uns war unbesetzt; zu unserer Rechten und Linken hatten wir gleichfalls Spielraum, da der Circus nicht überfüllt war. Die erste Nummer des Abendprogramms war bereits in der Aufführung begriffen, während wir unsere Plätze suchten. Ein uralter Circus-Schimmel machte seine einförmige Galopp-Runde, mit

Vrunhild. 293

einem Ausdruck im Gesicht, als ob ei sich wunderte, daß die Menschen immer noch Gefallen an den ewig wiederkehrenden Mätzchen fanden, die auf seinem Rücken von einer Kunstreiterin vollführt wurden, welche gewiß einmal jung, aber gewiß niemals schön gewesen war. Sie hüpfte über die üblichen Tücher, sprang durch die üblichen Reifen und scml alsdann mit dem üblichen Lächeln auf dem breiten Rücken ihres Schimmels zur Rast nieder. Wenn es einen Anblick gab. um ein erregtes Gemüth zu beruhigen, so war es dieser.

Mit einem schnellen Blick überflog ich das Programm, um zu sehen, ob die ferneren Genüsse des Abends sich alle auf der Höhe dieser ersten Leistung halten würden, die einzige Nummer, die meine Aufmerksamkeit fesselte, war die letzte, in welcher die Vorführung wilder Thiere durch eine Signora Carlotta in Aussicht gestellt war. Ein zweiter Blick belehrte mich, daß Signora Carlotta bereits am Schlüsse der ersten Nbthcilung in Kraft» Produktionen auftreten sollte.

Ich legte den Zettel über die Lehne des Sessels vor uns, zwischen mich und Benno Rother; der letztere schenkte demselben nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Er saß schweigend neben mir und es war mir unmöglich, aus seinem Gesichte zu erkennen, was augenblicklich seine Seele bewegte. Nur indem ich leise mit meiner Hand seine herabhängende Hand suchte und ergriff, fühlte ich, daß die seine kalt und schlaff herabhing.

Tie Programm-Rolle haspelte sich Stück nach Stück ab. und im Stillen begann ich mich der Hoffnung hinzugeben, daß die Wirkung bei meinem Freude dieselbe sein würde, wie bei mir, nämlich die der einschläferndsten Langeweile.

So war die letzte Nummer der ersten Abtheilung herangekommen, nach welcher eine Pause eintreten sollte. Aus den Stallräumen des Circus erschien ein hünenhaft gebauter Mann, dessen Aeüßeres um so grotesker aussah, als die riesigen Glieder in einem engen, clownartigen Tricot-Gewande steckten. Er trug schwarz gewichstes Haar und einen Schnurr- und Knebelbart von derselben falsch leuchtenden Farbe. Offenbar wollte er durch sein präparirtes Gesicht die Meinung erwecken, daß er ein Italiener sei.

Mochte er aber angehören welcher Nation er wollte, jedenfalls mißfiel er mir auf das Acußerste, denn ich hatte noch nie ein Gesicht gesehen, auf welchem die brutale Rohheit mit so faustdicken Zügen aufgetragen war. Tiefer Mann trug nun mit Hilfe der Stallknechte eine Anzahl von Holzklötzen herein, welche er in der Arena im Viereck aufstellte und über die er eine Lage von starken Brettern breitete, so daß in der Mitte des Circus eine Art von niedriger Tribüne entstand, an deren Fuß er sodann einen tuchüberdeckten Korb heranschob. Ter Inhalt des Korbes schien äußerst gewichtig, denn ich sah, wie sich die Muskeln an den Armen des Mannes spannten, während er ihn heranzerrte.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, trat der schwarzgcwichste

29H Ernst von wildenbruch in Verlin.

Riese wieder in die Stallräume zurück, und gleich darauf kam er aus denselben in Begleitung einer anderen, weiblichen Gestalt wieder hervor.

Daß es eine Frau war, erkannte ich zuvörderst nur an ihrer Kleidung, denn die Maße und Verhältnisse ihres Körpers waren so kolossal, daß der hünenhafte Mann zu ihrer Seite sie nur um wenige Zoll überragte. Bekleidet war sie in der Art der Schauspielerinnen bei Darstellung antiker Rollen mit einem langen griechischen Gewände, welches den Hals frei ließ, auf den Schultern mit Spangen geschlossen war, und aus dem die Arme nackt hervorkamen; dieser Hals, die Schultern und die Arme, welche letztere von ganz erstaunlicher Kraft zeugten, waren übrigens so weiß, daß ich starke Zweifel gegen die italienische Abkunft der „Signora Carlotta“ zu hegen begann.

Wie Alles an dieser Gestalt mächtig war, so war es auch das dunkelbraune, in» Schwarz spielende Haar, welches sie auf dem Hinterkopfe in einem hohen Knoten zusammengebunden trug, während rechts und links vom Scheitel zwei dicke Flechten, wie Guirlanden, in die Schläfen hernbgingen. Diese eigenthümliche Haartracht vermehrte das Absonderliche der Erscheinung, welche jetzt mit schweren, langsamen Schritten, das Haupt so tief gesenkt, daß ich ihr Gesicht kaum sehen konnte, neben dem Manne in die Arena hereintrat.

Ich war so gefesselt von dein merkwürdigen Anblick, daß ich zunächst alles Andere, auch meinen Freund Benno Rother, völlig darüber vergaß; und wie mir, so schien es auch dem gesummten Publikum zu ergehen, welches in tiefem, staunendem Schweigen verharrte.

Der Niese, welcher neben der Frau herging, flüsterte ihr etwas in's Ohr, worauf sie stehen blieb, die eine Hand auf die Brust legte und das Publikum mit einer Verbeugung begrüßte. Der Begleiter hatte sie erst darauf aufmerksam machen müssen, wie es schien.

Auch in dieser Bewegung lag etwas Schweres, Dumpfes, was in seltsamster Weise von der beifallbuhlcnden Schmiegsamkeit anderer Circus-tünstler abstach; sie hatte das Haupt für einen Augenblick erhoben, aber nicht das leiseste Lächeln, nicht eine Spur von Heiterkeit war auf ihrem Antlitze erschienen. Soweit ich erkennen konnte, war dasselbe wie übergössen von einem tiefen, steinernen Ernste.

Das Weib bestieg die in der Mitte errichtete Tribüne und während der Begleiter die Decke von dem Korbe nahm, stand sie auf derselben so regungslos, daß sie in ihrem antiken Gewände wie eine Kolossal-Statue der alten Welt aussah. Ihre Stellung war so gewählt, daß sie uns drei Viertel ihres Profils zuwendete, und ich hatte Zeit, die Züge ihres Gesichtes zu prüfen, in denen ein einziges charakteristisches Merkmal, Größe, so in den Vordergrund trat, daß man darüber zu fragen vergaß, ob sie schön, oder häßlich waren.

Nur eines fiel mir sofort auf. was dem Gesichte einen düsteren, beinahe unheimlichen Ausdruck verlieh, das waren die dunklen, über der Nasenwurzel

dicht in einander gewachsenen Augenbrauen. Und dazu kam der räthschafte Ausdruck der großen, rund geschnittenen Augen, die scheinbar in völliger Geistesabwesenheit starrend vor sich hinblickten, wie Augen, die vom schwarzen Staar befallen sind, und denen man ansieht, daß ihre Netzhaut nichts mehr von den Erscheinungen der umgebenden Welt weiß. Bei keinem lebenden Menschen, nur ein Mal auf einem Bilde, hatte ich einen solchen völlig öden Blick gesehen, auf einem Gemälde Bücklins, wo der Wassermann aus der tiefen See emporsteigt und mit Augen um sich schaut, in denen der stille Wahnsinn ewiger Hoffnungslosigkeit wie ein die lebende Welt verschlingendes Ungethüm brütet. Der schwarzbartige Riese griff nun in den Korb, faßte ein an einen» Ringe befestigtes eisernes Gewicht und schleuderte dasselbe dem Weibe zu, welches den wuchtigen Eisenklotz mit beiden Händen auffing. An der unwillkürlichen Beugung, welche ihr Oberkörper dabei machte, erkannte ich, wie furchtbar schwer die Last sein mußte.

Sie griff mit der rechten Hand in den Ring und hielt das Gewicht mit wagerecht gestrecktem Arme zwanzig Secunden lang in der Schwebe, wechselte dann mit den Händen und vollführte dasselbe Kraftstück mit dem linken Arm. Darauf warf sie den Eisenblock auf die Bretter der Tribüne, daß es prasselte und krachte.

Dies schien den Wünschen des Riesen zu widersprechen, denn ich sah, wie ein böser, funkelnder Blick die lächelnde Maske seines grinsenden Gesichtes durchbrach und wie seine Lippen sich kurz und schnell bewegten. Er flüsterte, wie es schien, der Frau irgend ein zorniges Wort zu, ohne daß ich auf deren Gesicht irgend eine Wirkung seiner Aeußerung wahrzunehmen vermochte. Mit derselben Leblosigkeit, wie vorher, blickte sie über den Mann hinweg und mit mechanischer Gleichgiltigkeit fing sie das zweite Eisenstück auf, das jener aus dem Korbe gerissen und ihr zugeworfen hatte. In dieser Weise ging es fort, und die Beiden sahen wie Giganten aus, die mit Felsblöcken Fangeball spielen; allerdings esn grausames Spiel, denn wenn die Eisentlötze, die von einem zum anderen Male an Gewicht zunahmen, dem Weibe aus den Händen glitten, so bedeutete es für sie einen zerschmetterten Fuß. Sie arbeitete aber mit der Regelmäßigkeit und Genauigkeit einer Maschine, und dadurch eben bekam das Schauspiel etwas unbeschreiblich Einförmiges und Todtes. Nenn überhaupt eine Seele in diesem Leibe wohnte, so war sie offenbar weit, weit von dem Körper entfernt, dessen Glieder sich, wie die eines Automaten, sinnlos in einer brutalen Thatigkeit abmühten.

Ich athmete daher erleichtert auf, als» endlich das letzte und hauptsächlichste Kraftstück an die Reihe kam: auf einem Vlockwagen wurde ein eisernes Kanonenrohr hereingeschoben, welches der Niese vor den Augen des Publikums mit einer gewaltigen Pulvermasse lud. Das Weib stieg von der Tribüne herab und stellte sich, mit gespreizten Beinen, den Oberleib nach vornüber gebeugt und das Haupt zur Seite gedreht, im Sande der Arena

2H6 Lriist von Ivildenbruch in Arilin.
auf. Der Riese, von sämmtlichen Bediensteten des Circus unterstützt, hob das wuchtige Kanonenrohr vom Wagen empor und wälzte es auf ihre Schulter. Er hielt die brennende Lunte und erwartete das Commando, welches sie zugeben hatte. „Feuer!" schrie das Weib mit einer Stimme, die wie ein Posaunenstoß durch den weiten Raum hallte; in demselben Augenblick entlud sich die Kanone mit betäubendem Knall, und während das Rohr zur Erde rollte und ein dichter Pulver-Oualm sich wirbelnd erhob, stand sie, ruhig aufgerichtet, als wenn nichts vorgefallen sei, mit untergeschlagenen Armen da.
Eine Beifalls-Salve rauschte von den Gallerien herab, und während die Männer sich daran machten, die Tribüne abzubrechen und das Kanonenrohr wieder auf den Wagen zu laden, ergriff die Frau, welche den Beifall des Publikums mit derselben Neigung des Oberleibes und derselben steinernen Gleichgiltigcit aufgenommen hatte, mit welcher sie vorher ihren Grus; dargebracht, eines der eisernen Gewichte, um mit demselben zu den Bänken der Zuschauer heranzutreten. Durch eigenes Anschauen und Betasten sollten die letzteren sich überzeugen, daß keine Spiegelfechtereie vorlag und daß sie mit wirklichen Lasten und Gewichten gearbeitet hatte.
Sie ging zunächst auf einige Herren zu. welche rechts von uns, auf der untersten Bank, dicht an der Barriöre saßen, und nachdem diese eine zeitlang sich mit dem Gewichte beschäftigt und flüsternd ihr Erstaunen ausgetauscht hatten, wandte sie sich zu uns.
Um zu unfern Plätzen zu gelangen, mußte sie die Varriöre übersteigen, und ini Augenblick, da dies geschah, hörte ich einen erstickten Laut neben mir, der halb wie ein dumpfes Aechzcn, halb wie ein „Herr Gott im Himmel" klang.
Es kam von Benno Rothcr her, und als ich mich erschreckt nach ihm umwandte, sah ich, wie er sich von seinem Sitze erhoben hatte, als wenn er fliehen wollte, und wie er dann, scheinbar gebrochen und fahlen Gesichts auf den Sessel zurücksank.
Bevor ich noch ein Wort an ihn lichten konnte, war das Weib heran. Sie blieb vor uns stehen, ihr bis dahin gesenktes Haupt hob sich empor und ihre Augen richteten sich auf uns.
Sie stand so dicht, daß ihr Kleid mich fast berührte, daher tonnte ich aus nächster Nähe die unerhörte Veränderung wahrnehmen, die plötzlich, als sie Benno Rothers Gesicht erblickte, mit ihr vorging.
Die kraftvollen Hände, welche vorhin so sicher gearbeitet hatten, sanken, wie von plötzlicher Schwäche befallen, nieder, so daß der Eisenklotz, den sie hielten, mit dumpfem Schalle auf die Lehne des Sessels aufschlug, vor dem sie stand; der ganze Leib erstarrte zur Regungslosigkeit eines steinernen Bildes; aber in den Augen, die zuvor so glcichgiltig starr geblickt hatten, erwachte ein stummes, leidenschaftliches, rasendes Leben. Es war, als wenn im Inneren des Weibes eine Flamme emporloderte; ich sah, wie ihr der Schweiß

Vrunhilt». 29?

hervortrat. so daß der obere Saum ihres Gewandes, der sich eng an die Brust schmiegte, davon durchfeuchtet ward und nie in meinem Leben hatte ich in Menschaugen einen Ausdruck bemerkt, wie der war, mit dem ihre Blicke auf Benno Rothe's Antlitz hafteten.

Es war in diesen Augen etwas Lechzendes, Wildes, beinahe Thierisches, eine unbeschreibbare Mischung von zürnender Drohung und selbstverleuchtender Hingebung, eine wüthende Freude über ein plötzlich gefundenes Glück und eine schauerliche Verzweiflung an Allem, was nach diesem Augenblicke noch kommen konnte.

Mit verschlingender Gluth wühlten ihre Augen sich in des Jünglings blasses Gesicht, und ich hatte ein Gefühl, als müßte er, wie Schnee in der Nähe einer feurigen Esse, zerschmelzen und vergehen.

„Hier also bist Du?“ sagte sie, und indem diese wenigen Worte langsam, mit tiefer, schwerer Stimme, Silbe für Silbe von ihren Lippen rollten, klangen sie wie die Athemstöße eines im tiefsten Innern gährenden Vulkans, wie eine Mahnung an einen düsteren, geheimnißvollen Vorgang, der zwischen diesen beiden Menschen gespielt hatte. Benno Rother starrte sie, keines Wortes mächtig, an, seine Brust bewegte sich in kurzen, fieberhaften Atemzügen, er befand sich offenbar vollständig im Banne des räthselhaften Weibes. Ob das Publikum, welches mittlerweile seine Plätze zu verlassen begann, von diesem beinahe lautlosen Vorgange etwas bemerkte, kann ich nicht sagen, da ich selbst für nichts Anderes Augen und Ohren hatte. Der Begleiter der Frau jedoch, der die Geduld verlor, kam heran, um sie zum Verlassen des Circus aufzufordern.

„Vorwärts, wie lange dauert's?“ sagte er, indem er an die Barriere trat, mit gedämpfter, aber eindringlicher Stimme,

Das Weib warf den Kopf mit einem jähen Ruck zu ihm herum.

„So lange ich will!“ antwortete sie; ihre rechte Hand ballte sich zur Faust und über ihr Gesicht zuckte ein Strahl, der ihre Züge wie ein zackiger Blitz zerriß und entstellte.

Der Niese erwiderte nichts; sie wandte sich noch ein Mal zu Benno Rother zurück und ihr Gesicht nahm jetzt einen ganz anderen, tief sehnsüchtigen Ausdruck flehender Bitte an.

Es war nichts Sanftes, nichts Weiches in diesem Ausdrucke, es war die Lebensäußerung einer übermächtigen, gewaltsamen Natur, die, in ihrem Willen und Wünschen unersättlich, den Gegenstand, den sie einmal erfaßt hat, in sich hineinziehen und verschlingen muß, wie das Meer, das seine Opfer im Wellensturze an sich reißt, oder durch das sehnsüchtige Auge seiner Tiefe an sich lockt.

Und der Gegenstand dieses dämonischen Verlangens, das merkte ich nun wohl, war Benno Rother.

Meine Nähe schien sie gar nicht zu bemerken; die Anwesenheit so vieler Menschen in dem Circus schien ihr völlig gleichgiltig zu sein; nur er war

2^8 Ernst von Ivildenbruch in Vcrlin.

für sie da. Wie mechanisch streckte sie den rechten Arm nach ihm aus. als wollte sie ihn ergreifen, aber sie berührte ihn nicht. In der Mitte ihres Unterarmes gewahrte ich eine rothe, narbenartige Vertiefung, deren Entstehung ich mir nicht zu erklären vermochte, von einer Kugel-Verwundung konnte sie nicht herrühren, dazu war die Narbe zu schmal, von einer Messerklinge auch nicht, dazu war der Riß zu unregelmäßig.

Das Weib legte die Finger der linken Hand auf diese Narbe, dann sagte sie mit demselben schwerfälligen Ton, der ihre ersten Worte so merkwürdig gemacht hatte: „Vergiß nicht — ich halte Dich,"

Benno Nother erwiderte keinen Laut; sie raffte das Gewicht, das ihren Händen entschlüpft war, auf und wandte sich zur Nückkehr. An der Barriere drehte sie das Haupt noch ein Mal um, bohrte die Augen noch ein Mal in sein Gesicht und wiederholte mit laut erhobener, tief vibrircnder Stimme: „Ich halte Dich."

Dann verließ sie in Begleitung des Niesen, dem sie wie einem Knechte das Gewicht zuwarf, raschen Schrittes die Arena.

Athemlos blickte ich ihr nach, bis daß sie in den Stallräumen verschwand, dann stürzte ich mich auf meinen Freund, der noch immer wie gelähmt an seinem Platze saß.

Ich faßte ihn an der Schulter und schüttelte ilm. „Komm fort," sagte ich, „komm augenblicklich fort."

Schwankend erhob er sich von seinem Sitze und beinah willenlos ließ er sich von mir fortführen.

Als wir am Ausgange des Tivoli-Gartens angelangt waren, machte er Halt. „Wollen wir fortgehen?" fragte er.

„Ja doch," versetzte ich. „oder hättest Dn Lust, eine ähnliche Scene zu erleben, wenn sie nachher mit den wilden Thiercn erscheint?"

„Nein," sagte er wie in plötzlichem Erschrecken, „Du hast recht, komm fort."

Wir kehrten nach dem Gasthofe zurück und suchten sogleich unser Zimmer. Dort angelangt, warf Benno Nother sich in das Sopha und blieb auf demselben, die Hände vor das Gesicht gedrückt, in brütenden Gedanken sitzen.

Ich ließ ihm Zeit, sich zu fassen, als jedoch kein Laut von seiner Seite erfolgte und nur ein fortdauerndes, stöhnendes Athemholen den Krampf verriet!), der sein Innerstes bewegte, beschloß ich, dem heillosen Zustande ein Ende zu machen und ihn zum Aussprechen zu nöthigen. „Benno," sagte ich, indem ich seine Hände gewaltsam von seinem Gesichte entfernte und in den meinigen fest hielt, „hast Tn das sichere Gefühl, daß ich Dein Freund bin?"

Er sah mich an und nickte stumm.

„Gut," sagte ich, „damit ein Freund uns helfen könne, muß er wissen, was uns fehlt. Du hättest mir vor Jahr und Tag schon sagen sollen,

was Dir zugestoßen war; Du hast es damals nicht gethan, also thu' es heute, jetzt. Es scheint mir höchste Zeit, daß Du es mir sagst," fuhr ich dringend fort, da ich sah. wie er wieder das Haupt sinken ließ, „hörst Du wohl? höchste Zeit."

Ich betonte die letzten Worte absichtlich so stark, daß er daraus entnehmen mußte, was ich für ihn und seinen geistigen Zustand fürchtete. Er schien mich zu verstehen, denn eine zuckende Röthe ging über sein Gesicht und mit jener Plötzlichkeit der Entschließung, die mir heute schon einmal an ihm aufgefallen war, sprang er vom Sopha auf.

„Es ist wahr," sagte er, indem er im Zimmer auf und nieder ging, „es muß endlich ein Mal heraus, sonst, fühle ich, macht es mich toll."

„Wohlan," sagte ich, „sammle Dich einen Augenblick, wir wollen die Sache mit voller Gemüthsruhe verhandeln und wollen denken, wir säßen wieder, wie in der lustigen Leipziger Zeit, in der Weinstube zusammen, wo wir uns gegenseitig so manche Schnurren zum besten gaben."

Ich klingelte und bestellte bei dem eintretenden Kellner ein Paar Flaschen Wein. Nachdem dieselben erschienen waren, füllte ich jedem von uns ein Glas.

„Trink'," sagte ich, indem ich an sein Glas anstieß, „Du weißt, daß wir beiderseits in manchem Gespräche die homerischen Helden bewundert haben, weil sie in jeder Geuiüthsverfassung essen und trinken konnten." Während er sein Glas austrank, zündete ich mir eine Cigarre an, indem ich eine Gemüthsruhe heuchelte, von der ich in Wirklichkeit weit entfernt war.

„Wenige Tage vor Deiner damaligen Abreise aus Leipzig." hob Benno Nother an, „hatte mich ein Freund aufgefordert, den Vorstellungen einer Akrobaten-Gesellschaft beizuwohnen, welche ihre Künste in einem Saale vorführten, der nicht weit von meiner Wohnung gelegen war —"

„Und dessen Hintergebäude," unterbrach ich ihn, „mit dem Hofe Deines Hauses in Verbindung stand."

Er sah mich überrascht an. „Du weißt es?" fragte er.

„Ja," sagte ich, „ich habe mir die Oertlichkeit angesehen."

„Die Schaustellung," fuhr er fort, „geschah auf einer kleinen Bühne, deren Podium nur etwa zwei Fuß über dem Boden des Saales erhöht war. Wir saßen Neide in der vordersten Stuhlreihe, ganz dicht an der Bühne.

Nachdem die Akrobaten eine Reihe von halsbrechendeu Kunststücken ausgeführt hatten, wurde ein hohes, festes Gitter von Eisendraht um die Bühne gezogen, und hinter demselben erschien ein Mann, in feuerfarbenes Tricut gekleidet, mit einem Ochsenziemer in der Hand, dem man auf den ersten Blick den Thierbändiger ansah!"

„Derselbe," fragte ich, „den wir heute Abend im Eircus gesehen haben?"

„Derselbe," versetzte er. „Sobald dieser Mann dem Publikum seinen

300 Einst von Wildenbruch in Verlin.

Diener gemacht hatte, öffnete sich die Pforte der Bühne von Neuem, und ein mächtiger, brauner Bär kam hereingetrottet, dem die Schnauze mit einem starken Leder-Riemen zugeschnürt war. Die Bestie erhob sich auf den Hinterbeinen, machte einige Tanzbewegungen, legte dann ihre Tatzen auf die Schultern des Bändigers und ließ sich von diesem, der seinerseits mit beiden Händen in das zottige Fell des Ungethüms griff, rücklings über den Haufen werfen. Mensch und Thier wälzten sich einen Augenblick in einem Knäuel, dann sprang der Bändiger auf, gab dem Bären einen Schlag, und der letztere trottete eben so wieder hinaus, wie er gekommen war.

Wiederum öffnete sich die Pforte, und ein Rudel Wölfe lam auf die Bühne geschwärmt.

Während ich denselben meine Aufmerksamkeit schenkte, stieß mein Begleiter mich von der Seite an.

„Um des Himmelswillen," sagte er leise kichernd, „sieh' das an, ist es ein Mann oder eine Frau."

„Hinler den Wölfen war eine Gestalt erschienen, die in der That das Unerhörteste war, was ich je gesehen hatte. Stelle Dir die Erscheinung vom heutigen Abende vor, von Kopf bis zu den Füßen in eng anschließendem lilafarbenem Tricot, die Füße mit rothen Stiefeletten bekleidet, welche um die Knöchel schloffen, die Arme nackt von den Schultern an. Sie trug einen Eifenstab in den Händen und führte gewissermaßen die Aufsicht über die Wölfe, welche in der Zeit, während deren der Bändiger mit einem einzelnen Kunststücke machte, sich selbst überlassen waren. Kleidung und Gestalt befanden sich in wahrhaft schreiendem Mißverhältnis und diese Geschmacklosigkeit in kolossalen Maßstabe übte eine so belustigende Wirkung auf die Zufchauer, daß ich trotz des Spectakels, den der Bändiger mit seinen Wölfen vollführte, das Kichern der Leute rings um mich her vernahm.

Mein Begleiter war wie außer sich vor Vergnügen, er hielt sich das Taschentuch vor den Mund, stieß mich fortwährend in die Seite und endlich konnte auch ich mich nicht länger der allgemeinen Heiterkeit entziehen, ich fcnkte das Haupt und lachte vor mich hin. Als ich das Gesicht wieder zu der Bühne erhob, sah ich, wie die Frau, die ihre Stellung während der ganzen Zeit nicht um eine Linie verändert hatte, ihre Augen starr auf mich gerichtet hielt und in dem Augenblick hatte ich ein Gefühl —"

Benno Nother, der bis dahin im Zimmer auf und ab gegangen war, blieb plötzlich stehen und griff sich an die Brust.

»Mein Gott," sagte er leise vor sich hin, „da steht sie wieder."

Ich schenkte ihm schweigend ein neues Glas ein, er nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

„In dem Augenblick," fuhr er fort, „hatte ich ein Gefühl, als bekäme ich einen Schuß mitten in die Brust. Ich wußte nicht, ob sie mich hatte lachen sehen, aber jedenfalls hatte sie das Geticher des Publikums bemerkt und verstanden. Von der Stirn bis hinunter in die Brust sah ich sie von

einer tiefen, glühenden Röthe bedeckt, in den dunklen Augen gewährte ich einen Ausdruck — wenn ich Dir nur beschreiben konnte, wie dieser Ausdruck war —" unterbrach er sich; „wenn man sich einen Menschen aus der Steinzeit denken konnte, ein Wesen, das den Namen unserer Art führt und doch nicht zu unserer Art gehört, welches plötzlich unter die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts tritt, nichts von Allem begreifend, was ihn umgiebt und von Allen unbegriffen — so hätte sein Gesicht aussehen müssen, wie das der Frau in jenem Augenblick. Die Qual des Selbstbewußtseins lag wie eine dumpfe Last auf ihren Zügen, aus ihren Augen sprach eine finster grollende Traurigkeit und ihre Mundwinkel waren herabgezogen, so daß es aussah, als würde sie zu weinen beginnen. Ich blickte von ihr hinweg und suchte meine Aufmerksamkeit auf die Wölfe zu richten; ich sah nach links, nach rechts, ich wollte es vermeiden, sie anzusehen — endlich kehrten meine Blicke doch wieder zu ihr zurück und ich sah ihre Augen mit demselben furchtbaren Ausdruck auf mich gerichtet, wie vorher. Es war kein Zweifel mehr, sie suchte mich; und indem der stumme Blick sich inmitten der höhnnenden, spottenden Menschenmenge an mich, an den Einen wandte und mir den leidvollen Abgrund ihrer Seele enthüllte, erfaßte mich ein unbeschreibliches, aus Mitleid und Widerwillen gemischtes Gefühl. Ich zürnte mir, daß ich mit den Anderen über sie gelacht und dazu beigetragen hatte, dem wehrlosen Weibe die Schamröthe in das Gesicht zu treiben, andererseits schämte ich mich vor dem Publikum, dessen Aufmerksamkeit ich zu erwecken fürchtete, und ich fragte mich vergeblich, wodurch es geschah, daß sie gerade mich mit ihren Blicken und Gedanken verfolgte. Erst mit dem Augenblick, da die Wölfe den Schauplatz ihrer Thätigkeit verließen, endigte dieser für mich unerträgliche Zustand; sie ging von der Bühne ab, und nur der Bändiger blieb noch auf letzterer zurück, um dem Publikum zu verkündigen, daß morgen die Vorführung von „noch reißenderen Thieren" als heute stattfinden würde. Was für Thiere das sein sollten, wurde nicht verrathen. So rasch ich konnte verließ ich den Saal; den Freund, in dessen Gesellschaft ich gekommen war, ließ ich allein davongehen, oenn er war mir durch sein beständiges Lachen ebenso unangenehm geworden, wie das übrige Publikum. Spät in der Nacht kam ich nach Haus — und da geschah etwas —." Die letzten Worte verklangen tonlos auf seinen Lippen, Benno Nother war an das Fenster getreten und drückte die Stirn an die Scheiben. „Nur Nuhe, mein Junge," sagte ich beschwichtigend, da ich sah, wie er unter der Erinnerung an etwas Schreckliches litt. Er kam vom Fenster zurück. „Du hast die Treppe gesehen," fragte er, „die zu meiner Wohnung hinauf führte?"

21»

202 «Lrnst von Wildenbruch in Verlin.

„Ja," erwiderte ich, „sie ist mir unvergeßlich geblieben, denn es war die abscheulichste, die ich je kennen gelernt habe."

„Als ich in den Hausflur trat," nahm er seine Erzählung wieder auf, „nmgab mich eine so vollständige Finsternis;, daß ich, wie man zu sagen pflegt, nicht die Hand vor Augen sah. Nur aus dem Hofe, dessen Thor, wie gewöhnlich weit geöffnet stand, drang ein fahler Lichtschimmer herein. Mit tastenden Füßen gelangte ich an die Treppe.

So oft ich dieselbe in der Dunkelheit erklommen hatte, war ich ein widriges, unheimliches Gefühl nie los geworden; auf dem weitläufigen Hofe meines Hauses hatte ich nämlich Katzen in großer Zahl bemerkt, und nun mußst Du wissen, daß ich gegen diese Thiere einen unüberwindlichen Abscheu hege. Jedes Mal verfolgte mich daher die Vorstellung, daß eine derselben in das Innere des Hauses geschlüpft sein möchte, daß ich mit ihr auf der engen, dunklen Treppe zusammentreffen, vielleicht gar auf sie treten würde, und meine Phantasie malte mir die Folgen auf das Widerwärtigste aus. Bisher war mir noch nichts Derartiges begegnet. Als ich an jenem Abende indessen die Hand auf das Treppengeländer gelegt und die untersten drei Stufen erstiegen hatte, vernahm ich, wie auf dem ersten Absätze sich etwas erhob und mit raschen Sprüngen zur nächsten Biegung der Treppe hinauf entfloh.

Es war ganz unverkennbar das weiche, elastische Geräusch, welches ein schnell dahin huschender, kahenartiger Körper auf Holzstufen hervorbringt. Ich blieb wie angewurzelt stehen und ein eisiger Schauer, ich bekenne es. ging mir über den Rücken.

Was war zu thun? Ich beschloß den ersten Treppen-Absatz zu ersteigen und dann Licht zu schlagen. Sobald ich jedoch eine Stufe weiter gegangen war, sprang das Thier wieder auf und ging im Galopp vor mir her, bis in den zweiten Stock. Dabei fiel es mir auf, daß die Schläge, mit welchen der springende Körper die Holzstufen berührte, trotz ihrer Weichheit auffallend dumpf und schwer waren — es mußte eine ganz ungewöhnlich große Katze sein.

Dort oben, so überlegte ich mir, nahm die Treppe ein Ende, das Thier konnte nicht weiter. Wollte ich daher nicht aus meiner Wohnung ausgesperrt bleiben, so mußte ich der Katze Gelegenheit geben, an mir vorüber nach unten, zu entkommen. Vielleicht, dachte ich, ließe sich das auf dem Flur vor meiner Zimmerthüre oben bewerkstelligen, der eng genug, aber immerhin geräumiger als die Treppe war.

So vorsichtig und leise als möglich setzte ich meinen Weg fort, und als ich bis zur Mitte des obersten Treppengliedes gelangt war, zog ich mein Feuerzeug aus der Tasche und setzte ein Zündholz in Brand. Im Augenblick jedoch, als die Flamme emporloderte, schlug ein so furchtbarer Laut an mein Ohr, daß ich, wie gelähmt, an das Geländer taumelte und das brennende Holz auf den Boden fallen ließ. Es war ein

pfauchZz^er Stoß, dem ein lang anhaltendes, rasselndes Schnarren folgte, "ünbes^örte sich an, wie das kochende Brodeln einer Hülle von Wuth. Ich weiß nicht, ob Du jemals in der Lage gewesen bist, einer tödtlichen Gefahr plötzlich gegenübergestellt zu sein. Der Äthem gerinnt in der Brust, unsere Glieder sinken nieder, und während eine völlige Machtlosigkeit auf unserem Körper lastet, macht unser Geist, zu schrecklicher Klarheit angespannt, im Zeitraum einer Secunde ganze Reihen von Combinationen durch. Ich wußte, daß das Thier, dem ich mich, durch keine Schranke getrennt, in unmittelbarer Nahe gegenüber befand, etwas ganz anderes und viel entsetzlicheres, als eine gewöhnliche Katze war, ich sagte mir, daß es zur Wuth gereizt war und daß diese Wuth ihm eben so viel an Kräften zulegte, als mir der Schrecken an Kräften raubte, und ich hatte ein deutliches, fürchterliches Gefühl, daß ich im nächsten Moment eine gräßliche, haarige Masse an meinem Gesichte und den Griff von Raubthier-Krallen an meinem Leibe empfinden würde. Nicht sehen können, ist in solchen Augenblicken das Schlimmste, und instinetiv, obgleich es vielleicht nicht zweckmäßig war, riß ich wieder das Feuerzeug hervor und schlug abermals Licht. Dasselbe höllische Pfauchen ließ sich von oben vernehmen, und obschon mir die Hände zitterten, hielt ich das Zündholz fest und leuchtete mit der Flamme zum Flur hinauf. Es bot sich mir ein Anblick, der mir das Haar sträuben machte. In die Manerecke des Flurs gedrückt, zusammengeballt wie ein unförmlicher Klumpen, lag Etwas, das im eisten Momente wie eine riesige schwarze Katze aussah. Der Rücken war zum Buckel gekrümmt, die Rücken-Haare standen borstig aufgerichtet, und aus dem Kopfe, der wie eine runde Kugel auf die mächtigen Voidervranken niedergedrückt war, stierten mich zwei grünlich schillernde Augen voll teuflischer Wuth an." „Es war ein schwarzer Panther?" unterbrach ich seine Erzählung, der ich in alhemloser Spannung gefolgt war. „Ja," sagte er, „ein schwarzer Panther, eins jener Geschöpfe, welche die Natur in einer Stunde wildester Phantasie hervorgebracht zu haben scheint. Ich stand an das Geländer gepreßt, regungslos wie ein Stück Holz, denn der- Instinct sagte mir, daß jede Bewegung vorwärts, oder rückwärts der zur Raserei gebrachten Bestie das Signal zum Sprunge geben würde; das Einzige, was ich zu thun vermochte, war, daß ich ein Streichholz nach dem andern verbrannte, nur um meinen schrecklichen Gegner im Auge behalten zu können. In diesem Augenblick drang vom Hausflur unten ein Lichtschein empor, und ich vernahm eine menschliche Stimme, voll und gewaltig, wie eine Glocke. „Ist Jemand dort oben?" rief sie; „bleiben Sie stehen, rühren Sie sich nicht, ich komme."

2VH «Linst von Wildenbruch in Verlin.

Gleichzeitig hörte ich, wie Jemand die Treppe herauf kam, in weit aus«
holenden Sätzen immer zwei Stufen mit einem Schritt überspringend,
schwer auftretend wie ein Mann und doch so weichen Fußes, daß es klang,
als wären die Füße unbekleidet.

Erst als der Unbekannte auf dem letzten Treppenabsätze angelangt war,
drehte ich das Haupt nach ihm zu und vor mir stand das Weib, welches
ich heute auf der Bühne unter den Wölfen gesehen hatte.

Trotz der schaudervollen Lage, in der ich mich befand, ist mir das
Bild unvergeßlich geblieben, das sich mir darbot. Die Frau war offenbar
so wie sie vom Lager und aus dem Schlafe aufgefahren war, herbeigestürzt;
ihre Kleidung bestand einzig und allein aus einem langen, weißen Hemde,
das vom Halse bis zu den nackten Füßen herabfloß, und welches die mäch-
tigen Glieder wie das Gewand einer antiken Statu? umhüllte. Das dunkle
Haar, zur nächtlichen Ruhe aufgelöst, wogte wie eine schwarze Mähne über
den Nacken bis tief in den Rücken hinab. Die ganze Erscheinung war so
überwältigend, so jedes Maß der Alltags-Erscheinungcn überschreitend, daß
ich sie offenen Mundes anstarrte; ich hatte ein Gefühl, als ob sie es wirk-
lich mit dem schwarzen Panther aufnehmen könnte.

„Er ist ausgebrochen," sagte das Weib, welches mich mit einem
raschen Blick gestreift hatte, indem es auf die Stufe trat, auf welcher
ich stand.

„Nehmen Sie das Licht — warten Sie," fuhr fie fort; an der
kleinen Laterne, die sie trug, rückte sie einen Schieber so vor die Flamme,
daß sich ein schmaler Lichtstreif, scharf wie eine Klinge, aus dem Licht-
behälter ergoß; dann händigte sie mir dieselbe ein.

„Sehen Sie sein Auge?" fragte sie; „richten Sie das Licht gerade
darauf." Sie ertheilte mir diese Anweisungen mit wunderbarer Ruhe,
mit gedämpfter Stimme, nur das heiße Vibriren im Klange ihrer Worte
ließ errathen, welch' eine gewaltsame Aufregung sie mit Leib und Seele
beherrschte.

Ich richtete die Laterne in der Weise, wie sie mir angegeben hatte,
und der Strahl der Flamme traf wie eine Messerspitze in das Auge des
Thieres. Sogleich erkannte ich die Zweckmäßigkeit ihrer Anweisung, denn das
geblendete Auge kniff sich zu, und der Panther drückte den Kopf an die
Wand, indem sein bisheriges Pfauchen sich in dumpfes Knurren verwandelte.
Nun kauerte sich die Frau auf den Boden nieder und indem sie den
Oberleib flach an die Stufen drückte, fchob sie sich vorsichtig und gleitend
wie eine Schlange auf den Panther zu. In ihrer linken Hand bemerkte ich
ein Stück rohen Fleisches, das sie weit vor sich hinstreckte, in ihrer rechten
ein Ding, das wie eine Schlinge aus Leder und Draht aussah.

Alle diese Bewegungen begleitete sie mit einem sonderbaren, gurgelnden
Ton, der unaufhörlich, wie das eintönige Gemurmel eines blasenwerfrnden
Quells, aus ihrer Kehle stieg.

Vrunhild. 305

„Fangen Sie an, ganz langsam hinunterzusteigen," flüsterte sie mir zu. sobald ihr Gesicht in der Höh? des Flurbodens war; „aber so, daß Licht hier oben bleibt — und nehmen Sie sich nachher in Acht, wenn ich mit ihm komme."

Sie hatte, während sie das sprach, kein Auge von dem Thier ver« wandt; ich begann Schritt für Schritt die Treppe hinabzugehen; auf dem Absähe blieb ich stehen und hob die Leuchte hoch empor. Hier war so viel Raum, daß sie an mir vorbei gelangen konnte.

Von dem Panther hörte ich nichts mehr; das Einzige, was ich vernahm, war das ewig sich gleichbleibende tiefe Summen aus dem Munde des Weibes. Es hörte sich an, wie ein dumpfes Wiegenlied, welches die Bestie in Schlaf fingen sollte.

So weit ich erkennen konnte, hatte der schwarze Unhold das Fleisch gewittert, das sie ihm entgegenhielt; ich sah, wie er sich aus der Ecke herauswickelte und vorsichtig schnobernd den Hals lang machte; gleichzeitig bemerkte ich, wie die rechte Hand der Frau unhörbar und unmerklich näher und näher auf dem Boden entlang, an das Thier heranrückte. Jetzt berührte ihre Hand seinen Kopf, im nächsten Augenblick schlug wieder das Wuth-Gcheul, welches ich vorhin vernommen, aber noch rasender und wilder an mein Ohr, um gleich darauf jedoch in ein ersticktes Röcheln überzugehen und zugleich sprang das Weib in voller Größe vom Boden empor, indem sie mit dem weit ausgestreckten rechten Arme einen lastenden Gegenstand emvorriß und denselben so weit von ihrem Leibe entfernt hielt, als möglich. Es war der Panther, dem sie die Schlinge um den Hals geworfen hatte und der jetzt, mit Vorder- und Hintertatzen um sich hauend, halb erwürgt, in der Schlinge baumelte.

Und so. die entsetzliche, in wüthenden Zuckungen sich windende Last vor sich hertragend, mit keuchender Vrust und mit weitaufgerissenen, lodernden Augen fah ich das Weib von droben herabsteigen, wie eine Göttin, die den Satanas überwunden und geknebelt hat.

„Gehen Sie voraus — mit dem Licht," rief sie mir zu, „und immer drei Schritte davon — er schlägt noch" — ich that, wie sie mir sagte, indem ich rücklings niederstieg und das Licht der Laterne voll auf sie und ihren Weg fallen ließ.

Als die Bewegungen des Thieres zu erlahmen begannen, sah ich, wie sie mit der linken Hand die Hinterpranken desselben packte und zusammen» drückte, indem sie dieselben soweit als irgend möglich nach hinten ausreckte. Jedenfalls wurde ihr die Last zu schwer für den einen Arm, und vielleicht wollte sie das Thier, die kostbare Habe ihrer Menagerie, nicht völlig erwürgen.

Im Augenblick aber, da sie den Panther in dieser Weise faßte, schlug derselbe niit der rechten Vordertatze noch einmal um sich und gleich darauf stieß das Weib einen Schmerzentschrei aus. der um so herzzerreißender

206 Ernst von wilüenbruch in Aerlin.

klang, als man ihm anhörte, mit welcher Gewalt er in die Brust hinuntergewürgt ward. Der Panther hatte sie in den rechten Unterarm geschlagen, ihr Gesicht wurde todtenblaß.

„Um Gotteswillen," sagte ich, „er hat sie verwundet."

„Gehen Sie weiter," sagte sie mit heiserem Flüstern, „nur schnell, nur schnell!"

Wir hatten den Hausflur erreicht, wir gelangten in den Hof; sie lenkte, indem sie hinter mir drein schritt, meinen Weg. Aus einer geöffneten Stallpforte drang Lichtschimmer; da ging es hinein und die heiße Witterung von Naubthieren schlug mir wie ein dicker Qualm entgegen. Wir befanden uns inmitten einer Menagerie.

Ein Mann kam auf uns zu, ganz schlaftrunken, wie es schien, und rieb sich die Augen. Es war der Mensch, welcher heute mit dem Bären gerungen hatte.

„Donnerwetter," sagte er, „hast Du ihn wieder? Eben sehe ich, daß er ausgekommen ist."

Er schob die Pforte an einem der Käfige auf.

„Soll er wieder entspringen?" fragte das Weib, dessen Lippen bleich wie Marmor geworden waren. „Ich habe Dir gestern schon gesagt, daß die Planke locker geworden ist, aber Du, natürlich, Du hast wieder an nichts gedacht."

Brummend öffnete der Mann den nebenan liegenden Käfig, der gleichfalls leer war, dann faßte er das Thiel, welches jetzt ganz leblos schien, mit seinen Fäusten an.

„Du hast ihn wohl ganz und gar erwürgt?" fragte er; dabei riß er die Pranke des Panthers, die immer noch an dem Arm des Weibes haftete, so roh und ungeschickt an sich, daß das Blut aus der Wunde hervorbrach und das Weib mit einem abermaligen Schmerzenslaute zurücktaumelte.

„Sie müssen sich verbinden lassen," rief ich, indem ich auf sie zutrat.

Haben Sie Verbandzeug? Ich bin selbst Mediciner, ich kann es besorgen."

„Ja, das habe ich und es ist sehr gut, daß Sie es tonnen," erwiderte sie, indem ihre Zähne wie im Froste aneinanderschlugen. „Bitte, kommen Sie mit." Sie warf einen weiten Mantel, der an einem Pflocke hing, über ihr Nachtgewand, schlüpfte mit den nackten Füßen in ein Paar bereitstehende Schuhe und trat mit mir auf den Hof hinaus. In der Thüre wandte sie sich noch einmal zu dem Manne zurück, der dem Panther die Schlinge vom Halse genommen hatte und finster auf das Geschöpf niederbückte, das unbeweglich im Käfig lag.

„Gieb ihm Wasfer," sagte sie, „er ist nicht todt, ich hab's gefühlt.

Gieb ihm Wasser in den Käfig hinein."

Während wir über den Hof gingen, sah ich Lichter an den Fenstern des Hauses entlang und die Treppe herabhuschen. Die Hausbewohner waren durch den Lärm geweckt worden und sammelten sich auf dem Flur

Vrilmhild. 20?

unten, um zu erfahren, was vorgefallen war. Wir überließen es dem Manne, ihre Wißbegierde zu befriedigen und traten in das Zimmer des Weibes ein, welches zu ebener Erde, auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes sich befand.

Es war ein kahler, unwirthlicher Raum; ein schlechtes Sopha an der einen Seite, einige Stühle, ein Schränk und ein Bett, das sich noch in dem Zustande befand, in welchem sie es verlassen hatte, das war die ganze Ausstattung.

Das Erste, was das Weib that, als wir eingetreten, war, daß sie auf das Bett zuging und dasselbe zudeckte. In ihrem blassen Antlitze gewährte ich eine leife Rüthe. Alsdann öffnete sie den Schrank und nahm aus demselben einen Ballen leinener Streifen hervor, die sich zum Verbinden eigneten.

„Wenn Sie nun so gut fein wollen?“ sagte sie. „Ich werde mich setzen, dann wird es leichter geh'n.“

Sie nahm auf dem Sopha Platz, warf den Mantel von der rechten Schulter und streckte den verwundeten Arm über die Lehne. Mit dem übrigen Theile verhüllte sie sich so eng und dicht als möglich. Es schien, daß sie erst jetzt ihre Blöße bemerkte, und in ihrer Bewegung lag ein Ausdruck schamhafter Weiblichkeit und Keuschheit.

„Sie haben immer Verbandzeug bei sich?“ fragte ich, während ich die Wunde mit einem feuchten Lappen auswusch.

„Bei einem solchen Beruf,“ erwiederte sie mit tonloser Stimme, „muß man es da nicht?“

Sie hatte das bleiche Haupt zurückgelehnt, ihre Augen waren geschlossen und aus den Zügen des Gesichtes sprach körperlicher Schmerz, verbunden mit noch tieferem Seelenleid.

Nach allen Regeln der Kunst, soweit ich dieselbe bisher gelernt, legte ich den Verband an; sie äußerte nichts, hielt die Augen geschlossen und nur von Zeit zu Zeit seufzte sie schwer und tief.

„Fühlen Sie starke Schmerzen?“ fragte ich.

„Ach ja,“ gab sie zur Antwort, „es thut weh.“

Das Wort klang so bescheiden, so ergeben in einen qualvollen, qualvollen Zustand, daß mich ein tiefes Mitleiden ergriff.

Der Verband saß fest; ich machte eine Schlinge, um das verletzte Glied in der Schwebe zu erhalten und bettete den Arm sanft und vorsichtig hinein.

Während ich damit beschäftigt war, schlug sie die Augen auf und sah mich schweigend an. Ich mußte die Schlinge um ihren Nacken legen; sie beugte das Haupt vor, so daß ihr Gesicht das meinige fast berührte, dann, als meine Hand sich zwischen ihrem Nacken und der Nücklehne des Sophas befand, drückte sie plötzlich den Nacken zurück, so daß meine Hand gefangen war.

Ich stand halb über sie gebeugt und aus allernächster Nähe senkten sich die großen, dunklen Augen des Weibes in die meinigen.

308 Ernst von Wildenbruch in Verlin.

„Und Sie haben heute Abend auch über mich gelacht." sagte sie mit starren. Blicke, indem die Lippen das Einzige waren, was sich an ihr bewegte.

Das Wort kam mir so unerwartet, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte; die blutige Röthe der Verwirrung trat mir in das Gesicht.

„Sie — Sie meinen?" fragte ich stockend.

Sie senlte das Haupt, so daß meine Hand frei wurde. „Ich Hab' es wohl gesehen," sagte sie, „ich habe einen Blick dafür, ich bin an so etwas gewöhnt."

Ein dunkler, grollender Schatten lagerte sich auf ihrer Stirn.

„Es hat mir sehr leid gethan," erwiderte ich, „aber nur das Kleid war schuld, welches Sie trugen."

„Das Kleid," murrte sie halblaut vor sich hin, „das verfluchte Kleid."

Mit einem jähen Ruck sprang sie vom Sopha auf.

„Ich Hab' es ihm gesagt," rief sie, indem sie das Zimmer durchmaß, „daß ich in der verfluchten Jacke nicht mehr auftreten wollte — aber er hat wieder nicht darauf gehört! Aber heute war es das letzte Mal. nie soll er mich wieder hineinbringen! Niemals! Nie! Ich schwöre es!"

Ten linken Arm emporgereckt, so stand sie mitten in der Stube; ich sah sie von der Seite an und sagte mir im Stillen, daß, wenn sie heute Abend in dieser Gestalt vor dem Publikum erschienen wäre, Niemand daran gedacht haben würde, über sie den Mund zu verziehen.

„Sie werden sehr recht daran thun," sagte ich, „wenn Sie in Ihren Mann dringen —"

Sie warf das Haupt zu mir herum. „Mein Mann?" fragte sie.

„Nun, Jener," versetzte ich, „der heute Abend mit Ihnen auftrat und den wir in der Menagerie fanden, war das nicht Ihr Mann?"

Ein Zug verächtlichsten Hohnes glitt über ihr Gesicht.

„Der und mein Mann," sagte sie. „Nein", rief sie, indem sie den Nacken schüttelte, so daß das dunkle Haar nach rechts und links flog, »er ist mein Mann nicht! Niemand ist mein Mann, ich will keinen Mann, ich brauche keinen, ich hasse die Männer alle mit einander, denn sie sind alle Einer wie der Andere!"

Ich stand sprachlos; mit weiten Schritten ging sie im Zimmer auf und nieder, so daß sie selbst wie ein im Käfig umher wütholder Tiger erschien; dann kam sie plötzlich auf mich zu, und aus ihren Augen, die sich in mein Antlitz bohrten, brach der Grimm wie ein breiter Strom hervor.

„Nein, Keiner ist anders," rief sie, „Keiner! Denn auch Sie haben über mich gelacht heute Abend und ich tonnte nichts dawider thun!"

Die mächtige Gestalt blieb dicht vor mir stehen und die ganze Erscheinung sah so gefährlich aus, daß ich unwillkürlich erschrocken einen Schritt zurückwich.

Als sie das bemerkte, erlosch plötzlich das Feuer in ihren Äugen, ihre

Zug? nahmen einen angstvoll stehenden Ausdruck an und ihr Gesicht verzog sich, wie es heute bei der Vorstellung ausgesehen hatte, als wollte sie zu weinen beginnen.

„Bin ich denn auch Ihnen so gräßlich?“ fragte sie.

Ich vermochte nicht zu antworten, denn in der That empfand ich ein Grausen vor dein unheimlichen Wesen, das mir gegenüberstand.

Sie ließ den Kopf auf die Brust herabsinken und stand wie vernichtet da.

„Ich merke schon,“ sagte sie, „es ist Ihnen schrecklich, hier mit mir zusammen sein zu müssen — ich danke Ihnen, daß Sie mich verbunden haben, gehen Sie nur.“

„Was haben Sie mir zu danken?“ rief ich, „meinen Sie denn, daß ich vergessen tonnte, daß Sie mir heute das Leben gerettet haben?“

Als ich das sagte, erzitterte sie, als ob das Fieber sie schüttelte, sie richtete das Haupt auf und es traf mich ein Blick voll glühenden, lechzenden Verlangens. Mein Gott — wäre es möglich — dachte ich bei mir und es widerstrebte mir, den Gedanken zu Ende zu denken, den dieser Blick in mir erzeugte.

„Das ist wahr,“ sagte sie mit dumpfer, schwerer Stimme, „ich habe Ihnen das Leben gerettet und wissen Sie, ich will Ihnen noch etwas sagen, etwas Sonderbares —“

Sie verstummte einen Augenblick, als müßte sie sich besinnen, während dessen ließen ihre Augen mich nicht los.

„Ich weiß nicht, was es war,“ fuhr sie langsam fort, „daß ich plötzlich aus dem Bette springen mußte, weil ich eine Ahnung hatte, daß der Panther ausgebrochen sei. Und als ich sah, daß es wirklich so war, und als ich auf den Hof trat und den Lärm auf der Treppe hörte — da wußte ich mit einem Male, daß Sie da oben fein mußten — und ich hatte doch noch gar nicht erfahren, daß Sie dort wohnten. — Und wissen Sie — wenn er Ihnen etwas zu Leide gethan hätte — mit meinen Händen hätte ich ihn erwürgt und mit meinen Zähnen ihn zerrissen — und ich hätte ihn untergekiegt — wahrhaftig, ich weiß es!“

Ihre Worte waren stockend hervorgequollen, als schnürte ein Krampf ihr die Kehle zu; sie wiegte das Haupt, und ein unbeschreibliches, an Wahnsinn erinnerndes Lächeln zeigte sich auf ihrem Gesicht. Entsetzt starrte ich sie an.

„Nein,“ sagte sie flüsternd, „Du mußt Dich nicht vor mir fürchten, Du nicht — denn Dich, siehst Du —“

Ihre Stimme brach plötzlich ab, sie lehnte sich auf meine Schulter und drängte sich an mich, daß ich ihren Leib an meinem Körper fühlte.

. „Wirst Du morgen wiederkommen?“ fragte sie; „ja, nicht wahr, Du wirst kommen und nach meiner Wunde sehen? Denn Du weißt ja, daß ich sie für Dich empfangen habe?“

2^0 Ernst von Wildenbruch in Berlin.

Ich war wie betäubt.

„Wäre es nicht besser," fragte ich, „wenn ich Ihnen einen erfahrenen Arzt schickte?"

„Nein," sagte sie, „Du sollst kommen! Du! Alle die Anderen fassen mich an, als wäre ich ein Stück Vieh. Aber Deine Hand ist weich, Du hast mich sanft angefaßt. Wirst Du kommen? Wirst Du?"

Ihre Stirn berührte meine Stirn, ich spürte ihren wogenden Busen und ihren glühenden Hauch.

„Gut denn," rief ich, indem ich mich losriß, „ich werde morgen wiederkommen, und nach Ihrem Arm sehen — es ist spät — schlafen Sie wohl."

Eilend wandte ich mich zum Ausgange; als ich von der Thür zurückblickte, sah ich sie mitten im Zimmer stehen, die Augen auf mich gerichtet, den linken Arm erhoben, als mahnte sie mich drohend an mein Versprechen. Beinahe flüchtend erreichte ich meine Behausung.

Als ich an der Stelle vorüberkam, an welcher vorhin der Panther gesessen hatte, bemerkte ich, daß der schreckliche Vorfall bereits in meiner Seele zu verblassen anfangt, überwältigt und verdrängt von dein Eindrucke, den mir die Vorgänge im Zimmer des Weibes erweckt hatten.

In meiner Seele war ein Zustand, den ich nur mit dem Bilde vergleichen kann, welches eine durch einen Dammbruch jählings unter Wasser gesetzte Landschaft gewährt. Da, wo Aecker und Wiesen, Anpflanzungen und freundliche Wege waren, herrscht nur noch das wilde, zerstörende Element, und statt der bunten Mannigfaltigkeit von Farben und Linien, die uns bisher erquickte, gewahren wir nur noch die graue, eintönige Fluth.

So war in mein Leben plötzlich und gewaltsam dieses dämonische Wesen hereingebrochen; Erinnerungen und Ziele, Vergangenheit und Zukunft meines Lebens versanken mir unter der vernichtenden Gewalt dieser letzten Stunden.

Was ich von mir zurückgewiesen hatte, wie einen wüsten, spukhaften Traum, ich mußte es als Thatsache und Wahrheit anerkennen: das Weib liebte mich. Und wenn es je einen Menschen gegeben hat, der sich eines solchen Sieges nicht erfreute, so war ich es, denn mir schauderte vor dieser ihrer Liebe.

Das Verhältniß zwischen Mann und Weib war zwischen uns in sein Gegentheil verwandelt, sie war der gebietende, ich der gehorchende Theil, und ich fühlte den Gräuel dieser Unnatur auf das allertiefste. Daneben empfand ich die Unmöglichkeit, ihrem Banne mich zu entziehen, denn nicht nur die Pflicht der Dankbarkeit zwang mich zu ihr zurück — nein, es regte sich noch etwas anderes, was ich nicht verstand, was ich nicht zu bezeichnen vermochte. War es Mitleid und Mitgefühl? Ich glaube beinahe, denn aus ihren Worten, die mir, eines nach dem anderen, wieder in Erinnerung kamen,

VrunKild. 3^

klang etwas hervor, das darauf hindeutete, daß in diesem Körper, dessen Maße alle Grenzen der Weiblichkeit überschritten, eine Seele wohnte, die in jeder Faser das Gepräge der Weiblichkeit trug, die sehnend danach verlangte, von den Menschen als Weib erkannt und anerkannt zu sein und die es qualvoll empfand, daß ihr von den Menschen diese Anerkennung versagt wurde.

„Sie fassen mich an, als wäre ich ein Stück Vieh" — welche Summe verletzender Erlebnisse enthielt dieses kurze Wort; wie trostlos war der Klang ihrer Stimme gewesen, als sie von ihrem Berufe sprach und wie schamhaft und keusch die Bewegung, mit der sie ihr Bett vor mir verbarg und ihre Glieder in den schützenden Mantel hüllte.

Ich sah ein menschliches Wesen vor mir, das die Natur durch einen schweren Mißgriff, den sie an ihm begangen, zum tiefsten Leide verdammt hatte, dem sie äußerliche Bedingungen verliehen hatte, welche es aus den Grenzen vernünftiger Ordnung ausstießen und dem sie gleichzeitig die Fähigkeit gegeben hatte, ihre Einsamkeit zu empfinden. Und daß ich es war, an den sie sich anklammerte, um in diese ersehnte Menschheit zurück zu gelangen, das war es, was mich in jener Nacht schlaflos bis zum grauenden Morgen liegen ließ.

„Als ich am nächsten Tage," erzählte Benno Nother weiter, „aus dem Halbschlafe erwachte, in den ich schließlich gesunken war. traten die Ereignisse der vergangenen Nacht wie ein grauer Schatten vor meine Seele, Und dieses Gefühl ward ein bleibendes, ein Schleier umwob mir die ganze umgebende Welt. Ich ging des Morgens in den Hörsaal und hörte mechanisch die Vorlesungen an, ohne eigentlich zu verstehen, was ich hörte, ich vermied es, mit den Freunden zusammen zu treffen, nichts von Allem, was mich erfüllt hatte, interessirte mich fürdcrhin. Widerstrebend und doch unabänderlich kehrten meine Gedanken zu dem öden Zimmer zurück, wo sie meiner wartend lag.

Daß sie mich in der That erwartet hatte, erkannte ich, als ich am Nachmittag, da es schon zu dunkeln anfang, bei ihr eintrat.

Ich fand sie vor einem Spiegel stehend, der, wie ich jetzt erst bemerkte, an der Wand zwischen beiden Fenstern angebracht war. Mit dem verwundeten Arme schien es besser zu stehen, denn sie hatte die Schlinge bereits abgelegt und ordnete das Gewand, das sie sich, wie es schien, im Laufe des Tages zurecht gemacht hatte. Es war ein langes, an altgriechische Kleidung erinnerndes Kleid, welches vom Halse bis zu den Füßen floß, völlig abweichend von dem gestrigen Tricot-Gewände, ungefähr wie das, in dem Du sie heute im Circus gesehen hast.

Die Veränderung ihrer Erscheinung war so augenfällig, daß ich überrascht auf der Schwelle stehen blieb.

Sie hatte mich, als ich eintrat, sofort im Spiegel erkannt und wandte sich hastig zu mir um, indem sie beide Arme nach mir ausstreckte.

3^2 Ernst ron wüdenbruch in Verlin.

„Ach," sagte sie, „ich wußte, daß Du kommen würdest — das ist recht."

Ich blieb stehen, ohne ihre ausgereckten Hände zu berühren; langsam ließ sie die Arme sinken.

„Ist es besser so?" fragte sie, indem sie an ihrem Gewände herabsah.

„Gefalle ich Dir so etwas weniger schlecht?"

Sie blickte mich nicht an, schamhafte Gluth bedeckte ihr Gesicht.

„Ja wohl," erwiderte ich rasch, „es steht Ihnen viel besser, als Ihr bisheriges Kleid; Niemandem wird es mehr einfallen über Sie zu lachen."

Ein freudiger Strahl zuckte aus ihren Augen, indem sie dieselben zu mir erhob. Ich war dicht an sie herangetreten. Wir standen nah an einander vor de.m Spiegel. Mit der rechten Hand erhob sie die Lampe und beleuchtete unser Neider Gesichter. Plötzlich sah ich, wie sie aufmeiksam wurde; sie beugte sich bis dicht an das Glas des Spiegels vor, dann wandte sie sich zu mir herum und blickte forschend in mein Gesicht, als suchte sie etwas darin.

„Merkwürdig," sagte sie leise, „ganz wie bei mir."

„Was meinen Sie?" fragte ich.

„Sieh' doch," erwiderte sie, indem sie die Lampe niedersetzte und mit dem Zeigefinger der rechten Hand über meine Augenbrauen dahinstrich, „sieh doch, ganz dicht zusammengewachsen."

Sie lies; den Finger über meiner Nasenwurzel ruhen, dann wiederholte sie dieselbe Bewegung an ihrem eigenen Gesichte.

„Siehst Du?" fragte sie.

In der That bemerkte ich jetzt, daß ihre Augenbrauen wie ein dunkler Strich über der Nase in einander übergingen.

„Nun ja," sagte ich, „ein Zufall, es ist wahr."

Sie wiegte das Haupt und sah mich mit einem seltsamen, schwer-müthigen Ausdrücke an.

„Nein," versetzte sie, „weißt Du denn nicht, was das zu bedeuten hat?"

„Was soll das zu bedeuten haben?" fragte ich leichthin.

„Du weißt es wirtlich nicht?"

„Nein doch, wenn ich's Ihnen sage."

Sie drehte sich plötzlich von mir ab. „Dann möchte ich's Dir eigentlich gar nicht sagen."

Ich war unwillkürlich neugierig geworden und bestand darauf, es zu erfahren.

Sie beugte sich dicht an mein Ohr.

„Wer das hat," flüsterte sie, „der ist gezeichnet — mit dem nimmt es lein natürliches Ende."

Ich drängte den Schauer nieder, der mich bei diesen geheimnißvollen Worten erfaßte und blieb äußerlich ruhig.

„Davon hatte ich ja noch gar nichts gewußt," sagte ich lächelnd.

Viunhild. 31,3

„Aber es ist wahr," fuhr sie fort, „solch Einer stirbt durch Gewalt."

Sie hatte beide Hände auf meine Schultern gelegt und blickte mich mit schmerzlich fragendem Ausdruck an.

„Meinetwegen," sagte sie, „wundert mich das nicht, ich hab's mir immer gedacht — aber Tu? Auch Du?"

Plötzlich sank sie vor mir nieder, ihre Hände glitten von meinen Schultern und schlangen sich um meinen Leib, und mit der ganzen Kraft dieser Arme fühlte ich mich an ihren wogenden Busen gepreßt.

„O Nu—" sagte sie mit heiserer, vor Leidenschaft zitternder Stimme,

„suhlst Tu denn jetzt nicht, daß wir zusammen gehören? Warum nennst Tu mich immer noch „Sie?" Komm' doch, komm' her zu mir und küsse mich — o nur ein-, nur ein einziges Mal küsse mich!"

Ich weiß nicht, ob sie zu mir emporstrebte, oder mich zu sich her-niederzog, ich weiß nicht, ob ich Lust oder Entsetzen empfand, nur das noch weiß ich, daß ich mich plötzlich wie umfluthet fühlte von einem glühenden Mecre, daß ich zwei Lippen fühlte. die in wilden Küssen meine Lippen suchten, daß meine Hand in ihren strömenden Haaren untertauchte, und daß auch meine Lippen sich wieder und immer wieder auf die ihrigen senkten.

„Liebst Du mich denn so sehr?" fragte ich fie leife.

Ein unterdrücktes Stammeln war ihre Antwort, mit verdoppelter Ge-walt schlang sie die Arme um mich her.

„Mit Dir sterben," sagte sie stöhnend, „o mit Dir zusammen sterben!"

Sie lehnte ihr Haupt an meine Brust, sie schloß die Augen, und ihr Antlitz sah aus, wie das einer sterbenden Gigantin. Mit schwindelnden Sinnen riß ich mich los und setzte mich auf das Sopha; zn meinen Füßen ließ fie sich nieder.

Ich verlangte, daß sie neben mir sitzen sollte, aber sie schüttelte den Kopf und indem sie die Arme auf meine Knice lehnte, blickte fie mir von unten in das Gesicht

„Dies sanfte Gesicht," hob sie nach einer Pause schweigenden Staunens an — und dies weiche, blonde Haar —" plötzlich nahmen ihre Augen wieder den forschenden Ausdruck an, wie vorhin, als sie mit mir vor dem Spiegel stand.

„Wahrhaftig," sagte sie, „ich glaube, Du bist es, den sie mir wahr-gesagt hat."

Ich war bereits so an Seltsames und Abenteuerliches von ihrer Seite gewöhnt, daß mich diese neue geheimnißvolle Andeutung kaum noch in Er-staunen setz<e.

„Wer hat Dir wahrgesagt?" fragte ich.

„Als ich von zu Hause fortgelaufen war," erwiderte sie. „ist mir im Walde eine Zigeuneisfrau begegnet und hat mir in der Hand gelesen. Sie hat mir gesagt, daß Zweie mir begegnen würden, erst ein Schwarzer und dann lin Gelber; der Schwarze würde mich haben wollen, aber der würde mich nicht bekommen —"

3^H Lrnst von wilde nbruch in Verl in.

„Nun," fragte ich, „ist solch' Einer gekommen?"

„Ja freilich," sagte sie, „Du hast ihn jageschen, und hast ja geglaubt, daß ei wirtlich mein Mann wäre."

„Ah so," erwiderte ich, „der Mann, mit dem Du aufgetreten bist?"

Sie nickte schweigend. „Er hat mich auch zur Frau haben wollen,"

fuhr sie fort, „mehr als ein Mal, und er liegt mir auch jetzt noch in den

Ohren damit — aber er bekommt mich nicht! Nie bekommt er mich! Nie!"

Sie hatte meine Kuiee umschlungen und drückte ihr Gesicht darauf.

„Du bist von Hause fortgelaufen?" forschte ich, „wo ist denn Deine Heimalh?"

Sie schaute mit einem dumpfen Blick auf den Boden.

„Ich weiß selbst nicht mehr," erwiderte sie, „es ist schon lange her, seit ich fort bin. Aber es war eine kleine Stadt, und die Leute sprachen halb

polnisch, halb deutsch."

„Wer war Dein Vater?" fragte ich.

„Ich habe gar keinen Vater gehabt." sagte sie tonlos, „aber es war da ein Man», der in einer Fabrik arbeitete, von dem ging das Gerede, daß er mein Vater wäre."

Sie war dunkel erröthet und wandte das Haupt zur Seite. Es sah

aus, als versänke sie in Erinnerungen düsterer Art. „Es war so schlimm

bei uns zu Hause," fuhr sie stockend fort, „so schlimm, daß ich es endlich

nicht mehr aushalten konnte. Als ich so alt war. daß ich schon lange Röcke

trug, haben sie mich in die Schule gethan, daß ich lesen und schreiben lernen sollte.

Und ich wollte so gern etwas lernen, denn ich wollte nicht immer blos das

Vieh hüten, mit dem sie mich alle Tage hinausschickten. Aber als ich in

die Schule kam, wollten die übrigen Jungen und Mädchen nichts mit mir

zu thun haben, und wenn ich auf der Bank neben ihnen saß. rückten sie ab.

und wenn ich mit ihnen spielen wollte, liefen sie weg und warfen mit Steinen

nach mir. Und weil ich damals schon so groß und stark war, sagten die

Mädchen, daß ich gar kein Mädchen wäre, sondern ein Mann, und die

Jungen sagten, daß ich eine Hexe wäre, die man in's Wasser weifen müßte.

Und ich hatte doch Keinem etwas zu Leide gethan."

Trostlos schüttelte sie das Haupt.

„Aber ein Mal." erzählte sie weiter, „als sie es wieder so trieben. ^

konnte ich es nicht länger aushalten und drehte mich um und nahm den

größten und stärksten von den Jungen, der immer am lautesten geschrieen

hatte, am Halse, und als er sich wehrte, wurde es mir plötzlich ganz roth

vor den Augen und ich würgte ihn und warf ihn an die Erde, daß es

trachte, und prügelte ihn, bis daß ich nicht mehr konnte. Darauf lief er

zum Lehrer und all' die Anderen mit ihm und zeigten mich an. Und der

Lehrer hätte mich doch in Schutz nehmen müssen, denn ich war doch in

meinem Recht — aber auch er —" ihre Stimme erlosch in einem schweren

stöhnenden Seufzer.

l?ri!nhil>. 3^5

Ich legte meine Hand auf ihr Haupt, sie ergriff mit beiden Händen meine Hand nnd drückte die Lippen darauf.

„Ja, Tu bist anders, Tu bist besser als sie, aber die übrigeu Menschen sind immer gegen mich gewesen — Alle, Alle mit einander! Ter Lehrer hörte mich gar nicht an, sondern nahm den Nohrstock hinter'm Ofen vor und wollte mich schlagen. Und als ich ihm sagte, daß er es nicht thnn sollte, und daß ich teiu Unrecht begangen hatte, schlug er mich über die Schultern. Da fiel ich über ihn her und riß ihm den Stock aus den Händen uud brach ihn entzwei und warf ihm die Stücke vor die Füße. Ter Lehrer wurde vor Schreck weiß wie die Waud und lief zur Hinterthürc hinaus, geradewegs zu meiner Mutter. Und als ich nach Hause kam, war er schon dagewesen und hatte meiner Mutter gesagt, ich dürfte nie wieder in die Schule kommen, denn ich wäre gar kein Mensch, sondern ein wüthender Affe, ein Gorilla, und als ich über die Straße nach Hause ging, schrie schon Alles hinter mir her: Tu geht der Gorilla! Meine Mutter aber gab mir den Abend nichts zu essen uud sagte nur — sagte nur —" Sie wollte weiter sprechen, aber die Worte ertranken ihr im Halse, von Thränen erstickt; sie barg das Gesicht in den Händen und fing au zu weine», laut klagend und so furchtbar verzweiflungsvoll, wie ich noch nie einen Menschen hatte weinen hören.

„Sie sagte mir —" fuhr sie cudlich mit schluchzender Brust fort —

„ihr Unglück wäre ich schon immer gewesen, uuu wäre ich auch noch ihre Schande — eine rechte Affenschande!"

Sie verstummte und sah mich von unten herauf mit einem langen, prüfenden Blick an.

„Hast Tu eiue Äcuttcr?" fragte sie.

„Ja," sagte ich.

„Und sie liebt Tich? Und Du liebst sie auch recht?"

„Ja, gewiß," erwiderte ich.

„Nie ich mir das denken kann," fuhr fie träumerisch fort, „wie schön das-sein muß, wenn Ihr so bei einander sitzt, Du und Teine Mutter." —

^ „Sie wohnt nicht hier," antwortete ich, „denn dies ist meine Hcimath-stadt nicht; meine Mutter wohut weit von hier, in Kiel — hast Tu davon schon ein Mal gehört?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt, dann sprang sie jählings auf die Füße und trat von mir fort, mitten in das Zimmer. „Geh' hinweg von mir." sagte sie, „geh' hinweg! Aas würde Teine Muiter sagen, wenn sie Tich hiermit mtr sähe! Tu ^g«hörst zu anderen Menschen, und wenn Tu bei mir bleibst, mußt Tu unglücklich werden, denn ich bringe Allen Unglück, die mit mir zusammen kommen!"

Benno Rother unterbrach seine Erzählung,

„Wenn ich diesen Augenblick benutzt hätte," sagte er vor sich hin, —

„aber ich that es nicht, ich blieb sitzen. Was mich hielt? Weiß ich es

N»ld und.Lüd. XXII, e«' 22

3^6 Linst von Ulildenbruch in Veilin.
selbst? War es aufkeimendes Interesse? War es Edelmut!)? Ein thörichter
Edelmuth — nicht wahr?"
Er stand dicht neben mir und sah mich an, als erwartete er meine
Antwort. Ich ergriff seine Hand.
„Nein," sagte ich, „wenn Du in dem Augenblick gegangen wärest, so
hättest Du wie ein Feigling gehandelt."
Er nickte schweigend vor sich hin.
„Als sie bemerkte, daß ich sitzen blieb," fuhr er fort, „kehrte sie in
ihre vorige Stellung zu meinen Füßen zurück."
„Siehst Du," sagte sie, „dies ist das letzte Wort gewesen, das ich von
meiner Mutter gehört habe. Denn, als sie das gesagt hatte, wurde mir
das Blut in den Adern kalt; ich ging zur Thüre hinaus, die Straße entlang,
immer weiter, immerzu, ich hörte nichts, ich sah nichts; ich weiß nicht, wie
lange ich in einem Zuge gegangen bin, aber ich glaube, es sind ein paar
Meilen gewesen, denn als ich zum ersten Male stehen blieb, war ich in
einem Walde, von dem ich wußte, daß er weit, weit von der Stadt ent-
fernt war.
Von der Stunde an bin ich nie mehr nach Haus gekommen. Es
war schon ganz dunkel, ich legte mich unter einen Baum. In der Nacht
hörte ich die Eulen schreien und schrie selber laut in das Dunkel hinein,
denn ich dachte, daß ich nun selbst ein wildes Thier geworden wäre.
Am anderen Morgen ist mir die Zigeunerfrau begegnet, die mir in
der Hand gelesen und wahrgesagt hat. Darauf bin ich bis zum Mittag
weiter gegangen, immer den Weg geradeaus, und als ich müde wurde, habe
ich mich in den Straßengraben gelegt und bin eingeschlafen. Plötzlich bin
ich dann aufgewacht, denn ich fühlte, daß Jemand mir an die Schulter griff,
und wie ich aufschaute, sah ich einen Mann — ich hatte noch nie solch einen
großen, starken Menschen gesehen — mit schwarzem Haar und Bart, der
neben mir am Boden kniete.
Ich sprang auf, aber er fing mich in beide Arme und riß mich an
den Boden zurück. Da wurde ich so wüthend, daß ich ihn mit beiden
Händen am Halse ergriff und wir rangen mit einander und plötzlich — ich
weiß noch jetzt kaum, wie es gefchah — hatte ich ihn unter und warf ihn
in den Graben, daß er lang auf dem Rücken lag.
Wie ich das sah, da wußte ich mit einem Male, daß ich stärker
war, als alle Menschen, nnd seit dem Tage habe ich mich vor nichts mehr
gefürchtet.
Der Mann stand wieder auf und klopfte sich den Staub vom Rocke.
„Der Tausend", sagte er, „Du hast Kraft in den Armen; Dich könnte ich
gebrauchend „Iu was?" fragte ich. „Ich habe eine Menagerie/ sagte er,
„und ich denke mir, Du würdest mit den Nackeru fertig werden. Hattest Du
Lust dazu?"
Das schlug mir in die Seele. Die Menschen wollten mich nicht

Vrunl'ild. 3».?

haben, also konnte ich es mit den Thieren versuchen; und je wilder und böser sie waren, desto lieber war es mir, deun in dem Augenblick war ich selbst so böse und wild, daß ich mich in Blut hätte baden mögen.

„Es ist gut," sagte ich, „ich will mit Dir gehen; vor Deinen Thieren fürchte ich mich nicht und wenn Du noch ein Mal so etwas versuchst, wie das von vorhin, dann bringe ich Dich um!^

Er schaute mich schief von der Seit? an und lächelte, und von der Stunde an wußte ich, daß er ein Teufel war, denn ich sah, daß er wüthend war und doch konnte er lachen. Und das sind von allen Menschen die gefährlichsten," fügte sie wie in Gedanken hinzu.

„Er hatte damals nur ein Paar schlechter Wölfe," fuhr sie fort, „und mit denen zogen wir von Ort zu Ort. Unterwegs lehrte er mich eine Menge Kunststücke; ich wurde stärker von Tag zu Tage, und das Geschäft ging gut. Wo wir in eine Stadt kamen, liefen die Leute herzu, um uns zu sehen, und bald konnte er sich ein Thier nach dem andern dazu laufen; «nd als das Jahr herum war, da hatte er wirklich eine Menagerie zu» sammen. — Und als es soweit war, da kam der Gelbe."

Ihr/ Stimme wurde hohl, ihr starrender Blick senkte sich in's Leere.

„Ja so," sagte ich, „was hatte sie Dir denn von dem Gelben prophezeit?"

„Sie hat gesagt, es würde mich Keiner zwingen, aber wenn der Gelbe käme, dann würde ich verloren gehen, mit Seele, Leib und Leben,"

„Und solch Einer ist also gekommen?" fragte ich.

Sie nickte stumm und es sah aus, als müßte sie die Träume sammeln, die wie ein dunkles Meer ihr durch den Kopf flutheten.

„War es ein Mann?" fragte ich.

Sie lichtete die Augen auf mich und auf ihren Lippen erschien wieder jenes wahnsinnige Lächeln, das mich schon einmal mit Schrecken erfüllt hatte.

„Ein Mann?" wiederholte sie leise meine Frage, „ja, ja — und was für einer — ein starker, stolzer — ich sage Dir — er ist gewaltig."

Sie redete wie in einer dumpfen Verzückung und ihr Gesicht sah aus, wie das eines Menschen, der von einer fixen Idee beherrscht wird. Ich sah schweigend auf sie nieder und jenes gehcimnißvolle Wesen, von dem sie sprach, fing an meine Phantasie gefangen zu nehmen. War es wirklich ein Mann, ein Mensch, was sie meinte?"

„Und den also hast Du geliebt?" fragte ich weiter. .

„Ja," erwiderte sie flüsternd, indem sie das dunkle Haar, das ihr über die Stirn gefallen war, zurückstrich, ich habe mir eingebildet, der wäre es, von dem sie niir wahrgesagt hat, bis daß ich Dich sah."

Sie preßte meine Knie mit ihren Händen zusammen.

„Denn, als ich Dich vor mir sitzen sah," sagte sie mit heiserer Stimme,

„da ging mir etwas durch Mark und .Bein — etwas, was ich noch gar

>

»

3^8 Ernst von Wildenbruch in Berlin.

nicht gekannt hatte, — da wußte ich mit einem Male, daß Einer da war, der mit mir machen konnte, was er wollte."

Sie reckte sich lang empor, bis daß sie mit ihren Lippen mein Haar berührte.

Tann spürte ich, wie sie eine Locke meines Haars zwischen ihre Zähne nahm und leise meinen Kopf nach ihrer Seite hinüberbog. Ihr Gesicht berührte beinah' das meinige, indem sie mich von der Seite unablässig anblickte, dabei flüsterte sie ganz leise vor sich hin:

„Er ist der Gelbe — er ist doch der Gelbe!"

Plötzlich näherte sie die Lippen meinem Ohr.

„Weißt Du was." sagte sie, „küssen ist doch eigentlich nichts — aber beißen — und verschlingen!"

Während sie so sprach, begann sie an meinem Rockärmel zu zerren, als wollte sie mir denselben vom Leibe ziehen.

„Was beginnst Du?" fragte ich erstaunt.

„Sei still," erwiderte sie, mit leisem, aufgeregtem Flüstern, „laß mich machen — laß mich machen!"

Ihre Bewegungen wurden immer hastiger, eine unterdrückte finstere Leidenschaftlichkeit regierte ihre Hände, und da ich dem seltsamen Gebahren keinen ernsten Widerstand entgegensetzte, hatte sie bald meine linke Schulter vom Nocke befreit.

Mit einem ersticken Laute warf sie sich auf mich und durch das Hemd hindurch fühlte ich, wie sie meine Schulter mit ihren Zähnen faßte. Ich fuhr zurück und wollte mich ihr entziehen, aber sie hatte meine beiden Hände mit aller Kraft gefaßt, und plötzlich fühlte ich einen stechenden Schmerz. Sie hatte mich in die Schulter gebissen.

In der Ueberraschung des Schmerzes zuckte ich auf und wollte mich gewaltsam von ihr befreien, aber sie ließ die Lippen nicht von meiner Schulter und ich fühlte, wie sie das Blut aus der Wunde sog. Tann sprang sie zwei Schritte zurück und hob beide Arme empor.

„Ich habe sein Blut getrunken!" rief sie, wie in frohlockendem Triumph,

„mein Blut ist für ihn geflossen, nun kann er nicht mehr von mir los!"

In ihren Augen loderte eine wilde, vernichtungsselige Freude.

Ich hatte mein Taschentuch hervorgezogen und drückte es schweigend auf die Schulter, um das Blut zu trocknen. Als sie das bemerkte, kam sie herangestürzt, sank an dem Sopha zu meinen Füßen nieder und schaute mir mit einem Ausdruck tödtlicher Bangigkeit in das Gesicht.

„Hat es weh gethan?" fragte sie, „wirklich? Hat es weh gethan?"

Ich sah sie nicht an und erwiderte nichts, denn in der That fühlte ich Schmerz.

„Sprich zu mir," sagte sie, indem sie wie rasend die Arme um mich warf, „sprich zu mir, ich halte es nicht aus, wenn Du böse bist mit mir! Habe ich Dir weh gethan?"

Vrunhild. 2^9

„Nun," erwiderte ich mit ärgerlichem Lache», „wenn man Jemanden beißt wie ein wildes Thier —"

Als ich das sagte, sanken ihr die Arme herab und sie lauerte gesenkten Hauptes, wie vor den Kopf geschlagen, zu meinen Füßen. Dann warf sie sich mit ganzem Leibe aus den Boden nieder und wandte das Haupt zu mir empor.

„Setz' Deine Füße auf mich," sagte sie, „und tritt mich! Ich bitte Dich, tritt mich; ich verdiene es nicht anders."

Ich schüttelte das Haupt. „Steh' nur auf," sagte ich, „mehr verlange ich nicht von Dir."

Lautlos that sie, wie ich ihr geheißен, und als sie auf den Füßen stand, blickte sie mich staunend an.

„Nie sanft er ist," sprach sie in sich hinein, „leinen Schlag, lein böses Wort —"

Sie neigte sich wieder über meine Schulter, und so wild ihre Bewegungen vorhin gewesen waren, so sanft und sorgsam waren sie jetzt. Sie drückte die Lippen auf die Wunde und legte sodann ihre Wange darauf; während dessen ließ sie jenen summenden Ton vernehmen, den ich von ihr gehört hatte, als sie sich, dem Panther näherte.

„Was murmelst Du so?" fragte ich.

„Laß nur," erwiderte sie leise, „das ist gut, da schläft das Blut ein, so etwas lernt man in meinem Beruf."

„Siehst Du," fuhr sie fort, „es fließt schon nicht mehr — freilich nicht alles Blut ist so milde und süß."

Sie hatte sich jetzt neben mich gesetzt und schmiegte sich eng an mich.

„Gieb mir den Arm frei," sagte ich, da ich den Rock wieder anziehen wollte.

„O nur einen Augenblick noch," sagte sie, und plötzlich hatte sie das Haupt auf meine Brust gedrückt, indem sie das Ohr, wie lauschend, an mein Herz legte.

„Horch, wie es schlägt," sagte sie, „ticktack, ticktack, wie eine Uhr — weißt Tu, was ich möchte? Daß die Uhr da drinnen ewig ginge, und daß ich ihr ewig so zuhören könnte."

Welche Räthsel waren in diesem Geschöpf vereinigt? Aus dem Munde, der den Geliebten mit reißenden Zähnen angefallen hatte, solch' ein Wort der stillen, süßen, seligen Liebe.

Unwillkürlich beugte ich mich nieder und umfing ihren Hals und küßte sie auf den dunkellockigen Scheitel.

Da richtete sie das Haupt empor und während sie mit beiden Händen meine linke Hand erfaßte und leise drückte, sah sie mir mit einem langen, wunderbar ernsten Blick in die Augen.

„Ich will Dich etwas fragen," begann sie mit einem Tone, der ganz anders klang, als Alles, was ich bisher von ihr vernommen; „willst Du mit mir kommen? — Zu ihm?"^

220 Ernst von wildenbrnch in Verlin.

„Zu wem?" fragte ich erstaunt.

„Zu dem — Gelben?"

Ob es der Ton ihrer Worte, oder was es sonst war — ein schauerndes Bangen überströmte mich, als sie mir diesen Vorschlag machte.

„Sage mir," erwiderte ich, „wer das eigentlich ist, von dem Nu so sprichst, den Du den Gelben nennst?"

„Du sollst ihn kennen lernen, willst Tu mit mir gehen? Willst Du?" fragte sie.

Sie war vom Sopha aufgestanden und zog mich an der Hand, die sie in ihren Händen fest hielt, mit sanfter Gewalt nach.

„Ich weiß nicht, ob ich soll," sagte ich, indem ich den Nock wieder anzog und ihr in das Gesicht schante. In ihren Augen ging wieder jener stille, verzehrende Blick auf, den ich am Abende vorher bemerkt hatte.

„O komm," sagte sie leise flehend, „komm, Du wirst sehen, wie schon es ist."

Mit diesen Worten legte sie den Arm um meine Schultern, beinahe willenlos ließ ich mich von ihr führen.

Wir verließen das Zimmer, wir schritten über den Hof und dann traten wir dort ein, wo ich bereits am Abende vorher gewesen war, in die Menagerie.

Auf der Schwelle blieb ich stehen.

„Wohnt er hier?" fragte ich.

Sie schüttelte das Haupt, ohne mich anzusehen. „Komm nur weiter," sagte sie, „komm nur weiter."

Der geräumige Saal, in dem wir uns befanden und an dessen Wänden die Käfige der Thiere angebracht waren, wurde durch eine einzige Laterne erhellt, welche in einer Ecke an einem Haken an der Wand hing. Unter dieser Laterne befand sich eine Bettstatt und auf derselben lag der schwarz-bärtige Thierbändigcr in tiefem, schnarchendem Schlafe. Ueber dem Bette war ein Gesimse an der Wand; auf demselben standen noch einige Lampen, und eine derselben nahm meine Begleiterin herab.

Sie zündete den Docht in der Lampe an, dann ergriff sie meine Hand, als fürchtete sie, daß ich ihr entschlüpfen würde, und so schritten wir quer durch den weitläufigen Raum auf eine in der entgegengesetzten Ecke befindliche Thüre zu.

Wir gelangten in einen dunklen Gang und als wir denselben durchschritten hatten, stieß sie eine zweite Thüre auf; ein Gelaß, das keinen weiteren Ausgang hatte, als die Pforte, durch die wir eingetreten waren, nahm uns auf.

Sie drückte die Thüre hinter uns in's Schloß, dann hob sie die Leuchte empor.

„Komm," sagte sie.

Ich folgte ihr, wir traten zwei Schritte vor — und ich prallte zurück.

?runhild. 32^

Vor mir gewährte ich einen Käfig und hinter den Stäben desselben richtete sich, vom plötzlichen Lichte geweckt, lautlos eine gewaltiger Löwe auf.

Ich weiß nicht, ob es eine Wirkung meiner tiefen Erregtheit war, oder ob die schweigende Einsamkeit, aus der er mir plötzlich entgegentrat, ihn so mächtig erscheinen ließ, ich hatte in dem Augenblick die Empfindung, daß ich noch nie ein so riesenhaftes Thier dieser Art gesehen hatte.

Regungslos, wie aus Erz gegossen, stand er mitten in dem Käfig; die gelbbraune Mähne umwogte sein Genick und aus dieser Umrahmung trat der Kopf voll drohender Gelassenheit hervor; feine finsternen Augen waren auf uns gerichtet.

„Sieh ihn an,“ flüsterte meine Begleiterin, „wie er da steht, in seiner Herrlichkeit; er ist ein König der Natur und zürnt den Menschen, die sich auf seinen Thron gesetzt haben.“

Sie sprach so leise, als glaubte sie, daß er ihre Worte verstehen würde, ihre Lippen öffneten sich, fo daß die weißen Zähne sichtbar wurden, ihre Nasenflügel zitterten und ihre Blicke ruhten auf ihm mit dem verzehrenden Ausdruck, mit dem sie gestern mich angesehen hatte.

Ein unerhörtes Grauen stieg mir zum Herzen und legte sich bleischwer darauf, scheu blickte ich sie von der Seite an.

Nun hing sie die Lampe an einen, zur Seite des Käfigs aus der Wand vorspringenden Griff, dann trat sie so dicht an dcu Käfig, daß ihre Stirn das Gitter berührte.

Ter Löwe wich einen Schritt zurück, öffnete den Rachen und ein langes, hohles Grollen stieg aus seiner Kehle empor.

Sie drehte sich zu mir um. „Hörst Du's, wie er mich begrüßt?“ fragte sie.

Dann wandte sie sich zu dem Thier zurück uud mit tiefem, feierlichem Ernste, als spräche sie zu einem vernunftbegabten Menschen, sagte sie:

„König, vergib, daß ich Deine Ruhe störe, aber hier ist Einer gekommen, der Tich in Teincr Herrlichkeit zu sehen verlangte, es ist ein Mensch, aber der Einzige unter allen, den ich liebe — er ist anders, als die Anderen,“

Sprachlos hörte ich diesen seltsam schauerlichen Worten zu; das Weib befand sich offenbar in einem Zustande wildester Ekstase und zum ersten Male empfand ich es, daß der Anblick folchcn Zustandes ansteckend auf den Menschen wirken kann. Denn indem ich die Augen des Löwen, der sich im Hintergründe des Käfigs niedergelegt hatte, regungslos auf die Sprechende gerichtet fah, fing ich wirtlich an zu glauben, daß er begriff, was sie zu ihm fagte.

Ich war wie gebannt auf meinem Flecke stehen geblieben uud befand mich zwei Schritte hinter ihr. Jetzt wandte sie sich langsam zu mir zurück und schaute mich an, als wundere sie sich, daß ich noch immer so fern bleibe, dann kam sie zu mir heran.

„Fürchtest Du Dich vor ihm?" fragte sie, „ja seine Arme sind stark und das Herz in seiner Brust ist furchtbar, wenn es zürnt — aber wenn Du wüßtest, wie wonnevoll es ist, wenn man das Haupt in seine Mähne beltet, wenn Du wühlest, wie weich sein goldnes Fell ist — und wie sanft es sich in seinen Armen ruht."

Sie unterbrach sich, legte beide Hände auf meine Schultern, und indem sie mir in's Gesicht starrte, hob ihre Oberlippe sich empor. Instinctmäßig wollte ich zurückweichen, aber ich fühlte mich von ihren Händen am Platze festgehalten.

„Sprich," sagte sie mit hohler Stimme, „hättest Du nicht auch Lust einmal in seinen Armen zu ruhen? Einmal mit mir zusammen in seinen Armen — denk' doch, wie selig das sein muß."

Wie ein eisiger Schauer drang mir der schreckliche Sinn 'ihrer Worte in's Herz. Ich faßte ihre Handgelenke, um ihre Hände von meinen Schultern zu bringen, aber wie Schraubstöcke hielten ihre Finger mich gepackt.

„Ich habe es Dir ja gesagt," fuhr sie fort, „daß Du gezeichnet bist, wie ich, zum Tode durch die Gewalt — die Stundenst da, und sie ist so schön — warum willst Du ihr entfliehen? Tu bist zu gut für diese Welt, viel zu sanft und zu gut, Du kannst ja nicht glücklich werden — darum hat Dein Schicksal Dich zu nur geführt. Komm doch, mein Trauter, mein Liebling, ich will F Dich heilen von allem Leid, das Dir die Menschen thun werden."

Sie hatte die Arme um mich geschlagen, ihre Augen glühten und sprühten in dunkler Gluth, von ihren Lippen strömte die Beredtsamkeit der wüthenden Raserei. Ich fühlte mich in der Gewalt der Wahnsinnigen, deren unnatürliche Kräfte in's Maßlose gesteigert waren. Der kalte Schweiß brach mir aus allen Gliedern hervor; ich wollte sprechen, wollte ihr zur Vernunft reden, aber das Entsetzen drückte mir die Worte in die Kehle zurück.

„Ich dulde es nicht," sagte sie und der Ton ihrer Stimme ward drohender von Silbe zu Silbe, „ich dulde es nicht, daß die verfluchten Menschen Dich quälen, daß sie Dich martern, bis daß Du stirbst — ich will dabei sein — mit Dir zusammen will ich sterben! Komm, sag' ich Dir, er macht es kürzer — und," sie nickte mit dem Haupte rückwärts nach dem Löwen hin — „er macht es wie ein stolzer König, mit einem Male! Du denkst, es thut weh? Glaub' es nicht. Siehst Du die Thür dort?—" Sie zeigte auf die Eingangspforte des Käfigs und riß mich gleichzeitig einen Schritt auf dieselbe zu — dort treten wir zu ihm hinein — Arm in Arm, Brust an Brust — dann kommt uns der König entgegen — dann fängt er uns in seine Arme —"

„Lassen Sie mich los," rief ich, von Todesschrecken gepackt; verzweifeln sträubte ich mich in ihren Armen.

Wir waren bis dicht an das Gitter gelangt, und beim Anblicke unserer

ringenden Bewegungen erwachte plötzlich der blutgierige Instinct des Löwen. Mit einem ungeheueren Sähe fuhr er empor und flog durch den Käsig mit der vollen Wucht feines Leibes gegen das Gitter, daß es in allen Fugen dröhnte und krachte. Weit that sich der Nachen auf, und ein donnerndes Gebrüll durchschüttelte den öden Raum.

Während aber der furchtbare Laut jedes Glied meines Leibes erstarren machte, schien er das Weib erst ganz zum rasenden Wahnsinn zu erwecken.

„Hörst Du," schrie sie nnt gellender Stimme, „wie der König ruft?

Er zürnt uns, daß wir ihn warten lassen — auf, Du mußt! Du mußt!"

Ächzend stemmte ich mich mit den Füßen gegen den Fußboden, aber mit ihrer unbändigen Kraft warf sie sich auf mich, ich fühlte mich fortgerissen, noch einen Schritt und noch einen auf die verhängnißvolle Pforte zu — da ging die Thüre, durch die wir eingetreten waren, jählings auf, und verstörten Gesichts kam der Bändiger hereingestürzt.

„Bist Tu wieder einmal toll geworden?" schrie er. Mit einem Sprunge war er herangekommen und gab dem Weibe einen Stoß, daß sie zurücktaumelte. Ihre Arme glitten von mir ab — ich war befreit.

Nach Luft ringend, gebrochen an allen Gliedern stand ich da.

„Machen Sie fort," rief mir der Bändiger zu, der das Weib, das in die Kniee gesunken war, an den Schultern festhielt, „machen Sie fort, ,so schnell Sie können."

Taumelnden Schrittes wandte ich mich dem Ausgange zu, da hörte ich ihre Stimme hinter mir:

„Das thust Du mir?" rief sie, „ich habe Dich retten wollen vor den Menschen und Du fliehst zu den Menschen vor mir?"

Als ich diese Worte vernahm, die mit allem Jammer tiefster Verzweiflung hinter mir drein fchollen —

Benno Nother brach mitten im Satze ab, sein Antlitz war weiß geworden wie der Schnee. —

„Begreifst Du es nun," sagte er, indem er dicht an mich herantrat,

„daß ich fliehen mußte aus jener Stadt am nächsten Morgen in aller Frühe?

Daß ich nicht sprechen konnte von dem, was mir begegnet war? Begreifst

Du es, daß, als ich jenes letzte Wort von ihr vernahm, ich mich nur einen

halben Schritt noch vom Wahnsinn entfernt fühlte und daß der Wahnsinn

mir zurückkehrte, so oft dieses Wort mir im Gedächtnis; wieder emportauchte?

Wenn ich mein Leben retten wollte, mußte ich entfliehen, und indem ich vor ihr

floh, überkam es mich wie das Gefühl einer töotlichen Schuld, die ich an

dem unseligen Weibe beging," —

Ich erhob mich von meinem Sitze — die Cigarre war längst erloschen,

der Wein war ungetrunkcn stehen geblieben.

„Ja," sagte ich, indem ich feine Hand ergriff und fest in der meinigen

behielt, „ich begreife Alles, Alles. Dennoch ist es gut, daß Du mir Dein

Geheimnis; anvertraut hast, denn Du wirst nun erkennen, daß die Prophe-

32H Ernst von wildenbruch in Verlin.
zeihungen jenes Weibes im Wahnsinn gesprochen waren, daß die Menschen Dich nicht verfolgen, daß sie Dir helfen und Dich schützen werden, wo und wie sie tonnen. Du hast einen schrecklichen Traum geträumt, aber nach dem schweren Traume der Nacht freut man sich doppelt des hellen, gesunden Tages. Und nun mache ich Dir folgenden Vorschlag: morgen Nachmittag um sieben Uhr geht der Eisenbahnzug nach Korsör, wir setzen uns hinein, und übermorgen ist das Meer zwischen Dir und ihr."

Benno Rother senkte das Haupt.

„So wird es am besten sein," sagte er. —

Was von der Nacht noch übrig blieb, wurde benutzt, die versäumte Ruhe nachzuholen — ob er geschlafen hat, weiß ich nicht, wenn ich nach mir urtheilen soll, möchte ich es indessen bezweifeln.

Am nächsten Vormittage entführte ich ihn zu einem Ausflüge nach dem reizenden MarienInst. von wo wir in den Nachmittagsstunden zurückkehrten.

Dann trennten wir uns für kurze Zeit, da ich einen Freund auffnchen wollte.

Es wurde verabredet, daß wir um fechs Uhr im Gasthofe zusammen-treffen wollten, um von da gemeinschaftlich nach dem Bahnhofe zu gehen.

Pünktlich, zur festgesetzten Stunde fand ich mich ein, Benno Rothcr

war noch nicht erschienen.

Eine Viertelstunde verging — er kam nicht; auf mein Befragen erfuhr ich nur, daß er bald nach mir das Gasthaus verlassen hatte und bisher nicht zurückgekehrt war.

Es schlug halb sieben; wenn wir den Zug benutzen wollten, war es höchste Zeit.

Ich machte mich allein nach dem Bahnhofe auf den Weg, in der Meinung, ihn dort vielleicht vorzufinden, im Gasthofe hinterließ ich entsprechende Weisung.

Ich streifte die Perron-Halle auf und ab, ich durchmusterte die Warte-zimmer eins nach dem anderen — wen ich nicht fand, war Benno Rother.

Rathlos stand ich da — die Glocke mahnte zum Einsteigen — tonnte ich ihn jetzt allein zurücklassen? Unmöglich — der Zug rollte ohne mich davon.

Auf dem Wege, den ich gekommen war, kehrte ich zum Gafthause zurück — er war auch jetzt noch nicht wieder eingetroffen.

Während ich unschlüssig zaudernd auf der Schwelle des Flurs stand und die gleichgiltigen, fremden Menschen gleichartig an mir vorüberwandeln sah, stieg mir plötzlich schwarz und schreckhaft wie etwas körperlich Greif-bares der Zusammenhang der Dinge vor der Seele auf. Nie war es möglich, daß ich daran nicht gleich gedacht, daß ich mich in seiner Seele so verrechnet hatte! Mit der Rückerinnerung an all' das Furchtbare, was er durchlebt, mit dem Bewußtsein, daß das Weib an einem Orte wieder mit ihm zusammen war, hatten die Spukgebilde der Nacht wieder Gewalt über seine Seele gewonnen und ihr düsteres „ich halte Dich" von gestern Abend war thlltsächliche Wahrheit geworden.

Gerade, weil er sich vor ihr entsetzte, ritz es ihn zu ihr hin, denn er war einer jener Menschen, die, wenn sie am schwindelerregenden Abhänge stehen, die entsetzliche Möglichkeit des Hinabstürzens mit so schauriger Gewalt der Phantasie in sich empfinden, daß sie, um dieser Qual zu entgehen, sich kopfüber hinunterwerfen. — „In Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten“ — er heißt nicht zu Unrecht der größte Seelenkennner, der Mann, der das gesagt hat.

Jetzt erst fiel es mir wieder ein, wie er gestern schon, als wir den Garten verließen, auf der Schwelle gestockt hatte, als wollte er wieder zurück — ich wußte min, wo ich ihn zu suchen hatte, und unverweilt machte ich mich nach dem Tivoli auf den Weg.

Als ich am Thore des Gartens mein Eintrittsgeld erlegen wollte, hatte ich einen kurzen Aufenthalt, denn der Kassirer war so gänzlich in die Erzählung eines vor ihm stehenden Mannes versunken, daß er auf wiederholtes Anrufen erst sich zu mir umwandte und mich abfertigte. Was der Mann erzählte, konnte ich nicht verstehen, da es auf dänisch geschah, aber die erregte Hast fiel mir auf, mit der er sprach; außerdem sah ich, wie er sich mit der rechten Hand, als wenn er seine Erzählung bildlich lebendig machen wollte, auf die Brust schlug, indem er die Finger krümmte, so daß die Hand die Gestalt einer Kralle nachahmte. Ich trat in den Garten ein — aus dem hintern Theile desselben, wo der Circus lag, kamen mir Gruppen aufgeregter Menschen entgegen, die sich laut redend und gestikulirend mit einander unterhielten und plötzlich — war es der Schatten eines grausigen Ereignisses, der vorahnend in meine Seele fiel?

Plötzlich durchzuckte mich die Gewißheit, daß etwas Schreckliches im Circus vorgefallen und Benno Rother dabei betheiligt sei.

Keuchenden Laufes erreichte ich die Pforte des Gebäudes; Haufen von Menschen standen vor derselben gedrängt; eine Frau schwankte an mir vorüber, das Taschentuch vor das Gesicht gedrückt, mit jenem nervösen Schluchzen, in das Frauen beim Anblick blutiger Vorgänge häufig verfallen und welches die Nerven auch des stärksten Mannes zerwühlt.

Rücksichtslos brach ich mir Bahn, bis daß ich in das Innere des Circus gelangte.

Das erste, was ich sah — denn die Menschen standen auch im Inneren dicht gedrängt — war ein Käfig, der mitten in den Circus geschoben war und in welchem ein ungeheurer Löwe mit wüthenden Sätzen auf und nieder tobte. Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Bewegungen, drückte sich mit vollem Leibe gegen das Gitter, als verlangte er nach einem Gegenstände, der sich unmittelbar außerhalb des Käfiges befinden mußte, den ich nicht sehen konnte, und stieß ein blutdürstiges Geheul aus.

Rechts und links stieß ich die Neugierigen, die mir den Weg wie eine Mauer versperrten, zur Seite; ich gelangte an die Barriere — und wie an den Boden gewurzelt blieb ich an der Barriere stehen.

326 Ernst von Wildenbruch in Verlin.

Lang hingestreckt in den Sand der Arena lag. die Frau, die ich gestern Abend gesehen hatte, neben ihr im Sande kniete ein Mann — und dieser Mann war Benno Rother. Mit zwei Sprüngen war ich an ihrer Seite.

„Benno," rief ich: „Du hier?"

Er>»hob das Haupt, er sah mich an, ob er mich erkannte, ich weiß es nicht.

Der linke Arm des Weibes war um seine Schulter geschlungen, ihr Oberleib lehnte gegen sein aufgestemmtes, rechtes Knie, ihr Haupt ruhte an seiner Brust. Eisige Blässe bedeckte ihr Gesicht; die Augen waren geschlossen — eine sterbende Gigantin — das Bild fiel mir ein, das er gebraucht hatte, und wunderbar, wie es die Sache traf.

Einer der Umstehenden, ein Arzt, wie es schien, beugte sich herab und schob Benno NotherZ Hand, die ein Tuch auf ihre Brust gepreßt hielt, leise bei Seite. Eine tiefe, strömende Wunde zeigte sich mitten auf ihrem halb entblößten Busen.

„Nichts mehr zu macheu," sagte er kopfschüttelnd, indem er sich wieder aufrichtete.

Er sprach deutsch, ich wandte mich an ihn.

„Haben Sie den Vorgang mit angesehen?" fragte ich.

„Ja wohl," erwiderte er leise, „es war etwas höchst Sonderbares."

„Die Vorführung des Löwen geschah zu Ende ^der ersten Abtheilung des Programms. Die Frau war in den Käfig getreten, das Thier schien zwar übler Laune zu sein, aber es that dennoch, was sie von ihm verlangte. Sie legte sich zu ihm nieder und bettete das Haupt in seine Mähne — auch das ließ der Löwe sich gefallen, obfchon er drohend zu murren begann. Als sie aber so lag, sah es aus, als ob sie plötzlich unter den Zuschauern Jemanden bemerkt hätte, der ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Ich kann es nicht genau sagen, aber ich glaube in der That, es war der junge Mann, der neben ihr kniet — er wies auf Benno Nother. — Sie blickte einzig und allein >auf ihn hin, und schien ganz zu vergessen, in welcher Lage sie sich befand. Der Löwe ward offenbar ungeduldig, sein Murren wurde zum dumpfen Gebrüll, und nun kam der Mann, der die Frau begleitete, plötzlich herangelaufen. Er sprang in den Vorkäfig und riß die Thür des inneren Käfigs auf — und das war ein Fehler; denn bei dem Lärm, den er machte, wurde der Löwe zornig und stand plötzlich auf.

Zwar fprang jetzt die Frau gleichfalls auf die Füße, aber es war schon zu spät, denn indem sie durch die geöffnete Thür hinaustreten wollte, sprang der Löwe mit einem Gebrüll, wie ich ein ähnliches nie gehört habe, auf sie los und schlug ihr die rechte Vordertatzc mit einer solchen Gewalt in die Brust, daß sie rücklings über taumelte und von dem Manne ausgefangen ward, der eben noch Zeit gewann, die Käfigthür zuzuwerfen. Im Augenblick, da er sie alsdann herausschaffte, kam der junge Mann dort, wie ein Nasender von seinem Platze herabgesprnngen, über die vor ihm sitzenden

AruühiIX 52?

Leute hinweg — und warf sich zu ihr in den Sand. Und seitdem, sehen Sie, kniet er noch ebenso neben ihr."

Ich hatte dem Berichte wortlos zugehört; was dem Erzähler unerklärlich schien, war mir nur zu erklärlich.

Jetzt bemerkte ich, daß das Weib die Augen aufgeschlagen hatte, und ich stand so, daß ich gerade in diese Augen hineinschauen konnte. Nichts Wildes war mehr darin, nichts Leidenschaftliches, nur der ergreifende Ausdruck liebender, leidender Weiblichkeit. Sie regte die Lippen und unwillkürlich beugte ich mich nieder, um zu hören, was sie zu ihm sprach.

„Ich habe es Tir gesagt," hörte ich sie leise sagen, „es thut nicht weh — gar nicht weh." Eine Pause trat ein.

„Ich gehe jetzt fort," fing sie noch ein Mal, noch leiser an, „kommst T)u nun auch bald?"

Schwer lastend blieb ihr Haupt auf seiner Brust liegen — in dem weiten, mcnschenerfüllten Räume regte sich lein Laut; das große Geheimnis;, vor dem die Menschen verstummen, war zwischen uns getreten, der Tod. Ich trat zu ihm heran und berührte seine Schulter.

„Benno," sagte ich, „wende Teine Augen auf die Lebenden, kennst Tu mich nicht mehr?"

Verworren schaute er zu mir empor, dann richtete er sich, von mir gestützt, langsam auf, und nachdem er einen langen, öden Blick auf das zu seinen Füßen liegende Weib geworfen hatte, fiel er mir um den Hals und brach in einen Strom von Thronen aus, der kein Ende nehmen wollte.

Ter Arzt, der vorhin mit mir gesprochen hatte, kam heran.

„Das ist gut." sagte ei mir ins Ohr, „das ist sehr gut, daß er weint, bringen Sie ihn schnell fort."

Wie ich ihn nach Haus geschafft, wie wir diese Nacht verbracht haben, ich weiß es nicht mehr.

Am nächsten Abende waren die Wellen der Ostsee unter unseren Füßen und am darauf folgenden Tage brachte ich ihn in die Arme seines Vaters zurück.

„Eire traurige Vergnügungsreise —" so schloß ich meinen Bericht, dem der alte Herr mit besorgter Spannung gefolgt war.

„Ter Alp ist von seinem Leben genommen," sagte er, indem er tief-aufathmend sich erhob, „ich denke, daß nun Alles wieder gut werden wird."

„Ich fühle," erwiderte ich, „daß Alles, was ich für meinen Freund thun kann, darin besteht, ihn ganz Ihrer Fürsorge zu überlassen. Wollen Sie mir versprechen, daß Sie mir schreiben wollen, sobald er wieder ganz der lebchnoia.cn Welt angehört?"

Er versprach es mir in die Hand, die ich ihm scheidend reichte.

Ich warte noch immer auf seinen Brief. — —

Betrachtungen über die neuen preußischen Gesetze
zur Erhaltung des Bauernstandes.

von
Wilhelm üoschr.

— leipzig, —

Das am 30. April 1882 publicirte Gesetz einer Landgüter-Ordnung für die Provinz Westphalen und die Kreise Rees, Essen, Duisburg und Mülheim a. d. Ruhr, sowie dessen Vorläufer: das Ä! Gesetz vom 2. Iunius 1874, betreffend das Höfcrecht in der Provinz Hannover (mit Nachtragsgesetz vom 24, Februar 1880), sind von der öffentlichen Meinung in Deutschland viel weniger beachtet worden, als sie verdienen. Und sie betreffen doch eines der wichtigsten Gebiete unseres ganzen Volkslebens, suchen einer unleugbar vorhandenen großen Gefahr desselben vorzubeugen, und zwar in einer Weise, die, mag sie nun auf planmäßiger Absicht beruhen, oder nur durch ein zufälliges Üompromiß entgegengesetzter Kräfte zu erklären sein, den Stempel der Zeitgemäßheit, also Durchführbarkeit, in einem für die Gesetzgebung leider gar nicht gewöhnlichen Grade an sich trägt. Es scheint deshalb Wohl der Mühe werth, auch bei dem größern, scheinbar nnbetheiligten Publicum, auf ihre Veachtungs- und Nllchllhmnngswürdigkeit so oft wie möglich hinzuweisen.

I.
Ein tüchtiges Vauernthum ist nicht bloß der Ballast gleichsam des Staatsschiffes, wodurch gefährliche Schwankungen aller Art verhütet werden, sondern es mag in vieler Hinsicht als die Wurzel des ganzen Volkslebens gelten. Die höheren Stände, gleichsam die Zweige, Blätter und Blüthen des großen Baumes, können verwelken und abfallen: wenn nur die Wurzel gesund ist, werden neue nachwachsen. Ist aber diese fanl, so taugt der ganze Baum nichts, und die „Geschichte verurtheilt" ihn, früher oder später, abgehauen und in's Feuer geworfen zu werden. Namentlich sollte, wer communistische

Erhaltung des Vauernstcindes. 229

Gährungen fürchtet, niemals vergessen, daß das Privateigenthum an Grundstücken theoretisch viel leichter anzugreifen, schwerer zu vertheidigen ist, als das an Capitalien. Immer häufiger tauchen jetzt Vorschläge auf, selbst in so conservativen Ländern wie Großbritannien und so jugendlichen Ländern wie Nordamerika, die Grundstücke mit oder ohne Entschädigung der bisherigen Eigenthümer zu confisciren. Ten sichersten Damm gegen solche Ungeheuerlichkeiten, auf die Tauer vielleicht den einzig sichern, bildet das Vorhandensein eines Standes von Grundeigenthümern, deren Besitz klein genug ist, um von ihnen selbst gut bestellt und meliorirt zu werde», und deren Zahl groß genug, um eine beträchtliche Quote des ganzen Voltes auszumachen. Dagegen wird eine Oligarchie von Latifuudienbesitzern, deren Güter viel zu groß sind sür die Selbstbewirthschaftung, auf die Tauer dem Socialismus gegenüber schwer zu halten sein, auch weuu sie nicht bloße „auf Landgütern einquartierte Sinecuristen" <I. St, Mill) sind, vielmehr, wie bisher in England, durch politische, communale :c. Dienstleistungen den ihnen eingeräumten Vorzug, wie der Minister von Stein sich ausdrückte, allerdings «gegenzuwiegen" gesucht haben. Vom landwirthschaftlichen Standpunkte aus wird man kaum sagen tonnen, daß Pächter solcher riesenhaften Privateigenthümer productiver sein müßten, als Pächter von Staatsdomänen. Es ist darum eine ganz besonders kurzsichtige, fast möchte man sagen, selbstmörderische Art politischen Raubbaues, wenn die großen Grundeigenthümer die kleineren massenhllst auskaufen, zumal wenn fie gleichzeitig aus Widerwillen gegen den Mittelstand, wie z. B. in Rom während des 2. Jahrhunderts v. Chr. geschah, mit dem Nadicalismus der untersten Volksschichten, wohl gar dem (Kommunismus liebäugeln.

Nun wird heutzutage, selbst bei normalster Entwicklung, das gesunde Blluernthum, das seit 1830 durch die Ablösung der bäuerlichen Lasten so mächtig erstarkt war, schon dadurch wenigstens relativ wieder geschwächt, daß gerade beim Aufsteigen der Cultur die landwirthschaftliche Bevölkerung eine abnehmende Quote der Volkszahl überhaupt zu bilden Pfllegt. In Großbritannien z. V. waren 1811 noch 35 Proc. der Bevölkerung mit Landwirthschaft beschäftigt, 1821 —33 Proc.. 1831 — 28 Proc., 1841^22 Proc.; in England und Wales allein 1851 nur 16.1, 1861 sogar nur 13.9 Proc. Im Königreich Sachsen kamen auf Land- und Furstwirthschaft, Jagd nnd Fischerei 1849 — 21.88 Proc. der Bevölkerung. 1861—18.40, 1871 nur 16.21 Proc. Wie in cultürllich fortschreitenden Volkswirtschaften die industriellen Gewerbe mit ihrer viel größeren Ausdehnbarkeit immer mehr die Landwirthschaft überwachsen, so wird diese Entwicklung noch sehr dadurch »«stärkt, daß überall nach Durchführung der Eisenbahnsysteme die Großstädte, also die städtischsten Städte, der an Volkszahl wie an Einfluß jeder Art laschest zunehmende Theil der Nation geworden sind. Um so vorsichtiger sollte man zu verhüten suchen, daß sich der relativ abnehmende Bauernstand nicht auch positiv schwäche!

320 Wilhelm Röscher in Ielpzig.

Nie die frühere Gesetzgebung in so vielen deutschen Territorien dies erstrebt hat, namentlich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ist bekannt. Die geschlossenen Bauerhöfe mit ihrer Unteilbarkeit und festbestimmten Erbfolge, ihrer wesentlich erschwerten Veräußerlichkeit und Verschuldbarkeit waren freilich in erster Linie um ihrer Abgaben- und Frohnpflichtigkeit willen so geschlossen. Aber es wurden doch auch die bäuerlichen Familien dadurch vor Uebervölkernng und Überschuldung, die Landwirtschaft vor Zersplitterung und übermäßig raschem Besitzwechsel geschützt. Um die Früchte solcher im.dcschrrlichen Vanernpolitik zu würdigen: Erhaltung eines noch lange unentwickelten, aber für die Zukunft sehr entwicklungsfähigen Kräftefonds der Nation, braucht man nur die kläglichen Baueinverhältnisse Mecklenburgs und Altwüittcmbergs mit denen Sachsens, vieler Theile von Altpleußen, ganz besonders aber Hannovers zu vergleichen. Natürlich tonnten solche Maßregeln nicht für immer vorhalten. Wenn das Volt an Zahl, Reichthum, Bedürfnissen wuchs, mußte die Landwirthschaft intensiver betrieben werden, d. h., auf gleiche Bodenfläche mehr Capital und Arbeit verwenden. Jetzt wurde es wünschenswerth, ^ja nothwendig, die auf jeden einzelnen Landwirt!) fallende Fläche geometrisch °zu verkleinern, sei es durch Theilung der allzu großen Güter, sei es durch Veräußerung einzelner Parzellen. Namentlich gab es kaum ein besseres Mittel den Forderungen der landwirthschaftlichen Intensität gerecht zu werden, als wenn man die abgelegenen Theile eines nunmehr zu groß gewordenen Landgutes verkaufte, um dann mit dem Erlöse das Uebrige zu melioriren. Auch die Verpfändung des Bodens mußte erleichtert werden. Sie war früher mit Recht gefürchtet als ein Mittel, den Stamm des bäuerlichen Vermögens anzugreifen; jetzt konnte sie in geschickter Hand ein Hauptmittel sein, dies Vermögen zu mehren. Und was die Veräußerung der Höfe im Ganzen betrifft, so mochte in früheren Zeiten, wo die Llludwirhlschlft eine Sitte und Lebensart war. die Präsumtion Recht haben, daß der Sohn eines Bauern, und nur ein solcher, wiederum ein guter Bauer sein würde; heutzutage, wo die Landwirthschaft zur Kunst und Wissenschaft, mindestens zum Gewerbe geworden ist, würde die Fortdauer der alten Hindernisse oft gerade die fähigsten Personen von diesem Gewerbe zurückhalten. Es ist daher nicht blos das unsere Zeit so gewaltig beherrschende Streben Aller nach individueller Selbständigkeit, also frei zu sein von alten Familienstatuten, sowie von polizeilicher, oder gar gutsherrlicher Bevormundung, was die Freiheit der Vodrnmobilisirung empfiehlt. Sondern, wenn man nur darauf rechnen könnte, daß jeder Grundeigenthümer und Landmann auch ein guter Landwirth wäre, so müßte eben die völlige Mobilisirungsfrcihcit die nachhaltig größte landwirthschaftliche Production verbürgen. In diefcm Falle würden zwar dnrrh Theilung:c. einzelne Landgüter geometrisch kleiner werden, ökonomisch aber, an Ertrag :c., könnten sie ebenso groß bleiben, wie vorher, die Summe der Theile folglich bei

Erhaltung des VauernstandeZ:c. 33^
Weitem größer, als vorher das Ganze. Die Veräußerungen würden nur dazu dienen, die jeweilig geschicktesten Wirthe und Wirthschaftspläne auf den Boden zu bringen. Die Verschuldung würde Meliorationen bewirken, welche den Reinertrag mehr steigern, als der Zins des geborgten Capitals beträgt. So daß mithin das Landvolk nicht allein zahlreicher, sondern auch wohlhabender und gebildeter würde.
Leider zeigt die Erfahrung, daß eine solche Klugheit und Selbstbeherrschung des gesumnten Landvolkes, namentlich der Bauern, welche die Mobilisierungsfreiheit nur in rechter Weise benutzt, auch in hochcultivirten Ländern nicht immer vorauszusehen ist. Wie es Beispiele giebt, daß volle Freiheit des Verkehrs mit Grundstücken Jahrhunderte lang nicht gemißbraucht wird, (so z. B. in den norddeutschen Küstenmarschgegenden, in vielen Theilen der Schweiz und des Rhcinthales, lange Zeit in Flandern), so haben andererseits auch ganze Völker im größten Maßstäbe durch Mißbrauch agrarischer Verkehrsfreiheit ihren Bauernstand verloren, find durch ein Uebermaß von Zweigwirtschaft hindurch zu dem entgegengesetzten liebermaße des Latifundienfystems gelangt und auf folche Art entweder altersschwach und verfallsrcif überhaupt, oder wenigstens doch, wenn sich die Krankheit ja noch heilen ließ, für lange Zeit der wahrhaft sicheren Freiheit und wahrhaft starken Ordnung beraubt worden. (So z. B. die Israeliten unter ihren späteren Königen, die Griechen nach dem pelovonnesischen Kriege, die Römer seit Ausbildung der oligarchischen Scnatsherrschaft und in Folge davon der ganze Ordi« IsiiÄi-um, ein großer Theil des neueren Ober- und Mittelitaliens seit dem Ende des Mittelalters; im allergrößten Maßstabe die Hauptmasse Vorderindiens.)
Es ist darum gewiß nicht bloße hyperconservative Schwarzsehern, wenn so große, weise und wahrhaft freisinnige Männer, wie der Minister von Stein, Wilhelm von Humboldt, der Ober-Präsident von Vincke, der Historiker Niebuhr, E. M. Arndt, Stüve U.A., vorder völligen Mobilisierung wenigstens der Vauergüter so ernstlich gewarnt haben. Wie oft hat Stein betont, daß „von Erhaltung der Bauerhöfe und adeligen Güter in Massen von verhältnißmäßiger Größe die Erhaltung eines tüchtigen Standes von Landbewohnern abhängt, auf welchem Wehrhaftigkeit, Sittlichkeit und Tüchtigkeit jeder Art beruhet. Durch grenzenlose Theilbarkeit löset sich der Bauernstand in Tagelöhner, Gesindel, der Adel aus einem selbständigen Gitternde! in einen Dienst- und Hofadel auf". Im letzten Jahrzehnt seines Lebens war es ein Hlluptgegenstand seines Nachdenkens, zu verhüten, „daß alle Bauern zu Tagelöhnern theoretisirt, und statt der Hörigkeit an den Gutsherrn, eine viel schlimmere Hörigkeit an die Juden und Wucherer eintreten möchte". So erwartete Arndt von der Mobilisierung des Grundeigcnthums schließlich „ein Volt von Bettlern und Streuern". — Zwar ist gerade in Frankreich die völlige Mobilisierungsfreiheit (1c toi-ritals« äe Ig l>anco LLt lidre, eoinmo Nord und Süd. xxn. e«. 23

232 ^— Wilhelm Röscher in leipzig.
1s8 i)ei-8onii68, <^u1 1'iabitent!)*), noch verstärkt durch das strenge Pflicht-
theilsrecht der Revolution und des Code Napoleon, nun schon seit 90 Jahren
herrschend, ohne die gefürchteten üblen Folgen nach sich gezogen zu haben.
Malthus' Prophezeiung, 1820 ausgesprochen, daß Frankreich, bei ungestörter
Fortdauer seiner jetzigen Erbtheilungsgesehe, nach hundert Jahren ebenso auf-
fallend arm, wie vermögensgleich sein werde, ist durch die Art, wie es den
Krieg von 1870/71 und die nachfolgende Milliaiden-Cuntribution überstanden
hat, sehr unwahrscheinlich geworden. In der That hat sich die Parcellirung
des französischen Bodens seit Anfang unseres Jahrhunderts eben nicht mehr
gesteigert, als die Zunahme der Bevölkerung und des Volksreichthums, mit-
hin auch der landwirthschaftlichen Intensität unbedenklich erscheinen läßt**).
Der Viehstand ist bei Weitem mehr gewachsen, als die Bevölkerung: zwischen
1789 und 1866 die Pferde von 2.048.000 auf 3.313,000. die Rinder
von 7.089.000 auf 12.733,000. die Schafe von 20 Mill. auf 30.386,000.
felbst die Schweine von 4 Mill. auf 5,889,000; ganz abgesehen von der
sehr verbesserten Qualität des Viehes. Und namentlich die Pferdezucht gedeiht
sicher nicht in Iwergwirthschaften! Der Werth der Grundstücke ist bei
Weitem mehr gestiegen, als die Entweithung des Geldes erklären würde.
Und die Verschuldung ist Uerhältnißmäßig gering: vor 1870 kaum i/s des
Bodenwerthes. So ist denn auch der französische Bauernstand, weit entfernt
seit der großen Revolution zu schwinden***), erst seitdem recht bedeutend
geworden. Die sehr kleinen Eigenthümer besitzen gegenwärtig, wie 1831,
1815 und kurz vor der Revolution, ungefähr ein Drittel des angebauten
Landes. Während aber die anderen zwei Drittel um 1788 fast nur großen
Eigenthümern gehörten, noch 1815 über 42 Procent des Ganzen, gab es
1865 etwa 50,000 große Eigenthümer mit zusammen 15 Mill. Hektaren, daneben
500.000 mittlere mit einer ebenso großen Gesamtfläche. Und auch die
Regierungen, z. B. Napoleons III., müssen jetzt auf die Bauern viel mehr
Rücksicht nehmen, als in irgend einer früheren Periode franzüsifcher Geschichte.
Hatte doch z. B. der größte französische Staatsgelehrtc des 16. Jahrhunderts,
Bodinus, in feiner Uchersicht der Stände noch gar keinen besonderen Platz
für die Bauern gehabt, vielmehr diese nur als Anhängsel der Kornhändler,
Bäcker, Fleischer, Käser ?c. berücksichtigt! Wenn sich das neuere Frankreich
nach den Kriegen Napoleons I. und wiederum nach 1871 so unvergleichlich
) So drückt sich der Berichterstatter des Ooão liunrl aus,
) Allerdings giebt es in Frankreich einzelne Gegenden, welche an Zwrcrgwirthschaft
leiden; nur ist hier das Uebcl nicht erst durch die Gesetzgebung der Revolution hervor-
gerufen. Schon Arthur Uoung fand es bei seiner Reise (1787—89) in denselben
Gegenden vor, und es läßt sich grohcnthcils auf die sonderbare Eigcnthiimlichcit des
französischen Mittelalters zurückführen, daß bei den Vilnius schon im 13. Jahrhundert
völlig gleiche Erbtheilung vorherrschte. Zu frühe Reformen schaden reichlich ebenso
sehr, wie zu spute!
") Nie z. V. der toslanische Bauernstand wesentlich in der Vlüthrzcit de«
Handels und Gcwerbftcißcs, sowie der Demokratie zu Florenz von den Städtern erst
cnillncivirt, dann mobilisirt und schließlich zum größten Thcilc ausgekauft worden ist.

Erhaltung des Vauernstandes :c. 335

viel rascher erholt hat, als nach den Kriegen Ludwigs XIV., so kann das gewiß zu einem großen Theile der jetzigen Mobilisierungsfreiheit zugeschrieben werden.

Freilich dürfen wir aus dieser französischen Erfahrung nicht ohne Weiteres auch für unser Deutschland volle Beruhigung schöpfe». Die Franzosen haben wirthschaftlich unstreitig eine ganz besondere Nüchternheit, Sparsamkeit, überhaupt Besonnenheit: was sie namentlich vor der Gefahr der Uebervölkerung vielleicht in zu hohem Grade schützt. (Zweikindersystem!) Tagegen liegt in Deutschland, bei unserer unverkennbaren Hinneigung nicht bloß zu gesunder, sondern auch zu proletarischer Volksvermehrung, die Sache anders. Auch auf England, wo der im Wege der Verkehrsfreiheit geschwundene Bauernstand, der vom 14. bis zum 16. Jahrhundert so musterhaft gewesen war. bis jetzt wenigstens durch einen tüchtigen Pächterstand einigermaßen erseht worden ist, können wir uns, mit unseren wesentlich anderen Verhältnissen, kaum berufen.

II.

Was kann nun die deutsche Gesetzgebung thun, um einerseits die auf hoher Culturstufe, bei intensiv gewordener Landwirtschaft unentbehrlichen Segnungen des freien Agrarverkehrs zu erhalten, aber doch zugleich den Gefahren des Mißbrauchs wirksam entgegenzutreten? Denn soviel scheint gewiß, die einfache Rücklehr zur alten Gebundenheit ist in dem Grade unmöglich, daß wohl kein irgend praktischer Kopf daran zu denken wagt. Man hat statt dessen vornehmlich drei Mittelwege versucht, die sich aber meist nur auf die Zerstückelung der Landgüter bezogen. Man hob entweder die früheren Verbote nur bis zu einer gewissen Grenze auf, ließ sie jedoch innerhalb dieser Grenze als Gesetz fortbestehen. Oder man bedingte die Zerstückelung in jedem einzelnen Falle durch obrigkeitliche Erlaubniß. Oder endlich man ermächtigte die Grundeigenthümer, durch Privatstatut eine neue Bindung ihres Gutes einzuführen.

Den ersten Weg betrat z. B. das königlich sächsische Gesetz von 1843, wonach von den bisher geschlossenen Besitzungen, Ritter- wie Vauerglltern, in der Regel nicht mehr als ein Drittel, nach dem Steuerkataster mit Ausschluß der Gebäude berechnet, abgetrennt werden soll. Für Sachsen mochte dies seinerzeit wohl passen, weil hier neben einer großen Menge „walzender“, also ganz freier Grundstücke eine äußerst wohlthätige Mischung von großen, mittleren und kleinen Gütern bestand, auch das Verhältniß zwischen Nodenfläche und Betriebsmitteln im ganzen Lande ziemlich gleichförmig war. In größeren, provinziell verschiedenartigeren Staaten könnte freilich eine solche Vorschrift hier viel zu weit, dort zu wenig weit greifen. Und jedenfalls sehte sie voraus, daß von Zeit zu Zeit, wenn die mittlerweile noch intensiver gewordene Landwirthschaft noch kleinere Nirthschaftsumfänge nöthig macht, ein abermaliges Gesetz, gleichsam eine neue Auflage des alten, veranstaltet

23'

3?H Wilhelm Röscher in leipzig.

wird, die denn aber doch für manche Stellen, z. B. in der Umgegend rasch wachsender Städte, immer noch hinter dem Bedürfniß zurückgeblieben wäre. — Viele Staaten lassen übrigens den Verkehr mit Grundstücken frei, stellen aber gesetzlich ein untheilbares Minimum fest. Entweder ein Parcellcn-Minimum: wie z. B. in Weimar 1862 verboten wurde, Felder unter einem, Wiesen unter einem halben Acker zu stückeln. Oder ein Besitz-Minimum: wonach z. B. in Bayern seit 1825 jedes Gut nur bis auf ein Eteuersimplum von 4 Gulden (1834 von einem Gulden) verkleinert werden sollte. In Böhmen war schon 1790 das untheilbare Minimum zu 40 Mehen Aussaat bestimmt; in Schweden 1827 so, daß es noch ein Pferd oder zwei Ochsen und drei Arbeiter muß beschäftigen, außerdem 3—4 Kühe und 5—6 Schafe oder Ziegen das ganze Jahr hindurch ernähren tonnen. Jenes Parcellcn-Minimum kann freilich nur das allerunfinnigste Uebermciß der Zerstückelung hindern, welches schon mechanisch eine ordentliche Bestellung unmöglich machen würde. Und dieses Besitz-Minimum, abgesehen von der Schwierigkeit, es für alle Fälle richtig zu bestimmen, dürfte doch in manchen Fällen sehr zur Last weiden: so z. B. wenn es ans Anfidlung von Tage-löhnen, Errichtung von Geweibegebäuden:c. ankommt.

Der Weg des jeweiligen Bchördenconsenses würde äußerst zweckmäßig sein, wenn man auf — allwissende und allweise Beamten rechnen könnte! Obschon es auch dann von der Privatwirtschaft vermuthlich noch lästiger würde empfunden werden, ihre für richtig gehaltenen Pläne von persönlicher „Willkür" durchkreuzt, als von allgemeinen Gesetzen gehemmt zn sehen. Auf die Länge wird der Beamtencensens wahrscheinlich zur bloßen Förmlichkeit herabsinken: wie z. B. in Württemberg sowohl im 16. und 17., als auch im 18. Jahrhundert den Behörden aufgegeben wurde, jede schädliche Parcellirung zu verhüten, doch ohne irgendwelchen praktischen Erfolg. Auch abgesehen davon, daß sich die Verwaltungsgrundsätze im Laufe der Zeit ändern tonnen, wird fast jeder Beamte in Zweifelsfällen mehr geneigt sein, den Consens zu geben, als zn verweigern. Im letztern Falle trifft ihn das Odium der vermeintlich an ihrem Glücke Behinderten sofort und nur ihn; während er im erstem Falle zunächst Wohl Dank erntet, und die schädliche Folge seines Leichtsinnes, Proletarisirung von Zwergwirthschaften, erst allmählig nach Jahren klar wird, nachdem er fclbst vielleicht schon gestorben oder in eine andere Gegend verseht ist.

Die neuen Gesetze, welche den Bauern gestatten, ihr Gut in gewisser Weise fideicominiss arisch zu binden, sind bis jetzt nur in seltenen Fällen wirtlich benutzt worden. So z. B. das bayerische Gesetz von 1855, wonach jeder freie Eigenthümer eines Gutes von mindestens 6 Gulden Steucr-simplum dasselbe zum „Erbgute" machen kann. Ein solches darf alsdann nur mit Genehmigung der Anerben aus der nächsten Successionsklasse verkleinert, über ein Drittel des für den Besitzer disponiblen Werthes verpfändet oder sonst nachhaltig belastet werden. Den Nachfolger hat der jeweilige Besitzer aus der nächsten Successionsklasse zu wählen; sonst gesetzliche Erb-

Erhaltung des Vauornstandcs:c. 335

folgeordnung. Das Präcipuum des Anerben, der übrigens die Wittwe und minderjährigen Kinder seines Vorgängers nöthigenfalls ernähren muß, soll mindestens ein Drittel des schuldenfreien Gutswerthes betragen. Aehnlich in Tarmstlldt mit dem Gesetze von 1858 über Gründung von «Erbgütern" von mindestens 60 Morgen cultivirten Landes. In Württemberg haben die Bauern seit Jahrhunderten ein wenig beschränktes Recht der Fideicommiß-ftiftung gehabt, ohne dasselbe je zu benutzen. In der That ist gerade da, wo ein solches Gesetz am nöthigsten wäre, d. h. wo der Bauernstand wirklich zu verlumpen droht, am wenigsten von seiner Benutzung zu hoffen. Hier fehlt ja eben jener aristokratische Sinn für die Zukunft der Familie, auf welchen das Gesetz rechnet. Selbst politische Belohnungen, die man für die Benutzung des Gesetzes verheißen möchte: wie z. B. der Herzog von Levis 1820 in der französischen Pairskammer vorschlug, daß cloinaiuss elLctoiÄUx mit Unteilbarkeit und Erstgeburtsfolge die Grundlage des Wahlrechts zur Teputirtenkammer bilden sollten, würden schwerlich viel helfen. Ein solcher Sporn möchte von praktischer Bedeutung wohl nur für solche Personen und Klassen sein, die auch ohne ihn jede proletarische Auflösung ihres Hauses vermeiden werden").

Tie meisten der eben geschilderten Versuche lassen eine zwiefache Lücke linveistopft. Einmal, indem fie der Veräußerung von Nauergütern im Ganzen kein Hinderniß entgegenstellen: d. h. also zwar die „Ausschlachtung", nicht aber die „Einschlachtung" derselben, ihren Iusammenkauf zu Latifundien verhüten. Sodann aber, indem sie durch Freilassung der Aufnahme von Pfandschuldcn eine beliebig weitgehende Zerstückelung, zwar nicht der der Guts-fläche, wohl aber des Gutswerthes gestatten. Allerdings haben die preußischen Mobilisirungsgesetze von 1807 und 1811 noch leine Vcipfändungsfreiheit im Auge. Man sah jedoch bald ein, daß Alles, was die Verpfändung von Grundstücken erschwert, in demselben Grade entweder die Realtheilung oder den Uebergang durch Verkauf in andere Hände befördern muß. Oder man müßte, woran doch Niemand denkt, das ganze alte System der Gebunden-heit, namentlich auch mit seiner streng aristokratischen Bevorzugung des An-erben, festhalten.

Wenn ein württembergisches Gesetz von 1853 Kauf- und Tauschverträge

') Achnlichcs hat man sogar in höheren Schichten der Gesellschaft beobachtet.

Ich erinnere an den Vorzug des „alten und befestigten Grundbesitzes" in Preußen, der z. B. 1858 dem preußischen Herrenhaus«! 7? Mitglieder zu präsentiren hatte, gegen-über 89 anderen auf Lebenszeit ernannten. Für alt galt der Besitz eines Rittergutes, das seit wenigstens 100 Jahren derselben Familie gehörte: für befestigt derjenige, dessen Vererbung in der männlichen Linie durch eine besondere Erbordnung gesichert ist, also z. V. durch Lehn, Fidcicommiß :c. Ungeachtet dieser mäßigen Anforderungen tonnten doch z. B. in der Prouinz Preußen 18U0 uon den 9 landschaftlichen Vcr« banden des alten Grundbesitzes 5 ihr Präsentationsrecht nicht ausüben, weil nicht ein-mal je drei Wahlberechtigte vorhanden waren! Im ganzen Staate gehörten damals uon 12,543 Rittergütern nur 93? zum befestigten Grundbesitze.

336 Wilhelm Röscher in leipzig.

über Grundstücke verbietet, welche nur mündlich oder im Wirthshause (!) abgeschlossen werden: oder wenn preußische Gesetze von 1845 und 1853 bestimmen, daß Verträge über Iertheilung von Grundstücken nur vor dem Hypothelenrichter zu Stande kommen sollen, baß auch, wenn die Zeitheilung auf dem Wege des Meistgrbotes erfolgt, zuvor die Staats-, Gemeinde- und sonstigen Neallastcn, ebenso die Hypothekschulden auf die zu versteigernden Trennstücke repartirt sein müssen: so tonnen dergleichen Maßregeln sicher von Niemand getadelt werden. Sie weiden aber auch zum Guten wenig ausrichten, da sie ja nur den Zweck haben, den äußersten Leichtsinm im Verkehr mit Grundstücken, nicht wirklich zu bevormunden, sondern nur zu einem kurzen Aufschübe, zu einiger Besinnung zu nöthigen. Um etwas Bedeutendes zu erreichen, müßte man jedenfalls tiefer gehen.

Bekanntlich hatte die französische Revolution, wenigstens in ihren Anfängen, das Motto „Freiheit und -Gleichheit", während sich die englische Revolution im 17. Jahrhundert (und lange nachher noch die englische Verfassung) durch das Stichwort „Freiheit und Eigenthum" charatterisirte. Die meisten Neueren haben die französische Formel angenommen. — Aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob jene beiden Begriffe: Freiheit und Gleichheit wirtlich nochwendig zusammengehören oder sich auch nur gut mit einander vertragen. Der große Napoleon erklärte „die Freiheit für das Bedürfnis; einer wenig zahlreichen Klasse, welche von der Natur mit überdurchschnittlichen Fähigkeiten begabt ist, Sie tann deshalb ungestraft bezwungen weiden. Hingegen die Gleichheit ist bei den Massen beliebt". Und noch vor Kurzem hat ein Hauptführer der Soeialdemotratie in Deutschland sich dahin ausgesprochen, „daß der menschliche Fortschritt in der Annäherung an die Gleichheit liege; Freiheit sei eine Phrase, die alles Mögliche umhüllt". — Wirtlich kann das extreme Trachten nach Gleichheit der gefährlichste Feind, ja der Tod der Freiheit weiden. So glaube ich denn mich in Betreff des hier besprochenen Gegenstandes, die wahre, allein segensreiche, allein haltbare Freiheit der Bodenmobilisirung darf keinem Gleichheitsideale nachjagen, welches die natürlichen, also bleibenden Unterschiede, z. B. zwischen der Landwirthschaft und den anderen Gewerben, ignorirt; oder welches gegenüber den Personen gar nicht einmal seine eigenen Consequenzen verträgt. Will der Staat diese Freiheit, so findet er gerade heutzutage zwei wirksame Bundesgenossen in der Technik und im Individualismus, die ja beide in unserer Zeit eine so große Macht besitzen. Die Technik wird nicht übersehen, daß „Mobilisirung des Bodens", mit anderen Worten juristisch völlige Gleichstellung der Grundstücke mit den Mobilien, doch eigentlich ein Selbstwiderspruch ist. Grundstücke, (abgesehen von dem Vorrathe von Pflanzennllhrungsmitteln, welcher in ihnen enthalten ist), werden im engeren Sinne des Wortes weder producirt noch consumirt; sie können weder aufgespeichert, noch transportirt werden: lauter wichtige Punkte, welche sie jedenfalls von allen übrigen Gegenständen des Verkehrs wesentlich unter-

Erhaltung des Vaucrnstandes :c. 33?
scheiden. In Bezug auf Pachtungen bezweifelt kein Sachverständiger, daß gerade auf hoher Culturstufe, wo die intensive Landwirthschaft ebenso viel-
jiihrige Betriebspläne, wie starte und perenuirende Eapitalverwendungen fordert, kurze und unsichere Pachtzeiten fast unfehlbar zum Raubbau führen. Warum sollte ein rascher Eigenthumswechsel nicht ebenso verderblich wirken? Also ja nicht ohne Weiteres die gewöhnlichen Gesehe des Mobiliarverlehrs auf den Verkehr mit Grundstücken übertragen! Was aber die Personen betrifft, so wird jeder Landwirth, der seine Wirthschaft lieb hat, der sich nicht nur als ihren Herrn, sondern auch in gewissem Sinne als ihren eisten Diener betrachtet, (und nur solche Landwirt!)? scheinen mir normal!): er wird wünschen, daß auch derjenige seiner Söhne, der sie nach seinem Tode fortsetzen wird, in zeitgemäßer Intensität, also wenigstens mit durchschnittlichem Erfolge wirthschaften möge. Darum keine Ueberthcilung! Ein Landgut, (im Gegensätze von Gartennahrungen, die jedenfalls in größeren Staaten bloß eine sehr kleine Quote des Bodens umfassen können)*), welches für dm jeweilig passenden Intensitätsgrad eben groß genug ist, würde durch Zerstückelung ebenso gewiß an Gesamtwcrth der Stücke verlieren, wie Edelsteine, Schiffe, Gemälde, Pferde :c. die man zerhackt. Auch keine Ueber» schuldung, um Miteiben zu befriedigen, wodurch sehr bald die Aufborgung von Meliorationscapitalien unmöglich würde! Ohnehin ist jeder hoch verschuldete Grundeigenthümer, dessen Schuld beliebig gekündigt werden kann, wirtschaftlich wie ein Pächter mit unsicherer Contractsdauer anzusehen. Nun wird aber der vorerwähnte, so natürliche und darum weit verbreitete Wunsch aller tüchtigen Landwirthe durch ein streng entwickeltes Pflichttheilsrecht in der Regel bald unausführbar. Man hüte sich deshalb, das Pflichtthcilsrecht, das in England bekanntlich nicht ezistirt, zu übertreiben. In mäßiger Ausdehnung kann es ein sehr gutes Mittel sein, die Familie gegen Launenhaftigkeit. Ehrsucht und Bigotterie eines lieblosen Hauptes zu schützen. Daraus folgt aber nicht, daß ein Zwang für die jetzigen Grundeigenthümer, ihre Kinder vollkommen gleichmäßig zu bedenken, naturrechtlich nothwendig sei. In dieser Hinsicht ist sehr viel Aberglauben verbreitet. Schon der alte Hugo bemerkte in treffendem Spotte, wenn die abzufindenden Geschwister es naturrechtswidrig nennen, daß sie weniger bekommen, als der Anerbe: sie bekämen ja doch viel mehr, als viele andere Menschen, und fänden das keineswegs naturrechtwidrig. Nach meinem Gefühle ist der Staat, wenn das Vermögen jedenfalls in der Familie bleibt, nur insofern? dabei interessirt, sich der zurückgesetzten Mitglieder gegen das bevorzugte anzunehmen, als etwa durch das Testament unerzogene Kinder oder sonst Arbeitsunfähige ihm zur Last fielen.
') Auf den Garten- und Weinbau zusammen kommen z. B. in Württemberg nur 3.3 Procctnt der Gesammtfläche, in Vadcñ 2.33, in Nhemvrcußcn 2.7, in Pommern nur 1.1, selbst in Frankreich nicht über 6.73 Procctnt.

238 Wilhelm Röscher in Leipzig.

M,
Das frühere Königreich Hannover, wie es überhaupt auf kleinem Räume die interessantesten Provinzialuerschieoenheiten aufzuweisen hatte, tonnte namentlich auch als eine Musterkarte verschiedener bäuerlicher Systeme gelten. Man tonnte hier zugleich deutlich wahrnehmen, daß mit der bloßen Gesetzgebung in solchen Dingen noch nicht Alles abgemacht ist. Während die nördlichen Küstenlandschaften zum Theil seit Jahrhunderten eine ziemlich weitgehende Mobilisirungsfreiheit besaßen, bei der sich aber ein vortrefflicher Bauernstand erhalten hatte, war in den südlichsten Theilen des Landes, in Göttingeu und Grubenhagen, namentlich auf dem Eichsfelde, dieselbe Freiheit mitunter auf das Schreiendste gemäßbraucht worden. In der Mehrzahl der althannoverschen Stammprovinzen bestand das Anerbenrecht mit seiner Gebundenheit und hatte die gewöhnlich davon erwarteten conscrvirenden Folgen wirklich gehabt; wogegen in Osnabrück eine sehr ähnliche Rechtsverfassung nicht hatte verhindern können, daß sich unterhalb der bäuerlichen Eigenthümer ein zahlreiches Proletariat von Heuerleuten gebildet hatte, welches zwei Drittel der ländlichen Bevölkerung umfaßte. Hier fanden sich nach der Schilderung von Seelig aus dem Jahre 1851 bei den Bauern die Schattenseiten der Aristokratie und des Proletariats beisammen: die Colonnate oft zu groß, die Heuern zu düngerarm für eine Landwirthschaft von erwünschter Intensität. Die Anerben jener äußerst hochmüthig und doch, weil sie das so lehrreiche Lohndienen bei anderen Wirthen verschmähet«!, oftmals ohne specielle Fachbildung. Die Tagelöhnerdienste der Heuerlinge, gerade wegen ihrer factischen Erblichkeit, kaum besser als Frohndienste. Als die Ablösungsgesetze nach 1830 die bisherige domaniale und gutsherrliche Unterlage dieser Zustände im Wesentlichen beseitigt hatten, wurde gleichwohl an Mobilisirung der Bauerngüter keineswegs gedacht. Vielmehr überträgt das Gesetz von 1833 das Zustimmungsrecht zu Theilungen, Verpfändungen :c. der lastenfrei gewordenen Vauergüter, sowie bei Entscheidungen über die Erbfolge, die Bevorzugung des Anerben, die Festsetzung der Abfindungen, Leibzuchtcn, Altentheile :c., wie es früher die Guts herrschaften ausgeübt hatten, auf die Ortsobrigkeiten, also die Nemter, Gerichte, verwaltenden Magistrate; und zwar sollen diese dahin wirken, daß die wegen Erhaltung der Güter bestehenden Anordnungen nicht überschritten werden. Eine weitere EntWickelung bietet das Gesetz von 1857 über die Bestätigung der Höfecontracte. Ucbbrigens wurden die Landdrosteien mit ihren Consensen immer liberaler, so daß sie z. B. der Gemeinde statt des früheren Widerspruchsrechtes nur noch ein Gutachten zuerkannten, u. dgl. m. Gewiß nicht aus Laune oder aus doctrinärer Voreingenommenheit zu erklären, sondern aus der richtigen Ansicht, daß die an Zahl und Wohlstand zunehmende Bevölkerung auch eine intensivere Landwirthschaft und diese lvicder einer größere Mobilisirung nothwendig machen. So haben auch seit 1831 die hannoverschen Stände fortwährend den Wunfch ausgesprochen, es möge eine

Erhaltung des Vauernstandes ic. IIH
gesetzliche Neuordnung der veralteten und verworrenen, in den verschiedenen
LlIndestheilen so höchst verschiedenen bäuerlichen Rechte eingeführt werden.
War es doch schon wegen der absterbenden Kenntniß des älteren Nauern-
rechts bei den jüngeren Juristen allmählig dahin gekommen, daß in wichtigen
Punkten kaum Jemand wußte, was Rechtens sei. Die Regierung nahm die
Sache seit 1833 in Angriff: eine Commission löste die andere ab; doch
waren noch 1866 die Vorarbeiten zu keinem Ziele gediehen.
Inmitten dieser, wie man sieht, ziemlich unklaren EntWicklung erfolgte
nun plötzlich die Annexion des Königreichs Hannover an Preußen. Nie
jedem Großtllllte, wo nicht überwiegende Hindernisse entgegentreten, natür-
liche Centillisirungs- und Uniformirungstendenz mußte um so mehr auf eine
Umgestaltung des hannoverschen Bauernrechts dringen, als in der preußischen
Negierung damals bekanntlich der freihändlerische Liberalismus vorherrschte,
der auch bei der völligsten Mobilisirung des Grundeigenthums keine Gefahr
sah — etwanige Mißbrauche würden sich schon von selbst beseitigen! — und
die hannoverschen Eigenthümlichkeiten auf diesem Gebiete einfach als alten
Zopf, als ein Zurückgebliebensein hinter dem „Fortschritte der Jetztzeit" be-
trachtete. Am frühesten zeigte sich dies auf dem Felde des Nealcredits,
wo es freilich den Capitalisten, welche ihr Capital hypothekarisch anlegen
wollten, besonders nahe lag, über den ganzen Staat völlig gleiche Boden-
vertehrs- und Creditgesehe zu wünschen. Indessen hatte sich auch der
hannoversche Provinziallandtag im Julius 1871 fast einstimmig dafür aus-
gesprochen, daß die Landwirthe ein unbeschränktes Verfügungsiecht über ihr
Gut im Ganzen wie im Einzelnen, unter Lebenden wie von Todeswegen
erhalten sollten. — Das Gesetz von 1873 über das Grundbuchwesen in der
Provinz Hannover sagt im Z 8: „Die bestehenden Rechtsnormen, nach
welchen die Theilung eines Nauerhofes, die Veräußerung einzelner Theile
desselben, die Vereinigung eines Vauerhofes mit anderen Grundstücken . . .
verboten oder an die Genehmigung einer Regiminal« oder Gerichtsbehörde
gebunden sind, weiden, soweit sie von dem sonst geltenden Rechte abweichen,
aufgehoben . . . Außerdem werden die für die sog. Höfecontractc (Hof-
übertragungs-, Ehe-, Abfindungs-, Altentheils-, Interimswirthschafts-Eon-
tracte ?c.) bestehenden besonderen Rechtsnormen, nach welchen dieselben zu
ihrer Gültigkeit der Mitwirkung oder Genehmigung einer Behörde oder der
öffentlichen Beurkundung bedürfen, aufgehoben." Nur soweit das geltende
Anerbenrecht der freien Theilbarkeit entgegenstand, blieb hier noch das ältere
Recht bestehen. Aber auch dieser Nest wurde hernach von dem Gesetze
„betreffend das Höferecht in der Provinz Hannover" (1874) beseitigt. Hier
nämlich heißt es schlechthin: „Die Rechtsnormen, durch welche die Befugnis;
der Eigenthümer von Vauerhöfen, über den Hof oder Theile desselben unter
Lebenden oder von Todeswegen zu verfügen, beschränkt ist, weiden, insoweit
sie von dem sonst gültigen Recht abweichen, ausgehoben. (^ 1.) Auf Ehen,
welche vom 1. Juli 1875 an von Eigentümern von Bauerhöfen geschlossen

IHN Wilhelm Röscher in Leipzig.

werden, findet das sonst gültige eheliche Güterrecht Anwendung, (§ 2.) Auf die Vererbung von Bauernhöfen findet das sonst gültige Erbrecht Anwendung. (i> 3,) Das sonst gültige Recht im Sinne dieses Gesetzes ist das. abgesehen von dem besonderen bäuerlichen Rechte, geltende allgemeine Recht." (§ 4.) Ob die preußische Regierung ursprünglich die Absicht gehabt, es bei diesen bloß aufhebenden und nivellirenden Maßregeln bewenden zu lassen, weiß ich nicht. Jedenfalls aber wurde aus Hannover selbst, und zwar von fachkundigster Seite, von den landwirtschaftlichen Vereinen sowie vom Provinzial-Landtage, kräftig hervorgehoben, daß zwar völlige Verfügungsfreiheit der Bauern Bedürfnis; sei, daneben jedoch das Anerbenrecht, überhaupt die Möglichkeit erhalten werden müsse, ihren Hof in der Regel innerhalb ihrer Familie weiter vererben zu lassen. Ein in diesem Sinne auf Veranstaltung des Provinzial - Landtages 1872/73 ausgearbeiteter Gesetzentwurf, der vom Landes-Tnrectorium, sowie vom provinzialständischen Verwaltungsausschusse und im Provinzial-Landtage selbst gründlich berathen war, ist dann am 25. Oct. 1873 vom hannoverschen Landtage mit allen gegen zwei Stimmen angenommen worden. Insbesondere haben die Vertreter des Bauernstandes ohne Ausnahme dafür gestimmt. Denselben Entwurf hat dann nachher die Staatsregierung fast unverändert der preußischen allgemeinen Ständeversammlung vorgelegt, wo er nicht bloß überhaupt durchging, sondern namentlich auch wie es scheint, unter einstimmiger Billigung aller hannoverschen Mitglieder. Solche Einstimmigkeit, wobei alle übrigens so lebhaften Gegensätze von Preußisch und Nelfisch, Liberal und Conservativ zurücktraten, ist der sprechendste Beweis für die von allen Seiten anerkannte Heilsamkeit, ja Notwendigkeit des Gesetzes. Sie wird hauptsächlich dazu beigetragen haben, die etwa noch entgegenstehenden Vorurtheile der Staatsregierung zu beseitigen: da man ja auch schon vorher oft bemerkt hatte, daß altpreußische Beamte, die nach Hannover als Landräthe :c. versetzt waren, nach lebendiger Verständnißgewinnung für die hannoverschen Bauernzustände ihre früheren doctrinären Vorurtheile ablegten. Die Staatsregierung selber muß im Laufe der Zeit einer sorgfältigen Rücksichtnahme auf die Eigentümlichkeiten der Landwirtschaft und des Bauerntums immer günstiger geworden sein. Während sich das Gesetz von 1874 nur auf diejenigen Höfe bezog, „für welche nach dem bisherigen bäuerlichen Recht ein Anerbenrecht galt" (§ 5). hat das Nachtragsgesetz vom 24. Februar 1880, in Folge zahlreicher Anträge von Amtsversammlungen und landwirtschaftlichen Vereinen aus denjenigen Gegenden, welche bisher kein Anerbenrecht kannten, diese Beschränkung aufgehoben. Es können jetzt also (abgesehen von landtagsfähigen Rittergütern) alle mit einem Wohnhause versehenen landwirtschaftlichen Besitzungen in die Hüferolle eingetragen werden. Ebenso ist die Vorschrift des Gesetzes von 1874, daß nur bis zum 1. Juli 1885 Eintragungen in die Hüferolle angenommen, diese Rolle mithin von da ab geschlossen werden sollte (Z 6.), in Wegfall gekommen.

Erhaltung des Vauernstandes :c. 3Hl.

Hiernach sind die Grundgedanken des jetzt in Hannover

bestehenden Höferechts folgende:

H. Jeder Bauer darf sein landwirtschaftliches Grundeigenthum.

(worüber er letztwillig verfügen kann: § 7), in die bei dem zuständigen

Amtsgerichte gemeindeweise zu führende Höferolle eintragen lassen.

(>5 5.) Nur jeder Bauer: „das für Fideikommiß-, Lehn-, Stamm- und

Rittergüter geltende Recht wird nicht geändert." (§ 24.) Nur sein land-

wirtschaftliches Grundeigenthum: die nicht mit einem Wohnhause versehenen

Besitzungen tonnen nicht als Höfe gelten (K 5), also das für fo viele, zumal

kleine Landbewohner unentbehrliche Auskunftsmitel walzender Parzellen wird

nicht gefährdet. Tie Eintragung selbst erfolgt in bequemster Weise, indem

sowohl die Förmlichkeiten, als die Kosten so viel wie möglich vereinfacht sind.

<§ 7. 8. 10. 22.)

L. Zum Hofe gehören: die auf Antrag des Eigentümers in der

Höfcrolle eingetragenen Grundstücke. Im Zweifel ist die wirthschaftliche

Zusammengehörigkeit bei allen regelmäßig von derselben Hufstelle aus

bewirtschafteten Grundstücken anzunehmen. Dieselbe wird durch eine vor-

übergehende Verpachtung nicht ausgeschlossen. Auch solche Grundstücke

gehören zum Hofe, die an Hcuerleute gegen Dienstleistungen für die Hof-

wirtschaft verpachtet sind. (H 11.) Zubehör des Hofes sind: die mit

dem Hofe oder einzelnen Theilen verbundenen Gerechtigkeiten: die auf dem

Hofe vorhandenen Gebäude, Anlagen, Holzungen und Bäume; endlich das

Hofinventar, also das auf dem Hofe behufs der Bewirthschaftung desselben

vorhandene Vieh, Acker- und Hausgeräth, einschließlich des Leinenzenges

und der Betten, der vorhandene Dünger und die für die Hofesbewirth-

schaftung bis zur nächsten Ernte dienenden Vorräthe an Früchten und

sonstigen Erzeugnissen, (§ 12.)

<ü. Für die eingetragenen Hofe wird nun, falls der Eigentümer

nicht testamentarisch anders verfügt, ein besonderes, vom gemeinen Recht

mit seinen Pflichttheilen abweichendes, aber für die Eigentümlichkeiten der

Landwirtschaft paffendes Erbrecht vorgeschrieben. Der Anerbe über-

nimmt den Hof nebst Zubehör allein (H 13), wogegen bei der Erbtheilnng

der Hofeswerth an die Stelle des Hofes tritt. Von diesem Hofeswerth

aber hat der Anerbe ein Drittel als Voraus zu erhalten, mithin nur die

anderen zwei Drittel in die Erbmasse, bei der ihm indessen auch ein Pflicht-

theilsrcht zusteht, einzuschießen. Die Erbschaftsschulden sind zunächst auf

das außer dem Hofe nebst Zubehör vorhandene Vermögen anzurechnen. (§ 16.)

Um den Hofeswerth zu ermitteln, wird der Hof nebst Zubehör, jedoch aus-

schließlich des Hofesinventars, nach dem jährlichen Reinerträge geschätzt,

den er durch Benutzung als Ganzes im gegenwärtigen Culturzustande und

bei ordnungsmäßiger Bewirthschaftung gewährt. Die zur Wohnung und

Bewirthschaftung erforderlichen Gebäude und Anlagen sind nicht besonders

zu schätzen; die übrigen, als Nebenwohnungen oder Anlagen zu besonderen

2H2 Wilhelm Röscher in Leipzig.

Gewerbsbetrieben, werden nach ihrem Erlrage durch Veimiethung :c. veranschlagt. Vom so ermittelten jährlichen Ertrage sind alle dauernd auf Hof und Zubehör ruhenden Lasten und Abgaben nach ihrem muthmaßlichen jährlichen Betrage abzusetzen. Der alsdann übrig bleibende Ertrag wird mit dem Zwanzigfachen zu Capital gerechnet. Hierzu kommt noch der nach dem durchschnittlichen Verkaufswerthe zu berechnende Werth des Hofesinventars, während die vorübergehenden Hofeslasten, z. B. Leibzuchten, nach ihrer wahrscheinlichen Dauer zu Capital berechnet, abgezogen weiden, (§ 15.) — Diese Taxationsvorschriften sind von der größten praktischen Wichtigkeit für die Erhaltung des Hofes. Ohne sie würde bei der Erbtheilung natürlich der Verkaufswerth des Hofes :c. zur Anrechnung gebracht werden, und der pflegt ja bekanntlich viel hoher zu sein, als das Iwanzigfache des Reinertrages. In friedlicher, gedeihlich fortschreitender Zeit weiden Grundstücke aus einleuchtenden*) Ursachen regelmäßig viel theurer bezahlt, als ihr Reinertrag, verglichen mit dem landesüblichen Zinsfüße, erwarten ließe. Man wird jetzt in Deutchland von der Grundrente schwerlich viel mehr als eine dreiprocentige „Verzinsung" des Kaufschillings hoffen können, während das Höfegesetz eine fünfprocentige voraussetzt. Noch weit höher wird der Versteigerungspreis, wo ein zahlreiches, ländliches Proletariat, um einen „eigenen Heerd" zu gründen, sich um kleine Landfchollen bewirbt, oft im wildesten Wetteifer. Nun war allerdings in guten Bauernfamilien bisher auch ohne rechtlichen Zwang die Sitte herrschend, daß von Seiten der Geschwister demjenigen Bruder, welcher den väterlichen Hof übernehmen follte, eine billige Anrechnung desselben gewährt wurde. Allein das Vorhandensein auch nur eines einzigen habgierigen Familiengliedes muß diese Sitte durchbrechen; und wenn minderjährige Miterben da sind, fo ist deren Vormundschaft, um sich nicht felbst verantwortlich zu machen, ganz außer Stande, auf Kosten des Mündels billig zu Verfahren, muß vielmehr auf Versteigerung des Hofes dringen.

v. Viele andere schöne Anstalten des bäuerlichen Systems, die vor dem strengen Pflichttheilsrcchte verschwinden müßten, können auf Grund des Höfegesetzes ebenfalls erhalten bleiben, wofern der jeweilige Bauer es wünscht. Nach § 19 können wegen Pflichttheilsvcrletzung nicht angefochten weiden Verfügungen des Erblassers, durch welche dem leiblichen Vater des Anerben lebenslänglich, der leiblichen Mutter bis zur Großjährigkeit des Anerben das Recht beigelegt wird, den Hof nebst Zubehör nach dem Tode ') Der Hauptgrund liegt im Folgende». Bei jedem Landucrtaufe wird ein rcnlelingendes Grundstück mit einem zinstragenden Geldcapitalc «erlauscht. Nun ist bei gedeihlich fortschreitender Vollswirthschaft ebenso wahrscheinlich ein Steigen der Grundrente, wie ein Sinken des Zinsfußes (meist auch ein Sinken des Gldwcrthes) zu erwarten. Der Verkäufer cntäuszrrt sich also einer Waare, die mit der Zeit werthvoller zu werden ucrfpricht, und empfängt dafür eine andere von wahrscheinlich sinkendem Ncrthe.

Erhaltung des Bauernstandes :c. 3H3

des Erblassers in eigene Nutzung und Verwaltung zu nehmen, unter der Verpflichtung, den Anerben und dessen Miterben, letztern bis zur Auszahlung ihres Erbtheils, angemessen zu erziehen und für den Nothfall auf dem Hofe zu erhalten. Ebenso Verfügungen des Erblassers, durch welche die Fälligkeit der Erbtheile der Miterben bis zu deren Großjährigkeit hinausgeschoben wird, unter der Verpflichtung des Anerben, die Miterben bis zu diesem Zeitpunkte angemessen zu erziehen und für den Nothfall auf dem Hofe zu erhalten. — Ohne solche Vorschrift des Gesetzes müßte die Zahlung des Pflichttheils sofort nach dem Tode des Erblassers geleistet werden. Wenn alle diese Bestimmungen den Zweck haben, in ähnlicher Weise wie das frühere Banernrecht den Hof der Familie zu erhalten, und zwar in einem Umfange und mit einem Betriebscapitale, wie es für die Landwirtschaft wünschenswerth ist, zu erhalten, so kann man doch nicht sagen, daß sie dem in unserer Zeit so mächtigen und an sich ja auch durchaus nchtungswürdigen Grundsätze freier Selbstbestimmung des jeweiligen Bauern irgend widersprechen. Der letztere wird dadurch nicht unfreier, sondern freier, befreit von dem für die Landwirtschaft so gefährlichen Zwange des römischen Pflichttheilsrechtes. Will der Bauer seinen Hof nicht in die Höferolle eintragen lassen, so zwingt ihn Niemand dazu: es gilt dann eben nur das gewöhnliche Erbrecht für sein nachgelassenes Vermögen. Reuet ihn die Eintragung, die er selbst oder einer seiner Vorgänger bewirkt hat, so kann er sie jederzeit wieder löschen. (§ 7.) Er kann auch in einem Testament, oder in einer gerichtlichen oder notariell beglaubigten, oder eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen Urkunde bestimmen, daß ein Anerbenrecht nicht eintreten, daß die Bevorzugung des Anerben in einer anderen Weise stattfinden, welche Person unter den zur Erbfolge berufenen Nachkommen Anerbe sein, zu welchem Betrage der Hofeswerth bei der Erbtheilung angerechnet werden solle. (Z 17,) Nur wenn er von dieser Befugniß keinen Gebrauch gemacht hat, gilt die Regel des Z 14, daß der ältere Sohn und dessen Nachkommenschaft beiderlei Geschlechts, in Ermangelung von Söhnen und deren Nachkommen die ältere Tochter und deren Nachkommen beiderlei Geschlechts, vorgehen sollen.

In diesen Bestimmungen sehe ich nicht bloß Zugeständnisse an den Individualismus, Ermöglichung von Ausnahmen, die aus örtlichem oder persönlichem Grunde nothwendig sein könnten; sondern zugleich einen sittlich überaus wohlthätigen Fortschritt. Das frühere Anerbenrecht hatte eine für den Familiensrieden sehr bedenkliche Seite. Wo das Minorat herrschte, da war es in der That keine geringe Versuchung, wenn das Kind, welches seit Jahren das Bewußtsein hatte, der Jüngste, also der Erbe zu sein, plötzlich durch einen ganz unverhofften Spätling sich verdrängt sah. Von solcher Gefahr ist das Majorat frei, da sich hier die jüngeren Geschwister an den Vorzug des Erstgeborenen als etwas Unvordenkliches gewohnt haben. Dafür enthält das Majorat, weil die Reife des Nachfolgers

3HH Wilhelm Röscher in teipzig.

hier in der Regel weit früher eintritt, als die Arbeitsunfähigkeit des Vorgängers, die gefährlichsten Keime von Zwietracht zwischen Vater und Sohn, von bitterstem Mißtrauen auf der einen, schnödestem Undank auf der anderen Seite. Wie viel bürgerliche Trauerspiele kleinlichster, widerlichster Art, die aber an langwierigem Herzeleid mit der großen heroischen Tragödie von König Lear verglichen werden könnten, haben sich im Gefolge des Anerbenrechts mit seiner Leibzucht der Altentheiler auf unseren Bauernhöfen abgespielt! Ganz anders nach dem neuen Hofegesetze, wo der Vater den Anerben nicht bloß erheblich begünstigen oder benachteiligen kann, sondern frei aus seinen Kindern wählen. Es liegt darin eine Stärkung der väterlichen Autorität, die in einzelnen Fällen zu Haustyrannie und Intrigue mag gemißbraucht werden, in der Regel jedoch für unsere, an Unbotmäßigkeit der Jugend so schwer leidende Zeit unschätzbar heißen muß. Die Familie ist gleichsam die Urzelle der ganzen Gesellschaft, bis zum Staate, ja bis zur Menschheit hinauf maßgebend!

Der hannoversche Vauer scheint für die Bedeutung der neuen Gesehe nicht unempfindlich gewesen zu sein. Nach der Berechnung des Landes-Directoriums gab es in denjenigen Theilen der Provinz, wo bisher das Anerbenrecht galt, auf die sich also das Hofegesetz von 1874 allein bezog. 100,128 eintragungsfähige Bauerhöfe, von welchen bis zum 1. März 1880 schon 60,961 wirklich eingetragen waren. Und zwar ist das Zahlenverhältniß in Wahrheit wohl noch ein günstigeres. Einer der um den hannoverschen Bauernstand verdientesten Beamten, Herr Amtsrichter Münchmeyer zu Reinhausen, macht mich aufmerksam darauf, daß in der ersten Ziffer manche, mit selbständiger Hausnummer versehenen Gehöfte mitbegriffen sind, die keine landwirthschaftliche Selbständigkeit haben, wie z. B. ganz kleine Anbauerstellen, Mühlen, Fabriken mit sehr geringem landwirthschaftlichen Betriebe. Ebenso werden in den angegebenen wirtlichen Eintragungen viele Gehöfte als Zubehör eines anderen Hofes (§ 11), zumal Häuslings- und Altentheilshäuser, mit eingetragen sein. Allerdings mag eine Zeitlang auch die bekannte Schwerfälligkeit der Bauern die wirkliche Eintragung verzögert haben, ihr Mißtrauen nicht bloß gegen alles Neue, sondern auch gegen das Alte, wenn es in neuer Gestalt erscheint. Viele, die früher durch die Ablösung lastenfrei geworden waren, scheuten sich anfänglich vor der Eintragung, „weil sie dadurch wieder zu Amtsluern würden“, so daß es vielfach der agitirenden Aufklärung und Beredung von Seiten der Beamten, Notare, Pfarrer, Lehrer :c. bedurfte, um alle Hindernisse zu beseitigen. Der oben erwähnte Herr Münchmeyer. der im vorigen Jahre auch eine ebenso verständnißvolle, wie klar und eindringlich geschriebene Broschüre über das Hofegesetz zur Aufklärung und Aufmunterung der Landwirthe veröffentlicht hat, theilt mir mit, daß er in seinem früheren Amtssprengel sehr bald sämmtliche 1100 Höfe zur Eintragung bewogen habe. Nur 10, die den Eigenthümern damals noch nicht das nöthige Alter hatten, sind erst später

Erhaltung des Bauernstandes :c. 2H5
nachgefolgt. — Auch in denjenigen Landestheilen, wo früher kein gesetzliches Anerbenrecht bestanden hatte, beginnen die Eintragungen häufiger zu werden. Namentlich wirkt es wie ein Sporn für die Nachbarn, wenn in Folge der Nichteintragung ein bisher angesehener Hof zur Auflösung gebracht und dadurch in der Umgegend ein heilsamer Schreck verbreitet wird. Sehr häufig wird alsdann bei den Ehe- und Erbverträgen der jungen Eheleute die Eintragung in die Höferolle begehrt und die Beerbung durch die Ehegatten mit dem Höferecht in Einklang gesetzt.

IV.

Der Verfasser dieses Aufsatzes gehört sicher zu denen, welche für die unbedingte Verallgemeinerung eines, unter gewissen Umständen heilsamen, Gesetzes am wenigsten schwärmen. Aber das hannoversche Höfegesetz befriedigt in so geschickter Combination zugleich das Bedürfnis) der individuellen Selbständigkeit, der bauerlichen Familienerhaltung, des Bauernstandes im Ganzen und der Landwirthschaft, daß wir keinen Grund sehen, weshalb nicht seine Ausdehnung auf alle Theile des jetzigen deutschen Reiches zu wünschen wäre. Vielleicht mit einer kleinen Modification.

In Gegenden, wo der Vorzug eines Anerben nie stattgefunden hat oder wenigstens aus dem Bewußtsein der Bauern völlig verschwunden ist, könnte ein Gesetz, welches die Intestatfolge wesentlich ändert, von dem am Testamente nicht gewöhnten Landvolke leicht als eine Ueberrumpelung, Erschleichung durch den Staat aufgefaßt werden, und damit viel Zwietracht säen. Im Ganzen aber meinen wir: Hannover, das zur Wiedergeburt des preußischen Staates nach der Katastrophe von 1806 Männer wie Hardenberg, Thaer, Scharnhorst gestellt, und sechzig Jahre später bei seiner Annexion an Preußen so viele treffliche Männer und Einrichtungen (man gedenke nur der hannoverschen Pöschordnung!) gleichsam als Mitgift in den fortan gemeinsamen Haushalt mitgebracht hat, Hannover könnte mit Recht stolz darauf sein, wenn sein Höfegesetz den Anstoß gegeben hätte, für alle übrigen Provinzen des preußischen Staates eine ähnliche, ebenso wahrhaft freisinnige als wahrhaft konservative Reform anzubahnen. Wir sind in dieser Hinsicht nicht ganz ohne Hoffnung.

Das Herzogthum Lauenburg hat am 21. Februar 1881 ein Höfegesetz erhalten, dessen Geist und größtentheils auch Wortlaut mit dem hannoverschen übereinstimmt. Lauenburg ist ja nur ein kleines Land, aber dadurch vielleicht für die nächste Zukunft von typischer Bedeutung, daß es so zu sagen unmittelbar unter den Augen des Fürsten Reichskanzlers liegt. Materiell von größerer Tragweite ist die 1682 erlassene Landgüterordnung für Westphallen :c. Auch sie bezieht sich, ungeachtet ihres allgemeiner klingenden Namens, thatsächlich fast nur auf Bauergüter, da Eintragung und Löschung in der Landgüterrolle des zuständigen Amtsgerichts nur auf Antrag derjenigen erfolgt, welche letztwillig über das Gut verfügen können. (Z 5.)

2H6 Wilhelm Röscher in Leipzig,
Unter dieser Voraussetzung darf aber jede zum Betriebe der Land- und Forstwirtschaft bestimmte Besitzung eingetragen werden, die beim Grundsteuerkataster zu einem Nettoertrage von mindestens 75 Mark jährlich geschätzt worden ist. Der Anerbe wird, falls keine anderweitige Verfügung des Erblassers getroffen ist, nach denselben Grundsätzen bestimmt, wie in Hannover. Ein Voraus hat derselbe jedoch nicht zu beziehen; die ihm gewährte Begünstigung liegt nur in der Taxe, wozu ihm der Hof angerechnet wird. Diese besteht nämlich in dem Zwanzigfachen des vom Grundsteuerkataster, wie man weiß sehr mäßig, vorausgesetzten Reinertrages. Außer Berechnung bleiben dabei die zur Bewirthschaftung nöthigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude, die Bäume und Holzungen, letztere mit Ausnahme des nach forstwirtschaftlichen Grundsätzen übelständigen Holzes; ferner das Gutsinventar. Dagegen werden zugerechnet: der Werth der vorhandenen gewerblichen Anlagen und das Zwanzigfache des jährlichen Nutzungswerthes der zum Landgute gehörigen nutzbaren Gerechtigkeiten. (§ 17.) Streitigkeiten über die Taxe, über die Zahlungsfristen, die Verzinsung der Abfindungssummen, die Gewährung des Unterhaltes auf dem Gute werden durch Schiedsrichter entschieden, welche in demselben Regierungsbezirk mit einer Landes- oder forstwirtschaftlichen Besitzung von mindestens 75 Ml. Reinertrag angesessen sind. (§ 18.) Uebrigens hat in Westfalen, ebenso wie in Hannover, der Eigenthümer eine sehr weitgehende Freiheit, von den Bestimmungen des Gesetzes durch Testament :c. abzuweichen. Nur muß er sich dann freilich die gewöhnlichen Schranken des Pflichttheilsrechtes gefallen lassen. (§ 26.) — Das unter Friedrich Wilhelm IV. gegebene Gesetz vom 4. Juni 1856, „betreffend die Abschätzung von Landgütern zum Behnfe der Pflichttheilsberechnung in Westfalen“, ist insofern günstiger für den Anerben, als es den Hof nur zum Sechzehnfachen des katalisirten Reinertrages anrechnet; ebenso die zum Gute gehörigen nutzbaren Gerechtigkeiten*). Dagegen steht es an Wirksamkeit für die Erhaltung der Güter hinter dem neuen Gefetze insofern sehr zurück, als das letztere viel weniger auf eine fortgesetzte Initiative von Seiten der Bauern rechnet. Das Gesetz von 1856 sollte nur da Anwendung finden, wo
) Emmerich der bedeutendsten westphälischen Reichs- und Landtags-Abgeordneten, der Freiherr von Schönlank, hatte in dem von ihm vorgeschlagenen Gesetzentwürfe, der zu dem wirklich erlassenen Gesetze von 1882 wesentlich beigetragen hat, die Bestimmung aufgenommen, daß; es dem Eigenthümer freistehen sollte, die Taxe höher oder niedriger, letzteres bis zum Sechzehnfachen des katastrirten Reinertrages herab, anzuordnen. Auch die gewerblichen Anlagen sollten mit dem Multiplikator Sechzehn zu Capital gerechnet werden. Jenes würde also dem Gesetze von 1856 entsprechen, dieses eine größere Begünstigung des Anerben sein. Wir unsererseits möchten den zweiten Vorschlag nicht billigen, da bei den gewerblichen Anlagen der landwirtschaftliche Grund zur Begünstigung des Anerben fortfällt. Von dem ersten Vorschlage bedauern wir aber, daß; er nicht ins Gesetz übergegangen ist: oder er müßte, was wir nicht wissen, etwa dem herkömmlichen Gefühle der westphälischen Bauern widerstritten haben.

Erhaltung des Vauernstandes. 3H?

eine Verfügung, durch welche das Landgut einem Tescendenten oder Ehegatten des Besitzers eigenthümlich zugewendet worden, wegen behaupteter Verletzung eines Pflichttheilsrechts angefochten wird. (^ 1,) Während also das neue Gesetz bei den einmal eingetragenen Gütern, wenn der Eigenthümer nichts Ausdrückliches dagegen thut, die bauernerhaltende Regel gellen läßt, verlangte das ältere Gesetz in jeder Generation einen neuen positiven Act des Eigentümers, wenn nicht die hofzerstörende Regel wieder eintreten sollte. Bei der Scheu, welche die meisten Bauern gegen juristische Förmlichkeiten aller Art empfinden, gewiß kein geringer Unterschied!

Nie man jetzt auch in Oesterreich an ähnliche Gesetze zu denken scheint, so wären sie für alle preußischen und nichtpreußischen Theile des Deutschen Reiches doppelt erwünscht, falls sie, natürlich unter gehöriger Berücksichtigung provinzieller Verschiedenheiten, vor der Vollendung des allgemeinen Civil-Gesetzbuches zu Stande kämen. Ein sehr würdiger Anfang hierzu ist schon 1873 in Oldenburg gemacht worden, unter einem Landesherrn, der sich von jeher mit ebenso viel Einsicht wie Liebe der landwirtschaftlichen Interessen angenommen hat. Wir meinen die oldenburgischen Gesetze vom 24. April 1873, betreffend das eheliche Güterrecht, das Erbrecht und die Theilbarkeit der Grundbesitzungen im eigentlichen Herzogthum. Man findet hier dieselbe Combination von Mobilisirungs- und Befestigungsfreiheit, wie in Hannover. Die Zerstückelung der Landgüter, sowie die Abtrennung einzelner Theile wird von den bisherigen Schranken befreiet*). Ebenso richtet sich auch das gesammte Erbrecht nach den Vorschriften des gemeinen Rechts, ausgenommen (das eheliche Güterrecht und) das Grundbesitzrecht. An den Grunderbstellen, deren Bildung, Vergrößerung, Verkleinerung. Aufhebung dem Eigenthümer oder sonst mit erblichem Nutzungsrechte Versehenen gänzlich freisteht, hat ein Miterbe ein bevorzugtes Erbrecht: nämlich den Anspruch auf das alleinige Eigenthum der Grunderbstelle in seinem Erbtheile, gegen die Verpflichtung, den vollen Werth derselben zur Erbschaftsmasse einzuschließen. Die Taxation sucht den Werth zu ermitteln, welchen die Stelle zur Zeit des Todes ihres letzten Eigenthümers hatte. Das Voraus des Grunderben ist in einigen Aemtern auf 15, im übrigen Lande auf 40 Procent vom schuldenfreien Werthe der Stelle") gesetzt. Bei der Bestimmung des Bevorzugten geht das männliche Geschlecht dem weiblichen vor; innerhalb des Geschlechtes in einigen Aemtern der Aeltere, im übrigen Lande der Jüngere.

Es gehört zu den schlimmsten Gefahren jeder Reform, wenn zu viel davon erwartet wird. So darf man auch von der hier empfohlenen Reform '1) Nur die Zerstückelung von Neubauerstücken »auf uncultivirtem Staatslande bleibt während der ersten dreißig Jahre nach ihrer Gründung an obrigkeitliche Erlaubnis! geknüpft.

") Man beachte hier, wie etwas tiefer unten, die große Vorsicht des Gesetzgebers, die örtlich geltenden Verschiedenheiten des Herkommens und der damit zusammenhängenden Billigkeitsgefühle im Volke nicht zu verletzen!

Nord und -ü>. xxn, es. 24

3^8 Wilhelm Röscher in Leipzig.

des Vauerurechts leine zu große Hoffnung hegen. Ein wirklich ver-
lumpptes oder verlumpendes Nauerenthum läßt sich auf diesem Wege nicht ohne
Weiteres heilen. Soll das Gesetz in der That von Vielen benutzt werden,
so ist die nothwendige Voraussetzung dazu, daß es noch viele tüchtige Bauern
giebt, die sich als solche behaupten wollen; viele Höfe, die für eine ordent-
liche Landwirthschaft eben groß genug sind; viele Eigenthümer derselben,
welche genug Verstand besitzen, um das einzusehen, und genug Liebe zu ihrem
Berufe, genug Sorge für die Zukunft ihrer Familie im Ganzen, um ernst-
lich danach zu handeln; zuletzt aber und nicht am wenigsten viele Familien,
wo auch die übrigen Kinder Familiensinn genug haben, um die Bevorzugung
des Anerben dem Vater nicht gar zu schwer zu machen.

Als Ergänzung müßte dann freilich noch eine bessere Organisation und
stärkere Benutzung des ländlichen Creditwesens hinzukommen. Eine
planmäßige Amortisirung der bäuerlichen Hypothekenschulden, etwa im Laufe
je eines Menschenalters, wie sie durch gute Nealcreditanstalten gestattet werden
kann, aber freilich auch erzwungen werden müßte, kann nicht bloß den
Schuldner vor unbequemer Kündigung schützen, sondern würde sich zugleich
auf die meisten Verbindlichkeiten der Grundeigenthümer ausdehnen lassen:
auf die Ausstattung von Kindern, Altenthcile, Hinauszahlung von Miterben,
Tilgung rückständiger Kaufgelder :c., so daß man dem Ideal nahe läme, den
Boden von Zeit zu Zeit, etwa mit Abschluß jedes Menschenalters, in sein?
ursprüngliche Schuldenfrchicit zurückzusetzen. Es Ware das eine zeitgemäße
Verwirklichung dessen, was den Israeliten bei ihrem Mosaischen Jubeljahr
vorschwebte! Durch eine Verbindung des neupreußischen Höfegesetzes mit
einem solchen ländlichen Eredilsystcme würde ein großer Theil der „socialen
Frage", dieses Sphinxräthscls, dessen Nichtlusung, mehr noch dessen falsche
Lösung die Gesellschaft mit dem Untergänge bedrohet, für lange Zeit gelöst
werden.

Der römische Kestner.
Zweiter Artikel: ^? bis ^828.
von
Gnc> Mcjcr.*)
— Göttingen. —

^estuers elf erste Jahre in Rom heben sich ab von seinem
späteren dortigen Leben: so bilden sie auch für unsere Betrachtung
einen geeigneten Abschnitt. Ihren größeren Theil füllte die
Negociation mit der Curie aus, zu welcher Hannover seine Ge-
sandtschaft abgeordnet hatte; ich habe sie an anderem Orte (Zur Geschichte
der römisch-deutschen Frage 1871 folg.) dargestellt, und komme hier, mit
Ausnahme eines einzelnen Punktes, nicht darauf zurück; weil bis zu jenem
Punkte Kestner, wie es einem Legationssecretar zukam, keinen activen Antheil
daran zu nehmen hatte. Die ersten zwei Jahre waren alle Geschäfte in
den Händen des sehr thätigen Legationsrathes Leist, dem der Gesandte
v. Ompteda, wenn auch zuweilen nicht ohne Kopfschütteln, sich unterordnete;
Kestner hatte volle Zeit, sich dem Genüsse von Natur und Kunst hinzugeben.
Unter den Künstlern zogen ihn zunächst die Maler an.

Im Winter vorher hatte Niebuhr, indem er von der in seinem Hause
verkehrenden Jugend spricht, an Schwigny geschrieben (21. December 1816):
„Cornelius ist ein höchst ausgezeichnete und anziehender junger Mann;
Platner, ungeachtet des Sachsenthums, hat sich ganz uns angeschlossen, ist
von vielem Verstande und edelm Charakter. Der Dyroler Koch ist ein
wahres Genie; Nilh. Schadow und Overbeck, obwohl als eifrige Ueber-
getretene" — sie waren noch nicht lange katholisch geworden — „etwas
scheu, sind nns nicht bloß als echte Künstler lieb. In diesen jungen Malern
ist Tiefe und Wahrheit, und ihre Werke sind sehr bedeutend." Und feiner
(16. Februar 1817): „Die hiesigen Maler sind entschieden in zwei Parteien
getheilt. Die eine besteht aus unseren Freunden und Denen, die sich ihnen
) Vcrgl. „Nord und Süd" Band XX., Hcft !!0.
25*

350 V. Mejr.

anschießen, die andere ist die zusammenhaltende Phalanx Terer, die um das Feuer in den Büschen auf dem Blocksberg sitzen: an ihrer Spitze stehen die 3t." sRiepenhausen), „weltkluge Bursche, die sich der Fremden bemcistern. und die unser akademischer College Goliath" (Hirth) „vollkommen gelten laßt. Das intrigürt und lügt und klatscht, — es soll nicht Licht werden. Jene sind von exemplarischem Lebenswandel; hier blühet die alte Liederlichkeit der deutschen Maler zu Rom, wie vor dreißig Jahren." (Lebensbilder 2, 260. 294.) Niebuhr sieht die um die Arüder Riepenhauscn gesammelte Gruppe mit den Augen seiner Freunde; aber unrichtig charalterisirt er die Gegensätze nicht, in welche Kestner nun eintrat, mit Männern von hüben und drüben durch alte gute Bekanntschaft verbunden: mit Riepenhausens, mit Koch und mit Schillers Jugendfreunde Reinhard von seinem ersten römischen Aufenthalte 1809—10 her, mit Cornelius seit ihrem Zusammen treffen in Heidelberg 1811, mit Overbeck, wie wir gesehen haben, schon seit dessen Lübecker Jugend.

Welche liebevolle Freude er insbesondere an diesem sogleich hatte, zeigt eine Tagebuchaußerung aus der eisten Zeit nach dem Wiedersehen: „In seinen Erfindungen und in seiner Zeichnung leistet Overbeck soviel, wie ich in unseren Tagen nicht kenne. Seine Creaturcn hat alle die Seele gemacht, und er hat in seiner Seele die Klarheit der Anschauung der Natur, die sich bis auf jeden Nafenzipfel, jede Lippenbewegung, jedes Wallen in der kleinsten Haarlocke erstreckt, wie die alten Maler aus der guten Zeit es hatten. Seine Gruppen sind natürlich, erschöpfend und angenehm, seine Erfindung charakteristisch und cmmuthig zugleich. Auf Allem, was er macht, schwebt eine schöne Seele, die in lauter Liebesverkehr mit ihren Schöpfungen ist. Es würde mir die größte Freude sein, immer in seiner Nähe zu leben, um die Worte zu suchen zu dem. was seine Hände machen. Alles sind vollendete Naturen, Alles so vollendet gedacht, daß man zu errathen glaubt, warum man Augen, Stirne, Mund und Wangen hat, und fast sagen kann, wie eine jede seiner Creaturen in allen Lagen ihres Lebens sich benehmen wird, und benommen hat, was für Schicksale sie gehabt hat."

Man erkennt, welcher Gruppe von Künstlern Kestner, trotz seiner alten Zusammenhänge mit den Riepenhausen, innerlich angehörte, und bald trat er auch literarisch für sie ein. Eben als er nach Rom kam, waren „in dem Barth oldv/schen Zimmer in der Lünette die sieben fetten Jahre in jugendlichem Humor einer rein genährten Künstlcrseele, aus Philipp Veits, der Verkauf Josephs, eine musterhafte Hauptcomposition, auf breiter Wand des Zimmers, aus Overbecks Händsn hervorgegangen, und die Wiedererkennung Josephs durch seine Brüder stand, ein lebensvolles Werl des Cornelius, schon angelegt auf einer andern Wand." In der Stelle seiner römischen Studien (S. 121), aus welcher diese Worte entnommen sind, schildert Kestner noch als alter Mann mit der Lebhaftigkeit glücklicher Erinnerung, wie tief er von dem Anblicke ergriffen war. Hatte er doch einst Overbeck auf diesen

Der römische Kestner. 35^

Weg der Kunst selbst weisen geholfen. Er meinte zu erkennen, wie die vor«
rafaelsche, sei es italienische, sei es deutsche Kunst, die er geliebt hatte von
Jugend her, von ihren Mängeln entkleidet, zu neuem Leben erblüht sei.
Hier war Nachahmung jener vorrafaelischen Kunst, gewiß, aber nicht
minder war hier volle und gehaltvolle Eigenthümlichkeit; und wenn man
diese mit der Kunst der bis dahin berühmtesten Neueren, der Mengs,
Angelica Kaufmann, Vattoni, Camuccini verglich, so war hier ein nicht zu
bezweifelnder Fortschritt. Nachgeahmt hatten auch die Genannten, nur hatten
sie sich nach dem Altcrthum und nach Rafael gerichtet, während Kestners
junge Freunde sich an Ghirlanbajo, Mafaccio, Dürer anschlossen. Warum
nun waren Cornelius, Overbeck, Veit von ihren geringeren Mustern so
offenbar reicher befruchtet, als jene Anderen von ihren an und für sich
höheren? Tiefe Frage erörterte Kestner in einer kleinen Schrift „Neben
die Nachahmung in der Malerei. Geschrieben zu Rom im October 1817;"
welche in Frankfurt bei Varrentrap 1818 erschien, und in der er gegen
Niemand Geringeres auftrat als gegen Goethe.

Tiefer hatte im Jahre 1817 das zweite Heft „Ueber Kunst und
Altcrthum in den Rhein- und Maingegenden" herausgegeben und dessen
ersten Aufsatz gegen die „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst" gerichtet;
denn unzweifelhaft war die mit „W. K. F.," d. i. „Weimarische Kunstfreude",
unterzeichnete Abhandlung von ihm. Die Herrlichkeit der alteren, namentlich
niederrheinischen deutschen Kunst, wie er sie in der Boisserse'schen Sammlung
und sonst am Rheine zusammen fand, hatte er zwar nicht verkannt, sich viel-
mehr im ersten Hefte von „Kunst und Alterthum" mit Wärme über sie
geäußert, aber daß dort die neuere Kunst wieder anknüpfen könne, lehnte
er ab. Seine Autorität fiel schwer in's Gewicht gegen die aufstrebenden
Künstler, und eine damals noch große Partei, von der wir Hirth bereits
genannt gefunden haben, stand hinter ihm. Um so mehr fühlte Kestner sich
verpflichtet, für die Freunde einzutreten, damit so vielverheißende junge
Männer nicht „in ihrem schönen Treiben aufgehalten würden." Historisch
stand ja fest, daß in ihrem Lehrererfolge die Vorgänger Rafaels und
Michelangelos bedeutender gewesen waren, als diese, denn jene hatten größere
Maler gebildet, als sie selbst waren, diese nur kleinere. Um eine solche
Erscheinung zu erklären geht Kestner wieder, wie ehemals (1810), von dem
Satze aus: „Die Kunst ist ein Widerschein der gottgeschaffenen Natur in
der menschlichen Seele", Künstler also ist nur der, „der sich in unmittel-
barem Verkehr mit der Natur befindet." Hieran knüpft er den zweiten
Satz: auch der größte Künstler giebt nicht die Natur selbst, sondern seine
Auffassung von der Natur wieder. Dann schließt er: je anmuthiger und
idealer eine solche Auffassung ist, desto mehr ergreift und beherrscht sie des
Schülers Geniüth, und da dieser kein höheres Ziel kennt, als dem bewun-
derten Lehrer gleich zu werden, so tritt der Lehrer zwischen die Natur und
ihn, der nun nicht von der, Natur selbst, sondern von des Lehrers Auf-

352 V. Moser.

fassung die Nllwr lernt. Je länger aber dergleichen von Generation zu Generation fortwirkt, desto weniger wird der Lernende Künstler, desto mehr bloßer Manieist. Sonach, meint Kcstner, thue die „neudeutsche“ Schule Recht, daß sie aus dem absteigenden Strom der Kunst, wie sie gerade ist, sich hinüberschwingt in den alten aufsteigenden Strom, und so die Weise unmittelbarer künstlerischer Naturauffassung von denselben Meistern lerne, von denen Rafael und Michelangelo erzogen wurden. Diese alten Meister, sagt er (Nachahmung S. 75), „haben in einem eminenten Grade die Zeichen in der Gesichtsbildung belauscht und darzustellen verstanden, welche den Unterschied ausmachen zwischen einem lebenden und einem entseelten Körper. Seeleneigenschaften findet man dort in jedem Muskel, jeder Falte, fast in jedem Härchen, und erfährt, in welchem Grade scharf und tief jene Meister gefühlt haben, wie ein Mund, der sprechen, lachen, lächeln kann, ohne im Momente der Darstellung es zu thun, wie ein Auge, das Betrachten, Freude und Vetrübniß ausdrücken kann, wie eine Stirn, in welcher Gedanken wohnen, sich unterscheiden von solchen Theilen, die nicht von der Wirkung des Lebens durchdrungen sind.“ Diese Darstellungsirraft sei es, die gerade von ihnen vorzugsweise gelernt werden kann, und die Cornelius, Veit, Overbeck haben sie von ihnen gelernt.“ — Wie schwer es Kcstner geworden war, gegen Goethe aufzutreten, zeigt sich darin, daß er noch dreißig Jahre später in den römischen Studien zu beweisen sucht, die Reccnsion, in welcher der Dichter—wieder mit der Chiffre W. K. F. — die ihm zugesandte Schrift, bei aller Anerkennung im Einzelnen, doch der Hauptsache nach verurtheiltc, tonne nicht wohl unter dessen persönlicher Nntheilnnhme geschrieben sein. Um so lnertennenswerther ist, daß er mit seiner Meinung nicht zurückgehalten hatte. Von seinem frischen Künstlerverkehr geben die schönen Aufsätze in den römischen Studien über Koch, Cornelius, Overbeck, Thorwaldsen, mit dem er längere Zeit dasselbe Haus bewohnte, anziehende Auskunft. Namentlich das Thorwaldsen gesetzte Denkmal ist sowohl für die liebevoll menschliche, wie für die künstlerisch beobachtende Feinheit Kestners ein leuchtendes Beispiel. Auch die Gebrüder Niepenhausen haben in diesen Studien ihr Blatt. Warum es nur eines ist, wird aus Nicbuhrs vorhin angeführten Worten verständlich. Kestner hielt die alte Verbindung mit diesen talentvollen Männern und geborenen Hannoveranern in landsmannschaftlicher Treue fest, behielt immer ein gutes Verhältniß zu ihnen, und sagte aus, was er ohne zu tadeln sagen konnte. Cr war kein Paieimann; wenn also seine Sympathie auch der „ncudeutschen“ Kunstrichtung gehörte, so konnte er doch unbefangen und offen nach beiden Seiten Verkehren. Was er bei einer späteren Gelegenheit einmal von sich sagt, er erlebe wieder, „was so oft mein Loos war, der Freund mehrerer Theile zu sein, die untereinander nicht harmoniren“, das war auch in diesen Künstlerkreisen der Fall. Seine reine Freude am Schönen, sein absichtsloses Wohlwollen, seine redliche, allemal zuverlässige Treue, endlich — ein Goetheschcs Wort zu gebrauchen — die „Bildung des Herzens“, deren man bei ihm jederzeit sicher war, geben die Erklärung.

Der römische Restner. 253

Auch der Musik bewahrte er die alte Liebe: die römischen Studien über Paganini, Rossini, die Cotalani bewahren seine damaligen Eindrücke auf. Neber die Kirchenmusik schreibt er in sein Tagebuch nach einer am Johannis-tage 1818 gehörten Aufführung im Lateran mit Doppelchören: „Kraft und Charakter der Melodie ist nicht mehr da; doch kennen die heutigen Eomponiften den Styl noch von den Vorfahren; deswegen sind die Chöre besser als die Arien, und zuweilen gut. In alten Zeiten gab man der geistlichen Musik nur Würde . . ., heutzutage, wo mau das Glück der Erbauung nicht mehr kennt, gicbt man der Musik Gefälligkeit, um sich ohne andern Zweck daran zu vergnügen. Daher ist der Styl der Kirchenmusik wenig mehr von dem der Opernmusik unterschieden".

So kehrte Kcstner in Rom zunächst zu den Interessen, die er bei seinem früheren Aufenthalte verfolgt hatte, mit Lebhaftigkeit zurück. Aber er blieb nicht mehr bei ihnen stehen, sondern auch für das Alterthum gingen ihm die Augen auf, sodaß Eduard Gerhard ihn bald als den „aller echten Kunst mit enthusiastischer Liebe zum Schönen, aller Zeiten und Richtungen Zu-gewendeten" charakterisiren konnte. Und es ist bezeichnend, wie zu Anfang in diese Alterthumsinteressen ihn die Freundschaft mehr als die Nissenschaft einführte.

Es ist früher erwähnt worden, daß er in seinem römischen Sommer von 1809 mit dem Baron von Stackelberg gute Bekanntschaft gehabt hatte, Nieser war, als Kestner damals Rom verließ, noch dort geblieben und hatte sich dann der Reise angeschlossen, welche von dem zur Riepenhausen'schen Tischgenossenschaft von 1809 gleichfalls gehörigen Dänen Koes und dem Kopenhagener Professor Bröndstedt, dem Nürnberger Architekten Haller und dem Eannstatter Landschaftsmaler und Kunstfreunde Linckh nach Griechenland unternommen wurde. Er hatte mit ihnen vom Iunius 1810 an vier volle Jahre auf dies mühselige und damals gefahrvolle Unternehmen gewendet, und war, nach einem Aufenthalte in seiner Heimath, seit 1816 wieder in Rom, um zu verarbeiten, was er von Griechenland mitgebracht hatte. Mit-gegangen war er nur, um zu zeichnen; und berühmt gewordene landschaftliche wie Eostümbilder, die er später veröffentlicht hat, beweisen seinen Beruf dazu: aber jeder Anregung empfänglich hatte er, indem er mit Archäologen reiste, auch für Altcrthumsstudien Interesse gefaßt, an Ausgrabungen teil-genommen, und jetzt wollte er seine Funde am Apollotcmpel in Vassä mit Erläuterungen herausgeben; erwarb indeß nun erst die gelehrten Kenntnisse, deren er dazu bedurfte. So fand ihn Kestner und ließ sich von dem stets mit leidenschaftlichem Antheil arbeitenden Freunde bald in dessen antiquarische Forschungen ziehen, nicht blos die auf den Apollotempel bezüglichen, fondern auch in alle die mannigfachen wissenschaftlichen Excurse, zu denen Stackelberg immer geneigt war, und in die tausend archäologischen Fragen, wie sie in Rom jeder neue Tag und jeder neue Fund anregt, und wie sie von dem Freunde, der sich unbedenklich von ihnen ergreifen und oft genug zerstreuen

25H V. Mejer.

ließ, mit immer neuer Begeisterung aufgenommen wurden. Gerhard hat im zweiten Theile seiner Hyperboräisch-römischen Studien (1852) dies Leben, an welchem auch Stackelbergs ihm nach Rom nachgefolgter Reisegefährte Linckh theilnahm, farbenreich beschrieben. Man machte in die Campagna und darüber hinaus archäologische Ausflüge, jeder römische Spaziergang erhielt einen archäologischen Zweck. Um sich regelmäßiger zu sehen, aßen Stackelbeig und Kestner zusammen, und pflegten als Zusammengehörige auch gemeinsam geladen zu werden; zeitweilig haben sie in der Villa di Malta die Wohnung getheilt. Kestner setzte wohl sein Zeichnen bei Seite, um für diese Alterthumsstudien Zeit zu gewinnen. „Linckh und Stackelberg würden Dir außerordentlich gefallen“, schreibt er seiner Schwester. „Mit Neiden stehe ich in einem Verhältnis; als wenn wir Brüder wären, d. h. es ist eine Art von Liebe, die durch Gewohnheit bekräftigt, geheiligt und unentbehrlich geworden ist, und die Nothwendigkeith mit sich führt, Alles miteinander zu theilen, das Große und das Kleine. Neide gehören zu den edelsten Menschen, die geboren sind; es ist eine Pracht, wenn man die Augen der Seele auf ihre Gemüther richtet. Stackelberg höchst graziös, elegant, einzelne Augenblicke fast zu zierlich. Linckh ganz ein Kind der Natur, aus seiner eigenen Keimkraft emporgewachsen, und so mit natürlicher Grazie ausgestattet, daß das Conventionele, wie das Vorurtheil ihm fremd geblieben sind. Neide sind sehr milde“. Linckh antwortete dem Könige von Württemberg, der ihm einen Garten zu Cannstatt abkaufen wollte (1819), er werde ihm das Grundstück erst dann überlassen, wenn er sein königliches Versprechen gehalten haben werde, dem Lande eine Constitution zu geben.

Als Kestner bei Gelegenheit der Feier seines Geburtstages im November 1820 die „jungen Männer, welche er in Rom am liebsten habe“, aufführt, nennt er außer Stackelberg und Linckh die Brüder Ricpenhausen und zwei Bildhauer, Schüler Thorwaldsens, von Launitz aus Kurland und Tenerani, den bekannten Ferraresen, lauter Künstler; dann aber einen jungen Diplomaten, den der russischen Gesandtschaft attachirtcn kurländischen Baron Paul von Hahn, der auch in den Vunsen'schen Briefen (1, 344.) als „glänzende Erscheinung“ gerühmt wird. Er war von Handwerk Soldat, und ist zuletzt Gouverneur des Kaukasus gewesen.

„Hahn hat mich fast zu lieb,“ schreibt Kestner der Schwester, „aber sein sehr leichtes Scheiden aus dem väterlichen Hause, das Krieger- und dann das Diplomatcnleben hatten ihn zu sehr von sich selbst entfernt, bevor ich ihn kennen lernte, als daß Ausdrücke von lebhafter Herzlichkeit ihm nicht noch immer eine ungewohnte, wenn auch wohlthätige Erscheinung wärm. Uebrigens ist er sehr feurig für alles Edle und Vortreffliche, besonders im praktischen Leben. Von der ästhetischen Seite versteht er mich zwar nicht, aber dennoch harmonire ich durch andere und sehr hohe Berührungen mit ihm vollkommen. Tcnn ungerechnet, daß die Klarheit seines Kopfes und die Bravheit seiner Gesinnung uns in ein von mehreren Seiten vollständiges

Der römische Ilestner. 355

Verständnis; setzt, so führt sein Verstand ihn auch dahin, einigermaßen das zu ermessen, was er nicht ganz begreifen kann. Hiermit meine ich die poetische Seite, von der er selbst weiß, daß sie ihm mangelt. Dagegen ist er ein weit praktischerer Mensch als ich, und in mehreren Wissenschaften, die mir abgehen, mit einer grenzenlosen Bescheidenheit sehr erfahren... Er kennt Stackelberg sehr gut und liebt ihn sehr. Aber dieser ist zu sehr Künstler, um dieselbe Menge von Berührungen mit ihm zu haben." Von andern Diplomaten kommen in Kestners Briefen die schweizerischen als befreundete vor, namentlich der Berner Oberst Fischer, den auch Niebuhr (Lebensnachr. 2, 390.) seinen Trost und »einen der hellsten und gewandtesten Geister" nennt, die er kenne. Ebenso der niederländische Gesandte Reinhold, ein überaus gebildeter und geistig beweglicher, für Niebuhrs Geschmack zu liberaler Mann.

Nach der Einführung, die Kestncr, wie am Ende des ersten Artikels erwähnt ist, durch Ernst Schulze bei Bunsen und Brandis gefunden hatte, hätte man ein näheres Verhältnis; zu dem Niebuhr'schen Kreise erwarten können, um so mehr, als für dessen künstlerische Freunde Kestner so lebhaft in die Schranken trat. Ein solches Verhältnis; ergab sich aber nicht: die Freundschaft mit Buusen datirt erst später. Die Männer vom Palast Savelli und dem Capitol waren an erster Stelle Gelehrte, die vom Pincio und der Villa di Malta an erster Stelle Vertreter des künstlerischen Schönheitscultus; Niebuhr, für die Kunst wenig begabt, sah auf den Dilettantismus der Kestner und Stackelberg mit der Geringschätzung des Fachmannes hinab, und wiederum Kestner, der weder die politischen, noch die historischen, noch die national« ökonomischen Interessen Niebuhrs theilte, war nicht gemacht, dessen Bedeutung voll zu ermessen. Es kam hinzn, daß Niebuhr den Hauptmitgliedern der hannoverschen Gesandtschaft, v. Ompteda und Leist, nur fchwer verzieh, wie sie am Triumphwagen Ierome Nonapartes gezogen hatten, und in seiner herben Art dies gelegentlich aussprach; wofür er dann von den Betroffenen wiederum mit dem widerwilligen Mißtrauen betrachtet wurde, auf welches der damalige Hannoveraner dem Preußen gegenüber ohnehin gern gestimmt war. Der Ausdruck dieses unbehaglichen Nebeneinander ist es, wern Ompteda an seinen Berliner Vetter schrieb: Niebuhr lebe wie ein Einsiedler und sei grob wie ein Bär. Erst später hatte er diese Empfindungen überwunden, und als er dann (März 1819) plötzlich starb, dürfte auch Kestner zum ersten Male eine über das Oberflächliche hinausgehende Berührung mit Niebuhr gehabt haben, der ihm half, was bei der confessionellen Antipathie der römischen Behörde nicht leicht war, das Begräbniß des protestantischen Gesandten würdig zu gestalten. (Zur röm. Frage. II 2, 260. Not.) Ihr Verhältnis; wurde hierauf nahe genug, um Kestner, als er einige Zeit nachher sein Trauerspiel Sulla schrieb, zu veranlassen, daß er es Niebuhr mittheilte, und diesen, daß er die Mittheilung mit einem eingehenden Briefe, der noch vorhanden ist, crwicderte.

356 V. Mejer,
Anfang April 1819 kam Kaiser Franz nach Rom, gab zu einer Reihe glänzender Feste und für Kestner zu mancherlei erfreulichen Bekanntschaften Anlaß, unter denen er die der Herzogin-Wittve von Württemberg, geborenen Prinzessin von Nassau-Weilburg, mit ihren vier schönen Töchtern obenan stellt: „die Zärtlichkeit einer würdigen Mutter, der unbefangenste Verstand mit der geübtesten Leichtigkeit des Betragens einer Fürstin und der Würde einer tugendhaften Frau.“ — Kestner war um diese Zeit lebhaft mit der Frage beschäftigt, wer zu Omptedas Nachfolger bestimmt sei. Mit diesem hatte er nicht nahe, aber gut gestanden und gelegentlich die „Gefälligkeit“ zu rühmen gehabt, mit welcher der Gesandte auf des Secretärs Kunstinteressen einging. An des Nachfolgers Gesinnung hing für ihn der Genuß seines römischen Lebens. Taher er mit größter Freude Ausgang Aprils vernahm, daß jener ehemalige Kriegs-rath, dann Gesandte, Franz von Reden, an den schon bei der eisten Besetzung der Legation gedacht worden war, der alte Freund seiner Eltern, dieser Nachfolger sein werde; und er empfand es aus das Wohltuendste, als dieser schon in seinem ersten Schreiben die überkommenen Zusammenhänge anklingen ließ.

Neben brachte seine Frau, zwei Töchter und eine Nichte der Frau. Fräulein v. Wurm, mit nach Rom; man installirte sich in der Villa di Malta und Kestner schreibt seiner Schwester: „Tu hattest ganz recht, wenn Du Tir denkst, man tonne sich kein zufriedeneres Zusammenleben vorstellen, als zwischen mir und diesen ausgezeichneten Sterblichen, Tie Formen abgerechnet, ist es ganz ebenso, als wenn ich init meinen Eltern und Geschwistern lebte.“ Im October sührten er und Stackelberg die Familie nach Albano und freuten sich des Entzückens des ebenso gebildeten wie wohlwollenden frischen alten Herrn. So lange er Kestners Chef war, ist das Verhältnis; in dieser guten Tonart ungetrübt geblieben.

Er hatte die Nückberufung des Legntionsrathes Leist gefordert, dessen jeromistische Vergangenheit ihm zuwider und der auch der Curie nicht mehr annehmbar war. Dieser verließ Rom, ohne einen Nachfolger zu erhalten , vor Ankunft des Gesandten. So hob sich zugleich die amtliche Bedeutung Kestners; denn sowohl in der Geschichte der bisherigen Verhandlung, soweit sie nicht in den Acten stand, wie in Netreff der Personen, mit welchen sie weiter zu führen war, hatte nun er diesen zu orientirch. Wenn Leist in Rom Dinge hatte durchsetzen wollen, die man nicht hätte fordern dürfen, weil die Nichtgewährung von vornherein sicher war, so machte Herr von Reden in seinem sorglosen Wohlmeiuen jetzt den entgegengesetzten Fehler, indem er einen Concordatsentwurf annahm, auf den der moderne Staat nicht eingehen konnte, und der dann von seiner Regierung auch zurückgewiesen ward. Ob hierbei Kestner mit gesündigt hat, erhellt nicht aus den Acten: jedenfalls ist seine wie seines Vorgesetzten Schuld dadurch gemildert, daß die Unmöglichkeit der Verständigung zwischen der römischen Curie und dem deutschen Staate der Gegenwart damals von keinem der staatlichen Unter-

Vei römische Kestner. 55?

Händler genügend gewürdigt wurde. Kestner gab sich für keinen Sachkundigen, und war es auch nicht. Insofern von freiem Blicke, als er an der Vorliebe der Romantiker für die katholische Kirche nicht Theil nahm, politisch auf Seite des modernen konstitutionellen Staates, wenn auch vielleicht nicht mit Einräumung seiner scimmtlichen Eonsequenzen, war er durchaus geneigt, jener Kirche so viel freie und selbständige Bewegung zuzugestehen, als staatlich irgend möglich sei; aber er hielt fest, daß der Staat es fei, der die Grenzen dieser Möglichkeit zu bestimmen habe. Allerdings coustruirte er sie sich nicht principiell, sondern dachte sie als durch concrete Bedingungen von Fall zu Fall gegeben.

Später hat er der hannoverschen Negociation doch einen großen Dienst erwiesen. Nachdem die Negierung die Erfahrung gemacht hatte, daß ein Coneordllt, wie man es gewünscht hätte, nicht möglich sei, zog sie sich (October 1822) auf die Forderung einer bloßen Circumscriptionsbulle zurück; und obwohl die Eurie den Concordatsgedanken ungern aufgab, so hatte doch Herr v. Reden im Anfange des April 1823 das die Grundlage der Bulle ausmachende Decret der Concistoriale nach Hannover einsenden können. Nicht früher als gegen Mitte Augusts erhielt er Antwort, und ließ am 11. dem Ellrdrinlllstaatssecretär Eonsalvi die Note zugchen, in welcher er die hannover'schen Modificationsforderungen formulirte; worauf Eonsalvi schon am 18. antwortet, er bewillige sie insgesamt, bis auf die eine, daß für den vom Hildcsheimer Bifchofe, als vorläufigem Administrator der Diücese Osnabrück, dort zu ernennenden Generaluicar regierungsseitig die Qualification als persona Frat» gefordert fei. Dergleichen habe man niemals bewilligt; denn um der eigenen Verantwortlichkeit willen könnten die Bischöfe nicht anders, als in dieser Anstellung vollkommen frei sein. Der Tag, an welchem Eonsalvi dies schrieb, war derjenige, wo der Zustand Papst Pius VII., der an einem Schenkelbruche darniederlag, sich als lebensgefährlich erwies. Am folgenden Tage — Herr v. Reden war nicht in Rom — ging Kestner in Eonsalvis Dienstagslludienz. Man wußte schon, daß keine Hoffnung mehr war. „Der Cardinal," schreibt er, „wenn er wegen neuen Empfanges oder in Begleitung eines Besuchenden aus seinem Cabinette in das Versammlungszimmer trat, behielt zwar die ganze Liebenswürdigkeit seines Benehmens, war aber von dem nahen Trauerfalle sehr gebeugt, und sah nach einer durchwachten Nacht sehr erschöpft aus; sein Haar war ungeordnet, seine Kleidung schien ungewechselt . . . sein Athem gab zu erkennen, daß er durch starte Getränke sich aufrecht erhielt. Das Thüröffnen und -schließen ging ebenso gelinde von Statten, als es sonst als die Handlung eines Mannes in voller Kraft zu geschehen Pfllegt" u. s. w. Kestner war der letzte in der Reihe der Bevollmächtigten, mit denen der Staatssekretär zu conferiren hatte; aber trotz dessen großer Erschöpfung wurden die wenigen zu wechselnden Erklärungen von Eonsalvi „mit eben so viel Freundlichkeit und Grazie wie Besonnenheit" gegeben, und „mit einer, bei der Wichtigkeit des

258 V. Mejer.
Gegenstandes und bei der Kürze der Zeit fast bewundernswürdigen Vollständigkeit", obgleich ein eben eingetretener und in Consalvis Cabinet geführter Cardinal, der Kestner eigentlich hätte vorgehen müssen, dort wartete. Der Gegenstand war in der That wichtig, denn es handelte sich um die Notwendigkeit, augenblicklich und schlechthin hannoverscherseits abzuschließen. Nur Consalvi dachte frei genug, die Negociation so zu vollenden. Daß er einen Nachfolger aus den Zelanti erhalten, und daß dieser höchst wahrscheinlich anders denken werde, stand fest. Es war also größte Gefahr im Verzuge. „Ich sandte nach der Unterredung," schreibt Kestner, nachdem er das bunte Treiben geschildert hat, welches er im Quirinal beobachtete, „meinen zweiten heutigen Boten, dies Mal einen reitenden, ab; welcher es dann bewirken half, daß Abends der Gesandte noch zeitig genug kam, um in aller Ordnung, durch eine kurze Unterredung und Ueberreichung einer Note, die wir Abends um 8 Uhr eiligst schrieben, uns" — d. i. Hannover — „nicht nur vor einem großen Nachtheil zu bewahren, sondern auch einen großen Vortheil zu erlangen."
Die Note enthielt Nichts, als Redens Erklärung, er nehme Namens seiner Regierung die Präposition vom 18. an, und schließe ab. So konnte er anderen Tages, indem er nach Hannover den Tod des Papstes meldete, hinzufügen: noch vor dessen Eintritt habe er „die Circumscriptionsbulle mit dem Cardinalstaatssecretär arrangirt, so daß der Nachfolger sie wird expediren müssen." Kestner gebührte kein geringes Verdienst dabei. Die Anzeige von Papst Pius VII. Tode, wie sie auf einfachem Quartblatt ohne Unterschrift bei der Gesandtschaft einlief, lautete: Il papa è morto« 20. ã'^,F08w alls 6. dslla, matma. „Wenige Stunden nachher wurde der Palast des Quirinals zugeschlossen und man sah Nichts von dem Leben, das sich um ihn her zu bewegen pflegte." Consalvi war schluchzend zu den Füßen des Sterbenden niedergesunken und über dessen Knieen ohnmächtig geworden. „Abends vorher hatte der Cardinalvicar della Genga unter mehreren Uebungen der Andacht dem Papste Psalmen gelesen, während Pius VII. der Ceremonie gemäß die letzten Worte wiederholte. Die Antworten blieben einmal aus und der besorgte Cardinal fragte: 8ua Lantitü uoii i'iiPonÄL piu? Der Papst versetzte andächtig: 8ua Lautitü? kovero xeocaww! — Am Sterbetage Abends „zogen Hundeitc von Menschen den Quirinlllberg und die Via äi ?oi'ta ?m auf und ab, den tobten Palast und seine verschlossenen Thüren anzusehen. Gruße Theilnahme bemerkt man indessen nicht, und es scheint wohl mehr die Erwartung vieler lange nicht oder nie erlebter Sehenswürdigkeiten die vergnügungssüchtigen Menschen in Bewegung zu setzen." Kestner schildert in seiner Aufzeichnung vom folgenden Tage die Ausstellung der Leiche im Quirinal und die Vorbereitungen zum Conclave. „Man trug fich schon mit der Nachricht, daß die Cardinäle della Genga und Castiglione, Beide berühmt eifrige Katholiken, für Competenten znr Papstwahl gehalten würden. Dies wurde mit der Aeüßerung erzählt,

Der römische Kestner. 529

daß das Eardinalscollegium dringend wünsche, die laxen Grundsätze des bisherigen Gouvernements wieder zu vertreiben." Bekanntlich wurde am 28. September zunächst Della Genga, Papst Leo XII. gewählt, welchem Castiglioni. Papst Plus VIII.. erst 1829 nachgefolgt ist.

Leos Cardinalstaatssecretar wurde Della Somaglia; mit ihm war der Rest der hannoverschen Verhandlung zu führen. Die Regierung ließ sich wiederum Zeit: obwohl gegen Ratification der Erklärung Redens vom 19. August sich Bedenken nicht erhoben, wurde sie doch so spät in London beantragt, daß — dort unverzüglich gegeben — sie erst im December in des Gesandten Hände gelangte. Somaglia zeigte sich jetzt minder ungünstig, als erwartet worden war; dagegen bestrebte sich der Cardinalprodatar Scveroli mit allen Kräften, den Abschluß noch wieder rückgängig zu machen, und es kostete Mühe, daß nichtsdestoweniger das Geschäft abgewickelt ward und die Formulirung der Bulle, wenn auch nicht ohne einige unfreundliche Wendungen, endlich fertig wurde. Am 29. März 1824 sendete Herr v. Reden das Tocument nach Hannover ein.

Unter allen diesen Arbeiten seines diplomatischen Berufes hatte Kestner den Verkehr mit seinen Freunden und die Verfolgung der Interessen, die ihm zuerst am Herzen lagen, mit Eifer festgehalten.

Fast den ganzen Sommer 1820 hatte er verwandt, ein fünfactiges Trauerspiel „Sulla" zu schreiben, welches er, noch weiter überarbeitet, 1822 — in Hannover bei Hahns — erscheinen ließ. Eine als „historischer Inbegriff" bezeichnete Einleitung und dann das ganze offenbar Shakespeares Julius Cäsar nachahmende Stück läßt erkennen, wie lebendig er sich das alte Rom im Geiste reconstruirte. Nicht so gelang ihm aber, seinen Einzelgestalten Leben zu geben, und er mußte sich zuletzt gestehen, der Versuch sei nicht gelungen. Feines poetisches Verständniß und echte Liebe zur Poesie war noch kein Beruf, dichterisch zu produciren; und seit Kestner das erkannte, hat er nur noch gedichtet, wie er zeichnete: für sich selbst und für seine näheren Freunde. Aber in diesen Grenzen gab er das Glück zu dichten niemals auf, und wurde, wie er z. B. Geburtstage im Neden'fchcn Hause mit Festgedichten feierte, so auch wiederum von dessen jungen Namen, halb neckisch, halb ernsthaft, zu seinem eigenen Geburtstage mit dem Dichterloibcer geklönt; wobei Stackelberg und Launitz, beide gleichfalls Reden'fche Hausfreunde, heiter und herzlich Aniheil nahmen.

Um so freier wandte er sich, seit er aufgegeben hatte, sich als Dichter einen Namen zu erwerben, der Archäologie zu.

Ich habe oben der Männer vom Palast Snvelli und vom Capitole gedacht, die das römische Alterthum von der wissenschaftlichen, und der Männer vom Pincio und der Villa di Malta, die es von der Kunstseite zu erfassen strebten. An diese Doppelheit und an ihre spätere Vereinigung in Stiftung des deutschen archäologischen Institutes ist neuerlich in vortrefflicher Art durch die Denkschrift zu dessen fünfzigjähriger Jubelfeier von Ad. Michaelis

260 V. Mejer.

erinnert worden. Jener gelehrte Kreis fand eine festere Verbindung in dem gemeinsamen Unternehmen einer Beschreibung der Stadt Rom, welches Niebuhr zunächst aus persönlichem Interesse für Platner in die Hand nahm, indem er eine Anwesenheit Cottas benutzte, es buchhändlerisch zu fördern. Platner ist oben als einer der im Niebuhr'schen Hause verkehrenden Maler erwähnt; er war aber ohne Talent. Einst hatte er einen großen Carton. Hllgai in der Wüste, entworfen; an der einen Seite Hagar mit Ismael, an der andern der Engel, dazwischen sehr breit und wüst die Wüste. Als er fertig war, lud er die Freunde, um sie über den Entwurf zu hören, zum Frühstück in sein Atelier, unter ihnen Cornelius. Munter vom Wein ging man an die Besichtigung, und da man Platner gut war, so gab es eine Verlegenheit; denn zu loben war das Bild einmal nicht. „Höre Platner.“ nahm Cornelius das Wort „der Carton ist nicht schlecht gedacht, aber er hat einen Fehler, soll ich ihn corrigieren?“ Und als Platner versichert, eben das sei sein Wunsch, springt Cornelius, das Bild zerreißend, mitten durch die Wüste hindurch. Platner erkannte an, daß die Freunde Recht hatten, und entwarf keine Cartons mehr, sondern wurde, nachdem er sich noch eine Zeit lang ärmlich durchgeschlagen hatte, königlich sächsischer Agent am päpstlichen Hofe. Wenn Pecht (Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts. 1877, S. 281) die hier mitgetheilte Geschichte, und zwar mit Berufung auf Friedrich Preller, von Kestner erzählt, so ist ihm wohl begegnet, den sächsischen und den hannoverschen Diplomaten zu verwechseln. Preller, von dem auch ich sie gehört habe, erzählte sie von Platner, und daß sie gerade diesem begegnet sei, war um die Mitte der vierziger Jahre, zu einer Zeit, wo Kestner, Platner und Cornelius zu Rom noch lebten, dort unbestritten. Kestner hat niemals ein Atelier gehabt und niemals Cartons entworfen, sondern außer Landschaften nur Porträts, und diese sehr bescheiden auf seinem Zimmer gezeichnet. — Platner also war ein geringer Maler, aber als Sohn eines Leipziger Professors ein gut gebildeter und in seiner Weise gelehrter Mann, und Niebuhrs Unternehmen hatte den Zweck, ihm Unterhalt zu schaffen. Ursprünglich auf die gemeinsame Arbeit dieser Beiden und Vunsens berechnet, Brandts hatte Rom schon verlassen, so es nachher Bimsen und Platner allein zu, die dann als Tritten Ed. Gerhard hinzuzogen, als er nach einem früheren kurzen Aufenthalte in Rom im October 1822 zu längerer Arbeit dahin zurückkam.

Gerhards Hauptinteresse war die Archäologie der Kunst; so war er der geborene Vermittler zwischen der capitolinischen Gruppe der Alterthumsfreunde und der von Villa di Malta. Wie er durch eine Entdeckung über die Lage der Basilica Julia zu den einheimisch römischen Gelehrten in lebhaftere Verbindung trat, so wurde er durch Vründstedt, jenen Unternehmer der griechischen Reise von 1810, der jetzt als Agent des Kopenhagener Hofes in Rom lebte, mit Stackelberg bekannt; und „nachdem auch Theodor Panofka, ein jüngerer Philolog aus Böckhs Schule, im Herbste 1823 nach Rom

, Der römische Kestncr. 36^
gekommen war," erzählt Michaelis, „bildete sich zwischen Gerhard, Stackelberg, Keslner und Panofka ein enger Frcunbschaftsbund, einerseits auf gemeinsamen Interessen und Studien beruhend, andererseits durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere und Eigenschaften belebt. Zwei Winter hindurch vereinigten sich auf Pcmoftas Anregung die Freunde regelmäßig in Kestners Wohnung zu gemeinschaftlicher Lesung des Pausanias, gelegentlich auch des Hygin und Philostratos. Mythologie und Cultusbräuche bildeten das Hauptaugenmerk ihrer Studien. Tic Beziehungen zu den bildlichen Resten des Alterthums lagen in Rom überhaupt und diesem Kreise noch besonders nahe, erhielten aber durch Stackclbergs Arbeiten an seinem Apollotcmpcl zu Vassä erhöhte Lebendigkeit. Stackelberg, ohne philologische oder überhaupt streng wissenschaftliche Schulung, aber eine tief innerliche poetisch und künstlerisch reich begabte Natur mit romantischer Beimischung, hatte sich tief in das Studium von Creuzers Symbolik versenkt, und schwelgte gleichsam in der benebelnden Wirkung, welche dies Buch auf ihn, wie auf so viele Andere ausübte. Er war bedeutend genug, um auch den Freunden Etwas von dem eigenen Rausche mitzutheilen. Kcstner verhielt sich bei diesen Studien mehr receptiv. Panofka, von Haus aus mit einem gesunden künstlerischen Blicke begabt, war doch philosophisch zu wenig sicher und zu sehr geneigt, den Kreuz- und Quersvrüngen eines lebhaft uud witzig sprudelnden Geistes nachzugeben, als daß er sich de» Lockungen der symbolischen Mythologie nnd Archäologie hätte entziehen können und mögen. Auf ganz anderm Boden stand Gerhard. War er auch vielleicht an natürlichem Kunstsinn den Freunden nicht ganz gewachsen, so bewahrte ihn dafür eine tüchtige philologische Bildung vor jenen Auswüchsen." Hören wir Kestner selbst über diesen Verkehr. Indem er am 23. April 1824 seiner Schwester mittheilt, wie er Stackelberg bei dessen literarischen Arbeiten beigestanden habe, fährt er fort: „und dann hatten wir oft Zusammenkünfte mit zwei Neuangekommenen Schlesien!, Professor Gerhard und Tactor Panofka. beide jung, lebendig, tüchtige Philologen, die sich sehr an uns angeschlossen haben, und durch Reinheit des Charakters und der Sitten verdienen, geliebt zu werden: mit Heiterkeit und Anmuth im Umgange, ohne Annehmlichkeit im äußern Erscheinen. Panofka wurde zum Sophokles benutzt, und so haben wir einige Stücke mit ihm gelesen, und ich mich wieder auf's Griechische geworfen. Gerhard leidet sehr an den Augen, hört nur zu, wenn etwas gelesen wird, wie ein Blinder, aber ersetzt die Augen durch thätige Aufmerksamkeit, schnelles Auffassen und Wiedergeben. Panofka ist zugleich sehr lustig, was uns sehr wohlthat, weil Stackelberg zu reich an Ideen und zu sehr Künstler ist, um schnell zu schreiben; wodurch sein großes Werl über einen griechischen Tempel bis jetzt noch nicht zum Drucke nach Frankfurt gegangen ist; welches seiner Heiterkeit, die sonst so glänzte, oft geschadet hat. Nun, denke ich aber, wird das Mcmuscript, das schon vor mehr als einem Jahre in Frankfurt sein sollte, binucu acht Tagen dahin abgeschickt. Es ist ein schönes uno reichhaltiges Werk und wird gewiß Beifall finden".

362 V, Mejer.

„Die Romantik des ganzen Freundschaftsverhältnisses," erzählt Michaelis weiter, „welches auch außer den gemeinsamen Leseabenden in Spaziergängen und sonstigem Verkehr eifrig gepflegt ward, und das Vorwalten des Apollo« cultus, der auf Anlaß von Stackelbergs Werk gewissermaßen den Mittel« punkt der mythologifchen Studien bildete, sprachen sich in der Bezeichnung aus, welche die Freunde sich beileigten: römische Hyperboräer nannten sie sich nach dem frommen Volke der Apolloverehrer im hohen Norden, von denen der Gott in jedem neuen Lenz gen Süden gezogen kommt." In seinen hyperboräisch-römischen Studien hat Gerhard diesem gemeinsamen Streben ein schönes, soweit es Stackelberg persönlich betrifft, schon erwähntes Denkmal gesetzt; im Uebrigen dürfen wir darüber auf Michaelis Denkschrift verweisen. Den Spätsommer und Herbst 1824 benutzte Kestner gemeinsam mit Stackelberg und Panofka zu einer Neise durch Sicilien, deren für seine Mutter aufgezeichnete Beschreibung, dieser Bestimmung gemäß, mehr Schilderung von Gegenden und Zuständen, als Archäologisches enthält. Besondere Abenteuer hatten die Reisenden keine. Aber auf der Rückkehr wurde Stackelberg in Neapel schwer krank, so daß Kestner um ihn zu Pflegen und — wie er einmal fagt — den Mond während dieser Zeit häufiger erblickend als die Sonne, noch den ganzen November dort bei ihm blieb. Erst im December kehrte er zu seinem Gesandten nach Rom zurück, der ihm auf die freund» lichste Art so langen Urlaub gegeben hatte.

Wie bereitwillig die Familie von Reden auch seine künstlerischen Beschäftigungen und Zusammenhänge zu unterstützen pflegte, davon zeugen die römischen Studien in dem reizenden und in seiner äußeren und inneren Sauberkeit meisterhaften Geniebilde: „Vittoria, die fchöne Winzerin von Albano". Es war Frau von Reden, welche Kestner ermöglichte, im Sommer 1820 die nähere Bekanntschaft der Familie des fchönen Kindes zu machen; sie war es, welche in den Jahren darauf die Schönheit wiederholt in ihr Haus lud, und es gestattete, daß dort unter Kestners Vcrmittelung, von nahezu allen namhaften Bildhauern und Malern, die es in Rom gab. der niemals völlig gelungene Versuch gemacht wurde, sie zu portraitiren. Das Jahr 1825, ein Jubeljahr (nnno Laut«) der römischen Kirche, fand Kestner auf den verschiedensten Gebieten eingelebt in der ewigen Stadt, und als eine Probe der Art, mit welcher er auch die Erscheinungen der Kirche, wo sie eine voltsmaßige Seite hatten, liebevoll betrachtete, mag hier eine Aufzeichnung folgen, in der er (27. März) das Mittagsmahl beschreibt, welches von Papst Leo XII. nach einer großen Procession den Pilgern gegeben wurde, die an dem Tage mit ihm im Zuge gewesen waren. Als die Procession die Peterskirche verließ, war er „mit dem Gesandten nach Hause gefahren. Etwas nach zwölf Uhr waren wir wieder im Hofe des Vatican, als eben" die zurückgekehrten Pilger nach Landsmannschaften gruppn wurden, „und man sagte, daß in einer kleinen Stunde das Mittagsmahl beginnen werde. Wir begaben uns also vorläufig in die oberen Räume,

- Ver römische Kestner. 363
dem Speisezimmer benachbart, in dessen ganzer Länge wir eine Tafel mit 72 Couverts bereitet sahen. Vor jedem waren drei Teller ins Spitze gestellt, der eine mit Früchten, der andere mit Zuckerweil, der dritte mit Caviar, gesalzenen Fischen, Oliven und Kappern. Am oberen Ende war ein kleiner Quertisch für den Papst und an denselben sein Thron gestellt, so daß des Papstes Sitz obenan war. Das Ganze bildete die Gestalt eines Christuskreuzes. Bald trat der Papst aus einer Thüre, die links hinter dem Throne und dessen Baldachin lag, herein. Er war nur lon dem Maestro del Sagro Palazzo und dem Obertammerherrn begleitet, und sein gewöhnlicher Glanz so sehr zurückgeblieben, daß er bloß einen Kittel von weißem Merino (so schien das Zeug) anhatte, vorn von oben bis 'unten zugeknöpft, und auf dem Kopfe eine kleine mousselinene Deckeltappe. Alsbald nach ihm wurden in die benachbarte Thür am oberen Ende der langen Saal-seite die 72 Pilger hereingelassen, deren ununterbrochener Zug um den Tisch herumging, so daß Jeder hinter einen Stuhl zu stehen kam, und dann auf demselben Platz nahm. Viele Monsignori waren in der Länge des Saales veitheilt. Andere Geistliche standen oben, unter denen der Papst sich hin und wieder bewegte. Der Cardinalstaatssecretär Della Somaglia trat ein, und hielt sich ebenfalls oben auf. Als jetzt das Auftragen der Speisen erwartet wurde, entstand eine Pause von wenigstens fünf Minuten, in welcher man an der sanft geäußerten Ungeduld des Papstes sah, daß die Küche wider Erwarten zögerten. Endlich kam von der entgegengesetzten Seite des Saals eine Reihe von Dienern in Paonazzotleidern herein; Jeder mit einem großen Cabaret, auf welchem sechs bis acht Teller rauchender Suppe standen, und näherten sich dem Papste. Zu diesem eilten die Prälaten heran, reichten ihm einen Teller nach dem andern hin, und er trug eigenhändig jedem seiner Gäste auf; nur Wenige ausgenommen, die von den Prälaten gegenüber, um das Geschäft des heil. Vaters abzukürzen, besorgt waren. Als jeder Pilger mit Suppe versehen war, nahm der Papst seinen Thron ein; auch ihm wurde dieselbe Suppe aufgetragen; aber auf goldenem Teller, anstatt daß die Andern von Fayence aßen. Er gab mit beiden Händen seinen Gästen ein Zeichen; sie aßen, und er zugleich. Der Suppe folgte gelochter Fisch, der ebenso tellerweise in großen Stücken, aber jetzt von den Prälaten, unter Beistand geringerer Geistlicher, zugetheilt wurde. Er war mit Essig und Oel. Das dritte Gericht waren gebratene Fische, das vierte Spinat, der sehr »ach Oel und Knoblauch stank und von Rosinen strotzte. Alles wurde gegessen mit dem gesundesten Appetit eines Wanderers; auch der Papst aß nicht wenig; nur die gebratenen Fische rührte er nicht an, aber von dem Anderen aß er nach Art eines gesunden Mannes; und der stinkende Spinat schien sein liebstes Gericht; gleichwie seine unedlen Gesichtszüge und seine braune Farbe mit einem so widerwärtigen Lieblingsgericht analog zu sein schienen. Indeß habe ich heute mehrere Male bestätigt gefunden, daß seine Miene in der Freundlichkeit angenehm wird. — Ich muß noch erzählen, daß bis Noid Uüd 3üd. XXII, 8«. 25

26H V. Mejer.

zu diesem Theile des Diners die Predigt dauerte, welche von einem an der Langwllnd auf Seite der Fenster auf einem erhöhetcn Lchrsessel stehenden Priester gleich nach der eisten Bewegung der Löffel begonnen ward. In seiner Einleitung sagte er, Jesus habe niemals seine Schüler um sich versammelt, ohne ihnen göttliche Lehren zu geben; diese sollten ihnen daher auch beim Statthalter Christi zu Theil werden. Auch habe er sich den Menschen in Herablassung und Menschenliebe gcnahet, und sei unter sie gegangen; hierin thue sein Statthalter ihnen heute ein Gleiches, indem er ein Denkmal der menschenliebendcn Handlungen Christi stifte. Sic sollte» daher die hohe Wichtigkeit des Tages und die Gnade, die ihnen heute widerfahren, bedenken; das werde sie als ein wohlthätigrs Andenken ihr ganzes Leben begleiten, und wenn sie zu Haus kämen, würden sie den Ihrigen davon erzählen. Nach weiterer Ausführung dieses Themas ging er hierauf zu sehr nützlichen christlichen Lehren über, die er schlicht und verständlich behandelte, und worin er vornehmlich zu geselligen Tugenden, zu Mildthätigkeit, Verträglichkeit und Nächstenliebe ermahnte. Diese Predigt dauerte bis gegen das Dessert. — Auch muß ich einer Sitte noch erwähnen, die den Papst betrifft. Wenn er nämlich sich Wein oder Wasser einschützte, tnieeten alle seine Hosleute um ihn, und blieben in betender Stellung bis er ausgetrunken hatte. Selbst der Staatssecretär, der während des ganzen Essens zu seiner Rechten auf einem Tabouret saß, ohne zu essen, that es: von diesem verbat es der Papst indeß nach dem ersten Male, entweder wegen seines hohen Alters von 82 Jahren, das ihn jedoch noch rüstig läßt, oder wegen der Höhe seines Standes. Man sagt, diese Sitte rühre von der Idee an Vergiftung her: auf jeden Fall ist sie von Kriecherei erfunden. Um dm Papst her waren die ihm Auftragenden: der Maestro di Sagro Palazzo, der Oberkammcrherr Monsignor Varbcrini, mehrere Andre; ich glaube, auch der Oberstallmeister und der Schweizerhauptmann Bnron Pfyffcr. Vom Dessert nahm der Papst nichts, und schaute mit einer Miene des Ergötzens und der Gunst auf seine Gäste, ermahnte auch die nächsten, es sich wohl sein zu lassen. Seinen Teller mit Zuckerwerk sandte er durch einen der umstehenden Hofleute an den zweiten Pilger zu seiner Linken, einen Deutschen. Der Grund dieser Gnade schien etwa ein günstiger Eindruck, den er von diesem Manne bekommen, gewesen zu sein. Einmal sandte er den Hauptmann Pfyffer an einen andern ihm nahe sitzenden Gast, und ließ ihn wissen, daß es erlaubt sei, Das, was sie nicht äßen, mit sich zu nehmen; der Schweizerhauptmann war erwählt, um dies den Deutschen in ihrer Sprache sagen zu lassen; die Erlaubnis; ward von Allen benutzt. Nun war der Hunger gestillt, die Bündel, worin die armen Männer die Reste des Mahles forttrugen, wurden gemacht, und hierbei halfen ihnen willig die Umstehenden, nicht ohne Seitenblicke, ob der Mächtige ihre Nc« reitwilligkeit auch bemerke. Die Prälaten fuhren fort, mit freundlicher Aufmerksamkeit den Gästen dienend neue Flaschen mit Wein vorzusetzen, wenn

Der römische Kestner. 365

die vorigen auch noch nicht ganz leer waren. Vis der Papst das Zeichen gab. Alle erhoben sich. Der Priester, welcher gepredigt hatte, kam zum Handküsse, und ein anderer mit dem Gebetbuche stellte sich zur Rechten des Tisches oben hin und las das Dankgebet, von welchem die Schlußformeln von der ganzen Menge wiederholt wurden. Jetzt wurde des Papstes Quertisch gegen die Fenster gerückt, um den Raum obenan zu vergrößern, auf welchem sich nun, indem der Thron zur Wand unter den Baldachin zurückgezogen wurde, eine neue Scene entwickelte. Der Papst setzte sich auf den Thron, auf ein Tabouret zu seiner Rechten setzte sich der Generalvicar und hatte in einer Serviette sehr viele Rosenkränze und silberne Medaillen, aus Schüsseln aber standen gewisse Medaillons von weißem Wachs, worauf ein Agnus Dei abgebildet war, in seiner Ruhe, Unterdessen hatte sich ein Kreis von Hoflcuten und Geistlichen um den Papst her versammelt, und Einer von ihnen führte einen Pilger nach dem andern vor den Papst; jeder kniete, küßte ihm den Fuß, ward von ihm gesegnet, und erhielt dann vom Cardinal die drei Geschenke, die ich genannt habe. Von dem Throne bis zur Thür, aus welcher die Pilger, sobald sie beschenkt waren, wieder hinausgingen — es war dieselbe, durch die sie gekommen waren — hatte sich ein Spalier gebildet, in welchem auch ich nebst anderen Zuschauern war und so den Eindruck bemerken konnte, den auf jeden Pilger die Scene gemacht hatte. Einige weinten vor Rührung, daß ihnen die Thränchen an Nase und Kinn hinunterstürzten, andere kamen in verzücktem Lächeln, andere mit verschämter Miene ihrer Kleinheit, andere im stillem durchdrungenen Ernst, andere wild schauend, als wüßten sie sich nirgends zu benehmen, andere auch roh und unempfindlich gegen jede Erscheinung, und diese Contraste der jeden Augenblick vorüber Eilenden, bald grau und alt, bald jung und frisch, zwei Knaben von fünfzehn bis sechzehn Jahren waren dabei, bald faltig, bald glatt, bald Nein, bald groß, bald lumpig, bald lumpiger, mit eineni Rockschoß oder mit zweien, mit heilen oder zerrissenen Hosen, mit Gamaschen oder Stiefeln u. s. w., waren sehr unterhaltend und lehrreich. Selbst noch am der Ausgangsthür waltete der Geist der Gastfreundschaft. Hier waren zwei Geistliche aufgestellt, mit reinem weißen Papier zum Einwickeln. Jedem der Pilger wurde ein Bogen gereicht, damit sic ihr Agnus Dei weder beschmutzten noch zerbrächen und Jedem wurde erläutert, daß sie das wächserne Medaillon allein einzuwickeln hätten, um nicht das Wachs mit den übrigen Sachen zu beschädigen. Und hier half ich den des Deutschen unkundigen Geistlichen, wenn Deutsche vorübergingen."

So weit Kestner.

Aber Wichtigeres, als Erfahrungen der dargestellten Art, trug ihm das Jubeljahr ein: es entschied über sein Bleiben in Rom.

Als die Bulle Impensa nach Hannover abgegangen war, hatte er im April 1824 nach Hause geschrieben: „Unser Concordat ist freilich nun fertig und schon, wie wir wissen, in Hannover angekommen. Es läßt sich 25»

366 V. Mejel.

mit Gewißheit voraussehen, daß Redens spätestens im künftigen Frühjahr, ja wer weiß, ob nicht schon diesen Sommer, in's Vaterland zurückkehren, Ware diese Mission, wie man anfangs glaubte, ein höchstens jähriger Auftrag geblieben, fände ich dort noch die eben verlassenen Fußstapfen, so wüßte man, was man thäte, wenn ich bäte, mich zurückzunehmen. Nun aber sind sieben Jahre daraus geworden, Ihr müßt also jetzt wieder Geduld haben; denn ich bin nach reiflicher Ueberlegung fest entschlossen, über mich stillschweigend bestimmen zu lassen." Keinerlei Gnade gedachte er zu erbitten, um so weniger, da er über die Regierung augenblicklich unzufrieden war, weil sie nicht seinen Freund Blumcnbach, sondern einen Heim von Hin-über, welchen er für eine geringere Kraft hielt, zum Geheimen Eabinets-rath ernannt hatte.

Hannover hätte einer diplomatischen Vertretung beim römischen Stuhle auf die Dauer vielleicht nicht bedurft, hätte man sich entschließen wollen, mit deren nicht zahlreichen Geschäften eine andere Legation zu beauftragen. Aber wenn ein solcher Entschluß dem Selbstgeföhle der Negierung schloer war, so kam außerdem in Betracht, daß England zu Rom keinen Gesandten hatte, und den sich dort aufhaltenden Engländern wenigstens in dem hannoverschen der diplomatische Anhalt gewährt weiden sollte, dessen sie bedurften. So wurde im Frühjahr 1825 Kestner zum Legationsrath und Chargs d'Affaires am päpstlichen Hofe ernannt und am 13. Mai, kurz bevor Herr v. Reden Rom verließ, als solcher vorgestellt. Versenkt in die „öden Empfindungen des Abschieds" schreibt er am 18.: „Redens sind abgereist. Eine wahre Wohlthat war mir ein Heer von Aufträgen leichterer Art; denn ich schäme mich zu sagen, daß ich zu jeder etwas wichtigeren Beschäftigung, ja selbst zum Zeitungslesen fast unfähig war." In allem Abschicdsschmerz freute er sich doch aber seiner neuen Stellung. Als entscheidenden Grund für ihre An-nahme führt er einem seiner Brüder gegenüber an, daß ei „bei dieser eisten Gelegenheit, wo er vom Könige einmal auf einen bedeutenden Posten gestellt worden" sei, sich nicht habe zurückziehen können. Im Uebrigen sei die An-stellung „keineswegs für ewig; und ebenso wenig mein Verbleiben in diplo-matischer Carricre; denn wir haben eigentlich eine solche nicht."

Wohlthun durfte ihm die Freundlichkeit, mit der er am römischen Hofe aufgenommen wurde, namentlich von Monsignor Cappacini, Substituten des Caidinalsecretärs der Vreven und in Allem, Was die protestantischen Re-gierungen betraf, rechte Hand, wie Consalvis, so seiner nächsten Nachfolger. Cappacini war eine durch und durch rechtschaffene und edle Natur, sowohl nach dem Urtheile Kestners (Nekrolog in der Augsb. Allg. Ztg. Juni 1845) wie Bunsens und seiner Frau (1, 245). Bekannt als einer der scharf-blickendsten Männer am römischen Hofe, hatte er Kestner aus ihrem Verkehre seit 1817 schätzen gelernt. „Wenn ich je wünschte, daß Du einen hiesigen Mann kennen leintest," schreibt dieser an seine Schwester (12. März 1836). „so ist er es. Durchaus keinen Begriff kannst Du Dir von einer so treuen

Der römische Kestner. 36?

Seele machen: stets derselbe seit elf Jahren, wo er mich am Abend, da ich mich beim Minister als Geschäftsträger introducirt hatte, aus einer Ecke des Saales kommend, mit Umarmungen gleichsam überfiel und mir versicherte, ich könne stets auf ihn rechnen. Er hat es auf eine glänzende Weise gehalten :c." So leitete sich Kestners amtlicher Verkehr auf die erwünschteste Art ein, «nd nicht gering zu schätzen ist das darin liegende ehrenvolle Zeugniß eines Mannes, wie Cappacini.

Endlich also, allerdings erst in seinem achtundvierzigsten Jahre, hatte unser Freund einen Platz im Leben gewonnen, der nicht mehr ein bloß provisorischer war.

In seinen Tagebüchern findet sich aus früherer Zeit, anscheinend aus dem Entwürfe eines Romans, in welchem er sich selbst zu fchildern vorhatte, unter dem Titel „Klagen Percgrins", ein Lebensrückblick. „Immer hatte ich Neigung das zu treiben, was meiner Lage am entferntesten war. So ist Alles, was ich kann, zu nichts nütze. Als ich Griechisch leinen sollte, träumte ich in Wäldern und an Bächen; als ich die Rechte studiren follte, sang ich LiebesNagen; als ich Proccsse entscheiden sollte, sang ich wieder, trieb Malerei und war selig in griechischer Kunst: anstatt des Ooi-Ms juris studirte ich den Winckelmann. Selten fassen Lehrer ihre Zöglinge auf. Die meinigen hätten oft meine Träume berichtigen sollen mit der Grammatik und dem Tacitus, aber hiervon wußten sie selbst zu wenig: wohl ihr Gedächtniß wußte davon, aber nicht ihre Seele. Oder sie hätten vor meiner überwiegenden Neigung für die Kunst follcn Achtung haben und sie pflegen; aber sie bemerkten nicht die erst aufstrebende schüchterne Blume, die vor dem zu strengen Worte erschreckend sich bog, die aber gepflegt, behaglich zum Baum erwachsen sein würde, anstatt daß es ihr an Nahrung gebrach, die sie dann nachher mühsam an sich ziehen mußte. Shakespeare sagt in seiner großen Weisheit: wer die Fluth versäumt, hat sein ganzes Leben mit den Klippen zu kämpfen. Sie sahen doch schon in meiner Kindheit, wie mir die Gedanken willig zuflogen. Man mußte diese Seele mit würdigem Stoff anfüllen, aus dem sie in Fülle Neues geschaffen hätte. Der Takt, das behagliche Schalten mit positivem Wissen wird nur auf solche Weise erworben, daß der Knabe, der Jüngling fummelt in der Zeit, da der Weg in feine Seele noch nicht verlegt ist durch das, was in männlicher Kraft an ihm herauswill, und dadurch das Eingehende hindert. Auch zum Auffassen gehört, außer der natürlichen Leichtigkeit, Uebung und Routine." — So ehemals. Aber blickte Kestner von seiner nunmehrigen Stelle auf dem Lebenswege rückwärts, so konnte er die EntWicklung, welche seine Bildung genommen hatte, keineswegs für verfehlt halten, sondern er durfte sich gestehen, daß, um den Aufgaben, die ihm sein jetziger Beruf stellte, zu genügen, sein Leben stetig eine Vorbereitung gewesen war. Ein Gelehrter allerdings war er nicht geworden, weder ein juristischer, noch ein philosophischer, noch ein archäologischer, noch ein eigentlich Gelehrter in der Geschichte der neueren

368 V. Mejer.

Kunst. Er hat auch in anderen als den obigen Äußerungen nicht selten beklagt, daß es ihm an gründlich gelehrten Kenntnissen fehle. Aber als Vorbereitung zu seiner römischen Diplomatenstellung angesehen, war Nichts, gar Nichts von Dem, was er in dem langen Verlaufe seiner Lehrjahre getrieben hatte, überflüssig; es gab Nichts unter seinen Vildungsresultatcn, das ihm nicht eben für diesen Posten eine erhöhte Befähigung gab; sogar seine einst in Marseille gewonnenen Anschauungen vom Handel konnte er hier verwerthen. Jetzt war es ein Vorzug, daß bei der reichen und keineswegs oberflächlichen Bildung, welche er besaß, er die unvermeidliche Einseitigkeit strenger Fachmänner nicht hatte. Hohe Politik in Rom zu treiben, konnte die Aufgabe eines hannoverischen Geschäftsträgers nicht sein: für das, was er zur Vermittlung kirchlicher Geschäfte und politischer Nachrichten zu besorgen hatte, war Kestners Orientirung mehr als genügend. Wichtiger als die politischen waren die menschlich-socialen Pflichten, die seine Stellung ihm auflegte. Zwar auch hier hatte er ein gesandtschaftliches Haus nicht zu machen, und hat es niemals versucht; aber den Künstlern, Gelehrten und Reisenden, die aus Hannover — und, wie wir gesehen haben, aus England — nach Rom kamen, sollte er Schutz, Rath und socialen Beistand gewähren: und hierzu war er in eminentem Grade qualificirt. Sein Grundsatz im Verkehr mit den Menschen war, wie er einmal in seinem Tagbuche es ausdrückt: „ehre dich selbst, liebe die Andern.“ Und: „ich bin für das Vertrauen, und lebe glücklich immer bis ich betrogen werde. Es ist wahr, mein Glück kostet mir Etwas, aber es ist auch Etwas werth.“ Wer, sagt er, seinem Beutel den Schaden spare, wehre dies Glück von seinem Gemüthe ab. Auf solcher menschlich-schönen Basis nun war auch sachlich seine Thätigkeit für jene verschiedenen Klassen Schutzbefohlener nicht die eines gewöhnlichen Diplomaten. An der Kunde des Alterthums, insbesondere der alten Kunst, war er allmählig mit so viel Selbständigkeit des Wissens und des Urtheilens betheiligt, daß er den Gelehrten keineswegs ein bloß Empfangender war. Ebenso stand es mit seiner wissenschaftlichen Kunde von neuerer Kunst. Und wiederum den ausübenden Künstlern, namentlich den Malern, war er durch seine eigene Kunstübung so nahe gestellt, daß er Verständnis! nicht allein für Gegenstand, Gedanken, Wirkung des Kunstwerkes, sondern auch für die einzelnen technischen Momente der Ausführung hatte, und insofern von der Zunft war. Dabei blieb er dort wie hier unzweifelhaft doch Dilettant: aber da er sich für nicht mehr als einen gut gebildeten Dilettanten gab, so kam seiner Beteiligung an Dem, was seine Schützlinge vorhatten, die unermüdliche Freudigkeit zur Sache zu Gute, welche Dilettanten eigen ist. und erhielt ihr eine Jugendfrische, die bis in sein hohes Alter ungemindert blieb. Aus allen diesen Gründen hätte man kaum Jemand denken können, der zurechtzuweisen, Anknüpfungen, Bestellungen, Unterstützungen zu vermitteln geeigneter gewesen wäre, als Kestner.

Gegen die Zeit, wo er Geschäftsträger wurde, bemerken wir ihn, wohl

Der römische Kestner. 369

in Folge des Zusammenhanges durch Gerhard, zuerst in näherem Verhältnisse auch zu Bimsen. Bunsens Wittwe äußert darüber (Dtsche Asg. 1. 267): die um diese Zeit sich entwickelnde Freundschaft Beider sei nicht auf Ernst Schutzes ehemalige Empfehlung zurückzuführen, sondern hervorgegangen „aus freiwilligem und stets zunehmendem Bewußtsein der gegenseitigen Werthschätzung und der Sympathie in vielen und vielleicht den meisten Lebensinteressen." Für jedes Glied der Bunsen'schen Familie habe Kestner seine besondere Anziehungskraft gehabt. Zuerst im October 1825 hat er die Freunde in Frascati auf vierzehn Tage besucht. „Sie besaßen," schreibt er 8. November, „eine große Villa, und die ganze Familie mit Allen bis zum Säugling, Kutscher, vier Pferde, eine Stute mit einem Füllen, und der ganze treuherzige Ton gab die Idee einer deutschen Meierei." So auf dem Lande und in seiner Familie waltend, fand er Bunsen auch in seiner Erscheinung vorzugsweise schön. Beide Männer waren in einem Grundton ihrer Seele auf die Rumantik gestimmt; sonst kann man nicht sagen, daß es gemeinsame Interessen waren, durch die sie verbunden wurden: weder an den kirchlichen, die Bunsen schon damals unter allen am meisten zu beschäftigen begannen, noch an den geschichtsphilosophischen, in denen er die von Friedrich Schlegel angeregten Studien seiner Jugend fortsetzte, nahm Kestner wesentlichen Antheil. Es war, wie Frau Bunsen mit Recht betont, persönliches, gegenseitiges Vertrauen, das ihnen ein Verständniß für einander gab, es war der Einklang des sittlichen Idealismus ihrer Naturen. Und wenn ja noch etwas Spcciccleres hinzukam, so war es das Einverständniß; über jenes von Bunsen nachher Friedrich Wilhelm dem IV. gegenüber so tüchtig vertretene Maaß liberaler Politik, das sie vereinte. „Ich bin, so lange dieser Sommer dauert," schreibt Kestner das nächste Jahr (20. August 1826), „mit manchen freundlichen Eindrücken umgeben gewesen. Die Familie Buusen fährt fort mich mit brüderlicher Freundschaft zu überschütten. Ebenso" der niederländische Gesandte „Reinhold." Dann berichtet er über Neukomm, den er bei Bunsen kennen gelernt hatte, und dessen neues Instrument, Stubenorgel (or^ns ox^rslzsilj. Dies Instrument „machte hier sehr viel Aufsehen und trieb Greise und Einsiedler in Bunsens Palast, wo es seine Bestimmung erhalten hat: denn Neukomm hat es ihnen abgetreten. Die göttliche Stimme der Capranesi verband sich zuweilen damit, und gab Momente, die man nicht vergißt." Er fügt noch ein Wort über diese Sängerin hinzu. Violante Capranesi war aus vornehmer römischer Familie, aber arinuthshalber auf die Bühne gegangen, und hatte dann, nachdem sie in England Vermögen erworben, den Grafen Giustiniani geheirathet. „Sie ist eine sehr achtungswerthe Frau, und meine sehr gute Freundin, sie wohnen ganz in meiner Nähe." Als Graf Giustiniani später ihr Vermögen verzehrt hatte, zog sie Kestner zu Rath, ob sie sich entschließen dürfe, zum Theater zurückzukehren, und nahm, als er zuredete, ein neues Engagement für London an. Selbst die Catalani entschloß sich einst gegen Kestner zu der Anerkennung: eile m'a i-ewplacsL u l^onärs». Wieder Wohl«

270 V. Mejer.

habend geworden, zog die Eapransci sich später zum zweiten Mal nach Rom zurück und lebte dort nur noch kirchlichen Uebungen und der Erziehung ihrer Kinder.

Für den Sommer 1827 wurde Kestner eine Emser Kur vorgeschrieben.

Er erhielt Urlaub dazu und trank den Brunnen in Thann im Elsaß, wo bei seinen Geschwistern Carl und Lottchen auch seine Mutter die schönen Monate zubrachte. Es war das erste Mal seit seiner Abreise im Jahre 1817, daß er sie und die Geschwister wiedersah, und die Anwesenheit der Mutter um so glücklicher, als den Ausflug bis Hannover auszudehnen bei Kestners kurz bemessener Zeit nicht möglich gewesen wäre: nahm doch die Reise nur bis Thann, wenn auch auf die thunlich schnellste Art zurückgelegt, damals noch zehn bis elf Tage weg. Er beklagte, daß er weder die hannoverschen Geschwister, noch Veaulieus und Blumenbachs sehen werde; aber für dieses Jahr müsse er sich das versagen.

Er fand die fünfundsiebenzigjährige Mutter in voller Frische und Rüstigkeit, die „ewig junge“ nennt er sie wiederholt. Die Tage des Zusammenseins waren wolkenlos glückliche. Im September kehrte er nach Rom, im October die Mutter nach Hannover zurück.

Für Kestner folgten überaus beschäftigte und unruhige Monate. Am 24. Januar schrieb er seiner Schwester: „Ich bin nun mitten im Strom, wie Du Dir denken kannst; und hätte ich nicht in der Erkenntlichkeit so mancher Menschen, denen ich Beistand und kleinere oder größere Gefälligkeiten erweise, manche angenehme Befriedigung, so würde mir in diesen zerrissenen Stunden ohne Ruhe gar nicht wohl zu Muthe sein. Für Hannover ist hier eine kleine, für England eine große Gesandtschaft, mit achthundert bis tausend Fremden, für deren Mehrzahl ich die Honneurs zu machen habe. Aber Hannover, das allein zahlt, giebt mir, was das Schlimmste ist, keinen Beistand, so daß ich alle Schnuren von Billets allein schreiben, alle Hunderte von Besuchen allein empfangen und geben muß. Auch für Preußen habe ich zu forgen, weil Bunsen“, der zu liturgischen Arbeiten nach Berlin gerufen war, „immer nicht wiederkommt“. Namentlich waren einige vornehme Engländer da, von denen Kestner unendlich in Anspruch genommen wurde, unter ihnen Lord Majo; und aus Preußen war der für Neapel bestimmte Gesandte Graf Boß, in welchem er einen alten Universitätsfreund wiederfand — „nicht sehr brillant, aber bei seiner steifen Art aufzutreten voll Herz und Aufrichtigkeit“, — in Stellvertretung Vunsens vorzustellen und zu führen. In dies Treiben, dem er sich auch nicht einen Tag entziehen konnte, fiel die Nachricht, daß am 16. Januar 1828 seine Mutter gestorben war. Er war ihrer Liebe gegenüber sein Leben lang ein so gut wie gänzlich abhängiges Kind geblieben. Um so schwerer traf ihn der Schlag. „Erst jetzt sehe ich recht ein,“ schreibt er am 6. Februar, „wie sehr ich all mein Denken und Handeln auf meine Mutter bezog. Keinen Gedanken konnte ich seit der Echreckenskuude von vorgestern vollenden; selbst nicht einen solchen.

Der römische Kestner, 37^

den ich ihr vielleicht, wenn auch nicht verheimlicht, doch nicht mitgetheilt haben würde. Denn ich hätte es ja doch gekonnt; nnd hätte sie es auch nicht ganz aufgefaßt, so war doch keiner zu gut für sie, und jeden ergriff sie stets gern und freundlich, weil sie sich an mir darin freute".

Und am 8. März an die Schwester: „Mein erstes Geschäft nach dem Vorübergange dieser lärmenden Zeit soll sein, zu Dir, mein Geliebtestes, mich zu wenden; denn nun fange ich an, in mich selbst zu blicken, wenn auch noch sehr unterbrochen. Meiner großen Traurigkeit sehe ich nach, wie Du Dir denken kannst; zumal da ich bisher nie Zeit genug hatte, meine Trauer zu feiern. Ich sehe voraus, daß ich die Wunde lange, lange noch tragen, ja wohl niemals ganz verlieren werde. Ich sage mir zuweilen, daß es unvernünftig sei, zu betrauern, was das Gesetz der Natur ist; aber nicht unserer Vernunft, sondern dem Herzen gehören die Thronen . . . Ich sage mir auch, daß sie mit ihrem großen Herzen für alle Menschen und für ihre Kinder sich, wenn sie uns sehen kann, nur über unsere Freude freuen wird; aber das rührt mich gerade am meisten. Jetzt ist Alles in Grün und Blumen, und schon schlagen die Nachtigallen: dies Jahr wird aber kein anderer Gedanke für mich sein, als daß ihre unvergängliche Jugend an jedem Blatte Freude hatte, und daß diese Freude nun nicht mehr für sie ist".

So klingen die Töne des Schmerzes noch lange Zeit. Er schmückt die Büste der Mutter, die er herstellen zu lassen versucht hat, er zeichnet oder covirt ihre Portraits, oder läßt sie vervielfältigen, so mit dem geliebten Angesicht sich zu beschäftigen ist sein Trost.

Unterdeß kam wenigstens Bunsen zurück. „Nun ist Bimsen wieder hier," schreibt er am 13. März, „welches mir eine große Wohlthat und Erleichterung ist. Er ist hiilfreich «nd dankbar nnd läßt es mich entgelten, daß ich in seiner Abwesenheit, wo ich konnte, für ihn wirrle und den Seinigen beistand. Aber wäre ich nicht ein schändlicher Mensch, für so viel Freundschaft nicht mit Leib und Seele der Ihrige zu sein?"

Wie aber der Verlust der Mutter durch Bunsens Freundschaft gemildert ward, so half sie ihm auch über den Verlust desjenigen Freundes hinweg, der ihm diese elf eisten römischen Jahre der nächste gewesen war. Stacke!» berg verließ Nom im Sommer 1828, um nach Rußland zurückzukehren.

„Daß ich nicht schrieb, daß Stackelberg mich am 7. August verließ," meldet Kestner der Schwester am 12. September, „begreife ich nicht. Am 26. hat er mir aus Novigo geschrieben und muß nun in München sein. Ich hatte es sauer in der letzten Zeit vor seiner Abreise; denn er ist weitläufig und unbeholfen und äußerst hülssbedürftig. Noch stehen zwölf ungeheure Kisten seiner Sachen in meinem Hause; denn Alles wurde bereitet, ihm nachgeschickt zu werden: Gemälde, Antiquitäten, Vasen, Münzen, viel tausend Kupferstiche, Kuvferplattcn, Foliowcrke und viele eigene Zeichnungen; fast ganz Griechenland, wozu etwa dreißig Panoramas gehören, u. f. w. Dies ließ mich den hiesigen ländlichen Aufenthalt mit Bunsens", er schreibt aus Frascati,

„um fechs Wochen in großer Hitze aufschieben.“ Stackelberg hatte vorher niit Kestner zusammen noch archäologische Arbeiten ausgeführt, deren weiterhin zu gedenken sein wird. Jetzt ging er, um für seine Zeichnungen Verleger zu suchen, erst nach Paris und London, blieb dann Jahre lang auf der Reise nach Petersburg in Mannheim und in Dresden, gelangte endlich 1823 nach Rußland, starb aber schon das folgende Jahr. Für den römischen Kreis war er seit seiner Abreise so gut wie verstorben. Diese Abreise des Freundes und der Tod der Mutter schlossen einen wichtigen Abschnitt in Kestners Leben; wir machen in dessen Betrachtung an solcher Stelle, um den Rest in einem Schlußaufsatze vorzuführen, gleichfalls Halt.

Aus einem Cyclus:
Ein öommerglück.
Novelle in Terzinen
von
Alberta Urm Vuttlitamcr.
— 5traßburg. —
Dante.
>c>ßt Du wohl noch, wie es zuerst gekommen,
Daß Du mich küßtest? Daß Du reizend wild
Den 5chleier von dem Räthsel weggenommen?
<Ls war ein Februartag, kalt, doch mild,
Die Dämmerschatten flogen tiefer schon
In mein Gemach. Apollos Marmorbild
5ah göttlich, aber bleich vom ^a'ulenthron.
Dicht neben uns — und blickte, wie erstarrt,
Auf Dich, den göttcrschönen ördensohn.
Ein Abendschein, blaßblutig, kurz und hart,
Verllhrte ihm die 2tirn; ein winterkuß
Auf Marmorsteine schaurig kühl und zart.
— Und ich erbebte . . , les't mir doch den 2chluß
Des liedcs, das wir neulich erst begannen;
vielleicht bringt's mir das kühle Vlut in Fluß
Und kann das tolle Venken in mir bannen.
„Mich friert — seht, und das lied war reich an Gluthl
U?iß» Ihr »och, wie mir heiß die Chranen rannen,
Als Ihr mir sprach von süßer licbeswuth?"
Drauf Du: „Ihr sagt, Ihr friert, vielschöne Frau,
Und doch glüht in den Adern Euer Vlut!

2?H Alberta v. puttkamer in Straßburg. —
V, Ihr seil» krank! Jetzt seh' ich es genau,
wie Euch das Fieber aus den Augen blitzt!"
Ich aber fuhr empor und rief fast rauh:
„was glaubt Ihr nur? Der wein hat mich erhitzt,
Die Ungartrauben sind zu feurig wohl
Für Jemand, der so viel bei Vüchern sitzt
Und sinnt und grübelt, und der fein Idol
In Träumen sucht und nicht auf dieser Welt!"
Dies letzte klang sehr lügenhaft und hohl,
Denn mir gegenüber saß der junge Held,
Den meine Träume längst gefunden hatten.
Der aber lächelte, wie Frühlicht fällt
Auf zarte Knospen glühender Granaten,
So flog das lächeln hell um seinen Mund.
Mir war's, er hätte meinen Sinn errathen . . >
Und ich sprach ängstlich: „Sagt, wie ist die stund'?
Mir scheint es spät und dunkel; irr ich nicht?
Und Ihr meint selbst, ich sei nicht ganz gesund.
Ihr könnt nicht lesen mehr — wollt Ihr jetzt —"
Da nahmst Du leise meine blasse Hand
Und sahst mir fragend, groß ins Angesicht,
Als hättest Du mein letztes Sein erkannt,
Und sagtest sanft: „Sprecht, Süße, soll ich geh'n?
Noch ist es Zeit, zu lösen dieses Vand!"
Ich fühlte 's mich wie Sommerlufl umweh'n,
Doch bog ich mich zurück und sagte schnell:
„Nein, bleibt und les't! wo blieben wir doch sleh'n?"
„Da, wo Francesca und ihr Spielgesell
saolo ihre süße Schuld erkennen,"
Und Du hubst an zu lesen laut und hell . . .
Und in mir sühl'l' ich's tief und liefer brennen,
Ich wüßt' es nun, daß ich Dich hallos liebe,
Und das Gefühl, mit Namen könnt' ichs nennen.
Als ob ein Gott, in mir erwacht, mich triebe,
So neigt' ich Dir mein zitternd Haupt entgegen —
Du beblest unter diesem Srahl von liebe,
Und Du hubst an: „Die Abendschatlen legen
Sich grau um uns; zum lesen ward's zn dunkel —
Auch faßt mich solch ein wundersames Regen . . .

Ein sommerglück. 375

Ls leuchten Eure Augen wie Karfunkel,
2o reich und so verlockend, gleichsam wie
Im dunklen Vergschacht Edelsteingefunkcl!"
Drauf ward's ganz still. Die heil'ge Poesie
Hielt Veide uns in wachem Traum gefangen,
Und — plötzlich lagst Du vor mir auf dem Knie,
Und küßtest zitternd tippen mir und Wangen.
Und weißt Du noch, was ich danach gethan?
Ich habe Dich mit aller Gluth umfängen
Und sagte leis: „Ich glaube, süßer Mann,
Das that das wundersame lied von Dante!"
Du aber sahst mich selig zweifelnd an —
Als wir heut Mittag durch die Felder gingen
<Dn hieltest meine heiße Hand gefangen
Und spieltest sanft mit meinen lockenringer,,),
Da überkam's mich wie ein tiefes Vangeni
wir Veide dürfen uns ja nicht gehören,
Und dennoch bindet uns ein Gluthverlangen,
Plötzlich erwacht' es wie von Vogelchören,
Hoch uns zu Häupten in der gold'nen tust;
Drüben verhallt' es klagend a» den Föhren,
Die blitzend ragten im Nachmittagsduft,
Es waren Oögel, die gen süden flogen . . .
wie ein verirrter nach der Heimath ruft,
so ist ein schrei, als sie vorüberzogen,
wehmülhig jammernd uns an's Vhr gedrungen,
Und dann verhallt am weiten Himmelsbogen . . .
Uns Veiden hat der Ton das Herz bezwungen,
so sehnsuchtskrank, so schmerzlich war der laut,
wie eine Saite, welche schrill zersprungen ...
Du aber hast mich seltsam angeschaut
Und sprachst: „<Ls wird nun kühl — sie wollen ziehen,
Vei uns im Norden welkt' schon Vlum' und Kraut.
Die seligen! sie dürfen dorthin fliehe»,
wo Gluth und Glück und ihre Heimath ist;
wenn sie uns Veiden doch die Flügel liehen!
V, dehnte sich doch diese dumpfe Frist,
Die wir dem bittren schicksal kühn entringen,
wo Du in diesem Thal mein eigen bist,

376 Alberta v. vuttkamer in Ztraßburg.
Zu einem Flug, den wir mit trotz'ge» schwingen,
Weilhin in's Glück und in die Ferne wagen;
Und wollte uns die Erde niederzwingen,
Uns würde doch die Kraft der Zehnsucht tragen,
Der sel'ge Zchroung, der uns erhob zum Glück,
Er wllrd' uns auch entrücken allen Klagen."
„Zieh' dorthin," rief ich schmerzlich, „5tück um Zlück
Und Vlatt um Vlatt, wie sie im Herbsthanch sterben,
wie sie verwelkt zur Erde fall'n zurück.
Da, wo sie wurzeln, blüh'n sie und verderben.
Zo haften auch wir Menschen an der Ztätte;
wir können nicht um Himmelslüfte werben,
Nicht mit den Wolken stiegen um die wette,
Nicht, kraft der schwingen, Gluth und Glück uns suchen
Die «Lrde bindet uns mit starker Kette . . .
Ich möchte dieser nieder« Knechtschaft fluchen,
Die uns versagt, zum Himmel aufzustiegen
Und uns die Zehnsucht ließ, ihn doch zu suchen!"
Drauf haben Veide sinnend wir geschwiegen,
Und sind, wie arme Kinder, Hand in Hand
Den Pfad zum Waldeshang emporgestiegen,
Da nickten blasse Rosen noch am Rand,
verspätet, zitternd in dem kühlen wind , . .
Das Feld war rings mit Faden überspannt,
Du riefst: „Zieh doch die Rosen, süßes Kind!
Und wie die lande silberstimmernd blitzen!
Und wie die Sonnenstrahlen glühend sind!
Du mußt Dir nicht Dein schönes Haupt erhitzen,
Mit grübelnden und schmerzlichen Gedanken,
Es ist genug, daß wir den Tag besitzen.
Zieh doch, wie reizend diese Vlüthen ranken . , .
Ich winde schnell Vir eine duft'ge Krone,
Und Du mußt mir mit einem Kusse danken,
Du junge Königin auf blüh'ndem Throne!"
Ich aber schaute starr in's land hinaus —
Mich fröstelte 's bei Deinem Iubeltone . . .
„Du fühlst es auch: bald ist das Märchen aus —
wir werden bald, zu bald von hinnen müssen,
Und doch — mir ist's, ich fand' nicht mehr nach Haus -

Ein Sommerglück.

ä??

Und dennoch muß ich. laß Dich heut noch küssen,

Da ich noch jung an Deine»! Kerzen bin!

Gieb Deine tippen, diese rochen, süßen!

Wohl glüht von Deinem Kuß mir kier; nnd Sinn,

Und doch will der Gedanke mich nicht lassen,

Daß unser Sommerglück nun bald dahin.

Mir ist's, ich seh' auch Dich, mein lieb, erblassen;

— Mich schauert' es, als kam' ein 2turm von Norden —

Zur Sommerwende mußt Du mich verlassen,

(!) Gott — und — heute ist es I?erbst geworden!"

Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Aebengeschichte.")

Ungedruckte Briefe des Dichters.

Herausgegeben von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

(Folletzung.)

versprochenenmaßen lasse ich hier die zweite Gruppe der Kleist'schen

Briefe an seine Braut folgen. Diese Gruppe bietet weniger, als

die erste, eine zusammenhängende Reihenfolge, weil ein größerer

Theil der in diese Periode fallenden Briefe bereits bei Völzow

(in dessen Biographie Kleists) abgedruckt ist. Aber darum sind die hier

folgenden, noch nicht gedruckten, nicht weniger von Interesse. Die ersten

vier — Berlin 16, bis 18. Nov, und 22. Nov. 1800, 11. Januar und

21. Januar 1801 — lassen uns tiefe Blicke in das sinnige, zum Theil

freilich auch schwerblütige und selbstquälerische Wesen des Dichters thun.

Der fünfte — Stralund, 20. Juni 1801 — ist kurz; er drückt Gefühle

der Liebe und der Sehnsucht nach der Geliebten aus, spricht daneben, doch

nur flüchtig, von den ersten Eindrücken Kleists bei seinem Eintritt nach Frank-

reich. Auf diesen folgen vier Briefe Kleists aus Paris mit Schilderungen

seines dortigen Lebens — sie finden sich bei Völzow. Die beiden letzten

hier wiedergegeben«! sind bedeutsam für die Charakteristik des Dichters und

für sein Verhältniß zu seiner Braut. In dem ersten derselben — Frank-

furt a. M., 2. Dec. 1801 sauf der Rückreise von Paris) — sehen wir dieses

Verhältniß sich lockern, weil die Braut gegen Kleists Plan einer bleibenden

Ansiedelung in der Schweiz (als Landmann) Bedenken geäußert hat; in dem

vierten Vögl. „Nord und Süd“, Band XIX. Heft 55.

Aus Heinrich von Kleists lebens» und liebesgeschichte. 3?9
letzten — Aarinsel im Thuner See, 20. Mai 1802 — erfolgt die völlige
.^^ng des Verhältnisses.
Weil dieser letzte Brief — der letzte überhaupt von allen vorhandenen —
o..s ?inen Brief der Braut an Kleist — Frankfurt a. d. O.. 10. April 1802 —
Bc^lig nimmt, so habe ich auch diesen mit abdrucken lassen. Er zeigt leine
^.ij.mng der Braut von dem nahen Bruche; vielmehr scheint dieselbe geglaubt
^ dabem, Kleist werde doch noch in's Vaterland zurücklehren.
In meiner eisten Einleitung zu den Kleist'schen Briefen (Octoberheft,
H, 92) hatte ich die Vermuthung ausgesprochen, Kleist habe wohl jenen
'N'.ief der Braut vom 10. April entweder gar nicht erhalten oder ungelcsen
s, ,rückgehen lassen — weil der Brief mit Couvert sich im Besitze der
Vcc'ut und in deren Verlassenschaft befand. Ich hatte dabei übersehen, baß
gleist eben doch in seinem Abschiedsbriefe auch jenes Briefes (nicht blos
<:in<H früheren, „um die Jahreswende" geschriebenen) Erwähnung thut. Ich
ciliare mir nun den Umstand, daß der Brief vom 10. April an seine Ver-
fasserin zurückgelangt ist, so (und es scheint mir das ganz dem Charakter
Kleists zu entsprechen): Kleist hat den Brief zwar gelesen, auch beantwortet,
aber ihn dann mit seinem Briefe vom 20. Mai der Braut zurückgesandt,
um, da er nun einmal entschlossen war, das Verhältnis; zu lösen, auch
durch nichts mehr daran erinnert und in der schwer errungenen
Resignation (die sich in den Schlußworten seines Briefes ausspricht) von
Neuem beirrt zu werden.
Hier also die weiteren Briefe:
Berlin, den 16. Nouember 1800.
Für Wilbelminen.
Wan erzählt von Newton, es sei ihm, als er einst unter einer Allee uon Frucht-
bäumen spazieren ging, ein Apfel von einem Zweige vor die Füße gefallen. Wir Heide
würden bei dieser gleichgültigen und unbedeutenden Erscheinung, nicht viel
Interessantes gedacht haben. Er aber knüpfte an die Vorstellung der Kraft, welche
den Apfel zur Erde trieb, eine Menge uon folgenden Vorstellungen, bis er durch eine
Äieihc uon Schlüssen zu dem Gesetze lam, nach welchem die Neltkörper sich schwebend
in dem unendlichen Räume erhalten.
Galilei mußte zuweilen in die Kirche gehen. Da mochte ihm wohl das Ge-
schwätz des Pfaffen auf der Kanzel wenig langweilig sein, und sein Auge fiel auf
den Kronleuchter, der von der Bewegung des Ansteckens noch in schwebender Bewegung
war. Tausende von Menschen würden, wie das Kind, das die schwebende Bewegung
der Wiege selbst fühlt, dabei vollends eingeschlafen sein. Ihm aber, dessen Geist
inuner schwanger war mit großen Gedanken, ging plötzlich ein Licht auf und er
erfand das Gesetz des Pendels, in der Naturwissenschaft uon der äußersten Wichtigkeit.
Es war, dünkt mich, Pilatre, der einst aus seinem Zimmer den Rauch betrachtete,
der aus einer Feueresse wirbelnd in die Höhe stieg. Das mochten wohl viele Menschen
"Ol ihm auch gesehen haben. Sie ließen es aber dabei bewenden. Ihm aber fiel der
»ednnke ein, ob der Rauch, der doch mit einer gewissen Kraft in die Höhe stieg, nicht
,',uch fähig wäre, mit sich eine gewisse Last in die Höhe zu nehmen. Er versuchte es
>' d ward der Erfinder der Luftschiffcchltskunst.
Colomb stand gerade an der Küste von Portugal, als der Wind ein Stück
,', an's Ufer trieb. Ein Andrer an seiner Stelle würde dies vielleicht nicht wahr-
Noib und Sud. XXII, e«. 26

280 Karl Biedermann in leipzig.
genommen haben, und wir wiistten vielleicht noch nichts von Amerika. Er aber, der immer aufmerksam war ans die Rntur, dachte, in der Gegend, von welcher das Holz fortschwamm, müsse wohl ein Land liegen, weil das Meer keine Bäume tragt, und er ward der Entdecker des neuen Welltheiles.
In einer holländischen Grenzslesung fas, seit langen Jahren ein Gefangener.
In dem Gefängnisse, glaubt man, lassen sich nicht viele interessante Betrachtungen anstellen. Ihm aber war jede Erscheinung merkwürdig. Er bemerkte eine gewisse Uebereinstimmung in den» verschiedenen Vau der Spinngewebe mit der bevorstehenden Witterung, so das, er untrüglich das Netter vorhersagen konnte. Dadurch ward er der Urheber einer höchst wichtigen Begebenheit. Denn, als in dem französischen ,<Iricge Holland unter Wasser gesetzt wurden war, und Pichegru im Winter mit einem Heere über das Eis bis an diese Festung vordrang, und nun plöIMch Thauwctter einfiel und der srnnzösischc Feldherr, seine Armee vor dem Wnsscrtodc zu retten, mit der gröstlcn Eilfertigkeit zurückzukehren befahl, da trat dieser Gefangene auf und lies! dem General fagcn, er könne ruhig stehen bleiben, in 2 Tagen falle wieder Frost ein, er siehe mit seinem Vlopfе für die Erfüllung seiner Prophezeihng — — und Holland ward crobdt.

Diese Pcispiele mögen hinreichend sein, Dir, mein liebes Mädchen, zu zeigen, dast nichts in der ganzen Nntur unbedeutend und gleichgültig und jede Erscheinung der Aufmerkfamkcil eines denkenden Menschen würdig ist.
Von Dir werde ich freilich nicht »erlangen, dast Tu durch Deine Beobachtungen die Wissenschaften mit Wahrheilen bereicherst, aber Deinen Verstand kannst Du damit bereichern und tausendfältig durch ansmertfame Wahrnehmung aller Erscheinungen üben.
Das ist es, liebes Mädchen, wozu ich Dir in diesem Bogen die Anleitung geben will.

Mir leuchtet es immer mehr und mehr ein, das; die Bücher schlechte Siltenlehrer sind. Was wahr ist, sagen sie uns wohl, auch wohl, was gut ist, aber es dringt in die Seele nicht ein. Einen Lehrer giebt es, der ist vortrefflich, wenn wir ihn verstehen; das ist die Ratnr.

Ich will Dir das nicht durch ein langes GeschnM beweisen, sondern lieber durch Beispiele zeigen, die wohl immer, besonders bei Weibern, die beste Wirkung thun möchten.

Ich ging an jenem Abend vor dem »richtigsten Tage meines Lebens in Würzblirg späteren. Als die Comic Herabfant, war es mir, als ob mein Glück unterginge.
Mich fchauerte, wenn ich dachte, das; ich vielleicht von Allem scheiden müßte, uon Allem, was mir thcner ist.

Da ging ich, in mich gekehrt, dnrrch das gewölbte Thor sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, was doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen — und ich zog aus diefem Gedanken einen unbeschreiblich cnnückenden Trost, der mir bis zu dem entscheidenden Augenblicke immer mit der Hoffnung zur Seite stand, daß auch ich mich halten würde, wenn Alles mich sinken läßt.

Das, mein liebes Minchen, würde mir lein Buch gesagt haben, und das nenn' ich recht eigentlich lernen von der Natur.

Einen ähnlichen Trost halte ich schon auf der Hinreise nach Würzburg. Ich stand nämlich mil drin Rücken gegen die Sonne und blickte lange in einen lebhaften Regenbogen. Co fällt doch, dachte ich, immer ein Strahl uon Glück auf unfer Leben, und, wer der Sonne selbst den Rücken kehrt und in die trübe Wetterwolke schaut, dein wirft ihr schönes Bild der Regenbogen zn.

In jener herrlichen Rächt, als ich von Leipzig nach Tresden reiste, dachte ich nrit wclnniilnger Freude: am Tage sehen wir wohl die schöne Erde, doch wenn es Rachi ist, sehen wir in die Sterne.

Aus Heinrich ro» Kleists lebcons- und liebesgcschichtc. 38^
Ja, es giebt ?lugenblicke, wo im« solche Winke dci Natur wie die freundliche
iic,^ eines Lehre« entzücken können.
Ten 18, November.

.Bemühe Dich also von jetzt an, recht aufmcrlsam zu sein auf alle Erscheinungen,
oi. Dich umgeben. Keine ist unwichtig, jede, auch die scheinbar unbedeutendste, cnt-
l^!t doch etwas, das merkwürdig ist, wenn wir es nur wahrzunehmen wissen. Aber
.!>'»rede Dich, nicht blos> die Erscheinungen wahrzunehmen, sondern mich etwas
ihnen zu lernen. Frage bei jeder Erscheinung entweder: worauf deutet das
nur dann wird die Antwort Dich mit irgend einer nützlichen Lehre bereichern;
'frage wenigstens, wenn das nicht geht: womit hat das eine Aehnlichkcit? Und
°?ani! wird das Auffinden des Gleichnisses wenigstens Deinen Verstand schürfen.
Ich will Dir auch dieses durch einige Beispiele erläutern.

Das, Du nicht wie das Thier den Kopf zur Erde neigst, sondern aufrecht gebeugt
bist und in den Himmel sehen kannst, worauf deutet das hin? — Beantworte
mir einmal das?

Du Haft zwei Ohren und doch nur einen Mund, Mit den Obren sollst Du
hören, mit dem Munde sollst Du reden. — Das haltst Du wohl für etwas sehr
Gleichgültiges? Und doch läßt sich daraus eine höchst wichtige Lehre ziehen. Frage
Dich einmal selbst, worauf das hindeutet, daß Tu mehr Ohren hast, als Münde? —
Du allein singst nur Einen Ton, ich allein singe auch nur Einen Ton,
wenn wir einen Aceord hören wollen, so müssen wir beide zusammen singen. —
Worauf deutet das hin?

Wenn Tu spazieren gehst uud in die Sonne blickst, so wenden Dir alle Gegen-
stände ihre Schattenseite zu, — Eine Lehre möchte sich daraus nicht ziehen lassen, aber
ein sehr interessantes Gleichniß.

Also frage Dich einmal, womit hat das eine Aehnlichkcit?

Ich ging letzthin in der Nacht durch die Königsstraße. Ein Mann kau, mir ent-
gegen mit einer Laterne. Sich selbst leuchtete er auf den Weg, mir aber machte er
es noch dunkler, — Mit welcher Eigenschaft des Menschen hat diese Blendlaterne
Aehnlichkcit?

Ein Mädchen, das verliebt ist und es vor der Welt verbergen will, spielt in
Gegenwart ihres Geliebten gewöhnlich mit dem Fächer, Ich nenne einen solchen Fächer
einen Telegraphen (zu Deutsch: Fernschreiber) der Liebe. — Warum?

Ter Sturm reift den Baum um, aber nicht das Veilchen, der leiseste Abend-
wind bewegt das Veilchen, aber nicht den Baum. Womit hat das eine vortreffliche
Aehnlichkcit?

Solche und ähnliche Fragen wirf Dir, mein liebes Minchn, selbst recht oft auf
und suche sie dann zu beantworten! An Stoff zu solchen Fragen kann es Dir nicht
fehlen, wenn Tu nur recht aufmerksam bist auf Alles, was Dich umgiebt. Kannst
Tu die Frage nicht gleich beantworten, fo glaube nicht, das; die Antwort unmöglich
fei; aber setze die Beantwortung aus, denn unangenehm darfst Nu Dir diese Beschäftigung
nicht machen, die unserm ganzen Leben großen Reiz geben, die Wichtigkeit aller uns
umgebenden Dinge erhöhen und eben dadurch für uns höchst angenehm werden kann.
Das heißt recht eigentlich unsern Verstand gebrauchen — und dazu haben wir
ihn doch?

Wenn Dir aber die Antwort gelingt, fo zeichne den ganzen Gedanken gleich auf,
in einen, dazu bestimmten Hefte. Denn festhalten müssen wir, was wir uns selbst
erworben haben — auch will ich Dir in der Folge noch einen andern Grund sagen,
warum es gut ist, wenn Du das aufschreibst.

Also von heute an mußst Du jeden Spaziergang bedauern oder vielmehr bereuen,
der Dich nicht wenigstens um einen Gedanken bereichert hätte! und wenn gar ein
ganzer Tag ohne solche moralische Revenuen vergeht und wenn gnr ganze Wochen
26»

282 Karl Viedermann in teipzig.
ohne solche Einkünfte verstreichen, — dann — dann Ja, mein liebes Minchn,
ein Capital müssen wir haben, und wenn es kein Geld ist, so muß es Bildung
sein, denn mit dem Körper können wir wohl darben, aber mit dem Geiste müssen
wir es niemals, niemals — und wovon wollen wir leben, wenn wir nicht bei Zeiten
sammeln?
Widme Dich also diesem Geschäft so oft als möglich, ja bei der Arbeit selbst!
Dadurch wird recht eigentlich die Arbeit veredelt, wenn sie nicht nur unfern Körper,
sondern auch unfern Geist beschäftigt. Das; dieses allerdings möglich sei, wirst Tu
bei einiger Betrachtung leicht finden.
Nenn Dir beim Stricken des Strumpfes eine Masche von der Nadel fällt, und
Du, ehe Du weiter strickst, behutsam die Masche wieder aufnimmst, damit nicht der
eine aufgelöste Knoten alle die andern auflöse und so das ganze lüsnlichc Gewebe
zerstört werde — welche nützliche Lehre gicbt Dir das für Deine Nildung, oder wohin
deutet das?
Wenn Du in der Küche das lochende heiße Wasser in das kühlere Gefäß gießest,
und die sprudelnde Flüssigkeit, indem sie das Gefäß ein wenig erwärmt, selbst dadurch
abgekühlt wird, bis die Temperaturen (Wärmegrade) in beiden sich ins Gleichgewicht
gesetzt haben, welche vortreffliche Hoffnung ist daraus für uns beide, und besonders für
mich zu ziehen, oder worauf deutet das hin?
Ja, um Dir ein Beispiel von der gemeinsten Beschäftigung zu geben — wenn
Du ein schmutziges Schnupftuch mit Wasser auswäschst, welches Buch kann Dir eine
so hohe, erhabene Lehre geben, als diese Arbeit? Bedürfen wir mehr als bloß rein
zu sein, um mit der schönsten Farbe der Unschuld zu glänzen?
Aber die beste Anleitung, Dich im Scibsidenken zu üben, mögte doch wohl ein
nützliches Buch sein, etwa Wunschs tosmologische (weltbürgerlichc) Unterhaltungen, das
ich Dir geschenkt habe. Wenn Du das täglich ein Stündchen in die Hand nähmest,
so würdest Du davon einen doppelten Nutzen haben. Erstens, die Natur selbst näher
kennen zu lernen, und dann, Stoff zu erhalten, um eigene Gedanken anzuknüpfen.
Nämlich fo: geseht, Du fändest darin den Sah, daß die äußere (andere) Seite
des Spiegels nicht eigentlich bei dem Spiegel die Hauptsache sei, ja daß diese eigentlich
weiter nichts ist, als ein nothwendigcs Uebcl, indem sie das eigentliche Bild nur
verwirrt, daß es aber hingegen vorzüglich auf die Glätte und Politur der inneren
(hintern) Seite ankomme, wenn das Bild recht rein und treu sein soll — — welchen
Wink gicbt uns das für unsere eigne Politur, oder wohin deutet das?
Oder gefetzt, Tu fändest darin den Satz, daß zwei Marmorplatten nur dann
unzertrennlich aneinander hangen, wenn sie sich in allen ihren Punctcn berühren.
Womit haben die Marmorplatten Aehnlichkeit?
Oder, daß die Pflanze ihre Nahrung mehr aus der Luft und dem Regen, also
mehr aus dem Himmel ziehen muß, als aus der Lrdc, um zu gedeihen — welche
zarte Pflanze des Herzens muß das auch?
Bei jcdcnl solchen interessanten Gedanken müßttest Du also immer fragen, entweder:
wohin deutet das, wenn man es auf den Menschen bezieht? oder: was hat das für
eine Nchnlichkeit, wenn man es mit dem Menschen vergleicht? Denn der Mensch und
die Kcnntniß seines ganzen Wesens muß Dein höchstes Augenmerk sein, weil es einst
Dein Geschäft sein wird, Menschen zu bilden.
Geseht also, Du fändest in diesem Buche, daß die Luftsäure (eine Luftart) sich
aus der Fäulniß entwickele und doch auch vor der Fäulnis, sichere, so müßttest Du nun
fragen, welche Aehnlichkeit hat das wohl, wenn man es in irgend einer Hinsicht mit
dem Menschen vergleicht? D» wirst Du leicht sinken, daß sich aus dem Laster des
Menschen etwas entwickele, das davor sichert, nämlich die Reue.
Wenn Du liesest, daß die glänzende Sonne leine Flecken habe, wenn man sie nicht
mühsam mit dem Teleskop auffuchc, um sie zu finden — welch eine vortreffliche Lehre
giebt uns das?

Aus Heinrich von Kleists lebens- und liebesgeschichte. 383

O letzthin ward ich plötzlich duich einen bloßen Anblick zurückgeführt im Geiste durch anderthalb Jahre in jene Zeit, wo wir noch unempfindlich neben einander wohnten, unbewußt, das; wir uns einst so nahe verwandt sein würden. Ich öffnete nämlich das Schubfach meines Tisches, in welchem mein Feuerzeug, Stahl und Stein, lag. Da liegen sie nebeneinander, dachte ich, als ob sie zu einander nicht gehörten, und wenden einander ihre kalten Seiten zu, und noch läßt sich der Funke nicht ahnden, der doch in beiden schlummert — — aber jetzt umschließe ich Tich innig mit meine«: warmen Herzen, mein liebes, liebes Minchen — o der erste Funke fing Feuer — vielleicht wäre er doch erloschen, aber Du hast es wohl »erstanden, ihn zur Flamme anzufachen — o erhalte sie in der Gluth, mein eignes Glück hängt daran, aber uon Dir nur hängt es ab. O wache, wie die Vcstalinncn, über die heilige Flamme, daß sie nicht erlösche, lege Uon Zeit zu Zeit etwa ein neues erworbenes Verdienst hinzu, und schlafe nie ein auf den Stufen — o dann wird die Flamme ewig lodern und uns beide erwärmen.

Und nun lebe wohl! — Doch, ich wollte Dir ja noch einen andern Grund sagen, warum es gut wäre, Deine eigenen Gedanken aufzuschreiben. Es ist dieser. Du weißt, daß ich mich fetzt sür das schriftstellerische Fach bilde. Ich selbst habe mir schon ein kleines Idccnmagazin angelegt, das ich Dir wohl einmal mittheilen und Deiner Bc-urtheilung unterwerfen mögte. Ich vergrößere es täglich. Nenn Du auch einen kleinen Veitrag dazu lieferst, fo könntest Du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen. — Verstehst Du mich? —

Und nun Adnu. Ich danke Dir für die 6 Fr,dor. In Kurzem erhältst Du sie wieder. Schreibe nur bald, und besonders schicke mir bald die Berechnung! Adieu! H. K.

N. S. Weißt Du wohl, daß N-rokcs ganz unvermuthct angekommen ist, und den Winter bei uns wohnen wird? — O hättest Tu auch bei Dir eine Freundin, die Dir das wäre, was dieser Mensch mir! Ich bin sehr vergnügt und muß Dich herzlich küssen. Adieu!

Berlin, den 22. November 1800.

Liebe Wilhelmine.

Deinen Brief empfang ich gerade, als ich sinnend an dem Fenster stand und mit dem Auge in den trüben Himmel, mit der Seele in die trübe Zukunft sah. Ich war nicht recht froh, — da glaubte ich durch Deinen Brief aufgeheitert zu weiden — aber Du schreibst mir, daß auch Dich die Zukunft beunruhigt, ja, daß Dich diese Unruhe sogar krank macht — o da wcrd ich ganz traurig, da konnte ich es in dem enge» Zimmer nicht mehr aushalten, da zog ich mich an, und lief, ob es gleich regnete, im Halbdunkel des Abends durch die kothigc Stadt, mich zu zerstreuen und mein Schicksal zu vergessen.

Liebe Wilhelmine! Wenn diese Stimmung in uns herrschend wird, so werden wir die Zeit der Geduld, die uns das Schicksal auferlegt, sehr unglücklich durchleben. Wenn ich mir ein Glück dachte, das unsere Herzen, das rncinige wenigstens, ganz ausfüllen könnte, wenn dieses Glück nicht ganz erreichbar ist, wenn die Vorschläge zu seiner Erreichung Dir unausfiihrbar scheinen, ist denn darum Alles verloren? Noch habe ich die Laufbahn in dem Fabritwesen nicht verlassen, ich wohne de» Sitzungen der technischen Deputation bei, der Minister hat mich schriftlich eingeladen, mich anstellen zu lasfcn, und wenn Du darauf bestehst, so will ich nach zwei Jahren drei Jahre lang reisen und dann ein Amt übernehmen, das uns wohl Geld und Ehren, aber wenig häusliches Glück gewähren wird.

Liebe Wilhclmine, vergißt Tu denn, daß ich nur darum so furchtsam bin, ein Amt zu nehmen, weil ich fürchte, daß wir Beide darin nicht recht glücklich fein würden? Vergißt Tu, daß mein ganzes Bestreben dahin geht, Dich und mich wahrhaft glück-lich zu machen? Willst Tu etwas Anderes, als bloß häusliches Glück? Und ist es

18H Karl Viedermann in leipzig.

nicht der einzige Gegenstand meiner Wünsche, Dir und mir dieses Glück, aber ganz uneingeschränkt, zu verschaffen?

Also sei ruhig! Bei Allem, was ich unternehmen werde, wird mir immer jenes lehte Ziel vorschweben, ohne das ich auf dieser Erde niemals glücklich sein kann, nämlich: einst, und zwar so bald als möglich, das Glück der Ehe zn genießen.

Glaubst Du nicht, das, ich bei so vielen Vewegungsgriindcn, mich zu einem brauchbaren Manne zu bilden, endlich brauchbar werden werde? Glaubst Du nicht, das, ich Kräfte genug sammeln werde, einst Dich nnd mich zu ernähren? Glaubst Du nicht, das, ich mir, bei der vereinten Richtung aller meiner Kräfte auf ein einziges Ziel, endlich ein so bescheidenes Glück, wie das häusliche, erwerben werde?

Das, Dir die Trennung von Deiner Familie so schmerzhaft scheint, ist natürlich und gut. Es entspricht zwar meinen Wünschen nicht, aber Du weißt, warum meine Wünsche gegen die Teinigen immer zurückstehen. Mein Glück ist freilich an Niemanden gebunden, als bloß an Dich — indessen, daß es bei Dir anders ist, ist natürlich und ich verzeihe es Dir gern.

Aber der Aufenthalt bei I. W. und die Verknüpfung unserer Nirthschaft mit der ihrigen würde uns doch so abhängig machen, uns so in ein fremdes Interesse verflechten und unsrer Ehe so ihr Eigenthümlichcs, nämlich eine eigene Familie zu bilden, rauben, das, ich Dich bloß »n alle diese Urbcl erinnern zu brauchen glaube, um Dich zu bewegen, diesen Vorschlag aufzugebe».

Dagegen könnte ich bei meiner Majorennitcit das ganze Haus selbst übernehmen und bcwirthschaften, woraus mancher Vortheil vielleicht entspringen tonnte. Ich tonnte auch in der Folge ein akademisches Lehramt in Frankfurt annehmen, welches noch das Einzige wäre, zu dem ich mich gern entschließen tonnte. Du siehst also, daß noch Aussichten genug vorhanden sind, um ruhig zu sein.

Also sei es, liebes Mädchen! O inniger, Heister kannst Du gewiß eine baldige Vereinigung nicht wünschen, als ich.

Beruhige Dich mit diesen Wünschen, die gewist Deine guten Fürsprecher sind!

Sie werden meine Thätigkeit unaufhörlich spornen, sie werden meine Kräfte nie erschlaffen, meinen Muth nie sinken lassen, und endlich mich dem glücklichen Tage zusühren, o Wilhelminc! — —

Auf Weihnachten möchte ich wohl nach F. kommen. — Du siehst es doch gern?

Ich bringe Dir dann etwas mit. Adieu!

Dein ewig treuer Freund H. K.

(Schluß folg!.)

Auf dem Wege nach Bayreuth.
«Line 3ommerfahrt durch den Vayerschen Wald mit den leitmotwen
des Doetors.
von
Mul Lindau.
— Vcrlilii,, —

jile Wege führen nach Rom; nach Bayreuth führt der nächste von
Berlin aus über Hof, und wenn man in Neuenmarkt das Glück
hat, den fahrplanmäßigen Zug zu verpassen und ein Fuhrwert
etwa von der Geschwindkraft einer Berliner Droschke zweiter
Klasse zu finden, so dauerte es auch gar nicht lange, bis man ankommt.
Mit der Bahn geht es freilich ein bischen laugsamer, aber mit Geduld und
kräftigen Nerven kommt man auch auf diesem Wege unbehelligt zum Ziele.
Da ich es nicht sehr eilig hatte und von der Notwendigkeit nicht
überzeugt war, die publicistischen Kräfte, die von hier aus Teutschland und
das Ausland mit den gründlichsten und umfassendsten Berichten über die
Vorbereitungen zum „Parsifal“, über die Leistungen der technischen, malerischen,
choreographischen und musikalischen Künstler beiderlei Geschlechts —- der
Sänger und Orchestermitglieder — sowie über die geringfügigsten Aeüßerungen
Richard Wagners versorgten, durch meinen guten Willen und meine uner-
hebliche Thätigkeit sofort zu verstärken, so durfte ich mir einen Umweg
gestatten. Ein Blick auf die Karte war mein Wegweiser.
Freundnachbarlich neben den böhmischen Wäldern, die durch den längeren
Aufenthalt Karl Moors und seiner Freunde eine gewisse Berühmtheit erlangt
haben, zieht sich ein mit dichten Waldungen bedeckter Höhenzug hin, der
Bayersche Wald geheißen, von dem ich bisher nicht viel gehört hatte.
Ich erkundigte mich bei diesem und jenem; aber dieser wußte mir ebenso
wenig darüber zu sagen wie jener. In Meyers Reisebüchern über Süd-
deutschland (von Berlepsch rcdigirt) fand ich dagegen eine wahrhaft begeisterte
Schilderung der großartigen Naturschönheiten, die dort angehäuft feien, so-

386 Paul lindau in Verlin,
wie den Hinweis auf die Specialliteratur über den Bayrischen Wald.
Und nachdem ich mich auch mit dieser vertraut gemacht hatte, stand mein
Entschluß fest: nur über den Bayerwald führt mich der Weg nach Bayreuth!
Mit einem lieben Freunde aus Berlin traf ich an dem bestimmten
Tage in München zusammen.
Man lachte uns aus, als wir das Ziel unserer Wanderung verlauten
ließen: „In den Bayerschen Wald? Sie meinen in's Gebirge? Sie
wollen die Seen besuchen, Reichenhall, Verchtesgaden, Kreuth, Zell, Parten-
tirchen?"
„Nichts von alledem! den Bayerschen Wald!"
„Da weiden Sie schön ankommen! Was wollen Sie verwöhnte Groß-
städter unter den Wäldlern, die von der Nagelbürste der Eultur keine
Ahnung haben, in dürftigen Schänlen mit mangelhafter Verpflegung und
fragwürdigsten Betten?"
„Wir wollen den deutschen Urwald sehen. Wir wollen ,in gräßlicher
Verwirrung die alten ausgebleichten Stämme' liegen sehen, ,im traurigen
weißleuchtenden VerHacke die dunkeln Wasser säumend .. / (Adalbert Stifter.)
Wir wollen die ,Felstrümmer und ästeloscn gebleichten Urstämme von kolossalen
Dimensionen rechts und links des Weges, mit ihren Wurzeln gegen den
Himmel emporstarrend ^ wir wollen ,den ersten Tempel der Natur, dessen
heilige Stille nur hie und da durch den feinen Schuß eines Jägers oder
durch den gellenden Schrei eines Raubvogels unterbrochen wird; die ur-
waldähnlichen Bestände und wildschöne Landschaft' sehen. (C. Hoffmann.)
Wir wollen den,Urwald in seiner ganzen schauerlichen Kraft und Wildheit,
den Boden, das Product tausendjähriger vegetabilischer Verwesung, den
ganzen wirren und struppigen Apparat, welcher den Urwald charakterisirt,
die Zeugen und Zeugnisse wild rcvoltirender Naturerzeugnisse, welche Fclsen-
brocken vom GesteinZtörper ablösend herniederschleuderten, Ricsenstämme durch
Windbruch wie Halme knickten, den wüsten Verhau in Mitte parasitisch
wuchernden jungen Lebens — das Urbild eines deutschen Urwaldes, wie ihn
leine deutsche Gebirgsgegend großartiger aufweisen kann/ (H. A. Berlepsch) —
Das wollen wir sehen!"
„Dann also viel Vergnügen zur Reise! Daß Sie mit starken Ent-
täuschungen den Heimweg antreten werden, tonnen wir ihnen verbürgen!"
Nun, wir sind den ganzen Bayerwald durchfahren — von Deggendorf bis
Vöhmisch-Eisenstein, wir haben die beiden höchsten Berge bestiegen, den Rachel
von Sanct Oswald und den großen Arber von Zwiesel aus, und wir drei —
ein befreundeter Münchener Arzt, der gleichfalls nach Bayreuth gehen wollte
und die Leitmotive des „Parsifal" schon sämmtlich am Schnürchen hatte,
, hatte sich uns angeschlossen — haben uus königlich vergnügt und es nicht
einen Augenblick bereut; aber das verhindert nicht, daß der brave C. Hoffmann,
der Verfasser des „Führer durch den Bayrischen Wald," nach dem sich alle
andern, die später darüber geschrieben, gerichtet haben, den Mund ein bischen

Auf dem Wege nach Vayreuth. 287

sehr voll genommen und recht lustig geflunkert hat. Und es wäre gar nicht nothwendig gewesen. Weshalb soll es denn gerade der Urwald mit allem Graus sein? Ter Wald ist ja schon schön genug; ja, ich stimme mit unsrem größten Dichter und Naturfreunde überein: es giebt auf dieser Erde nichts schöneres als Wald und Höhen!

Diejenigen, die diese Auffassung theilen, können gar nichts Besseres thun als den Bayerschen Wald zu durchstreifen. Er ist herrlich. Wochenlang kann man da auf mehr oder minder gepflegten Wegen und Stegen einher wandern, ohne die wundervolle Nachbarschaft freundlich rauschender Buchen und majestätisch ruhiger Tannen einen Augenblick aufzugeben, ohne einem jener Unvermeidlichen zu begegnen, der uns daran erinnert, daß es ein Verlin >V und eine Spandauerstraße giebt. Dieser schöne Fleck Erde ist von der sommerlichen Berliner Völkerwanderung noch nahezu gänzlich verschont geblieben, und wenn auch nicht die Bäume, die Menschen — oder vielmehr die nicht vorhandenen Berliner können uns in den Wahn eines urwäldlichen Zustandes hinübertäuschen.

Die neue Gebirgsbahn, die die Romantik der Landschaft gewiß in demselben Maße beeinträchtigt, wie sie die Annehmlichkeit und Bequemlichkeit der Fahrt durch den Wald gefördert hat, nimmt im Plattling ihren fahrplanmäßigen Anfang; dort besteigen wir auch den Aussichtswagen; tatsächlich beginnt sie erst bei der nächsten Haltestelle, bei Deggendorf. Sie schlängelt sich nun in oft erstaunlich lecken Windungen, beständig aufsteigend, an Wäldern und Feldern, Dörfern und Flecken vorbei, deren eigenartig geformte, in sauberem Weiß getünchte und mit zinnoberrothen Ziegeln bedachte Kirchtürme das Bild anmuthig beleben, — hier den starren Fels durchbohrend, dort eine überbrückte Kluft überwindend. Der Toctor summte das Thema der Vlumenau aus „Parsifal.“ Ohne Zweifel gewähren die Semmering-, Kronprinz Rudolf- und Gisela-Bahn den Blick auf großartigere Schönheiten und veranschaulichen dem Auge des ungelernten Beschauers noch deutlicher, was Menschenwih vermag, um die aufsässige Natur zu bändigen. Aber wozu an das Schönere denken, wenn sich das Schöne uns so gefällig und anspruchslos zugleich darbietet? Die Gebirgsbahn geleitet uns stundenlang durch eine lachende, wechsellollc, im Ausdruck aber gleichmäßig heitere Landschaft. Was sollen wir noch begehren? Und jedes Mal, wenn der Zug hält, sehen wir gesunde, frische Gesichter, — Leute, die sicherlich in den bescheidensten Verhältnissen des Daseins leben, aber damit ganz zufrieden zu sein scheinen, die offcnbarlich von der Hast, dem Drängen, der Unruhe und den Leidenschaften der großen Stadt nichts wissen und nie den Stachel des Ehrgeizes in den Weichen gefühlt haben, die sich an der gewohnten Arbeit des Tages gewohnheitsmäßig abschinden, dem Herrn Pfarrer mit angeborenem und anerzogenem Respect zuhören und vergnügt sind, wenn das Vier ihnen schmeckt. Und das Vier ist gut, es bekommt, und es wird in achtbaren Quantitäten verbraucht. Die verschiedenen Stationsvorsteher

338 ^ f>aul lindan in Verlin.
sehen alle aus wie wandelnde Reelamen für eine gute Brauerei. Ihre Fissur zeigt übereinstimmend jene angenehme Rundung des Bauchleins und der Hüfte, die das Bier bei dem regelrechten Trinker langsam bewirkt, und die die Nehnlichkeit mit seinem ursprünglichen Behälter, der Tonne, erfolgreich anstrebt; sie sahen allcsammt wie ausgepolstert aus und ihre feisten gutmüthigen Gesichter glänzten im Sonnenscheine.
Am Bahnhof zu Zwiesel bestiegen wir die Postkutsche. Der Postillon blies auf seinem Hörne — nicht immer ganz rein, aber oft recht unrein — in lebhaftestem Tempo ein munteres Lied, vielleicht um uns über die Langsamkeit der Fahrt zu täuschen. Aber schließlich brachten uus auch die steifbeinigen Gäule im Schritt an unsere Bestimmung, den Gasthof „Zur Post" auf dem Markte, wo uns ein ziemlich hübsches, aber nicht sehr sauberes Mädchen etwas zu essen und zu trinken vorsetzte, über das ich hier nicht mehr sprechen mag. Da wir noch an demselben Tage nach St. Oswald kommen wollten und also noch eine Fahrt von fünf Stunden vor uns hatten, hielten wir uns nicht länger auf als nöthig war. Wir suchten uns den besten der verfügbaren Wagen aus. Anton Bieringer, der Kutscher, mit dem wir uns noch innig befreunden sollten, — ein frischer, stämmiger Bursche, mit flachsblondem Haar und kokett gepflegtem kleinem Schnurrbart - bestieg den Bock, und wir fuhren nun durch die Stadt an etwa dreißig Häusern, in denen sich neunundzwanzig Brauereien befanden, vorüber in den herrlichen Wald hinein. Anton Nieringer, ein richtiger Wäldler, aus Grascnau gebürtig, erzählte uns sogleich die neueste Geschichte aus der Clu-oni^ue «<Nndaleu8S des Waldes, die alle Gemüther in die lebhaftest? Aufregung versetzte — die Geschichte vom Pfarrer Stangl aus Grafenau. der soeben wegen mißverständlicher Auffassung und übertriebener'Ausübung der Zärtlichkeit des geistlichen Herrn für seine heranwachsenden Pfarrkinder in Deggendorf zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war. Urber Frauenau und Klingenbronu auf einem prächtigen Wege, der fast ohne Unterbrechung durch dichten Wald führt, kamen wir in der Abenddämmerung in St. Oswald au. Das Wetter war fast den ganzen Tag über herrlich und sonnig gewesen! Nur einmal hatte uns der Regen überfallen,— zwar nicht lange, aber dafür desto gründlicher. Die Viertelstunde, während deren er in vollen Strömen herabfiel, genügte, um uns bis auf die Haut zu durchnässe»; aber in der nächsten Viertelstunde hatte uns auch die gut» herzige Sonne wieder getrocknet. Als wir bei dem einzigen Gasthofe, dem „Bräu", der sich in der Umgegend eines besonders guten Rufes zu erfreuen hat, vorführen, meldete sich der Regen auf's Neue. Wir saßen nun in der niedrigen, kreuzgangartig gewölbten Gaststube unter Dach und Fach, aßen und tranken mit so ausgezeichnetem Appetite, daß wir Alles vorzüglich fanden und behaupteten, so gute Eier und so würziges Salz wie in St. Oswald gäbe es in der ganzen Welt nicht, und ließen den Regen ruhig an die kleinen Scheiben klatschen. Anton spannte aus und trank sechs Maß Bier.

Auf dem Wege nach Vayreuth. ^— 38)

Am anderen Ende des Tisches halte eine kleine Gesellschaft, aus vier Personen bestehend, Platz genommen: ein Herr mit einem klugen und angenehmen Gesichte, dessen Frau und heranwachsender Sohn, der sich der ersten in Gegenwart der Eltern eingestandenen Cigarre zu erfreuen schien, und ein Freund der Familie. Wir tonnten bei der nahen Nachbarschaft die Unterhaltung, die da geführt wurde, nicht überhören, und vernahmen nun zu unserem Erstaunen, wie man sich in den gewähltesten Ausdrücken der hochdeutschen Bildungssprache über die Ungunst des Wetters beklagte, das unseren Nachbarn den ganzen Tag verdorben hatte. Denn uns hatte, bis auf den kurzen eindringlichen Regenschauer, durch wundervolle Wolkenbildungen in prächtigen Farben die Sonne stetig gelächelt. Ter klug aussehende und das deutlichste Bildungsdeutsch redende Herr warf einen traurigen Blick auf die Scheiben, die der Regen nun wieder mit verdoppelter Unbarm« Herzigkeit zu peitschen schien, und sagte seufzend, mit dem schwermüthigen Ausdruck stiller Ergebenheit: „Und der Regen, der regnet jeglichen Tag!... Kinder, wir wollen uns zur Ruhe begeben; aus dem Abendspaziergange wird doch nichts! Vielleicht blaut morgen der Sonnenhimmel über unserm Aufstieg zum Rachel!"

Er erhob sich; die anderen thaten schweigsam ein Gleiches. Artig grüßend schritt er langsam mit leicht gesenktem Haupte an uns vorüber; die anderen thaten schweigsam ein Gleiches. Hinter dem letzten der Leidtragenden schloß sich die Thür, der Doctor summte die Melodie „wchevoller Verzweiflung" — den Todesgesang für Titurel mit dem Glockenmotiv. Kaum waren sie gegangen, so ließ der Regen nach. Und sie konntnen sich kaum entkleidet haben, als er gänzlich aufhörte. Ter Abend war nun wunderschön, und die feierliche Stille und erquickende Frische lockten uns in's Freie. Ten vollen Zauber eines Abends im Torfe kann nur der durch den beständigen Lärm, die künstliche Helle und die verdorbene Luft entnervte Großstädter ganz empfinden. Wir drei waren in der behaglichsten Stimmung. Als wir eine Weile an dem stummen, dunkeln, reinen Sommerabcnd auf und ab gegangen waren, hörten »vir Stimmen und das Gepolter des Kegel« spiels. Wir sahen nun auch zu unserer Linken Lichtschimmer und gingen darauf zu.

Es waren die Honoratioren von St. Oswald, die da zum Kegelabende vereinigt waren. Sie begrüßten uns freundlich und luden uns ein, an der Partie theilzunehmen. An den Titeln, die sich die Herren gaben, merkten wir bald, daß wir es nicht mit den Ersten Besten zu thun hatten. Es waren keine Geringeren als der Schullehrer, der Forstgehülfc, der Oberaufscher und der Gendarm, die uns so artig in ihre Mitte aufgenommen hatten. Sie kannten die Bahn und deren launenhafte Mucken sehr genau und waren uns erschrecklich überlegen. Sie warfen Kränze und Alle Neun, daß es nur so hagelte, während wir uns fast ausschließlich mit Sandhasen zu bcgnü^nn hatten und froh waren, wenn wir es auf den erbärmlichen Pfcifenstiel

29» 'f>aul lindnu in Verlin.

brachten. Sie nahmen uns ein Riesengeld ab: 17 Pfennig pro Mann, und waren sichtlich befangen, als sie den in den Annalen des Oswalder Kegelclubs selten dagewesenen Gewinn einstreichen mußten.

, Es wurde übrigens nicht blos gekegelt, es wurde auch viel gesprochen. Taß wir leine Autochthonen waren, hatte unsere Sprache längst verrathen. Sie bemühten sich mit liebenswürdigstem Eifer, uns für unsere Wanderung mit guten Rathschlägen auszustatten. Namentlich zeigte sich der Forstgehülfe, der jeden Weg und Steg kannte, freundwillig und dienstbereit. Es wollte ihm allerdings ganz und gar nicht einleuchten, daß wir aus Zwiesel kamen, ohne den Arber bestiegen zu haben, und daß wir in Sanct Oswald mit dem Nesteigen des Rachel anfangen wollten. Er verfocht mit großer Lebendigkeit im Ausdruck seine Meinung, daß wir heute von Rechtswegen gar nicht in Sanct Oswald sein dürften, sondern unbedingt in Zwiesel hätten bleiben müssen.

„Aber das Unglück ist nun doch einmal geschehen," wagte ich schüchtern einzuwerfen, „wir sind doch nun hier. Und hier ist es ja auch sehr hübsch. Wir wollen nun von hier aus die erste Partie machen, die sie als die letzte wünschten. Es muß doch auch so gehen."

„Gehen thut's freilich schon. Aber Sie haben eben falsch angefangen. Sie mußten von Zwiesel auf den Arber, und vom Arber" ... da und dahin; — er zahlte nun eine ganze Reihe von Namen auf, „und dann mußten Sie nach Oswald kommen und auf den Rachel steigen."

„Aber wir siud doch nun einmal hier ..."

„Sie haben eben falsch angefangen. Erst mußten Sic in Zwiesel bleiben und von da auf den Arber, dann ..."

Ter Forstbeflisfcne wiederholte den Weg, den er sehr genau kannte und betheuerte bei jedem Versuch eiues Einwurfs von unserer Seite, daß wir falsch angefangen hatten. Er war durchaus nicht aus dem Concept zu bringen, und wir würden vielleicht noch jetzt darüber sprechen, wmn nicht der Führer Weber dazwischen gekommen wäre und uns in dem schwer verständlichen Wäldlerdialelte seine Erlebnisse des Tages mitgetheilt hätte. Die Anderen lachten aus voller Kehle und wir lachten auf Credit mit, obwohl wir nur Einiges verstehen konnten.

Weber hatte einen sehr vergnügten Studenten geführt, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, die drei höchsten Berge des Waldes, den Rachel, Lusen und Arber an einem Tage zu besteigen. Das war schlechterdings unmöglich. Aber das ungefähr Unmögliche hatte der Student mit seinem tüchtigen Führer allerdings geleistet. Sie hatten von St. Oswald aus den Lusen bestiegen, und dann den Rachel; bis Frauenau hatte Weber dem unermüdlichen Fußgänger den Weg gewiesen, dann aber war er umgekehrt und nach Oswald „Hain" gegangen, während der Student die Richtung auf den Arber zu eingeschlagen hatte. Ter Führer war von 6 Uhr Morgens bis Abends zehn Uhr in scharfem Schritt und auf oft beschwerlicher Straße

Auf dem Wege nach Vayreuth. 29^
unterwegs gewesen; der Student hatte vielleicht zur Stunde, dII sich Weber in unserem Kreise niederließ und ein Maß um das andere zu seiner Erfrischung leerte, sein Nachtquartier noch nicht gefunden. Nach den Erzählungen Webers mußte dieser Student übrigens ein fideler Herr sein. Er hatte wie wir — im Gegensatz zu der trauernden Familie — schönes Wetter gehabt, sogar zu schönes. Es war ihm beim Wandern heiß geworden und er hatte zunächst den Rock ausgezogen, dann die Weste, dann die Beinkleider, endlich das Hemd. Die Kleidungsstücke hatte er sorglich in den Nä'nzel gepackt, den er auf dem Rücken trug, und in dieser phantastischen Entkleidung war er neben dem erstaunten Führer daher geschritten. Als einzige Bekleidungsgegenstände hatte er blos noch dicke Nagelschuhe an den Füßen, einen breitkrepfigen Hut auf dem Kopfe, einen Knüppel in der Hand, den Runzel auf dem Rücken und den Kneifer auf der Nase — was selbst nach den Anschauungen der nicht verwöhnten Wäldler als kaum genügend betrachtet worden zu sein scheint; denn die Schulkinder, denen die Beiden begegneten — so berichtete uns der Führer — verwunderten sich baß, erhoben wildes Geschrei und folgten eine gute Strecke Wegs unter Gejohle und Lachen dem sonderbaren Fußgänger, der sich durchaus nicht darum kümmern wollte. Aber das Leben ist, wie schon Kant lehrt, nicht dazu da, daß man es sich bequem mache; und dem ausschweifenden Genüsse folgt die Strafe auf den Fersen. Nie Mücken, Fliegen und Wespen und anderes widerwärtiges Gewürm, das da kreucht und fleucht, übernahmen die Rache der verletzten Schamhaftigkeit und richteten den Studenten übel zu. Er mußte wieder auspacken und sich in die freilich oft recht lästige Hülle mitteleuropäischer Gesittung kleiden. Namentlich quälte ihn ein Wespenstich am linken Bein, der so ungeschickt saß, daß die Erleichterung, welche der Mensch instinctiv in der Berührung einer Wunden Stelle mit dem genetzten Finger sucht, nur unter den allerschwierigsten Bedingungen zu bewirken war. Dem Doctor entlockte diese schadenfrohe Schilderung die Schmerzenslaute des Amfortas, nachdem er schon vorher — bei der beschriebenen Entkleidung — Kundrys Verwilderungsschrei ausgestoßen hatte.

Die Wanderung des Studenten bildete noch lange nachdem der ganz marode Führer schwerfällig tappend von uns geschieden war, das ausschließliche Gespräch der Oswalder Honoratioren. Es entspann sich eine lange und allgemeine lebhafte Debatte über die Entfernung. Der Lehrer behauptete — und ich glaube mit Recht — daß es wenig Leute gäbe, die diesen Weg Weber und seinem Studenten an einem Tage nachmachen könnten. Der Forstgehülfe vermaß sich dasselbe zu leisten, und mehr, wenn es sein müßte.

„Ist a Bagatell für mich!" schrie er.

„A Bagatell?" zeterte der Lehrer. „Am Wege bleibst liegen!"

„Mach's alle Tag'!"

„Hast's aber net gemacht!"

322 Paul lindau in Vcrlin.
„Mach's aber! Mach's alle Tag'!"
„'s ist zum Lachen!"
«Mach's alle Tag' wenn i Vam' numerir'!"
Auf diese Weise erfuhren wir also, wer die schönen Zahlen auf die gefällten Baumstämme, die wir häufig gesehen, geseht hatte.
Von der Lebhaftigkeit, mit der diese Debatte geführt wurde, macht man sich keine Vorstellung. Die Beteiligten schrieen, als ob sie am Spieße stäken, sie wurden Hochroth und schienen vor Zorn zu beben. Dabei tranken sie ein Maß um das andere. Wir setzten voraus, daß auf dies charaktervolle Vorspiel das uns einzig möglich erscheinende Nachspiel folgen würde, und rückten etwas bei Seite, uni dem freien Fluge der Bierkrüge kein Hinderniß entgegenzustellen. Aber die Seidel flogen nicht, die Honoratioren schrieen und tobten weiter wie die Besessenen, aber seelenvergnügt dabei, ohne daß die Gemütlichkeit dadurch gestört worden wäre.
Die Debatte beschritt, immer in demselben eindringlichen Charakter, auch weitere Gebiete. Wir hörten, daß das Oberhaupt der trauernden Familie ein Gymnasialdiirector war, und es wurde nun die Frage über die Stellung eines Gymnasialdirectors aufgeworfen und mit derselben Verschmutzung discreter Stimmittel wie vorher berathen. Der Forstgchülfe, der das Abitnrientencxamen gemacht hatte, sprach achtungsvoll von dem Director einer höheren Lehranstalt, während der Lehrer, der sich blos der Seminarbildung erfreute, den Universitäten und Gymnasien gegenüber eine starte Geringschätzung zur Schau trug. Das brachte den Forstgehülfen vollends aus dem Häuschen und in seiner Verteidigung der höheren Bildung war er gegen den Lehrer nicht ganz so zartfühlend und schonend, wie es vielleicht hübsch gewesen wäre.
„Rix kannst Du! gar nix! Kannst nit mal'n Logarithmus aufschlagen."
„Will i a net, brauch' i a nct! Aber i schreib'« guten Stil!"
„Tu?! 's ist zum Lachen! A Beschreibung kannst allenfalls, aber la Abhandlung kannst net machen!"
„Was! ta Abhandlung?!"
„Ka Abhandlung kannst net machen!"
Wir rückten wieder etwas bei Seite, und als nun — immer mit der Stimme der Rufer im Streite — von unseren neu erworbenen Freunden die Unterscheidungsmerkmale zwischen einer Beschreibung und einer Abhandlung erörtert wurden, erhoben wir uns und wünschten eine gute Nacht.
Als wir in das Gasthaus traten, sahen wir eine dunkle Gestalt um das Haus schleichen, die sich in laugen Sätzen — wie ein überraschter Dieb — bei unserem Nahen entfernte. War das nicht Anton? Aber der sollte doch um diese Stunde längst im Bette liegen!
Wir hatten die Unvorsichtigkeit begangen, auf unser Zimmer Licht mitzunehmen, und wir begingen nun sogar den Leichtsinn, die Betten einer ge naucren Prüfung zu unterwerfe«. Wie oft die mit Federn gefüllte Bett-

Auf dem U)egc nach Bayreuth, IH5
decke schon gedient, seitdem sie die letzte flüchtige Bekanntschaft mit der
Wäscherin des Ortes gemacht hatte, war bei deren weiser Buntfarbigkeit
schwer festzustellen. Bei dem Kopfkissen und Laken bot diese wissenschaftliche
Ermittlung geringere Schwierigkeiten, Die von der sanft abgetönten Mitte
des Kissens strahlenförmig nach den vier Zipfeln auslaufenden Falten und
die Beschaffenheit des Lakens gaben der Täuschung, daß die Wäsche unmittel-
bar aus dem Schranke komme, keinen Raum. Wenn aber der Berliner
Freund behauptete, daß weuigstens schon ein Dutzend darin übernachtet
hätten, so war dies eine der üblichen Übertreibungen, bei denen man
immer nur die Hälfte glauben darf. Wir dachten an den Studenten, und
wie diesen wegen unzeitigcr Entkleidung die Strafe ereilt hatte, warfen die
Decken bei Seite, improvisirten mit Taschentüchern einen Kopftisfen-Ueberzug,
entledigten uns nur der Stiefel und deckten uns mit den Rcisedecken zu.
Wir waren müde und schliefen gut.
Tic dunkle Gestalt war wirklich Anton gewesen. Er beichtete es uns pfiffig
schmunzelnd am andern Morgen. Er hatte auf schlechten Wegen wandeln
wollen, aber es war ihm nicht geglückt. In St. Oswald herrscht Zucht
und Sitte. Schon im Laufe des vorigen Tages hatte Anton auf feinem
einsamen Bocke oft geseufzt und seine schwermüthigen Anwandlungen durch
unmotivirte Peitschenhiebe auf die armen Pferde verrathen. Als wir ihn
nach der Ursache seines Herzeleids fragten — der Toctor stimmte unwill-
kürlich das Herzeleid-Leitmotiv aus „Parsifal" an — hatte er uns erzählt:
daß er seit neunzehn Wochen seine Braut iu Grafcuau nicht gesehen habe,
daß keiner seiner Fahrgäste den Weg über Grafcuau nehme, und daß er
sehr betrübt sei, da ihm seine Braut gestern einen Brief geschrieben, in
welchem sie ihr tiefes Bedauern über das dem ehrwürdigen Herrn Pfarrer
Staugl zugefügte Unrecht ausgesprochen habe, der ein so gütiger und freund-
licher Herr gewesen sei. „Das ist die Sach". schloß Anton seinen Bericht.
Wir redeten ihm scharf ins Gewissen, wir gaben ihm weise Lehren, denn
„Tugend will ermuntert sein,
Bosheit kann man schon allein;"
aber es hatte wenig gefruchtet, nnd nur den guten Sitten der Oswalderinnen,
nicht den Grundsätzen Antons hatten wir es zu danken, daß wir uns auch
heute der schönen Natur erfreuen durften, ohne von dem Gedanken behelligt
zu werden, einen unsittlichen Menschen in unserer Nähe dulden zu müssen.
Im Gastzimmer fanden wir den Diicctor und die Seinigen bei dem
ausschweifenden Genüsse eines üppigen Frühstücks. Während wir uns mit
einem frugalen Mahle begnügten, schwelgten unsere Nachbarn in perlgrauem
ausgewärmtem Kalbsbraten und dampfenden Kartoffeln. Wir hatten viel
fpätcr angefangen und waren viel früher fertig. Im Nebenzimmer war die
ganze Torfgemeinde versammelt. Man hatte eben einen Oswalder begraben,

2HH Paul lindau in Verlin.

— das Bimmeln der kleinen Glocke von der interimistischen bretteinen Kapelle neben uns hatte uns aus dem Schlafe geweckt — und nun gab es den Leichenschmaus. Die hölzernen Bänke waren dicht beseht. Sonnengebräunte, tief durchfurchte, ernste Männer, frühgealterte Frauen, kräftige Bursche und kerngesunde junge Mädchen saßen sonntäglich herausgeputzt und schweigsam hinter ihren Bierlrügen und blickten neugierig zu uns auf, als wir durch den schlecht gelüfteten Raum gingen.

Auf einem herrlichen Waldwege bei frischem, schönem Wetter fuhr uns Anton zur „Diensthütte". Unser Führer saß neben ihm, und Anton unterhielt sich mit diesem sehr lebhaft. Wir vernahmen öfter die Worte „Grafenau" und „Stangl", die gewöhnlich mit gotteslästerlichen Verwünschungen begleitet waren. An der „Diensthütte" verabschiedeten wir Anton mit seinem Wagen, mit dem wir in Klingenbronn wieder zusammen tieften wollten.

Nun begann die Fußwanderung, zum Rachelsee zunächst. Es war inzwischen ziemlich heiß geworden, über uns blaute der Himmel wolkenlos und die Sonne brannte; hinter uns aber — nach St. Oswald zu — hatte sich finster graublaues Gewölt drohend zusammengezogen, und der wettcr-tundige Führer meinte, wir wären gerade zur rechten Zeit aufgebrochen, sonst hätte uns das Wetter überrascht. Das Gcwölt schien uns in ehrerbietiger Entfernung zu folgen, ohne uns indessen etwas anhaben zu wollen. Wir gingen in regelmäßigem und ziemlich scharfem Schritt aufwärts und befanden uns nach einer halben Stunde etwa in jenem behaglichen Zustand, den das Dampfbad künstlich hervorzubringen sucht. Das Gespräch verstummte. Auf dem schmalen, ziemlich verwilderten und oft kaum erkenntlichen Wege folgten wir im Gänsemarsch dem Führer, der in seinem Quersacke unfern Proviant und darüber an Querhölzern befestigt unsere Ueberröcke ohne merklliche Mühe trug. Von der Sonne wurden wir in dem dichten Wald fast gar nicht mehr belästigt, aber, einen des Steigens entwöhnten Großstädter wie mich strengte der Weg, der gar kein Ende nehmen wollte, mit der Zeit doch recht gründlich an. Jedesmal, wenn ich fragte: wie weit haben wir's noch zum See? antwortete der Führer: „Fünfviertel Stund'." Die Entfernung von Fünfviertel Stunden spielt in den Auskünften der Führer eine große Rolle. Ich habe auf meine Erkundigungen fast nie einen andern Bescheid erhalten. Meine Begleiter waren bessere Steiger als ich, aber ich gab mir ernsthafte Mühe, meine Unterlegenheit zu verheimlichen und unverdrossen neben oder vielmehr dicht hinter den guten Kameraden gleichen Schritt und Tritt zu halten. Von den Naturschönheiten des Weges, den wir einschlugen, wurde ich, wenn ich ehrlich sein soll, wenig gewahr; ich hatte mit der zweckmäßigen Negulirung des Schweißabtrocknens, mit der praktischen Handhabe des Stockes und dergleichen so viel zu thun und mußte auf die Stellen, auf die ich die Füße setzen sollte, so viel Aufmerksamkeit verwenden, daß ich mich nicht viel umsehen konnte. Es ging langsam, aber

Auf dem Wege nach Vayreuth. 325
beharrlich aufwärts, immer durch den grünen Wald und fast immer auf einem ganz fchmalen Pfade durch Laub- und Nadelholz, dessen tiefhängende Zweige uns abwechselnd streichelten und kitzelten. Die Abwechslung war eine geringe, und ich hatte es beinahe schon aufgegeben, als wir ganz plötzlich vor unserm ersten Ziele standen.
In dem Unerwarteten beruht die Hauptwirkung des Rachelsees. Er liegt düster und finster vor uns, im feierlichen Hochwald, am Fuße der steilen, über 1000 Fuß hohen Felswand, die von der kahlen Rachelspihe gekrönt wird. Der Rachel« ist an Größe und Schönheit mit den andern liayerschn Gebirgsseen nicht zu vergleichen, aber er macht doch einen großen Eindruck. Die schwarze Wasserfläche hat etwas Schauriges und Unheimliches, und man begreift, daß der Aberglaube hier eine günstige Stelle gefunden hat. Im Rachelsee, so erzählen die Wäldler, Hausen böse Geister und wenn man sie durch Hereinwerfen eines Steines neckt und erzürnt, so entfesseln sie das Gewitter. Das Wasser des Sees ist schwefelhaltig und duldet kein lebendes Wesen in sich.
Wir machten eine kurze Rast und lagerten uns, da es kein Wirthshaus in der Nähe gab, am Boden, stärkten uns ein wenig und setzten dann unfern Weg fort. Als ich zu der Spitze der waldigen Felswand aufblickte und mir sagte, daß wir in den bewußten knappen Fünfviertelstunden da oben hinauf wollten, wurde mir, wie ich gern eingestehen will, nicht ganz geheuer zu Muthe. Und mein etwas unbehagliches Gefühl wurde noch durch die Mittheilung des Führers bestärkt, daß der Spaß nun eigentlich erst anfangen sollte. Der Führer hatte Recht. Bisher war es noch ziemlich gelinde gewesen, nun erst begann für uns die rechte, harte Arbeit. Auf steilem, zum Theil fehl steilem und beschwerlichem Wege stiegen wir auf« wärts — in langsamerem aber gleichmäßigem Tempo. Der Weg ist allerdings von großer Naturschönheit. Der Wald ist hier mit fast undurchdringlich dichtem Unterholz besetzt, in das sich wundervolles Moos und lippig wuchernde Farrcnlnrnter einzwängen. Dazwischen erheben sich einzelne mächtige Stämme, namentlich majestätische Edeltannen; wir sehen hier auch die Wirkungen des gewaltsamen Unwetters, das diese stille Ehrwürdigkeit oft durchbraust: geknickte und umgestürzte Stämme, ausgedörrte graue Vaumleichen von ungeheuren Verhältnissen; dann widerstaudskräftigere oder geschütztere Tannen, die der Sturm zwar zu brechen nicht vermocht, deren Stämme ei aber wie eine kunstvolle Drechslerarbeit gewunden und gedreht hat. Das Alles ist ja wundervoll! Aber es ist heiß, sehr heiß! Der Weg ist unbequem, und es ist kein Ende abzusehen. Und wir steigen und steigen! Das Athmen wird uns schwerer und schwerer, das Herz klopft stärker und stärker, und es pocht und hämmert, und die Athemzüge wandeln sich allgemach in unfreundliches Keuchen. Und von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß, und wir klettern noch immer, und die Spitze des Berges, die soeben dicht vor uns zu liegen schien, ist nun auf einmal wieder ganz Noib >,»d 2Ud. xxii, «Z. 2?

396 Paul lindau in Vcrlin.

bei Seite in weite Fernen gerückt! Ist das wirklich ein Vergnügen? fragen wir uns leise, und kommen wir auf die Kosten unserer Anstrengung?

Ja, es ist ein Vergnügen, und der Kaufpreis ist nicht zu theuer.

Jene Regung, die in ihrer Veredlung Forschungstrieb, in ihrer Verkümmernug Neugier heißt, stachelt uns beständig an und erleichtert uns die Mühe.

Tief unter uns liegt unscr Ausgangspunkt und unserm hohen Ziele sind wir nun naher gerückt. Da hinauf treibt es uns. Wir muffen nun wissen,

wie es jenseits des Beiges, der uns die Aussicht versperrt, ausschaut. Und dieser Drang ist so mächtig, daß er die Mattigkeit überwindet und uns

immer wieder kräftigt und erfrischt. Nilhelm Busch, den ich mit Vorliebe citire und den ich auch im Bayrischen Walde nicht vergessen konnte, hat

viele wahre Worte gesprochen, aber keine seiner Sentenzen ist richtiger und tieffinniger als die, welche er dem reisenden Engländer, der beständig durch

sein Glas in die fernste Ferne blickt, in den Mund legt:
„Echön ist es auch anderswo;
lind hier bin ich so wie so!"

Noch eine letzte Anstrengung, ein letztes mühsames Klimmen auf dem kahlen Haupte des Berges, und wir haben erreicht, was wir gewollt haben. Wir sind nun auf der Höhe, und unser Verlangen, das uns bisher durch den Berg verschlossene Bild zu sehen, hat uns nicht getäuscht. Unser Blick

beherrscht nun souverän den großen gewaltigen Kreis, und wir stehen im Mittelpunkte. Die Rundschau vom Rachel ist großartig. Wir übersehen den

größten Theil des Böhmischen und des Baycrschen Waldes — schön geformte, dicht bewaldete Berge, in den Thälern fmaragdgrünc Triften, bebaute Felder.

Dörfer und Städtchen, und tritt man an einen der Felsenvorfpiünge, so

fieht man den 1100 Fuß tiefer liegenden schwarzen Rachels«. Es ist,

wie gesagt, ein ganz herrlicher Ausblick. Man wird mir's auf mein Wort

glauben und nicht verlangen, daß ich den hundertmal geschriebenen Schilde-

rungen eines Panoramas, wie es sich von jedem schönen Berge aus dar-

bietet, eine neue hinzufüge.

Wir waren von besonderem Glück begünstigt, denn die Beleuchtung war prachtvoll, beständig wechselnd, und in ihrer Mannichfaltigkeit auch den

Charakter der Landschaft mit jedem Augenblicke verändernd. Bald vergoldete

die Sonne breite Streifen der Landschaft und gab ihnen Farbe und Freudig-

keit, bald verdüsterte eine dicke schwere Wolke die dunkeln Wälder unter uns.

Im Westen erglänzte der Himmel bald ticfroth, bald hellgelb, bis er schließ-

lich eine tiefgraiiblauc Färbung annahm, hinter der der feurige Ball der

schon tiefstehenden Sonne langsam zu erlöschen schien. Ein dunkler Nebel

zog von allen Seiten her wider uns, unseren Gesichtskreis immer mehr

verengend. Die tiefhängenden Wollen verschleierten auch den Fuß des

Berges, auf dem wir standen. Es regnete rings um uns her, es regnete

unter uns, wir waren durch undurchdringliches, feuchtes Grau auf unserer

Höhe von der übrigen Welt wie abgeschlossen. Eine fast schwarze, gewaltige

Auf dem Wege nach Vayreuth. 39?

Wolke rückte uns immer näher, und nun begann es auch für uns zu tropfen. Wir zogen uns unter einen Vorsprung, der weitragenb uns einen behaglichen trockenen Naum gewährte, zurück, richteten uns ein bequemes Lager her und verzehrten mit dem beneidenswerthestcn Appetite die Vorräthe an Speise und Trank, die der Führer auf dem Nucken geschleppt hatte. Immer stärker wurde der Regen, der schließlich mit wolkenbruchartigem Tosen herniederströmte, während wir in trockener Geborgenheit und in rosigster Laune aßen und tranken.

Da bot sich uns ein gar trauriger Anblick dar, der — es ist grausam, aber wahr! — unserer fröhlichen Stimmung nicht den geringsten Abbruch that. Auf demselben steilen Wege, den wir zurückgelegt hatten und der durch die herabstürzenden Wasserstuthen an Annehmlichkeit gewiß nichts gewonnen hatte, kamen fünf unglückliche Gestalten daher, keuchend, bis auf die Haut durchnäßt, mit fünf aufgespannten Regenschirmen, von denen das Wasser in Strömen trof — eingemummelt, fröstelnd, in mitleiderweckendem Zustande! Schweigsam ging der Gymnasialdirector hinter dem Führer an uns vorüber, uns artig grüßend; schweigsam folgten die Anderen und thaten ein Gleiches. Seine Blicke spähten vergeblich nach einem Unterschlupf, vergeblich suchten auch die Anderen eine trockene Stelle. Wir hatten die einzige Deckung gefunden und uns so behaglich breit eingerichtet, daß gerade wir vier unterkommen konnten. Der Regen peitschte nun noch unbarmherziger auf die unglücklichen Reisegefährten herab. Es war sehr traurig, aber wir waren in diesem Augenblicke arge Schacher, wir fanden die Situation bloß komisch. Da ergriff der Director das Wort und sprach: „Das ist also die Rachelspitze mit der schönen Fernsicht. Ich danke gehorsamst! Und dieser Regen! dieser Regen! Solchen Regen giebt's überhaupt gar nicht! Und er verfolgt uns auf Schritt und Tritt, seit dem Augenblicke, wo wir das Gasthaus in St. Oswald verlassen haben, bis zu dieser Minute! Es ist unerhört! Regnet es denn bei Ihnen immer?" fragte er den Führer. Und nach einer Kunstpause sich an die Seinigen wendend, fuhr er fort: „Kinder, bei dem Wetter kann man ja die Hand kaum vor den Augen sehen, es hat keinen Zweck, hier länger zu bleiben. Wir erkälten uns bis auf die Knochen. Also vorwärts!"

Er wandte sich ab. „Droschke!" rief in unchristlichem Hohne der Berliner Freund.

Artig grüßte man uns, schweigsam entfernte man sich, und eine Minute darauf waren fünf triefende Regenschirme mit fünf nassen, in sich zurückgezogenen Menschen darunter unseren Blicken entschwunden. Wir steckten uns mit sündhafter Schadenfreude die Cigarren an und philosophirten über die Logik der Nemesis; denn der traurige Zug war für uns eine warnende Versinnbildlichung der Strafe der Genußsucht. Das war die'Rache des aufgewärmten Kalbsbratens und der dampfenden Kartoffeln am frühen Morgen. Wir waren, als Lohn für unsere Enthaltksamkeit, wie das auserlesene Volk

27*

298 Paul lindau in Verlin.

trockenen Fußes durch das rothe Meer gegangen, das hinter uns seine Wasser-müssen wälzte und dem Director mit Familie so viel ^Verdruß bereitet hatte. Kaum waren die Opfer des üppigen Frühstücks davongegangen, so wurde es Heller, der Regen ließ nach und hörte bald gänzlich auf. Siegreich brachen sich die Sonnenstrahlen durch herrlich beleuchtete Wolken Bahn, wir krochen aus unserem Obdach hervor, und über uns wölbte sich nun in blendender Schönheit, in den glänzendsten Farben der wunderbarste Regenbogen, den mein Auge je erblickt hat. Allmählich kroch dies und das aus dem Dunkel hervor, nahm Gestalt und Farbe, Licht und Leben an, und ein neues entzückendes Bild entschleierte sich uns — ein Sommernachmittag in der frischesten Lieblichkeit, mit Wald und Berg, und dem herrlich bewölkten Himmel von blendender Farbenpracht. Nur ein schmaler Streifen blieb ungastlich grau, da regnete es noch mit unverminderter Gewalt. Es war nach der Richtung hin, die der Gymnasialdirector eingeschlagen hatte.

Wir machten uns nun auch auf den Weg. Der Abstieg war auch nicht ganz unbeschwerlich. Wir hatten noch zwei gute Stunden zu marschiren, um unseren Anton in Klingcnbronn zu erreichen, und unser Führer, der den Weg noch nicht gegangen war, nahm nicht den kürzesten. Aber das Wetter war so schön, daß wir ihm darob nicht sehr gram waren. Wir waren aber recht gründlich müde, als wir an den ersten Häusern von Klingcnbronn vorübergingen, da fing es auch wieder an tüchtig zu regnen.

„Sollte der Director in der Nähe sein?" fragte einer von uns.

Vor dem Gasthof zum Ludwigstein trafen wir Anton mit einem hübschen Mädchen im Gespräche, das gerade sein Ende erreicht zu haben schien. Denn das Mädchen gab Anton eine Ohrfeige und wandte sich mit dem Ausdrücke der Entrüstung über eine vermessene Zumuthung schnell ab.

„Aber Anton!" sagten wir strafend und traten in die Gaststube.

Richtig, da saß er, der Director, den wir von nun an nur noch mit dem homerischen Prädicate als Wolkensammler bezeichneten. Da saß er mit den Seinigen, und sie aßen wieder allerhand Köstliches: Ochsenfleisch, Mohrrüben und dergleichen mehr und tranken von dem vorzüglichen Bier. Nun hatten wir die Erklärung für den Regen gefunden.

Wir hatten keine Zeit mehr zu verlieren, da wir mit Anton nach Zwiesel zurück wollten und also noch zwei Stunden im Wagen zurücklegen mußten. Sobald wir aus dem Rayon, den der Wolkensammler beherrschte, heraus waren, hörte der Regen natürlich auf. Die Stille der nächtlichen Fahrt durch den finsternen Wald benutzten wir, um Anton allerlei gute Lehren zu geben. Er hatte wieder fünf Maß Vier getrunken und wiederum der Tugend Fallstricke legen wollen. Wir machten ihn darauf aufmertfam, daß ohne Zucht und Sitte das ganze Gebäude unseres gesellschaftlichen Naues, das eine sich stetig entwickelnde Eultur langsam errichtet hat, zusammenbrechen würde. Aber das machte auf Anton wenig Eindruck. Seine Acußerungen ließen uns keinen Zweifel darüber, daß er ganz und gar auf

Ans dem Wege nach Vayreuth. 3H9
dem Standpunkte Richard Wagners stand und „die Befreiung des Gedankens in der Sinnlichkeit" als das Schlußwort menschlichen Witzes betrachtete.
„Aber Anton!" sagten wir wiederum mit strafendem Tone.
Der Doctor fragte ihn, ob er Parsifal kenne? Anton versicherte, daß in Zwiesel und Grafenau kein Mann dieses Namens lebe, was aber das ..Prügelmensch" <us Klingenbronn anbetreffe, so sei sie gewöhnlich gar nicht so widerborstig, wie sie sich heute gestellt habe. Er wollte uns sogar die Beweise seiner Behauptung mittheilen, aber wir ließen ihm einen strengen Verweis zukommen und unterrichteten ihn über Ritterpflicht.
Es war gegen elf Uhr Abends, als wir an der „Post" zu Zwiesel hielten. Von der andern Seite des Marktes her hörten wir Musik — Geige und Gesang. Anton erzählte uns, daß da eine neue Schantstube aufgethan werde, und das sei die Festlichkeit der Einweihung. Er fragte uns, ob wir noch „zum Eistand" hinübergehen wollten. Wir glaubten den Tag nicht würdiger beschließen zu können.
Die Stube war voll Qualm und Lärm. Die meisten Gäste hatten offenbar schon sehr viel getrunken und tranken noch immer mehr. Es wurde geschrieen, gejohlt, gegeigt, daß Einem die Ohren gellten. Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete ein Soldat, der auf Urlaub aus München herüber gekommen war. Er war der eigentliche Matador. Er stimmte die Lieder an, er bezeichnete das Tempo. Einen seiner Gesänge habe ich behalten, da er etwa ein Duhendmal von ihm intonirt uud von dem Chorus wiederholt wurde; er hatte ihn aus Artigkeit dem Localpatriotisinus der Zwieseler angepaßt, und in dieser Bearbeitung lautete er nun so:
So lang der alte Peter,
Nci Pctcrsthurm noch steht,
So lanss da drunt' am Plntzcl
Das Hofbriiuhau noch steht,
So lang stirbt bei uns lwieslcrn
D' Gcmüthlichkeit nit aus!
So lang stirbt die Gcmiithlichleit
In Zwiesel nie nit aus.
Diese sinnige Weise wurde von der Gesellschaft unter Leitung des Urlaubers, wie gesagt, so ungefähr ein Dutzendmal immer mit derselben Ueberzeugungstreue vorgetragen, uud als der Text die Sänger zu langweilen anfang, die Musik ihnen aber noch immer wohlgefiel, sangen sie noch einige Verse mit den erhebenden Worten:
Dui dui dui dui dui dui dui
dui dui dui dui dui dui
dui dui dui dui dui dui
dui dui dui dui dui dui,
u. s. w.
Die Köpfe erhitzten sich immer mehr, es wurde immer lauter geschrieen, es wurde immer mehr getrunken, und es schien uns, als ob in der dicken

HOO Paul lindau in Aerlin.

Luft die gefährlichen Vacterien einer nahen Rauferei umherschwirrten. Wir waren überdies niüde zum Umsinken, wir zogen uns zurück. Auf dem Markte begegneten wir dem unverbesserlichen Anton, der auf Jemanden zu warten schien. In den sauberen Betten der „Post“ schliefen wir recht gut. Sie waren freilich ein bischen hart, aber dafür waren sie auch viel zu kurz. Unsere Ahnung hatte uns nicht betrogen. Es war „beim Einstand“ noch heiß hergegangen. So wurde uns am andern Tage beim Frühstück erzählt. Man hntte sich gehörig „g'rcmft“ und einem jungen Zwiesler waren bei der Gelegenheit von einem eifersüchtigen Freunde die „Flaxen“ (Sehnen) durchgeschnitten worden.

Die Wäldler sind gut geartete, freundliche Leute, aber das Messer sitzt ihnen verwünscht lose in der Tasche. Ter Wald ist die eigentliche Heimat der Messerstiche, die in Bayern häufig vorkommen sollen. Jeder Waldler hat sein Messer im Sack, und nicht so ein erbärmliches, zerbrechliches Taschenmesser zum Zusammenklappen, wie es die Städter tennen; ein festes großes Messer, mit starker, breiter Klinge an dem unbeweglichen Griff, das sie in der Scheide in einer besonderen Tasche der Beinkleider tragen — handlich bequem zn sofortigem Gebrauch.

Tic stete Ucbung führt zur Vervollkommnung. Es ist des richtigen Wäldlers unwürdig, sein gutes Messer als gewöhnliche Waffe zum Angriffe oder zur Verteidigung beliebig zn gebrauchen und damit die erste beste gemeine Wunde beizubringen. Ziellose Stiche und vom Zufall geleitete Schnitte sind durchaus commentwidrig. Sauber und kunstgerecht nach bestimmten Feststellungen, die sich allmählich herausgebildet haben, will das Messer des Wäldlers gehandhabt sein. Tas Durchschneiden der „Flaxen“ gehört z. B. zu den guten, ehrlichen Mcsserverwerthungen, gegen die kein rechtschaffener Wäldler etwas einzuwenden hat. Eine der vornehmsten und angesehensten Körperverletzungen mit dem Messer ist das, was die Wälder „Reama schneida“ (Riemen schneiden) nennen. Das setzt die ganz unbe« dingte Ueberlegcnheit des Siegers voraus, da hat der Zufall nicht die Hand im Spiele. Diese Eigenart beruht also darin, daß das Messer des Siegers aus dem Gesicht des Besiegten sozusagen „Riemen schneidet“, daß also verschiedene Parallelschnittc möglichst gerade und möglichst lang, etwa von dem einen Ohr über die Nase bis zum andern Ohr, auch dem Fernstehenden und für alle Zeiten verkünden, daß es zu einer Auseinandersetzung gekommen ist, bei welcher der mit den Parallrlschnittcn Gezeichnete den Kürzeren gezogen hat. Wenn also ein Wäldler von einem Fremdling, der des Landes Brauch nicht genügend kennt, gereizt, diesem den Vorschlag machen sollte: ob er wünsche, daß Riemen geschnitten würden, so kann ich dem Unkundigen nur den freundschaftlichen Rath geben, das Anerbieten dankend abzulehnen. Am zweiten Tage bestiegen wir den Arbcr. Hoffmann hatte mir Angst gemacht. Er schildert den Aufstieg als äußerst beschwerlich. Das ist nicht

Auf dem Wege nach Aayieuth. H0^
der Fall. Der Weg zur Arberspitze ist in vorzüglichem Zustand, man kann ihn mit dem Spazierstocke zurücklegen. Unten am Arbersee ist ein gutes Wirthshaus, die Seehütte geheißen, und was so ein Wirthshaus zur Annehmlichkeit einer Seelandschaft beiträgt, ist kaum zu sagen. Anton blieb dort mit dem Wagen. Bei wiederum ganz prachtvollem Wetter machten wir uns auf den Weg durch die dichte, wohlgepflegte Waldung und in andert-halb Stunden waren wir oben. Die Aussicht ist gerade so schön wie vom Rachel aus. Vielleicht ist der Kreis ein kleinerer, aber das merkt nur der, der sich ganz genau darüber unterrichtet. Und da ich nicht zu den Leuten gehöre, die sich nach den Namen der Berge und Flecke erkundigen, um dieselben gleich wieder zu vergessen, da ich kein besonderes Interesse daran habe, ob jener majestätisch aufsteigende Kegel Lusen oder Rachel oder Dreisesselbcrg oder sonstwie heißt, und da ich mir die Augen nicht überanstrengte, um am fernsten Horizonte einen kaum erkenntlichen Punkt wahrzunehmen, der mir als der Kubcmj oder sonstwie bezeichnet wird, sondern froh^ bin, wenn das, was ich mühelos in seiner mannigfaltigen Schönheit um mich her erblicke, mir Freude macht, so war ich auf dem Nrber genau so befriedigt wie auf dem Rachel- und ich kam mir heute noch größer vor als gestern, da ich heute von einer Höhe von 4543 Fuß herab auf die Menschheit herniederblicktc, während ich mich gestern auf dem Rachel blos auf die Höhe von 4488 Fuß erhoben, was mir übrigens auch schon genügt hatte. Ter Abstieg erforderte kaum eine Stunde. Es war still und lauschig an dem dunkeln See. Wir unterhielten uns lange Zeit mit der Wirthin der „Seehütte“. Es war eine alte Frau, die noch älter aussah als sie war; und sie hatte einen ganz jungen Mann, den wir für ihren Sohn hielten. In dem Ton ihrer Stimme lag etwas merkwürdig wehmüthig Ergebenes. Sie klagte über die schlechten Zeiten, die seit dem Jahre 1871 noch schlechter geworden seien. Sie hatte nicht ganz klare Vorstellungen von den politischen Umgestaltungen, aber sie wußte, daß wir jetzt einen Kaiser zind ein Reich hatten, und das gefiel ihr nicht. „Bayerisch“ sei es besser gewesen. Das Habe ihr der Herr Pfarrer auch gesagt, die Steuern seien immer drückender geworden, und das Leben immer beschwerlicher. Wir fragten sie, ob der Herr Pfarrer vielleicht in den Reichstag, wo die Gesetze gemacht werden, gewählt sei. „Der Herr Pfarrer,“ sagte sie, „kann da auch nichts ausrichten. Der weiß auch nicht, wie uns zu Muthe ist. Arme Leut' sollten sie wählen zu die Gesetzer, das wäre das Richtige!“ Die Wirthin führte ein einsames Leben. Der Fremdenverkehr dauert nur wenige Wochen. Im vorigen Winter, der noch milde gewesen sei, habe sie hier drciundzwanzig Wochen Schnee gehabt; Kinder habe sie nicht, Fuhrwerk auch nicht, und Alles, was sie zu ihrem und ihres Mannes Unterhalte, Alles, was sie zur Bewirlhung der Fremden verbrauche, müsse sie selbst in der Kiepe aus Eisenstein herübcrschaffen — ein Weg von nahezu drei Stunden. „Vei der grimmigen Kälte im Winter ist es oft hart,“ schloß die alte Frau ihre Erzählung.

H02 Paul lindau in Verlin.

Wir waren erst am Nachmittage aufgebrochen, wir hatten uns viel Zeit gelassen, und es war schon dunkel, als wir den Wagen bestiegen; wir wollten vor Einbruch der Nacht, die hier auch im Sommer um die zehnte Stunde beginnt, in Eisenstein ankommen. Anton war in rosigster Laune; der Himmel weiß, was er angefangen haben mochte, während wir auf dem Arber gewesen waren. Denn die vier Maß Bier, die er in der Zeit geleert hatte, genügten nicht, um uns die Rosigkcit seiner Stimmung zu erklären. Er war sehr aufgeräumt, aber er wollte mit der Sprache nicht recht heraus, und auf unsere Frage: ob er wieder den schmalen und dornigen Pfad der Tugend habe verlassen wollen, hatte er nur ein verschmitztes Schmunzeln zur Antwort. Bisweilen lachte er auf seinem Bocke, ohne von uns dazu gereizt zu sein, hell auf, als vergegenwärtige sich seinein Geiste eine drollige Situation; er pfiß einen Ländler, er knallte lustig mit der Peitsche und es ging den Berg hinab, daß es ein Vergnügen war. Auch wir waren in fidelster Stimmung. Um uns her Alles finster und feierlich. Die zahlreichen Glühwürmchen, die an dem Wege krochen und flogen und unsere hell glimmenden Cigarren waren die einzigen lichten Punkte in der Dunkelheit, der Hufschlag, das Rollen des Wagens und unser Gespräch die einzigen Laute, die sich vernehmen ließen.

Auf einmal gerieth unser Wagen in's Schwanken. Das rechte Hinterrad — ich saß gerade darüber — ging in die Tiefe, ich wurde sanft hinausgeworfen und spürte am linken Beine die mir peinliche unmittelbare Nachbarschaft des Rades, das unbedingt über mein Bein gegangen wäre und mir dasselbe sehr wahrscheinlich auch gebrochen hätte, —denn die Pferde hielten noch nicht, — wenn nicht mein Berliner Freund, der mir zur Linken saß und bemerkt hatte, daß ich von meinem Sitze ohne förmlichen Abschied gewichen War, die Geistesgegenwart besessen hätte, seinen schweren, mit einer starken Eisenspitze beschlagenen Bergstock nach der Rechten zu fest einzubohren und dadurch die Pferde und den Wagen zum Stehen zu bringen. Ich hatte auch den Kopf nicht verloren und benutzte den ersten Augenblick des Stillstandes, um schnell auf- und bei Seite zu springen; der Doctor sprang mir sogleich zu Hilfe und fragte mich, ob etwas geschehen sei. Der Netter meines Beines folgte ihm. Da die Episode ohne den geringsten Unfall verlaufen war, — wir hatten allesammt noch die brennenden Cigarren im Munde — so schloß sie mit fröhlichstem Gelächter.

„Aber Anton!“ sprachen wir im strafenden Unisono.

Anton war gleichfalls aus dem Wagen geschleudert und bei seiner erhabenen Stellung vom Bocke etwas weniger gelinde herabgefallen. Er humpelte herbei, erkundigte sich nach unsrm Befinden, und begann, sobald er horte, daß wir mit heiler Haut davongekommen waren, jämmerlich zu stöhnen. Der Doctor untersuchte ihn. Er hatte nichts gebrochen, keine bedenkliche Quetschung erlitten; es war also nur eine geringfügige Hautabschürfung, die ihm vielleicht ein bischen wehe that, die aber unsere harten Herzen nicht sonderlich rührte.

Auf dem Wege nach Vayreuth. HN5

Nun erst untersuchten wir die localen Ursachen des Zwischenfalls. Sie waren nicht geheimnißvoll. Rechts vom Wege ist ein schmaler Graben zum Abfluß des Wassers angebracht, etwa fünf Fuß tiefer als der Weg; auf der andern Seite erhebt sich der Boden etwa zehn bis zwölf Fuß zum Saum des Waldes. Anton hatte nicht aufgepaßt, war zu weit nach rechts gefahren und das rechte Hinterrad war in den Graben gerathen. Das war Alles. Mit vereinten Kräften brachten wir den Wagen auf die Fahrstraße und stiegen lachend wieder ein, während Anton, stöhnend und in merklich verdüsterter Gemüthsstimmung auf den Bock kletterte. Er legte nun den Hemmschuh an und fuhr fein bedächtig in langsamem Schritte. Wir benutzten diese weihevollen Augenblicke, um weise Mahnungen an Anton zu richten. „Ja, ja," sagten wir, „Anton! So etwas kommt von So etwas! Der sittenreine Kutscher — der Doctor summte das Leitmotiv vom „reinen Thoren" — bleibt auf der Fahrstraße; wer aber den Lockungen der Sünde nicht widersteht — der Doctor sang die Kosemelodie „Komm' holder Knabe" — der fällt in den Graben."

Da krachte es unheimlich unter uns, und es knisterte und knackte.

„Halt!" riefen wir. Und wieder senkte sich der Wagen nach rechts, diesmal ganz sachte. Wir blieben alle sitzen. Anton hatte die Pferde zum Stehen gebracht und war vom Bock gesprungen. Wir kletterten langsam heraus. Wir besahen den Schaden. Das rechte Hinterrad war gebrochen. Aber gründlich! Die Nabe fehlte, fast alle Speichen waren ausgebrochen. Wir hatten uns, wie wir uns nun aus der Beschaffenheit des ganz morschen Ueberrestes überzeugten, seit drei Tagen in beständiger Lebensgefahr befunden. Und das war der beste Wagen von Zwiesel.

Anton war verzweifelt, um so verzweifelter, als wir beständig lachten.

Bis zur nächsten menschlichen Behausung, der „Negenhütte" — einer großen Glasfabrik — hatten wir noch gute dreiviertel Stunden. Keine Möglichkeit, den Wagen auf seinen drei Mdern dahinzubringen. Es wäre nichts davon übrig geblieben. Zum Glück hatte Antun das unverdorbene Auge eines Naturkindes. Er erspähte in einiger Entfernung eine junge Tanne, die am Saume des Waldes gerade über dem Graben stand. Er kletterte hinauf und versuchte mit aller Energie dieselbe zu entwurzeln oder abzubrechen. Die Komik dieses Schauspiels ist ganz unbeschreiblich. Wir hielten uns die Seiten und hatten thatsächlich Bruststiche vor Lachen, als wir Anton, wie einen Besessenen zappelnd, mit beiden Fausten den Stamm umfassend, mit Anspannung aller seiner Kräfte den Baum rütteln fahen. Drei- oder viermal kollerte er die zwölf Fuß auf steinigem Geröll in den Graben herab, ebenso oft rappelte er sich auf und begann auf's Neue wie ein Verrückter gegen den Baum zu toben. Wir machten ihn ganz vergeblich darauf aufmerksam, daß sein unsinniges Beginnen dem Selbstmordversuche gleichkam. Denn wenn der Baum entwurzelt war, so wäre Anton Hals über Kopf auf die Steine geschlagen und hätte sich ohne

HÖH Paul Lindau in Verlin.
Anstrengung das Genick brechen können. Es half nichts. Er raste weiter.
Noch einmal kollerte er herab.
„Aber Anton! Haben Sie es denn so eilig?" fragte der Berliner
Freund.
Er ruhte nicht, und es gelang ihm schließlich, den Waldfrevel perfcct zu
machen und den jungen Stamm zu knicken. Er machte eine Stütze daraus,
5ie sich indessen als viel zu schwach erwies. Die Last des Wagens drückte
sie sogleich herab. Dreirädrig humpelte der Wagen weiter, zerknirscht
humpelte Anton nebenher, laut lachend folgten wir.
Anton war reuig. Ter Toctor sang das Entslhnungsmotiv. Und nun
fand er nach einigen Minuten am Wege einen festeren, schon behauenen
Stamm, nach' dessen Eigentümer er sich in diesem Augenblicke der Bedräng-
nis; nicht weiter erkundigen mochte — und daraus fertigte er mit seinem
guten Messer und festen Stricken eine genügend widerstandsfähige Stütze, um
den Wagen im Nebligen unversehrt nach der Rcgcuhütte zu bringen, wo
wir gegen zehn Uhr Abends eintrafen.
Von unfern Erlebnisseu in Eisenstein und auf der Rückreise in Regens-
bürg will ich nach den stärkeren Eindrücken, die wir in Bayreuth empfangen
sollten, nicht mehr sprechen. Ich gestehe sogar, daß mich ein gewisses Un»
behagcu beschleicht, wenn ich mich frage, ob es denn überhaupt der Mühe
verlohnte, so Unerhebliches und so Persönliches auszuplaudern. Aber ein
französisches Sprüchwort sagt: wer sich entschuldigt, beschuldigt sich: und
das letztere will ich lieber meinen besonderen Gönnern überlassen. Tic
Ferien nahen ihrem Ende, und wenn die Arbeitszeit beginnt, will ich wieder
hübsch sachlich und stockernsthaft zu werden mich bemühen. Das habe ich
auch dem Doctor in die Hand gelobt, der sofort den Verhcißungsspruch
anstimnte.

„'V>^

Illustrierte Bibliographie.

igentlich ist durch die Veröffentlichung des Prachtwerkes (Voethr's Werte, illustriert von eisten deutschen Künstlern, herausgegeben von Heinrich Duntzcr, Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt, vormals Ed. Hallbergcr), dem die Illustrationsproben dieses Heftes entnommen sind, mir eine Forderung der Gerechtigkeit erfüllt worden. Shakespeare, Schiller waren von derselben Verlagsanstalt bereits längst vor mehreren Jahren Prachtausgaben gewidmet worden: Goethe macht nun die Reizahl der in Neutschland wirklich volkshühnlichen grossen Dichter voll. Es ist dabei höchst eigenthümlich, das, Shakespeare von den dreien eigentlich das beste Loos zugefallen ist. Für ihn hat sich in John Gilbert der Zeichner gefunden, der ganz für sich allein die ungeheure Anzahl von Illustrationen, die eine solche Ausgabe erfordert, geschaffen hat. Es liegt auf der Hand, das; eine solche Einheitlichkeit dem Werke zu ganz besonderem Nutzen gereicht. Wenn sich eine ganze Künstlerschar zusammenthun mus, um den einem solchen Buche nöthigen Schmuck herzustellen, so machen sich, mag die Leitung des Ganzen auch die vorzüglichste und kräftigste sein, doch immer einige Mißstände bemerkbar. Jeder dieser Künstler, wenn er wirklich ein Künstler ist, wird einen scharf ausgeprägten eigenen Charakter haben, und es ist geradezu unmöglich, das; er denselben so unterdrückte, daß jeder Einzelne sich so allen Uebrigen anpasse, wie es nöthig ist, soll der Vilderschmuck denselben einheitlichen Zug offenbaren, wie der Text, der dem Ganzen zu Grunde liegt. Je hervorragender die einzelnen mitwirkenden Kräfte sind, je mehr sie, ganz aus ihrer Natur heraus, nach besonderer Geltung ringen, um so mehr müssen sie die eigentliche Harmonie schädigen. Es geht dann wie in den Sammlungen alter Kunstwerke, wo dieses Gemälde, das für das Hämmern einer Scitncapelle bestimmt war, neben einem andern hängt, das von vorn herein im flnsthenden Tageslichte prangen sollte, wo das Werk des Meisters vorl feiner, bescheidener Individualität dicht neben dem des Andern voll überquellenden Lebens Platz findet, und wo eins das andere, wie es in der derben Sprache der Werkstätten heißt, todt machen muß. Es ist aber noch ein zweiter Punkt, der unter diesen Umständen bedenklich bleibt. Es läßt sich schwer annehmen, daß die Auswahl der Stellen, die illustriert werden sollen, mit jener Einheitlichkeit getroffen werde, die das höchste Ziel des Wunsches

H06
Nord und 5 ü.b.
bilden sollte. Nehmen wir an, die Leitung des Ganzen führe ein Mann von eingehendem Verständnisse, dieser Ncdacteur — um das lurzc^Nort anzuwenden, suche mit feinstem Gefühle jene Stellen aus — wird es ihm möglich sein, diese einzelnen Unterlagen für die Zeichnung auch jede gerade dem Künstler zuzuweisen, dessen Wesen dafür das angemessenste isl? Möge er wirklich darin das Richtige getroffen haben: er wird unter seinen Mitarbeitern des Widerspruchs und des Eigenwillens so viel finden. d»tz er seine Wahl nicht in allen Punkten aufrecht erhalten kann. Auch hier

?cr Aönig »cm Hhule.
Au« „Gotthe'i Weile", Verlag der Deutsche,, Nellanlonslolt in Lwttgllrt.
ist also der Künstler, der ohne Mitarbeiter ganz allein für sich ein Werl illustirt, im Vortheil. Denn selbst wenn er nicht immer richtig wählt, so wird doch das Ganze mit allen seinen Glücksgrisen und Fehlern ein in sich abgeschlossenes Werk sein, das man für sich allein betrachten und prüfen kann, und für welches die Beziehung zun» Tcrtc zwar die hauptsächliche, aber nicht die alleinige Vcdcutung bildet.
Aber es ist ein frommer Wunsch, einen groszcn Dichter uon einem einzelnen Künstler illustirt zu sehen. Ein solcher Fall bleibt immer ein ganz besonderes G.ück, das sich nur selten findet, denn welcher Künstler möchte Jahre seines Lebens an die Schöpfung eines Prochtwerles fetzen! Da aber Prachtwcrkc nnn einmal zu den Be-

III» strirte Vibliographie.

^0?

dürfnisscn des jetzigen Leserkreises zu gehören scheinen, so muß man sich mit dem Unvollkommeneren zufrieden geben und die Illustrationen unter mehrere, ja gar unter viele Künstler vertheilen. Der Erfolg des in der deutschen Verlagsanstalt erschienenen Schiller hat ssezeigt, das; das Publikum sich an solche Einwände nicht lehrt — denn dieser hat in 52,000 Exemplaren abgesetzt werden tonnen — und so darf man diese Bedenken wohl äußern, ohne dem Buche zu schaden.

Es ist auch sehr erklärlich, das, solche Gesamtausgaben einen Künstler wenig locken. Shakespeares Werke enthalten wenigstens außer den Dramen nur noch die

beiden Erzählungen und

die Sonette, Dichtungen,

die sich ebenfalls wohl

illustriren lassen, und die

ganz gut alle die Ein-

bildungskraft eines

Künstlers reizen können.

Aber auf wie vielen Ge-

ieten bewegt sich ein

Dichter der neuesten Zeit!

Schiller hat Historisches,

Philosophisches und Kri-

tisches geschrieben, und

bei Goethe treten, ganz

abgesehen von der so um-

fangreichen und dabei

illustrationswidrigen

Spruchdichtung, vor Allem

die zahlreichen m.d von

dem Wesen des Schöpfers

untrennbaren naturwissen-

schaftlichen Abhandlungen

hinzu. Welch' eine Viel-

seitigkeit! Daran muß

jeder Versuch, in einheit-

lichem Maße zu illustriren,

erlahmen.

Nenn übrigens die

Verleger erst zuletzt an

Goethe gedacht habe», so

ist dss. obschonbezeichnend,

doch gerechtfertigt. Seine

Werte werden schwerlich

in 52,050 Abzügen ver-

kauft werden. Nicht etwa,

weil sie umfangreicher

und demgemäß theurer sind, obgleich auch dieser Umstand mitgerechnet werden darf,

sondern weil Goethe, selbst im Vergleich mit Shakespeare, noch mehr im Vergleich

mit Schiller, der am wenigsten volkstümlich der drei Dichter ist. Das ist eigentlich

höchst wunderbar, da Goethe doch unter ihnen Dreien unstreitig der einfachste ist und

die natürlichste Sprache redet; aber es scheint, daß gerade dieser Umstand, von dem

man annehmen sollte, daß er die breiten Massen anlockte, dasjenige ist, was ihm

schadet, und daß Viele der Uebertreibung Shakespeares und dem hohen Tone Schillers

den Vorzug geben. Es ist die alte Erfahrung, daß man ein sehr gebildetes Urtheil

haben muß, um die Einfachheit recht würdigen zu können.

Au« „Ochters Wille", Deutsche Pöbel?!=ns!!>li >,i V!u!!gait.

Die Hallberger'schen Ausgaben stimmen in ihrem Aeußerlichen zusammen, wie es wohl natürlich ist, da stc dafür bestimmt sind, in einer Sammlung neben einander zu prangen, Format, Druck, Papier sind ganz die gleichen: auch die Holzschnitte sind in denselben Werkstätten hergestellt: und es braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, das; dieselben ganz vorzüglich sind. So schöner Blätter, wie die Illustration zu dem Gedichte an den Mond, findet sich eine ganze Anzahl auch in dieser Sammlung. Der künstlerische Reich der Bilder selbst ist erklärlicher Weise ein etwas ungleicher. Es wirken Zeichner von doch sehr verschiedener Bedeutung mit; der Fleißigste giebt dabei vielleicht nicht sein Bestes, der Schwächere findet eine besonders glückliche Stunde: so wird man häufig überrascht. Jedenfalls aber, und das mag hervorgehoben werden, sieht man zahlreiche Bilder in dem Werte, die einen hervorragenden Werth besitzen und vollauf dafür entschädigen, das, man hie und da vielleicht auch einmal anf Mittelgut gestoßen ist. Zu bedauern ist, daß die Verlagshandlung für Goethes Bildniß einen Phantasiekopf gewählt hat, Goethe war doch wahrhaftig schön genug, nm das Idealisiren nicht ein nöthig zu haben: und es giebt von ihm Bildnisse, noch dazu aus allen Lebensaltern, Bildnisse, die wirklich ähnlich und wahr und daher sinnlich schön und geistig gebietend sind. Aus seiner Jugend haben wirdcnMai'schenKopf, aus späterer Zeit, aus der der italienischen Reise, den Idcallopf als Apoll, aus unserem Jahrhundert eine große Anzahl schöner Bildnisse. Nnd uns dünkt, man sollte in solchem Falle eines der letzteren wählen. Denn wenn auch der junge Goethe und die Werke des jungen lockcudcr und vielleicht wirklich uollsthümlicher sind, so lebt doch nicht das Bild des jugendprangenden Stürmers, sondern das des greisen Nichte» surfen wie es sich in den zwanziger Jahren befestigt hat, im Volke fort — ganz nach dem Worte, das Schiller in der Nänic gesprochen hat. Uebcr Düntzers Thätigkeit an dieser Ausgabe kann man nach den bisher vorliegenden vier Laserungen noch nicht urthcilen: diese enthalten eben blos Gedichte. Dieselbe wird sich wohl auch auf die unumgängliche Auswahl der auszuscheidenden Schriften, auf die Herstellung des richtigen Wortlauts und allenfalls noch auf das Schreiben einer Einleitung beschränken. Jedenfalls aber ist das Werl einer bewährten Hand anvertraut. Wir wünschen diesem den Erfolg, den die Sorgfalt der Herausgeber verdient hat, und zweifeln nicht, daß es denselben finden wird. Aber wir können uns nicht enthalten, dabei einen Wunsch zu äußern, der hoffentlich nicht allzu utopistisch klingen wird. Ausgaben, wie die vorliegende, haben durchaus ihre Berechtigung; aber es

j»n den Mond.

Au3 „Vochc'6 Wcrlc", Nrutiche VciloMmlall in Stuttgart.

Illustrierte Bibliographie. ^0^

fragt sich, ob damit wirklich allen den Ansprüchen, die ein Dichter wie Goethe oder Schiller machen kann, gedient ist. Solche Ausgaben sind für den wirklichen Gebrauch eigentlich recht unzweckmäßig. Das Format derselben ist ja immer noch ganz angemessen; aber es will uns bedünken, als ob das Zuviel der Illustrirung stören müßte. Goethes Lyrik z. V. muß doch viel von ihren Reizen einbüßen, wenn man auf jeder Seite durch die Betrachtung eines Bildchens aus dem Lesen herausgerissen wird: und für alle anderen Dichtungen gilt dasselbe, wenn auch in geringerem Maße. Ja, es kommt dazu, daß auch der größte Künstler dem Dichter nie ganz gerecht werden kann. Man hat nun einmal die Dichtung früher als die Illustration kennen gelernt: man hat sich im Geiste schon eine förmliche Vorstellung von dem Wesen der Dichtung gebildet, und nun kommt der Zeichner, der uns die seinige vor die Leibesaugen führt. Sie mag ja richtiger und schöner sein: aber sie entspricht der unsrigen nicht, und deshalb muß sie uns zum Mindesten verwirren.

Was wir wünschten, wäre eine vornehme Ausgabe zum wirklichen Gebrauch, deren Pracht in der Gediegenheit des Einfachen bestehen müßte. Ein bequemes Format, ein ausgesucht schönes Papier, ein unfehlbar vollkommener Druck mit fehlerlosem Texte, dem vielleicht ein taktvoller Herausgeber einige Anmerkungen im Nachwort hinzufügen könnte. Dazu einige Porträts, einige wenige, ganz vorzügliche Illustrationen, Vignetten und Initialen. Eine solche Ausgabe würde freilich wahrscheinlich eben so theuer sein wie die jetzt gebräuchlichen Prachtworte, und sicherlich weit weniger Abnehmer finden als diese, vielleicht gar nicht die Kosten decken: denn für einfache Vornehmheit haben nur Wenige Sinn. Aber es will uns bedünken, daß eigentlich erst eine solche Ausgabe der großen Dichter würdig wäre, weil sie nur so in ihrem Wesen ungeschwächt wirken können, und daß wir ihnen auch eine solche Ausgabe schulden. Lessing und Schiller und Goethe kann man in allen Formaten und allen erdenklichen Ausstattungen taufen: nur diese eine Art fehlt. Bezeichnender Weise hat Schiller allein in der großen, historisch bearbeiteten Ausgabe etwas gefunden, was diesem Ideale am nächsten kommt: aber auch sie entspricht ihm nicht, denn wenn sie auch gediegen ausgestattet ist, so fehlt ihr doch eben die Pracht, die wir in dem oben angedeuteten freien Maße angewendet wissen möchten.

Vielleicht kommt jetzt die Zeit, wo wir auch dazu gelangen, solche Ausgaben zu erhalten. Der Geschmack scheint sich wirklich zu verfeinern und die Zahl der Leser sich zu vermehren, die zugleich Liebhaber sind und das wirklich Vornehme zu schätzen wissen. —<H.

Man kann alle literarischen Producte in zwei große Hauptklassen theilen: in Bücher, die einmal gelesen und dann für immer zur Seite gelegt werden und in solche, die man wieder und wieder liest, aus denen man immer erneute Belehrung und Anregung, immer erhöhten Genuß schöpft, je öfter man sie zur Hand nimmt. Zu den Erzeugnissen der letzteren Art gehört ein Werk, das unter dem Titel „illustrierte populäre Botanik“ Eduard Eichmidlin" in vierter Auflage und vollständig neuer Bearbeitung von Kr. O. E. N. Zimmermann in A. Schöningh's Verlag (M. Geißler) in Leipzig erscheint. Dasselbe soll in zwei Theile zerfallen, einen allgemeinen und einen speciellen, von denen der erste die Anatomie und Physiologie der Pflanze, die Vegetation früherer Erdperioden, sowie die gegenwärtige geographische Verbreitung der Pflanzen über die Oberfläche unseres Planeten und endlich den Menschen in seiner vielseitigen Beziehung zur Pflanzenwelt behandeln wird, während der zweite in die speciellen Kenntnisse der Pflanze einführen, nach genauer Darlegung der Hilfsmittel zur Erlangung dieses Wissens eine Anzahl Tabellen, mit deren Hilfe die Bestimmung der Pflanzen möglich ist, und endlich eine Uebersicht über das natürliche System nebst Charakterisirung der einzelnen Familien, sowie Besprechung der wichtigsten technischen Pflanzen geben wird. Von dem ersten Theile liegen gegenwärtig

410
Nord und Siid.
die ersten m'er Lieferungen vor. Nachdem im ersten Capitel zunächst die einzelne Zelle
«ls ^Baustein des pflanzlichen Organismus behandelt und dieselbe in ihre anatomischen

Lciuzcllcngiuppc au« dem Fiuchiflcijhc der Virnc,
Nestandthcilc: Zellhaut, Protoplasma, LhloroplMkörncr, Kristalle und KrustnUoidc,
Proteinlörncr, Ctärlcmchl, Zcllsaft le. zerlegt worden ist, werden im zweiten Capitel

Die F»r>pfillnz«ng«oig»!ic «on Vlalcnwüss (?nr>i« vezil:»lo«UL> ^ I, niinmliche Foilpflanzungsoizan«,
H Anlhcrdicndlichcl, I, cinziluc« Nnllicildum, Cvrimalozoidcn cnllcrlcno^ II, lvcibliche Fortpflanzung«^
organc, o Oogomum von «cht Llzclsn cifiillt, a Entlccciung dir Ei^llcn nach dcm Icireißm der innern
Haut dcß Oogoniuw«, o Vcliuchtung riuei Elzclle.
Au« !l. Echmioü»'« III, Popul, Nolanil, 4, Ai^fl, Älsird llchmiglc'« «crlag IM, Gciilci) in Lripzig.

Illu stricte Vibliographie.

^N

die Zellen in ihrnn Zusammenhange unter einander betrachtet und es wird nachgewiesen, wie durch Composition derselben die verschiedenen Gcwcbeformcn und Gefäßsysteme entstehen, die den Zellcnstaat bilden. Das dritte Capitel beschäftigt sich mit der äußeren Gliederung der Pflanze, indem es die verschiedenen Organe, wie Azen-, Wurzel», Blatt-, Haar-, Nlüthcn- und Fruchtgebildc näher betrachtet. Den Gegenstand

Nllltlfläche «»» der Venuifliegenfalle, » im ausgeircileim, d im geschlossen!!! Zullllnle, Au« «i, Echmidlins III. Popul. Bownil. 4. Aufl, Miicd llehmigl«'« Vccl»g M. Geißle« in Leipzig. des vierten Eapitcls bilden die mannigfachen überaus merkwürdigen Lcbenserscheinungen und Lebensbedingungen der Pflanze wie Ernährung, Wachsthum, Circulation der Flüssig» leiten und Gase innerhalb des Pflanzenlörpers, Einwirkung äußerer Kräfte auf den Vitalproceß derselben, wie die des Lichts, der Wärme, der Eleltricität :c., die ver-schiedenen an den pflanzlichen Organen sich kundgebenden Be-wegungen wie spontane Nu-tation, Torsion, NnKitropis-mus, Hcliotropismus, Geotro-pismus «., endlich die außer-ordentlich interessanten Vor-gänge und Erscheinungen des Fortpflanzungsprocesses, wie Diklinic und Monollinie, pro-terandrische und protogynischc Nichogamic,Hcrlogamir,Hetcro° slylie, hybridation:c. Uebcrall auf dem Boden der Wissen-schaft stehend und unter steter Berücksichtigung der neuesten Resultate der Forschung führt der Verfasser in klarer gemein-faßlicher Darstellung dem Lcfcrcine Reihe der überraschendsten Thatsachcn und Vorgänge aus dem Gebiete der vegetabilischen Welt vor Augen, die nicht blos dem Manne der Wissenschaft, sondern auch dem ge-bildeten Laien, der Sinn und Empfänglichkeit besitzt siir die Wunder der Schöpfung, von höchstem Interesse sein dürften. Eine sehr zweckmäßige und dankenswcrthc Nei-gabc bilden die zahlreichen von geschickter und sachkundiger Hand entworfenen üloid und 2üd. XXII, 5«. 28

Kiyllülle in den Nillüstielzellcn eine» Nchiefbloltch MeLOiil«). X einzelne Kryswlle, vi üiylallldiuse. Au« Ldullid Lchmidlin« Ilulte. Popul. Nownil. 4. Aufl. Alf«» Ochmigle'z Verlag !M. Geihlerl in Leipzig.

HI.2 Nord und Süd. —

Illustrationen, die theils dem Text als Erklärung und Erläuterung eingefügt, theils in colorirten Tafeln am Schluß jeder Lieferung zusammengestellt sind. Entsprechen die nachfolgenden Lieferungen den vorliegenden, wofür der Name des Autors wie des Verlegers die vollste Bürgschaft leisten, so wird das Ganze voraussichtlich ein Werl bilden, das auf das Wärmste empfohlen werden rann. H, N. Nlbum des clllssischtN NlterihUMK zur Anschauung für Jung und Alt, besonders zum Gebrauch in Gclehrtschulen. 76 Tafeln in Farbendruck nach der Natur und nach antilcn Vorbildern mit beschreibendem Text von Hermann Reinhard.

2. Aufl. Stuttgart, Hoffmann'fche Verlagsbuchhandlung (A. Vleil).

Der Umstand, daß dieses Vuch nunmehr die zweite Austage erreicht hat, darf man wohl als einen erfreulichen Beweis betrachten dafür, daß der grundsätzlich längst anerlannte Sah von dem Weiche der Anschauung beim Unterrichte nun auch für die Beschäftigung mit dem Alterchum mehr und mehr zur thatsächlichen Nnwendung lommt. Außerdem spricht jener Umstand natürlich auch für das Vuch selbst, das hier, in Einzelheiten verbessert, zum zweiten Male erscheint. Die vorliegende erste Liefcwng enthält eine Reihe von Blättern mit Gebäuden des alten Athens, theilweise in ihrem jetzigen Zustande, theilweise in angenommener Wiederherstellung. Der Farbendruck ist recht befriedigend, der Tezt, gedrunen, giebt nur das Nöthigstc, dies aber ausreichend. Außer Landschaftlichem sollen spätere Lieferungen noch Darstellungen des antilcn Hauses, aus Mythologie, Theater, Kriegswesen, Trachten und Kunstwerken bringen. Das ist also so ziemlich Alles, was der Gymnasiast braucht. Denn in dessen Händen wünschten wir das Werk vornehmlich zu sehen. Seitdem die andern Fächer so große Ansprüche machen und die Alterthumstunde sich nicht mehr auf dem Gymnasium behaglich ausbreiten kann wie früher, hat sich der Unterricht, da der rohe Stoff doch möglichst ungemindcrt gelehrt werden foll, immer mehr auf diesen zusammengedrängt, und in diesem Drängen hat die Alterthumslunde allzu viel an Form und Farbe eingebüßt. Uebcr Regeln und sprachlichen Feinheiten kommt es dem Gymnasiasten manchmal gar nicht recht zur Vorstellung, daß es wirklich lebendige Glückskinder gegeben, die diesen ganzen Kram nicht erst zu lernen brauchten. Der Phantasie, deren innerer Thiitigleit zu wenig Raum mehr übrig geblieben, muß von außen nachgeholfen werden: und es ist noch ein Glück, daß allerlei Erleichterungen in der Herstellung der Anschauungsmittel das zugänglich machen, was vor wenigen Jahrzehnten ein unerschwinglich kostbarer Besitz gewesen wäre. Damals stach man in Kupfer und malte mit der Hand aus. Man braucht nur einen älteren, im Leben ausgedienten Mann gesehen zu haben, der zu seinen Lateinern zurückgekehrt ist, um zu wissen; wie der, wenn er wirklich ältere Bücher der Art hat, seine Schätze hütet! Wir wünschen dem Buche die denkbar weiteste Verbreitung. —ok.

Ieremwö Gotthelf. Wie Anne Näbi Iorwägcr haushaltet und wie es ihr mit dem Doctern ergeht. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. 8. Vm. und 705 S. Berlin 1882.

Julius Springer. ^t. 3.

Es ist lein neues Buch, das hier vor die deutsche Lescwelt tritt. Der es schrieb, ruht bald dreißig Jahre im Grabe. Die Zustände, die hier geschildert sind, sind vielfach andere geworden. Mag das auch nach mehr als einer Richtung hin ein Vorzug sein, so ist doch vom culturgeschichllichen Standpunkt aus zu beklagen, daß zugleich mit Veraltetem und unbrauchbar Gewordenem manches Schöne und Gute von der Strömung der Zeit mit hinwcggcspiilt wird. Um so größeren Wcrth hat daher jedes lebendige Zcugnih aus der Vergangenheit, zumal eine Schilderung, wie sie hier vor uns liegt; aus unmittelbarster Anschauung geboren, läßt sie den Lesern jeden Pulsschlag des Schweizer Vollsiebens fühlen: die allgemeinen Umrisse, die ganze Färbung, wie der kleinste, feinste Zug finden sich mit der nämlichen Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt

Vibliographie. Hl.3

und Treue ausgeführt. Nicht minder lebenswarm und frisch wie die äußeren Verhältnisse, aber ungleich tiefer angelegt und kunstvoller ausgebildet sind die Charaktere dieses Buches. Und wahrlich, mächtig muß die Kunst der Darstellung sein, um dem Leser die sich nie verleugnende Tendenz des Vuchcs: eine dem Verfasser aufgenöthigte Verurteilung leiblicher und geistiger Quacksalberei, so glücklich zu verhüllen, daß sie ihm selten oder nie unangenehm entgegentritt. Durch das ganze Buch geht ein frischer Hauch von sittlicher Kraft und reiner Menschenliebe, beides verklärt durch den seltenen Reichthum unmittelbarster Poesie. Durch etliche von lundiger Hand vorgenommene Streichungen und Beseitigungen von im Laufe der Zeit unverständlich gewordenen Anspielungen, sowie durch Erklärung schwieriger Ausdrücke des Schweizer Dialektes hat das Buch bedeutend gewonnen. Möchte es sich auch in dieser neuen Gestalt neue Freunde erwerben.

Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrion. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und herausgegeben von Ludwig Pfau. Stuttgart, Ricger'sche Verlagsbuchhandlung.

Das Dichtcrpaar Eickmanv-Ehatrian ist eine so auffallende Erscheinung in der französischen Literatur, dah es Zungen und Federn fast schon mehr als genugsam beschäftigt hat. Zunächst schon wegen des vollkommenen Verschmelzens zweier Dichternaturen, wie man es außer bei ihnen wohl nur noch einmal bei Erzählern — bei den Vrüdern Goncourt, gefunden hat; sodann wegm des ganz neuen Elementes, das sie in die bis dahin gebräuchliche Darstellungsweise der Franzosen eingeführt haben, das dem französischen Wesen eigentlich ziemlich fremd ist, und das wir bei den Beiden an der Ostgrenze ihres Landes geborenen Dichtern wohl nicht mit Unrecht auf deutsche Einflüsse zurückführen. — Im Grunde ist dieser zweite Umstand beachtcnswerthcr als der erste, der mehr die Scelenlunde angeht: aber auch er verleiht ihren Werken mehr als Erscheinungen der eigentlich französischen Dichtung Werth, denn als solchen, die der großen Weltliteratur angehören. Betrachtet man ein übersetztes Werl als eine Bereicherung der eigenen Literatur, so kann man eigentlich ein Bedürfnis; gerade nach diesem Zuwachs nicht anerkennen: denn was jencn Dichtelgenossen eben als Franzosen «igenthümlich ist, das findet sich bei den meisten deutschen Dichtern als ganz natürlich, bei vielen sogar in weit höherem Grade. Andererseits darf man wohl annehmen, daß der, welchen Elckmann - Chatrion als Bcstandthcil der ausschließlich französischen Literatur beschäftigt, nicht erst auf eine Verdeutschung angewiesen sein wird. — Doch um die Frage nach der Uncntbehrlichcit dieser Uebertragung fallen zu lassen — eine Frage, die bei Büchern leider stets eine akademische bleiben wird: — so werden die Werke der beiden sinnigen Erzähler in dieser Ausgabe sicherlich zahlreiche Freunde finden. Die Uebersetzung verdient Anerkennung, sie zeichnet sich durch Gewandtheit und durch ihr wirtliches Deutsch «orthcilhaft von den meisten anderen aus, die uns französische oder englische Erzähler vorzuführen pflegen. Die Ausstattung in Druck und Papier ist angemessen; nur muß der Vollständigkeit halber erwähnt werden, daß die Lieferungen (in dieser Form erscheint das Werk) nicht geheftet sind: man hüte sich also, sie voreilig aufzuschneiden. Die Einleitung liegt noch nicht vor. —ck. Lenauö Werte. Mit Biographie, Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Seit Lnau's Tode sind schon mehr als die dreißig Jahre verflossen, während deren das Gesetz den Rechtsnachfolgern verstorbener Schriftsteller das Eigenthum an dessen Werken verbürgt. Lnau ist 1850 gestorben. Es ist eigentlich einigermaßen wunderlich, daß nicht schon früher eine neue Gesamtausgabe erschienen ist, die mit den im Cotta'schen Verlage erschienenen den Wettkampf eröffnete. Man kann doch kaum annehmen, daß sich eine solche Unternehmung nicht lohnen sollte, denn Lnau hat sich

28»

H^H Nord und Süd.

eine ganz außerordentlich Frische bewahrt und wirkt noch heute und wird noch heute viel gelesen. Das ist der Lohn für das Sichversenken in die Natur: wie diese nicht altert, so theilt sie auch ihren Freunden eine unverwüstliche Jugend mit. Nun endlich hat sich das Bibliographische Institut die Verjähmung zu Nutze gemacht und eine Ausgabe der Werke Lenau's erscheinen lassen. Die Leserwelt aber hat bei dieser Zögerung so viel gewonnen, daß sie sich nicht zu beklagen brauchen wird, denn diese Ausgabe ist mit einer solchen Sorgfalt in das Werk gesetzt und entspricht auch im Uebrigen so allen Anforderungen, die man an ein Buch dieser Art zu stellen gewöhnt ist, daß schwerlich noch etwas zu wünschen übrig bleibt. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß die Sammlung alle irgendwie veröffentlichten Dichtungen Lenau's umfaßt. Außerdem aber sind, wo es nöthig erschien, erklärende Anmerkungen beigelegt, die auch, soweit sich das feststellen ließ, über Veranlassung, Abfassungszeit und Bestimmung der einzelnen Gedichte Aufschluß geben. Bei den größeren Dichtungen, dem Faust, Saubarn, den Albigen, erweitern sich diese Erläuterungen zu sehr umfangreichen, verständig und zweckmäßig geschriebenen Einleitungen. Ihr Verfasser, jedenfalls derselbe, der die das Werk eröffnende Lebensgeschichte geschrieben, hat sich nicht genannt; man weiß also nicht, wem man seinen Dank für diese verdienstliche Arbeit auszusprechen hat. Jene Lebensgeschichte ist übrigens ein Werk großen Fleißes: die vorhandenen Quellen, in erster Reihe die Schrift, welche Lenau's Schwager veröffentlicht hat, sind vollständig benutzt und vielfach und wesentlich ergänzt worden. Die traurige Geschichte Lenau's liegt ja noch nicht so weit hinter uns, daß nicht Mehr andre Zeugen als Bücher und Zeitungsartikel aufzurufen waren: es haben sich noch lebende Zeugen gefunden und auch mancherlei Handschriftliches, was sich als werthvoll erwiesen hat. Dadurch erhält dieses Buch einen Werth, der weit über den der landläufigen Volksausgabe hinausreicht! wer sich mit Lenau beschäftigen will, wird unter allen Umständen diese Lebensgeschichte zu benutzen haben. Und wenn natürlich auch in den Hauptzügen des Bildes, das man sich bisher von Lenau und seinen Weilen vorgestellt, kaum etwas zu verbessern sein wird, so scheint sich doch die Beleuchtung hie und da wesentlich zu ändern. Was wir bisher von Lenau wußten, das hatten uns der Hauptsache nach seine nächsten Verwandten und besten Freunde übermittelt. Auf Schilderungen aus solcher Quelle wirken dann immer allerlei durchaus berechtigte Rücksichten ein: Manches wird unterdrückt, Anderes gefärbt. Das ist, wie gesagt, durchaus berechtigt. Wie man in das Werden nicht blicken wollen darf, damit man nicht vielversprechende Keime zerstöre, so muß man auch das Vergehen achten und in Ruhe sich vollziehen lassen. Einmal aber tritt der Augenblick ein, wo das Volk das Recht hat, über einen Mann, der so in seinem Geiste fortlebt, wie Lenau, Alles zu erfahren — wobei es ihm ja immer frei steht, in den Strom des Vergessens zurückzuwerfen, was es nicht behalten will. Und dieser Augenblick wird sich kaum länger als ein Menschenalter nach dem Tode des Betreffenden hinausschieben lassen, weil sonst zu Vieles unfindbar verloren gehen würde. Der Herausgeber hat also sehr recht daran gethan, daß er Alles ihm zugänglich Gewordene veröffentlicht hat. So auch die Namen der Leute, die durch die alten Lebensgeschichten Lenau's gingen, wie der Unbekannte im Zopf lustspiel. Diese Namen thun ja für die Meisten durchaus nichts zur Sache, und man wird sich jedenfalls in weiteren Kreisen um diese Enthüllungen wenig kümmern; aber es ist doch immer gut, wenn dergleichen ein für allemal festgestellt ist: in diesem oder jenen« Falle kann es doch einmal Werth bekommen, und bis dahin gewährt es den Leuten, für die Geschichte aus Namen und Zahlen besteht, Freude und Beschäftigung. — Sehr dankenswerth!) ist auch der Anhang, der eine Anzahl von Aeußerungen Lenau's, Briefen oder Gesprächen entnommen, enthält. Es findet sich viel des Kennzeichnenden darunter, und es ist gut, wenn diese Dinge erhalten bleiben. Häufig liest man, wie im Folgenden, die treffendsten Vergleiche: „Die Schauspieler haben zu viel Accent; sie haben einen solchen Urberfluß daran, daß sie ihn gar nicht unterzubringen wissen und auf Alles den Accent legen. Es geht ihnen damit, wie den Katzen mit ihren Jungen,

Vibliographie. H<5

1>>e sie überall herumschleppen und zuletzt doch am unrecnten Orte niederlegen." — Neber die Ausstattung braucht erst nicht viel gesagt zu werden: die Ausgaben des Bibliographischen Institut« sind ja belannt genug. In Anbetracht der außerordentlichen Billigkeit des Buches ist Druck und Papier vollauf befriedigend. Ausgezeichnet ist der Einband, Halbfranz, allem Anscheine nach sehr dauerhaft, briun mit bescheidener Vergoldung auf dem Nucken: es ist ein erauickcnder Gegensatz zu der schreienden, trügerischen Pracht der haltlosen Fabrikbände, die man sonst meist angeboten bekommt. -ob.

Tichtunn unl» Wahrheit. Poetische Versuche von Alexander Baron Pawel-

Rammingen. Leipzig, Edwin Schlömp.

Daß dieses Buch mit dem Goethe'schen nichts zu thun hat, braucht wohl nicht erwähnt zu werden: eher noch, das, der Verfasser nicht etwa der Lanzun des 19. lahrhunderts'.ist, der, glücklicher als sein Vorläufer, sich des ungetrübten Besitzes seiner Königstochter freut. Aber es ist ein Unglück, wenn Bücher so handgreifliche Erinnc» rungen wecken: man legt sich dann gar leicht einen falschen Maßstab zurecht. Allerdings wird man bei diesem gleich durch das Motto zurechtgewiesen: «s lautet heiter und bescheiden: „Vorwärts mit frischem Muth, die Lieb' ist mein Panier." Der Verfasser scheint überhaupt die Mottos zu lieben, wir haben ihrer dreizehn gezählt, was für ein Heftchcn von 111 „kurzgedruckter" Seiten ein recht anständiges Auskommen ist. Die Gedichte selbst sind übrigens anspruchslos und liebenswürdig, und wenn das Talent, das sich darin ausspricht, auch keinen Himmel zu stürmen verspricht, so wird es für Jemanden, der die Dichterei „Gott fei Dan!, nicht nöthig hat," wohl vollkommen ausreichen. —olc.

Stlzzen über Heinrich Heine. Von seiner Nichte Fürstin della Nocca. Mit drei

Illustrationen und vier Facsimile-Ncilagen. Wien, A. Hartleben.

Die „Nichte", Fürstin della Nocca geb. Embden, eine Schwestertochter Heine's, hat schon kürzlich ein Buch über ihren Oheim herausgegeben, worin sie Alles auskramte, was sie von ihm wußte: lauter Dinge, die freilich von andern Leuten schon besser erzählt worden waren, die aber natürlich in dem Munde einer so berufenen Zeugin, einer Nichte, ein ganz neues Gewicht gewinnen mußten. Die Lcscrwelt war gutmüthig genug, sich diefe Gcschichtchen und Anclldötchcn — alle durchaus glcichgiltigcr Natur — noch einmal erzählen zu lassen, und daraus hat denn die Fürstin della Nocca die Berechtigung hergeleitet, der ersten Sammlung diese zweite nachfolgen zu lassen. Warum «uch nicht? Was sie berichtet, hat durchaus keiner! Werth — aber es werden ja in Deutschland so viel überflüssige Bücher gedruckt! Sie schreibt schlecht, und man hat, lvenn man sie liest, fortwährend den Eindruck, daß sie von ihrer Wichtigkeit und ihrem Witze auf das Innigste durchdrungen ist — aber auch das hat in Deutschland noch "Niemanden verhindert, einen Verleger zu finden, am wenigsten, wo es sich um Frau-bnsereien handelte. So erzählt sie denn eine ganze Anzahl Gcschichtchen vom Oheim Salomon Heine, die alle auf den Preis von dessen — übrigens allgemein anerkannter — <Yroßmulh hinauslaufen, von dem großen Brande in Hamburg 1842, von einer Menge anderer Dinge, die Heine ungefähr^cbenso nahe angehen, und glücklich auch Einiges über diesen selbst, wozu sie wahrscheinlich durch das Lesen guter Niographieen angeregt lvordcn ist. Denn wie hätte sie sonst diese Dinge nicht in ihrem ersten Schriftchen erwähnt haben sollen? Oder erschienen sie ihr damals zu belannt? — Sie könnte Recht gehabt haben. Einem entschiedenem Nedürfniß entsprechen auch die beiden längeren Ercursc über Meißner und Gutzkow, lieber diesen macht sie unter Anderen die über-raschende Mittheilung: „Er war ein geachteter Schriftsteller". Bezeichnend ist die Vorrede, und da sie kurz ist und entschieden Verbreitung verdient, mag sie »<s Probe Hier stehen: „Ferdinand Hill«, der berühmte Eomponist, schrieb mir einst in mein Album: „Die schönsten Melodien sind diejenigen, die nie aufgeschrieben werden'. Ich

H^6 Nord und Süd.

wende diesen Satz auf diese Vorrede an und hoffe, daß meine Leser mir dafür dank»
bar sein werden, Fürstin della Rocca geb. Vmbden-Heine." Mancher, der das ganze
Buch gelesen, hätte vielleicht gewünscht, der Frau Fürstin noch dankbarer sein zu dürfen.
Tic Freiherren von Weitzenbura. Eine historische Erzählung aus der Geschichte
Berns im 14. Jahrhundert. Von Urs Saturnin. Thun, I. I. Christen.
Es ist möglich, daß diese Geschichte in der Gegend, wo sie spielt, Theilnahme
erweckt. Aber Bern ist ein gar kleines Vaterland — und außerhalb dessen wird sie
wohl Wenige erwärmen. Diese unglücklichen historischen Erzählungen! Wir haben
schon an denen der wirtlichen Dichter mehr als zuviel; und wenn nun die immer zu-
nehmende Vctheiligung des Unberufenen die schon herrschende „Uebcrproduccion" noch
vermehrt, so wird die „Gcschäfts Crisis" wohl nicht lange auf sich warten lassen. Von
Urs Saturnin nur eine Probe — wie sich zur Zeit des 14. Jahrhunderts die „schönen,
stattlichen Ritter" auszudrücken und vornehmlich einem jungen Mädchen vorzustellen
pfl egten: „Eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Plötzlich erschrak sie, ein schöner,
stattlicher Ritter stand vor ihr und sagte: Nun, mein holdes Fräulein, Sie machen
lein besonders fröhliches Gcsichtchen zu unserer schönen Feier, doch — was sehe ich —
eine Thräne glänzt sogar in Ihrem Auge — was trübt denn den blauen Himmel
Ihres Auges, wenn man fragen darf, meine Gnädige — ist es dem Venncr Ncnd-
fchatz zu fragen erlaubt?" Woraui man zu feiner Ucberraschung ersieht, daß es im
Verner Ländchcn im 14. Jahrhundert bei Turnieren genau so zuing, wie heutzutage
etwa beim Stiftungsfest eines kaufmännischen Vereins. Man kann doch aus Historischen
Erzählungen etwas lernen! Uebrigens versichert der Verfasser, daß alles historische
aus den „neuesten Geschichtsqucllen und alten trefflichen Werten" entnommen ist, daß
die Namen alle geschichtlich sind, die vorkommenden Würdenträger ihre Stellen wirtlich
bekleidet haben. Auch für ihren Charakter und ihre Handlungsweise weiß er die
neuesten Gcschichtsquellen anzuführen — man kann also das Buch mit dem beruhigenden
Gefühle lesen, daß der Verfasser sich um seine Sache wirklich viel Mühe gegeben —
und die Heiterkeit ist um so größer. —ok.

hannibal Trauerspiel in fünf Aufzügen von Johann N. Preycr. Wien, Carl
Gerolds Sohn.

Das Stück beginnt mit der Besetzung Capua's durch dm Helden und führt dann
die Handlung ehrlich, mit ziemlich treuer Anlehnung an den geschichtlichen Gang, bis
zu Hannibals Selbstmorde weiter. Es ist eines der gewöhnlichen Lesedramen: nirgends
verrät h sich ein echt dichterisches Feuer, aber man fühlt sich auch nirgends durch eine
zu grobe Ungeschicklichkeit verletzt. Aufgeführt kann dieser Hannibal natürlich nicht
werden. Hin und wieder glaubt man Spuren vom Studium Shakespeares zu finden,
so gleich im Anfange, der lebhaft an den des Caefar erinnert — nur daß der Hannibal
eben von Prcuer ist. —ok.

Ter letzte Wendentönig. Romantisches Gedicht von Johann von Nildeniath.
Leipzig, A. G. Liebcs lind.

In der Vorrede führt der Verfasser aus einer Abhandlung von R. Gosche eine
Stelle an, wonach dieser annimmt, daß auch nach der Unterjochung durch die Deutschen
die Wenden Könige gewählt hätten, deren Einfluß wohl in der Art sich geltend gemacht«
haben wird, wie der des heimlichen Gerichts in Immcrrmann's Münchhausen. „Einmal
erscheint vor dem Erlöschen des wendischen Fürstenthums einer seiner Träger halb-
lenntlich: in den bewegten Zeiten der Bauernkriege . . . lieber ein Jahrhundert später
führt aber die Sage seine Gestalt noch einmal herauf". Daran hat Wildcnrath feine
Erfindung angeknüpft. Nicht gerade in ihr möchten wir den Vorzug des Gedichtes
suchen. Es ist die ziemlich alte Geschichte von dem jungen Helden, der zum Könige

Vibliographie. Hl.?

gekrönt wird, weil die Mach« unter ihm ihn Rechnung zu finden hoffen; dessen jugendliche Raschblütigkeit natürlich ihre Berechnungen zu Schanden macht, der sich bann selbstverständlich in die Tochter eines möglichst hochstehenden Erbfeindes verliebt und sich schließlich in allen diesen Verwickelungen so tief verstrickt, da« er rettungslos unter dem Beileid des gefühlvollen Lesers zu Grunde geht. Das ist das alte Gerippe, das mit den verschiedensten Häuten überzogen, schon tausendmal üb« die Bühne gewanlt ist. Erblickt man nur seine Nasenspitze, so sieht man dem Kommenden mit Sicherheit und Ruhe entgegen. Aber Wildenraths Gedicht zeigt wirklich manche schätzenswerthen Eigenschaften: er stellt seine Gestalten sich« und deutlich hin und stattet sie mit einem angenehm gemäßigten Realismus aus, wie es der Art feines Werls entspricht. Er schildert gut und anschaulich und hat sich einen anziehenden Hintergrund — den Spreewald — für seine Handlung ausgesucht. Dieses schöne, leid« jetzt größtentheils verwüstete Fleckchen Erde «weist sich immer wieder dankbar für den Dichter, der seinen Boden betritt. Auch die Sprache ist edel und ebenmäßig; nur vermißt man manchmal jene Wärme, die sich dem Leser mittheilt — od« sollte das am Stoffe liegen? — Die Verlagsbuchhandlung hat sich wied« einmal selbst übertroffen. Man nimmt ihre Bände immer mil Freude in die Hand, aber dieser ist wirklich ein Muster vornehm einfach« Ausstattung, dessen Gleichen man in Deutschland leid« nur wenige finden wird. Druck und Papier entsprechen den bekannten altern Verlagswerken! diesmal ist aber der Einband besonders schön: in dunklem Grün, mit schwarzem Muster gepreßt, auf dem Vorderdecke! ein schmales Goldrahmchen und auf dem Rücken die zierlichsten zartesten Ranken. Der verwöhnteste Liebhaber kann das Buch so in seine Bücherei einstellen. Die Ausgaben von Liebeleind reihen sich den guten französischen durchaus ebenbürtig an. Hoffentlich dienen sie dazu, den barbarisch prunkliebenden Geschmack in Deutschland zu verbessern und zwingen so auch andere Verleg« zur Nachfolge. Noch besser wäre es freilich, man entwöhnte sich in Deutschland der unmündigen Art, die Bücher gleich gebunden zu laufen, in Folge wovon die einzelnen Büchereien fast jede Eigenart verlieren. —oll.

Realltxilon der dnttschen Alterthümer. Von E. Götzinger, Leipzig, Woldemar Urban.

Das verdienstvolle Unternehmen, auf das wir bereits wiederholt hingewiesen haben, ist gegenwärtig beim 11. Hefte angelangt, das dm Buchstaben M ziemlich vollständig umfaßt. Gerade dieses Heft enthält eine ungewöhnliche Anzahl der interessantesten Artikel. Wir heben nur die größeren heraus: Malerei, Maricncultus, Meistcigcsana, Miniaturmalerei, Mönchswesen, Münzwcsn u. a. Da die größere Hälfte des Werkes nun fchon vorliegt, so darf man wohl hoffen, das wirklich sehr brauchbare Buch noch im Laufe dieses Jahres abgeschlossen zu sehen. —olc.

Austriaca, Betrachtungen und Streiflichter. Leipzig, Duncker und Humblot.

Das Buch hat bei feinem Erscheinen ein gerechtfertigtes Aufsehen erregt, das sich noch wesentlich gcsteignt hat, als man erfuhr, w« d« Verfasser war. Ludwig von Oppenheim, ein in böhmischen Landen weit begütert« Mann, nimmt in dem öffentlichen Leben Ocstcrrreichs eine so angesehene Stellung ein, daß ein Gedanke doppelte Bedeutung «hält, wenn er aus seinem Munde hervorgeht. Doch, wie gesagt, es hätte des persönlichen Gewichtes gar nicht bedurft: die hier vereinzelt Aufsähe betreffen so ernste Fragen und behandeln sie so verständig, daß, mag man die darin niedergelegten Auffassungen nun gelten lassen od« bestreiten wollen, jedenfalls Stellung dazu nehmen muß. Uns Norddeutsche geht natürlich der erste Aufsatz, der sich mit Oestcricichs auswärtiger Politik beschäftigt, am Nächsten an, und man darf wohl annehmen, daß jed« Verständige mit den Ausführungen des Verfassers einverstanden sein wird. Derselbe hält Oesterreichs Lage für eine in jeder Verwicklung sehr gefährdete und befürwortet dringend den engsten Anschluß an Deutsch-

HI.8 Nord und Süd.
land als an den natürlichen und ehrlichen Bundesgenossen. Die Betrachtung selbst dreht sich zumeist um Oestcrreichs Stellung zum Osten, um die Besetzung der türkischen Gebiete und um die Feindseligkeit Rußlands, die übrigens ruhig und verständig erörtert wird. Nie folgenden drei Aufsähe: Oesterrcich und Ungarn, Der Parlamentarismus in Ocsterreich und Juden in Oesterreich liegen uns ferner: allein selbst wenn man mit den herrschenden Verhältnissen nicht eingehend oe» traut ist, fühlt man sich doch von der klaren Darstellung gefesselt und legt das Buch mit dem Gefühle aus der Hand, wirklich etwas gelernt zu haben. —ok.
Hermann Wagners Illuftrirte deutsche Flora. 2. Aufl. Bearbeitet und ver- mehrt von Aug. Garlc. Stuttgart, Julius Hoffmann (K. Thienemnnns Verlag).
Die umfangreiche Ausgabe neigt sich nunmehr ihrem Ende zu: von den in der Anlage versprochenen 20 Lieferungen sind 18 erschienen. Man wird damit ein sehr brauchbares Buch in die Hand bekommen, das Pflanzcnfrcundcn sicherlich viel Dienst erweisen wird. Schcitzenswcrth smd die sehr zahlreichen Abbildungen, die überall das Nöthigc deutlich und scharf vor Augen führen. Der Preis des Buches ist ein sehr niedriger. —ck.
NorÄlandsfahrte«. Malerische Wanderungen ic. Leipzig, Ferdinand .Hirt und Sohn.
Die vorliegende zwanzigste Lieferung behandelt die Südwcstküstc Englands. Eine Gegend wilder Kreidefelsen, an denen unter dem Hauche des Occcms die Fluth unauf- hörlich emporschäumt. Aber auch ein sonst sehr anziehendes Land: die Städtchen altcrthümlich, malerisch, und die Bewohner dessen Gleichen — auch fast wie Reste aus uralter Zeit. Die Illustrationen erwecken davon eine recht lebhaftc Vorstellung, sie sind anschaulich und sehr gut geschnitten. Den Text dieser Lieferung hat Francis Vrocmcl geschrieben. —ek.
^n äio Nsaactiün von „,«<«'<! UN«! 8ll<!" 2ni Lozni-Lonunz «inzo^nzon« Lü<:n«i, all«!«!', Dl. (^'1, vi« l>ll„onliAM im ziitwl- altsi-, lüKi„z;«Q 1882, II, ^unn'zoll» Lucn- 8<,llü.'
P»!K», Nlize, ?roun,lzou^lt«-Hlbnm, l.»in?>l. l,icnt N»V»!»!>U!'», ?n!r, l'IKl, (j<>«z«r von, ünko»« Munt?,'. H.iK<?N, Uiläor »u» der Hsnt^cnon Luitor^zonickW. l. 2<l. l>lz, 4. II. 2,1. l^tz. 2. l^ip^iz, ^olmne^ l,onin»ni>. « 8«!>«»««, Di. l)ämu»,l, Kin«!i^ uuH r<>UF>ilI>r«z. H,l!>it!inn«r, l^oipxiss, ^>,l>lcmHr Urd^n. l 8l»ud, l^uii^iz, 8lwz«rKliuz in lin,!, Ltutt^uit, »nioio, 8wttallN, ^Äml ljonx ^ 0«. '8«l«l«>', Karl, ^Vimäel-oi«. FWU^irrt, H,äuU 8c!ivllmine, K»il,oiÄ»nwiii, H.uss. Uattlxiläz ! X»uss>n»!>n, Nnxo, H, No(;lli»it in <lw 2«lz5. Kenn!», i:, Ui^l nnä Noigsr. XUIn, lIninrick 8t!!fri«!!.^!!lin!»!», vr, II. ür»s, nnH ll!l!»!>-, lnoizmuz, l'ml. llr, 2»rn!l»lll, Di« Uolioulnüsl!! nnH <!>« K»»n>n>n>!» K»c>5ii»nni«lln?z l.ox!!<!>l> äo« vouw^nsn ^ ,l«»t«cl>o Vnw!l«»!. l.<ss, 22. 23. 2>. ziüuükou, ü»s<!!l>N!!sl>!!st>!!. l^lss. 2l. l^«ii!»z, i'or<linlu>H l»ul»<!!>, liKN^ott, 8cn»nri!>ur<?, l.lz. lli—ls Hirt Hi 8»UQ, Li>»tri»n^ l.s^, 7—12, LtnU^urt, lliozor «cli« üb«!'!«!»!»!', Wcn»i>l, l'wmuo VNIlisr. l.lz, 9—lß. «»!>«r, Noolss, ^Ul?»!»u«in« >,V«!tz«zenio>>t<,, l^'z;, 3.4.5. l^uii^w, Vilnolin 3u8«w>»!ii!. Hulio»»», Nl»n« v., iQSMütizcKor l^oitt»<l«n äurrr Hi« Änzilc 6»« l'-rrzifa!. l<sin«z, Druck und Verlag von 5. 2cho!t!ae!>der in Ariilan. Unberichtigler Nachdruck aus dem Inhal! dies» lciischrift unterlag!, Ueberftyungsrecht vorbehalten.